

Siegfried Kanngießer

**GESAMMELTE MANUSKRIPTE UND TEXTE AUS DEM NACHLASS.
ERGÄNZUNGEN ZU DEN „ALTERNATIVRÄUMEN DER SPRACHDYNAMIK“**

Herausgegeben von Utz Maas

Bearbeitet von Andreas Bulk

EDITORISCHE BEMERKUNGEN ZU DEN ELEKTRONISCH ZUGÄNGLICHEN DATEN

An dieser Stelle werden nachgelassene Texte Siegfried Kanngießers zugänglich gemacht, die in den „Alternativräumen der Sprachdynamik“ nicht abgedruckt sind. Sie sind, weitgehend entsprechend der Vorgabe von Kanngießers selbst in fünf Abteilungen aufgeteilt.

Teil I enthält alle Texte, die direkt zu den „Alternativräumen der Sprachdynamik“ gehören, die aber nicht in die Buchveröffentlichung mit aufgenommen worden sind. Es handelt sich insbesondere um nicht-fertige, fragmentarische Abschnitte. Über die genauen Kriterien der Auswahl und die Zusammenstellung im Buch kann sich der Leser dort in den Editorischen Bemerkungen informieren. Die hier enthaltenen Teile dienen der Vervollständigung der Buchveröffentlichung des Kanngießerschen Werkes.

Teil II trägt den Titel „Limitationen der Linguistik“ und ist eine Sammlung von Texten, die Kanngießers offensichtlich als Buch geplant hatte. Das Manuskript enthält ein Titelblatt, ein Inhaltsverzeichnis und ein Vorwort und kann somit als ein weit fortgeschrittenes Buchprojekt angesehen werden. Es handelt sich im weitesten Sinn um wissenschaftstheoretische Texte, die sich mit der Stellung der Linguistik als Wissenschaft befassen.

Teil III trägt den Titel „Diversifikationen der Disziplinen“ und ist ebenfalls eine Sammlung von Texten. Auch dieses Manuskript enthält ein Inhaltsverzeichnis und ein Vorwort und sollte offensichtlich das Manuskript zu einem Buch sein, das zur Veröffentlichung gedacht war. Die Texte befassen sich ebenfalls mit dem Selbstverständnis der Linguistik, aber eher aus einer wissenschaftspolitischen Perspektive heraus. Insbesondere behandelt Kanngießers in diesen Artikeln die Abgrenzung der Linguistik von der Literaturwissenschaft einerseits und der Kognitionswissenschaft andererseits. Eine fast identische Textsammlung hat Kanngießers unter dem Titel „Diltheys Disziplinen“ zusammengestellt. Lediglich im Anhang zu diesem Manuskript befinden zwei kurze Texte, ... , die nicht in den „Diversifikationen“ stehen. Ich habe sie daher in einem Anhang B an die Diversifikationen angehängt. Desweiteren ist der Text „Verschiedenes, auch eine Marx-These betreffend“ nur in den „Diversifikationen“ zu finden, nicht aber in „Diltheys Disziplinen“.

Im Teil IV befindet sich eine Textsammlung, die als Dateiname „Hybridspektrum“ trägt, weshalb ich diesen Begriff hier als Titel übernommen habe. Dieses Manuskript besteht selber aus drei Teilen, enthält aber noch kein Inhaltsverzeichnis und kein Vorwort, so dass nicht eindeutig ist, ob Kanngießers dieses Manuskript als Veröffentlichung gedacht hat. Auch in diesem Manuskript befinden sich einige Texte, die bereits an anderer Stelle, insbesondere in den „Limitationen“, zu finden sind. Diese sind als solche markiert worden, während die Texte selber nicht mitaufgenommen wurden, da sie in den anderen Teilen nachgelesen werden können. Ich habe aber im Text selber Verweise auf die entsprechenden Stellen gemacht.

Der letzte Teil V schließlich ist eine ungeordnete Sammlung aller möglichen kleinerer und größerer Texte, die teilweise sehr fragmentarisch sind, sich teilweise aber auch in einem fertigem Zustand befinden. Für diese Zusammenstellung ist nicht Kanngießers verantwortlich, sondern der Bearbeiter.

Die Inhaltsverzeichnisse zu allen Teilen, zu denen es eines gab oder zu denen es sinnvoll war, eines zu erstellen, entsprechen insofern Kanngießers Intentionen. Doppelte Texte sind aber nur einmal bereitgestellt. An der Stelle, an der ein Text herausgenommen wurde, findet sich ein Verweis auf die Stelle, an der der Text jetzt zu finden ist, so dass der Leser diesen dort nachlesen kann und zugleich nachvollziehen kann, welche Texte Kanngießers als Einheit betrachtet hat.

Andreas Bulk

TEIL I: ALTERNATIVRÄUME DER SPRACHDYNAMIK (FRAGMENTE UND ENTWÜRFE)

Inhalt:

4.6 Exkurs zur Algebra der UG-Filterfunktionen.....	3
3.7 Terminaldynamik	6
3.8 Grammatizitätsdynamik	6
3.9 Voraussetzungen der Filterschaltungen.....	9
5.9 AUS-Alternation und OBL-Alternation	9
6 L-POTENZIALITÄT UND L-AKTUALITÄT	18
6.1 Potenzielle L-Strukturen und aktuelle L-Strukturen	18
6.2 Grammatizitätsdynamik	23
6.3 Zyklizität der Grammatizitätsdynamik.....	29
6.4 Z-Prinzipien der (L/ℓ)-Dynamik.....	31
6.5 Auslöser der UG-Schaltungen.....	38
7 DYNAMIK DER L-PERIPHERIE	43
7.1 Zentrale Grammatizität und periphere Grammatizität.....	43
7.2 Formation der L-Peripherie	43
7.3 Peripherien der V2-Struktur	48
7.4 Residuen der Grammatizität	51
7.5 Exkurs zur phrasalen Petrifizierung	52

TEIL II: LIMITATIONEN DER LINGUISTIK. STUDIEN ZUM SPEKTRUM DER SPRACHERKLÄRUNG

Inhalt:

VORWORT.....	3
EINLEITUNG ODER ORIENTIERUNGEN ZUR LINGUISTIK.....	5
1 Linguistik-Traditionen und Linguistik-Konzeptionen.....	5
2 Erstes Grundfragen-ABC der Linguistik.....	10
3 Wege zur Spracherklärung	12
4 Diskrepanzstrukturen des Sprachwissens.....	15
5 Zweites Grundfragen-ABC der Linguistik.....	18
JENSEITS DER DE SAUSSURESCHEN SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN	23
X-GRÖSSEN DER SPRACHKAPAZITÄT.....	24
VORAUSSETZUNGEN DES SPRACHGEBRAUCHS	30
VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS.....	34
1 Erweiterte Invertierung des Turing-Tests.....	34
2 Substitutions-Replik auf das Chinesische Zimmer.....	36
3 Sprecher/Hörer-Modelle.....	37
4 Diesseits und jenseits des Chinesischen Zimmers.....	39
5 Diskrepanzstrukturen des Wissens	41
INDIVIDUELLE SPRACHKENNTNISSE UND KOLLEKTIVE SPRACHKENNTNISSE	45
BEMERKUNGEN ZUM PRINZIP DER AUSDRÜCKBARKEIT	46
1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf	46
2 Spektrum der Ausdrückbarkeit.....	47
STICHWORTE ZUM (I/I)-FILTER	50
1 Davidsons These, rekapituliert und kommentiert.....	50
2 (i/i)-Filter	53
3 Spektrum der Sprachperformanz.....	55
EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN	58
1 Basiselemente der Stilistik	58
2 Quasireihen der Expressionsqualifikation.....	61
PROSPEKT DES PRO-THEOREMS	65
LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN	69
1 Domänen der Forschung	69
2 Weserüberquerung.....	70
3 Sprachdisziplinen	71
4 CP/IP-Hypothese und DC-Hypothese	72
5 Prof. Dr. Rinaldo M., Mitglied des Senats der Universität Osnabrück	75
GROBGRAMMATIK ODER ELEMENTE EINER SPRACHENHIERARCHIE	78
ANHANG.....	81
Betrachtungen zum E-Spiel.....	82
RANDNOTIZEN ZU APHORISMUS 6.52	83
Nachweise	84
LITERATUR.....	85

**TEIL III: DIVERSIFIKATION DER DISZIPLINEN.
SKIZZEN ZUR UNIVERSITÄTSPOLITIK UND UNIVERSITÄTSSTRUKTUR**

Inhalt:

Vorwort (nicht vorhanden)

VERSCHIEDENES, AUCH EINE MARX-THESE BETREFFEND	3
REFLEXION ÜBER DAS ENDE DER SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN	10
BEMERKUNG ÜBER ERFAHRUNG UND ERKLÄRUNG.....	18
CHEMNITZER THESEN ZUR WISSENSCHAFTSFORMATION	24
AUSSERHALB DER WISSENSCHAFTEN	29
RÜCKBLICK AUF EINEN UNMÖGLICHKEITSBEWEIS.....	32
DISPUT ÜBER DILTEYS DISZIPLINEN I.....	33
1 Kommentar zu Stegmüllers Szenario	33
2 Disziplinäre Bestände der Dienstleistungsuniversität	41
3 Legitimationspotenziale der Geisteswissenschaften	49
FREMDKÖRPER LINGUISTIK, VON INNEN UND AUSSEN BETRACHTET	52
DISPUT ÜBER DILTHEYS DISZIPLINEN II.....	61
1 Zwischendisput über Kognitionswissenschaft	61
2 Interpretationsflexibilität	71
3 Stagnation der Hermeneutik.....	72
RANDGLOSSEN ZUR IDEOLOGIEKRITIK.....	76
1 Zum Beispiel das WM-Wir	76
2 Voraussetzungen der Ideologiekritik.....	76
3 Ideologiekritik und Wissenschaft.....	79
STICHWORTE ZUM FALL DER GEISTESWISSENSCHAFTEN	80
RÜCKBLICK AUF JAKOBSONS PROGRAMME	86
ANHANG A.....	96
TUTZINGER IDIOSYNKRASIEN ZUR UNIVERSITÄTSREFORM	97
ANHANG B (AUS DILTHEYS DISZIPLINEN).....	100
BESUCH IN DER MÜHLE.....	101
1. PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL	104

Literatur (nicht vorhanden)

TEIL IV: HYBRIDSPEKTRUM

Inhalt:

1	<i>DIESSEITS UND JENSEITS DER UNIVERSALGRAMMATIK</i>	1
	LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN (siehe LIMITATIONEN).....	3
	X-GRÖSSEN DER SPRACHKAPAZITÄT (siehe LIMITATIONEN)	4
	STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE	5
	SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK	17
2	<i>DYNAMIK DER GRAMMATIZITÄT</i>	24
	VORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSALGRAMMATIK.....	25
	1 UG-Eingabe, UG-Struktur, UG-Ausgabe.....	25
	2 UG-Resistenz.....	27
	3 L-Performanz und L-Kompetenz	28
	4 Paradoxie der (P+K)-Konfiguration	30
	5 Rückblick auf die Geschichte der generativen Grammatik	32
	6 Paradoxie der X-Umgebungen	35
	7 L-Phylogenese	37
	MODALRÄUME DER SPRACHDYNAMIK	40
	1 Räume der L-Dynamik.....	40
	2 Kripke-Systeme	42
	3 Brouwersche Fundamente der I-Sprachdynamik	44
	MODALITÄTEN DER L-DYNAMIK	46
	1 Implikationen der UG-Parametrisierung	46
	2 V2-Konstellation	49
	3 Schaltungen des DC-Filters	50
3	<i>HYBRIDSPEKTRUM DER SPRACHKAPAZITÄT</i>	54
	STICHWORTE ZUM (i/i)-FILTER (siehe LIMITATIONEN)	55
	NACHTRÄGE 2003 ODER HYBRIDITÄT DER SPRACHPERFORMANZ	55
	KOMPLEMENTSTRUKUREN DER SPRACHFORMATION	57
	1 I-Sprachformation und S-Sprachformation	58
	2 Grenzen der Universalgrammatik.....	60
	3 Elemente der S-Sprachformation	64
	4 Sprachqualifikationen.....	69
	5 Komplementärelemente der Sprachstruktur	72
	EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN (siehe LIMITATIONEN).....	77
	ANHANG (VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS, siehe LIMITATIONEN).....	78
	LITERATUR.....	79

TEIL V: SAMMLUNG WEITERER TEXTE

Inhalt:

ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION I	3
1 UG-Determination der I-Sprache	3
2 CP-System und IP-System	3
3 Transformationsdomänen.....	3
4 F-Transformation und X-Transformation.....	5
5 L-Notwendigkeiten und L-Möglichkeiten.....	5
ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION II.....	7
1 UG-Implikationen und UG-Limitationen.....	7
2 Attribute	7
3 Fundamente der Attributivgrammatik	7
4 Attributivgrammatik	11
5 Potenzielle Grammatizität, Grammatizität, partielle Grammatizität	17
6 Alternativräume der Grammatizität.....	17
7 Dynamik der Grammatizität	17
FILTERALGEBRA DER UNIVERSALGRAMMATIK	18
FORMATIONSBEDINGUNGEN DER L-PERIPHERIE.....	20
KOMPLEMENTSTRUKUREN DER SPRACHFORMATION	22
1 I-Sprachformation und S-Sprachformation	24
2 Grenzen der Universalgrammatik.....	25
3 Elemente der S-Sprachformation	29
4 Sprachqualifikationen.....	35
5 Komplementärelemente der Sprachstruktur	40
EXTREMKONZEPTION DER L-DYNAMIK	44
STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE.....	48
SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK	61
NULL-ERKLÄRUNG DER V2-FORMATION.....	68
MODALITÄTEN DER UG-UMFORMATION.....	70
I-SPRACHEN, E-SPRACHEN, S-SPRACHEN.....	107
INTERAKTION, KOMMUNIKATION, INTENTION	112
1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf	112
2 Spektrum der Ausdrückbarkeit.....	113
3 Wohlgeformtheit und Wahrheitsfunktionalität.....	115
PROSPEKT DER PERSPEKTIVE DER PHILOSOPHIE	116
G-KENNTNIS UND Q-WISSEN	120
STICHWORTE ZUR PRO-KONTROLLE I.....	122
BEMERKUNGEN ZU EINEM BRENTANO-GEDICHT	124
Teil A. Textmaterial und Textformation	124
TeilB. Satzkommutativität und Textkommutativität.....	130
Teil C. Literarität und Kommutativität.....	135
KOORDINATIONSDYNAMIK UND KOORDINATIONSTRUKTUR.....	145
1 Sprachveränderung, Sprachaktualität, Sprachverstehen.....	145
2 Konjunktive L-Koordination und konjunktive R-Koordination.....	148

3 Koordinationskontingenzen.....	154
4 Koordinationsdetermination und Koordinationsdiversifikation.....	156
EINLEITUNG ODER EINFÜHRUNGEN IN DIE PHILOSOPHIE	162
Herr F und Herr C und Herr H	162
IN LEIBNIZ‘ MÜHLE.....	164
1.PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL	164
SATZ UND TATSACHE, AKTIV UND PASSIV, WOHLGEFORMTHEIT UND WAHRHEITSFUNKTIONALITÄT.....	165
STICHWORTE ZU DEN AUFGABEN DER SEMANTIK.....	166
THESEN ZUR PERSPEKTIVE DER LINGUISTIK	171
1. Orientierungen zur Linguistik	171
2. Gewichtungen der Probleme	171
NORMALISIERUNGSÄNGSTE ODER SCHALKE 04-ELEMENTE.....	175
KRITIK EINER FUNKTIONSERKLÄRUNG DER KATEGORIENDYNAMIK.....	178
JANUS-STRUKTUREN ODER FÄCHER UND DISZIPLINEN	183
STICHWORTE ZUR ENTWICKLUNG DER KOGNITIONSWISSENSCHAFT	189
REFLEXIONEN ZUR LINGUISTISCHEN EMPIRIE.....	195
DIENSTLEISTUNGSFAKULTÄTEN ODER ENDE DER ORCHIDEENZEIT.....	211
SZENEN AUS DEM LEBEN DES FB 7 DER UNIVERSITÄT ZU O.	212
REFLEXIONEN ZUR THEORIE DES ARTIKULATORS	216
SCRIPTORS BEFUND ODER ARTEN DER LITERATURBETRACHTUNG.....	225
PROLEGOMENA ZUR PARATAXENSYNTAX UND PARATAXENSEMANTIK	233
MCCARTHY’S THERMOSTAT AND SEARLE’S ROOM.....	243
1 Physical Systems and Mental Systems.....	243
2 Thermostats	244
3 Mixed Systems	244
4 Instances and Persons.....	246
References	248
SPRACHFUNKTIONEN, SPRACHSTRUKTUREN, SPRACHPROZESSE.....	249
1 Sprachaktualität, Sprachdynamik, Sprachpotentialität.....	249
PRÄFORMATIONEN DER SPRACHQUALIFIKATION.....	251
1 Hybridizität der Sprachkenntnis.....	251
2 I-Kenntnisse.....	252
3 E-Kenntnisse	252
WEGE DER NATURALISIERUNG DER ÄSTHETIK	253
LITERATURNACHWEIS.....	255

Siegfried Kanngießer

Alternativräume der Sprachdynamik

(Fragmente und Entwürfe)

Editorische Anmerkung

Bei den folgenden Texten handelt es sich um die Abschnitte und Kapitel, die direkt zu dem Buch „Alternativräume der Sprachdynamik“ gehören, aber nicht mit diesem veröffentlicht wurden. Sie sind so, wie sie vorliegen, von Kanngießer als Abschnitte oder Kapitel des Buches geplant gewesen, aber aufgrund ihres fragmentarischen Charakters vom Herausgeber und Editor nicht in die Veröffentlichungsversion mitaufgenommen worden. Kapitel 6 und Kapitel 7 sind von Kanngießer als eigenständige Kapitel geplant gewesen. Die anderen Abschnitte sind Teile der anderen Kapitel. Über die genaue Einordnung dieser Abschnitte kann sich Leser in den Editorischen Bemerkungen zu den „Alternativräumen“ informieren.

Juni 2006
Andreas Bulk

Inhalt:

4.6	Exkurs zur Algebra der UG-Filterfunktionen	3
3.7	Terminaldynamik	6
3.8	Grammatizitätsdynamik	6
3.9	Voraussetzungen der Filterschaltungen	9
5.9	AUS-Alternation und OBL-Alternation.....	9
6	L-POTENZIALITÄT UND L-AKTUALITÄT	18
6.1	Potenzielle L-Strukturen und aktuelle L-Strukturen.....	18
6.2	Grammatizitätsdynamik	23
6.3	Zyklizität der Grammatizitätsdynamik	29
6.4	Z-Prinzipien der (L/ℓ)-Dynamik	31
6.5	Auslöser der UG-Schaltungen	38
7	DYNAMIK DER L-PERIPHERIE	43
7.1	Zentrale Grammatizität und periphere Grammatizität	43
7.2	Formation der L-Peripherie	43
7.3	Peripherien der V2-Struktur.....	48
7.4	Residuen der Grammatizität.....	51
7.5	Exkurs zur phrasalen Petrifizierung.....	52

4.6 Exkurs zur Algebra der UG-Filterfunktionen

Es wird demonstriert, dass das System der UG-Schaltfunktionen die Struktur eines (distributiven) Booleschen Verbandes hat. Dieser Nachweis ist eingebettet in allgemeine Betrachtungen über die Mächtigkeit der Menge der UG-Schaltfunktionen und in entsprechende Betrachtungen über die möglichen Basen von Verknüpfungen von UG-Filterschaltungen.

Bislang wurden nur zwei wesentlich voneinander verschiedene Schaltfunktionen betrachtet: Schaltfunktionen, nämlich die Funktionen S.NEG und – eher beiläufig S.IDN. Aber Betrachtungen in § 4.3 haben bereits vor Augen gestellt, dass sich die Menge der UG-Schaltfunktionen nicht in den Funktionen S.NEG und S.IDN erschöpft. Insofern ist es naheliegend zu fragen, wie viele Schaltfunktionen gibt es überhaupt gibt. Die Antwort auf diese Frage wurde bereits gegeben: Es gibt es, wie in § 3.5 festgestellt, insgesamt $2^{(2^v)}$ wesentlich voneinander verschiedene v -stellige Schaltfunktionen. In Anbetracht dieser Sachlage stellt sich naheliegenderweise die Frage, ob sich diese $2^{(2^v)}$ -vielen wesentlich voneinander verschiedenen v -stelligen Schaltfunktionen auf einige wenige Arten von Schaltfunktionen zurückführen lassen. Die Antwort auf diese Frage ist wohlbekannt; sie fällt positiv aus: Eine solche Reduktion ist auf der Basis des Booleschen Normalformen-Theorems möglich. Diese Antwort wird im folgenden kurz rekapituliert.

Als die grundlegenden Schaltungen kann man die bereits thematisierte (einstellige) Involution S.NEG und zwei bereits in § 4.3 angesprochene zweistellige Schaltfunktionen betrachten. Bei diesen beiden zweistelligen Schaltfunktionen handelt es sich um die *Konjunktion* S.KON(x_1, x_2) und die *Adjunktion* S.ADJ(x_1, x_2), die durch die nachfolgend in (1) und (2) angeführten Wertetabellen gegeben sind:

(1) S.KON: O L; O: O L; L: O L

(2) S.ADJ: O L; O: O L; L: L L

Um auf der Basis der Involution, Konjunktion und Adjunktion das Boolesche Normalformen-Theorem ableiten zu können, ist es zweckmäßig, von dem nachfolgend in (3) in Standardnotation mitgeteilten Hilfssatz auszugehen:

(3) Für jede n -stellige Schaltfunktion f gilt: $f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, a_i, a_{i+1}, \dots, a_n) = (a_i \wedge f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, L, a_{i+1}, \dots, a_n)) \vee (\neg a_i \wedge f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, O, a_{i+1}, \dots, a_n))$

Beweis. Der Beweis des Lemmas ergibt sich auf der Basis ein einer vergleichsweise elementaren Fallunterscheidung.

Fall 1. Es sei $a_i = L$. Auf der rechten Seite der Gleichung ergibt sich damit

(a) $(L \wedge f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, L, a_{i+1}, \dots, a_n)) \vee (O \wedge f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, O, a_{i+1}, \dots, a_n))$

Der erste Term der Adjunktion hat nach der in (1) angeführten Wertetabelle der Konjunktion den Wert $f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, L, a_{i+1}, \dots, a_n)$, der zweite Term hat den Wert O. Nach der in (2) angegebenen Wertetabelle für die Adjunktion hat die rechte Seite somit den Wert $f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, L, a_{i+1}, \dots, a_n)$. Eben diesen Wert auch die linke Seite.

Fall 2. Es sei $a_i = O$. Dann erhält in Entsprechung zu Fall 1 $f(a_1, a_2, \dots, a_{i-1}, O, a_{i+1}, \dots, a_n)$ als Wert der rechten Seite. \square

Offenbar erlaubt (3) es, eine Variable a_i aus der Schaltfunktion herauszulösen. Damit lässt sich das Boolesche Normalformen-Theorem wie nachfolgend in (4) mitgeteilt formulieren:

(4) Jede Schaltfunktion lässt sich eindeutig in konjunktiver Normalform folgendermaßen darstellen:
 $f(a_1, a_2, \dots, a_n) = (a_1 \wedge a_2 \wedge \dots \wedge a_{n-1}, a_n \wedge f(L, L, \dots, L, L)) \vee (\neg a_1 \wedge a_2 \wedge \dots \wedge a_{n-1}, a_n \wedge f(O, L, \dots, L, L)) \vee (a_1 \wedge \neg a_2 \wedge \dots \wedge a_{n-1}, a_n \wedge f(L, O, \dots, L, L)) \dots \vee (\neg a_1 \wedge \neg a_2 \wedge \dots \wedge \neg a_{n-1}, a_n \wedge f(O, O, \dots, O, L)) \vee (\neg a_1 \wedge \neg a_2 \wedge \dots \wedge \neg a_{n-1}, \neg a_n \wedge f(O, O, \dots, O, O)).$

Beweis. Das Theorem ergibt sich durch die sukzessive Anwendung von (3) auf a_1, a_2, \dots, a_n . \square

Falls $f(\alpha_1, \alpha_2, \dots, \alpha_n) = O$, fällt der Term natürlich fort. – Aus (3) ergibt sich, dass sich jede Schaltfunktion als Adjunktion von κ -vielen, $0 \leq \kappa \leq 2^n$, sogenannten Mintermen darstellen lässt, wobei jeder Minterm eine n -stellige Konjunktion ist, die entweder jede Variable selbst oder ihre Negation enthält. So kann – um diesen Sachverhalt zu exemplifizieren – beispielsweise die Schaltungsfunktion $f(a_1, a_2, a_3)$ mit der nachfolgend in (5) angegebenen Wertetafel in konjunktiver Normalform wie in (6) angegeben dargestellt werden:

(5) a_1 : L O L O L O L O, a_2 : L L O O L L O O; a_3 : L L L L O O O O;
 $f(a_1, a_2, a_3)$: L O O L O L L O

(6) $f(a_1, a_2, a_3) = (a_1 \wedge a_2 \wedge a_3) \vee (\neg a_1 \wedge \neg a_2 \wedge a_3) \vee (\neg a_1 \wedge a_2 \wedge \neg a_3) \vee (a_1 \wedge \neg a_2 \wedge \neg a_3)$

Bauer und Goos (1971) ziehen die folgende Resultante aus der zuvor skizzierten Sachlage: „Insbesondere lassen sich die sechzehn verschiedenen zweistelligen Schaltfunktionen auf Negation, Konjunktion und Disjunktion (= Adjunktion; S.K.) zurückführen. Es ergeben sich

- a) je eine Schaltfunktion mit keinem und mit genau vier Mintermen, die konstant O beziehungsweise L ergeben,
- b) je vier Schaltfunktionen mit genau einem und mit genau drei Mintermen,
- c) sechs Schaltfunktionen mit genau zwei Mintermen.“ (Bauer/Goos 1971: 178). Diesem ihren Befund fügen sie die folgenden Anmerkungen hinzu: „Von den unter b) stehenden sind neben Konjunktion und Disjunktion noch besonders wichtig die kommutativen Verknüpfungen:

$\text{nor}(a_1, a_2) = (\neg a_1 \wedge \neg a_2)$ („Nor“-Verknüpfung, auch Peirce-Funktion genannt)

$\text{nand}(a_1, a_2) = (\neg a_1 \wedge a_2) \vee (a_1 \wedge \neg a_2) \vee (\neg a_1 \wedge \neg a_2)$ („Nand“-Verknüpfung, auch Sheffer-Funktion genannt)

[...] Mit Hilfe der Peirce-Funktion (und ähnlich mit Hilfe der Sheffer-Funktion lassen sich also alle Schaltfunktionen darstellen.“ (Bauer/Goos 1971: 178).

Unter den von Bauer und Goos unter c) aufgeführten Schaltfunktionen sind nicht-trivial die nachfolgend in (7) und (8) mitgeteilten, auch schon in § 4.3 angesprochenen Funktionen S.ÄQI der Äquivalenz und S.ANT der Antivalenz:

(7) $\text{S.ÄQI}(a_1, a_2) = (a_1 \wedge a_2) \vee (\neg a_1 \wedge \neg a_2) = (a_1 \equiv a_2)$

(8) $\text{S.ANT}(a_1, a_2) = (\neg a_1 \wedge a_2) \vee (a_1 \wedge \neg a_2)$

Die Frage, welche Basen für Verknüpfungen von UG-Schaltfunktionen es gibt, lässt sich nach diesen Vorbereitungen bündig beantworten. Die Antwort lautet: Auf Grund der Normalformentheoreme ist jedes System eine Basis für die Verknüpfung von UG-Filtern, das die Funktionen \neg, \wedge, \vee involviert. So ist trivialerweise die Menge $\{\neg, \wedge, \vee\}$ eine Verknüpfungsbasis.

Allerdings ist diese Verknüpfungsbasis wegen $(p_1 \wedge p_2) \equiv \neg (p_1 \vee \neg p_2)$ noch auf die Basis $\{\neg, \vee\}$, reduzierbar. Andere mögliche Basen, die ebenfalls wie die zuvor genannten bereits in § 4.3 angesprochen wurden, sind $\{\neg, \wedge\}$ und die Frege-Lukasiewicz-Basis $\{\neg, \supset\}$. Die (hier nicht weiter zu thematisierende) Sheffer-Funktion liefert eine Verknüpfungsbasis, die nur aus einer einzigen Verknüpfung besteht. Alle genannten Basen erlauben Vollständigkeitsbeweise für die Aussagenlogik. Es liegt auf der Hand, dass diese Vollständigkeitsbeweise in Entsprechung auch für die Schaltalgebra – die Adaptation der Aussagenlogik ist – geführt werden können, und daraus ergibt sich, dass diese Vollständigkeitsbeweise in Entsprechung auch für das hier betrachtete System der UG-Schaltfunktionen – das seinerseits eine Adaptation der Schaltalgebra ist – geführt werden können. Es dürfte sich erübrigen, diesen Tatbestand hier explizit zu demonstrieren. Es erübrigt sich vielleicht jedoch nicht, knapp zu spezifizieren, was es heißt, dass das hier betrachtete System der UG-Schaltfunktionen eine Adaptation der Schaltalgebra ist. Es heißt insbesondere, dass dieses System und damit speziell auch das System $\Sigma(\Gamma)$ der PHS-Schaltungen den nachfolgend in (9) mitgeteilten Gesetzen unterliegt:

(9) Für die Verknüpfung von UG-Schaltfunktionen f, g, h und damit – a fortiori – für die Verknüpfung von Schaltvariablen gilt das nachfolgend in angeführte Involutionsgesetz

$$(a) \quad (\neg(\neg f)) = f$$

und es gelten die in (b) – (f) in dieser Reihenfolge aufgeführten Gesetze der Kommutativität, Assoziativität, Idempotenz, Absorption, Distributivität und die in (g) genannten Gesetze von de Morgan:

$$(b.1) \quad f \wedge g = g \wedge f$$

$$(b.2) \quad f \vee g = g \vee f$$

$$(c.1) \quad (f \wedge g) \wedge h = f \wedge (g \wedge h)$$

$$(c.2) \quad (f \vee g) \vee h = g \vee (g \vee h)$$

$$(d.1) \quad f \wedge f = f$$

$$(d.2) \quad f \vee f = f$$

$$(e.1) \quad f \wedge (f \vee g) = f$$

$$(e.2) \quad f \vee (f \wedge g) = f$$

$$(f.1) \quad f \vee (f \wedge h) = (f \wedge g) \vee (f \wedge h)$$

$$(f.2) \quad f \vee (f \wedge g) = (f \vee g) \wedge (f \vee h)$$

$$(g.1) \quad \neg(f \wedge g) = \neg f \vee \neg g$$

$$(g.2) \quad \neg(f \vee g) = \neg f \wedge \neg g$$

Dabei ist $f \wedge \neg f$ konstant 0 und $f \vee \neg f$ konstant 1.

Eine Menge von Elementen, die bezüglich der Operationen \neg, \wedge, \vee die in (9) mitgeteilten Gesetze erfüllt, heißt ein *Boolescher Verband*, genauer: ein distributiver Verband. Die UG-Schaltfunktionen bilden also einen Booleschen Verband. $a \wedge \neg a$ ist das *Nullelement* dieses Verbands, $a \vee \neg a$ sein *Einselement*. Das System der UG-Schaltfunktionen hat also eine klar angebbare logische Struktur, nämlich die zuvor in (4.6-3) angegebene. Welche Beweisführungen innerhalb eines so strukturierten Systems von UG-Filterschaltungen möglich sind, ist nachfolgend in exemplarischer Art verdeutlicht:

$$((a \wedge b) \vee (\neg a \wedge b) \vee (a \wedge \neg b)) = b \vee a$$

$$\text{Beweis. } (a \wedge b) \vee (\neg a \wedge b) \vee (a \wedge \neg b) =$$

$$((a \wedge b) \vee (\neg a \wedge b)) \vee (a \wedge \neg b) =$$

$$((a \vee \neg a) \wedge b) \vee (a \wedge \neg b) =$$

$$\begin{aligned}
(L \wedge b) \vee (a \wedge \neg b) &= \\
b \vee (a \wedge \neg b) &= \\
(b \vee a) \wedge (b \vee \neg b) &= \\
(b \vee a) \wedge L &= \\
b \vee a. &\quad \square
\end{aligned}$$

3.7 Terminaldynamik

(3-16) $F = \{ \langle x_1, k_1 \rangle, \langle x_2, k_2 \rangle, \langle x_3, k_3 \rangle, \dots, \langle x_n, k_n \rangle \}$ ist eine I-Terminalstruktur

(3-17) F_2 ist eine Erweiterung von F_1 , falls

(a) Jedes F_1 -Element ist ein F_2 -Element.

(b) Jede F_1 -mögliche α -determinierte Bewegung ist eine F_2 -mögliche α -determinierte Bewegung.

F_1 ist eine I-Unterstruktur von F_2 . Wenn F_1 die gleichen Paare $\langle x_i, k_i \rangle$ wie F_2 umfasst, dann ist F_2 eine paargleiche Erweiterung von F_1 beziehungsweise F_1 eine paargleiche Unterstruktur von F_2 .

Bezeichnet B_1 beziehungsweise B_2 die Menge der vermöge der Alpha-Transformation ableitbaren L-Sätze über F_1 beziehungsweise über F_2 , und bezeichnet \succ_1 beziehungsweise \succ_2 die Alpha-Transformationell mögliche Ableitung über F_1 beziehungsweise über F_2 , dann ist F_2 als eine Erweiterung von F_1 durch (a) und (b) charakterisiert:

(3-18) F_2 ist eine Erweiterung von F_1 , falls

(a) $B_1 \subseteq B_2$.

(b) $\succ_1 B \supset \succ_2 B$, für alle $B \in B_1$.

Die Erweiterung ist ausdrucksreich, wenn statt Bedingung (a) Bedingung(a') gilt:

(a') $B_1 = B_2$.

Die Erweiterung ist konservativ, wenn statt Bedingung (b) Bedingung(b') gilt

(b') $\succ_1 B \equiv \succ_2 B$, für alle $B \in B_1$.

Wenn die Erweiterung F_2 ausdrucksreich und konservativ ist, dann ist F_2 eine unechte Erweiterung. Systeme F_i , die eine gemeinsame unechte Erweiterung haben, heißen äquivalent miteinander.

3.8 Grammatizitätsdynamik

Mit der Unterscheidung zwischen L einerseits und L-Phasen andererseits ist implizit auch eine Unterscheidung zwischen zwei Grammatizitätsbegriffen verbunden, die explizit herauszustellen sehr wohl angebracht ist, damit ihr eine Spezifizierung des von der UG determinierten Grammatizitätsraums verbunden ist, die – wie sich zeigen wird – für die weitere Argumentation von erheblichen Nutzen ist. Unterschieden wurde zwischen den Begriffen „grammatizisch in L“ und „grammatizisch in $Ph_i(L)$, mit: $1 \leq i \leq n$ “, also zwischen L-Grammatizität und Phasen-L-Grammatizität, kurz: Phasengrammatizität. Der Kern dieser Unterscheidung ist es der die *gesamte* Problematik der G-Dynamik der L-Struktur ausmacht.

$$(3-19) L = \bigcup_{i=1}^n Ph(L_i), \text{ mit: } [(Ph(L_i) \neq Ph(L_j)) \wedge (Ph(L_i) < Ph(L_j))]$$

Ebenso liegt es auf der Hand, dass die von der V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 die die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – um die Einführung eines neuen, bislang nicht verwendeten und nicht in der (P&P)-Theorie verankerten Begriffs zu riskieren – positionell überdeckt oder kurz überdeckt. *Der Überdeckungsfall liegt dann vor, wenn eine Filterinverse – eine durch Filterinvertierung erzeugte Struktur, genauer gesagt – die Besetzung von Positionen als L-obligat erfordert, deren Besetzung von einem Filter als L-unzulässig ausgeschlossen wird.* Um diesen Fall etwas genauer zu fassen, sei – relativ zu einer Struktur σ – die Menge EP der in σ echt besetzten Positionen betrachtet, also die Menge $EP = \{x \mid x \text{ ist eine echt besetzte Position in } \sigma\}$. Dann gilt, dass eine Filterinverse IF einen Filter F überdeckungsinkliediert, falls die Menge $EP(\mathbf{IF})$ die Menge $EP(\mathbf{F})$ inkludiert. Nachfolgend in (3-16) findet sich eine etwas formale Fassung dieser Definition, wobei die Beziehung der Überdeckungsinklusion durch das Symbol „ \subset^* “ bezeichnet wird:

$$(3-16) \mathbf{F} \subset^* \mathbf{IF} \text{ falls } EP(\mathbf{F}) \subset EP(\mathbf{IF})$$

Entsprechend (3-16) gilt offenbar, dass im Fall einer Negationsschaltung die Filterinverse den Filter trivialerweise im genannten Sinn überdeckt; die Inverse überdeckungsinkliediert in diesem Fall den Filter unecht. Die Bedingung der p-Invarianz ist nicht anders als die Bedingung der unechten Überdeckungsinklusion; mit anderen Worten: die Bedingung der p-Invarianz ist erfüllt, wenn $\mathbf{F} \subseteq^* \mathbf{IF}$ und mithin $EP(\mathbf{F}) \subseteq EP(\mathbf{IF})$ gilt. Negationsschaltungen, bei denen die Bedingung der unechten Überdeckungsinklusion (p-Invarianz) ja definitiv erfüllt sein muss, bauen insofern auf einem Spezialfall des mit (3-16) gegebenen Überdeckungskonzeptes auf, denn dieses Konzept umfasst natürlich auch den Fall der unechten Überdeckungsinklusion.

Nun reflektiert die unechte Überdeckungsinklusion (p-Konstanz) offenbar den Tatbestand, dass die Inverse den Filter vollständig überschreibt, und durch diese vollständige Überschreibung setzt sie den Filter außer Kraft, das heißt: Die vollständige Überschreibung positioniert den Filter im Geltungsbereich eines Negators. Es ist nicht abwegig anzunehmen (und soll zunächst auch einmal angenommen werden), dass eine Filterinverse, die einen Filter überdeckungsinkliediert, diesen Filter durch Überschreibung außer Kraft setzt, also negiert, sofern die Bedingung der s-Relationiertheit erfüllt ist. Das heißt, grob gesagt: Im folgenden wird von der das Konzept der Negationsschaltung als Spezialfall umfassenden und es zugleich verallgemeinernden Hypothese ausgegangen, dass Überdeckungsinklusionen, sofern die Bedingung der s-Relationiertheit erfüllt ist, negierende Kraft haben. Allgemein gesagt: echte Überdeckungsinklusionen werden als (verdeckte) Negatoren betrachtet. Das bedeutet, dass die Vereinigung der Menge echt besetzten Positionen der überdeckungsinkliedierten Filter ausgeschlossenen Struktur σ_2 – also die Menge $EP(\sigma_2)$ – mit der Menge $EP(\sigma_1)$ – also mit der Menge echt besetzten Positionen der überdeckungsinkliedierenden Filters ausgeschlossenen Struktur σ_1 – ein nicht-leeres Komplement modulo $EP(\sigma_1)$ umfassen muss. Diese Vereinigungsmenge möge die Menge \mathbf{K} heißen, wobei natürlich $\mathbf{K} = EP(\sigma_1) \cup EP(\sigma_2) = \{x \mid x \in EP(\sigma_1) \vee \{x \mid x \in EP(\sigma_2)\}\}$ ist. Die Forderung, dass das Komplement $\overline{EP(\sigma_1)}$ von $EP(\sigma_1)$ in \mathbf{K} – also die Menge $\overline{EP(\sigma_1)} = \mathbf{K} \setminus EP(\sigma_1) = EP(\sigma_2) = \{x \mid x \notin EP(\sigma_1)\}$ – nicht leer sein darf, besagt nun, dass mit (3-16) auch $\overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$ gelten muss. Man überzeugt sich nun leicht davon, dass diese Gleichung in der Tat gilt: Wie zuvor ausgeführt, ist die Dominante des überdeckungsinkliedierten Filters nicht leer; das heißt, genauer gesagt: die Menge EP der echt besetzten Positionen der Dominante des Filters – der Menge $EP(D(\mathbf{F}))$, um eine wohl selbst evidente symbolische Notation zur Kennzeichnung dieser Positionenmenge zu benutzen – ist nicht leer. Da $x \in EP(D(\mathbf{F})) \supset x \in \overline{EP(\sigma_1)} = \mathbf{K} \setminus EP(\sigma_1)$ gilt, gilt auch $\overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$. Wenn nun das Symbol „SPE(x)“ für das Prädikat „x ist ein S-Präfix-Element“ steht, gilt mit $x \in \overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$ auch $\neg \text{SPE}(x)$. Und damit ist gezeigt,

dass mit (3-16) auch (3-17) gilt, wobei das Symbol „IPE“ für das Prädikat „x ist ein IP-Element“ steht:

$$(3-17) \mathbf{F} \subset^* \mathbf{IF} \supset (\text{IPE}(x) \Leftrightarrow \neg \text{SPE}(x))$$

Es sei nun LIZ die Menge der relativ zu der Überdeckungsinklusioin zulässigen Strukturen. Dann gilt mit (3-17) auch die Implikation in (3-18):

$$(3-18) \text{IPE}(x) \Leftrightarrow \neg x \in \text{LIZ}$$

(3-18) macht deutlich, in welchem Sinn davon die Rede war, dass die Überdeckungsinklusioin negierende Kraft hat: Die Überdeckungsinklusioin impliziert Komplementbildung, und die Überdeckung sondert die Elemente der Komplementmenge aus.

Relativ zu diesen Überlegungen ist nun der zuvor in (3) angegebene Fall erneut zu betrachten. Dabei ist zunächst zu klären, ob in (3) auch der Fall der Überdeckungsinklusioin gegeben ist. Dies ist offensichtlich der Fall. Die Besetzung der C-Position ist in der von der von der V2-Filterinverse zwingend geforderten Struktur σ_1 zwingend erforderlich, und bereits das bedeutet, dass σ_1 die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 überdeckt. Dass die von der V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 zudem noch die Besetzung der SpecC-Position zwingend erforderlich macht, zeigt nur dass die Überdeckungsinklusioin im besprochenen Fall nicht unecht, sondern echt ist: Es ist in diesem Fall, die echte Überdeckungsinklusioin die die V2-Struktur liefert. Daran, dass im in Rede stehenden Zusammenhang die von V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs – überdeckungsinkludiert, kann also kein Zweifel bestehen. Die ausgeschlossene, „ungrammatische“ Struktur wird also von der „grammatischen“, L-obligaten Struktur überdeckungsinkludiert, und die beiden Strukturen sind, wiederum im erläuterten Sinn dieses Begriffs, relativ zu ihren Spez-Teilen s-relationiert miteinander. Folglich ist im Sinne der zuvor mitgeteilten Überlegungen davon auszugehen, dass die Überdeckungsinklusioin negierende Kraft hat und die Struktur σ_1 die Struktur σ_2 außer Kraft setzt, also abschaltet.

Heißt das, dass der V2-Fall in PhR(L) von der UG aus dem „negativen“ V3-Fall abgeleitet wird, ohne dass dabei auf die im Faktenraum doch zweifelsfrei nachweisbare Präzedenzbeziehung [V3-Fall < V2-Fall] Bezug genommen wird? Wird also die L-obligate V2-Struktur σ_1 im Phasenraum PhR(L) aus der vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – der Struktur $^*\sigma_2$ – durch die UG I-sprachdynamisch abgeleitet, ohne dass die Phase, in der die Struktur σ_2 L-obligat war (also der V3-Filter *nicht* abgeschaltet war) bei der sprachdynamischen Ableitung des V2-Falls in irgendeiner Form Berücksichtigung findet? Operiert die UG sprachdynamisch also auf Paaren ($^*\sigma_2, \sigma_2$) und nicht auf Paaren (σ_2, σ_1) oder ($(^*\sigma_2, \sigma_2), \sigma_1$) oder auf Tripeln ($^*\sigma_2, \sigma_2, \sigma_1$)? Benutzt die UG ausschließlich negative Evidenzen, um aus ihnen sprachdynamisch L-obligate Strukturen ableiten zu können? Und wenn das so sein sollte: Welche Rolle spielt die in (3-10) angegebene Negationsschaltung bei dieser Ableitung? Spielt sie überhaupt noch eine Rolle? Oder sind allein die phasenspezifisch L-unzulässigen Strukturen die Basis, von der ausgehend die UG die L-obligaten Strukturen sprachdynamisch ableitet? Ist also, kurz gefragt, phasenspezifische Ungrammatizität eine sprachdynamische UG-Bedingung der Möglichkeit der phasenspezifischen Grammatizität? Ist die I-Sprachdynamik nur und ausschließlich eine Verschiebung der Grenze, die zwischen ungrammatisch und grammatisch besteht? Oder muss die I-Sprachdynamik als die Verschiebung nicht der zwischen ungrammatisch und grammatisch bestehenden Grenze, sondern als eine Verschiebung der zwischen L-Phasen bestehenden Grammatizitätsgrenze begriffen werden?

Bevor diese Fragen (die im übrigen – wie vielleicht nicht unmittelbar deutlich ist, aber doch wohl noch deutlich werden dürfte – in der Tat in den Kernbereich der Probleme der I-Sprachdynamik hineinführen) erörtert werden, soll jedoch ein Fall betrachtet werden, der klar

dagegen zu sprechen scheint, dass die I-Sprachdynamik korrekt begriffen ist, wenn sie nur und ausschließlich eine Verschiebung der Grenze begriffen wird, die zwischen ungrammatisch und grammatisch besteht. In (3) ist das Paar (V3-Filter, Inverse des V2-Filters) betrachtet worden, und diese Betrachtung bot, nach der Einführung des Begriffs der Überdeckungsinklusion, den Anlass dazu, die zuvor gestellten Fragen aufzuwerfen.

3.9 Voraussetzungen der Filterschaltungen

(Nur Überschrift vorhanden; AB)

5.9 AUS-Alternation und OBL-Alternation

Die Differenz zwischen Filter und Filterinverse betrifft, wie (3-10) unmittelbar vor Augen stellt, das – um es in der im § 6 der Einleitung eingeführten Terminologie auszudrücken – das S-Präfix und das S-Infix. Genauer: Sie betrifft die beiden COMP-Positionen. Der Filter schließt eine Besetzung dieser beiden Positionen aus; die Filterinverse macht ihre Besetzung dagegen als L-obligat erforderlich. Durch die Schaltung werden somit Besetzungen von S-Präfixpositionen eingeschaltet; das heißt: die Schaltung schaltet Bewegungen ein, die aus IP in das S-Präfix führen. Entsprechend sind die Spuren in IP in F_2 als L-unzulässig ausgeschlossen, in I_2 dagegen als L-obligat erforderlich.

Es liegt auf der Hand, dass (3.3-3) die Konnexitätsbedingung erfüllt; Filter und Filterinverse sind also zulässigerweise miteinander verschaltet. Denn jede Kette umfasst sich selbst trivialerweise als Teilkette.

Es liegt auch auf der Hand, dass mit der Schaltung ein Teil dessen erfasst ist, was zuvor als Fourquets Befund bezeichnet wurde. Jedenfalls reflektiert die Schaltung den Tatbestand, dass aus einer I-Sprache L , die die V2-Eigenschaft nicht aufweist, eine Sprache wird, die diese Eigenschaft aufweist. Mehr noch: unter der wohl nicht ganz fernliegenden Voraussetzung, dass das Vorliegen der V2-Eigenschaft für eine Phase im Raum $PhR(L)$ der L-Phasen determiniert, und der ebenfalls wohl nicht allzu fernliegenden Voraussetzung, dass das Nicht-Vorliegen der V2-Eigenschaft für die dieser Phase in $PhR(L)$ direkt vorausgehende L-Phase charakteristisch ist, reflektiert die Schaltung den Tatbestand, dass eine I-Sprache L , die in der L-Phase $Ph_1(L)$ die V2-Eigenschaft nicht aufweist, in der direkt in $PhR(L)$ nachfolgenden Phase eben diese Eigenschaft aufweist. Die Bezugnahme auf die Schaltung reflektiert somit einen Tatbestand der grammatischen L-Dynamik, einen Tatbestand der im strikten Sinne *grammatischen* Dynamik und *damit einen Tatbestand der Kontingenz der grammatischen Determination*. (Mit anderen Worten: I-Sprachdynamik ist Grammatizitätsdynamik (Strukturbaumdynamik). Bei ihr handelt es sich insofern, um einen bislang nicht gebrauchten, hier auch nicht weiter erforderlichen spezielleren Begriff der (P&P)-Theorie zu benutzen, letztendlich um Kettendynamik. Die Schaltung verändert die Zulässigkeitsbedingungen für Ketten, und I-Sprachdynamik ist in nichts anderen als der Veränderung dieser Zulässigkeitsbedingungen begründet.)

Relativ zu der Filterschaltung in (3.3-3) heißt das, dass die UG, sofern sie Kontingenzen der grammatischen Determination determiniert, einen Alternativraum möglicher grammatischer Strukturen determiniert. *Die Schaltung determiniert die die Alternative V2-Struktur(L)/Non-V2-Struktur(L); die grammatische Dynamik ist insofern Dynamik in einem Alternativraum grammatischer Strukturen, der durch ein System von Filterschaltungen gegeben ist.* (Das heißt jedoch, wie die Betrachtungen in § 3.5 vor Augen führen, *nicht*, dass mit der Negationsschaltung in (3.3-3) der *gesamte* V2-Fall erfasst sei.)

I-Sprachdynamik – grammatische L-Dynamik – ist damit *Grammatizitätsdynamik* und sonst nichts. Sie ist Dynamik im Alternativraum der grammatischen Determination. Die Redeweise von den Kontingenzen der grammatischen Determination ist in eben dem Grade gerechtfertigt, in dem die Redeweise von der Existenz dieses Alternativraums gerechtfertigt ist. Und diese Redeweise ist in eben dem Grade gerechtfertigt, in dem die Annahme gerechtfertigt ist, dass der UG ein Spektrum von Filterschaltungen inhärent ist, die Alternativen der grammatischen Determination fixieren. Und diese Annahme ist durch Fourquets Befund beziehungsweise durch diesem Befund vergleichbare Befunde gerechtfertigt, *und zwar empirisch gerechtfertigt*.

Eine I-Sprachdynamik, die so wie skizziert verstanden wird, ist beruht auf grammatischen Bewegungen, die alpha-transformationell ins Werk gesetzt werden. Diese Bewegungen führen – um die im § 6 der Einleitung eingeführte Terminologie zu adaptieren – im Fall der Schaltung in (3-10) vom S-Infix in das S-Präfix; der V2-Fall ist also ausschließlich durch Linksversetzungen gegeben. (Das heißt jedoch nicht – um es zu wiederholen –, dass mit (3.3-3) bereits alles gesagt wäre, was zur V2-Formation zu sagen ist.)

Der V2-Fall, der sich aus den Fällen [F3] und [F4] zusammensetzt, wurde in § 3.3 bereits genauer betrachtet; es erübrigt sich somit, ihn hier nochmals zu entwickeln. Der V3-Fall, der sich aus den Fällen [F1] und [F2] zusammensetzt, ist bislang zwar mehrfach angesprochen, aber noch nicht systematisch entwickelt worden. Angemerkt wurde, dass der V3-Fall ebenso wie der V2-Fall die Funktion einer Negationsschaltung ist, aber diese Schaltung selbst wurde bislang noch nicht systematisch dargestellt. In (3.5-2) ist der in dieser Schaltung wirksame Filter in einer ersten, hier aber ausreichenden Näherung explizit formuliert; die an (3.5-2) anschließenden Erläuterung verdeutlichen einige Aspekte des Gehalts des V3-Filters (V3F):

(3.5-2) $V3F = F_3 = *[_{CP}[_{SpecC}][[_{C'}[_{C}][[_{IP} \dots \alpha_i]]]]$, mit: $\alpha_i = FIN$

ERLÄUTERUNG (E-1). Durch den V3-Filter wird also der Fall ausgeschlossen, dass das Finitum in der IP und damit unter VP auftritt. Durch V3F wird mithin, kurz gesagt, der Verb-Letzt-Fall ausgeschlossen. Durch den V3F wird ausgeschlossen, dass ein Satz (eine Struktur), in dem das finite Verb durch die Alpha-Transformation (in welche Position auch immer) bewegt wird, L-zulässig ist. Das heißt, positiv ausgedrückt: der Filter schließt alle Bewegungen von finiten Verben aus. (Verb-Letzt-Strukturen sind somit L-unzulässig im Sinne des Filters.)

ERLÄUTERUNG (E-2). Evident ist der Ausschluss der Bewegung des Finitums die *einzige* Ausschlussleistung des V3F. Er schließt keine der ansonsten UG-möglichen Besetzungen der SpecC-Position aus, und er schließt nur eine der UG-möglichen IP-Strukturierungen aus. Durch den V3F ist nur ausgeschlossen, dass das finite Verb in der IP positioniert ist, also in der Position, in der es – wie es in der Literatur zur generativen Grammatik üblicherweise heißt – basisgeneriert wird beziehungsweise – im Sinne der hier praktizierten Redeweise Δ -initial auftritt.

ERLÄUTERUNG (E-3). Genau dieser Fall ist es jedoch, der in Fourquets zuvor mitgeteilten Befund eine zentrale Rolle spielt. Denn dieser Befund besagt ja – mit einer gewissen, sicher nicht unerheblichen, hier aber wohl vertretbaren Metaphorik gesprochen – im Kern vor allem, dass sich aus einer V3-strukturierten I-Sprache in eine V2-strukturierte I-Sprache herausgebildet hat. Anders gesagt: Fourquets Befund sagt, dass im Raum PhR(L) der grammatischen Strukturierungsphasen der I-Sprache L eine Phase $Ph_1(L)$ – möglicherweise über Zwischenphasen – einer $Ph_2(L)$ vorausgeht, wobei $Ph_1(L)$ exakt durch den zuvor in (E-2) angesprochenen V3-Fall – den Fall des nicht bewegten Finitums – gegeben ist. Der V3-Filter schließt die Möglichkeit einer in PhR(L) existierenden Präzedenzbeziehung $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ aus, weil er den V3-Fall und damit die Möglichkeit der Phase $Ph_1(L)$ ausschließt.

Was für V3F in (3.5-2) gilt, gilt mutatis mutandis offenkundig auch für V2F in (3.3-1): Wie der V3F den V3-Fall und damit die Möglichkeit der Phase $Ph_1(L)$ ausschließt, so schließt der V2F den V2-Fall und damit die Möglichkeit der Phase $Ph_2(L)$ aus. Im Hinblick auf die von Fourquet betrachtete Präzedenzbeziehung $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ bedeutet das: V3F schließt das Erstglied der Präzedenzrelation aus, und V2F deren Zweitglied; damit aber ist es offenkundig nicht mehr sonderlich sinnvoll, vom Vorliegen der avisierten Präzedenzrelation zu reden. Fourquets Befund besagt aber nun, dass es aus empirischen Gründen unstrittig ist, dass es die Beziehung $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ in $PhR(L)$ gibt. Durch die Filter – genauer: durch die simultane Geltung der beiden Filter – ist die Möglichkeit der Existenz einer solchen Beziehung ausgeschlossen. Aber durch die UG können, wie zuvor am Beispiel der V2-Negationsschaltung demonstriert, Filter abgeschaltet und ihre Inversen eingeschaltet werden. Die gilt natürlich auch im Hinblick auf den V3-Filter. In (3.5-3) ist nachfolgend die Inverse des V3-Filters noch einmal explizit angeführt:

(3.5-3) $V3F = I_3 = [CP [SpecC] [C' [C] [IP \dots \alpha_i \dots]]]$, mit: $\alpha_i = FIN$

Die Inverse verlangt offenbar, dass das Finitum in seiner Δ -initialen (basisgenerierten) Position verbleibt. Sie zeichnet somit den Fall aus, der nach Fourquet in $PhR(L)$ für das Erstglied der Präzedenzbeziehung $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ charakteristisch ist. Die Negationsschaltung, die die Involution bewirkt, ist nachfolgend in (3.5-4) nochmals explizit angeführt:

(3.5-4) $S^-(F_3 = *[CP [SpecC] [C' [C] [IP \dots \alpha_i \dots]]])$, $I_3 = [CP [SpecC] [C' [C] [IP \dots \alpha_i \dots]]]$, mit:
(a) $\alpha_i = FIN$

Damit lassen sich die zuvor ins Auge gefassten vier Relationierungsfälle etwas genauer fassen. Der erste dieser Fälle betrifft die Beziehung zwischen den Elementen des Paares (S₁-Filter, S₂-Filter), also die Elemente des Paares $\langle V3F, V2F \rangle$. Dieses Filterpaar ist nachfolgend in (1) nochmals explizit angeführt:

(1) $\langle V3F, V2F \rangle = \langle (F_3 = *[CP [SpecC] [C' [C] [IP \dots \alpha_i \dots]]])$, $\alpha_i = FIN$, $F_2 = *[CP [SpecC \alpha_i] [C' [C \beta_j [IP t_i \dots t_j \dots t_i]]]$, mit: (a) $\alpha_i = XP$, (b) $\beta_j = FIN \rangle$

Welche Beziehung besteht zwischen den Elementen des Paares? Jedes seiner Elemente schließt eine Struktur aus. V3F schließt jede Struktur als L-unzulässig aus, in der FIN IP-positioniert ist. Natürlich ist FIN *nicht* IP-positioniert, wenn FIN aus IP – also aus dem S-Infix – in das S-Präfix (oder, um auch dies nicht auszuschließen, in das S-Suffix) bewegt wird; die Bewegung des finiten Verbs ist die einzige Möglichkeit ist, eine Struktur zu erzeugen, die dem V3F nicht zu verfällt. Aber der V3F impliziert natürlich keine Strategien zu seiner Vermeidung. Das wiederum ändert jedoch nichts an dem Tatbestand, dass V3F die Feststellung impliziert, dass eine Struktur, in der FIN nicht aus IP bewegt wurde, L-unzulässig ist. Der V3-Filter schließt Strukturen ist insofern – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – ein Nicht-Bewegungsfiler, genauer: ein FIN-Nicht-Bewegungsfiler. Er schließt die Nicht-Bewegung von FIN aus IP aus.

Der V2-Filter erbringt ebenfalls eine Ausschlussleistung, denn V2F schließt jede Struktur aus, in der FIN aus IP in die C-Position bewegt ist und entsprechend ein Spurenelement in IP hinterlässt. Diese Ausschlussbedingung wird durch V2F noch dahingehend verschärft, dass zudem ausgeschlossen wird, dass ein weiteres Element aus IP in die SpezC-Position bewegt wird, wobei V2F besteht also aus der konjunktiven Verknüpfung zweier Ausschlussbedingungen. Hinsichtlich der letzteren – der zweiten Ausschlussbedingung – stellt der V3-Filter sich zunächst einmal sozusagen neutral dar; er impliziert sie nicht und er schließt diese zweite Ausschlussbedingung nicht aus: Was er ausschließt, ist allein die IP-Positionierung von FIN. Auf die FIN-Positionierung, aber eben in anderer Art, bezieht sich auch V2F; mithin ist in Ansehung der Spez-Teile der beiden

Filter die FIN-Positionierung auch das einzige *tertium comparationis* von V3F und V2F. Das heißt: Es gilt $\text{Spez}(\text{V2F}) \cap \text{Spez}(\text{V3F}) = \text{FIN}$. Diese Nicht-Disjunktivitätsfeststellung mag trivial anmuten, und sie ist es sicherlich auch in einem erheblichen Grad, aber es ist eben dieser nahezu triviale Nicht-Disjunktivitätsbestand aus dem sich unmittelbar einsichtig ergibt, dass zwischen den beiden in Rede stehenden Filtern auch in Ansehung ihrer Spezifikationsteile ein grammatisch relevanter Zusammenhang besteht. (Damit ist im übrigen nicht gesagt, dass eine Nicht-Disjunktivität der skizzierten Art sozusagen die Essenz dessen ist, was den grammatisch relevanten Zusammenhang zwischen den Spezifikationsteilen von Filtern ausmacht. Dieser Zusammenhang wird erst im folgenden genauer thematisiert; so mag der vergleichsweise kursorische Hinweis auf die Nicht-Disjunktivität einstweilen ausreichen, um deutlich zu machen, dass zwischen den Filtern auch im Hinblick auf ihre Spezifikationsteile ein grammatischer Zusammenhang besteht.)

Der Hinweis darauf, dass $\text{Spez}(\text{V2F}) \cap \text{Spez}(\text{V3F}) = \text{FIN}$ gilt, ist auch ein Hinweis darauf, dass es bei beiden Filtern wesentlich um FIN-Positionierungen und damit, implizit, auch um Bewegungen (beziehungsweise um Nicht-Bewegungen) geht. Und im Gegensatz zu dem V3F, der ein Nicht-Bewegungsfiler ist, ist der V2F ein Bewegungsfiler; das heißt: der Filter schließt jede Struktur als L-unzulässig aus, in der FIN aus IP in die C-Position bewegt ist. Während der V3F die Nicht-Bewegung des finiten Verbs ausschließt, schließt der V2F die Bewegung von FIN aus.

Beide Filter erbringen Ausschlussleistungen, aber natürlich ist der Ausschluss von Nicht-Bewegungen von FIN eine Sache, der Ausschluss von Bewegungen von FIN aber eine ganz andere. Insbesondere können die beiden Ausschlussleistungen evidentermaßen nicht simultan erbracht werden. Damit wird deutlich, welche Beziehung zwischen den beiden in Rede stehenden Filtern besteht: V3F und V2F stehen in einer *Alternativbeziehung* zueinander. Diese Alternativbeziehung ist eine andere als die, die zwischen einem Filter und seiner Inverse besteht, denn *diese* Alternativbeziehung ist eine Beziehung *innerhalb* einer Schaltung genauer: innerhalb der Negationsschaltung. Die hier angesprochene Alternativbeziehung ist jedoch eine Alternativbeziehung *außerhalb* einer solchen Schaltung, nämlich eine Alternativbeziehung zwischen zwei Filtern. Um es in der in Erläuterung (E-1) zu (3-8) eingeführten Begrifflichkeit auszudrücken: Die Menge $\text{AUS}(\text{F}_3)$ der von V3F ausgeschlossenen Strukturen ist ungleich der Menge $\text{AUS}(\text{F}_2)$ der von V2F ausgeschlossenen Strukturen; es gilt also $\text{AUS}(\text{F}_3) \neq \text{AUS}(\text{F}_2)$. Diese Ungleichung ändert jedoch nichts daran, dass beide Mengen echte Teilmengen der Menge $\text{Z}(\text{UG})$ der von der UG zugelassenen Strukturen sind. Es gilt also $\text{AUS}(\text{F}_3) \subset \text{ZUG}(\text{UG}) \wedge \text{AUS}(\text{F}_2) \subset \text{Z}(\text{UG})$. Aus diesen Teilmengenbeziehungen aber und der oben genannten Ungleichung folgt, dass $\text{AUS}(\text{F}_3)$ eine echte Teilmenge des Komplements $\text{C}_{\text{Z}(\text{UG})}\text{AUS}(\text{F}_2)$ der von V2F ausgeschlossenen Strukturen modulo $\text{Z}(\text{UG})$ ist, wie umgekehrt $\text{AUS}(\text{F}_2)$ eine echte Teilmenge des Komplements $\text{C}_{\text{Z}(\text{UG})}\text{AUS}(\text{F}_3)$ der von V3F modulo $\text{Z}(\text{UG})$ ausgeschlossenen Strukturen ist. Es gilt somit $\text{AUS}(\text{F}_3) \subset \text{C}_{\text{Z}(\text{UG})}\text{AUS}(\text{F}_2) \wedge \text{AUS}(\text{F}_2) \subset \text{C}_{\text{Z}(\text{UG})}\text{AUS}(\text{F}_3)$. Bildet man die Komplemente modulo L, ist klar, dass die angesprochenen Komplementärbeziehungen Beziehungen sind, die zwischen Teilmengen der Menge $\text{ZUG}^0(\text{L})$ der (phasenspezifisch) L-unzulässigen Strukturen bestehen. Im Hinblick auf diese Komplementärbeziehungen soll davon die Rede sein, dass V2F und V3F *Ausschlussalternativen* zueinander sind beziehungsweise in der Relation der Ausschlussalternation zueinander stehen. Man überlegt leicht, dass es *generell* gilt, dass zwischen den modulo L wirksamen Filtern generell diese Beziehung der Ausschlussalternation besteht; mit dem Verweis auf sie ist also nichts ins Blickfeld gerückt, das in irgendeiner Art für die in Rede stehenden Filter – also für V3F und für V2F – und deren Beziehung zueinander *spezifisch* wäre. Es sei – kontrafaktisch, allein der Zwecke der Argumentation wegen – angenommen, dass es einen die germanischen I-Sprachen strukturell bestimmenden Präpositionalfilter PF gäbe. Dann stünde PF zu V3F und auch zu V2F ebenso in der Beziehung der Ausschlussalternation zueinander, wie V3F und V2F in dieser Beziehung zueinander stehen.

Es liegt auf der Hand, dass eine Ausschlussalternation wie die skizzierte bei einer unter Filterbedingungen ins Werk gesetzten Rekonstruktion von Fourquets Befund *keine* Rolle spielen

kann, denn dieser Befund besagt nichts darüber, in welcher Beziehung phasenspezifisch L-unzulässige Strukturen zueinander stehen, sondern mit ihm wird behauptet, dass zwischen bestimmten L-zulässigen und sogar phasenspezifisch L-obligaten Strukturen eine sprachdynamisch fundierte Präzedenzbeziehung besteht. Die zwischen Filtern bestehende Ausschlussalternation ist insofern I-sprachdynamisch irrelevant (oder scheint es doch, der bisher vorgelegten Argumentation entsprechend, zu sein).

Die voranstehenden Überlegungen haben zu einer Klärung der Beziehungen geführt, die zwischen Filtern bestehen, von denen – im Sinne von Fourquets Befund – anzunehmen ist, dass sie – in irgendeiner Form – am Zustandekommen der V3 < V2-Präzedenz beteiligt sind. Und in irgendeiner Form sind am Zustandekommen dieser Präzedenz natürlich auch die Inversen der in Rede stehenden Filter. Es liegt somit nahe, die vergleichbare Überlegungen wie die, die zuvor für Filter angestellt wurden, nunmehr auch für deren Filterinversen – also für durch die Negationsschaltung erzeugte Größen – anzustellen. Man betrachte in diesem Zusammenhang die Inversen der zuvor besprochenen Filter. Das Paar dieser Filterinversen, das dem zweiten der zuvor angeführten Paare, also dem Paar (S₁-Filterinverse, S₂-Filterinverse), korrespondiert, ist nachfolgend in (2) noch einmal explizit angeführt:

(2) $\langle I_3 = [_{CP} [_{SpecC}] [_{C'} [_{C}] [_{IP} \dots \alpha_i \dots]]]]$, $\alpha_i = FIN$, $I_2 = [_{CP} [_{SpecC} \alpha_i] [_{C'} [_{C} \beta_j [_{IP} t_i \dots t_j \dots t_i]]]]$, mit:
 (1) $\alpha_i = XP$, (2) $\beta_j = FIN$

Bevor nun erörtert wird, ob ein grammatisch-sprachdynamisch relevanter Zusammenhang zwischen den Elementen des Paares besteht, ist es angebracht, sich nochmals kurz die Arbeitsweise der Negationsschaltung zu verdeutlichen. Zuvor wurde festgestellt, dass der V3F eine Nicht-Bewegungsfilter, genauer: ein Nicht-FIN-Bewegungsfilter ist. Das heißt, dass durch V3F Strukturen, in denen FIN nicht aus IP bewegt ist, als L-unzulässig ausgesondert werden. Die Negation des Filters erzeugt seine Inverse, die eine L-obligate Struktur ist. Das heißt jedoch nicht, dass sie – wie Fehldeutungen der Negation vielleicht anzunehmen nahelegen – zur Etablierung einer Struktur führt, die sich dadurch auszeichnet, dass FIN bewegt wurde, sondern die durch Negation erzeugte Struktur ist diejenige Struktur, in der eine nicht aus IP bewegtes FIN grammatisch zulässig ist. Entsprechendes gilt *mutatis mutantis* natürlich auch für V2F und die V2F-Inverse.

Die Inversen von Filtern etablieren Elemente im Raum der L-obligaten Strukturen. Die V3F-Inverse determiniert dabei den V3-Fall, die V2F-Inverse determiniert den V2-Fall. Die Beantwortung der Frage, wie sich die V3F-Inverse und die V2F-Inverse zueinander verhalten, läuft insofern auf die Beantwortung der Frage hinaus, wie sich der V3-Fall und der V2-Fall zueinander verhalten. Wie also verhalten sich die V3F-Inverse und die V2F-Inverse zueinander? Die V3F-Inverse erfordert ein nicht aus IP bewegtes FIN als L-obligates Element, die V2F-Inverse erfordert ein aus IP in die C-Position bewegtes FIN als L-obligates Element. Es dürfte unmittelbar klar sein, dass diese beiden zwingenden Erfordernisse einander wechselseitig ausschließen; das heißt: Wie die Filter in einer Alternativbeziehung zueinander stehen, so stehen auch ihre Inversen in einer Alternativbeziehung zueinander. Um es in der in den Erläuterungen (E-2) und (E-3) zu (3-9) eingeführten Begrifflichkeit auszudrücken: Die Menge $OBL(I_3)$ der von der V3-Filterinversen geforderten und mithin (phasenspezifisch) L-obligaten Strukturen ist ungleich der Menge $OBL(I_2)$ der von der V2-Filterinversen als L-obligat geforderten Strukturen; es gilt also $OBL(I_3) \neq OBL(I_2)$. Natürlich sind beide Mengen echte Teilmengen der Menge $Z(UG)$ der von der UG zugelassenen Strukturen sind. Es gilt also $OBL(I_3) \subset Z(UG) \wedge OBL(I_2) \subset Z(UG)$. Aus diesen Teilmengenbeziehungen aber und der oben genannten Ungleichung folgt, dass $OBL(I_3)$ eine echte Teilmenge des Komplements $C_{Z(UG)}OBL(I_2)$ der von der V2-Filterinvolutions als L-obligat geforderten Strukturen modulo $Z(UG)$ ist, wie umgekehrt $OBL(I_2)$ eine echte Teilmenge des Komplements $C_{Z(UG)}OBL(I_3)$ der von V3F modulo $Z(UG)$ als L-obligat geforderten Strukturen ist. Es gilt somit $OBL(I_3) \subset C_{Z(UG)}OBL(I_2) \wedge OBL(I_2) \subset C_{Z(UG)}OBL(I_3)$. Bildet man die

Komplemente modulo L , ist klar, dass die angesprochenen Komplementärbeziehungen trivialerweise Beziehungen sind, die zwischen Teilmengen der Menge $Z^0(L)$ der (phasenspezifisch) L -zulässigen Strukturen bestehen. Im Hinblick auf diese Komplementärbeziehungen soll davon die Rede sein, dass die $V2$ -Filterinverse und die $V3$ -Filterinverse *Obligatheitsalternativen* zueinander sind beziehungsweise in der Relation der Obligatheitsalternation zueinander stehen. Man überlegt auch hier leicht, dass es *generell* gilt, dass zwischen den modulo L wirksamen Filterinversen generell diese Beziehung der Obligatheitsalternation besteht; mit dem Verweis auf sie ist also nichts ins Blickfeld gerückt, das in irgendeiner Art für die in Rede stehenden Filterinversen – also für die $V3$ -Filterinverse und für die $V2$ -Filterinverse – und deren Beziehung zueinander *spezifisch* wäre. Es sei – wiederum kontrafaktisch, allein für die Zwecke der Argumentation – angenommen, dass IPF die Inverse des zuvor angenommenen, für die germanischen I-Sprachen strukturell bestimmenden Präpositionalfilter PF sei. Dann stünde IPF zur $V3$ -Filterinvolutionsären und auch zu $V2$ -Filterinvolutionsären ebenso in der Beziehung der Obligatheitsalternation, wie die $V3$ -Filterinvolutionsäre und die $V2$ -Filterinvolutionsäre in dieser Beziehung zueinander stehen. Die Alternativbeziehung, die zwischen den in Rede stehenden Filtern besteht, vererbt sich somit in die Beziehung, die zwischen den Filterinvolutionsären besteht; auch diese Beziehung ist eine Alternativbeziehung. Nur handelt es sich bei dieser Alternativbeziehung nicht um eine Ausschlussalternation im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs. Die Alternation zwischen der $V3$ -Filterinvolutionsären und der $V2$ -Filterinvolutionsären ist eine Alternation im Raum der L -obligaten Strukturen; es handelt sich somit um eine Obligatheitsalternative, im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs. Und diese Obligatheitsalternation zwischen den Filterinversen wird durch die zwischen den Filtern bestehende Ausschlussalternation induziert; die Obligatheitsalternation ist somit die positive Variante der Ausschlussalternation, wie diese die negative Variante der Obligatheitsrelation ist. Wenn f und f' beliebige Filter und wenn σ_1, σ_2 irgendzwei Strukturen derart sind, dass $f \sigma_1$ und $f' \sigma_2$ ausschließt, und wenn if und if' die Inversen dieser Filter sind, und wenn σ_3, σ_4 irgendzwei Strukturen derart sind, dass $if \sigma_3$ und $if' \sigma_4$ verlangt, und wenn alt_{aus} für die Relation der Ausschlussalternation und alt_{obl} die Relation der Obligatheitsalternation steht, respektive, stehen, gilt somit die nachfolgend in (3) mitgeteilte Behauptung:

$$(3) \text{ alt}_{au}(\langle f, \sigma_1 \rangle, \langle f', \sigma_2 \rangle) \Leftrightarrow \text{ alt}_{obl}(\langle if, \sigma_3 \rangle, \langle if', \sigma_4 \rangle)$$

Natürlich ist die Behauptung in (3) nichts anderes als Theorem der Theorie des Alternativraums der Sprachdynamik – ein Theorem, das im folgenden allerdings noch zu modifizieren und zu demonstrieren sein wird (cf. § 3.8 und Kap. 4).

Angemerkt sei an dieser Stelle noch, dass die Vererbung der Alternativbeziehung zwischen den Filtern in die Beziehung zwischen den Filterinversen im in Rede stehenden Fall nichts an der Nicht-Disjunktivität der Spezifikationsteile ändert. Auch relativ zu (2) gilt $\text{Spez}(V3F) \cap \text{Spez}(V2F) = \text{FIN}$; das heißt: Mit $\text{Spez}(V3F) \cap \text{Spez}(V2F) = \text{FIN}$ gilt auch $\text{Spez}(V3F\text{-Involutionsäre}) \cap \text{Spez}(V2F\text{-Involutionsäre}) = \text{FIN}$ (und – trivialerweise, wie aber gleichwohl noch zu zeigen bleibt – umgekehrt. Dabei ist allerdings daran zu erinnern, dass die Nicht-Disjunktivitätsbehauptung *nicht* das zentrale Element der zwischen Spezifikationsteilen bestehenden Beziehungen erfasst. Eine genauere Betrachtung der Spezifikationsteile findet sich im folgenden).

Die Obligatheitsalternation ist die positive Variante der Ausschlussalternation, wie diese die negative Variante der Obligatheitsrelation ist. Dieses Zwischenergebnis vermag wohl kaum zu überraschen. Es war nicht zu erwarten, dass die Beziehungen, die zwischen Filterinversen bestehen, von grundsätzlich anderer Art als die zwischen Filtern bestehenden Beziehungen sind. Insofern konnte die Betrachtung der Beziehungen, die zwischen Filterinversen bestehen, auch zu keinen grundsätzlich neuen Einsichten in den Alternativraum der Filter, Filterinversen und Filterschaltungen führen.

Zuvor wurde festgestellt, dass die Betrachtung der Ausschlussalternation wie bei einer unter Filterbedingungen ins Werk gesetzten Rekonstruktion von Fourquets Befund *keine* Rolle spielen

kann. Gilt diese Feststellung auch bezüglich der Betrachtung der Obligatheitsalternation? Wegen der Biimplikation in (3) wäre eben dies zu erwarten. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Um zu rekapitulieren: Fourquets Befund besagt zumindest explizit nichts darüber, in welcher Beziehung phasenspezifisch L-unzulässige Strukturen zueinander stehen; insofern ist die Bezugnahme auf die Ausschlussalternation für seine Rekonstruktion wenig hilfreich – zumindest auf den ersten Blick hin. Mit Fourquets Befund wird behauptet, dass zwischen bestimmten L-zulässigen und sogar phasenspezifisch L-obligaten Strukturen eine sprachdynamisch fundierte Präzedenzbeziehung besteht. Relativ zu den voranstehenden Ausführungen aber besagt dies, dass Fourquet von der Existenz einer sprachdynamisch fundierte Präzedenzbeziehung $\sigma_1 < \sigma_2$ ausgeht, wobei diese Strukturen σ_1, σ_2 in der Relation der Obligatheitsrelation zueinander stehen. Mehr noch: Fourquet behauptet, dass σ_2 – die V2-Struktur – aus σ_1 – der V3-Struktur – sprachdynamisch abgeleitet werden kann. Im Sinne der hier avisierten Rekonstruktion läuft Fourquets Befund also auf die nachfolgend in (4) unter Verwendung der im Zusammenhang mit (3) eingeführten Symbolik mitgeteilte Behauptung hinaus:

$$(4) [(\sigma_1 < \sigma_2) \wedge ((obl(\sigma_1) \wedge (obl(\sigma_2))) \wedge alt_{obl}(\sigma_1, \sigma_2))] \supset (\sigma_1 \succ \sigma_2)$$

Mit (4) ist offenbar gesagt, dass das Vorliegen einer Präzedenzrelation zwischen irgendzwei obligatheitsalternativen Strukturen eine hinreichende Bedingung dafür ist, eine der beiden L-obligaten Strukturen – das Zweitglied der Präzedenzrelation – aus der anderen – dem Erstglied der Präzedenzrelation sprachdynamisch ableiten zu können, wobei – wie zu ergänzen ist – die sprachdynamische Ableitung ($\sigma_1 \succ \sigma_2$) gewissermaßen den phasenspezifisch auftretenden Strukturtod des Elementes nach sich zieht, aus dem abgeleitet wird. Diese ihre Paraphrase dürfte deutlich machen, wie *merkwürdig* – wie *extrem* merkwürdig – die in (4) mitgeteilte Behauptung tatsächlich ist. Was soll es heißen, dass irgendzwei Strukturen, die in der Beziehung der Obligatheitsalternation zueinander stehen – also in einer Beziehung, derzufolge diese Strukturen einander wechselseitig ausschließen – in einer Präzedenzrelation zueinander stehen? Wie soll es möglich sein, dass eine der beiden einander wechselseitig ausschließenden Strukturen der anderen vorausgeht? Und merkwürdiger noch: Wie soll es möglich sein, dass eine der beiden einander wechselseitig ausschließenden Strukturen aus der anderen sprachdynamisch abgeleitet werden kann, und zwar derart, dass diese Ableitung zum Verlust der Struktur führt, aus der abgeleitet wird? Wie soll es möglich sein, dass eine Ableitung – auch wenn es eine sprachdynamische Ableitung ist – zur Priorisierung der abgeleiteten Struktur gegenüber der Struktur führt, aus der abgeleitet wird? Wie soll es möglich werden, dass diese Priorisierung den Verlust der nicht-priorisierten Struktur zur Folge hat? Dass (4) Anlass dazu bietet, derartig merkwürdige Fragen zu stellen, legt die Annahme nahe, dass die Behauptung in (4) nichts anderes ein Konglomerat von Merkwürdigkeiten ist. Gibt es gleichwohl eine Möglichkeit, diese merkwürdige Behauptung zu verstehen?

Offenbar enthält (4) Elemente der zuvor in ersten Ansätzen skizzierten Schaltungstheorie der L-Dynamik. Zu diesen Elementen gehört der in (4) eingegangene Begriff der L-Obligatheit, und insbesondere auch der Begriff der Obligatheitsalternative und damit der Begriff der (grammatischen) Strukturalternative überhaupt. Ist es die Verwendung dieser Begriffe, die die Behauptung in (4) zu einer merkwürdigen Behauptung macht? Und wenn diese so sein sollte: Ist eine andere Version von (4) möglich, in der die Begriffe nicht auftreten – also eine eliminative Version –, und ist diese andere Version von (4) – deshalb, weil sie eliminativ ist – nicht merkwürdig?

Die eliminative Version von (4) erfordert es natürlich, dass der Begriff der Obligatheitsalternative ersatzlos gestrichen und der Begriff der L-Obligatheit zumindest abgeschwächt wird. Die Streichung ist dabei ebenso möglich wie die Abschwächung. Dass eine Struktur L-obligat ist, impliziert es sicherlich, dass diese Struktur wohlgeformt ist. Streicht man den Alternativebegriff und schwächt im Sinne der Wohlgeformtheitsimplikation ab, so nimmt das Erstglied der Implikation in (4) die Form $[(\sigma_1 < \sigma_2) \wedge (wohl(\sigma_1) \wedge (wohl(\sigma_2)))]$, wobei *wohl* natürlich

für das Wohlgeformtheitsprädikat steht. Damit können einige der Fragen, die zuvor aufgeworfen wurden, um die Merkwürdigkeit von (4) ins Blickfeld zu rücken, definitiv nicht mehr gestellt werden. Allerdings stellt sich immer noch die Frage, was sinnvollerweise unter der für σ_1 „todbringenden“ Ableitung von σ_2 aus σ_1 verstanden werden kann. Die Antwort auf diese Frage darf an dieser Stelle keine Bezugnahme auf die Schaltungstheorie der L-Dynamik beinhalten; also darf der Ableitungsbegriff nicht durch den Begriff der Filterschaltung erklärt werden. Wie aber soll der Ableitungsbegriff sonst verstanden werden? Die Antwort auf diese Frage ist bereits zuvor, in Kap. 2, gegeben worden: Bei der für σ_1 „todbringenden“ Ableitung von σ_2 aus σ_1 handelt es sich natürlich um eine *Reanalyse* von σ_1 , und σ_2 ist das Resultat dieser Reanalyse. Das heißt: Die in Rede stehende Ableitungsbeziehung ist im Sinne von Kap. 2 zu verstehen. Damit lässt sich die eliminative Version von (4) wie nachfolgend in (5) angeben aussprechen:

$$(5) [(\sigma_1 < \sigma_2) \wedge (\text{wohl}(\sigma_1) \wedge (\text{wohl}(\sigma_2)))] \supset (\sigma_1 \succ_{\text{Reanalyse}} \sigma_2)$$

Es liegt auf der Hand, dass (5) keinen Anlass mehr dazu bietet, die zuvor angeführten merkwürdigen Fragen zu stellen. Es liegt aber auch auf der Hand, warum dies so ist: (5) ist deutlich informationsärmer als (4). Insbesondere ist die fundamentale Einsicht, dass irgendzwei in einen I-sprachdynamischen Vorgang involvierte Strukturen in einer *spezifischen* Relation zueinander stehen – eben der Alternativrelation –, nicht mehr Bestandteil von (5). (5) ist weitaus weniger restriktiv als (4); entsprechend (5) ist eine Reanalyse einfach die sprachdynamische Ableitung (irgendeiner) wohlgeformten Struktur aus (irgendeiner anderen) wohlgeformten Struktur. Es dürfte unstrittig sein, dass dieser Reanalysebegriff einfach zu weit gefasst, um die Tatbestände der I-Sprachdynamik erfassen zu können. Die Schaltungstheorie der L-Dynamik hat, wie schon jetzt erkennbar sein dürfte, sehr viel mehr restriktive Kraft, als das Reanalysemodell sie aufweisen kann; *insofern* ist das Reanalysemodell ihr wohl deutlich unterlegen. Das heißt natürlich auch, dass die Schaltungstheorie der L-Dynamik das Reanalysemodell eben nicht als einen Spezialfall zu umfassen vermag.

Gleichwohl könnte sich das soeben nahegelegte Votum für die Schaltungstheorie der L-Dynamik als voreilig erweisen. Denn ist, wer im Sinne dieses Votums optiert, nicht auch dazu gezwungen, eine Antwort auf die (4) induzierten Fragen zu geben, auf deren die Signifikanz von (4) in Frage stellenden Merkwürdigkeit bereits verwiesen wurde? Dies ist offenbar nur dann der Fall, wenn die Option die Schaltungstheorie der L-Dynamik zwangsläufig eine Festlegung auf (4) impliziert. Dies ist jedoch nicht der Fall. Warum es nicht der Fall ist und warum (4) kein Element der Theorie sein kann, erhellt die nachfolgende Betrachtung der beiden noch zur Erörterung anstehenden Fälle, mit denen die Beziehung zur Debatte gestellt ist, die zwischen einem Filter und einer Filterinverse bestehen, wobei der Filter und seine Inverse (Negation) nicht Elemente einer und nur einer Filterschaltung sind. Der erste dieser beiden Fälle noch zu erörternden Fälle betrifft das Paar (S₁-Filter, S₂-Filterinvolutionsäure). Diese Paar – das Paar (V3-Filter, V2-Filterinvolutionsäure), also das Paar ($\neg p$; $\neg \neg q \equiv q$), um es in der zuvor verwendeten allgemeinen, den logischen Aspekt verdeutlichenden Sprechweise auszudrücken – ist nachfolgend in (6) nochmals explizit angeführt:

$$(6) \langle F_3 = *_{[CP [_{SpecC}] [C [C] [IP \dots \alpha_i \dots]]], \alpha_i = FIN, I_2 = [CP [_{SpecC} \alpha_i] [C [C \beta_j [IP t_i \dots t_j \dots t_i]]]], \text{mit:} \\ (1) \alpha_i = XP, (2) \beta_j = FIN \rangle$$

Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass der V3-Filter, ein FIN-Nicht-Bewegungsfilter ist; das heißt: eine Struktur, in der FIN nicht bewegt wurde, ist phasenspezifisch L-unzulässig. Da es der V3F ist der hier zur Debatte steht, heißt das, dass der Filter alle Strukturen ausschließt, in denen das Verb V3-positioniert beziehungsweise verb-letzt-positioniert ist. Wenn σ_1 eine solche Struktur ist, dann heißt das, dass σ_1 – wie man in der zuvor eingeführten Terminologie und Begrifflichkeit sagen kann – ein Element der Menge AUS(F₃) ist. Aus der Beziehung $\sigma_1 \in \text{AUS}(F_3)$ folgt jedoch, da $\text{AUS}(F_3) \cap \text{OBL}(I_2) = \emptyset$ gilt, dass $\sigma_1 \notin \text{OBL}(I_2)$. Da die Elemente von OBL(I₂) Strukturen sind, in denen

FIN obligat bewegt ist, liegen sie nicht im V3F-Geltungsbereich. Das heißt: $\sigma_2 \in \text{OBL}(I_2) \supset \sigma_2 \notin \text{AUS}(F_3)$. Wenn σ_2 aber nicht von V3F ausgeschlossen wird, dann heißt dies, dass σ_2 eine Struktur ist, die V3F zu passieren vermag – für die der Filter also durchlässig ist. Anders gesagt: $[\sigma_2 \in \text{OBL}(I_2) \supset \sigma_2 \notin \text{AUS}(F_3)] \supset [\sigma_2 \in \text{PAS}(F_3)]$. Die Elemente der Inverse des V2F sind also Strukturen, für die der V3F durchlässig ist. Das heißt: V2-Strukturen können den V3-Filter passieren.

Diese Feststellung kann schwerlich überraschen. Bevor jedoch erörtert wird, welche Konsequenzen sich aus dieser auf den ersten Blick hin vielleicht sogar trivial anmutenden Feststellung ergeben, bleibt zu prüfen, ob sie in Entsprechung auch für den Fall des V2-Filters und der V3-Strukturen gilt. Wenn die Feststellung in Entsprechung gilt, so heißt das, dass die Elemente der Inverse des V3F sind Strukturen, für die der V2F durchlässig ist; es heißt: V3-Strukturen können den V2-Filter passieren. Nur dann, wenn diese Entsprechung nachweisbar ist und die demonstrierte Durchlässigkeitseigenschaft des V3-Filters keine Besonderheit dieses Filters ist, die er im besprochenen Fall (und nur in ihm) aufweist, besteht Anlass zu der Annahme, dass es die Durchlässigkeitseigenschaften von Filtern sind, die mit konstitutiv für die Möglichkeit der grammatischen L-Dynamik sind. Nachdem das Paar (V3-Filter, Inverse des V2-Filters) betrachtet wurde, besteht also jeder Grund, die noch ausstehende Betrachtung Paares (V2-Filter, V3-Filterinverse) nicht zu vernachlässigen. Bietet auch die Betrachtung dieses Paares – des Paares (S_2 -Filter, S_1 -Filterinverse) der zuvor zusammengestellten Liste, also des Paares ($\neg q; \neg \neg p \equiv p$), um es wiederum in der zuvor verwendeten allgemeinen, den logischen Aspekt verdeutlichenden Sprechweise auszudrücken – Anlass dazu, dem Tatbestand der Filterdurchlässigkeit eine für die Erklärung der Tatbestände der I-Sprachdynamik besondere Relevanz beizumessen? Um diese Frage einer Antwort zumindest näher bringen zu können, ist dieses zweite zu erörternde Paar nachfolgend in (7) nochmals explizit angeführt:

(7) $F_2 = *_{\text{CP}} [\text{SpecC } \alpha_i] [\text{C}' [\text{C } \beta_j [\text{IP } t_i \dots t_j \dots t_i]]]$, mit: (a) $\alpha_i = \text{XP}$, (b) $\beta_j = \text{FIN}$, $\langle I_3 = [\text{CP } [\text{SpecC }] [\text{C}' [\text{C }] [\text{IP } \dots \alpha_i \dots]]]$, $\alpha_i = \text{FIN}$

Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass der V2-Filter, ein FIN-Bewegungsfiler ist; das heißt: eine Struktur, in der FIN bewegt wurde, ist relativ zu V2F phasenspezifisch L-unzulässig. Da es der V2F ist der hier zur Debatte steht, heißt das, dass der Filter alle Strukturen ausschließt, in denen FIN im S-Präfix positioniert ist. Wenn σ_1 eine solche Struktur ist, dann heißt das, dass σ_1 – wie man in der zuvor eingeführten Terminologie und Begrifflichkeit sagen kann – ein Element der Menge $\text{AUS}(F_2)$ ist. Aus der Beziehung $\sigma_1 \in \text{AUS}(F_2)$ folgt jedoch, da $\text{AUS}(F_2) \cap \text{OBL}(I_3) = \emptyset$ gilt, dass $\sigma_1 \notin \text{OBL}(I_3)$. Da die Elemente von $\text{OBL}(I_3)$ Strukturen sind, in denen FIN obligat nicht bewegt ist, liegen sie nicht im V2F-Geltungsbereich. Das heißt: $\sigma_2 \in \text{OBL}(I_3) \supset \sigma_2 \notin \text{AUS}(F_2)$. Wenn σ_2 aber nicht von V2F ausgeschlossen wird, dann heißt dies, dass σ_2 eine Struktur ist, die V2F zu passieren vermag – für die der Filter also durchlässig ist. Anders gesagt: $[\sigma_2 \in \text{OBL}(I_3) \supset \sigma_2 \notin \text{AUS}(F_2)] \supset [\sigma_2 \in \text{PAS}(F_3)]$. Die Elemente der Inverse des V3F sind also Strukturen, für die der V2F durchlässig ist. Das heißt: V3-Strukturen können den V2-Filter passieren.

Damit ist klar, dass die Resultanten, die aus (6) und (7) zu ziehen sind, einander vollkommen entsprechen. Und dies wiederum gibt hinreichend Anlass, ein kurzes Zwischenfazit aus den zuvor angestellten Betrachtungen zu ziehen.

6 L-POTENZIALITÄT UND L-AKTUALITÄT

6.1 Potenzielle L-Strukturen und aktuelle L-Strukturen

Offenbar ist es möglich, dass es morgen in Salzburg regnet. Natürlich ist es auch möglich, dass es morgen in Salzburg nicht regnet. Aus keiner dieser beiden Möglichkeitsaussagen kann erschlossen werden, ob es morgen in Salzburg regnet oder ob es nicht regnet. Von Möglichkeiten kann, wie jedermann zugestehen wird, nicht auf Fakten geschlossen werden; das heißt: Der nachfolgend in einer üblichen und deshalb nicht erläuterungsbedürftigen Standardnotation wiedergegebene Schluss ist ungültig:

$$\diamond p \supset p$$

Andererseits ist der Schluss in der umgekehrten Richtung sehr wohl zulässig; das heißt: von Fakten darf auf Möglichkeiten geschlossen werden. Der nachfolgend angegebene Schluss ist also gültig:

$$p \supset \diamond p$$

Wenn es morgen in Salzburg regnet, muss es auch möglich sein, dass es morgen in Salzburg regnet; aus dem Umstand, dass es morgen in Salzburg nicht regnet, folgt, dass es möglich ist, dass es morgen in Salzburg nicht regnet. Was unter modallogischen Aspekten bezüglich der Wetterlage in Salzburg gilt, gilt – unter modallogischen Aspekten – auch im Hinblick auf die Grammatizität beziehungsweise Ungrammatizität von Ketten von I-Terminalen. Was das heißt, sei kurz am Beispiel des nachfolgenden Satzes exemplifiziert:

Wendelin sammelt gebrauchte Reibekuchen.

Aus der Grammatizität dieses Satzes, die im 2002 gesprochenen Deutschen zweifelsfrei gegeben ist, folgt die Möglichkeit der Grammatizität dieses Satzes. Allgemein gesagt: Wenn ein Faktum ist, dass ein Satz s in einer I-Sprache L grammatisch ist, dann folgt aus diesem L-Faktum, dass es möglich ist, dass der L-Satz s grammatisch ist. Was faktisch ist, ist auch möglich; entsprechend gilt: *L-Faktizität impliziert L-Potenzialität*. Das Umgekehrte gilt, wie die Betrachtungen zur möglichen und faktischen Wetterlage in Salzburg hinreichend verdeutlicht haben dürften, grundsätzlich nicht. Und weil es grundsätzlich nicht gilt, gilt es auch nicht in Ansehung der Tatbestände der Grammatizität in der I-Sprache L nicht. Ein Blick auf den folgenden Satz verdeutlicht, worum es geht:

Wendelin gebrauchte Reibekuchen sammelt.

Aus dem Umstand, dass es möglich ist, dass dieser Satz grammatisch in einer I-Sprache L ist, folgt nicht, dass der letztgenannte Wendelin-Satz in einer I-Sprache L grammatisch ist. Um es sowohl allgemeiner als auch genauer zu fassen: Aus dem Umstand, dass es möglich ist, dass eine Kette von I-Terminalen mit V3-Stellung L-grammatisch ist, folgt nicht, dass es eine I-Sprache L gibt, in der eine Kette von I-Terminalen mit V3-Stellung grammatisch ist. Und was für Ketten von I-Terminalen mit V3-Stellung gilt, gilt selbstverständlich auch für Ketten von I-Terminalen mit V2-Stellung – es gilt für *alle* Tatbestände der Grammatizität.

Die grammatizitätstheoretische Resultante, die aus diesen modallogischen Präliminarien zu ziehen ist, ist leicht gezogen: Es muss zwischen der faktischen L-Grammatizität einer Kette von I-Terminalen und der möglichen L-Grammatizität einer solchen Kette strikt unterschieden werden. Und von I-sprachlichen Grammatizitätsmöglichkeiten darf nicht auf I-sprachliche Grammatizitätsfakten geschlossen werden: Was I-sprachlich grammatisch möglich ist, ist noch

lange nicht faktisch I-sprachlich grammatisch. Diese – zugestandenermaßen sehr elementare – Einsicht hat erhebliche Konsequenzen für die Bearbeitung der hier in Rede stehenden Problematik.

Warum dies so ist, wird deutlich, wenn man sich die – zunächst vermutlich naiv wirkende – Frage stellt, ob die UG den Unterschied zwischen einer L-grammatischen Potentialität und einer L-grammatischen Faktizität kennt und sich im Hinblick auf ihn adäquat verhält

Es gehört zum gesicherten linguistischen Wissen, dass jede A-Sprache L vom Typ N, die jemals bekannt geworden ist, Veränderungen erfahren hat. Es gibt – unbestreitbar und auch unbestritten – den Tatbestand der Sprachveränderung. Es spricht wenig für die Annahme, dass die nachweisbaren L-Veränderungen Produkte eines eigentlich nicht vorhersehbaren, hochgradig unwahrscheinlichen Zufalls sind, der sich ergeben kann, aber nicht ergeben muss der Tatbestand der Sprachveränderung tritt dermaßen systematisch auf, dass es ungleich naheliegender ist anzunehmen, dass es eine zentrale, systematisch gegebene Eigenschaft der A-Sprachen vom Typ N ist, Veränderungen erfahren zu können und Veränderungen zu erfahren. Wer sich diese Annahme, die in der Tradition mit konstitutiv für die linguistische Forschung war, zu eigen macht – und alle verfügbaren Fakten sprechen dafür, dies zu tun –, ist damit auf eine Hypothese festgelegt, die sich – unter Verwendung üblicher und selbstevidenter Abkürzungen – wie folgt aussprechen lässt:

(4-1) Wenn Sprachnatürlichkeit und Sprachaktualität notwendigerweise Sprachveränderung implizieren, dann gilt:

- (a) $\diamond (L \text{ erfährt Veränderungen})$.
- (b) $(L \text{ erfährt Veränderungen})$.

(4-2) Wenn L eine A-Sprache vom Typ N ist, dann ist $\neg \diamond (L \text{ ist permanent})$.

Die beiden Klauseln, aus denen sich die Annahme A zusammensetzt, sind natürlich im Kern äquivalent miteinander. Dem Notwendigkeitsbefund, den sie beinhalten, wird man auf der Ebene der Fakten nichts entgegensetzen können. Im Gegenteil: er wird durch alle verfügbaren Fakten bestätigt. Auf der Ebene der Fakten kann die Annahme 1 nicht widerlegt werden – sie kann auf dieser Ebene nur bestätigt werden.

Aber diese Bestätigung der Annahme durch die Fakten lässt den Befund, der mit der Annahme ausgesprochen ist, selbstverständlich durchaus unerklärt. Die Fakten erklären den Befund nicht – vielmehr sind sie es, die zur Erklärung anstehen. Zu erklären ist also, warum die Annahme A gilt – und das heißt, dass zu erklären ist, warum im Fall der A-Sprachen vom Typ N die Sprachveränderung unvermeidlich ist, also mit Notwendigkeit zustandekommt. Zu erklären ist, kurz gesagt, die Notwendigkeit der Nicht-Permanenz der A-Sprachen vom Typ N. Und zu erklären ist, wie die Prozesse der L-Veränderung möglich werden, und wie sie ablaufen.

Def M: $\diamond \alpha := \neg \diamond \neg \alpha$; Notwendigkeitsaxiom: $p \supset p$; Syllogismus-Gesetze: $(p \supset q) \supset ((q \supset r) \supset (p \supset r))$ (Syll-1), $(q \supset r) \supset ((p \supset q) \supset (p \supset r))$ (Syll-2).

(4-3) $p \supset \diamond p$

BEWEIS. Unter Voraussetzung des Notwendigkeitsaxioms wird $\neg p$ für p substituiert; damit gilt $\neg p \supset \neg p$. Durch Kontraposition ergibt sich $\neg \neg p \supset \neg \neg p$. Diese Aussage kann entsprechend dem Gesetz der doppelten Negation umgeformt werden; aus der Def. M und den Syllogismus-Gesetzen folgt dann $p \supset \diamond p$. \square

Wenn L Veränderungen erfährt, ist es notwendig, dass es möglich ist, dass L Veränderungen erfährt:

(4-4) $p \supset \diamond p$

BEWEIS. Falls p , dann $\diamond p$. Aus dem S5-Axiom $\diamond p \supset \diamond \diamond p$ und den Syllogismus-Gesetzen folgt die Behauptung. \square

Andererseits: Wenn es möglich ist, dass es notwendig ist, dass L Veränderungen erfährt, dann erfährt L Veränderungen. Das ist – auf den ersten Blick hin – der eigentlich kritische Fall. Der zweite, genauere Blick zeigt jedoch, dass auch dieser Fall kein grundsätzliches Problem aufwirft, denn mit (5-4) – dem Brouwerschen Axiom – gilt auch (5-5):

(4-5) $\diamond p \supset p$

BEWEIS. Die Substitution von p durch $\neg p$ liefert in (5-4) $\neg p \supset \diamond \neg p$. Entsprechend den Regeln für die Vertauschbarkeit von \neg und \diamond gilt damit auch $\neg p \supset \diamond p$, und durch Kontraposition ergibt sich $\diamond p \supset p$. \square

Warum dies so ist, wird deutlich, wenn man sich die – zunächst vermutlich naiv wirkende – Frage stellt, ob die UG den Unterschied zwischen einer L-grammatischen Potentialität und einer L-grammatischen Faktizität kennt und sich im Hinblick auf ihn adäquat verhält

Feststellung (F-1). Die [F/T]-Transformationen sind CP/IP-interne Transformationen. Folglich muss die in (13) relativ zu (12) angesprochene Versetzung eine Versetzung *innerhalb* des CP/IP-Systems sein, denn durch die [F/T]-Transformationen bewirkte Versetzungen sind nur innerhalb dieses Systems möglich.

Feststellung (F-2). Da die [F/T]-Transformationen CP/IP-interne Transformationen sind, können sie nicht aus dem CP/IP-System hinaus führen. Sie können folglich auch ein CP/IP-System I nicht in ein vom ihm verschiedenes CP/IP-System II überführen. Denn es gibt ein und nur ein CP/IP-System, und die [F/T]-Transformationen operieren innerhalb dieses einen CP/IP-Systems.

Feststellung (F-3). Aus Feststellung (F-2) ergibt sich, dass *beide* Fourquetschen Systeme – das System I und das System II – CP/IP-bestimmte Systeme sein müssen. (Es gibt, anders gesagt, keine CP/IP-Differenz zwischen den beiden Fourquetschen Systemen: Die positionellen Versetzungen, die die [F/T]-Transformationen innerhalb des einen Systems ermöglichen, ermöglichen sie auch innerhalb des anderen Systems, und umgekehrt.)

Feststellung (F-4). Mit Feststellung (F-3) dann gilt zwangsläufig auch, dass die beiden in Rede stehenden Sätze – der Satz in (8) und der Satz in (10) – *beide* CP/IP-strukturierte Sätze sind.

Feststellung (F-5). Feststellung (F-4) ergibt sich in Konsequenz der Universalität des CP/IP-Systems: Eine Kette von I-Terminalen ist überhaupt nur dann ein Satz (im technischen Sinn dieses Begriffs), wenn sie eine CP/IP-Struktur aufweist. Entsprechend gilt, dass diese beiden Sätze – der Satz *he him æpas swor* einerseits und der Satz *he swor him æpas* andererseits –, eine CP/IP-Struktur aufweisen. Anders gesagt: Das CP/IP-System lizenziert sowohl (8) als auch (10) als *Satz*; das heißt: Sowohl (8) als auch (10) sind CP/IP-grammatisch.

Der in (F-1) – (F-5) entwickelte Befund ist unausweichlich. Man bedenke dabei, dass die (P&P)-Theorie die Theorie einer *Universalgrammatik* ist, und dass das CP/IP-System Teil dieser UG ist. Es ist ganz und gar nicht befremdlich, dass eine Universalgrammatik Sätzen, die sozusagen durch

Jahrhunderte oder Jahrtausende voneinander getrennt sind – *allen* Sätzen – die gleiche CP/IP-Struktur zuordnet. Befremdlich wäre es, wenn sie dies nicht täte – sie wäre dann keine Universalgrammatik, vor der doch alle Sätze gleich sind und gleich sein müssen – unabhängig davon, wie sie zeitlich und geographisch zu verorten sind. Der in (F-1) – (F-5) entwickelte Befund entspricht also sehr wohl der Logik der Universalgrammatik. Dennoch ist dieser Befund, der sich – wie gesagt –, unvermeidlich ergibt, höchst befremdlich. Warum aber ist er befremdlich, wenn er doch mit der Logik der Universalgrammatik konform geht?

Die Antwort auf diese Frage lässt sich leicht beibringen. (F-1) – (F-5) sind befremdlich in Ansehung der *Grammatizitätsdifferenz*, die zwischen den Sätzen *he him aþas swor* und *he swor him aþas* besteht. Diese Grammatizitätsdifferenz ist eine Differenz zwischen (im intuitiven Sinn dieser Begriffe) unabhängigen, nicht eingebetteten Sätzen, und diese Differenz markiert den entscheidenden Unterschied zwischen den beiden Fourquetschen System: Das System I zeichnet V3-Sätze als grammatisch korrekt aus, das System II dagegen V2-Sätze. Das CP/IP-System dagegen bildet diese Grammatizitätsdifferenz nicht ab; relativ zu ihm stellt sich der im System II ungrammatische, im System I dagegen grammatische Satz *he him aþas swor* genau so dar wie der im System I ungrammatische, im System II dagegen grammatische Satz *he swor him aþas swor*, nämlich als grammatisch wohlgeformt. Dem steht jedoch das von Fourquet (1974) herausgestellt, wohl kaum zu bestreitende Faktum der Grammatizitätsdifferenz zwischen den beiden Sätzen entgegen, das gerade bei der Betrachtung ihrer Nhd.-Gegenstücke deutlich wird: der Satz *Er ihm Reibekuchen stahl* ist zweifelsfrei Nhd.-ungrammatisch, während der Satz *Er stahl ihm Reibekuchen* ebenso zweifelsfrei Nhd.-grammatisch ist. Die beiden Sätze können nicht zugleich Nhd.-grammatisch sein, ebensowenig, wie der System I-ungrammatische Satz zugleich System I-grammatisch sein kann und der System II-ungrammatische Satz zugleich System II-grammatisch sein kann. Die (P&P)-Theorie scheint jedoch, wie in (F-1) – (F-5) mit Blick auf das CP/IP-System ausgeführt, dazu zu zwingen, in Ansehung der Fakten der Sprachveränderung dazu zu zwingen, die Unterscheidung zwischen grammatischen und ungrammatischen Sätzen preisgeben und durch solche Veränderungen bewirkte Grammatizitätsveränderungen ignorieren zu müssen. Oder doch nicht? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es von Nutzen, zunächst einmal den *positiven Ertrag* der voranstehenden, an Fourquets Hypothese anschließenden Betrachtungen ins Blickfeld zu rücken, und sodann relativ zu diesem ihren positiven Ertrag zu spezifizieren, was mit diesen Betrachtungen für die weitere Bearbeitung der hier zur Debatte stehenden Problematik gewonnen ist oder gewonnen sein könnte.

Der positive Ertrag der voranstehenden Betrachtungen besteht wohl vor allem darin, dass mit ihnen eine weitere Klärung dessen erreicht ist, was unter einer nicht-marginalen Sprachveränderung – also einer I-Sprachveränderung oder kurz: einer L-Veränderung – zu verstehen ist.

Feststellung (F-6). L-Veränderungen sind Veränderungen des Feldes der CP/IP-determinierten Grammatizität in L.

Man beachte, dass (F-6) nicht zu der Annahme zwingt, dass I-Sprachveränderungen Veränderungen des CP/IP-Systems gleichkommen oder auf sie und nur sie zurückgehen; (F-6) ist in einem sehr viel schwächeren Sinn zu verstehen. Mit (F-6) ist nur gesagt, dass L-Veränderungen Veränderungen des durch das CP/IP-System determinierten Grammatizitätsfeldes gleichkommen. Die in (13) angesprochene Veränderung, die zur Ungrammatizität von V3-Sätzen und zur Grammatizität von V2-Sätzen führt, kann aus den angegebenen Gründen heraus als eine solche Veränderung eines durch das CP/IP-System determinierten Grammatizitätsfeldes begriffen werden. Präzisierungen dieser (noch vergleichsweise vagen und metaphorischen) Feststellungen sind zweifelsfrei erforderlich, aber bevor der Versuch unternommen wird, sie beizubringen, soll näher ausgeführt werden, was dem Versuch, eine konstruktive Resultante aus (F-6) ziehen zu können, nach wie vor entgegensteht. Das waren offenkundig die in (F-1) – (F-5) mitgeteilten Befunde.

Diese Befunde lassen sich in der entscheidenden Hinsicht wohl dahingehend zusammenfassen, dass das CP/IP-System nicht dazu in der Lage ist, das zu leisten, was durch das System geleistet werden muss: nämlich die Grammatizitätsdifferenz abzubilden, die zwischen dem Satz *he him aþas swor* einerseits und dem Satz *he swor him aþas* andererseits besteht, was in Entsprechung dann auch bedeutet, dass das System nicht dazu in der Lage ist, die Terminalketten *er ihm Reibekuchen stahl* und *er stahl ihm Reibekuchen* in der Dimension der Grammatizität adäquat zu bewerten. Aber ist dies in der Tat ein gewichtiger Einwand? Das in (1-5) mitgeteilte Prinzip, das natürlich auch für Verbpositionen innerhalb des CP/IP-Systems gilt, impliziert, diese beiden Terminalketten nicht zugleich grammatisch korrekt sein können: Entweder ist die Terminalkette *er ihm Reibekuchen stahl* oder die Terminalkette *er stahl ihm Reibekuchen* grammatisch korrekt; tertium non datur. Und ganz entsprechend zeichnet das CP/IP-System modulo System I der Fourquetschen Systemunterscheidung die Terminalkette *he him aþas swor* als grammatisch korrekt und damit als L-Satz aus und weist die Terminalkette *he swor him aþas* als ungrammatisch ab, wie es umgekehrt modulo System II die Terminalkette *he swor him aþas* als grammatisch korrekt und damit als L-Satz auszeichnet und die Terminalkette *he him aþas swor* als ungrammatisch abweist. Da das CP/IP-System ein Teilsystem einer Universalgrammatik ist, müssen trivialerweise sowohl die System I-Sätze als auch die System II-Sätze im Geltungsbereich dieses Systems liegen, und relativ zu diesen Systemen sind die CP/IP-basierten Grammatizitätsauszeichnungen zweifelsfrei stichhaltig: Sie lassen sich in Übereinstimmung mit (1-5) gewinnen. An welcher Stelle sollte insofern eine explanative und deskriptive Defizienz der (P&P)-Theorie auszumachen sein? Die folgende Feststellung führt vor Augen, wo dieses Defizit zu verorten ist:

Feststellung (F-7). Die (P&P)-Theorie ist explanativ und deskriptiv defizient, weil das CP/IP-System keine Möglichkeit hat, die (System I < System II)-Folgebeziehung, die zwischen den Fourquetschen Systemen besteht, abbilden zu können.

(F-7) besagt, allgemein und zusammenfassend gesagt, dass die (P&P) deshalb explanativ und deskriptiv defizient ist, weil das CP/IP-System keine Möglichkeit bietet, die Prozesse der I-Sprachveränderung abzubilden. Dabei hat die Erörterung auch gezeigt, dass ein Fall wie der besprochene (V3S < V2S)-Fall nicht als „optische Täuschung“ abgetan werden kann, und sie hat überdies auch gezeigt, worin sich diese explanative und deskriptive Defizienz *manifestiert*. Sie manifestiert sich nämlich darin, dass Veränderungen der Grammatizität einer Terminalkette vermöge des CP/IP-Systems nicht abgebildet werden können und folglich – dies ist der wesentliche Gehalt von (F-1) – (F-5) – Terminalketten, die in einer L-Phase einmal grammatisch waren, dann aber diesen ihren grammatischen Status eingebüsst haben, durch das CP/IP-System grundsätzlich als grammatisch korrekt eingestuft werden *müssen*. Pointiert gesagt: das CP/IP-System arbeitet nach dem Prinzip „Einmal grammatisch, immer grammatisch“, und es muss, als Teilsystem einer Universalgrammatik, nach diesem Prinzip arbeiten. Dieses Prinzip aber ist, wenn die im Geltungsbereich des Systems liegende I-Sprache eine sich verändernde, eine dynamische Größe ist, schlicht falsch. Als solche Größen aber müssen die CP/IP-determinierten Sprachen begriffen werden. Und das wiederum heißt, dass die (P&P)-Theorie in Ansehung der Fakten der I-Sprachveränderung und der ihr zugrundeliegenden Prozesse der I-Sprachdynamik explanativ defizitär und deskriptiv kontrafaktisch ist und zwar ist sie *nachweislich* explanativ defizitär und deskriptiv kontrafaktisch. – Dieser Befund stellt die (P&P)-Theorie offenkundig auf eine nicht-marginale Art in Frage oder, anders gesagt: Er rückt eine der Erklärungsgrenzen ins Blickfeld, die dieser Theorie beim derzeitigen Stand der Dinge gesetzt sind.

Natürlich ist mit diesen Befunden, Hinweisen und Feststellungen noch nicht ausreichend erklärt, wie die besprochene Grammatizitätsdifferenz in L möglich ist. Es ist somit – was, letztlich, auf dasselbe hinausläuft – noch nicht erklärt, was die Bedingungen der Möglichkeit des Phasenraums PhR(L) sind. Es noch nicht skizziert, wie eine solche Erklärung im Rahmen der (P&P)-Theorie soll

möglich werden können. Relativ zur klassischen Version dieser Theorie bieten sich zwei Wege an, diese Erklärung beizubringen. Entweder nimmt man an, dass $\text{PhR}(L)$ UG-intern – also endogen, im Sinne von Kiparsky (1994) – bedingt ist, oder man nimmt im Sinne von Lightfoot (1997) an, dann $\text{PhR}(L)$ UG-extern, also durch eine UG-unabhängig gegebene, interne Dynamik von Auslösermengen ESD bedingt ist, auf die die UG dann adaptiv reagiert. Jede dieser beiden Optionen läuft letztlich darauf hin aus, von der Konzeption einer nicht-monotonen UG ausgehen zu müssen; beide Konzeptionen sind somit gleichermaßen unattraktiv. Damit stellt sich die Frage, ob es einen dritten Weg der UG-Modifikation gibt – einen Modifikationsweg, auf dem es möglich wird, die beiden genannten Optionen zu vermeiden, und eine Modifikation der (P&P)-Theorie derart ins Werk zu setzen, dass erstens die Chomskysche Invarianzbehauptung für I-Sprachen nicht abgeleitet werden kann, und zweitens gleichwohl nicht die grundsätzliche Nicht-Monotonie der UG behaupten zu müssen. Die Suche nach einem solchen dritten Weg scheint auf den ersten Blick hin der Suche nach einem Beweis für die Quadratur des Kreises gleichzukommen. Aber sie ist einer solchen Suche ganz und gar nicht vergleichbar. Denn mit den vorstehenden Betrachtungen sind implizit bereits die ersten Schritte auf einem solchen dritten Weg zurückgelegt. Warum dies der Fall ist, bleibt auszuführen.

Es ist eine aus der Filtertheorie der L-Dynamik ableitbare Voraussage, dass die folgenden Ketten von I-Terminalen niemals – also auch in keiner der ρ -möglichen L-Phasen – als grammatisch wohlgeformte L-Sätze werden gelten können:

Dass ihr vielleicht glaubt, habe er ausgesagt, sie werde schreiben
 Ausgesagt habe sie, werde schreiben bald er, dass glaubt ihr vielleicht
 This has Mary found out
 Found has Mary this out
 Ich glaube, dass Maria hat das schon herausgefunden
 Obwohl er bedauerte, er war nicht benachrichtigt worden
 Mir gefällt, ich bin kein Huhn
 Wenn du zur Grenze kommst und dass der Zöllner dein Gepäck sehen will
 Obwohl der Turm so hoch ist, man kann ihn von weitem sehen
 Der Vorgang ist mich faszinierend
 Der Leser ist diese Wörter entziffernd
 Zu versuchen zu vergessen hat er, (die Tür zu öffnen) nicht

6.2 Grammatizitätsdynamik

Mit der Unterscheidung zwischen L einerseits und L-Phasen andererseits ist implizit auch eine Unterscheidung zwischen zwei Grammatizitätsbegriffen verbunden, die explizit herauszustellen sehr wohl angebracht ist, damit ihr eine Spezifizierung des von der UG determinierten Grammatizitätsraums verbunden ist, die – wie sich zeigen wird – für die weitere Argumentation von erheblichen Nutzen ist. Unterschieden wurde zwischen den Begriffen „grammatisch in L“ und „grammatisch in $\text{Ph}_i(L)$, mit: $1 \leq i \leq n$ “, also zwischen L-Grammatizität und Phasen-L-Grammatizität, kurz: Phasengrammatizität. Der Kern dieser Unterscheidung ist es der die *gesamte* Problematik der G-Dynamik der L-Struktur ausmacht.

$$(3-19) L = \bigcup_{i=1}^n \text{Ph}(L_i), \text{ mit: } [(\text{Ph}(L_i) \neq \text{Ph}(L_j)) \wedge (\text{Ph}(L_i) < \text{Ph}(L_j))]$$

Ebenso liegt es auf der Hand, dass die von der V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – um die Einführung eines neuen,

bislang nicht verwendeten und nicht in der (P&P)-Theorie verankerten Begriffs zu riskieren – positionell überdeckt oder kurz überdeckt. *Der Überdeckungsfall liegt dann vor, wenn eine Filterinverse – eine durch Filterinvertierung erzeugte Struktur, genauer gesagt – die Besetzung von Positionen als L-obligat erfordert, deren Besetzung von einem Filter als L-unzulässig ausgeschlossen wird.* Um diesen Fall etwas genauer zu fassen, sei – relativ zu einer Struktur σ – die Menge EP der in σ echt besetzten Positionen betrachtet, also die Menge $EP = \{x \mid x \text{ ist eine echt besetzte Position in } \sigma\}$. Dann gilt, dass eine Filterinverse IF einen Filter F überdeckungsinkludiert, falls die Menge EP(IF) die Menge EP(F) inkludiert. Nachfolgend in (3-16) findet sich eine etwas formale Fassung dieser Definition, wobei die Beziehung der Überdeckungsinklusion durch das Symbol „ \subset^* “ bezeichnet wird:

$$(3-16) F \subset^* IF \text{ falls } EP(F) \subset EP(IF)$$

Entsprechend (3-16) gilt offenbar, dass im Fall einer Negationsschaltung die Filterinverse den Filter trivialerweise im genannten Sinn überdeckt; die Inverse überdeckungsinkludiert in diesem Fall den Filter unecht. Die Bedingung der p-Invarianz ist nicht anders als die Bedingung der unechten Überdeckungsinklusion; mit anderen Worten: die Bedingung der p-Invarianz ist erfüllt, wenn $F \subseteq^* IF$ und mithin $EP(F) \subseteq EP(IF)$ gilt. Negationsschaltungen, bei denen die Bedingung der unechten Überdeckungsinklusion (p-Invarianz) ja definitiv erfüllt sein muss, bauen insofern auf einem Spezialfall des mit (3-16) gegebenen Überdeckungskonzeptes auf, denn dieses Konzept umfasst natürlich auch den Fall der unechten Überdeckungsinklusion.

Nun reflektiert die unechte Überdeckungsinklusion (p-Konstanz) offenbar den Tatbestand, dass die Inverse den Filter vollständig überschreibt, und durch diese vollständige Überschreibung setzt sie den Filter außer Kraft, das heißt: Die vollständige Überschreibung positioniert den Filter im Geltungsbereich eines Negators. Es ist nicht abwegig anzunehmen (und soll zunächst auch einmal angenommen werden), dass eine Filterinverse, die einen Filter überdeckungsinkludiert, diesen Filter durch Überschreibung außer Kraft setzt, also negiert, sofern die Bedingung der s-Relationiertheit erfüllt ist. Das heißt, grob gesagt: Im folgenden wird von der das Konzept der Negationsschaltung als Spezialfall umfassenden und es zugleich verallgemeinernden Hypothese ausgegangen, dass Überdeckungsinklusionen, sofern die Bedingung der s-Relationiertheit erfüllt ist, negierende Kraft haben. Allgemein gesagt: echte Überdeckungsinklusionen werden als (verdeckte) Negatoren betrachtet. Das bedeutet, dass die Vereinigung der Menge echt besetzten Positionen der überdeckungsinkludierten Filter ausgeschlossenen Struktur σ_2 – also die Menge $EP(\sigma_2)$ – mit der Menge $EP(\sigma_1)$ – also mit der Menge echt besetzten Positionen der überdeckungsinkludierenden Filters ausgeschlossenen Struktur σ_1 – ein nicht-leeres Komplement modulo $EP(\sigma_1)$ umfassen muss. Diese Vereinigungsmenge möge die Menge K heißen, wobei natürlich $K = EP(\sigma_1) \cup EP(\sigma_2) = \{x \mid x \in EP(\sigma_1) \vee \{x \mid x \in EP(\sigma_2)\}$ ist. Die Forderung, dass das Komplement $\overline{EP(\sigma_1)}$ von $EP(\sigma_1)$ in K – also die Menge $\overline{EP(\sigma_1)} = K \setminus EP(\sigma_1) = EP(\sigma_2) = \{x \mid x \notin EP(\sigma_1)\}$ – nicht leer sein darf, besagt nun, dass mit (3-16) auch $\overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$ gelten muss. Man überzeugt sich nun leicht davon, dass diese Gleichung in der Tat gilt: Wie zuvor ausgeführt, ist die Dominante des überdeckungsinkludierten Filters nicht leer; das heißt, genauer gesagt: die Menge EP der echt besetzten Positionen der Dominante des Filters – der Menge $EP(D(F))$, um eine wohl selbst evident symbolische Notation zur Kennzeichnung dieser Positionenmenge zu benutzen – ist nicht leer. Da $x \in EP(D(F)) \supset x \in \overline{EP(\sigma_1)} = K \setminus EP(\sigma_1)$ gilt, gilt auch $\overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$. Wenn nun das Symbol „SPE(x)“ für das Prädikat „x ist ein S-Präfix-Element“ steht, gilt mit $x \in \overline{EP(\sigma_1)} \neq \emptyset$ auch $\neg \text{SPE}(x)$. Und damit ist gezeigt, dass mit (3-16) auch (3-17) gilt, wobei das Symbol „IPE“ für das Prädikat „x ist ein IP-Element“ steht:

$$(3-17) F \subset^* IF \supset (\text{IPE}(x) \Leftrightarrow \neg \text{SPE}(x))$$

Es sei nun LIZ die Menge der relativ zu der Überdeckungsinklusion zulässigen Strukturen. Dann gilt mit (3-17) auch die Implikation in (3-18):

$$(3-18) \text{ IPE}(x) \Leftrightarrow \neg x \in \text{LIZ}$$

(3-18) macht deutlich, in welchem Sinn davon die Rede war, dass die Überdeckungsinklusion negierende Kraft hat: Die Überdeckungsinklusion impliziert Komplementbildung, und die Überdeckung sondert die Elemente der Komplementmenge aus.

Relativ zu diesen Überlegungen ist nun der zuvor in (3) angegebene Fall erneut zu betrachten. Dabei ist zunächst zu klären, ob in (3) auch der Fall der Überdeckungsinklusion gegeben ist. Dies ist offensichtlich der Fall. Die Besetzung der C-Position ist in der von der von der V2-Filterinverse zwingend geforderten Struktur σ_1 zwingend erforderlich, und bereits das bedeutet, dass σ_1 die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 überdeckt. Dass die von der V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 zudem noch die Besetzung der SpecC-Position zwingend erforderlich macht, zeigt nur dass die Überdeckungsinklusion im besprochenen Fall nicht unecht, sondern echt ist: Es ist in diesem Fall die echte Überdeckungsinklusion, die die V2-Struktur liefert. Daran, dass im in Rede stehenden Zusammenhang die von V2-Filterinverse zwingend geforderte Struktur σ_1 die vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs – überdeckungsinkludiert, kann also kein Zweifel bestehen. Die ausgeschlossene, „ungrammatische“ Struktur wird also von der „grammatischen“, L-obligaten Struktur überdeckungsinkludiert, und die beiden Strukturen sind, wiederum im erläuterten Sinn dieses Begriffs, relativ zu ihren Spez-Teilen s-relationiert miteinander. Folglich ist im Sinne der zuvor mitgeteilten Überlegungen davon auszugehen, dass die Überdeckungsinklusion negierende Kraft hat und die Struktur σ_1 die Struktur σ_2 außer Kraft setzt, also abschaltet.

Heißt das, dass der V2-Fall in PhR(L) von der UG aus dem „negativen“ V3-Fall abgeleitet wird, ohne dass dabei auf die im Faktenraum doch zweifelsfrei nachweisbare Präzedenzbeziehung [V3-Fall < V2-Fall] Bezug genommen wird? Wird also die L-obligate V2-Struktur σ_1 im Phasenraum PhR(L) aus der vom V3-Filter ausgeschlossene Struktur σ_2 – der Struktur $*\sigma_2$ – durch die UG I-sprachdynamisch abgeleitet, ohne dass die Phase, in der die Struktur σ_2 L-obligat war (also der V3-Filter *nicht* abgeschaltet war) bei der sprachdynamischen Ableitung des V2-Falls in irgendeiner Form Berücksichtigung findet? Operiert die UG sprachdynamisch also auf Paaren $(*\sigma_2, \sigma_2)$ und nicht auf Paaren (σ_2, σ_1) oder $((*\sigma_2, \sigma_2), \sigma_1)$ oder auf Tripeln $(*\sigma_2, \sigma_2, \sigma_1)$? Benutzt die UG ausschließlich negative Evidenzen, um aus ihnen sprachdynamisch L-obligate Strukturen ableiten zu können? Und wenn das so sein sollte: Welche Rolle spielt die in (3-10) angegebene Negationsschaltung bei dieser Ableitung? Spielt sie überhaupt noch eine Rolle? Oder sind allein die phasenspezifisch L-unzulässigen Strukturen die Basis, von der ausgehend die UG die L-obligaten Strukturen sprachdynamisch ableitet? Ist also, kurz gefragt, phasenspezifische Ungrammatizität eine sprachdynamische UG-Bedingung der Möglichkeit der phasenspezifischen Grammatizität? Ist die I-Sprachdynamik nur und ausschließlich eine Verschiebung der Grenze, die zwischen ungrammatisch und grammatisch besteht? Oder muss die I-Sprachdynamik als die Verschiebung nicht der zwischen ungrammatisch und grammatisch bestehenden Grenze, sondern als eine Verschiebung der zwischen L-Phasen bestehenden Grammatizitätsgrenze begriffen werden?

Bevor diese Fragen (die im übrigen – wie vielleicht nicht unmittelbar deutlich ist, aber doch wohl noch deutlich werden dürfte – in der Tat in den Kernbereich der Probleme der I-Sprachdynamik hineinführen) erörtert werden, soll jedoch ein Fall betrachtet werden, der klar dagegen zu sprechen scheint, dass die I-Sprachdynamik korrekt begriffen ist, wenn sie nur und ausschließlich eine Verschiebung der Grenze begriffen wird, die zwischen ungrammatisch und grammatisch besteht. In (3) ist das Paar (V3-Filter, Inverse des V2-Filters) betrachtet worden, und diese Betrachtung bot, nach der Einführung des Begriffs der Überdeckungsinklusion, den Anlass dazu, die zuvor gestellten Fragen aufzuwerfen.

φ -Filter weisen Aussonderungseigenschaften und Durchlässigkeitseigenschaften auf. Können diese für φ -Filter charakteristischen Eigenschaften auch den Inversen von φ -Filtern zugeschrieben werden?

P-Kookkurrenzen der V2-Struktur

Mögliche Präfixelemente

- a. [XP +w], Interrogativphrase (W-Phrase)
- b. [XP -w], Nicht-W-Phrase
- c. C, Komplementierer
- d. FIN, verbum finitum
- e. *es*, Expletivum

Nicht-wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen (A-Position; B-Position)

- a. [XP α W]; [XP α W]
- b. C; C
- c. [XP α W]; e
- d. FIN; C
- e. θ ; θ , e; e, θ ; e

Wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen HS (A-Position; B-Position)

- a. [XP α W]; FIN
- b. nil; C (markiert) #
- c. FIN; e
- d. e; FIN (markiert)
- e. nil; [XP +W]
- f. * – e/nil; [XP -W]
- g. * FIN; nil
- h. * nil; F_f (FIN?)

Wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen NS

- a. [XP -W]; FIN (markiert)
* [XP +W]; FIN
- b. e/nil; C
- c. (*) FIN, e
- d. e; FIN
- e. nil; [XP +W];
- f. * e/nil; [XP -W]
- g. * FIN; θ
- h. * θ , FIN

[H1] Im unmarkierten Fall enthält HS keinen Komplementierer und Verb-Zweit oder Verb-Erst.

[H2] Im unmarkierten Fall enthält NS einen initialen Komplementierer und Verb-Letzt.

[H3] W-Fragen mit V2 ausnahmslos nur im HS-Fall.

[H4] W-Fragen im Einbettungsfall sind ausschließlich Verb-Letzt.

[F1] Folgerung aus [H3]

Sätze mit initialen Komplementierer sind ausnahmslos Verb-Letzt-Sätze.

Erstes Korollar zu [H3] und [F1]

Im NS-Fall sind W-Elemente äquivalent mit Komplementierern (aber nicht im HS-Fall).

Zweites Korollar zu [H3] und [F1]

Die einzigen XP, die einen Verb-Letzt-Satz einleiten können, sind W-Phrasen und Relativphrasen (i.e. [XP +W]-Elemente).

Resultante aus den Korollarien

Im NS-Fall sind [XP +W]-Elemente äquivalent mit Komplementierern (aber nicht im HS-Fall).

V2 im NS-Fall ist ungrammatisch, falls die Phrase in der A-Position [+W] ist.

Beispiel: *Ich kann mir denken, was er ihr gesagt hat* vs. **ich kann mir denken, was hat er ihr gesagt*.
Zugleich Beispiel für die Resultante aus den Korollarien und dem ersten Korollar.

Stilistische Markierung im HS-Fall

- (1) Dass er auch immer zu spät kommen muss!
- (2) Ob er wohl verschlafen hat?
- (3) Wenn er doch endlich hier wäre!

Exemplifizierung HSa

Es irrt der Mensch, solange er strebt; *Der Mensch* irrt, solange er strebt; *Solange er strebt*, irrt der Mensch. W-Variante: *Wer* irrt, solange er strebt. Da ein expletives *es* nur in der A-Position auftreten kann, ergibt seine Einfügung Ungrammatizität, wenn diese Position besetzt ist: ** Wer irrt es, solange er strebt*.

Exemplifizierung NSa

Verben mit komplementiererlosen Komplementen (Brückenverben: *hoffen, glauben, wissen, behaupten, ahnen, ...*); markierte Eigenschaft, da es eine Vielzahl von Verben gibt, die dass-Komplementierung erfordern: *bedauern, bereuen, bemerken, beabsichtigen, ausschließen, ...*). Entfällt der Komplementierer, tritt das Verb in die V2-Position: *Die Illusion, er könne nochmals von vorn anfangen, hat er nicht abgelegt* vs. **Die Illusion, er nochmals von vorn anfangen könne, hat er nicht abgelegt und Die Illusion, dass er nochmals von vorn anfangen könne, hat er nicht abgelegt*

Exemplifizierung NSb

Leere A-Position mit Distanzextraktion (vermutlich) wie in (1)

- (1) Wer_i glaubt er wohl [e_i dass [e_i ihm seine Arbeit hier bezahlen werde?]]

Exemplifizierung HSc,d und NSc,d

Diagnostik: Im Umgangsdeutschen werden Pronomina in der A-Position; Ungrammatizität des expletiven *es* mit V1-Struktur; Interrogativelemente dürfen im NS-Fall nicht in der A-Position auftreten.

Fall NSd

Lange Extraktion aus dem Komplement eines Brückenverbs. Nur deshalb sichtbar, weil die A-Position in der Spur der Extraktion gehalten wird. Ist diese Position nicht zugänglich, da sie durch ein anderes Element besetzt ist, liefert die Extraktion Ungrammatizität. Beispiel:

- (1) Wie oft_i sagte sie dir [e_i hätte [er e_i angerufen]]?
- (2) **Wie oft_i sagte sie dir [er hätte [e_i angerufen]]?*

(2) ist nur dann grammatisch, wenn "wie oft" als Element des Matrix-Satzes interpretiert wird. Diese Interpretation ist bezüglich (1) nicht möglich.

HSc, genuiner V1-Fall: *Hat* er sie gesehen? Dieser Fall ist in indirekten Fragen nicht möglich, wie (b) – (c) zeigen:

- (a) Er wird mir sagen, dass (ob) sie gekommen ist
- (b) Er wird mir sagen, sie *ist* gekommen
- (c) Er wird mir sagen, *ist* sie gekommen

Nominative und akkusative Pronomina können im HS-Fall in der A-Position ausgelassen werden, das heißt: ihre Versetzung in die Frontposition (aber nicht ihre D-Repräsentation) kann unterbleiben, wie (1) und (2) verdeutlichen:

- (1) (Ich) habe es schon gelesen
- (2) (Es) habe ich schon gelesen

Vergleiche hierzu das expletive *es* in Ja/Nein-Fragen, wo es weggelassen werden muss:

- (3) Es irrt der Mensch
- (4) Irrt es der Mensch?
- (5) Irrt der Mensch?

Exemplifizierung HSe

- (1) *Was* Du nicht *sagst*!
- (2) *Mit welchen Tricks* er es wohl diesmal *versucht*?

Reguläre Alternation im Aufbau von Konditionalen: Entweder wenn-initial oder V1-strukturiert:

- (1) Wenn Du *kommst*, (dann) gehe ich
- (2) *Kommst* Du, gehe ich
- (3) Ich wäre pünktlich gewesen, *wenn* der Zug nicht verspätet gewesen *wäre*
- (4) Ich wäre pünktlich gewesen, *wäre* der Zug nicht verspätet gewesen

Schließlich: Pronomina können in V1-Sätzen nicht ausgelassen werden:

- (1) Hätte ich genug Geld, würde ich nicht jammern
- (2) * Hätte genug Geld, würde ich nicht jammern

Einzigste Differenz zwischen HS und NS unter Vernachlässigung der Markiertheit: Interrogative (W-Fragen), Ja/Nein-Fragen (a-Teil, c-Teil, respektive)

Unter diesen Bedingungen müssen V1-Fälle aus V2-Fällen abgeleitet werden: V1-Fälle *sind* (spezielle) V2-Fälle.

S^1 [COMP [α W; INFL] S [...V]]

[_{CP} [Spec,C] [_{C'} C IP]]

S-Präfix = [_{CP} [Spec,C] [_{C'} C]] < S-Infix = IP[X – Y -Z] < S-Suffix = [A – B -C]

6.3 Zyklizität der Grammatizitätsdynamik

Notationskonvention

$$[F_i \wedge P_j \wedge i \neq j] \supset [\neg i < j]$$

Passagenantivalenzen

$$I2\text{-Passage}(F1) \nabla I3\text{-Passage}(F1)$$

$$I1\text{-Passage}(F2) \nabla I3\text{-Passage}(F2)$$

$$I1\text{-Passage}(F3) \nabla I2\text{-Passage}(F2)$$

Passagenimplikationen

$$I2\text{-Passage}(F1) \supset \neg I3\text{-Passage}(F1)$$

$$I3\text{-Passage}(F1) \supset \neg I2\text{-Passage}(F1)$$

$$I1\text{-Passage}(F2) \supset \neg I3\text{-Passage}(F2)$$

$$I3\text{-Passage}(F2) \supset \neg I1\text{-Passage}(F2)$$

$$I1\text{-Passage}(F3) \supset \neg I2\text{-Passage}(F3)$$

$$I2\text{-Passage}(F3) \supset \neg I1\text{-Passage}(F3)$$

Keine Involute kann den Filter passieren, dessen Involute sie ist.

Es gibt Passagenalternativen. (Passierbarkeitsalternativen)

Passagenalternativen induzieren Präzedenzalternativen.

Die Verwirklichung von Passagenalternativen etabliert Präzedenzen in PhR(L).

$$I2\text{-Passage}(F1) \supset I2\text{-Struktur}$$

$$I3\text{-Passage}(F1) \supset I3\text{-Struktur}$$

$$I1\text{-Passage}(F2) \supset I1\text{-Struktur}$$

$$I3\text{-Passage}(F2) \supset I3\text{-Struktur}$$

$$I1\text{-Passage}(F3) \supset I1\text{-Struktur}$$

$$I2\text{-Passage}(F3) \supset I2\text{-Struktur}$$

Zyklus I

$$I2\text{-Passage}(F1) \supset I2\text{-Struktur} \wedge I3\text{-Passage}(F2) \supset I3\text{-Struktur} \wedge I1\text{-Passage}(F3) \supset I1\text{-Struktur} \wedge I2\text{-Passage}(F1) \supset I2\text{-Struktur}$$

Es liegt auf der Hand, dass auch im Fall von (6) die als Nicht-Disjunktivität der beiden Spez-Teile verstandene Bedingung der s-Relationiertheit erfüllt ist, denn auch hier gilt $\{FIN\} \cap \{XP, FIN\} = \{FIN\}$. Ebenso unmittelbar dürfte jedoch ein Unterschied, der zwischen (3) und (6) besteht – und dieser Unterschied ist entscheidend –, unmittelbar ins Auge fallen: In (6) wird die durch Filtrierung ausgesonderte Struktur nicht von der durch Filterinvertierung erzeugten Struktur überdeckt. Im Gegenteil: Der Filter überdeckt die durch Filterinvertierung erzeugte Struktur. Folglich ergibt es relativ zu den voranstehenden Überlegungen auch keinerlei Sinn zu fragen, ob die durch Filterinvertierung erzeugte Struktur von der UG sprachdynamisch aus der durch Filtrierung ausgesonderten Struktur abgeleitet ist.

Was aber soll es heißen, das mit (6) ein Fall vorliegt, der das Gegenteil des in (3) dokumentierten Falls ist? In (3) wurde die Überdeckungsinclusion dokumentiert, und das Gegenteil der Überdeckungsinclusion ist natürlich die *Überdeckungsexklusion*. Was aber, genau, soll es heißen, dass der Filter F_2 die Filterinvolutionäre I_3 überdeckungsexkludiert. Die Überdeckungsinclusion wurde als (verdeckte) Negation gedeutet. Muss auch die Überdeckungsexklusion – wie die Redeweise von einer Exklusionsbeziehung es nahezu legen vermag – als (verdeckte) Negation

gedeutet werden? Aber ist dann, wenn dies erforderlich sein sollte, die Unterscheidung zwischen den beiden Überdeckungsfällen nicht redundant und sprachdynamisch irrelevant? Gibt es also eine andere, aber vergleichbare Deutung der Überdeckungsexklusion? Besteht überhaupt das Erfordernis einer solchen Deutung?

(2) $\langle I_3 = [_{CP} [_{SpecC}] [_{C'} [_{C}] [_{IP} \dots \alpha_i \dots]]]]$, $\alpha_i = FIN$, $I_2 = [_{CP} [_{SpecC} \alpha_i] [_{C'} [_{C} \beta_j [_{IP} t_i \dots t_j \dots t_i]]]]$, mit:
 (1) $\alpha_i = XP$, (2) $\beta_j = FIN$

Positiv ausgedrückt lässt sich der V2-Filter mithin wie nachfolgend in (3-15) angeben formulieren:

\square 1 falls $[_{CP} [_{SpecC} x_i] [_{C'} [_{C} x_j] C [_{VP} [_{NP} y_1] [_{V'} [_{NP} y_2]]]]] [_{IP} t_i t_j]]]$
 (3-17) $g_2(k) = \square$
 \square sonst

Ist die Suche nach diesen Prinzipien erfolgreich verlaufen, ist der klassische Begriff der Vorgängerbedingtheit im Rahmen der konservativ modifizierten (P&P)-Theorie systematisch zu rekonstruiert. Ein Element einer solchen Rekonstruktion wäre beispielsweise die zur Erklärung von Fourquets Befund einschlägige Aussage: Wenn der V2-Filter abgeschaltet wird, wird der V3-Filter angeschaltet. Die Suche nach den Prinzipien der I-Sprachdynamik ist insofern die Suche nach *Zusammenhängen* zwischen Filtern; diese Zusammenhänge sind es, die die Klasse der I-sprachdynamisch möglichen Sequenzen von Filterschaltungen auszeichnen und präzedenziell strukturieren. Und irgendzwei S-Filter F_1 und F_2 hängen dann und nur dann sprachdynamisch zusammen – sie sind also, anders gesagt, dann und nur dann *sprachdynamisch konnex*, oder kürzer gesagt: d-konnex, wenn F_1 und F_2 in einer Alternativrelation *Alt* zueinander stehen. Es gilt, also kurz gesagt, die nachfolgend in (3-13) mitgeteilte Feststellung:

(3-13) d-konnex(F_1, F_2) genau dann, wenn *Alt*(F_1, F_2)

Man beachte, dass (3-13) keine Richtung auszeichnet; das heißt: Mit der Bezugnahme auf die Alternativrelation ist noch keine Richtung in PhR(L) ausgezeichnet. Die Alternativrelation *Alt* wird also als eine symmetrische Relation begriffen, was der üblichen Intuition entspricht, dass dann, wenn die Größe X eine Alternative zu einer Größe Y ist, diese Größe Y auch eine Alternative zu X ist. Es gilt also die nachfolgend in (3-14) angegebene Äquivalenz:

(3-14) *Alt*(F_1, F_2) \equiv *Alt*(F_2, F_1)

Aus (3-14) ergibt sich unmittelbar, dass es nicht möglich ist, auf der Ebene der Filteralternativen eine Präzedenzbeziehung in PhR(L) auszuzeichnen. Dabei ist klar, dass die Beziehung zwischen einem Filter und seiner Inversen (seiner Negation) nicht als eine Alternativbeziehung zwischen Filtern, also als eine Alternative im Sinne von (3-13) und (3-14) aufgefasst werden kann, denn eine Aussage p und ihre Negation $\neg p$ sind trivialerweise nicht äquivalent miteinander.

Die Alternativrelation kann also nicht das Fundament der Präzedenzrelation sein. Sie kann jedoch die Grundlage für den Versuch abgeben, diese Präzedenzrelation genauer ins Blickfeld zu bekommen. Denn mit dem Postulat, dass nur die Filter miteinander verschaltet werden können, die in der *Alt*-Relation zueinander stehen, wird PhR(L) offenbar weitere Struktur aufgeprägt, denn durch das Postulat wird es ausgeschlossen, dass in PhR(L) arbiträre Filterschaltungen zum Zuge kommen; das heißt: der Raum dessen, was L-dynamisch grammatisch UG-möglich ist, wird erheblich verengt.

Die Suche nach den *Prinzipien* – oder, in einer anderen, aber äquivalenten Sprechweise: den Gesetzen – der I-Sprachdynamik muss mithin ihren Ausgang bei der Suche nach alternativ zueinander möglichen Filtern nehmen, und nur dann, wenn vorgängig die Klasse dieser Filter identifiziert ist, kann die Suche nach den Prinzipien der I-Sprachdynamik mit Aussicht auf Erfolg ins Werk gesetzt werden. Die Relation $Alt(F_1, F_2)$ ist das Fundamentelement aller möglichen I-sprachdynamischen Prozesse.

6.4 Z-Prinzipien der (L/ℓ)-Dynamik

Die Attributierungen „x ist eine konjunktive Satzverknüpfung“ und „x ist eine disjunktive Satzverknüpfung“ sind, wie bereits gesagt, Unterfälle der Attributierung „x ist eine Satzverknüpfung“; insofern gehören diese beiden Attributierungen in einem intuitiven Sinn zusammen: sie sind Elemente der durch „x ist eine Satzverknüpfung“ gegebenen *Attributenfamilie*. Die Attributierungen „x ist eine Nominalkomposition“ und „x ist eine Adjektivkomposition“ sind keine Elemente dieser Attributenfamilie; sie gehören einer anderen, nämlich der durch „x ist eine Komposition“ gegebenen Attributenfamilie. Das bedeutet, allgemein gesprochen, dass sich die ESD-relevante AT-Kennntnis aus der Kennntnis der unterschiedlichen Attributenfamilien zusammensetzt, deren jede aus unterschiedlichen, durch eine Familienähnlichkeit miteinander verbundenen *Attributen* besteht. „x instantiiert eine Satzverknüpfung“ bezeichnet somit eine Attributenfamilie; „x instantiiert eine konjunktive Satzverknüpfung“ bezeichnet ein Attribut dieser Attributenfamilie. Die Attribute, die zu den diversen Attributenfamilien gehören, spannen – wie man mit einer gewissen Metaphorik sagen kann – insgesamt den *Attributraum* auf.

Die soeben eingeführte Terminologie und Begrifflichkeit ist aus Carnap (1971) übernommen. Ein Teil des Formalismus, den Carnap dort entwickelt – er wird von Stegmüller (1973) im Detail dargestellt –, gibt – zuzüglich einiger Erweiterungen – auch den Rahmen für die Systematisierungsarbeit ab, die im folgenden zu leisten ist. Um diese Arbeit ins Werk setzen zu können, ist es zunächst einmal wesentlich, sich der vergleichsweise elementaren Einsicht zu versichern, dass sowohl die diversen Attributenfamilien als auch die zu ihnen gehörigen Attribute sowie die Individuen, auf die Attribute sich beziehen – also die Sätze beziehungsweise Ausdrücke einer A-Sprache L vom Typ N – sich *durchnummerieren* lassen. Da jeder L-Satz beziehungsweise jeder L-Ausdruck attributierungsfähig ist, und da die Menge der L-Sätze beziehungsweise L-Ausdrücke unendlich ist, ist die Menge der durchzunummerierenden Individuen – die Satzmenge beziehungsweise die Ausdrucksmenge – unendlich. Die Attributierung dieser unendlich vielen Individuen ist – aus unabhängigen, hier nicht näher zu erörternden, da aus der Grammatiktheorie wohlbekannten Gründen – mit endlichen vielen attributiven Mitteln möglich. Daher ist es unproblematisch vorauszusetzen, dass es nur endlich viele Attribute sind, aus denen eine Attributenfamilie besteht, und dass auch die Klasse der Familien endlich ist. Diese Klasse **F** kann somit durch $\mathbf{F} = \{F^1, F^2, \dots, F^n\}$ charakterisiert werden. Jeder Attributenfamilie ist somit ein Index zugeordnet. Auf Grund der Endlichkeitsvoraussetzung gilt für die Indexmenge von **F** demzufolge $I_x(\mathbf{F}) = n$. Natürlich lassen sich auch die zu einer Familie gehörigen Attribute durchnummerieren. Mithin lässt sich eine weitere Indexmenge konstruieren, nämlich für jedes i aus $I_x(\mathbf{F})$ die Indexmenge $I_x(F^i)$ der i -ten Familie. Der Ausdruck „ A_j^i “ bezeichnet entsprechend das j -te Attribut der i -ten Attributenfamilie. Wie bereits gesagt, handelt es sich bei den Individuen, die attributiert werden, um – unter den zuvor eingegangenen, idealisierenden Voraussetzungen sozusagen dingfest gemachte- L-Sätze beziehungsweise L-Ausdrücke. Sie geben den Individuenbereich **Id** ab; auch dessen Elemente können – trivialerweise – durchnummeriert werden, sodass sich als dritte Indexmenge die Menge $I_x(\mathbf{Id})$ ergibt. Sofern auf Elemente dieser Indexmengen Bezug genommen wird, besagt „ $i \in I_x(\mathbf{Id})$ “, dass i eine Individuenvariable ist, „ $m \in I_x(\mathbf{F})$ “, dass m ein Familienindex ist, und „ $j \in I_x(F^m)$ “, dass j der Index eines Attributes ist, das zur m -ten Attributenfamilie gehört.

Damit ist das für den hier avisierten Systematisierungsversuch erforderliche Begriffsgerüst im wesentlichen gegeben.

Um diesen Systematisierungsversuch durchführen zu können, ist zunächst einmal zu klären, wie die Attribute den Individuen a_1, a_2, \dots aus \mathbf{Id} zugeordnet sind. Üblicherweise wird diese Zuordnung durch eine *Zuordnungsfunktion* garantiert, die die Individuen und die Attribute miteinander relationiert. Um diese Funktion konstruieren zu können, ist es unerlässlich, den Modellbegriff verwenden zu können. Durch ein *Modell* wird ein möglicher Attributierungszustand eindeutig festgelegt. Nun ist die Klasse der Individuen, die Klasse der Attributenfamilien und für jede Familie die Klasse der Attribute durch eine Indexmenge charakterisierbar, und entsprechend können Modelle als zweistellige Funktionen der Form $Z(m, i) = j$ aufgefasst werden: diese Funktion legt fest, dass dem i -ten Individuum das j -te Attribut der m -ten Familie zukommt. Es ist herauszustellen, dass der Fall der zweistelligen Funktion, der zweifellos ein Spezialfall ist, im Hinblick auf die hier verfolgten Zwecke vollkommen ausreichend ist. Es reicht also aus, zweistellige Funktionen zu betrachten.

Um den so in erster Näherung eingeführten Modellbegriff präzise fassen zu können, führt Carnap den Begriff der *Modellkomponente* ein. Eine Modellkomponente der Attributenfamilie F^m wird von Carnap als eine einstellige Funktion konstruiert, deren Argumentbereich die Menge $I_x(\mathbf{Id})$ – also die Individuennummern – und deren Bildbereich die Menge $I_x(F^m)$ – also die Attributenummern der m -ten Familie – sind. Die Klasse aller Modellkomponenten von F^m wird \mathbf{Z}^m genannt. Ersichtlich gibt es n -viele solcher Klassen, nämlich für jede der n -vielen Attributenfamilien jeweils genau eine. „ Z^m “ ist eine Variable für ein Element aus der Klasse der Modellkomponenten. Dass dem i -ten Individuum das l -te Attribut der m -ten Familie zukommt, kann dann durch die Gleichung $Z^m(i) = l$ zum Ausdruck gebracht werden. Damit kann Carnap den allgemeinen Begriff des Modells wie folgt einführen: es sei \mathbf{Z} die Klasse der Modelle. Die Aussage „ Z ist ein Modell“ ist wie nachfolgend angegeben definiert:

(4-6) $Z \in \mathbf{Z}$ genau dann, wenn Z eine zweistellige Funktion ist, und wenn eine Folge $\langle X^1; X^2; \dots; X^n \rangle$ derart existiert, dass für jedes $m \in I_x(\mathbf{F})$ gilt:

- (a) $X^m \in \mathbf{Z}^m$;
- (b) $Z(m, i) = X^m(i)$.

De facto führt Carnap also den Modellbegriff auf den Begriff der Folge von Modellkomponenten zurück. Er kann es dadurch vermeiden, den komplizierten Begriff der Folge von einstelligen Funktionen verwenden zu müssen; es reicht aus, mit zweistelligen Funktionen zu arbeiten. Selbstverständlich ist es möglich, (5-1) so zu verallgemeinern, dass auch der mehrstellige Fall in Betracht gezogen werden kann: F^r sei eine Familie k -stelliger Attribute, mit k größer oder gleich 2. In diesem Fall sind dann die Modellfunktionen von der Gestalt $Z(r, \langle i_1, \dots, i_k \rangle) = j$. Allerdings ist diese – technisch sehr wohl mögliche – Verallgemeinerung der Modellfunktion für die hier verfolgten Zwecke nicht erforderlich.

Im nächsten Schritt führt Carnap den Begriff der – atomaren – Proposition ein. Eine Atomproposition gibt für ein bestimmtes Individuum – ein bestimmtes Resultat der Äußerung eines sprachlichen Ausdrucks – an, dass ihm ein bestimmtes Attribut einer bestimmten Attributenfamilie zukommt. Wenn also m, i, j drei feste Zahlen mit $m \in I_x(\mathbf{F})$, $i \in I_x(\mathbf{Id})$ und $j \in I_x(F^m)$ sind, dann ist $P^m_j(a_i)$ diejenige Atomproposition, die besagt, dass das j -te Attribut der m -ten Familie dem i -ten Individuum zukommt. Entsprechend lässt sich definieren:

(4-7) $P^m_j(a_i) := \{Z \mid Z \in \mathbf{Z} \wedge Z(m, i) = j\}$

ERLÄUTERUNG 1. Ersichtlich besteht der Gehalt dieser Definition darin, dass der Gehalt der Atomproposition mit der Menge derjenigen Modelle identifiziert wird, die dann, wenn m als erstes und i als zweites Argument gegeben ist, den Wert j liefern.

ERLÄUTERUNG 2. Die Kenntnis der Atomproposition beinhaltet keine Kenntnis darüber, welche Attribute aus anderen Familien als der m -ten Familie dem i -ten Individuum zukommen.

ERLÄUTERUNG 3. Die Kenntnis der Atomproposition beinhaltet keine Kenntnis darüber, welche Attribute der diversen Familien anderen Individuen als dem i -ten Individuum zukommen.

Mit den Erläuterungen zu (9-2) wurde vor Augen gestellt, welche Aspekte der Relationierung von Resultaten von Äußerungen sprachlichen Ausdrücken mit Attributen beziehungsweise Attributenfamilien durch die beiden Definitionen offen gelassen werden. Den Carnapschen Ansatz im Hinblick auf die hier verfolgten Zwecke weiter zu spezifizieren, heißt primär natürlich, die Relationierungsaspekte, die unterbestimmt gelassen wurden, genauer zu bestimmen. Das nachfolgend mitgeteilte erste Axiom – die an das Axiom anschließenden Bemerkungen motivieren seine Einführung wohl hinlänglich – liefert einen wesentlichen Beitrag zum Abbau dieser Relationierungsunterbestimmtheit:

(4-8) Für eine Attributenfamilie F^m mit r -vielen Attributen gilt:

(a) $\forall j, l \in \text{Ix}(F^m) \forall s_i \in \mathbf{Id}. A_j^m(s_i) \cap A_l^m(s_i) = \emptyset.$

(b) $\forall s_i \in \mathbf{Id}. A_1^m(s_i) \vee A_2^m(s_i) \cup \dots \cup A_r^m(s_i) = \mathbf{Z}.$

ERLÄUTERUNG 1. Inhaltlich besagt das Axiom, dass einem Individuum aus \mathbf{Id} – einem L-Satz – ein und nur ein Attribut einer Attributenfamilie zukommt. Den mengentheoretischen Klauseln in (a) und (b) entsprechen mithin die beiden folgenden, in der Sprache einer monadischen PL1 formulierten Klauseln (a') $\forall j, l \in \text{Ix}(F^m) \forall s_i \in \mathbf{Id}. \neg [A_j^m(s_i) \wedge A_l^m(s_i)].$ und (b') $\forall a_i \in \mathbf{Id}. [A_1^m(a_i) \vee A_2^m(a_i) \vee \dots \vee A_r^m(a_i)].$ Allerdings wird im folgenden nicht auf eine PL1-Sprache zurückgegriffen, sondern prinzipiell von einer mengentheoretischen und in diesem Sinn sprachunabhängigen Darstellung Gebrauch gemacht. Eben deshalb ist es vielleicht nicht unangebracht, noch einmal die in der folgenden Tabelle niedergelegten, im hier verhandelten Zusammenhang besonders wichtigen Entsprechungen zwischen der logischen und mengentheoretischen Begrifflichkeit in Erinnerung zu rufen:

Logik	Mengenlehre
Negation	Komplementbildung modulo \mathbf{Z}
Adjunktion	Vereinigung
Existenzquantifizierung	Unendliche Vereinigung

Tabelle 1

ERLÄUTERUNG 2. Durch das Axiom werden insofern Attributierungswidersprüche ausgeschlossen. Eine Satzverknüpfung kann nicht zugleich eine konjunktive und eine disjunktive Satzverknüpfung sein. Das ist der Gehalt des ersten Axioms.

ERLÄUTERUNG 3. Mit dem Axiom ist nicht gesagt, dass sehr wohl instantiierungsfähige komplexe Satzverknüpfungen etwa der Form $(p \wedge q) \vee (q \wedge p)$ nicht möglich seien. Denn auch die disjunktive Verknüpfung zweier konjunktiver Verknüpfungen ist nicht zugleich auch eine konjunktive Verknüpfung. Und auch die komplexe Verknüpfung lässt sich – trivialerweise – durch eine geeignete – komplexe – Attributierung erfassen.

(4-9) Die Klasse $P_{m,i}^{at}$ der atomaren Propositionen mit dem Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ ist identisch mit der Klasse $\{P_j^m a_i \mid j \in \text{Ix}(F^m)\}.$

$$(4-10) P^{at} = \bigcup \{ P_{m,i}^{at} \mid m \in \text{Ix}(\mathbf{F}) \wedge i \in \text{Ix}(\mathbf{Id}) \}.$$

(4-11) Es seien m und i irgendzwei gegebene Indexnummern. Dann gilt: P^{at} ist disjunkt.

BEWEIS. Es seien $P_j^{am}(a_j)$ und $P_{j'}^{am}(a_{j'})$ zwei voneinander verschiedene Propositionen aus P^{at} relativ zu zwei gegebenen Indexnummern m und i . Folglich gilt $j \neq j'$. Es sei $Z \in P_j^{am}(a_j)$ und $Z' \in P_{j'}^{am}(a_{j'})$. Für den Nachweis der Disjunktheit ist zu zeigen, dass Z und Z' voneinander verschiedene Funktionen sind. Wegen (3-2) gilt: $Z(m, i) = j$ and $Z'(m, i) = j'$. Folglich sind Z und Z' voneinander verschiedene Funktionen, und das war zu zeigen. \square

$$(4-12) \bigcup P_{m,i}^{at} = \mathbf{Z}.$$

BEWEIS. Es sei $Z \in \mathbf{Z}$. Dann gibt es eine Indexnummer $j \in \text{Ix}(\mathbf{F}^m)$ derart, dass $Z(m, i) = j$. Wegen (3-2) gilt $Z \in P_j^{am}(a_j)$, und wegen (3-4) gilt $P_j^{am}(a_j) \in P^{at}$. Folglich gilt $Z \in \bigcup P_{m,i}^{at}$, und das war zu zeigen. \square

BEMERKUNG. Wegen (3-6) und (3-7) ist P^{at} eine abzählbare Zerlegung von \mathbf{Z} .

(4-13). Es sei X eine nicht-leere Menge. \mathbf{A} sei eine Klasse von Teilmengen von X .

(a) \mathbf{A} ist ein Körper über X falls

(1) $X \in \mathbf{A}$.

(2) wenn $A \in \mathbf{A}$, dann $X - A \in \mathbf{A}$.

(3) wenn $A, B \in \mathbf{A}$, dann $A \cup B \in \mathbf{A}$.

(b) \mathbf{A} ist ein σ -Körper über X , falls

(1) \mathbf{D} ist ein Körper über X .

(2) Für jede abzählbare Teilklasse \mathbf{B} von \mathbf{A} gilt: $\bigcup \mathbf{B} \in \mathbf{A}$.

ERLÄUTERUNG 1. Ein Körper ist abgeschlossen gegenüber allen endlichen Sequenzen von Booleschen Operationen (Vereinigung, Durchschnitt, Differenz).

ERLÄUTERUNG 2. Ein σ -Körper ist ein verfeinerter Körper: er ist abgeschlossen gegenüber allen abzählbaren Sequenzen Boolescher Operationen.

(4-14) Es sei X eine nicht-leere Menge, und \mathbf{A} sei eine Klasse von Teilmengen von X . \mathbf{B} ist der von \mathbf{A} erzeugte (a) Körper [(b) σ -Körper] =: \mathbf{B} ist der Durchschnitt derjenigen Körper [σ -Körper] über X , die \mathbf{A} enthalten.

(4-15) Die Klasse P^{mol} der molekularen Propositionen ist identisch mit dem durch P^{at} erzeugten Körper über \mathbf{Z} .

(4-16) Die Klasse \mathbf{P} der Propositionen ist identisch mit dem durch P^{at} erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} .

$$(4-17) P^{at} \subset P^{mol} \subset \mathbf{P}.$$

(4-18) Es seien P und P' Propositionen. Dann gilt:

(a) P ist notwendig =: $P = \mathbf{Z}$.

(b) P ist unmöglich =: $P = \emptyset$.

(c) P ist möglich =: $P \neq \emptyset$.

- (d) P ist kontingent \equiv : P ist weder notwendig noch unmöglich.
 (e) P ist in P' eingeschlossen (oder P strikt-impliziert P' , kurz: s -impliziert) \equiv : $P \subset P'$.

ERLÄUTERUNG 1. Entsprechend der Definition des Körpers beziehungsweise des σ -Körpers ist die Klasse \mathbf{Z} aller Modelle Element des Körpers und somit eine Proposition: \mathbf{Z} ist die (logisch) notwendige Proposition. Da auch $\mathbf{Z} - \mathbf{Z} = \emptyset$ Element des Körpers ist, ist auch die leere Klasse \emptyset eine Proposition: die (logisch) unmögliche Proposition. Jede von \emptyset verschiedene Proposition ist eine (logisch) mögliche Proposition.

ERLÄUTERUNG 2. Propositionen, die weder notwendig noch unmöglich sind, sind kontingente Propositionen.

ERLÄUTERUNG 3. Gilt $P_1 \in \mathbf{P}$ und $P_2 \in \mathbf{P}$, dann wird $P_2 \in \mathbf{P}$ genau dann von $P_1 \in \mathbf{P}$ logisch impliziert, wenn $P_1 \subset P_2$ („ P_1 ist in P_2 eingeschlossen“).

Wesentliche Bezugnahme einer Proposition P auf ein Zahlenpaar, z. B. $\langle 7, 9 \rangle :=$ Es ist nicht möglich, P zu konstruieren, wenn man alle Propositionen mit dem Zahlenpaar $\langle 7, 9 \rangle$ außer Betracht lässt.

(4-19). Es sei $P \in \mathbf{P}$. Dann gilt:

- (a) P w-bezieht sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ gdw. P nicht zu dem durch die Differenzklasse $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} gehört.
 (b) P w-bezieht sich auf F^m gdw. es eine Zahl i derart gibt, dass P sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ w-bezieht.
 (c) P w-bezieht sich auf a_i gdw. es eine Zahl i derart gibt, dass P sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ w-bezieht.

(4-20) Es sei (m, i) ein Paar von Indexnummern. Dann gilt: \mathbf{Z} w-bezieht sich nicht auf (m, i) .

BEWEIS. Es sei $i' \in Ix(\mathbf{Id})$ verschieden von $i \in Ix(\mathbf{Id})$. Es sei A die atomare Proposition $P_j^{am}(a_{j-\#})$ bezüglich einiger j . Dann gehört A zu $P_{m,i'}^{at}$, aber nicht zu $P_{m,i}^{at}$, und somit zu $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ und somit zu dem von $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} . Da $A \cup -A = \mathbf{Z}$ gilt, gehört \mathbf{Z} ebenfalls zu diesem σ -Körper. Mithin gilt wegen des Axioms (5-1), Klausel (a) die Behauptung. \square

(4-21) \emptyset w-bezieht sich nicht auf (m, i)

BEWEIS. Der Beweis entspricht dem für (5-15), mit $A \cap -A = \emptyset$. \square

ERLÄUTERUNG. Die Sätze in (9-15) und (9-16) zeigen, dass nur kontingente Propositionen sich auf etwas w-beziehen können.

Die UG-Parametrisierung erfolgt auf endlicher Grundlage. Das aber ändert nichts an dem Tatbestand, dass die UG, obschon sie selbst ein endliches System ist, eine unendliche strukturierende, also L-Sätze grammatisch determinierende Kapazität hat. Diese determinierende Kapazität der UG erschöpft sich also nicht in der Determination der ESD-Elemente, sondern reicht über die Menge dieser Elemente hinaus. Das aber kann nur heißen, dass die determinierende Kapazität der UG bis in den Bereich der \mathfrak{f} -Elemente hinein wirksam wird – also bis in den Bereich der L-Sätze und L-Ausdrücke hinein, die, da sie der grammatischen Erfahrung nicht zugänglich sind, im strikten Sinne nicht parametrisierungsrelevant sind. Die determinierende Kraft der UG reicht also weit über die Parametrisierungsbasis der UG hinaus.

Es ist eine oft, aber wohl letztlich doch wohl noch nicht abschließend diskutierte Frage, wie diese über den ESD-Bereich beziehungsweise den ESD-Bereich hinausführende determinierende Kraft der UG möglich wird. Chomsky beispielsweise verdeutlicht die Freisetzung der den ESD-Bereich überschreitenden determinierenden Kraft der UG exemplarisch wie folgt: „In the absence of evidence to the contrary, unmarked options are selected“ (Chomsky 1981, 8). Vermöge solcher Optionen überschreitet die UG-Parametrisierung den Bereich des grammatisch faktisch Gegebenen und reicht in den Bereich des grammatisch nicht Instantiierten – und zum Teil auch grammatisch nicht Instantiierbaren – hinein. Grob kann man wohl sagen, dass die *implikative Kraft* der UG es ermöglicht, den Bereich dessen, der grammatisch faktisch gegeben ist, grammatisch-determinativ zu überschreiten (man vergleiche hierzu Chomsky (1981) für weitere Einzelheiten dieses Konzepts von grammatischer Determination).

Der von Carnap (1971) eingeführte Begriff der *propositionalen Stichprobe* (abgekürzt: p.s.) ist ein Begriff, der eine *w*-Bezugnahme *sowohl* auf bestimmte Individuen – also Sätze aus **Id** – *als auch* auf bestimmte Attributenfamilien beinhaltet. Spezifiziert man diesen Begriff im Rahmen der hier umrissenen Theorie, dann gilt: p.s. *w*-bezieht sich insbesondere auf die wie üblich als endlich vorausgesetzte Menge **Id** – also, da trivialerweise $\mathbf{Id} \subset L$ gilt – auf eine Teilmenge der unendlichen Menge *L*, und zwar auf die Teilmenge, die die relevante PGE umfasst. Es sei **F1** die eine für **Id** einschlägige Attributenfamilie aus der Menge **F** der möglichen Attributenfamilien. Unter der Klasse $\mathbf{P}_{\mathbf{Id}, \mathbf{F}_1}^{\text{at}}$ der auf **Id** und **F1** *w*-bezogenen atomaren Propositionen ist die Klasse $\cup \{ \mathbf{P}_{k,l}^{\text{at}} \mid k \in \mathbf{F}_1 \wedge l \in \mathbf{Id} \}$ zu verstehen, also die Klassen von Propositionen mit Zahlenpaaren $\langle k, l \rangle$ – oder, genauer gesagt, die Vereinigungsklasse dieser Propositionen. Diese Vereinigungsklasse umfasst alle atomaren Propositionen, die eine *w*-Bezugnahme auf mindestens ein **Id**-Element und mindestens ein **F1**-Element beinhalten. Damit lässt sich der Begriff der propositionalen Stichprobe definitorisch wie folgt einführen, wobei die Inklusionen $\mathbf{Id}_1 \subset \mathbf{Id}$ und $\mathbf{F}_1 \subset \mathbf{F}$ gelten und von den Abkürzungen $\mathbf{I}' = \text{Ix}(\mathbf{Id}_1)$ und $\mathbf{F}' = \text{Ix}(\mathbf{F}_1)$ Gebrauch gemacht wird:

$$(4-22). \mathbf{P}_{\mathbf{I}', \mathbf{F}'}^{\text{at}} = \bigcup \{ \mathbf{P}_{m,i}^{\text{at}} \mid m \in \mathbf{F}' \wedge i \in \mathbf{I}' \}$$

(4-23). *L* ist eine schwache p.s. relativ zu **Id**₁ modulo **F**₁ =: Es existiert eine Klasse $\mathbf{A} \subset \mathbf{P}_{\mathbf{I}', \mathbf{F}'}^{\text{at}}$ derart, dass gilt:

- (a) Für jedes Zahlenpaar $\langle m, i \rangle \in \mathbf{F}' \times \mathbf{I}'$ enthält **A** genau eine atomare Proposition aus $\mathbf{P}_{m,i}^{\text{at}}$.
- (b) $L = \bigcap \mathbf{A}$.

ERLÄUTERUNG 1. Wenn **F**₁ nur eine Attributfamilie \mathbf{F}^m umfasst, so sagt man, dass die p.s. *L* ist Kardinalzahlen s_1, \dots, s_k habe gdw. s_j für alle $j \leq k$ die Zahl der atomaren Propositionen **A** mit $\mathbf{P} \subset \mathbf{A}$ ist, die den Attributindex *j* haben. Gelegentlich wird s_j als die Besetzungszahl des Attributes \mathbf{P}_j als in *L* bezeichnet und davon gesprochen, dass die p.s. *L* das *k*-Tupel $\langle s_1, \dots, s_k \rangle$ habe. Wenn $s = \sum_{i=1}^k s_i$, so heiße *s* die Summe des *k*-Tupels.

ERLÄUTERUNG 2. Eine Menge von *s*-vielen Individuen (*L*-Sätzen) heißt eine *s*-Stichprobe. Es ist häufig angebracht, nur die ersten *s*-vielen Individuen in der Nummerierung heranzuziehen. Man spricht dann von einer *s*-Vorderstichprobe. $\mathbf{F}_1 \subset \mathbf{F}$ vorgegeben. Dann ist $\mathbf{B}^{(s)}$ die Klasse aller p.s. für die *s*-Vorderstichprobe modulo **F**₁.

Es seien **Id**₁, ..., **Id**_{*n*} gewisse Teilmengen der Menge **Id**, also der Menge, die den Individuenbereich ausmacht. Die Indexmenge der Menge dieser Teilmengen sei **I**₁; da Missverständnisse nicht zu erwarten sind, werden eben die Zeichen als Indexvariable verwendet, die auch zur Indizierung von

Individuen verwendet werden. Nach diesen Vorbereitungen ist es möglich, die folgenden Definitionen einzuführen, mit denen der Begriff der attributiven Äquivalenz – symbolisch: \equiv_A – und der Begriff des *Feldes* attributiv äquivalenter Individuen – kurz: der Begriff des A-Feldes – etabliert wird. Aus den Definitionen folgt der (2-7) mitgeteilte Satz, dessen Gehalt in den an ihn anschließenden Erläuterungen knapp verdeutlicht wird. Eine Exemplifizierung, mit der die Darstellung zum Abschluss gebracht wird, stellt vor Augen, was mit diesem Ansatz erreicht worden ist, um genauer ausmachen zu können, was unter PGE zu verstehen ist.

$$(4-24) a_i \equiv_A a_j := \forall m \in \text{Ix}(\mathbf{F}). X^m(i) = X^m(j).$$

$$(4-25) [a_i] := \{a_i \in \mathbf{Id} \mid a_i \equiv_A a_j\}$$

$$(4-26) \forall i \in \mathbf{I}_1. \mathbf{I}_i \text{ ist ein A-Feld in } \mathbf{Id} := \exists a_i \in \mathbf{Id}. \mathbf{I}_i = [a_i]..$$

$$(4-27) \cup \mathbf{I}_i = \mathbf{Id} \wedge \mathbf{I}_i \cap \mathbf{I}_j = \emptyset$$

BEWEIS. Nach (4-4) ist in der Menge Id mit \equiv eine Äquivalenzrelation gegeben. Dann ist die Teilmenge $Z = \{[a_i] = \{x \in \text{Id} \mid x \equiv_A a\} \mid a \in \text{Id}\}$ mit $[a_i]$ aus $\text{Pot}(\mathbf{Id})$ eine Zerlegung von \mathbf{Id} . Um dies zu zeigen, ist zunächst zu zeigen, dass jede Menge $[a_i]$ aus $\text{Pot}(\mathbf{Id})$ nicht leer ist. Nun enthält $[a_i]$ genau die Elemente aus \mathbf{Id} , die äquivalent mit dem festen Element a aus Id sind. Da \equiv_A reflexiv ist, gilt für jedes $a \in \mathbf{Id} \mid a \equiv_A a$. Folglich ist a Element von $[a_i]$, es gilt also $Q_a \neq \emptyset$. Nun ist zu zeigen, dass zwei beliebige Elemente $[a_a] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A a\}$ und $[a_b] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A b\}$ von Z mit $[a_a] \neq [a_b]$ disjunkt miteinander sind. Wegen der Symmetrie und Transitivität von \equiv gilt: Ist $[a_a] \cap [a_b] \neq \emptyset$, so existiert ein $d \in \mathbf{Id}$ mit $d \in [a_a]$ und $d \in [a_b]$. Entsprechend gilt $d \equiv_A a$ und $d \equiv_A b$ und mithin $a \equiv_A d$ und $b \equiv_A d$. Daraus folgt $a \equiv_A b$, und damit gilt $[a_a] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A a\} = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A b\} = [a_b]$. Die Vereinigung der Mengen $[a_i]$ mit $a \in \mathbf{Id}$ schließlich ergibt \mathbf{Id} : wegen $a \in [a_i]$ für jedes $a \in \mathbf{Id}$ ist $\cup [a_i] \supseteq \mathbf{Id}$, und aus $[a_i] \subseteq \mathbf{Id}$ für jedes $a \in \mathbf{Id}$ folgt $\cup [a_i] \subseteq \mathbf{Id}$. Folglich gilt $\cup [a_i] = \mathbf{Id}$ für $a \in \mathbf{Id}$. Damit ist das erste der beiden in (2-7) mitgeteilten Konjunkte bewiesen. Zum Beweis des zweiten Konjunks seien zwei Klassen $[a_x] = Q_x$ und $[a_y] = Q_y$ betrachtet, die das Element x beziehungsweise das Element y bei der Zerlegung Z enthalten. \equiv_A ist eine Äquivalenzrelation, denn es gilt: $x \equiv_A x$ wegen $Q_x = Q_x$ für jedes $x \in \mathbf{Id}$, und $x \equiv_A y \Rightarrow y \equiv_A x$ wegen $Q_x = Q_y \Rightarrow Q_y = Q_x$ für alle $x, y \in \mathbf{Id}$, und $x \equiv_A y \wedge y \equiv_A z \Rightarrow x \equiv_A z$ wegen $((Q_x = Q_y) \wedge (Q_y = Q_z)) \Rightarrow Q_x = Q_z$ für alle $x, y, z \in \mathbf{Id}$. \square

ERLÄUTERUNG 1. Der Satz – man kann ihn aus naheliegenden Gründen als das A-Feld-Theorem bezeichnen – charakterisiert einen wesentlichen Teil der L-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer. Die A-Feld-Kenntnisse, die die L-Sprecher/Hörer besitzen, sind ein System *elementarer* grammatischer Kenntnisse. Der Besitz dieser elementaren grammatischen Kenntnisse ist eine Vorbedingung für den Erwerb komplexer grammatischer Kenntnisse.

ERLÄUTERUNG 2. Die grammatisch elementare A-Feld-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer ist eine zentrale Komponente der PGE-Kenntnis, die ihnen L-spezifisch zur Verfügung steht. Ihre Attributkenntnis ist vernetzt mit ihrer UG-Kenntnis. Die UG-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer involviert insbesondere ihre Kenntnis der *Denotation eines UG-Parameters* π . Die zuvor umrissene Theorie der attributierten L-Ausdrücke beinhaltet eine partielle Explikation des Begriffs der Parameterdenotation. Es ist das Ziel der folgenden Kommentare zu (2-7), diese Explikation in ihren Grundzügen vor Augen zu führen.

Annahme I. $\text{Den}(\pi) = \langle \text{GA}, M_{pp}, M_p, M, C, \rho \rangle$, mit:

(a) GA ist eine Satzmenge.

- (b) M_{PP} ist eine p.s..
- (c) M_P ist ein A-Feld.
- (d) M ist ein Verband und die Menge der mit diesem Verband verträglichen Strukturbäume.
- (e) C ist die Menge der UG-Prinzipien.
- (f) ρ ist eine Restriktion von GA auf M_{PP} auf M_P auf M .

Annahme II. Bei der AG/UG-Kooperation entwickelt UG

- (a) so wenig Knoten wie möglich.
- (b) so viele Knoten wie nötig.
- (c) integriert UG so viele A-Felder wie möglich.

Allgemein gefasst kann man sagen, dass die Annahme II (a) das *Prinzip der maximalen Generalisierung* beinhaltet, die Annahme II (b) das *Prinzip der maximalen Spezialisierung* und die Annahme II (c) das *Prinzip der maximalen Subsumption* beziehungsweise das *Prinzip der maximalen Feldintegration*.

6.5 Auslöser der UG-Schaltungen

Der Hauptunterschied zwischen dem klassischen Volksmund-Konzept und (27) ist leicht auszumachen. Dem Volksmund zufolge ist ein Sprachzustand Z_1 , der einem Sprachzustand Z_2 vorausgeht, eine zumindest hinreichende, vielleicht sogar (historisch) notwendige grammatische Bedingung für die Möglichkeit von Z_2 . Mit anderen Worten: dass der Zustand Z_2 aus dem Zustand Z_1 hervorgegangen ist, bedeutet somit letztlich, dass der Zustand Z_2 ohne seinen Vorgängerzustand Z_1 nicht möglich wäre. Nun beinhaltet die zuvor skizzierte Konstruktion sicher nicht nur die Annahme, dass die L-Phase $Ph_1(L)$ der L-Phase $Ph_2(L)$ im Phasenraum vorausgeht, sondern auch die weitaus *stärkere* Annahme, dass sich die L-Phase $Ph_2(L)$ aus der L-Phase $Ph_1(L)$ – auf welche Art auch immer – *herausgebildet* hat; die UG, als Funktion begriffen, die L-Phasen aufeinander abbildet, determiniert die Modalitäten dieser Phasenherausbildung. Aber (3.5-1) beinhaltet nicht die Annahme, dass die L-Phase $Ph_1(L)$ in irgendeinem Sinn eine notwendige Vorbedingung für die L-Phase $Ph_2(L)$ ist; weder die Präzedenzrelation noch die Hervorgehensrelation ist in (3.5-1) mit einer Bedingungsrelation verbunden. Die L-Phase $Ph_2(L)$ ist im Phasenraum also ganz unabhängig von der L-Phase $Ph_1(L)$ möglich. Eine L-Phase ist nicht durch eine Vorgängerphase, sondern allein durch die UG bedingt. Damit dürfte der Unterschied, der zwischen dem herkömmlichen Volksmund-Konzept der Sprachdiachronie und der in (3.5-1) mitgeteilten Hypothese hinreichend deutlich gefasst sein. Um ihn noch einmal in Ansehung des von Fourquet betrachteten Falls herauszustellen: Dem Volksmund zufolge muss die V3-Eigenschaft als eine in der Abfolge der Sprachzustände historisch notwendige Vorbedingung für die Herausbildung einer V2-Eigenschaft begriffen werden. Nach (3.5-1) kann eine I-Sprache L in einer ihrer Phasen die V2-Eigenschaft ganz unabhängig davon haben, ob sie in der Vorgängerphase die V3-Eigenschaft hatte; mehr noch: Sie kann die V2-Eigenschaft ganz unabhängig davon haben, ob sie in irgendwelchen L-Phasen jemals die V3-Eigenschaft hatte oder haben wird. Mit (3.5-1) ist einfach festgestellt, dass die Vorgängerphase der V2-Phase *keine* V2-Phase sein kann. Relativ zu (3.5-1) scheint ein Konzept der Vorgängerbedingtheit, wie es zuvor bemüht wurde, keinerlei Rolle zu spielen.

Das CP/IP-System ist ein Teilsystem der UG und es ist mithin, wie diese, ein Kenntnissystem, ein System von für die Sprecher/Hörer selbst nicht-transparenten universalgrammatischen Kenntnissen. Es liegt nahe, nach den Eigenschaften dieses Kenntnissystems und nach den Bedingungen seiner Möglichkeit zu fragen, aber es liegt nicht weniger nahe zu fragen, wie die Individuen von diesen ihren ihnen selbst nicht transparenten universalgrammatischen Sprachkenntnissen Gebrauch machen und Gebrauch machen können. Es liegt also nahe, nach den

grammatischen und nicht-grammatischen Bedingungen der *Sprachperformanz* der Individuen zu fragen.

Es ist klar, dass diese Frage – die Chomsky zu einer der Hauptfragen der Linguistik rechnet – nicht mehr im Rahmen der Theorie der UG beantwortet werden kann. Der Versuch, eine Antwort auf sie zu geben, „[...] calls for the development of performance theories, among them, theories of production and interpretation.“ (Chomsky 1995: 18). An der Notwendigkeit der Entwicklung von Theorien der Sprachperformanz besteht also kein Zweifel, auch und gerade für Chomsky nicht. Allerdings ist er hinsichtlich der Möglichkeiten, den Aufbau solcher Theorien effektiv ins Werk setzen zu können, vergleichsweise hochgradig skeptisch. Die Lösung der Probleme, die durch Performanztheorien herbeigeführt werden soll, ist für ihn „beyond reach: it would be unreasonable to pose the problem of how Jones decides to say what he does, or how he interprets what he hears in particular circumstances.“ (Chomsky 1995: 18). Mit anderen Worten: der Aufbau einer Theorie dessen, was Davidson (1986) den Interpretierer nennt, und dessen Verhaltens in konkreten Sprachgebrauchssituationen liegt für Chomsky – nicht nur einstweilen, sondern grundsätzlich – außerhalb der Reichweite dessen, was im Rahmen einer sinnvoll betriebenen Forschung erreicht werden kann. Wer mit der Frage konfrontiert wird, welche Sprechakte ein bestimmter Osnabrücker Wissenschaftler – etwa Herr Prof. Dr. Rinaldo M., der Mitglied des Senats der Universität Osnabrück ist – am Tag der nächsten Sitzung des Senats der Osnabrücker Universität um 17.00 Uhr für vollziehen wird, ist wohl – nach allem verfügbaren Wissen – nicht nur mit einem *Problem*, sondern in der Tat mit einem unlösbaren Rätsel konfrontiert. Denn um das *Äußerungsverhalten* des Senators M. voraussagen zu können – und die Aufgabe einer Theorie der Sprachperformanz besteht eben wesentlich darin, das Äußerungsverhalten von (komplexen oder nicht-komplexen) Individuen zu prognostizieren –, müsste man wissen, wie sich das Leben des Senators M. bis zur nächsten Senatssitzung gestalten wird, dazu müsste man wissen, wie sich das Leben der Familie des Senators M. gestalten wird; man müsste wissen, welchen zukünftigen Schicksalen die Osnabrücker Universität und das Land Niedersachsen ausgesetzt sein wird, und so weiter, und so fort – kurzum: man müsste, um die angedeutete Prognoseleistung erbringen zu können, das kennen, was Sir Karl Popper den „course of human history“ zu nennen pflegte. Man müsste also etwas wissen, was man nicht wissen kann – man müsste eine vollständige Kenntnis von Gott (G) und dem Rest der Welt (G/RdW) haben, und eine solche G/RdW-Information ist der linguistischen Vernunft nicht zugänglich. Das in Rede stehende Äußerungsverhalten des Senators M. liegt außerhalb ihrer Reichweite, und der Aufbau einer Theorie der Sprachperformanz, die das Äußerungsverhalten der Individuen durch Prognosen wie die genannten zu erklären vermag, liegt ebenfalls außer der Reichweite der linguistischen Vernunft. Eine Theorie der Sprachperformanz, deren Aufbau die gesamte G/RdW-Information erfordert, ist nicht möglich; eine *vollständige Erklärung* des Äußerungsverhaltens der Individuen ist insofern nicht möglich.

Aber was folgt daraus? Was folgt aus der wohl von niemanden ernsthaft bestreitbaren Feststellung, dass eine *vollständige Erklärung* – und das heißt: eine erschöpfende Prognose – des Äußerungsverhaltens der Individuen nicht möglich ist? Was folgt aus dem Umstand, dass es nicht prognostizierbar ist, welche Sprechakte der Senator Rinaldo M. am Tag der nächsten Sitzung des Senats der Osnabrücker Universität um 17.00 Uhr für vollziehen wird? Genereller gefragt: folgt aus dem Umstand, dass nicht *alles* vorausgesagt werden kann, dass *nichts* vorausgesagt werden kann? Natürlich nicht; es ist schlicht und einfach ein *Non Sequitur*, wenn die *generelle* Prognoseunfähigkeit jeglicher Theorie der Sprachperformanz behauptet wird. Die generelle Performanzskepsis, die Chomsky – man kann wohl sagen: seit Jahrzehnten –, führt sicher zu weit. Auch der Fall des Senators Rinaldo M. rechtfertigt diese so weitreichende Performanzskepsis nicht. Aber dessen unerachtet instanziiert dieser Fall wohl das, was man eine nicht-kontingente, also eine systematische, unüberschreitbare Erkenntnisgrenze zu nennen hat.

Dass am Fall des Rinaldo M. die prognostische Kapazität des *gesamten* wissenschaftlichen Wissens zuschanden wird, verdeutlicht insofern vor allen Dingen eines: dass keine Wissenschaft jemals mit der Entität wird gleichziehen können, die Carnap den allwissenden Hans zu nennen

pfliegte. Diese Einsicht ist nicht neu, und sie ist auch nicht sonderlich schwer zu gewinnen. Aber Prof. Dr. Rinaldo M. dürfte es freuen, wenn gelegentlich an sie erinnert wird. Rinaldo M. ist evangelischer Theologe.

Der Nachweis für die Unhaltbarkeit der These Davidsons wurde unter Voraussetzung der Chomskyschen Linguistik erbracht. Er bringt jedoch zugleich auch eine der Grenzen ins Blickfeld, die dieser Linguistik gesetzt sind. Konstitutiv für sie ist bekanntlich die Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz – der UG, in der zuvor etablierten Terminologie – und Sprachperformanz. Dabei wird – in Konsequenz zahlreicher, hier nicht weiter zu erörternder Idealisierungen – davon ausgegangen, dass zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz eine 1:1-Beziehung besteht. Entsprechend kann die Sprachkompetenz sozusagen als potentielle Sprachperformanz beziehungsweise die Sprachperformanz sozusagen als Sprachkompetenz in Aktion betrachtet werden.

Die Idealisierungen, die diese Betrachtung ermöglichen, sind sicherlich bei weitem zu stark. Dies ist leicht einzusehen: denn in Konsequenz der 1:1-Abbildung sind alle Aussagen über die potentielle Sprachperformanz (nahezu) vollständig in Aussagen über die Sprachkompetenz in Aktion übersetzbar und umgekehrt. Damit aber ist die Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz letztlich überflüssig. Und sie ist nicht nur überflüssig; sie geht dann auch am Kern der Sache vorbei. Denn unter Voraussetzung der 1:1-Abbildung gilt, dass der Sprachgebrauch *ausschließlich* grammatischen Bedingungen unterliegt. Das in (1) – (6) erörterte Grappa-Beispiel zeigt aber mit hinreichender Deutlichkeit, dass diese Auszeichnung der grammatischen Bedingungen des Sprachgebrauchs unhaltbar ist: es gibt nicht-grammatische Bedingungen der Sprachperformanz, also auch des Sprachgebrauchs. Die Kompetenz/Performanz-Unterscheidung – kurz: die K/P-Unterscheidung – ist in genau dem Grade empirisch gehaltvoll, in dem sie es gestattet, diese nicht-grammatischen Bedingungen des Sprachgebrauchs – der Sprachperformanz – ins Blickfeld zu rücken. Empirisch gehaltvoll ist die K/P-Unterscheidung somit erst in Anbetracht der Tatbestände, die jenseits der 1:1-Abbildung liegen. Und zu diesen Tatbeständen gehören eben die zuvor erörterten befremdlichen kommunikativen Äquivalenzen. Zu ihnen gehören aber auch nicht-situative Bedingungen des Sprachgebrauchs – Bedingungen, die zum Beispiel die grammatisch mögliche Einbettungstiefe der in Satzäußerungen vorkommenden Sätze restringieren, und vergleichbare Bedingungen. Es ist die Kenntnis dieser Bedingungen, die die Sprachperformanz der Individuen ermöglicht; die Sprachperformanz ist somit ein epistemisch fundiertes System. Dieses System besteht aus einer Mehrzahl von epistemischen Subsystemen, so etwa aus dem System der Kenntnisse, die es den Individuen ermöglichen, in bestimmten Situationen bestimmte Sprechakte zu vollziehen und bestimmte andere Sprechakte nicht zu vollziehen; der Sprachgebrauch beruht insofern auch und gerade auf *voluntativen* Elementen. Die Möglichkeit der Sprachperformanz – des Sprachgebrauchs – ist somit eine Funktion einer Mehrzahl von epistemischen Systemen, die – wie etwa die UG und die Sprechaktvoluntas – im Typ voneinander verschieden sind. Ein epistemisches System aber, das aus Mehrzahl von im Typ verschiedenen Kenntnissystemen aufgebaut ist, ist ein *hybrides* System, im technischen Sinne dieses Begriffs. Die UG ist ein in dieses Hybridsystem eingebettetes System; es wirkt – dies ist der Gehalt der zuvor bemühten Autonomieannahme – mit den anderen Subsystemen des System zusammen, ohne mit ihnen zu interagieren, also ohne mit ihnen Informationen auszutauschen.

Es ist klar, dass die Untersuchung der Sprachperformanz wesentlich die Untersuchung dieses Hybridsystems ist; das aktuelle, beobachtbare Sprachverhalten der Individuen kann nur als ein Epiphänomen des Hybridsystems betrachtet werden.

Zuvor wurde kurz angedeutet, dass es nicht unproblematisch ist, von der kommunikativen Funktion von Sprachen zu reden. Die vorstehenden Betrachtungen – namentlich die Bezugnahme auf das Hybridsystem – gestatten hier einige Präzisierungen. Dass die Sprache eine kommunikative Funktion hat, manifestiert sich Sprachgebrauchssituationen. Was solche Situationen möglich macht, ist ein komplexes Gebilde H epistemischer Systeme von einer überwältigenden Mannigfaltigkeit.

Das Hybridsystem H umfasst Systeme des Weltwissens, Systeme der Partnermodellierung, Systeme situativen Wissens, und so weiter. Das System H – und nicht eine Sprache – ist es, das Kommunikation ermöglicht. Ergibt es dann noch einen Sinn, zu sagen, dass die grundlegende Sprachfunktion die kommunikative Funktion ist? Ist es nicht vielmehr das System H, dem Funktionalität zu attestieren ist? Aber vielleicht kann man sinnvoll der Auffassung sein, dass Kommunikationssituationen nur dann möglich sind, wenn dem System H eine I-Sprache L – oder vielleicht auch eine S-Sprache L – „zugeschaltet“ wird? Ist es dann die grundlegende Funktion der I-Sprache L, dem System H – vielleicht sogar systematisch zusammen mit der S-Sprache L – zugeschaltet werden zu können? Selbst wenn dem so sein sollte, so ändert dies nichts an dem Tatbestand, dass das System H, wenn es linguistisch verortet werden soll, nicht auf der Ebene der I-Sprache – also im Bereich der Sprachkompetenz – verortet werden kann, sondern H kann sinnvollerweise nur im Bereich der Sprachperformanz verortet werden. Wenn Funktionalität und Kommunikativität aber Performanzeffekte sind – welchen Sinn kann es dann noch haben, nach der Funktionalität einer I-Sprache – also einer performativisch unabhängigen Größe – auch nur zu fragen? Ersichtlich ist diese Frage sinnlos; sie beinhaltet einen Kategorienfehler, im technischen Sinn dieses Begriffs, denn mit ihr wird der Sprachkompetenz eine Eigenschaft zugeschrieben, die sinnvollerweise nur der Sprachperformanz attestiert werden kann. Aber auch schon im Vorfeld dieses Kategorienfehlers ist die Redeweise von Sprachfunktionen problematisch: es ist der ihr (hier nicht weiter zu erörternde) zwangsläufig inhärente teleologische Gehalt, der diese Redeweise grundsätzlich problematisch macht.

Die Bezugnahme auf das System H wirft nun aber auch ein neues Licht auf Davidsons These. „There is no such thing as a language“ – es wurde gezeigt, dass diese These nicht gelten kann, wenn sie für I-Sprachen, also für den Kompetenzbereich geltend gemacht wird: aus der fluktuierenden Mannigfaltigkeit der Kommunikationssituationen folgt nicht, dass es keine den speziellen *Sprachgebrauchssituationen* mit zugrundeliegende, in jede solche Sprachgebrauchssituation transportierbare Sprachkompetenz geben kann und gibt. Davidsons These kann mithin – wenn überhaupt – nur im Bereich der Sprachperformanz geltend gemacht werden. Aber im Bereich der Sprachperformanz geht es nicht um die Untersuchung von Sprachen, sondern um die Untersuchung des Hybridsystems H und um die modulo H möglichen Prozesse der Sprachproduktion (einschließlich der Handlungsbedingungen des Sprachgebrauchs) und der Sprachperzeption (einschließlich der Bedingungen des Sprachverstehens). Insofern scheint die These in keiner nur denkbaren Hinsicht Substanz zu haben.

Andererseits: ist mit der These nicht gerade dieses ins Blickfeld gerückt worden – das Hybridsystem H? Die eliminativen Folgerungen, die Davidson aus dem Verweis auf dieses Hybridsystem zieht, sind sicher nicht haltbar – aber ändert das etwas daran, dass der Verweis auf das System H vollkommen legitim ist? Und wurde nicht zuvor – sinngemäß – konstatiert, dass eine Untersuchung des Systems H nur im Rahmen einer G/RdW-Disziplin möglich ist? Und wurde diesem Befund nicht der Befund hinzugefügt, dass es eine G/RdW-Disziplin nicht geben kann?

Vielleicht ist mit Davidsons These letztlich dieses zum Ausdruck gebracht: dass es eine Untersuchung des Systems H – der Sprachperformanz –, die den üblichen Standards der wissenschaftlichen Forschung genügt, nicht geben kann. Vielleicht ist Davidsons These korrekt verstanden, wenn sie als Bestätigung der von Chomsky sozusagen seit Jahr und Tag geübten und von Chomsky (2000) noch einmal nachdrücklich zum Ausdruck gebrachten *Performanzskepsis* verstanden wird. Chomsky unterscheidet bekanntlich zwischen *problems*, die zumindest im Prinzip einer wissenschaftlichen Lösung zugänglich sind, und *mysteries*, für die das nicht gilt. Seine Performanzskepsis besteht darin, dass er der Meinung ist, dass der Versuch, eine signifikante Theorie des Sprachgebrauchs – der Sprachperformanz insgesamt – zu entwickeln, nahezu zwangsläufig darauf hinausläuft, sich nicht mit wissenschaftlich lösbaren Problemen, sondern mit *mysteries*, mit unlösbaren Rätseln zu befassen. Und in der Tat: wissenschaftliche Forschung setzt die Existenz von – durch Abstraktionen und Idealisierungen erzeugten – restringierten Untersuchungsdomänen, von *closed worlds* voraus. Und eine *closed world* der Sprachperformanz

scheint es nicht zu geben. Indem eine Forschungsstrategie verfolgt wird, die darauf hinausläuft, dem (ohnehin schon extrem mächtigen) System H weitere Systeme „zuzuschalten“, wird die *open world* der Sprachperformanz immer offener. Sie wird immer bunter, immer „wirklicher“ – bis sie sich schließlich vollständig in der Welt der Rickertschen Singularitäten aufgelöst hat und so einer wissenschaftlichen Untersuchung grundsätzlich nicht mehr zugänglich ist.

Die positive Einsicht, die aus Davidsons These zu gewinnen ist, ist vermutlich die: es kann nicht darum gehen, eine Methodologie des Systemszuschaltens zu praktizieren. Erforderlich ist vielmehr eine dazu konverse Methodologie: das Hybridsystem H muss vermöge relevanter Idealisierungen und Abstraktionen in seiner Mächtigkeit restringiert werden; es muss partitioniert, also in seine Einzelbestandteile zerlegt und nach Möglichkeit modular strukturiert werden. Nur im Rahmen einer solchen Methodologie der Abstraktionen und Partitionen bietet sich die Möglichkeit, zur konklusiven Erkenntnis des Systems H zu kommen. Nur dann besteht die Möglichkeit, Chomskys Performanzskepsis aus der Welt zu schaffen. Die Untersuchung der Sprachperformanz wird in dem Grade erfolgreich sein, in dem es gelingt, das System H in *closed systems* zu zerlegen. Es gibt kein *a priori*-Argument, das gegen einen solchen Partitionierungsversuch geltend gemacht werden kann.

Die Erwartung, dass der linguistischen Erkenntnis durch solche Untersuchungen – Untersuchungen, jenseits der Scylla der mit der 1:1-Abbildung verbundenen K/P-Unterscheidung und diesseits der Charybdis der G/RdW-Disziplinen – Neuland erschlossen werden kann, ist angesichts des derzeitigen Entwicklungsstandes der Erforschung der Sprachperformanz sicher nicht allzu hoch gegriffen. Diese Untersuchungen können – und müssen wohl – unter Voraussetzung der Chomskyschen Linguistik durchgeführt werden. Aber sie können nicht im Rahmen der Chomskyschen Linguistik ins Werk gesetzt werden: sie ins Werk zu setzen heißt vielmehr, linguistische Forschung jenseits der Grenzen der Chomskyschen Linguistik zu betreiben.

7 DYNAMIK DER L-PERIPHERIE

7.1 Zentrale Grammatizität und periphere Grammatizität

Jede A-Sprache L inkorporiert modulo ℓ

„a periphery of borrowings, historical residues, inventions, and so on, which we can hardly expect to – and indeed would not want to – incorporate within a principled theory of UG. For such reasons as these, it is reasonable to suppose that UG determines a set of core grammars and that what is actually represented in the mind of an individual even under the idealization to a homogeneous speech community would be a core grammar with a periphery of marked elements and constructions.“ (Chomsky 1981: 8).

UG-Determination

Wenn UG sich im Zustand Z der parametrischen Sättigung befindet, determiniert UG die I-Sprache L vollständig.

CP/IP-System und α -Transformation

Im Zustand Z ist das CP/IP-System und die α -Transformation vollständig gegeben. Grundlegend für die Projektivität des CP/IP-Systems ist das \bar{X} -Prinzip.

Satzstruktur

[CP.....[CP [C¹ [C⁰ IP[XP_{subj}..I¹ [I¹ VP]]]]]]

A-Sprache L vom Typ N

Wenn L eine aktuelle Sprache vom Typ N der natürlichen Sprachen ist, dann gilt:

- (a) Die I-Sprache L ist mit konstitutiv für L .
- (b) Es gibt in L eine L-Peripherie ℓ .

S-Sprache

In L existiert eine S-Sprache L , mit:

- (a) L ist strukturell in L echt inkludiert.
- (b) L ist epistemisch komplementär zu L .

L-Peripherie ℓ

ℓ ist eine Menge von markierten Fällen.

L/ ℓ -Grenze in L

Die L/ ℓ -Grenze in L ist durch das CP/IP-System gegeben.

7.2 Formation der L-Peripherie

Dabei empfiehlt es sich, diese Betrachtung in einen allgemeineren Zusammenhang einzubetten, der es ermöglicht, Tatbestände anzusprechen, die üblicherweise angeführt werden, wenn es darum geht, die limitierte Reichweite der (P&P)-Theorie zu demonstrieren.

Eine Sprache, von der – zumeist unter Berufung auf Hale (1983), Hale (1995) – in der Literatur häufig behauptet wird, dass sie sich durch eine freie Wortstellung auszeichne, ist das in Zentralaustralien gesprochene Warlpiri. Unter „freier Wortstellung“ wird dabei im wesentlichen verstanden, dass die Warlpiri-Syntax es zulässt, dass – informell gesprochen – die Konstituenten, aus

denen ein Satz aufgebaut ist, *salva grammaticitate* permutiert werden können. Aus Gründen der Einfachheit soll hier der tradierte Konstituentenbegriff dadurch präzisiert werden, dass er mit dem XP-Begriff der (P&P)-Theorie identifiziert wird. Diese Identifizierung ist in Ansehung einer Vielzahl von Fällen zweifelfrei unhaltbar; der XP-Begriff und der Konstituentenbegriff sind insofern – entgegen gängigen Vormeinungen – nicht koextensional und schon gar nicht kointensional miteinander. Dennoch soll die angesprochene Identifizierung hier vorgenommen werden: Die Tatbestände, die gegen ihre Zulässigkeit sprechen, spielen bei den im folgenden mitgeteilten Überlegungen keine Rolle, und der Zugewinn, an Genauigkeit, der mit der Identifizierung verbunden ist, rechtfertigt es, Konstituenten als XP-Elemente zu begreifen. Auf der Basis der Identifizierung nimmt die von Hale entwickelte These die Form an, dass die XP-Elemente, aus denen ein Satz – also ein Strukturbaum – aufgebaut ist, ohne Wohlgeformtheitsverluste beliebig permutiert werden können. Wenn diese These – die Permutierbarkeitsthese, um ihr einen Namen zu geben – zutrifft, ist es offensichtlich nicht mehr sinnvoll möglich, eine bestimmte XP-Konfiguration als die grundlegende Konfiguration auszuzeichnen. Mit anderen Worten: Für Sprachen, für die die Permutierbarkeitsthese gilt, verliert die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen ihren Sinn. Konsequenterweise betrachtet Hale denn auch das Warlpiri als eine nicht-konfigurative, also nicht durch eine D-Struktur ausgezeichnete Sprache, die von den konfigurativen Sprachen – also den D-strukturellen Sprachen, zu denen beispielsweise allen indogermanischen Sprachen gehören – auf eine grundlegende Art verschieden ist. Hale zieht aus der von ihm konstatierten strukturellen Sprachverschiedenheit – die, um dies noch einmal hervorzuheben, eine Verschiedenheit von I-Sprachen ist – tiefgehende und weitreichende Konsequenzen. Es wird zu erörtern sein, ob sie zu Recht gezogen sind – und das heißt auch: Es wird zu erörtern sein, ob die Verschiedenheitsbehauptung in der Form, in der Hale sie geltend macht, überhaupt aufrecht gehalten werden kann. Mit der Permutierbarkeitsthese ist die Nicht-Konfiguralität des Warlpiri Hale zufolge jedoch nicht abschließend charakterisiert. Laut Hale ist es für die Nicht-Konfiguralität einer Sprache mit konstitutiv, dass diese Sprache diskontinuierliche Konstituenten – diskontinuierliche XP, wie beispielsweise Hyperbata – enthält. Dass mit dieser These – der Diskontinuitätsthese, um auch ihr einen Namen zu geben – etwas vollkommen anderes als mit der Permutierbarkeitsthese angesprochen ist, ist leicht einzusehen. Ein zentrales Prinzip der (P&P)-Theorie ist das Prinzip der Strukturhaltung, mit dem – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – konstatiert ist, dass eine XP nur in eine XP-Position bewegt werden kann. Es liegt auf der Hand, dass die Permutierbarkeitsthese vollkommen konsistent mit dem Prinzip der Strukturhaltung geltend gemacht werden kann – vermutlich schlägt überhaupt erst dann zu Buche, wenn sie unter Voraussetzung des Prinzips geltend gemacht wird. Unter dieser Voraussetzung geht sie offenbar in die These über, dass alle Positionen im Satz XP-Positionen sind, und folglich jede XP beliebig positioniert sein, sodass die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen ihre Signifikanz einbüsst. Hyperbata dagegen – und sie vor allem stehen hier zur Debatte – sind nicht mit dem Prinzip der Strukturhaltung konsistent; bei ihnen handelt es sich um „zerrissene“ Konstituenten, und die auseinander gerissenen Teile der XP treten im Satz in Positionen auf, die – zumindest auf den ersten Blick hin – gerade keine XP-Positionen sind. Mit der Diskontinuitätsthese wird also ein vollkommen anderer Aspekt der Nicht-Konfiguralität ins Blickfeld gerückt als der, der mit der Permutierbarkeitsthese angesprochen ist. Permutierbarkeitsthese und Diskontinuitätsthese erschöpfen aber, auch zusammengenommen, noch nicht den Begriff der Nicht-Konfiguralität: Laut Hale ist es für eine nicht-konfigurative Sprache essenziell, dass in ihr phonetisch nicht ausgedrückten Pronomina im Nominativ und Akkusativ vorkommen. Diese Pronomina bezeichnet Hale als Null-Anaphora; entsprechend soll davon die Rede sein, dass Hale eine Null-Anaphora-These geltend macht. Damit stellt sich eine nicht-konfigurative Sprache als eine Sprache dar, für die die Permutierbarkeitsthese, die Diskontinuitätsthese und die Null-Anaphora-These gilt.

Die Permutierbarkeitsthese demonstriert Hale (1986:6) mit dem Hinweis darauf, dass mit dem Satz in (26) auch die Sätze in (27) und (28) grammatisch im Warlpiri sind, wobei nicht ernsthaft in Abrede gestellt werden kann, dass diese Sätze in der Tat Permutationen voneinander sind:

(26) Ngarrka- ngku ka wawirri panti rni
Mann ERG AUX Känguruh durchbohren NONPRÄT
„Der Mann durchbohrt gerade das Känguruh (mit einem Speer)“

(27) Wawirri ka panti-rni ngarrka-ngku

(28) Panti-rni ka ngarrka-ngku wawirri

Man beachte jedoch, dass bei diesen Permutationen eines erhalten bleibt, nämlich die Zweitstellung des Klitikums *ka* – das Warlpiri ist insofern, wenn es als eine permutierbare Sprache bezeichnet werden kann, sicher auch als Klitikum-Zweit-Sprache charakterisierbar.

Hale (1983: 7) weist nun ferner nach, dass es im Warlpiri Hyperbata gibt. Der nachfolgend in (29) mitgeteilte Satz ist hier exemplarisch, wobei die „auseinander gerissenen“ XP-Elemente – die *Sperrung*, in der Terminologie der traditionellen Grammatik – durch Fettdruck kenntlich gemacht sind:

(29) **Wawirri** kapi-rna panti rni **yalumpu**
Känguruh AUX durchbohren NONPRÄT jenes
„Ich werde jenes Känguruh durchbohren“

Der Satz in (30) führt vor Augen, dass im Warlpiri auch die Konfiguration ohne Sperrung – die gewissermaßen kontinuierliche Version von (29) – wohlgeformt ist:

(30) **Wawirri** **yalumpu** kapi-rna panti rni
Känguruh jenes AUX durchbohren NONPRÄT

In (31) und (32) finden sich die Belege, die Hale (1983: 7) für die Null-Anaphora-These anführt:

(31) Ngarrka- ngku ka panti rni
Mann ERG AUX durchbohren NONPRÄT
„Der Mann durchbohrt (gerade) **ihn/sie/es**“

(32) Panti rni ka
durchbohren NONPRÄT AUX
„**Er/sie** durchbohrt **ihn/sie/es** (gerade)“

Damit ist exemplarisch demonstriert, dass das Warlpiri in der Tat eine Sprache ist, bei der es sich um eine nicht-konfigurative Sprache im zuvor erklärten Sinn dieses Begriffes. Zu klären ist jedoch, was mit dieser Demonstration gewonnen ist.

So heißt es im Homerischen Griechisch beispielsweise (Ilias 1, 113 f.):
και γαρ ρα Κλυταιμνηστρηζ προβεβουλα / κουριδιηζ αλοχου, επει ου εθεν εστι χειριων /
„denn der Klytämnestra zog ich [**sie**] vor, der rechtmäßigen Gattin, da sie nicht geringer ist als sie“

(33) Postkarten hat er keine mehr

(34) Einen Mercedes hat er sich noch keinen leisten können

Im Englischen gibt es den Tatbestand des sogenannten preposition stranding, den der Satz in (35) dokumentiert, in dem die PP to whom „zerrissen“ wird:

(35) Whom did he give it to?

Chomsky (1996: 324) führt als Beispiel den nachfolgend in (36) angegebenen Satz an:

(36) I took a lot of pictures out of the attic yesterday of my children and their friends

(37) (a) Wat heb jij voor en fietsen gekocht?
(b) Was für ein Fahrrad hast du gekauft?

Prinzip der Strukturhaltung: Konstituenten können nur in Konstituentenpositionen bewegt werden; XP-Elemente können nur in XP-Positionen bewegt werden.

Riemsdijk (1989): Regenerierung; Alternative: *L*-Peripherie ℓ modulo *L*. Markierungsspur (M-Spur). Erhaltungsprinzipien. Konsequenzen für das Warlpiri.

Was ist mit diesen Betrachtungen für die wird zu einer noch immer auf der Tagesordnung stehenden Diskussion gewonnen, die von Hale (1983) ausgelöst wurde. In dieser Diskussion ging und geht es um Probleme der Wortstellung beziehungsweise, genauer, der Wortstellungsfreiheit. Hale versuchte diese Probleme, die sich zumal in Ansehung der Tatbestände der Sprachverschiedenheit stellen, dadurch zu lösen, in dem er unter Voraussetzung eines Konfigurationsparameters (KP) zwischen konfiguralen und nicht-konfiguralen Sprachen unterschied. In dem Projekt geht es um die Beantwortung der Frage, ob Hales Lösung, die von Chomsky (1981) adaptiert wurde, einschließlich ihrer Voraussetzungen und Konsequenzen – hier ist etwa das Postulieren eines Makroparameters wie des KP zu nennen – stichhaltig ist oder durch eine tiefer gehende und weiter reichende Lösung ersetzt werden kann und muss. Zugleich und im direkten Zusammenhang mit dieser Problemstellung geht es um die Erörterung der Frage, ob die wesentlich statische Theorie der Wortstellung, die das (P&P)-Modell der Wortstellung sowohl in seiner Chomskyschen als auch in seiner Haleschen Version vorsieht, nicht aus grundsätzlichen Gründen heraus durch eine dynamische Theorie der Wortstellung, die auch den Tatbeständen der Wortstellungsveränderung Rechnung zu tragen vermag, ersetzt werden kann und muss, was zwangsläufig eine Erörterung der Frage einschließt, wie eine solche Theorie – eine Theorie der Sprachdynamik – unter den Prämissen des (P&P)-Modells überhaupt aufgebaut werden kann. Sprachdynamik ist in offensichtlicher Weise mit dem Konzept der Produktivität verbunden. Sprachveränderungsstrukturen sie hybride Strukturen, die folglich mit einer Theorie der UG, die selber ein hybrides System ist (siehe unten 3.4.4), adäquat beschrieben werden können. Produktivität und Hybridität sind somit zentrale Aspekte dieses Projekts.

Als Vorarbeit zu dem Forschungsvorhaben ist der in Kanngießer (1999) mitgeteilte Versuch einer Dynamisierung der UG zu werten. Allerdings ist dieser Versuch fehlgeschlagen, da ihm die nicht haltbare Annahme zugrundeliegt, die Kenntnis der Sprache *L* könne im Spracherwerb nicht abschließend erworben und *L* nicht als Dauerzustand qualifiziert werden. Eine weitere Vorarbeit ist die mit Kanngießer/Vogel (1999) vorliegende sichtende Bestandsaufnahme des Forschungsstands zur Sprachdiachronie, die über das (P&P)-Modell weit hinausführt. Als Vorarbeit in einem weiteren Sinn, durch die das (P&P)-Modell gegen andere, konkurrierende Ansätze – auch und gerade gegen funktionalistische Ansätze, und damit auch gegen Ansätze zu einer funktionalistischen Erklärung der Sprachdynamik abgegrenzt wird – ist Kanngießer (2001) zu nennen. Schließlich ist Bulk (2000)

zu nennen, wo Hales Lösungsversuch thematisiert wird und die Konfigural/Nicht-Konfigural-Unterscheidung durch die Unterscheidung zwischen inkorporierenden und nicht-inkorporierenden Sprachen ersetzt wird.

Hales KP-Hypothese ist in der Literatur zunehmend kritisiert worden. Die Kritik besagte zum einen, dass der KP nicht tief genug geht und nicht weit genug reicht. Exemplarisch für diese Kritik ist etwa Jelinek (1984) zu nennen, die den KP auf eine tiefer gehende Hypothese zurückführte, nämlich auf die pronominal-argument-Hypothese (kurz: die PA-Hypothese), die besagt, dass die in den von Hale untersuchten Sprachen nachweisbare freie Wortstellung darin begründet ist, dass NPen in Adjunktpositionen stehen und die Argumentpositionen von Kongruenzmorphemen repräsentiert werden. Ferner wurde eingewendet, dass die von Hale betrachtete Sprachenklasse zu selektiv ausgewählt seien, um universalgrammatisch signifikante Aussagen über Wortstellungsregularitäten zu ermöglichen. Ebenso wurde der von Hale verwendete Parameterbegriff generell kritisiert. Hier setzt etwa Baker (1996) an, der zu demonstrieren versuchte, dass man den diversen sprachspezifischen Wortstellungsregularitäten nur im Zuge einer strikten Unterscheidung zwischen Makroparametern und Mikroparametern Rechnung tragen kann. Bulk (2000), der nicht nur das Warlpiri, sondern typologisch sehr von ihm entfernte Sprachen – nämlich das Marokkanische Arabisch und das Berberische betrachtete – ersetzte im Anschluss an die PA-Hypothese und in Anlehnung an den Polysynthese Parameter (PP-Parameter) von Baker (1996) Hales Unterscheidung konfigural vs. nicht-konfigural durch die Distinktion inkorporierend und nicht-inkorporierend und argumentierte dahingehend, dass die Tatbestände der freien Wortstellung im Lichte dieser Distinktion zu erklären sind. Allerdings setzt auch Bulks Untersuchung den nicht sehr klaren Begriff des Makroparameters voraus.

Versuche, die angesprochene Problematik im Lichte der Tatbestände der Sprachdiachronie anzugehen, stehen aus, aus einsehbaren Gründen: eine Theorie der Wortstellungsveränderung ist nur im Rahmen einer Theorie der Sprachveränderung und der ihr zugrundeliegenden Sprachdynamik möglich; die bisherigen Versuche einer „Dynamisierung des (P&P)-Modells“ sind – wie die Beiträge in dem wohl für den Stand der Dinge repräsentativen Sammelband von Kemenade/Vincent (1997) verdeutlichen – fehlgeschlagen. Die Universalgrammatik sagt systematisch die ewige Wiederkehr des grammatisch Gleichen voraus; das heißt: sie geht von der Invarianz der Sprachstruktur aus. Neuere Versuche in diese Richtung gehen daher davon aus, dass Sprachveränderungen UG-extern verursacht sind: beispielsweise gehen Kroch/Taylor (1997) explizit davon aus, dass es keine UG-internen Gründe für die Sprachdynamik gibt, sondern Sprachveränderung nur in Konsequenz *externer* Gegebenheiten – etwa in Konsequenz von Sprachkontaktsituationen – möglich wird. Sprachkontakte sind zweifellos etwas, das neue, Umparametrisierungen geradezu erzwingende ESD (Externe sprachliche Daten) freisetzen kann. Aber die UG enthält keine Theorie der Sprachkontakte, und aus der externen Perspektive kann das eigentlich relevante Problem – das Umparametrisierungsproblem – nicht gelöst werden; es kann nicht einmal ins Blickfeld geraten.

Das Ziel des Forschungsvorhabens ist es, die Probleme, die beim derzeitigen Forschungsstand noch offen sind, einer Lösung zumindest näher zu bringen. Entsprechend geht es in ihm erstens darum, die Signifikanz der Unterscheidung zwischen Mikroparametern und Makroparametern zu überprüfen, zweitens darum, im mikroparametrischen Bereich eine UG-basierte Theorie der Wortstellungsdynamik zu entwickeln, und drittens darum, im Lichte dieser Theorie die von Hale avisierten Probleme einer Lösung zuzuführen. Die erforderlichen Arbeiten sollen im Rahmen des folgenden Programms abgewickelt werden:

[1] Die Möglichkeit, Wortstellungsveränderungen im universalgrammatischen Rahmen behandeln zu können, soll dadurch eröffnet werden, dass der UG ein weiteres System zugeschaltet wird. Die Zuschaltung dieses Systems hat zur Folge, dass die UG, die wie üblich als Funktion aufgefasst wird, nicht mehr als *Boolesche Funktion* betrachtet werden kann. Das heißt: Vermöge des

zugeschalteten Systems unterscheidet die UG nicht mehr nur zwischen grammatischen und ungrammatischen Sprachelementen, sondern sie macht es erforderlich, Grammatizitätsgrade voneinander zu unterscheiden. Insbesondere macht sie es erforderlich, bestimmte Sprachelemente als *partiell grammatische Sprachelemente* zu identifizieren. Ferner wird durch die Zuschaltung aus der ansonsten *uniform* aufgebauten UG offensichtlich ein *hybrides* System, innerhalb dessen Wortstellungsalternativen (SVO vs. OSV , etc.) systematisch entwickelt werden können.

[2] Unter Bezugnahme auf diese modifizierte UG-Konzeption sollen dann die mit der konfiguralional/nicht-konfiguralional verbundenen, tiefer gehenden, von Bulk (2000) ins Blickfeld gerückten Probleme angegangen werden. Hier sollen insbesondere die Tatbestände der pronominalen Inkorporation untersucht werden, wobei Anlass zu der Annahme besteht, dass..... Die sorgfältige Analyse dieser Tatbestände führt ihn zu vollkommen neuen Einsichten in die VS-Abfolge und SV-Abfolge im Standardarabischen und in die für die Inkorporation im MA geltenden Beschränkungen. Dieser Ansatz soll es ermöglichen, die diversen Ausprägungen der Inkorporation im Rahmen der generativen Grammatik einheitlich zu erklären und zu beschreiben und diese Erklärungen und Beschreibungen in Relation zu den Ergebnissen der zumeist (rein) empirisch verfahrenen einschlägigen sprachtypologischen Forschung zu setzen. In diesem Zusammenhang ist es unerlässlich, die Unterscheidung zwischen Mikroparametern und Makroparametern auf ihren explanativen und deskriptiven Gehalt zu überprüfen und systematische Konsequenzen aus dieser Überprüfung zu ziehen.

[3] Beim Marokkanischen Arabisch und dem Berberischen handelt es sich um Sprachen, die in einer Sprachkontaktsituation zueinander stehen, sodass ihre syntaktischen Strukturen aufeinander abfärben. Konsequenz dieses Sprachkontaktes kann die Entstehung hybrider Strukturen sein; die Genese dieser Strukturen kann Sprachdynamik und damit Sprachveränderung zur Folge haben. Entsprechend sollen in dem Vorhaben im Hinblick auf die genannten Sprachen – auch und gerade die Zusammenhänge zwischen Sprachverschiedenheit und Sprachveränderung analysiert werden.

7.3 Peripherien der V2-Struktur

Mögliche Präfixelemente

- a. [XP +w], Interrogativphrase (W-Phrase)
- b. [XP -w], Nicht-W-Phrase
- c. C, Komplementierer
- d. FIN, verbum finitum
- e. *es*, Expletivum

Nicht-wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen (A-Position; B-Position)

- a. [XP α W]; [XP α W]
- b. C; C
- c. [XP α W]; e
- d. FIN; C
- e. θ ; θ , e; e, θ ; e

Wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen HS (A-Position; B-Position)

- a. [XP α W]; FIN
- b. nil; C (markiert) #
- c. FIN; e
- d. e; FIN (markiert)
- e. nil; [XP +W]
- f. * – e/nil; [XP -W]
- g. * FIN; nil

h. * nil; F_f (FIN?)

Wohlgeformte Präfix-Kookkurrenzen NS

a. [XP -W]; FIN (markiert)
* [XP +W]; FIN

b. e/nil; C

c. (*) FIN, e

d. e; FIN

e. nil; [XP +W];

f. * e/nil; [XP -W]

g. * FIN; θ

h. * θ , FIN

[H1] Im unmarkierten Fall enthält HS keinen Komplementierer und Verb-Zweit oder Verb-Erst.

[H2] Im unmarkierten Fall enthält NS einen initialen Komplementierer und Verb-Letzt.

[H3] W-Fragen mit V2 ausnahmslos nur im HS-Fall.

[H4] W-Fragen im Einbettungsfall sind ausschließlich Verb-Letzt.

[F1] Folgerung aus [H3]

Sätze mit initialen Komplementierern sind ausnahmslos Verb-Letzt-Sätze.

Erstes Korollar zu [H3] und [F1]

Im NS-Fall sind W-Elemente äquivalent mit Komplementierern (aber nicht im HS-Fall).

Zweites Korollar zu [H3] und [F1]

Die einzigen XP, die einen Verb-Letzt-Satz einleiten können, sind W-Phrasen und Relativphrasen (i.e. [XP +W]-Elemente).

Resultante aus den Korollarien

Im NS-Fall sind [XP +W]-Elemente äquivalent mit Komplementierern (aber nicht im HS-Fall).

V2 im NS-Fall ist ungrammatisch, falls die Phrase in der A-Position [+W] ist.

Beispiel: *Ich kann mir denken, was er ihr gesagt hat* vs. **ich kann mir denken, was hat er ihr gesagt*.
Zugleich Beispiel für die Resultante aus den Korollarien und dem ersten Korollar.

Stilistische Markierung im HS-Fall

(1) Dass er auch immer zu spät kommen muss!

(2) Ob er wohl verschlafen hat?

(3) Wenn er doch endlich hier wäre!

Exemplifizierung HSa

Es irrt der Mensch, solange er strebt; *Der Mensch* irrt, solange er strebt; *Solange er strebt*, irrt der Mensch. W-Variante: *Wer* irrt, solange er strebt. Da ein expletives es nur in der A-Position auftreten kann, ergibt seine Einfügung Ungrammatizität, wenn diese Position besetzt ist: * *Wer irrt es*, solange er strebt.

Exemplifizierung NSa

Verben mit komplementiererlosen Komplementen (Brückenverben: *hoffen, glauben, wissen, behaupten, ahnen, ...*); markierte Eigenschaft, da es eine Vielzahl von Verben gibt, die dass-Komplementierung erfordern: *bedauern, bereuen, bemerken, beabsichtigen, ausschließen, ...*). Entfällt der Komplementierer, tritt das Verb in die V2-Position: *Die Illusion, er könne nochmals von vorn anfangen, hat er nicht abgelegt* vs. **Die Illusion, er nochmals von vorn anfangen könne, hat er nicht abgelegt* und *Die Illusion, dass er nochmals von vorn anfangen könne, hat er nicht abgelegt*

Exemplifizierung NSb

Leere A-Position mit Distanzextraktion (vermutlich) wie in (1)

(1) Wer_i glaubt er wohl [e_i dass [e_i ihm seine Arbeit hier bezahlen werde?]]

Exemplifizierung HSc,d und NSc,d

Diagnostik: Im Umgangsdeutschen werden Pronomina in der A-Position; Ungrammatizität des expletiven *es* mit V1-Struktur; Interrogativelemente dürfen im NS-Fall nicht in der A-Position auftreten.

Fall NSd

Lange Extraktion aus dem Komplement eines Brückenverbs. Nur deshalb sichtbar, weil die A-Position in der Spur der Extraktion gehalten wird. Ist diese Position nicht zugänglich, da sie durch ein anderes Element besetzt ist, liefert die Extraktion Ungrammatizität. Beispiel:

(1) Wie oft_i sagte sie dir [e_i hätte [er e_i angerufen]]?

(2) *Wie oft_i sagte sie dir [er hätte [e_i angerufen]]?

(2) ist nur dann grammatisch, wenn "wie oft" als Element des Matrix-Satzes interpretiert wird. Diese Interpretation ist bezüglich (1) nicht möglich.

HSc, genuiner V1-Fall: *Hat er sie gesehen?* Dieser Fall ist in indirekten Fragen nicht möglich, wie (b) – (c) zeigen:

(a) Er wird mir sagen, dass (ob) sie gekommen ist

(b) Er wird mir sagen, sie *ist* gekommen

(c) Er wird mir sagen, *ist* sie gekommen

Nominative und akkusative Pronomina können im HS-Fall in der A-Position ausgelassen werden, das heißt: ihre Versetzung in die Frontposition (aber nicht ihre D-Repräsentation) kann unterbleiben, wie (1) und (2) verdeutlichen:

(1) (Ich) habe es schon gelesen

(2) (Es) habe ich schon gelesen

Vergleiche hierzu das expletive *es* in Ja/Nein-Fragen, wo es weggelassen werden muss:

(3) Es irrt der Mensch

(4) Irrt es der Mensch?

(5) Irrt der Mensch?

Exemplifizierung HSe

(1) *Was* Du nicht sagst!

(2) *Mit welchen Tricks* er es wohl diesmal versucht?

Reguläre Alternation im Aufbau von Konditionalen: Entweder wenn-initial oder V1-strukturiert:

- (1) Wenn Du *kommst*, (dann) gehe ich
- (2) *Kommst* Du, gehe ich
- (3) Ich wäre pünktlich gewesen, *wenn* der Zug nicht verspätet gewesen *wäre*
- (4) Ich wäre pünktlich gewesen, *wäre* der Zug nicht verspätet gewesen

Schließlich: Pronomina können in V1-Sätzen nicht ausgelassen werden:

- (1) Hätte ich genug Geld, würde ich nicht jammern
- (2) * Hätte genug Geld, würde ich nicht jammern

Einzigste Differenz zwischen HS und NS unter Vernachlässigung der Markiertheit: Interrogative (W-Fragen), Ja/Nein-Fragen (a-Teil, c-Teil, respektive)

Unter diesen Bedingungen müssen V1-Fälle aus V2-Fällen abgeleitet werden: V1-Fälle *sind* (spezielle) V2-Fälle.

S^1 [COMP [α W; INFL] S [...V]]

[CP [Spec,C] [C' C IP]]

S-Präfix = [CP [SpecC] [C' C]] < S-Inflix = IP[X – Y -Z] < S-Suffix = [A – B -C]

7.4 Residuen der Grammatizität

Hypothese der parametrischen Residualität

ℓ ist parametrisch residual.

Beispiel

V3-Sätze sind in L parametrisch residual modulo V2-Sätzen.

Voraussetzung

Die Hypothese der parametrischen Residualität setzt voraus, dass gilt:

- (a) L ist eine dynamische, veränderliche Größe.
- (b) Das $\langle CP/IP, \alpha \rangle$ -System ist ein dynamisches System.

UG-Dynamik

V3-Parameter (Nullparameter) < V2-Parameter

V2-Parameter

- | | |
|------------------------------|----------|
| a. V moves to I | (yes/no) |
| b. V/I moves C | (yes/no) |
| c. Spec, IP is an A position | (yes/no) |

Einwand 1

Das CP/IP-System ist invariant.

Einwand 2

Die α -Transformation ist nicht umkehrbar.

Feststellung

Nur dann, wenn die α -Transformation invertiert werden kann, ist es möglich, L als dynamische Größe zu begreifen.

Koexistenzhypothese

Die ℓ -Peripherie in L ist die Funktion eines mit der UG koexistierenden und zu ihr komplementären epistemischen Systems Σ .

Hybridität

Die L -Kapazität ist ein Hybridsystem $H = \langle UG, \Sigma, \Pi, \dots \rangle$.

Σ -Elemente

Σ -Elemente sind

- a. Generalisierte Transformationen
- b. Analogiemechanismen

UG-Hinweise

Die UG kennt keinen Unterschied zwischen Sprachvergangenheit, Sprachgegenwart und Sprachzukunft. I-Sprachen sind zeitlich nicht lokalisierbare, ahistorische Größen,

Die D-Struktur ist invariant gegen Bewegungen. Bewegungen auf der D-Struktur führen zwangsläufig zur die S-Struktur.

Kopiertransformationen

7.5 Exkurs zur phrasalen Petrifizierung

Nr.1. Voll lexikalisierte N-Komposita

Stillstand, Stichprobe, Stiefbruder, Stimmband, Stilleben, Stimmlage, Stoffwechsel, Stoppuhr, Straftat, Straßenbahn

Nr. 2. Synchron nicht zerlegbare N-Komposita

Himbeere, Schellfisch, Schornstein, Kauderwelsch, Rebhuhn, Schellkraut, Truthahn, Gliedmassen, Portwein

Nr. 3 Nicht-usuelle N-Komposita

Kolonialzucker, Bratenrock, Provinzialeinkommensteuer, Quitzbaum, Schnapphahn, Kaulbarsch

Nr. 4 Fachsprachlich verwendungsbeschränkte N-Komposita

Anfallberechtigung, Pfandbruch

Nr. 5 Episodische N-Komposita

Apfelsaftstuhl, Hammergeld, Daumenmumie, Bullenlaien, Fuselfußball, Unmenschherren, Schutzlupen, Stolperfußball, Rosentiger, Oberzettel, Wortezimmer, Pelikanhut

Nr. 6 Produktive N-Kompositionen, A-Kompositionen, V-Kompositionen mit unterschiedlichen Kompositionsbasen

a. Menschenkette, Fabrikator, Kopfhaut, Holzhaus, Fischzug

- b. Reitschule, Stehkneipe, Kaufhaus, Kaugummi, Treffpunkt
- c. Großstadt, Hochhaus, Schwarzbrot, Altmeister, Kleinstaat
- d. Vorzimmer, Nachgebühr, Aufdruck, Umkreis, Untermiete
- e. wetterfest, zentnerschwer, federleicht, fieberkrank, turmhoch
- f. aufschreiben, nachsitzen, vorsingen, abmessen, unterschreiben
- g. radfahren, ballspielen, danksagen, kopfrechnen, seiltanzen

Nr. 7 Beschränkt produktive V-Kompositionen mit A-Erst-Komponente
brachliegen, breittreten, dichthalten, falschspielen, großziehen, totbeißen, trockenlegen

Nr. 8 A-Komposita mit A-Erst-Komponente
dünnflüssig, blaugelb, feinkörnig, blaugestreift, schwerkrank

Nr. 9 Nicht-produktive V-Kompositionen mit V-Erst-Komponente
stehenbleiben, steckenbleiben, sitzenbleiben, kennenlernen

Nr. 10 N-Komposita mit unproduktiver Erstkomponente
Aberwitz, Aberglaube

- Nr. 11 N-Komposita mit unterschiedlicher semantischer Struktur
- a. Blumenfan, Straussfan, SPD-Fan, Mehrheitsbeschaffer, Autofahrer
 - b. Dichterkomponist, Schleswig-Holstein, Radiouhr, Goldstaub, Hausboot
 - c. Fahrraddieb, Ölquelle, Kinderzimmer, Weserbrücke, Automotor
 - d. Schulmilch, Hallenfussball, Sektflasche, Teehaus, Buchgeschäft
 - e. Eisenstange, Weizenbrot, Orangensaft, Porzellantasse, Gartenblume
 - f. Raumschiff, Doktorvater, Luftkissen, Schallplatte, Bohnenstange

Nr. 12 N-Selbstkompositionen
Menschmensch, Peterpeter, Raumraum, Bleistiftbleistift, Blockblock

Nr 13 Extensionsgleiche, aber intensional differente N-Komposita
Abendstern, Morgenstern

Nr 14 N, NN, N-Selbstkompositionen mit entlehnter N-Erstkonstituente
Lift
Fahrstuhl
Liftfahrstuhl

- Nr. 15 Sortal inkorrekte oder sortal unterbestimmte XY-Kompositionen
- a. hochtief, flüssigfest, quadratdreieckig, linearzylindrisch, kreiseckig, vertikalhorizontal
 - b. Wasserbenzin
 - c. zahlfahren, heftfahren, zettelfahren, reifefahren, gleichheitsfahren, freiheitsfahren,
 - d. Frauenfabrik

- Nr. 16 N-Derivationen mit differenter Derivationsbasis durch Suffigierung (-e, -er, -heit, -schaft, -tum, -ung), Suffixerweiterung (-ler) und Präfigierung (miss-, un-, erz-, ur-, haupt-, grund-)
- a. Kippe, Liege, Leuchte, Binde, Wiege
 - b. Dicke, Güte, Höhe, Frische, Länge
 - c. Finder, Leser, Schreiber, Maler, Denker, Wärter
 - d. Blinker, Leuchter, Drucker, Summer, Schalter
 - e. Stromgeber, Sockenhalter

- f. Bettler, Sattler, Kunstgewerbler, Arbeitrechtler
- g. Derbheit, Feigheit, Klugheit, Wahrheit, Sturheit
- h. Ärzteschaft, Meisterschaft, Bruderschaft
- i. Klärung, Hebung, Ladung
- j. Missverhältnis, Missstimmung, Missfallen
- k. Untiefe, Unschuld, Unruhe
- l. Christentum, Bürgertum, Altertum
- m. Erzfeind, Erzkomponist
- n. Urtext, Urmensch
- o. Hauptarbeit, Hauptfilm, Hauptwerk
- p. Grundbegriff, Grundsprache, Grundgesetz

Nr. 17 Deverbale A-Derivationen durch Suffigierung (-bar)
brauchbar, ableitbar, drehbar, waschbar, trinkbar

Nr. 18 Denominale A-Derivationen (-isch)
modisch, tierisch, logisch, närrisch, diebisch

Nr. 19 V-Derivationen mit Präfixen (be-, er-, ent-) und Suffixerweiterungen (-ier-en)

- a. begrüßen, begehen, bezweifeln
- b. erziehen, ergehen, erheben
- c. entschlafen, entbinden, entwickeln
- d. exemplifizieren, identifizieren, personifizieren

Nr. 20 Zusammenbildungen

- a. angriffslustig, baulustig, heiratslustig
- b. allseitig, mehrstellig, dreimastig
- c. Beidhänder, Dreimaster
- d. Dickhäuter, Kurzflügler, Langschäfter

Nr. 21 Unproduktive bar-Ableitungen
akzisbar, steuerbar, zollbar, flugbar, heubar, klagbar
Zusatz: Nicht-modales bar, „zur Zahlung von Steuern verpflichtet“, besitzt die Fähigkeit, X hervorzubringen, mhd. „Kühe sind milchbar“

Nr. 22 Abkürzungen, Verkürzungen

- a. Flak, Nato, UNO, Moped, Radar
- b. ARD, ZDF, DDR, Kfz., PKW, RTL, UKW
- c. D-Zug, S-Bahn
- d. Akku, Trafo, Bus, Lok, Kripo, Auto

Nr. 23 Ikonische N-Kompositionen
L-förmig, O-Ring, S-Kurve, T-Träger, V-Ausschnitt, X-Beine

Nr. 24 N-Kompositionen mit S-Erstglied
Stopt-Strauss-Bewegung; Alberich, der die Strasse entlangfährt-Bewegung

Nr. 25 Ablautbildungen und Reimbildungen mit Variation des Anlautkonsonanten
Mischmasch, Heckmeck, Hokuspokus, Klimbim, Kuddelmuddel, Larifari, Techtelmechtel, Singsang, Wirrwarr, Zickzack, Hickhack

Nr. 26 Nicht-wohlgeformte N-Bildungen mit suffigierter A-Erst-Komponente und die korrespondierenden wohlgeformten N-Bildungen

- a. Farbiggraphik, Pflanzlichkost, Eisenruhe, Schulischangelegenheit
- b. Farbgraphik, Pflanzenkost, Eisenruhe, Schulangelegenheit

Nr. 27 Nicht-wohlgeformte Kompositionen und Derivationen

- a. Wühltum, Zeittum, Quertum, Zeitheit, Wühlheit, Flugheit
- b. mußder, derschlafen, zuweil, wirdnach, ersie, fallsie, umwird, werfahren, umhinter

Siegfried Kanngießer

LIMITATIONEN DER LINGUISTIK

**Studien
zum Spektrum der Spracherklärung**

**Osnabrück 2004
Nullte Fassung**

Für Christian und Anna

VORWORT

Die hier vorgelegten Reflexionen und Skizzen betreffen eine Vielzahl von Fragestellungen und Thematiken. Selbstverständlich werden im engeren Sinne grammatische beziehungsweise grammatiktheoretische Probleme behandelt, aber auch Fragestellungen aufgenommen, die über den engeren Bereich der Grammatik weit hinausgehen. So werden, unter unterschiedlichen Aspekten, Probleme des Sprachgebrauchs beziehungsweise der Sprachperformanz der Individuen behandelt.

Trotz der großen Bandbreite der angesprochenen Fragestellungen stellt dieser Band, vielleicht entgegen dem ersten Anschein, kein Sammelsurium mehr oder weniger zufällig zustandegekommener Arbeiten dar. Der Titel, unter dem diese Arbeiten vorgelegt werden, bringt – wie ich hoffe – klar zum Ausdruck, worum es in ihnen geht: Ihr Gegenstand sind die kontingenten, aber auch die nicht-kontingenten, also systematischen und mithin unüberwindbaren Erkenntnisgrenzen, die der linguistischen Forschung gezogen sind. Diese Erkenntnisgrenzen – also die nicht-kontingenten, unüberwindbaren Erkenntnisgrenzen – geraten insbesondere dann ins Blickfeld, wenn die Tatbestände der Sprachperformanz zur Untersuchung anstehen; mit dem Untertitel, der die Limitationen-Thematik spezifiziert, soll dieser Umstand nochmals hervorgehoben werden.

Es steht vollkommen außer Frage, dass den hier vorgelegten Arbeiten allesamt etwas Kursorisches eignet; sie lassen es in den verschiedensten Hinsichten an Konklusivität und Systematizität vermissen. Das hätte nicht sein müssen. Gern hätte ich die hier zusammengestellten Überlegungen in Form eines ordentlichen Buches vorgelegt. Es hat nicht sollen sein; es konnte nicht sein.

Osnabrück

Siegfried Kanngießer

**Limitationen der Linguistik.
Studien zum Spektrum der Spracherklärung**

INHALT:

VORWORT.....	3
EINLEITUNG ODER ORIENTIERUNGEN ZUR LINGUISTIK.....	5
1 Linguistik-Traditionen und Linguistik-Konzeptionen.....	5
2 Erstes Grundfragen-ABC der Linguistik.....	10
3 Wege zur Spracherklärung.....	12
4 Diskrepanzstrukturen des Sprachwissens.....	15
5 Zweites Grundfragen-ABC der Linguistik.....	18
JENSEITS DER DE SAUSSURESCHEN SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN.....	23
X-GRÖSSEN DER SPRACHKAPAZITÄT.....	24
VORAUSSETZUNGEN DES SPRACHGEBRAUCHS.....	30
VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS.....	34
1 Erweiterte Invertierung des Turing-Tests.....	34
2 Substitutions-Replik auf das Chinesische Zimmer.....	36
3 Sprecher/Hörer-Modelle.....	37
4 Diesseits und jenseits des Chinesischen Zimmers.....	39
5 Diskrepanzstrukturen des Wissens.....	41
INDIVIDUELLE SPRACHKENNTNISSE UND KOLLEKTIVE SPRACHKENNTNISSE.....	45
BEMERKUNGEN ZUM PRINZIP DER AUSDRÜCKBARKEIT.....	46
1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf.....	46
2 Spektrum der Ausdrückbarkeit.....	47
STICHWORTE ZUM (I/I)-FILTER.....	50
1 Davidsons These, rekapituliert und kommentiert.....	50
2 (i/i)-Filter.....	53
3 Spektrum der Sprachperformanz.....	55
EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN.....	58
1 Basiselemente der Stilistik.....	58
2 Quasireihen der Expressionsqualifikation.....	61
PROSPEKT DES PRO-THEOREMS.....	65
LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN.....	69
1 Domänen der Forschung.....	69
2 Weserüberquerung.....	70
3 Sprachdisziplinen.....	71
4 CP/IP-Hypothese und DC-Hypothese.....	72
5 Prof. Dr. Rinaldo M., Mitglied des Senats der Universität Osnabrück.....	75
GROBGRAMMATIK ODER ELEMENTE EINER SPRACHENHIERARCHIE.....	78
ANHANG.....	79
BETRACHTUNGEN ZUM E-SPIEL.....	80
RANDNOTIZEN ZU APHORISMUS 6.52.....	81
NACHWEISE.....	84
LITERATUR.....	85

EINLEITUNG ODER ORIENTIERUNGEN ZUR LINGUISTIK

Die linguistische Forschung wird wesentlich durch das Paradigma der von Chomsky begründeten generativen Grammatik bestimmt, durch das die Konzeption der behavioristisch-strukturalistischen Linguistik abgelöst wurde. Entsprechend müssen die Fragestellungen, deren Bearbeitung die linguistische Forschung ausmacht, unter den Bedingungen des Paradigmas der generativen Grammatik formuliert, gewichtet und beantwortet werden. Dies gilt auch in Anbetracht der Fragen, die traditionellerweise als die zentralen linguistischen Fragen betrachtet werden: nämlich die Frage, wie die grammatische Determination einer Sprache möglich wird, die Frage, wie unter den Bedingungen dieser Determination grammatische Dynamik und damit grammatische Veränderung, also Sprachdiversifikation möglich wird, und die Frage, wie Sprachverschiedenheit – Sprachdiversität – möglich wird und in welchen Ausprägungen sie möglich ist. Diese Fragen – und andere, methodologisch nachgeordnete, also spezifischere Fragen – können im Rahmen einer vom Paradigma der generativen Grammatik bestimmten Linguistik nur im Zuge weitgehender und weitreichender Abstraktionen und Idealisierungen beantwortet werden, wie sie für die Möglichkeit wissenschaftlicher Erklärungen und Beschreibungen konstitutiv sind. Insofern ist der Weg, den die linguistische Forschung mit methodologischer Notwendigkeit einschlagen muss, ein Weg, der aus dem Raum der unmittelbaren Erfahrungen und Beobachtungen herausführt: das Bekannte, das der unmittelbaren Beobachtung Zugängliche wird durch das Unbekannte, allererst noch zu Entdeckende erklärt. Insofern ist – metaphorisch gesprochen – die linguistische Forschung – wie die Forschung überhaupt – immer eine Entdeckungsfahrt, die zu neuen Ufern führt.

1 Linguistik-Traditionen und Linguistik-Konzeptionen

Am Anfang der wissenschaftlichen Forschung stehen nicht Beobachtungen, sondern Probleme, und die Forschung besteht in dem systematisch ins Werk gesetzten Versuch, diese Probleme zu lösen. Die Probleme, deren Bearbeitung die wissenschaftliche Arbeit ausmacht, ergeben sich nicht im luftleeren Raum und sie werden auch nicht voluntativ erzeugt, sondern sie ergeben sich im Rahmen des Paradigmas, das eine Disziplin strukturiert. Ein Paradigma oder eine disziplinäre Matrix ist ein 4-Tupel, bestehend aus einer Menge von exemplarischen Problemlösungen, einer Menge von symbolischen Verallgemeinerungen, einer Menge von Modellvorstellungen und einer Menge von methodologischen Werten. Das Paradigma, das die linguistische Forschung strukturiert, ist wesentlich durch den Vorgang der von Chomsky in der Mitte des 20. Jahrhunderts konzipierten generativen Grammatik bestimmt. Die Komponenten, aus denen sich dieses Paradigma zusammensetzt, werden kurz spezifiziert, und im Kontext dieser Spezifizierung wird die von der generativen Grammatik bestimmte Linguistik kurz in Relation zur strukturalistischen Linguistik gesetzt.

Entgegen durchaus gängigen, innerhalb und außerhalb der Wissenschaften mit mehr oder weniger großer Hartnäckigkeit vertretenen Vorurteilen *beginnt* die Wissenschaft nicht, wie es etwa von den empiristischen Philosophen des Wiener Kreises zu Beginn des 20. Jahrhunderts, aber nicht nur von ihnen behauptet wurde, mit dem Sammeln von Daten, und der Weg der Wissenschaft besteht auch nicht in der induktiven Verallgemeinerung von Beobachtungen und damit in der Erzeugung eines durch Induktion gewonnenen Erfahrungswissens. Es gibt – wenn eine Menge D von Daten gegeben ist – keinen Induktionsalgorithmus, der die Menge der mit D kompatiblen Theorien liefert oder sogar in dieser Theorienmenge die korrekten oder zumindest optimalen Theorien auszeichnet – dies ist, in einem Satz zusammengefasst, eine der zentralen Einsichten, die Popper (1969) in seiner Analyse der Logik der Forschung demonstriert hat.¹

Entgegen dem empiristischen Dogma *beginnt* die wissenschaftliche Arbeit, wie wiederum insbesondere Popper (1969) herausgestellt hat, mit der Strukturierung von *Problemfeldern*, und der Weg der Wissenschaft besteht in der *Lösung* der strukturiert gestellten Probleme. Der *Ertrag* der wissenschaftlichen Arbeit besteht, wenn sie erfolgreich ins Werk gesetzt wird, in empirisch gehaltvollen und explanativ reichen Theorien, die sich immer wieder an der Erfahrung – den Daten – bewähren müssen, und zwar

¹ Natürlich hat Popper damit nur eine Einsicht erneuert, zu der David Hume, der doch üblicherweise zu den Hauptrepräsentanten des Empirismus gezählt wird, bereits 1740 gekommen war; cf. Hume (1740/1978). In Anbetracht der Hartnäckigkeit jedoch, mit der sich die unhaltbare Auffassung, es gäbe die Wahrheit der Prämissen auf die Konklusion vererbende, zugleich aber informationserweiternde Schlüsse – diese Auffassung macht den Kern des Induktionskonzeptes und damit den Kern des dieses Induktionskonzept integrierenden Empirismus aus –, innerhalb und außerhalb der Wissenschaften hält, hat Poppers Erneuerung der Humeschen Einsicht ganz unbestreitbar ihren Wert. Natürlich hätte es seinen Reiz, genauer zu erörtern, warum das Induktionsdogma so resistent gegen jede noch so gut begründete Kritik ist – aber eine solche Erörterung ist im Rahmen der vorliegenden Untersuchung natürlich nicht möglich.

auch und gerade an immer wieder neu beigebrachten und für sie – die Theorien – kritischen Daten. Die Methode der Wissenschaft ist insofern, wie man zusammenfassend sagen kann, die *hypothetisch-deduktive Methode*, also die Methode der nicht-induktiven Erzeugung von Theorien und der strengst möglichen Überprüfung dieser Theorien. Das, genau das, ist gemeint, wenn Popper mit einigem rhetorischen Aufwand ausführt: „Nicht darin liegt der wissenschaftliche Fortschritt, dass mit der Zeit immer mehr neue Erlebnisse zusammenkommen; auch nicht darin, dass wir es lernen, unsere Sinne besser zu gebrauchen. Von unseren Erlebnissen, die wir hinnehmen, wie sie uns treffen, kommen wir nie zu Wissenschaft – und wenn wir sie noch so emsig sammeln und ordnen. Nur die Idee, die unbegründete Antizipation, der kühne Gedanke ist es, mit dem wir, ihn immer wieder aufs Spiel setzend, die Natur einzufangen versuchen: Wer seine Gedanken der Widerlegung nicht aussetzt, der spielt nicht mit in dem Spiel Wissenschaft.“ (Popper 1969: 224).

Natürlich stellen sich die Probleme, deren Bearbeitung den Weg einer Wissenschaft bestimmt, nicht, wie Popper zuweilen anzunehmen nahe legt, sozusagen im luftleeren Raum, und sie fallen auch nicht vom Himmel – ebensowenig, wie die „unbegründete Antizipation“ und der „kühne Gedanke“ in einem epistemisch leeren Raum zustandekommen. Wissenschaftliche Probleme stellen sich vielmehr relativ zu diversen, die Forschung vorab bestimmenden Grundannahmen, und diese Grundannahmen, die für eine Wissenschaft konstitutiv sind, strukturieren die „unbegründete Antizipation“ und den „kühnen Gedanken“ – sie sind die Elemente des epistemischen Raums, in dem das Wissenschaftsspiel gespielt wird. Sie liefern das, was Kuhn (1962) – dessen speziell am Beispiel der Physik entwickelte Wissenschaftsphilosophie, vielleicht entgegen dem ersten Anschein, im übrigen sehr wohl mit der Popper-schen Konzeption der Logik der Forschung kompatibel ist – zunächst als das *Paradigma* und später dann als die *disziplinäre Matrix* einer Disziplin bezeichnet hat.² Die Probleme, die im Rahmen einer Disziplin bearbeitet und gewichtet werden, ergeben sich also relativ zu oder im Rahmen der disziplinären Matrix, die eine Disziplin bestimmt. Und diese Matrix ist es auch, die reguliert, *wie* die zur Bearbeitung anstehenden Probleme zu bearbeiten sind.

Eine disziplinäre Matrix umfasst mehrere Komponenten. Sie enthält zunächst und vor allem eine Menge von als exemplarisch eingestuften Lösungen von Problemen, von denen sicher ist, dass sie hochgradig gewichtige Probleme sind. Diese Menge von Problemlösungen charakterisiert natürlich auch, *wie* Probleme zu lösen sind – diese Problemlösungen zeigen, wie in einer Disziplin zu verfahren ist, und insofern sind sie es, die vor Augen führen, was für eine Disziplin (im engeren, dem ursprünglichen Sinn dieses Begriffs) *paradigmatisch* ist. Ein integraler Bestandteil dieser Problemlösungen, der jedoch sehr wohl separiert betrachtet werden kann, sind – wie unmittelbar einsichtig sein dürfte – die bei ihrer Formulierung verwendeten *symbolischen Verallgemeinerungen*, also etwa die Differentialgleichungen, die in der Physik üblich sind. Und unmittelbar einsichtig dürfte auch sein, dass die paradigmatischen Problemlösungen, die eine Disziplin charakterisieren, in vielen Fällen relativ zu *Modellvorstellungen* entwickelt worden sind, die man sich in einer Disziplin von dem zu untersuchenden Gegenstand oder Teilbereichen dieses Gegenstandes gemacht hat; zu verweisen ist hier, im Hinblick auf die Physik, etwa auf das Bohrsche Atommodell oder, im Hinblick auf die Biologie, auf die Doppel-Helix. Die vierte und letzte Komponente einer disziplinären Matrix ist schließlich die Menge der *methodologischen Werte*, die in einer Disziplin akzeptiert werden. Zu diesen Werten ist wenig zu sagen; zu ihnen zählen – gerade in Anbetracht der empirischen Wissenschaften – etwa Werte wie der der Widerspruchsfreiheit, der Intersubjektivität und der Prognosefähigkeit, also Werte, die wesentlich das Merkmal von Wissenschaft überhaupt ausmachen.

Die Wissenschaften sind eine nicht abgeschlossene (und vermutlich auch nicht abschließbare) Unternehmung, und das heißt auch: die Wissenschaften verändern sich; es gibt die Tatbestände der Dynamik des wissenschaftlichen Wissens.³ In Konsequenz dieser Dynamik wird beispielsweise Beobachtungswissen – etwa im Zuge der Verfeinerung experimenteller Methoden – durch Beobachtungswis-

² Die Wissenschaftsphilosophie Kuhns wird von Hoyningen-Huene (1989) detailliert dargestellt und erörtert. – Anzumerken ist, dass im folgenden – um terminologische Komplikationen zu vermeiden – die Begriffe „disziplinäre Matrix“ und „Paradigma“ – wie allgemein üblich – im wesentlichen als synonym miteinander gebraucht werden. Bei der Verwendung der „abgeleiteten“ Terminologie wird jeweils für die Variante optiert, die die allgemein gängige ist – demzufolge ist von Paradigmenwechseln und nicht von Matrixwechseln die Rede, und so weiter, in Entsprechung.

³ Die philosophische Erörterung dieser Dynamik wurde entscheidend durch Sneed in vielfacher Hinsicht an die Wissenschaftsphilosophie Poppers und Kuhns anschließende logisch-mathematische Rekonstruktion der Theorienstruktur und der Theoriendynamik bestimmt; man vergleiche hierzu Sneed (1971). Stegmüller hat zu dieser Debatte Wesentliches beigetragen; man vergleiche hierzu Stegmüller (1973), (1979) und (1986).

sen ersetzt, und in Konsequenz dieser Dynamik werden natürlich auch Theorien durch Theorien ersetzt. Selbst die paradigmatische Struktur einer Disziplin ist keine konstante Größe; auch sie kann Veränderungen unterliegen. Es ist also möglich, dass relativ zu einem Paradigma P ein zu ihm alternatives Paradigma P' entwickelt werden kann; es ist möglich, dass P durch P' verdrängt und ersetzt wird: es ist also, anders gesagt, möglich, dass es in der Entwicklung der Disziplinen Phasen gibt, die von Tatbeständen einer Konkurrenz disziplinärer Matrizen bestimmt sind (cf. hierzu die in Anmerkung 3 genannte Literatur). In diesen Phasen kann von einer Einheit des in dieser Disziplin erzeugten wissenschaftlichen Wissens nicht die Rede sein; eine solche Einheit kann nur unter der Bedingung hergestellt werden, dass disziplinspezifisch ein Matrixmonopol errichtet wurde. Aber genau diese Bedingung ist in den Phasen der paradigmatischen Instabilität einer Disziplin nicht erfüllt; folglich geht es in ihnen primär darum, eine Forschung zu betreiben, die es erlaubt, eine Matrixkonkurrenz zu entscheiden: also durch rigorose theoretische und empirische Untersuchungen eine Situation herbei zu führen, in der es möglich ist, wohlbegründet für oder gegen eine der miteinander konkurrierenden disziplinären Matrizen optieren zu können. Solche Phasen in der Entwicklung der Disziplinen, in denen disziplinäre Matrizen miteinander konkurrieren, und in denen eine Disziplin sich somit von Grund auf im Umbruch befindet, bezeichnet Kuhn (1969) als Phasen *außerordentlicher* Forschung. Die außerordentliche Forschung ist vom *Normalfall* der Forschung strikt zu unterscheiden, in dem die Forschung generell unter den Bedingungen einer disziplinären Matrix und in deren Rahmen betrieben wird. Die Verdrängung der ptolemäischen Physik durch die newtonsche Mechanik ist ein oft bemühtes Beispiel für einen Prozess außerordentlicher Forschung und die mit ihm verbundene Revolutionierung eines Teilbereiches des wissenschaftlichen Wissens; die Forschung, die in der Physik unter Voraussetzung der Quantenmechanik betrieben wird, ist ein gutes Beispiel für die normalwissenschaftliche Forschung und den in ihrem Rahmen erzielbaren normalwissenschaftlichen Fortschritt. Die Forschung dagegen, die zur Entwicklung der Quantenmechanik geführt hat, ist wiederum exemplarisch für die in den Wissenschaften mögliche außerordentliche Forschung.

Der Effekt des Vorgangs der außerordentlichen Forschung besteht also darin, dass ein Paradigma P durch ein eine Disziplin von Grund auf innovierendes Paradigma P' ersetzt wird. Es ist üblich geworden, in Ansehung des Auftretens eines solchen Effektes, kurz von einem *Paradigmenwechsel* (in einer Disziplin) zu sprechen. Und es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Vorgang der Chomsky-schen Linguistik einen solchen Paradigmenwechsel in der Linguistik bewirkt hat: durch ihn wurde das Paradigma der von Bloomfield (1933), de Saussure (1916) und anderen begründeten strukturalistischen Linguistik durch das Paradigma der von Chomsky ins Werk gesetzten generativen Grammatik abgelöst. Um verdeutlichen zu können, warum und in welchen Sinn hier zu Recht von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden kann und muss, ist es angebracht, sich knapp der Grundzüge dessen zu versichern, was die strukturalistische Linguistik ausmacht.

Die strukturalistische Linguistik war in der Mehrzahl ihrer Versionen eine vom Vorgang des Behaviorismus dominierte Linguistik. Entsprechend orientierte sich die Forschung an dem, was der direkten Beobachtung (in einem nicht systematisierten, eher alltäglichen Sinn dieses Begriffs) zugänglich war. Der direkten Beobachtung zugänglich aber sind nicht irgendwelche Sprecher/Hörer-internen grammatischen oder nicht-grammatischen Mechanismen – der direkten Beobachtung zugänglich ist allein das *Sprachverhalten* der Individuen. In Ansehung dieses Tatbestands führt beispielsweise Quine aus, dass für den Linguisten „the behaviorist approach [...] mandatory“ ist. Zur Begründung dieser seiner Auffassung fügt er an, dass beim Versuch, die Tatbestände des Spracherwerbs zu erklären, „we depend strictly on overt behavior in observable situations“, und ergänzt: „[...] There is nothing in linguistic meaning, then, beyond what is to be gleaned from overt behavior in observable situations.“ (Quine 1987: 5). Man sieht leicht ein, dass das, was nach Quine für die semantische Forschung gelten muss, in Entsprechung auch für die phonetisch-phonologische Forschung und die syntaktische Forschung gelten muss. Natürlich kommt die Beschränkung der linguistischen Forschung auf die Untersuchung von „overt behavior in observable situations“ einer Verpflichtung der Linguistik auf die Rationalitätsstandards des Behaviorismus gleich – und damit einer Verpflichtung auf Rationalitätsstandards, die – wie unter den Vorzeichen der Popperschen Wissenschaftsphilosophie unmittelbar erhellen dürfte – unhaltbar sind und nur kontraproduktive Effekte haben können. Aber das ändert nichts daran, dass der von Quine wieder und wieder bemühte (fiktive) „field linguist“ in exemplarischer Art verkörperte, was die strukturalistische Linguistik ausmachte.

Der Vorgang der generativen Grammatik hatte, wie gesagt, einen Paradigmenwechsel zur Folge.⁴ Mit ihm wurde insbesondere der vermeintlichen Vorbildlichkeit und der methodologischen Dominanz des Quineschen Feldlinguisten ein Ende gemacht. Dies war insbesondere deshalb möglich, weil bei der Entwicklung der generativen Grammatik von Anfang an strikt zwischen der *Sprachkompetenz* der Individuen und ihrer *Sprachperformanz* unterschieden wurde (cf. hierzu insbesondere Chomsky 1965: Kapitel 1, § 2). Unter der Sprachperformanz ist dabei – um den Begriff der Sprachperformanz in einer ersten und sicher nicht ausreichenden Näherung zu explizieren – das System zu verstehen, das das (mögliche oder faktische) sprachliche Verhalten eines Sprecher/Hörers organisiert, wobei in dieses sein sprachliches Verhalten trivialerweise auch sein grammatisches Verhalten integriert ist. Die Sprachkompetenz dagegen ist ein System von grammatischen Kenntnissen, über das ein Sprecher/Hörer systematisch verfügt, und das seinem (möglichen oder aktuellen) grammatischen Verhalten zugrundeliegt. In Konsequenz der Kompetenz/Performanz-Dichotomie konnte die Linguistik nicht mehr als Verhaltenswissenschaft betrieben werden; als ihr Gegenstand mussten nun Entitäten betrachtet werden, die strikt außerhalb des dem Quineschen Feldlinguisten zugänglichen Beobachtungsraums liegen: nämlich die dem Sprachverhalten zugrundeliegenden und es allererst ermöglichenden *kognitiven Systeme* – also Kenntnissysteme und dabei natürlich insbesondere die Systeme der grammatischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer.⁵ Um es grob, aber nicht allzu vergrößernd zu sagen: Die Abkehr von den – als Dogmen erwiesenen – Dogmen des Behaviorismus und damit des Empirismus ermöglichte die Wiederentdeckung der kognitiven Mechanismen der menschlichen Sprachkapazität; ein wesentliches Element des Paradigmenwechsels war somit die Reetablierung und Systematisierung eines linguistischen Mentalismus, der – wie nachfolgend in § 5 knapp umrissen wird – immer auch ein Nativismus ist. In der durch Chomsky paradigmatisch erneuerten Linguistik kann es insofern keinen systematischen Ort für den Quineschen Feldlinguisten geben. Der Quintessenz Feldlinguistik, verstanden als epistemisches Prinzip der Linguistik, hat ausgedient.

Der in Rede stehende Paradigmenwechsel bestand also wesentlich in der Transformation einer primär als Verhaltenswissenschaft betriebenen Disziplin in eine kognitive Linguistik. Aber darin allein erschöpfte sich der Paradigmenwechsel nicht. Um verdeutlichen zu können, wie weit Chomskys Innovation der Linguistik reichte und wie tief sie ging, sei kurz rekapituliert, was unter einem Paradigma zu verstehen ist: Eine disziplinäre Matrix *M* besteht aus einer Menge *E* von exemplarischen Problemlösungen, einer Menge *M* von Modellvorstellungen, einer Menge *V* von symbolischen Verallgemeinerungen und einer Menge *W* von methodologischen Werten, kurz: $M = \langle E, M, V, W \rangle$. Die methodologischen Werte, die unter den Prämissen der generativen Grammatik geltend gemacht werden, sind eben die, an denen sich die Forschung in den empirischen Wissenschaften üblicherweise orientiert. Man wird sagen dürfen, dass dies in vergleichbarer Art, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung, auch für die strukturalistische Linguistik gilt – entsprechend erübrigt es sich, im hier betrachteten Zusammenhang auf die *W*-Komponente von *M* genauer einzugehen. Anders gesagt: der durch Chomsky (1957) bewirkte Paradigmenwechsel war keine methodologische Innovation der Linguistik,

⁴ Dieser Paradigmenwechsel wurde, historisch betrachtet, wohl durch Chomsky (1957) ausgelöst, also durch die Publikation einer kleinen Monographie, in der die Grundelemente der generativen Grammatik in leicht fasslicher Form enthalten waren. – Im übrigen ist herauszustellen, dass es auch in der Linguistik, wie überall in der Welt, Ungleichzeitigkeiten gibt. Dass die strukturalistische Linguistik durch eine von der generativen Grammatik dominierte Linguistik abgelöst wurde, ist also nicht dahingehend misszuverstehen, dass seit 1957 keine strukturalistische Linguistik mehr betrieben wurde. Im Gegenteil: die strukturalistische Linguistik lebte und lebt weiter, sozusagen im Schatten der generativen Grammatik. Dieser Fall der Koexistenz zweier ungleichzeitiger disziplinärer Matrizen mag wissenschaftshistorisch und auch wissenschaftssystematisch von Interesse sein (zumal das Auftreten dieses Falles durchaus nicht auf die Linguistik beschränkt ist). Aber er ändert nichts an der *paradigmatischen Differenz*, die zwischen der strukturalistischen Linguistik und der von der generativen Grammatik dominierten Linguistik besteht. Insofern kann die Existenz dieses Koexistenzfalls, der allenfalls deutlich macht, dass durch den Vorgang der generativen Grammatik nur bedingt ein Matrixmonopol errichtet wurde, an dieser Stelle vernachlässigt werden, zumal es in dieser Studie ganz und gar nicht darum geht, die Geschichte der generativen Grammatik und ihres disziplinären Umfelds aufzuarbeiten.

⁵ Natürlich sind Kenntnissysteme Wissenssysteme. Insofern ging mit der Entwicklung der generativen Grammatik auch die Annahme einher, dass das wissenschaftliche Wissen eine zwar ausgezeichnete, aber nicht die einzig mögliche Form des Wissens überhaupt ist. Insbesondere gibt es ein nicht-wissenschaftliches grammatisches Wissen, über das die Individuen verfügen. Und mehr noch: dieses (den Sprecher/Hörern selbst nicht transparente, also nicht bewusste) grammatische Wissen steht dem wissenschaftlichen Wissen an Strenge und Sicherheit nicht nur in nichts nach, sondern ist ihm in diesen Hinsichten sogar überlegen ist. Das nachfolgend in § 5 knapp skizzierte (P&P)-Modell der UG ist korrekt verstanden, wenn es als Kodifikat eines solchen definitiv sichern, nicht-wissenschaftlichen Wissens verstanden wird. Die Entwicklung des Modells kommt also dem Versuch gleich, eine bestimmte, nicht-transparente epistemische Struktur wissenschaftlich transparent zu machen, und das heißt: zu erklären und zu beschreiben.

beinhaltete keine solche Innovation und ist folglich auch nicht auf eine methodologische Innovation reduzierbar.

Gewissermaßen mit den Händen zu greifen ist die Differenz zwischen der strukturalistischen Linguistik und der von Chomsky initiierten Linguistik bei der Betrachtung der V-Komponente der jeweiligen Matrizen. Es ist wohl nicht allzu übertrieben, wenn man feststellt, dass die Menge V der symbolischen Verallgemeinerungen in der strukturalistischen Linguistik nahezu leer war (und ist): man verwendet Diagramme zur Veranschaulichung von Sachverhalten, integriert in eben dieser Absicht einiges an kartographischen Material und bedient sich im argumentativen Teil einer Abhandlung ansonsten eines fachsprachlich erweiterten Englischen, Deutschen, ... , Italienischen oder Spanischen. Kurzum: in der strukturalistischen Linguistik hat die V-Komponente von M keine sonderliche Ausdifferenzierung erfahren. Dies ist unter den Prämissen der generativen Grammatik von Grund auf anders: zu V gehören Ausdrücke aus der Theorie der formalen Sprachen, der Automatentheorie und Elemente der Graphentheorie; die Verwendung von Logiksprachen und der Notationen und Begrifflichkeiten der Mengenlehre wurden obligat. Fasst man diese Entwicklung verallgemeinernd zusammen, so kann man wohl sagen, *dass mit der Etablierung der generativen Grammatik zugleich auch die Formalisierung beziehungsweise die Mathematisierung der Grammatik verbunden war*. Und in dieser nicht zu verkennenden und folgenreichen Mathematisierung manifestiert sich ein sehr viel tiefer gehender Prozess: aus einer Disziplin, die Daten sammelte und sichtete, sie ordnete und auswertete, wurde eine Disziplin, in der es wesentlich auch darum ging, theoretische Fragestellungen zu thematisieren – *die Geburtsstunde der generativen Grammatik war nicht nur die Geburtsstunde der kognitiven Linguistik, sie war zugleich auch die Geburtsstunde der theoretischen Linguistik*. In Konsequenz ging es nicht mehr nur um die Erstellung immer differenzierterer, aber notwendigerweise endlicher Corpora von Daten; und die linguistische Forschung war nicht mehr nur auf den Bereich dessen beschränkt, was der sozusagen direkten, theoretisch nicht vorstrukturierten Beobachtung zugänglich ist. In Konsequenz des Paradigmenwechsels ging es – und geht es – vielmehr darum, aus einigen wenigen Prinzipien („Axiomen“) auf logisch streng kontrollierte Art Erklärungen und Beschreibungen von sprachlichen Fakten – und zwar von unendlich vielen möglichen sprachlichen Fakten – zu deduzieren.

Damit zugleich waren ganz neuartige Anforderungen an die Elemente der Menge E der exemplarischen Problemlösungen gestellt. Denn in Konsequenz des Theoretisierungsprozesses wurden Probleme sichtbar, die unter den Prämissen der strukturalistischen Linguistik nicht einmal ins Blickfeld geraten konnten – und für diese Probleme neuen Typs mussten Lösungen gesucht und gefunden werden. Und sie wurden gefunden: in der Deduktion von Strukturbeschreibungen für auf komplexe Art ambigie Sätze, in der Deduktion von Strukturbeschreibungen für Sätze, die strukturell ungebundene Abhängigkeiten integrieren, in der Deduktion von Ordnungsbedingungen von Komplementstrukturen, in der „Syntaktisierung“ dessen, was unter strukturalistischen Prämissen als Morphologie firmierte. Dieser Katalog von exemplarischen Problemlösungen ließe sich ohne weiteres verlängern, und alle diese Problemlösungen liegen außerhalb der Problemdomänen, die die strukturalistische Linguistik für sich reklamierte. Es ist insofern wohl nicht übertrieben festzustellen, dass die Elemente der E-Komponente von M sich im Rahmen der generativen Grammatik in Bereichen ergaben, zu denen die linguistische, namentlich die grammatische Forschung bislang schlicht und einfach keinen Zugang hatte.

Dass dieser Zugang gefunden werden konnte, war – wie bereits ausgeführt – insbesondere deshalb möglich, weil von den Anfängen der Entwicklung der generativen Grammatik an die Kompetenz/Performanz-Unterscheidung geltend gemacht wurde.⁶ Diese Unterscheidung erlaubte es dann auch, die M-Komponente der disziplinären Matrix der Linguistik nachhaltig zu verändern: der Sprecher/Hörer – der korrekt verstanden ist, wenn er als ein *grammatischer Organismus* verstanden wird – konnte, aus hier im Einzelnen nicht erörternden Gründen heraus, in Konsequenz dieser Unterscheidung auf naheliegende Art dann als ein endlicher Zustandsautomat, im technischen Sinn dieses Begriffs, modelliert werden – die Menge M der Modellvorstellungen, die in die disziplinäre Matrix der Linguistik integriert ist, hatte damit eine in der Geschichte der Disziplin zweifelsfrei einmalige Ausformung erhalten. Noch in der strukturalistischen Linguistik wurde der Sprecher/Hörer wesentlich als ein soziales Wesen betrachtet. Es dürfte schwer sein, sich unter einem endlichen Zustandsautomaten, im technischen Sinn dieses Begriffs, ein soziales Wesen, im üblichen Sinn dieses Begriffs, vorzustellen – und nicht zuletzt dies dürfte deutlich machen, welche Distanz zwischen dem Vorgang der gene-

⁶ Das heißt nicht, dass diese Unterscheidung unproblematisch ist. Im Gegenteil – mit ihr sind schwer wiegende und tief gehende Probleme verbunden. Sie werden – sicher nicht erschöpfend, aber doch in einigen vielleicht nicht ganz unerheblichen Hinsichten – in Anhang B genauer abgehandelt.

rativen Grammatik und gängigen – auch in der Linguistik noch gängigen – Vormeinungen über Sprachen und Sprecher/Hörer besteht.

Schon diese knappe Skizze dürfte hinlänglich deutlich gemacht haben, dass es sehr wohl gute Gründe dafür gibt, das, was durch Chomskys Werk – und zwar namentlich durch Chomsky (1957) und Chomsky (1965) – ausgelöst wurde, als einen Paradigmenwechsel in der Linguistik zu bezeichnen. In den folgenden Paragraphen dieser Einleitung geht es um den Versuch, einige der Konsequenzen dieses Paradigmenwechsels genauer ins Auge zu fassen..

2 Erstes Grundfragen-ABC der Linguistik

Die Fragestellungen, die in einer Disziplin bearbeitet werden, ergeben sich relativ zu der Matrix, die diese Disziplin strukturiert. Mit diesem Befund nur schwer zu vereinbaren ist die gleichwohl nachweisbare Redeweise von den Grundfragen einer Wissenschaft. Damit können nur Fragestellungen gemeint sein, die bereits präparadigmatisch zwingend möglich sind und hinsichtlich derer eben deshalb erwartet werden kann, dass sie im Rahmen jeder möglichen Matrix einer Disziplin thematisiert werden können und müssen. Die Grundfragen der Linguistik sind – falls es Grundfragen im erläuterten Sinn überhaupt geben sollte – die Fragen nach den Bedingungen der Sprachdetermination, der Sprachdiversität und der Sprachdiversifikation. Die Möglichkeit, diese Fragen als Grundfragen auszeichnen zu können, ist jedoch nur dann gegeben, wenn es sinnvoll möglich ist, aktuelle natürliche Sprachen als natürliche Arten kennzeichnen zu können.

Die Resultante, die aus den bisherigen Betrachtungen zu ziehen ist, ist schnell gezogen: Die Fragestellungen, die in einer Disziplin zur Bearbeitung anstehen, ergeben sich relativ zu der Matrix, die diese Disziplin strukturiert. Dies gilt für die Linguistik wie für jede andere Wissenschaft auch. Die Matrixabhängigkeit der Forschung hat es natürlich auch zur Konsequenz, dass Fragestellungen, die unter den Bedingungen einer Matrix M zentral sind, unter den Bedingungen einer Matrix M' peripher sind oder nicht einmal sinnvoll gestellt werden können. Anders gesagt: Probleme, die unter bestimmten Bedingungen als hochgradig signifikant betrachtet werden müssen, können unter bestimmten anderen Bedingungen, als vollkommen irrelevant erscheinen oder sogar ihren Status einbüßen, sinnvoll gestellte Probleme zu sein. Die Geschichte der Disziplinen ist immer auch die Geschichte ihrer Fragestellungen; gerade sie sind es, die immer wieder Veränderungen erfahren, und gerade diese Veränderungen sind es, die der Forschung immer wieder Neuland erschließen.

Diese naheliegende Einsicht in die Dynamik der matrixspezifisch zu stellenden Fragestellungen scheint jedoch vollkommen ausgeblendet zu sein, wenn – wie es nicht unüblich ist – von den *Grundfragen* einer Disziplin die Rede ist. Wohlgermerkt: von den Grundfragen einer Disziplin – und nicht von den zentralen Fragestellungen, die sich relativ zu einer (bestimmten) disziplinären Matrix stellen. Als Grundfragen einer Disziplin müssen offenbar Fragen betrachtet werden, die sich matrixunabhängig, gewissermaßen in einem präparadigmatischen Raum stellen, und die als Vorbedingung für die Paradigmenformation fungieren. Die Grundfragen einer Disziplin sind somit Fragen, für die gilt, dass sie in *jeder möglichen Matrix* dieser Disziplin sinnvoll gestellt werden können müssen. Diese ausgezeichneten Fragestellungen können in irgendzwei Matrizen ein und derselben Disziplin vollkommen unterschiedlich gewichtet sein – aber sie müssen aufgeworfen werden können, unter den Bedingungen der Matrix M ebenso wie unter den Bedingungen der Matrix M' . Und mehr noch: auf diese Fragen muss sowohl modulo M als modulo M' eine *Antwort* möglich sein – die Produktivität eines Paradigmas hängt entscheidend davon ab, wie signifikant die Antworten sind, die es auf die präparadigmatisch gestellten Grundfragen einer Disziplin ermöglicht.

Was dies für die Linguistik bedeutet, ist schnell auszumachen. Unter der wohl von nahezu allen Linguisten akzeptierten Voraussetzung, dass der zentrale Gegenstand der Linguistik eine aktuelle natürliche Sprache L – oder anders gesagt: eine A-Sprache L vom Typ N der natürlichen Sprachen – ist, lassen sich die Fragen, die man als die Grundfragen der Linguistik ansehen kann, in Ansehung dreier L -spezifischer Tatbestände entwickeln. Erstens ist klar, dass L ein grammatisch strukturiertes Gebilde ist. Die grammatische L -Strukturierung ist nicht arbiträr, und sie ist dem voluntativen Zugriff eines Sprecher/Hörer-Individuums entzogen: insofern ist jede A-Sprache L vom Typ N eine grammatisch *determinierte* Sprache. Und wie es die Tatbestände der Sprachdetermination gibt, so gibt es auch die Tatbestände der Sprachdiversifikation. Die Sprachdiversifikation manifestiert sich zum einen in den Fakten der *Sprachverschiedenheit* und sie manifestiert sich zum anderen in den Tatbeständen der *Sprachveränderung* und der ihr zugrundeliegenden Sprachdynamik. Dies alles ist wohlbekannt, und es

besteht durchaus Anlass zu der Annahme, dass die Grundfragen der Linguistik solche sind, die sich relativ zu den drei genannten Tatbeständen ergeben. Sie lassen sich wie nachfolgend angegeben formulieren:

- (1) Es sei *L* eine A-Sprache vom Typ N. Dann ist es die Aufgabe der linguistischen Forschung, konklusive Antworten auf die Fragen in (A) – (C) zu geben:
 - (A) Wie wird die grammatische Determination von *L* möglich?
 - (B) Wie wird *L*-Dynamik und in Folge *L*-Veränderung möglich?
 - (C) Wie wird grammatische *L*-Verschiedenheit möglich?

Dem Grundfragen-ABC liegen selbstverständlich – wie allen wissenschaftlich signifikanten Fragen – bestimmte Voraussetzungen zugrunde. Bei diesen Voraussetzungen handelt es sich – wie jeder auch nur flüchtige Blick auf die Geschichte der Linguistik unmittelbar vor Augen führt – um *Notwendigkeitsannahmen*. Frage (A) ist deshalb zentral und gewichtig, weil ihr die Annahme zugrundeliegt, dass eine A-Sprache *L* vom Typ N *notwendigerweise* eine grammatisch strukturierte Größe ist, und dass diese Größe in Ansehung dieser ihrer Struktur *notwendigerweise* determiniert ist. Frage (B) ist auf Grund der ihr zugrundeliegenden Voraussetzung zentral und gewichtig, dass jede A-Sprache *L* vom Typ N – also jede grammatisch determinierte Größe – *notwendigerweise* Veränderungen erfährt. Entsprechendes gilt für Frage (C), die deshalb signifikant und gewichtig ist, weil ihr die Voraussetzung zugrundeliegt, dass die Tatbestände der grammatischen *L*-Diversitäten *notwendigerweise* gegeben sind. Es sind diese drei den Fragen in (1) zugrundeliegenden Notwendigkeitsannahmen, die die Fragen (A)–(C) als *Grundfragen* auszeichnen. Im Hinblick auf diese Auszeichnung könnte man versucht sein zu sagen, dass der gesamte Vorgang der Linguistik in letzter Instanz nichts anders als der systematisch ins Werk gesetzte Versuch sei, die Fragen (A)–(C) konklusiv zu beantworten, und zwar als ein Versuch, der im Laufe der Geschichte der Disziplin immer wieder unter unterschiedlichen paradigmatischen Bedingungen ins Werk gesetzt wurde, und der eben deshalb auch immer wieder zu unterschiedlichen Ergebnissen führte, und der auch in Zukunft nicht zu einem sozusagen kanonischen Ergebnis führen wird.⁷ Aber dessen unerachtet scheint es sich so zu verhalten, dass der Katalog in (1) der Fluchtpunkt in der Abfolge der disziplinären Matrizen der Linguistik ist: mit der Formation einer Matrix scheint grundsätzlich die Aufgabe verfolgt zu werden, die Fragen des Grundfragen-ABC einer Lösung zuzuführen. Die Produktivität eines Paradigmas scheint entsprechend geradezu daran bemessen werden zu können, was in seinem Rahmen zur Beantwortung der Fragen in (1) geleistet werden kann.

Eine solche Sichtweise ist sicher möglich; sie wird durch die Tradition der Linguistik sogar nahegelegt. Aber natürlich kann man sich fragen, ob diese Sichtweise konsistent mit den im § 1 entwickelten Befunden möglich ist. Die Erörterung dieser Konsistenzfrage kann jedoch nicht gewissermaßen im luftleeren Raum erfolgen; sie kann nur dann mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden, wenn der bei der Formulierung des ABC verwendete zentrale Begriff genauer gefasst ist. Und dieser Begriff ist natürlich der Begriff „A-Sprache *L* vom Typ N“. Ersichtlich lassen sich die Fragen in (1) nur dann sinnvollerweise als *Grundfragen* auszeichnen, wenn es möglich – oder vielleicht sogar erfor-

⁷ Für Hermann Paul etwa, der bekanntlich wesentlich zur Begründung des später dann vom Paradigma der strukturalistischen Linguistik abgelösten Paradigmas der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft beigetragen hat, stellten sich die Dinge in Ansehung der Fragen in (1) vergleichsweise einfach dar. In Ansehung der ersten Versuche, eine strukturalistisch konzipierte und damit der These vom Primat der Sprachsynchonie verpflichtete Linguistik ins Werk zu setzen, stellt er zur Verteidigung des von ihm mitbegründeten Paradigmas lakonisch fest: „Es ist eingewendet worden, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nicht-geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, [...]. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht, den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden [...].“ (Paul: 1937/1968: 20). Mit anderen Worten: eine A-Sprache *L* vom Typ N ist eine historisch bedingte Größe; die Fragen im Grundfragen-ABC sind nur historisch zu beantworten. Sprachdetermination, Sprachdiversifikation und Sprachdiversität sind Funktionen historischer Prozesse; Spracherklärungen sind nur als historische Erklärungen möglich ist. Diese Konzeption ist – obschon sie zweifelsfrei präzisierungsbedürftig ist – in sich vollkommen schlüssig. Aber es dürfte unmittelbar einsichtig sein, dass Pauls Antwort auf die Grundfragen nicht die Antwort sein kann, die unter den paradigmatischen Voraussetzungen der strukturalistischen Linguistik oder unter den paradigmatischen Voraussetzungen der generativen Grammatik auf sie gegeben werden muss. – Das Fazit, das aus diesem wissenschaftshistorischen Exkurs zu ziehen ist, scheint auf der Hand zu liegen: Die Paradigmen wechseln – und deshalb hat es keinen Sinn, von den sozusagen paradigmeneinvarianten Grundfragen einer Disziplin zu reden. Paradigmenwechsel sind sehr grundsätzlicher Natur.

derlich – ist, diesen Begriff *paradigmeninvariant* zu explizieren. Jede solche Explikation liefert *eo ipso* eine Antwort auf die Frage, ob die den Fragen in (1) zugrundeliegenden Notwendigkeitsvoraussetzungen generell, also *paradigmeninvariant* gelten, und sie liefert damit *eo ipso* auch eine Antwort auf die Frage, *unter welchen Voraussetzungen und innerhalb welcher Grenzen* die Linguistik als eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin betrieben werden kann. Nun ist es hinsichtlich dieser letztgenannten Frage sicher naheliegend anzunehmen, dass im Rahmen des linguistischen Strukturalismus eine vollkommen andere Antwort zu geben ist, als unter den Vorzeichen der generativen Grammatik auf sie gegeben werden muss. Und das heißt auch: Unter den Vorzeichen der generativen Grammatik stellt sich eine A-Sprache *L* vom Typ N als ein Objekt *vollkommen anderer Art* dar, als sie sich für de Saussure und Bloomfield, die Begründer des linguistischen Strukturalismus, darstellte. Wie eine A-Sprache *L* vom Typ N sich aus der Sicht eines generativen Grammatikers darstellt, wird nachfolgend in Kapitel 1 genauer ausgeführt; in § 1.2 wird dann gezeigt, wie sich das in (1) formulierte Grundfragen-ABC und die ihm inhärenten Notwendigkeitsvoraussetzungen unter „generativen“ Prämissen ausnehmen. Damit wird zugleich eine Antwort auf die Frage gegeben, wie und innerhalb welcher Grenzen unter diesen Prämissen die Linguistik als *explanative*, also auf Erklärungen abzielende Wissenschaft möglich wird. In diesem Zusammenhang ist es sicher nicht gänzlich unangebracht, sich knapp einiger Charakteristika zu versichern, die essenziell für alle Disziplinen sind, in denen es nicht nur um das Sammeln und Ordnen von Fakten, sondern auch und gerade um die Erklärung der Fakten geht. Diese Charakteristika werden im folgenden Paragraphen kurz angesprochen.

3 Wege zur Spracherklärung

In den Wissenschaften – und mithin auch in der Linguistik – geht es nicht nur darum, Fakten zu sammeln und zu ordnen. Es geht vor allem darum, die Fakten zu erklären. Die Möglichkeit, erklärungsstarke Theorien aufbauen zu können, setzt die Möglichkeit der Auszeichnung restringierter Untersuchungsdomänen voraus. Diese Auszeichnung erfolgt im Rahmen diverser Idealisierungen und Abstraktionen. In Konsequenz dieser Idealisierungen und Abstraktionen vollzieht sich die Wissenschaft in einem Raum, der der unmittelbaren Erfahrung nicht zugänglich ist. So wird es möglich, das Bekannte – die Fakten – durch das Unbekannte – die zu entdeckenden zugrundeliegenden Prinzipien – zu erklären, und so wird es möglich zu vermeiden, dass die Forschung sich in ptolemäischen Situationen verliert. Die Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz ist der Ausdruck einer solchen Methodologie der Idealisierungen und Abstraktionen; durch sie wird der Weg gebahnt, der zur Erklärung grammatischer Strukturen und grammatischer Systeme führt, und damit zur Erklärung der Tatbestände, die dem beobachtbaren grammatischen Verhalten der Individuen zugrundeliegen und es allererst ermöglichen.

Die Frage, ob es das A-Sprache *L* vom Typ N genannte Objekt überhaupt gibt, mag auf den ersten Blick hin abseitig, vielleicht sogar abwegig anmuten. Schließlich gibt es die Linguistik, und die Linguistik ist ein traditionsreiches Fach, dessen Geschichte bis zu den griechischen und indischen Grammatikern zurückreicht – und womit sonst sollen Linguisten sich beschäftigen als mit der Analyse von A-Sprachen vom Typ N? Insofern scheint es auf die Frage, ob es das Objekt *A-Sprache L vom Typ N* gibt, nur eine Antwort – und zwar eine positive Antwort – geben zu können. Der Versuch, die Bedingungen auszuloten, unter denen eine negative Antwort auf diese Frage zumindest möglich wäre, scheint insofern ganz und gar hoffnungslos zu sein: Ihn ins Werk zu setzen, scheint darauf hinauszulaufen, kontrafaktisch die Existenz von zweitausend Jahren Wissenschaftsgeschichte in Abrede zu stellen. Aber die Dinge liegen nicht so einfach, und um eine Perspektive gewinnen zu können, in der deutlich wird, warum die Frage, ob es die natürliche Art *A-Sprache L vom Typ N* gibt, nicht nur nicht abseitig, sondern geradezu zentral ist, ist es von Nutzen, sich eines kurzen Kapitels aus der Geschichte der Erkenntnis zu vergewissern, das vollkommen linguistik-unabhängig ist.

Natürlich sagt man – naiverweise, aber in Übereinstimmung mit der unmittelbaren Erfahrung –, dass am Morgen die Sonne aufgeht, und dass sie am Abend wieder untergeht. Und die unmittelbare Erfahrung, die in dieser Redeweise vom Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zum Ausdruck kommt, war bekanntlich folgenreich; ihre epistemische Auswertung hat dazu geführt, dass eine Himmelsmechanik – die ptolemäische Himmelsmechanik – entwickelt wurde, der zufolge sich die Sonne – und nicht nur sie – um die Erde dreht, die als der Mittelpunkt des planetaren Geschehens betrachtet wurde. Aber diese naive, auf der unmittelbaren Erfahrung beruhende, geozentrische Himmelsmechanik ist – auch dies ist bekannt – schlicht und einfach falsch. Die klassische, von Newton systematisierte Him-

melsmechanik der Physiker ist gerade nicht geozentrisch, und natürlich wird diese nicht-geozentrische, aus physikalischen Prinzipien deduzierbare Himmelsmechanik in jeder Hinsicht durch die Erfahrung bestätigt – und zwar durch die systematische, durch die kontrollierbare und kontrollierte Erfahrung der Physiker. Diese Erfahrung – die physikalische, also die wissenschaftliche Erfahrung – wird unter anderen Bedingungen möglich als das, was zuvor als unmittelbare Erfahrung bezeichnet wurde, und die physikalische Erfahrung geht zweifelsfrei tiefer und reicht selbstverständlich weiter als die naive, die unmittelbare Erfahrung, die die Individuen im Alltag machen können und machen.

Eine Situation, in der naive, unmittelbare Erfahrungen epistemisch ausgewertet, und zwar *kontrafaktisch* ausgewertet werden, soll eine *ptolemäische Situation* heißen. Entsprechend kann man sagen, dass durch den Vorgang der Newton'schen Mechanik dem Fortbestehen einer ptolemäischen Situation ein Ende gemacht wurde. Ihm wurde ein Ende gemacht, weil die systematische Betrachtung klassischer Partikelmechaniken es möglich machte, die Planetenbahnen auf der Basis von Prinzipien zu erklären, die in der ptolemäischen Situation unbekannt waren und sich der möglichen Erkenntnis entziehen mussten. Das Bekannte – die alltagssprachlich als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bezeichneten Phänomene – wurden durch das Unbekannte – die in der ptolemäischen Situation epistemisch unzugänglichen, in der nicht-ptolemäischen Situation jedoch der Erkenntnis zugänglichen und empirisch überprüfbar Prinzipien der klassischen Mechanik – auf eine tief gehende und weit reichende Art erklärt.

Welche Konsequenzen sind aus diesem kurzen Abriss eines Teilstücks der Geschichte der Physik zu ziehen? Die erste, vergleichsweise allgemeine Konsequenz, die zu ziehen ist, ist sicherlich nicht mehr als eine Binsenwahrheit; sie besagt, dass der Erfahrungsbegriff ein überaus komplexer Begriff ist, dessen Verwendung mehr als nur ein Risiko birgt. Die zweite, nicht mehr ganz so triviale Konsequenz, die zu ziehen ist, besagt, dass man diese der Verwendung des Erfahrungsbegriffs – und damit auch des Empiriebegriffs und insbesondere auch des Beobachtungsbegriffs – inhärenten Risiken zumindest minimieren kann, wenn man zwischen der unmittelbaren, der naiven Erfahrung – kurz: der N-Erfahrung – und der wissenschaftlichen, der kontrollierbaren und kontrollierten Erfahrung – kurz: der W-Erfahrung – strikt unterscheidet, und in Konsequenz dieser Unterscheidung insbesondere der Versuchung widersteht zu glauben, dass W-Erfahrungen grundsätzlich auf N-Erfahrungen reduzierbar seien. Eine solche Reduzierbarkeit mag unter bestimmten Bedingungen zwar gegeben sein – aber sie ist sicher nicht der Normalfall der Forschung. Im Normalfall verhält es sich vielmehr so, dass die W-Erfahrung sich ganz anderen Prinzipien verdankt als die N-Erfahrung, und dass die erstere die letztere in vielfacher Hinsicht transzendiert. Die W-Erfahrung erschließt der Erkenntnis ganz andere Bereiche als die N-Erfahrung – die himmelmechanischen Prozesse, die für die auf der Basis von N-Erfahrungen als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang charakterisierten Phänomene konstitutiv sind, sind eben dieser N-Erfahrung und damit der unmittelbaren Beobachtung vollkommen unzugänglich. Insofern kann man sagen, dass der Vorgang der Verdrängung der Ptolemäischen Physik durch die klassische Mechanik ein *grundsätzliches* Element der wissenschaftlichen Erkenntnis deutlich macht, das in dem nachfolgend formulierten Wissenschaftsprinzipien (W-Prinzipien) zum Ausdruck kommt:

- (2) In den Wissenschaften wird das Bekannte, der unmittelbaren Beobachtung Zugängliche, durch das Unbekannte, jenseits der unmittelbaren Beobachtung Liegende, erklärt. Der Weg der zur wissenschaftlichen Erklärung führt ist ein Weg, der außerhalb des Raumes des *Prima-facie*-Konstatierbaren verläuft.
- (3) Wissenschaftliche Erklärungen werden in einem Erfahrungsraum überprüft, der nicht mit dem der unmittelbaren Erfahrung zugänglichen Raum identisch ist.
- (4) Der Weg, der in den Raum führt, in dem wissenschaftliche Erkenntnis und deren strenge empirische Überprüfung möglich ist, ist ein Weg, der nur vermöge diverser Abstraktionen und Idealisierungen gangbar ist. Sie ermöglichen die Etablierung restringierter Untersuchungsbereiche, und die Möglichkeit der Etablierung restringierter Untersuchungsbereiche ist eine Vorbedingung für die Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt.

Sicher: diese Prinzipien wurden mit Blick auf die Entwicklung der Mechanik formuliert.⁸ Aber man wird ihre Geltung auch für die Linguistik reklamieren dürfen und müssen, denn es ist nicht anzunehmen, dass der Versuch, eine Mechanik der Kognition und insbesondere eines ihrer Teilsysteme, nämlich der Sprachkapazität, zu entwickeln, einen signifikant geringeren epistemischen Aufwand erfordert als die Entwicklung der Himmelsmechanik erfordert hat. Und gerade die zuvor bereits angesprochene Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz ist ein klarer Ausdruck des Tatbestandes, dass der Weg, den die Linguistik genommen hat und weiterhin nimmt, der Weg der Idealisierungen und Abstraktionen ist, der in dem in (3) formulierten W-Prinzip angesprochen wurde. Einer wie auch immer gearteten unmittelbaren Erfahrung sind zweifellos nur die Tatbestände zugänglich, die sich im Bereich der Sprachperformanz ergeben, die also performativ ermöglicht sind. Die zugrundeliegenden Kompetenzsysteme und insbesondere die in sie involvierten universalgrammatischen Elemente sind einer solchen Erfahrung – einer grammatischen N-Erfahrung – jedoch nicht zugänglich. Das eine A-Sprache *L* vom Typ N rechtsköpfig parametrisiert strukturiert ist, eine von *L* verschiedene A-Sprache *L'* vom Typ N dagegen linksköpfig parametrisiert strukturiert ist, ist kein grammatischer Tatbestand, der in Folge einer grammatischen N-Erfahrung transparent werden könnte: Er erschließt sich erst im Bereich der Sprachkompetenz; er erschließt sich erst der kontrollierten theoretischen Einsicht des Linguisten. Mit anderen Worten: der Befund ergibt sich (3)-konform; er ergibt sich nicht N-erfahrungsbasiert. Aber auch dann, wenn N-Erfahrungen von performativ bedingten Tatbeständen zweifelsfrei möglich sind, gibt es keinen Königsweg, der dem *L*-Sprecher/Hörer dessen grammatische Auswertung und damit Rückschlüsse auf seine eigene Sprachkompetenz erlaubt. Man betrachte hierzu die *Äußerung* des in (5) mitgeteilten Satzes, wobei dieser in einer Situation S1 geäußerte Satz wie in (6) angegeben strukturiert sein möge:

(5) Alberich verabredete sich mit seinem besten Freund.

(6) <Alberich_i verabredete sich mit [seinem_i besten Freund]_i, S1>

Die Koindizierung in (6) bringt zum Ausdruck, dass (5), in der Situation S1 geäußert, bedeutet, dass Alberich sich mit sich selbst verabredete. Die Äußerung von (5) in diesem Sinn ist sicher befremdlich. Und insofern liegt es nahe zu fragen, warum die S1-Äußerung von (5) befremdlich ist. Die Antworten, die auf diese Frage – die Befremdlichkeitsfrage – auf der Basis von N-Erfahrungen gegeben werden und gegeben werden können, führen oft in epistemische Situationen, die zuvor als ptolemäische Situationen bezeichnet wurden. Diese Situationen kommen zustande, indem über die situative Zulässigkeit beziehungsweise Unzulässigkeit von Koreferenzen und die Abhängigkeit der Grammatik von ihnen spekuliert wird. Der Linguist dagegen wird solche Spekulationen und damit ptolemäische Situationen vermöge der Antwort vermeiden, dass bei der Äußerung von (5) in S1 gegen den (der unmittelbaren Erfahrung nicht zugänglichen, durch Abstraktionen und Idealisierungen ins Blickfeld gerückten) (i/i)-Filter verstoßen wurde (cf. hierzu § 4.5 für Näheres). Er wird also das Bekannte – die Befremdlichkeit – durch den Rekurs auf das Unbekannte – den Filter – erklären. Dieser Erklärungsmodus aber ist nur dann gegeben, wenn die (grammatische) Forschung im Sinne des in (4) formulierten W-Prinzips betrieben wird. Diese Hinweise dürften in einer hier zureichenden Näherung verdeutlichen, warum die Prinzipien in (2) – (4) auf unverzichtbare Art für die linguistische Forschung konstitutiv sind.

Die voranstehenden Feststellungen mögen als wissenschaftstheoretische Binsenwahrheiten erscheinen, und letztlich sind sie auch genau dieses: schlichte Binsenwahrheiten. Warum diese Binsenwahrheiten gleichwohl folgenreich sind und gerade bei der Beantwortung der Frage, was unter einer A-Sprache *L* vom Typ N sinnvollerweise verstanden werden kann, ins Gewicht fallen, dürften die Ausführungen in den folgenden Paragraphen hinreichend deutlich machen.

⁸ Natürlich sind diese Prinzipien hier, wo wissenschaftsphilosophische Fragen nicht im Zentrum der Betrachtung stehen können und sollen, nicht systematisch entwickelt worden, und sie sind eben deshalb auch eher leger formuliert. Es sollte jedoch klar sein, dass eine Systematisierung dieser Prinzipien sehr wohl möglich ist. Die Überlegungen im folgenden werden jedoch exemplarisch deutlich machen, was unter Abstraktionen und Idealisierungen zu verstehen ist, und warum der Weg der Wissenschaft – auch und gerade der Weg der Linguistik – nur im Zuge von Abstraktionen und Idealisierungen beschritten werden kann.

4 Diskrepanzstrukturen des Sprachwissens

Durch das Werk Noam Chomskys wurde die Linguistik zweifellos auf eine neue Grundlage gestellt. In Konsequenz dieser ihrer Neubegründung erschlossen sich der Linguistik gänzlich neue Perspektiven. Im Rahmen dieser Perspektiven sah sich die linguistische Forschung allerdings auch vor gänzlich neue Aufgaben gestellt. Die Neuartigkeit dieser Aufgabenstellungen ergibt sich nahezu trivialerweise; sie hat ihren Grund nicht zuletzt darin, dass Chomsky erklärtermaßen – so insbesondere in Chomsky (1986), (2000) – das Ziel verfolgt, die Irrelevanz und wissenschaftliche Belanglosigkeit der alltäglichen Sprachbegriffe und des sie ermöglichenden Wissens, aber auch die wissenschaftliche Unbrauchbarkeit der in der Linguistik tradierten Sprachbegriffe zu demonstrieren. Sofern diese Demonstration gelungen ist, ist mit der Chomskyschen Neuorientierung der Linguistik – und dies kann eigentlich nicht überraschen – zugleich auch die Verabschiedung eines Stücks linguistischer Tradition verbunden. Der Weg ins Neuland hat aber nicht nur dazu geführt, dass ein nicht unerhebliches Stück der linguistischen Tradition seine Verbindlichkeit für die Forschung verloren hat; er hat auch dazu geführt, dass die Linguistik abgekoppelt von dem betrieben werden muss, was man als die alltägliche Spracherfahrung und das alltägliche Sprachwissen der Individuen bezeichnen kann. Denn Chomsky hat nicht nur das Ziel verfolgt, die Irrelevanz und wissenschaftliche Belanglosigkeit der alltäglichen und der tradierten Sprachbegriffe zu demonstrieren; er hat auch demonstriert, dass diese irrelevanten, belanglosen Sprachbegriffe durch einen Sprachbegriff ersetzt werden können, der den Anforderungen strenger Wissenschaftlichkeit standhält. Dieser strenge Sprachbegriff ist bekanntlich der Begriff der I-Sprache. Von diesem Begriff wird noch die Rede sein müssen (cf. hierzu die eher kursorischen Ausführungen im folgenden, insbesondere aber Kapitel 3). Mit der Option für den Begriff der I-Sprache – besser: mit der *Entdeckung* der I-Sprache – wird die Linguistik zu einem Unternehmen, das sich jenseits der alltäglichen Spracherfahrung und des alltäglichen Sprachwissen der Individuen vollzieht.

Aber zunächst einmal – sozusagen vorgängig – geht es um die Erörterung der Frage, wie sich – ganz allgemein – das alltägliche Wissen der Individuen und das wissenschaftliche Wissen zueinander verhalten, um aus dieser allgemeinen Erörterung einen Ansatzpunkt für die Bearbeitung der Frage zu gewinnen, wie sich das sprachliche Wissen der Individuen und das linguistische Wissen zueinander verhalten. Die Klärung dieses Verhältnisses wird dann einigen Anlass dazu bieten, sich erneut darauf zu besinnen, welche Aufgaben sich der linguistischen Forschung stellen und wie diese Aufgaben erfüllt werden können. Zunächst aber steht – wie gesagt – zur Debatte, wie sich das alltägliche Wissen der Individuen und das wissenschaftliche Wissen zueinander verhalten.

Mit dem alltäglichen Wissen der Individuen ist es bekanntlich ein sehr eigen Ding. Dieses Wissen ist nahezu niemals vollkommen wohlfundiert und konklusiv. Aber es ist auch nahezu niemals vollkommen abwegig und absurd; es enthält nahezu immer einen epistemisch harten Kern, eine Spur von Wahrheit. Wäre es anders, so wäre die Menschheit schon längst an ihrem epistemischen Versagen – vulgo: an ihrer Dummheit – zugrundegegangen. Dass das alltägliche Wissen in der Mehrzahl der Fälle einen harten, epistemisch produktiven Kern enthält, ist insofern eine Überlebensbedingung für die Menschheit. Andererseits ist das alltägliche Wissen der Individuen nahezu niemals vollkommen wohlfundiert und konklusiv. Wäre das anders – wüssten also immer alle über alles konklusiv und wohlfundiert bescheid, bedürfte es nicht der Wissenschaften, durch die ja oftmals gerade die Unzulänglichkeiten des alltäglichen Wissens kompensiert werden.

Für dies alles gibt es hinlänglich Beispiele. Im alltäglichen Verstande spricht man bekanntlich vom Tatbestand des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs, aber indem er diesen Tatbestand konstatiert, irrt sich – wie auch wohlbekannt ist – der gesunde Menschenverstand ziemlich gründlich. Die Sonne geht nicht „auf“ und sie geht auch nicht „unter“; die Sonne „dreht“ sich nicht um die Erde. Der Tatbestand, den der gesunde Menschenverstand als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang identifiziert, findet seine Erklärung in der überaus komplexen, aber auch überaus einfachen Himmelsmechanik der Physiker, zu der der gesunde Menschenverstand als solcher eben keinen Zugang hat (was nicht ausschließt, dass jeder, der über gesunden Menschenverstand verfügt, sich diesen Zugang verschaffen kann, und zwar dadurch, dass er Physik studiert). Der gesunde Menschenverstand ist also in Ansehung der Bahn der Planeten dem physikalischen Wissen zweifelsfrei hoffnungslos unterlegen. Das heißt jedoch nicht, dass das physikalische Wissen die naive Physik des Alltags in jeder Hinsicht obsolet gemacht hätte. Denn der epistemisch harte Kern dieser Alltagsphysik besteht schlicht und einfach in der Feststellung, dass zumindest ein menschliches Individuum am Tage die Sonne sehr viel besser zu sehen vermag als in dunkler Nacht. Diese schlichte und einfache Feststellung aber, die zur Orientie-

rung im Problemfeld der alltäglichen Lebenspraxis erheblich beiträgt, ist mit dem physikalischen Wissen vollkommen konsistent. Und diese Konsistenz ist nicht marginal: Eine Physik etwa, aus der als Theorem folgt, dass die Sonne des Nachts sehr viel besser zu sehen sei als bei Tag – eine Physik also, die in einer elementaren Hinsicht mit der alltäglichen Vernunft der Individuen konfligiert, weil in ihr dieser Vernunft unmittelbar zugängliche Erfahrungsgegebenheiten bestritten werden –, kann vor dem Tribunal eben dieser Vernunft nicht bestehen. Eine Physik, die mit der Erfahrungsstruktur des Alltags auf eine derart fundamentale Art konfligiert, kann auch vor der Vernunft der Physiker selbst nicht bestehen, die sich ja dann, wenn sie jenseits der Blaskammer eines Elektronensynchrotrons beim Frühstück sitzen, an eben dieser Erfahrungsstruktur orientieren und orientieren müssen.

Gewiss kann die alltägliche Vernunft nicht erklären, warum ein menschliches Individuum am Tage die Sonne sehr viel besser zu sehen vermag als in dunkler Nacht; das heißt: Die alltägliche Vernunft hat in der Regel keinen explanativen Gehalt. Eben diesen aber wird man vom physikalischen Wissen verlangen – verlangen können und sogar verlangen müssen. Man wird verlangen können und verlangen müssen, dass das physikalische Wissen eine Erklärung des Tatbestands liefert, dass ein menschliches Individuum am Tage die Sonne sehr viel besser zu sehen vermag als in dunkler Nacht. Und die Himmelsmechanik der Physiker hat auch die entsprechende erklärende Kraft. Und genau deshalb, weil es Tatbestände konklusiv zu erklären vermag, die der gesunde Menschenverstand allenfalls Pseudoerklärungen zuzuführen vermag, ist das physikalische Wissen dem gesunden Menschenverstand so hochgradig überlegen. Aus dieser seiner Überlegenheit resultiert die Dignität des physikalischen – allgemeiner: des wissenschaftlichen – Wissens. Sie ist darin begründet, dass auf der Basis dieses Wissens die Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft deduziert, also erklärt werden können. Es hätte diese Dignität nicht, wenn es ein Wissen wäre, das die Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft kontrafaktisch in ihr Gegenteil verkehren und zu der Auffassung nötigen würde, dass die Sonne des Nachts sehr viel besser zu sehen sei als bei Tag. Ein solches Wissen würde sich als ein Wissen disqualifizieren, das jenseits der möglichen Erfahrung angesiedelt ist und im Widerspruch zu ihr steht. Das heißt, positiv gewendet, dass es Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft gibt, die den Raum der wissenschaftlich möglichen Erkenntnis restringieren, dass es auch solche Binsenwahrheiten sind, an denen die wissenschaftliche Vernunft sich bewähren muss. Und sie bewährt sich nicht an ihnen, indem sie sie in Abrede stellt, sondern sie bewährt sich an ihnen, indem sie sie deduziert und dadurch erklärt. Diese Bemerkungen mögen trivial anmuten, und vermutlich sind sie es auch. Dennoch sind diese Trivialitäten, wie die Betrachtungen im folgenden zeigen dürften, von einiger Tragweite, gerade bei der Behandlung der hier avisierten Thematik. Es ist insofern nicht unangebracht, ein weiteres Beispiel zu erörtern, das zum einen die grundlegende Diskrepanz verdeutlicht, die zwischen dem alltäglichen Wissen der Individuen einerseits und dem wissenschaftlichen Wissen andererseits besteht – sie resultiert, kurz gesagt, aus der nicht-erklärenden Kraft des ersteren und dem explanativen Charakter des letzteren –, zum anderen aber auch nochmals vor Augen führt, in welchem Sinne die Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft in der Tat als letztlich unhintergehbare Restriktoren der wissenschaftlich möglichen Erkenntnis fungieren.

Angenommen, ein menschliches Individuum X geht unter einer zwei Meter hohen Eisenbahnbrücke hindurch, und ein fatales fatum bringt es mit sich, dass genau zu dem Zeitpunkt t, zu dem X die Brücke unterquert, sich aus der Ladung eines die Brücke überquerenden Güterzuges ein zwei Tonnen schwerer Eisenklotz löst. Es gehört zu den Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft, dass es für X äußerst unangenehm wäre, wenn auf X zum Zeitpunkt t ein zwei Tonnen schwerer Eisenklotz aus zwei Meter Höhe herabfallen würde. Dabei setzt die alltägliche Vernunft voraus, dass sich dann, wenn sich in der skizzierten Situation aus der Ladung eines Güterzugs ein zwei Tonnen schwerer Eisenklotz löst, dieser Eisenklotz eben herabfällt und nicht etwa dem Güterzug etwa nach London oder zum Mond davonfliegt. Eine Physik, die zufolge in einer solchen Situation Eisenklötze genau dies tun – nämlich davon fliegen –, ist sicherlich mit der alltäglichen Vernunft definitiv inkonsistent. Zugleich ist sie jedoch auch definitiv lächerlich. Sie kann vor dem Tribunal alltäglicher Erfahrungen, die jedes menschliche Wesen machen kann, nicht bestehen. Möglicherweise liefert das Erfahrungswissen der Individuen keine konklusive Erklärung dafür, warum feste Körper fallen und nicht in der Welt herumfliegen, wenn sie in zwei Meter Höhe aus ihrer Position gebracht werden. Die Aufgabe der Wissenschaft – hier: der Physik – ist es dann, dieses Erklärungsdefizit zu kompensieren und das Fallverhalten von festen Körpern zu erklären. Aber auch als nicht-explanatives Wissen liefert das Erfahrungswissen der Alltagsvernunft den Individuen eine unentbehrliche Orientierung bei der Strukturierung ihrer Lebenspraxis, in der es sich stets aufs Neue bewährt. Eben deshalb können die Binsenwahrheiten der

alltäglichen Vernunft als in der Tat letztlich unhintergehbare Restriktoren der wissenschaftlich möglichen Erkenntnis fungieren. Es ist für jedes Individuum lebenswichtig – überlebenswichtig –, zu wissen, dass es lebensgefährlich ist, von einem aus zwei Metern Höhe herabstürzenden Eisenklotz getroffen zu werden. Entsprechend wird eine Wissenschaft, der zufolge es sich so verhält (und stets verhalten muss), dass X nur Lustgefühle empfindet, wenn auf X aus zwei Meter ein Eisenklotz herabstürzt, nur als Lachnummer wahrgenommen werden können. Und sie fällt natürlich zu Recht der Lächerlichkeit anheim. Die Dignität der wissenschaftlichen Erkenntnis – die wesentlich in der explanativen Kraft dieser Erkenntnis begründet ist – muss sich nicht zuletzt an den nicht-explanativen, aber für die Individuen überlebenswichtigen Binsenwahrheiten der alltäglichen Vernunft erhärten lassen.

Die restringierende Kraft der nicht-explanativen, aber überlebenswichtigen Elemente der alltäglichen Vernunft bringt es mit sich, dass das Anfangsstück des Weges, den die wissenschaftliche Forschung nimmt, oftmals mit Binsenwahrheiten gepflastert ist, die in der unmittelbaren Erfahrung der Individuen begründet sind. Diese Binsenwahrheiten bestimmen die Richtung, die die Forschung nimmt. Dabei zeichnet es die wissenschaftliche Vernunft aus, dass diese Binsenwahrheiten, die den Anfang der Forschung bestimmen, im Zuge der weiteren Forschung ihrerseits kritisch überprüft werden. Überprüft wird der empirische Gehalt dieser Binsenwahrheiten, also ihre deskriptive Stichhaltigkeit, und überprüft wird das explanative Potenzial, zu dessen Freisetzung sie den Anstoß geben; im Zuge dieser Prüfung stellen sich die Binsenwahrheiten, die zunächst sehr elementar anmuten, häufig als Gebilde heraus, die de facto überaus komplex sind. Aus der Einsicht in die tatsächliche Komplexität der vermeintlichen epistemischen Elementarien resultiert dann der Versuch, die ihnen zugrundeliegenden Gesetze aufzudecken; das heißt: der Versuch, die vermeintlichen Binsenwahrheiten aus tiefgehenden und weitreichenden Gesetzen zu deduzieren. Verläuft dieser Versuch erfolgreich, hat er es im Normalfall zur Folge, dass die Einheit des Wissens, die in den vermeintlichen Binsenwahrheiten zum Ausdruck kommt, verloren geht, was bedeutet, dass die epistemischen Komplexe, die durch spezielle Systeme von Gesetzesaussagen charakterisiert sind, integriert oder miteinander unifiziert werden müssen. Diese Wissensunifikation wird dadurch möglich, dass irgendzwei Systeme S1 und S2 von speziellen Gesetzesaussagen aus einem dritten System S3 von noch tiefergehenden und weiterreichenden Gesetzesaussagen abgeleitet werden; die Wissensunifikation ist also untrennbar mit einer Vertiefung des Gesetzeswissens verbunden. Der Weg der wissenschaftlichen Forschung ist somit – grob gesprochen – ein Weg, der anfänglich durch Binsenwahrheiten eröffnet wird, sich immer weiter verzweigt (die wissenschaftliche Erkenntnis wird, indem sie sukzessive vertieft wird, immer spezieller) und infolge dieser seiner Verzweigungen gerät zunehmend aus dem Blickfeld, was üblicherweise die Einheit des wissenschaftlichen Wissens genannt wird. Die Einheit des wissenschaftlichen Wissens, die anzunehmen eben jene Binsenwahrheiten nahelegen, von denen die Forschung ihren Ausgangspunkt nimmt, wird also – so paradox es sich anhören mag – gerade durch diese Forschung, durch die Vertiefungen und Verzweigungen der durch sie herbeigeführten Erkenntnisse, genauer: durch den epistemischen Erfolg der Forschung immer, aufs Neue in Frage gestellt. Die Einheit des wissenschaftlichen Wissens ist also nicht das geradezu zwangsläufig resultierende Ergebnis der erfolgreichen Forschung. Das Gegenteil ist der Fall: Gerade der Erfolg der Forschung macht deutlich, dass sich die Aufgabe, die Einheit des wissenschaftlichen Wissens herbeizuführen, immer wieder neu stellt.

Dieser Befund, der wohl im Widerspruch zu gängigen Vormeinungen über den Weg stehen dürfte, den die Forschung nimmt, ändert nichts am Gewicht und der Verbindlichkeit der Binsenwahrheiten, die konstitutiv für den Anfang der Forschung sind. Um das Eisenklotz-Beispiel nochmals zu bemühen: Es ist eine Binsenwahrheit, dass Körper – Körper welcher Art auch immer – fallen. Der Versuch, diese Binsenwahrheit physikalisch zu präzisieren und ihre Geltung zu erklären, hat dann zur Entdeckung diverser Fallgesetze geführt und erheblich mit zur Formulierung der klassischen Mechanik beigetragen. Die noch immer nicht abgeschlossenen Bemühungen, die Gravitation relativistisch zu erklären, verdeutlichen, dass dieser Versuch noch immer nicht abgeschlossen ist, und sie verdeutlichen auch, wie tief und verzweigt die physikalische Erkenntnis ist, die von der Binsenwahrheit ihren Anfang nahm, dass Körper eben fallen und nicht etwa wegfliegen.

Was für das wissenschaftliche Wissen – das, um abzukürzen, W-Wissen einerseits – und das alltägliche Wissen – das A-Wissen – allgemein gilt, gilt natürlich auch für das sprachliche A-Wissen der Individuen und das W-Wissen der Linguisten über die Sprache. Die für den allgemeinen Fall konstatierte Diskrepanz lässt sich, trivialerweise, auch in diesem speziellen Fall nachweisen. In diesem Fall hat die Diskrepanz jedoch besonderes Gewicht. Denn Gegenstand der Linguistik sind eben nicht Sprachen schlechthin (in einem zu spezifizierenden Sinn von „Sprachen“). Gegenstand der Linguistik sind

vielmehr, wie insbesondere Chomsky mehrfach herausgestellt hat, die Systeme des Sprachwissens, über das ein menschliches Individuum verfügt (cf. hierzu insbesondere Chomsky 1986). Entsprechend ist das sprachliche A-Wissen der Individuen ein Objekt der linguistischen Forschung und mithin ein Objekt des W-Wissens der Linguisten. Die Linguistik erzeugt also W-Wissen über A-Wissen. Und die Diskrepanzthese, die in den voranstehenden Bemerkungen enthalten ist, besagt eben, dass das W-Wissen der Linguisten etwas anderes ist und sein muss als eine schlichte Reproduktion des sprachlichen A-Wissens der Individuen. Durch das W-Wissen der Linguisten muss das sprachliche A-Wissen vielmehr erklärt und beschrieben werden. Das W-Wissen der Linguisten muss also etwas anderes – und zwar mehr – sein als das sprachliche A-Wissen der Individuen. Das sprachliche W-Wissen der Linguisten muss ein *explanatives* System sein; das sprachliche A-Wissen der Sprecher/Hörer dagegen ist nicht explanativ und muss es auch nicht sein.

5 Zweites Grundfragen-ABC der Linguistik

Binsenwahrheiten dieser Art finden sich in allen Disziplinen. Sie finden sich auch in der Linguistik und sie führen oftmals an die Grenzen oder sogar über die Grenzen hinaus, innerhalb derer linguistische Forschung sinnvollerweise betrieben werden kann. Eine solche gewissermaßen grenzüberschreitende Binsenwahrheit ist es, dass ein Individuum X, das Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache L – oder, um zu terminologisieren: einer aktualen Sprache L vom Typ N der natürlichen Sprachen, kurz: einer N-Sprache L – ist, niemals nur L-Sprecher/Hörer ist. X erschöpft sich nicht in seinem Sprecher/Hörer sein. Dies gilt ganz unabhängig davon, was für eine Entität unter einer (aktualen) N-Sprache L zu verstehen ist, und es gilt auch ganz unabhängig davon, welche Beziehung zwischen den Nicht-Sprecher/Hörer-Eigenschaften von X und der Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X bestehen. Die Feststellung, dass kein Individuum, das Sprecher/Hörer ist, niemals nur Sprecher/Hörer ist, gilt also unabhängig davon, wie die Frage zu beantworten ist, ob die Nicht-Sprecher/Hörer-Eigenschaften von X oder zumindest einige von ihnen für die Eigenschaft von X, Sprecher/Hörer zu sein oder Sprecher/Hörer sein zu können, konstitutiv ist oder zumindest mit konstitutiv ist, oder ob das Umgekehrte der Fall ist, die Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X also konstitutiv oder mitkonstitutiv für alle oder für einige der Nicht-Sprecher/Hörer-Eigenschaften von X ist. Die Feststellung, dass kein Individuum, das die Sprecher/Hörer-Eigenschaft aufweist, jemals nur Sprecher/Hörer ist, gilt sogar unabhängig davon, ob die zuvor aufgeworfene Konstitutivitätsfrage überhaupt eine sinnvoll gestellte Frage ist. Jedes menschliche Individuum, das unter Normalbedingungen aufgewachsen ist, ist unvermeidlich – also mit Naturnotwendigkeit – Sprecher/Hörer einer N-Sprache L, aber kein menschliches Individuum, das Sprecher/Hörer einer N-Sprache L ist, ist jemals nur Sprecher/Hörer. Anders und allgemeiner gesagt: Der Begriff des menschlichen Individuums ist – trivialerweise – nicht auf den Begriff des L-Sprecher/Hörers reduzierbar, und dies gilt ganz unabhängig davon, wie der Begriff des menschlichen Individuums einerseits und der Begriff des L-Sprecher/Hörers andererseits zu explizieren ist – wenn diese Begriffe überhaupt einer adäquaten Explikation zugänglich sein sollten, also ihre Verwendung unter einer strikt wissenschaftlichen Kontrolle gebracht werden kann. Falls dies nicht möglich sein sollte, ist das Scheitern der Explikationsversuche der Indikator der Existenz einer Grenze, die der derzeit oder überhaupt möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis gesetzt ist – also einer Erkenntnisgrenze, die kontingenterweise, also relativ zu einem bestimmten Stand der Forschung, gegeben sein mag, oder aber systematischer Natur ist, also auch durch keine zukünftig mögliche wissenschaftliche Forschung überwunden werden kann. Aber wie auch immer es sich mit dieser Erkenntnisgrenze verhalten mag, ob sie sich als überwindbar erweist oder sich herausstellt, dass sie systematischer Natur ist: Dies alles ändert nichts daran, dass die Feststellung, dass jedes menschliche Individuum, das unter Normalbedingungen aufgewachsen ist, unvermeidlich – also mit Naturnotwendigkeit – Sprecher/Hörer einer N-Sprache L ist, aber kein menschliches Individuum, das Sprecher/Hörer einer N-Sprache L ist, jemals nur Sprecher/Hörer ist, keine nur im vorwissenschaftlichen Bereich definitive Geltung beanspruchen kann. Das gesamte bereits jetzt gesichert vorliegende wissenschaftliche Wissen macht zweifelsfrei klar, dass die Gleichung „menschliches Wesen“ = „L-Sprecher/Hörer“ eine Absurdität ist; sie ist schlicht und einfach unhaltbar. Mit anderen Worten: Die Geltung der Ungleichung „menschliches Wesen“ \neq „L-Sprecher/Hörer“ ist eine aus epistemischen Gründen unhintergehbare Voraussetzung auch der zukünftigen wissenschaftlichen Forschung. Der Versuch, diese Begriffe so genau zu fassen, dass ihre Verwendung auch unter den Bedingungen strenger Wissenschaft gerechtfertigt ist, kann und

wird die angeführte Ungleichung nicht außer Kraft setzen. Er läuft möglicherweise auf den Versuch hinaus, die Frage nach der Natur der skizzierten Erkenntnisgrenze einer Antwort zumindest näher zu bringen. Aber das kann nicht gegen einen solchen Versuch sprechen. Es liegt in der Natur der wissenschaftlichen Forschung, dass ihr Grenzen gesetzt sind. Das Gesamtsystem aller Wissenschaften ist keine epistemisch ominipotente Größe. Um es schlichter auszudrücken: Wenn es Gott gibt, schreibt man ihm sicher zu Recht das Attribut der Allwissenheit zu. Aber dem durch erfolgreiche Wissensunifikation erzeugbaren Gesamtsystem alles wissenschaftlichen Wissens wird man dieses Attribut nicht zuschreiben können; auch dieses Gesamtsystem ist kein allwissender Gott. Wissenschaftliches Wissen ist immer nur partielles, unvollständiges Wissen, und dieses Wissen resultiert weitgehend aus dem Versuch, die Geltung von Binsenwahrheiten wie den angeführten zu erklären.

Ein Individuum X, das die Eigenschaft hat, L-Sprecher/Hörer zu sein, hat niemals nur diese Eigenschaft. Es ist eine Binsenwahrheit, dass X ein körperliches Wesen, üblicherweise ein Organismus, in jedem Fall aber eine materielle Einheit ist. Es ist eine weitere Binsenwahrheit, dass X ein geistiges Wesen, kurz: eine mentale Einheit ist. Es ist schließlich eine Binsenwahrheit, dass X immer gemeinsam mit anderen Individuen, die die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft haben, existiert; kurz: X ist stets auch ein soziales Wesen. Und man wird es auch nicht in Abrede stellen können, dass X – dass ein menschliches Wesen – ein rationales Wesen ist. X existiert also, wie man zusammenfassend und mit einer gewissen Metaphorik sagen kann, in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität und Rationalität. Und X existiert, da X systematisch die Eigenschaft des L-Sprecher/Hörer-Seins hat, immer auch in der Dimension der Lingualität. Es soll hier nicht bestritten werden, dass es noch eine Vielzahl anderer Dimensionen der menschlichen Existenz gibt. Sie stehen hier nicht zur Debatte. Es soll hier auch nicht der Versuch gemacht werden, diese Existenzdimensionen erschöpfend zu thematisieren. Die Frage die hier zur Debatte steht, ist allein die, welche Rolle die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität und Rationalität spielt. Dabei wiederum geht es nicht darum, eine auch nur näherungsweise erschöpfende Antwort auf diese Frage zu entwickeln. Es geht allein darum, einige der für die linguistische Forschung nicht unwichtigen Komponenten beizubringen, aus denen sich eine solche erschöpfende Antwort zusammensetzt. Trotz dieser Beschränkungen geht es hier um eine Erkundung der Möglichkeit der Unifizierung von Beständen wissenschaftlichen Wissens. Solche Erkundungen haben ohne Zweifel ihre Tradition.

Nicht unübliche Redeweisen wie die, dass ein menschliches Wesen notwendigerweise ein *animal sociale* beziehungsweise ein *animal rationale* sei, sind Indikatoren dafür, dass die Einsicht in die Unterschiedlichkeit dieser Existenzdimensionen stets auch von dem Versuch begleitet war, die genannten Aspekte der Existenz menschlicher Individuen im Rahmen einer einheitlichen Theorie zu erfassen. Es dürfte außer Frage stehen, dass eine derartige Theorie derzeit nicht vorliegt, und es dürfte auch außer Frage stehen, dass mit dem Aufbau einer solchen Theorie in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist. Die Probleme, die bei dem Versuch auftreten, die Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität, Rationalität und Lingualität konzeptuell zu integrieren, entziehen sich derzeit einer konklusiven wissenschaftlichen Lösung und werden sich ihr wohl auch auf lange Sicht noch entziehen. Das Bemühen beispielsweise, die Existenzdimensionen der Materialität und der Mentalität zu integrieren beziehungsweise unifiziert zu denken, läuft darauf hinaus, eine wissenschaftlich legitimierbare Lösung für das aus der Philosophie wohlbekannte Leib/Seele-Problem beizubringen. Eine solche Lösung aber, die sehr viel substanzieller sein muss, als es die genuin philosophischen Überlegungen, die z.B. Searle (1992) vorträgt, sein können, ist derzeit bestenfalls in den allerersten Anfängen erkennbar, und es ist nicht zu erwarten, dass diese Situation sich gewissermaßen über Nacht verändern wird. Und selbst dann, wenn sich das Leib/Seele-Problem als einer wissenschaftlich konzisen Fassung und dann einer entsprechenden Lösung zugänglich erweisen sollte – wenn diesem Problem also, sofern es ein philosophisches Problem ist, wissenschaftlich der Garaus gemacht werden kann –, sind die drei anderen Existenzdimensionen noch nicht einmal angesprochen. Es ist also, wie dieser Hinweis hinreichend deutlich gemacht haben dürfte, durchaus unklar, wie – genau – die Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität, Rationalität und Lingualität miteinander relationiert sind; es ist unklar, welche dieser X-Eigenschaften welche andere X-Eigenschaft bedingt oder voraussetzt; es ist unklar, was es heißt, dass X diese Eigenschaften – etwa die Rationalitätseigenschaft – hat. Es ist wohl unbestritten – und wohl auch unbestreitbar –, dass ein menschliches Wesen in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität, Rationalität und Lingualität existiert. Aber dies festzustellen heißt, eine Binsenwahrheit zu rekapitulieren, die sich bislang noch jeder wissenschaftlichen Substanziierung entzogen

hat. Und dies festzustellen heißt auch festzustellen, dass letztlich durchaus unklar ist, was das ist: ein menschliches Wesen.

Das heißt: der Mensch ist sich selbst nicht epistemisch transparent. Eben dies ist der wesentliche Gehalt einer von Putnam (1978) vorgelegten Argumentation, die Chomsky wie folgt zusammenfassend rekapituliert:

„In his John Locke lectures, Hilary Putnam argues „that certain human abilities – language speaking is the paradigm example – may not theoretically explicable in isolation“, apart from a full model of „human functional organization“, which „may well be unintelligible to humans when stated in any detail.“ The problem is that „we are not, realistically, going to get a detailed explanatory model of the natural kind „human being“ not because of „mere complexity“ but because „we are partially opaque to ourselves, in the sense of not having the ability to understand one another as we understand hydrogen atoms.“ This is a „constitutive fact“ about „human beings in the present period, though perhaps not in a few hundred years.“ (Chomsky 2000: 19).

Diese Rekapitulation der Position Putnams, die sehr deutlich macht, dass Putnam annimmt, dass der wissenschaftlichen Selbsterkenntnis des Menschen eine Erkenntnisgrenze gesetzt ist – eine Grenze wie die, von der zuvor die Rede war –, und diese Erkenntnisgrenze kontingenter Natur, also im Zuge zukünftiger Forschung im Prinzip überwindbar ist, fügt Chomsky den nachfolgend angeführten Kommentar hinzu:

„The „natural kinds“ human being and hydrogen atom thus call for different kinds of inquiry, one leading to „detailed explanatory models“, the other not, at least for now. The first category is scientific inquiry, in which we seek intelligible explanatory theories and look forward to eventual integration with the core natural sciences; call this mode of inquiry „naturalistic“, focusing on the character of work and reasonable goals, in abstraction from actual achievement. Beyond its scope, there are issues of the scale of full „human functional organization“, not a serious topic for (current) naturalistic inquiry but more like the study of everything, like attempts to answer such pseudo-questions like „how do things work?“ or „why do they happen?“ (Chomsky 2000: 19).

Diesem Kommentar, der einer näheren Betrachtung sehr wohl zugänglich ist, fügt Chomsky eine Bemerkung hinzu, die einer näheren Betrachtung wohl auch zugänglich ist und wohl auch bedarf; er stellt lakonisch fest:

„Many questions – including those of greatest human significance, one might argue – do not fall within naturalistic inquiry; we approach them in other ways.“ (Chomsky 2000: 19).

Und dieser Feststellung, die nachfolgend in Kapitel 9 noch genauer erörtert wird, fügt er, nun wieder unter Bezugnahme auf Putnam, die nachfolgend mitgeteilte Bemerkung hinzu, die ebenfalls Anlass zu einer näheren Betrachtung bieten kann, wie sie nachfolgend wiederum in Kapitel 9 vorgelegt wird:

„As Putnam stresses, the distinctions are not sharp, but they are useful nonetheless.“ (Chomsky 2000: 19).

Die Resultante, die Chomsky aus Putnams These, dass der Mensch sich selbst epistemisch nicht transparent ist, also für sich selbst opak ist, zieht, kann man wohl dahingehend zusammenfassen: Der Versuch, den Begriff „menschliches Wesen“ zu explizieren, liegt außerhalb der Aufgaben einer seriös betriebenen wissenschaftlichen Forschung. Zumindest kann die Frage, was ein menschliches Wesen ist, nicht die Ausgangsfrage der Forschung sein. Denn diese Frage zerfällt in eine Vielzahl von spezielleren Fragen, und die Beantwortung dieser spezielleren Fragen ist es, die den Gang der Forschung zu bestimmen hat. Die Unifizierung dieser Antworten könnte, wenn sie sich als möglich erweisen sollte, dann – vielleicht – zu einer signifikanten, wissenschaftlich haltbaren Explikation des Begriffs „menschliches Wesen“ führen. Anders gesagt: Der Weg der wissenschaftlichen Forschung muss auch hier wieder der Weg der Diversifizierung, der Vertiefung und Spezialisierung sein. Erst dann, wenn dieser Weg durchlaufen ist, bietet sich – eventuell – eine Perspektive, in der im Modus der Unifizierung von Ergebnissen vorab betriebener Forschung ein Verständnis davon gewonnen werden kann,

was ein menschliches Wesen ist. Mit der Feststellung, dass ein menschliches Wesen in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität, Rationalität und Lingualität existiert, ist dieser Auffassung zu Folge wissenschaftlich offenbar nichts und abernichts gewonnen. Auch die Frage, welche Rolle die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität und Rationalität spielt – also die Frage, die hier zur Debatte steht – kann sich, auch wenn sie hier nur in Ansätzen beantwortet werden kann und soll, in Konsequenz der Chomskyschen Verdikte nur absonderlich, wenn nicht gar epistemisch vermessen ausnehmen. Selbst eine solche nur ansatzweise Beantwortung dieser Frage scheint jenseits dessen zu liegen, was wissenschaftlich seriöserweise in Angriff genommen werden kann. Statt zu fragen, in welcher Beziehung die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X zu anderen, weitgehend unbestimmten Eigenschaften von X steht, ist es im Sinne der Verdikte erfolgversprechender, sich auf die Beantwortung der Frage zu konzentrieren, was – genau – die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X ausmacht. Erst dann, wenn diese hinlänglich konklusiv Frage beantwortet ist – und wenn die entsprechenden bezüglich der anderen Existenzdimensionen zu stellenden Fragen ähnlich konklusiv beantwortet sind – kann es mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg versucht werden, eine Relationierungsfrage wie die hier avisierte in Angriff zu nehmen. Und die Frage, was – genau – die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X ausmacht, ist, wie Chomsky verschiedentlich – so etwa in Chomsky (1986: 3) – ausgeführt hat, beantwortet, wenn die drei nachfolgend aufgeführten Fragen (7)–(9) signifikant beantwortet sind:

(7) „What constitutes knowledge of language?“

(8) „How is knowledge of language aquired?“

(9) „How is knowledge of language put to use?“

Die Antworten, die Chomsky auf diese Fragen gibt – beziehungsweise die Antworten, die im Rahmen der von Chomsky (1981, 1986) inaugurierten Prinzipien- und Parameter-Theorie der Universalgrammatik, kurz: der (P&P)-Theorie der UG, oder seines Minimalistischen Programms von 1995 auf diese Fragen zu geben sind – sind wohlbekannt. Sie werden im folgenden noch Gegenstand der Betrachtung sein. Um diese Betrachtung ins Werk setzen zu können, sind einige Vorbemerkungen zu (7)–(9) angebracht. Zum Verständnis des in den Fragen verwendeten Sprachbegriffs ist daran zu erinnern, dass Chomsky zwischen I-Sprache und E-Sprache unterscheidet. Eine E-Sprache ist eine (endliche oder unendliche) Menge wohlgeformter Ausdrücke, im üblichen Sinn dieses Begriffs. E-Sprachen – externe, extensional gegebene Sprachen – sind Chomsky zufolge Größen von einer allenfalls marginalen linguistischen Relevanz. Der zentrale Gegenstand der Linguistik sind vielmehr die I-Sprachen. I-Sprachen sind sprecher/hörer-interne und sprecher/hörer-individuelle Sprachen. Technisch gesprochen ist eine I-Sprache eine Baumsprache, also eine unendliche Menge von Strukturbäumen (Strukturbeschreibungen). Die UG, verstanden als Funktion in intenso, determiniert eine jede I-Sprache L; das heißt: Die UG ist ein System von Wohlgeformtheitsbedingungen für Strukturbäume. Dieses System von Wohlgeformtheitsbedingungen ist ein genetisch gegebenes System; es ist also kein auf der Basis von sprachlichen Erfahrungen induziertes System, sondern geht diesen Erfahrungen voraus. Unter Verwendung der Terminologie Kants, aber sicher nicht in Übereinstimmung mit seiner Philosophie, könnte man sagen, dass die UG eine Bedingung der Möglichkeit der (grammatischen) Erfahrung der Individuen ist. Es soll hier vorerst offen bleiben, ob die grammatische Erfahrung der Individuen ihre Spracherfahrung erschöpft, und es soll vorerst auch offen bleiben, wie ein möglicherweise diesseits oder jenseits der grammatischen Erfahrung gegebener Raum sprachlicher Erfahrungen zu vermessen ist (cf. hierzu jedoch insbesondere Kapitel 7 im folgenden).

Wenn in den Fragen (7)–(9) der Sprachbegriff verwendet wird, wird wesentlich auf I-Sprachen Bezug genommen. Das, was in (7)–(9) als „knowledge of language“ bezeichnet wird, ist in etwa das System von Sprachkenntnissen, das Chomsky (1965) als die Sprachkompetenz der Individuen bezeichnet hat. Dieses Sprachkenntnisssystem ist den Sprecher/Hörern nicht transparent; das heißt: Es ist nicht Teil ihres Sprachbewusstseins (was immer auch dieses ihr Sprachbewusstsein ausmachen mag (cf. hierzu wiederum insbesondere Kapitel 7 im folgenden). Von der Sprachkompetenz der Individuen ist ihre Sprachperformanz zu unterscheiden; bei dieser ihrer Sprachperformanz handelt es sich, wie man mit einer gewissen, noch zu thematisierenden Unschärfe sagen kann, schlicht und einfach um die „In Betrieb genommene“ Sprachkompetenz. Theorien der Sprachperformanz – oder kurz: Performanztheo-

rien – sind somit Theorien der Inbetriebnahme der Sprachkompetenz (und damit Theorien der die Sprachkompetenz determinierenden UG). Es liegt auf der Hand, dass mit den in (7)–(9) aufgeworfenen Fragen die seit Chomsky (1965) wohl zum klassischen Bestand der Linguistik gehörende Unterscheidung zwischen Sprachperformanz und Sprachkompetenz reflektiert wird.

Wenn im folgenden von Sprachkompetenz, I-Sprache, Sprachperformanz etc. die Rede ist, so ist die Verwendung dieser Begriffe immer im Sinne der zuvor skizzierten begrifflichen Festlegungen zu verstehen.

Besteht Anlass zu der Annahme, dass die zuvor avisierte Relationierungsfrage – also die Frage, welche Rolle die L-Sprecher/Hörer-Eigenschaft von X in den Dimensionen der Materialität, Mentalität, Sozialität und Rationalität spielt – hinfällig geworden ist, wenn die Fragen (7)–(9) beantwortet sind? Oder ist, umgekehrt, die Möglichkeit, diese Fragen beantworten zu können, nur dann gegeben, wenn zumindest einige Aspekte der Relationierungsfrage beantwortet sind? Oder stellt die Beantwortung der Fragen (7)–(9) eine Vorbedingung dafür dar, zentrale Aspekte der Relationierungsfrage klären zu können?

JENSEITS DER DE SAUSSURESCHEN SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN

Das Dokument, das sich an dieser Stelle befunden hat, ist identisch mit dem ersten und zweiten Kapitel der „Alternativräume der Sprachdynamik“. Wer daran Interesse hat, kann es dort nachlesen. Da die Kapitel hier wie dort identisch sind, haben wir sie hier herausgenommen. AB.

X-GRÖSSEN DER SPRACHKAPAZITÄT

Für Utz Maas

„The intension of a predicate can be determined for a robot just as well as for a human speaker, and even more completely if the internal structure of the robot is sufficiently known to predict how it will function under various conditions.“

Rudolf Carnap, 1947

Gegen die Annahme, dass die menschliche Sprachkapazität vollständig formalisiert und mithin auch vollständig implementiert werden kann, sodass die Konstruktion einer kapazitätstvollständigen Sprecher/Hörer-Maschine möglich ist, wird oft eingewendet, dass die menschliche Sprachkapazität bestimmte Größen – X-Größen – wie etwa Kreativität und Intentionalität involviere, die jeder Berechnung grundsätzlich entzogen seien. Nach der Erörterung einiger Implikationen des X-Größen-Einwands wird gezeigt, dass der Versuch einer systematischen Formulierung des Einwands seine Selbstwiderlegung beinhaltet. Unspezifiziert vorgetragen scheitert der Einwand dagegen an seiner Unverständlichkeit.

1. Kognitive Systeme und Prozesse sind berechenbare Systeme und Prozesse. Dies ist die Ausgangshypothese – die Nullhypothese – der im Entstehen begriffenen und teilweise bereits institutionell etablierten Kognitionswissenschaft. Und diese Hypothese ist auch die Nullhypothese des unter dem Namen „Künstlichen Intelligenz“ (KI) firmierenden Zweigs der Informatik. Berechenbare Systeme und Prozesse aber sind implementierbare Systeme und Prozesse. Und weil dies so ist, ist es möglich, kognitive – oder, wie man auch sagt: intelligente – Computersysteme zu konstruieren. Und dies ist nicht nur möglich: am Faktum der Existenz einer im skizzierten Sinne kognitiven oder intelligenten Maschinerie ist ein sinnvoller Zweifel nicht mehr möglich.

Dass es diese Maschinerie gibt, ist jedoch weniger der im Rahmen der Kognitionswissenschaft betriebenen Forschung, sondern insbesondere der KI-Forschung zu verdanken. Gleichwohl wird nicht die KI, sondern vor allem die Kognitionswissenschaft als „Zukunftswissenschaft“ betrachtet. Die Qualifikation als Zukunftswissenschaft erfährt die Kognitionswissenschaft wohl primär deshalb, weil sie mit dem Versprechen betrieben wird, disparate Teile des wissenschaftlichen Wissens – des linguistischen Wissens, des informatischen Wissens, des psychologischen Wissens, sogar des biologischen und des philosophischen Wissens – in einem kohärenten, einheitlichen epistemischen System wissenschaftlich fundiert integrieren zu können.⁹ Diese Einschätzung der Sachlage ist überaus optimistisch. Aber ihr steht einstweilen der Befund entgegen, dass die Kognitionswissenschaft sich derzeit gerade nicht als *Disziplin*, sondern vielmehr als *Disziplinenverbund* – als Verbund von Teilen der angesprochenen Disziplinen beziehungsweise von Ausschnitten von Teilen von Subdisziplinen – präsentiert, wobei diese Disziplinenverbindung jedoch nicht systematisch, also durch *Brückengesetze* strukturiert ist, sondern sich eher als ein Amalgam von disziplinären Elementen darstellt, die – um einen Ausdruck Kants zu bemühen – vergleichsweise „rhapsodistisch zusammengerafft“ sind. Es besteht – namentlich auf Grund des Umfangs und der Mannigfaltigkeit der anfallenden Integrationsaufgaben – wenig Anlass zu der Annahme, dass diese Situation sich grundsätzlich ändern wird: Man betrachte Gott (G) und den Rest der Welt (RdW). Eine Wissenschaft von Gott und dem Rest der Welt – eine G/RdW-Disziplin – aber kann es, wie unmittelbar einsichtig sein dürfte und beispielsweise in Chomsky (2000) nachdrücklich herausgestellt wurde, schlicht und einfach nicht geben. Aber es besteht hinreichend Anlass zu der Annahme, dass das Projekt der Kognitionswissenschaft genau darauf hinausläuft: auf

⁹ Das Integrationsversprechen war auch das Versprechen der KI, die – historisch betrachtet – früher entstanden ist als die Kognitionswissenschaft. Und wer sagt, dass die Kognitionswissenschaft aus der KI, die sich ihrerseits wesentlich der Informatik, der Linguistik und der Psychologie verdankt, hervorgegangen ist, sagt sicher nichts falsches. Das Integrationsversprechen, das für die Beurteilung des Vorgangs der KI zentral war, ist – darüber dürfte Einigkeit bestehen – nicht gehalten worden. Der Vorgang der KI hat zwar, sofern er erfolgreich ins Werk gesetzt wurde, zur Entwicklung *aufgabenorientierter* und insofern spezialisierter intelligenter Computersysteme geführt, aber eine Unifikation des wissenschaftlichen Wissens hat er nicht bewirkt. Ob die Kognitionswissenschaft das Unifikationsversprechen, das im Rahmen der KI nicht gehalten werden konnte, in der Tat einlösen kann, ist sehr die Frage. Es ist deshalb sehr die Frage, weil man die Kognitionswissenschaft durchaus als eine reduzierte KI – gewissermaßen als eine KI ohne ingenieurswissenschaftliche Ansprüche und Anteile – betrachten kann. Und es ist nicht einsichtig, warum das integrative Potential einer reduzierten KI größer sein soll als das Unifikationspotential einer voll entfalteten KI.

die Etablierung einer G/RdW-Disziplin.¹⁰ Die Berechenbarkeithypothese jedoch ist nichts, das den Weg zum Aufbau einer G/RdW-Disziplin eröffnet.

Zudem wird man einräumen müssen, dass die Tragweite und der Gehalt der Berechenbarkeithypothese – der Nullhypothese der Kognitionswissenschaft – häufig überschätzt wird. Häufig – so etwa von Habel/Kanngießer/Rickheit (1996) – wird mehr oder weniger umstandslos angenommen, dass die Nullhypothese *paradigmatische Kraft* hat, also eine Disziplin in dem Sinne strukturiert, in dem Kuhn (1969) zufolge ein Paradigma die im Rahmen einer Disziplin betriebene Forschung strukturiert. Es ist jedoch sehr die Frage, ob die Nullhypothese in der Tat ein Paradigma an die Hand gibt. Denn eine genauere Betrachtung der Dinge zeigt sehr schnell, dass Kuhns Paradigmenkonzeption begrifflich sehr viel reicher ist als die – begrifflich letztlich vergleichsweise schlichte – Berechenbarkeithypothese. Dies ist leicht zu sehen: Die von Newell/Simon (1976) geltend gemachte Annahme, dass kognitive Systeme – gleichviel, ob es sich bei ihnen um organische oder um nicht-organische Systeme, also etwa um Maschinen (um Computersysteme) handelt – jedenfalls eines sind, nämlich physikalische Symbolsysteme, integriert zwar die Berechenbarkeithypothese, ist jedoch zweifelsfrei nicht auf diese reduzierbar, sondern führt weit über die Nullhypothese hinaus. Dies gilt schon deshalb, weil die Newell/Simon-Hypothese Aussagen über die Relation, die zwischen dem Berechnungssystem und seiner materialen Basis besteht, enthält – und damit Aussagen, die für die Formulierung der Berechenbarkeithypothese schlicht irrelevant sind. Das aber bedeutet, dass der Begriff des physikalischen Symbolsystems sehr viel komplexer ist als die Berechenbarkeithypothese; ihm kommt entsprechend sehr viel eher als dieser Hypothese *paradigmatische Kraft* zu. Vermöge seiner größeren Komplexität reflektiert der Begriff des physikalischen Symbolsystems auch ein ungleich weiter gefasstes Problemfeld als die Nullhypothese – ein Problemfeld, das letztlich bis in die Leib/Seele-Problematik reicht. Natürlich steht dieses Problemfeld hier nicht zur Debatte – festzuhalten ist hier lediglich, dass die Berechenbarkeits-Hypothese – entgegen gängigen Vormeinungen – keine *paradigmatische*, sondern eher eine rein *methodische Kraft* hat.

Daran aber, dass der Nullhypothese eben diese methodische Kraft attestiert werden muss, kann kein ernsthafter Zweifel bestehen. Wie weit die Berechenbarkeithypothese in *dieser* Hinsicht reicht, wird unmittelbar deutlich, wenn man überlegt, was den Gehalt dieser Hypothese unter systematischen Aspekten ausmacht.

2. Generell gilt, dass kognitive Systeme und Prozesse korrekt begriffen sind, wenn sie als Berechnungssysteme und Berechnungsprozesse begriffen werden, die über symbolische Repräsentationen operieren. Der Berechnungsbegriff – und damit der Begriff des Algorithmus (und auch der Begriff des Kalküls) – kann im Rückgriff auf das Konzept der Turingmaschine kanonisch expliziert werden.

Die Kanonizität dieser Explikation erhellt in Ansehung der Church'schen These, mit der festgestellt ist, dass alles, was in einem intuitiven Sinne berechenbar ist, vermöge einer speziellen Funktionenklasse, nämlich der Klasse der rekursiven Funktionen, berechnet werden kann. Jede dieser Funktionen kann durch eine spezielle Turingmaschine (T-Maschine) dargestellt werden.¹¹

Die universelle T-Maschine schließlich ist dazu in der Lage, jede dieser speziellen T-Maschinen darzustellen, und das bedeutet, dass mit dem Konzept der T-Maschine eine in der Tat kanonische Explikation des Berechnungsbegriffes gegeben ist, die als grundlegend für den Vorgang aller Disziplinen, die – implizit oder explizit – auf der Berechenbarkeithypothese beruhen – also auch als grundlegend für die Linguistik – angesehen werden kann.¹²

¹⁰ Die skeptischen Argumente, die – im Anschluss an Chomsky (2000) – in Kanngießer (2001) bereits gegen die Möglichkeit des systematischen Aufbaus einer Theorie der *Sprachperformanz* – die letztlich wohl auch nur als G/RdW-Theorie möglich ist – geltend gemacht werden, sind insofern zugleich auch Argumente gegen den Vorgang der KI, aber auch gegen das (nicht realisierte und vermutlich auch nicht realisierbare) Projekt der Kognitionswissenschaft. Denn die Kognitionswissenschaft muss, ebenso wie die KI, unabdingbar eine Theorie der Sprachperformanz umfassen.

¹¹ Natürlich lassen sich auch Aktivationsmuster und ähnliche Größen, ebenso wie symbolische Systeme, durch eine Turingmaschine berechnen, und das heißt: In Anbetracht der Berechenbarkeithypothese ist der Unterschied zwischen symbolischen und subsymbolischen, also konnektionistischen Verfahren, entgegen gängigen Vormeinungen und zwar gerade deshalb, weil die Hypothese *keine* paradigmatische Kraft hat, keineswegs sonderlich gewichtig.

¹² Im Sinne dieser Explikation lässt sich jedes kognitive System als eine *Instanz* einer universellen Turingmaschine UTM begreifen. Als Instanz, wohlgemerkt – nicht als UTM. Jeder Sprecher/Hörer X einer natürlichen Sprache L – insbesondere einer I-Sprache, im Sinne von Chomsky (1981) – ist sicher eine UTM-Instanz, aber ebenso sicher ist, dass X keine UTM ist. Die UTM hat ganz andere Eigenschaften als ein L-Berechner sie haben kann. Sofern X also überhaupt als T-Maschine begriffen werden kann, kann X selbstverständlich nur als eine sehr spezielle T-Maschine begriffen werden.

3. Die Sprachkapazität der Individuen ist ein wie immer im Einzelnen beschaffenes kognitives System.¹³ Ihre Sprachkapazität ist somit, entsprechend der zuvor genannten Nullhypothese, durch ein Berechnungssystem charakterisierbar.¹⁴ Ob dieses Berechnungssystem – wie es einer großen und reichen linguistischen Tradition zu Folge der Fall ist, in die auch die von Gazdar/Klein/Pullum/Sag konzipierte GPSG und die an sie anschließende, von Pollard/Sag (1994) entwickelte HPSG einzuordnen sind – durch *Regeln* oder, wie man im Anschluss an Chomsky (1981) annehmen muss, durch *Prinzipien* und *Parameter* gegeben ist, ist – zumindest in dem Kontext, der hier zur Debatte steht – von untergeordneter Bedeutung.¹⁵ Auch die Frage, ob das Berechnungssystem durch Algorithmen oder durch Kalküle zu modellieren ist, ist in diesem Kontext von allenfalls marginaler Relevanz: entscheidend ist hier allein die generelle Feststellung, dass es sich bei der Sprachkapazität der Individuen um eine durch Berechnungssysteme gegebene Größe handelt. Sie kann folglich implementiert werden, und sie ist implementiert worden. Am Faktum der Existenz von Sprecher/Hörer-Maschinen, kurz: von S/H-Maschinen ist – wie bereits gesagt – nicht der mindeste sinnvolle Zweifel möglich.

Diese Feststellungen haben durchaus nicht den Vorzug, originell zu sein; im Gegenteil: in ihnen kommt vielmehr eine klar ausmachbare wissenschaftliche Orthodoxie zum Ausdruck. Nichtsdestoweniger ist diese Orthodoxie – wie andere Orthodoxien auch – nicht unumstritten. Insbesondere wird gegen sie eingewendet, dass für die Sprachkapazität der Individuen Strukturelemente wie Intentionalität, Kreativität, Sprachbewusstsein, Sprachgefühl, Abhängigkeit von der Lebenswelt und vergleichbare Größen konstitutiv seien, und dass diese Größen – die X-Größen der Sprachkapazität, um ihnen einen Namen zu geben – grundsätzlich *nicht* durch Berechnungsvorgänge erfasst werden können, wie auch immer diese Berechnungsvorgänge konzipiert sein mögen. Zusammenfassend gesagt: dem Einwand zufolge ist die menschliche Sprachkapazität gerade das nicht, was sie der orthodoxen Auffassung zufolge ist: nämlich ein berechenbares System. Sie ist kein berechenbares System, weil sie – den Kritikern der Orthodoxie zufolge – auch Subsysteme – die X-Größen – umfasst, die sich der Berechnung grundsätzlich entziehen. Die menschliche Sprachkapazität ist somit nicht vollständig, sondern allenfalls partiell berechenbar.¹⁶ Sie ist nur partiell berechenbar, weil die X-Größen, die sie involviert, berechnungsresistent sind. Folglich ist die Sprachkapazität einer S/H-Maschine grundsätzlich nur partielle Sprachkapazität; sie kann somit niemals gleich der menschlichen Sprachkapazität sein. Der Versuch diese Gleichheit herzustellen ist, diesem Einwand zu Folge, nicht nur Ausdruck einer Orthodoxie – er ist vor allem Ausdruck einer Illusion.

Dessen unerachtet bleibt das Faktum der Existenz von S/H-Maschinen. Aber es widerlegt, vielleicht entgegen dem ersten Anschein, den Einwand nicht – auch dann nicht, wenn einige dieser Maschinen durch ihr *Verhalten* den Eindruck erwecken sollten, dass es sich bei ihnen um nicht-partielle, also um auch in Ansehung der menschlichen Sprachkapazität vollständige Sprecher/Hörer-Maschinen handelt. Denn dieser Eindruck trügt. Es ist dies deshalb möglich, weil gewisse Computersysteme – wie etwa das von Weizenbaum (1965) entwickelte ELIZA-System – zu einer sprachlichen *Mimikry* in der Lage sind, die auf den ersten, flüchtigen Blick hin mit dem Verfügen über Sprachkapazität verwechselt werden kann, sich auf den zweiten, genaueren Blick hin aber als das erweist, was sie wirklich ist: nämlich Sprachkapazitäts-Mimikry.¹⁷ Diese Mimikry besteht im wesentlichen darin, dass die in Rede ste-

¹³ Dieses System ist – in einem hier nicht weiter zu erörternden Sinn – biologisch fundiert. Cf. Fodor (1983) für eine Erörterung (von Aspekten) der Fundierungsproblematik.

¹⁴ Korrelativ dazu gilt natürlich, dass – um es in einer konservativeren linguistischen Terminologie auszudrücken – Sprachstrukturen berechenbare Strukturen sind.

¹⁵ Die Frage, ob Sprachstrukturen durch ein Regelsystem oder ein Prinzipien- und Parameter-System berechnet werden, ist – wohlgenannt – in Ansehung der Berechenbarkeitshypothese relativ unerheblich – sprachtheoretisch dagegen ist sie von fundamentaler Bedeutung. Denn eine Universalgrammatik (UG), die als ein System von Prinzipien- und Parametern aufgebaut ist, ist eine Funktion *in intenso*; das heißt: bei der Extension der UG handelt es sich um eine spezielle Menge von *Strukturbäumen*, während ein Regelsystem eine *Satzmenge* determiniert, also eine extensionale Größe ist. Die mit Chomsky (1981) verbundene besondere Leistung besteht eben darin, erstmals in der Tradition der Linguistik demonstriert zu haben, dass eine UG nur dann korrekt verstanden ist, wenn sie als Funktion *in intenso* begriffen wird, und überdies demonstriert zu haben, wie diese Funktion im Prinzip konstruiert werden kann und muss.

¹⁶ Anders – in einer konservativeren Terminologie – gefasst, besagt der Einwand, dass es Sprachstrukturen – oder Sprachgebrauchsstrukturen – gibt, die grundsätzlich nicht berechnet werden können.

¹⁷ Das ELIZA-System – ein schlichter Pattern-Matcher – spielt ein (vielleicht) mögliches *Sprachverhalten* eines Psychoanalytikers nach. Dabei verfügt das System jedoch nicht über die mindeste psychoanalytische Kompetenz. Gleichwohl war das sprachliche Verhalten von ELIZA derart überzeugend, dass das System von vielen Leuten auf Grund dieses seines Verhaltens als psychoanalytische Autorität akzeptiert wurde. Daraus erhellt zweierlei. Erstens nämlich, dass die Computermodellierung der Sprachkapazität erheblich zu kurz greift, wenn sie auf die Modellierung eines (möglichen) Sprachverhaltens beschränkt bleibt. Signifikant sind solche Modellierungen nur dann, wenn sie als Modellierungen interner, diesem Verhalten zugrunde-

henden Systeme auf der Berechnungsebene das "nachspielen", was Berechnungen letztlich nicht zugänglich ist: Die S/H-Maschine leistet *auf ganz andere Art* als der menschliche Sprecher/Hörer das (oder Teile dessen), das der menschliche Sprecher/Hörer leistet. Zusammenfassend gesagt: der menschliche Sprecher/Hörer S instanziiert die Sprachkapazität vollständig, also *inklusive* der X-Größen; die Sprecher/Hörer-Maschine M dagegen ist ein Fall von Sprachkapazitäts-Mimikry – M instanziiert die Sprachkapazität *exklusive* der X-Größen. Dass damit eine grundlegende Differenz zwischen S und M ausgemacht ist, dürfte außer Zweifel stehen. Der Glaube an eine Gleichheit von menschlicher und maschineller Sprachkapazität ist diesem Einwand – dem X-Größen-Einwand – zufolge nichts anderes ein subtilisierter, gerade deshalb aber besonders bornierter Aberglaube.

Damit kommt ins Blickfeld, wie weit der X-Größen-Einwand reicht, aber auch, was die Problematik dieses Einwands ausmacht. Wer den X-Größen-Einwand ins Spiel bringt, muss offenbar die Hypothese bestreiten, dass die menschliche Sprachkapazität sich vollständig durch ein Berechnungssystem charakterisieren lässt. Wer diese Hypothese bestreitet, sollte jedoch – zumindest verlangt der gute methodologische Geschmack dies – mit einer Alternativhypothese aufwarten können – er sollte also dazu in der Lage sein, eine Antwort auf die folgende Frage geben zu können: „Wenn die Sprachkapazität nicht durch ein Berechnungssystem gegeben ist – *wodurch ist sie denn dann gegeben*“? Um es noch deutlicher zu sagen: der Vertreter des X-Größen-Einwands sollte auf eben die Frage, auf die die Berechenbarkeitshypothese eine Antwort ist, eine alternative Antwort geben können – *und diese alternative Antwort muss angebar besser sein als die Antwort*, die mit der Berechnungshypothese gegeben ist. Es ist eine schlichte Tatsachenfeststellung, dass die Vertreter des X-Größen-Einwands über diese bessere Antwort nicht verfügen. Mehr noch: es verhält sich sogar so, dass sie auf die Frage, wie die menschliche Sprachkapazität beschaffen ist, nicht einmal mit einer Antwort aufwarten können, die der Antwort, die mit der Hypothese der Berechenbarkeit gegeben ist, hinsichtlich ihrer Explizitheit, Klarheit und Systematisierbarkeit wie auch hinsichtlich ihres empirischen Gehalts auch nur annähernd vergleichbar wäre. Mit einem Wort: der positive Ertrag des X-Größen-Einwands liegt bei, vermutlich aber sogar unter Null. Das macht den Einwand sicher nicht hinfällig. Aber es ist doch wohl ein hinreichender Anlass dazu, genauer zu überprüfen, was die Substanz des X-Größen-Einwands ausmacht.

Bei dieser Überprüfung ist zunächst einmal festzustellen, dass das Insistieren auf der Nicht-Berechenbarkeit der X-Größen – es macht den Kern des Einwands aus – nicht bloß dazu führt, dass die Möglichkeit der Konstruktion einer nicht-trivialen Sprecher/Hörer-Maschine bestritten werden muss: Bestritten werden muss vielmehr schon die Möglichkeit einer formalen oder formalisierten Modellierung der Sprachkapazität. Mit dem X-Größen-Einwand wird also – indirekt zwar, aber doch deutlich genug – die Möglichkeit einer Formalisierung oder, anders gesagt, einer Mathematisierung der Linguistik bestritten. Um es auf den Punkt zu bringen: Im Fall des X-Größen-Einwands sind die These, dass eine Mathematisierung der Linguistik nicht möglich ist, und die These, dass die Konstruktion einer Sprecher/Hörer-Maschine nicht möglich ist, die beiden Kehrseiten ein und derselben Medaille.

Es dürfte angesichts dieser Sachlage nicht ganz unzweckmäßig sein, zumindest den Versuch zu riskieren, sich näheren Aufschluss darüber zu verschaffen, was überhaupt unter einer X-Größe X der Sprachkapazität zu verstehen ist, und was – genau – die Nicht-Berechenbarkeit von X ausmacht. Diesen Aufschluss zu erhalten, scheint ohne weiteres möglich zu sein. Denn der systematische Gehalt der These von der Nicht-Berechenbarkeit von X scheint durch die Feststellung gegeben zu sein, dass es eine unüberschreitbare Obergrenze der möglichen Berechenbarkeit der Sprachkapazität gibt, und dass X sozusagen jenseits dieser Grenze liegt. Aber der Versuchung, die Nicht-Berechenbarkeitsthese auf diese Art zu explizieren, sollte man nicht erliegen. Denn diese Explikation steht und fällt natürlich damit, dass die in ihr bemühte Obergrenze der möglichen Berechenbarkeit – die Obergrenze der möglichen Formalisierung oder Algorithmisierung – auch *nachgewiesen* werden kann. Ein solcher Nachweis aber ist bislang noch niemals geführt worden – und mehr noch: es ist vollkommen unklar, wie ein solcher Nachweis überhaupt sollte geführt werden können. Insofern aber ist es reine Spekulation, wenn die Existenz einer nicht überschreitbaren Obergrenze der möglichen Berechenbarkeit angenom-

liegender und es ermöglichender epistemischer Systeme ins Werk gesetzt werden. Und zweitens wird deutlich, wie sehr die Auswertung bloßer Verhaltensbeobachtungen – sei es im Alltag, sei es in der Wissenschaft – in die Irre führen kann. (Das heißt, beispielsweise, auch, dass eine linguistische Feldforschung, die theoretisch unreflektiert und insofern blind betrieben wird, nicht zu signifikanten Ergebnissen führen kann. Und dass eine psycholinguistische oder psychologische Forschung, die sich in der experimentellen Erhebung von Verhaltensdaten erschöpft, keine wesentlichen Beiträge zu wissenschaftlichen Erkenntnis liefern kann.)

men wird. Eine Präzisierung des X-Größen-Einwandes ist durch diese Spekulation natürlich nicht zu erreichen.

Der X-Größen-Einwand kann auf die genannte Art nicht präzisiert werden. Andererseits aber muss er so informell, wie er üblicherweise vorgetragen wird, keineswegs akzeptiert werden. Üblicherweise wird der Einwand – wie bereits angedeutet – in Form der Feststellung geltend gemacht, dass bestimmte für die menschliche Sprachkapazität konstitutive Größen – wie etwa Kreativität, Intentionalität, lebensweltliche Einbettung der Sprache und so weiter – nicht berechnet werden können. Es ist jedoch klar, dass man über den Einwand, wenn er so und nur so – also letztlich unbegründet – vorgetragen wird, kein weiteres Wort verlieren muss – er ist in dieser rein dogmatischen Fassung schlicht und einfach argumentativ irrelevant. Damit der Einwand Gewicht bekommen kann, muss zumindest eine Bedingung erfüllt sein: die Begrifflichkeit, in der die – faktischen oder vermeintlichen – X-Größen charakterisiert werden, muss präzisiert werden. Begriffen wie "Intentionalität", "Sprachgefühl" und anderen, vergleichbaren Begriffen muss die Vagheit, die ihnen notorisch anhaftet, genommen werden. Sofern diesen Begriffen diese ihre Vagheit nicht genommen wird, bleibt der Einwand letztendlich unverstänlich. Anders gesagt: der X-Größen-Einwand kann nur dann ins Gewicht fallen, wenn das Konzept der X-Größen nicht im Vagen belassen, sondern substantiiert wird. Den einschlägigen – und unverzichtbaren – Substantiierungsversuchen ist jedoch eine eigentümliche Dialektik inhärent. Denn diese Versuche laufen im Normalfall wie folgt ab: der Opponent – er ist es ja, der den X-Größen-Einwand geltend macht – wird, da ihn der Proponent um Begriffsklärungen ersucht, die X-Größe *X* begrifflich näher bestimmen; er wird sie in Untergrößen und Untergrößen von Untergrößen aufgliedern und dabei Behauptungen in Behauptungen zerlegen und Behauptungen aus Behauptungen ableiten – kurz: der Opponent wird, um die Nicht-Berechenbarkeit von *X* unter Beweis stellen zu können, präzisierende Strukturierungen von *X* vornehmen. Indem der Opponent jedoch präzisierende Strukturierungen vornimmt, produziert er faktisch Größen, die im Prinzip unter die Kontrolle von Berechnungssystemen gebracht werden können. Indem er zerlegt, algorithmisiert er implizit – und arbeitet somit dem Proponenten argumentativ zu: Er erschließt, indem er seine Einwände begründet, zugleich die Perspektive, in der es möglich wird, eben die Berechnungssysteme zu konstruieren, deren Konstruktionsunmöglichkeit er als Opponent deduzieren will. Dies ist die Dialektik, der der X-Größen-Einwand unterliegt: Je begründeter, systematischer und detaillierter dieser Einwand vorgetragen wird, desto sicherer ist es, dass mit der Propagierung des Einwandes das Gegenteil dessen bewirkt wird, das mit ihm erreicht werden soll. Denn spezifiziert vorgetragen eröffnet der Einwand gegen die Simulierbarkeit der menschlichen Sprachkapazität der Simulation eben dieser Sprachkapazität immer weitere neue Möglichkeiten. Knapp gesagt: wenn der Opponent sich den Präzisierungsanforderungen, die der Proponent geltend macht, entzieht, spielt er nicht mehr mit im Spiel der Wissenschaft. Wenn er aber im Wissenschaftsspiel mitspielt, und entsprechend mit Präzisierungen aufwartet, dann sät er sich – wie der Volksmund sagt – den Ast ab, auf dem er sitzt. Jeder Versuch, den Einwand einschlägig zu präzisieren, läuft insofern letztendlich darauf hinaus, den Einwand zu entkräften. Und in nicht-präzisierter Form bleibt der Einwand vage – und zwar so vage, dass der Einwand im Grunde genommen unverstänlich bleibt. Zusammenfassend gesagt: entweder wird der Einwand präzisiert und wird auf Grund dieser seiner Präzisierung hinfällig – oder er bricht auf Grund seiner Unverstänlichkeit in sich zusammen

Die Resultante, die aus all dem zu ziehen ist, ist leicht gezogen: Der X-Größen-Einwand besagt nichts gegen die Möglichkeit der vollständigen Berechnung der menschlichen Sprachkapazität.¹⁸ Er besagt

¹⁸ Diese Feststellung ist im übrigen – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – *nicht* äquivalent mit der Feststellung, dass die menschliche Sprachkapazität der wissenschaftlichen Erkenntnis im vollen Umfang zugänglich ist. Sie ist vielmehr in dem Sinne zu verstehen, dass die menschliche Sprachkapazität, *soweit sie der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich ist*, eine berechenbare Größe ist. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass der Linguistik und diversen anderen Disziplinen definitive, unüberschreitbare Erkenntnisgrenzen gesetzt sind. Aber jenseits dieser Grenzen erstreckt sich der Raum dessen, das der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist – und was der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zugänglich ist, kann – trivialerweise – auch nicht berechnet werden: Erkenntnisgrenzen sind immer auch Berechenbarkeitsgrenzen. Aber aus der Existenz von grundsätzlichen Erkenntnisgrenzen folgt nicht, dass *innerhalb* des Raumes der möglichen (linguistischen) Erkenntnis Berechenbarkeitsgrenzen existieren. Eben dies wird aber mit dem X-Größen-Einwand behauptet: dass derartige *innere* Berechenbarkeitsgrenzen existieren. Wäre es anders – reichte der Einwand also in den Raum jenseits der definitiven Erkenntnisgrenzen hinein –, bräche er ohnehin in sich zusammen, denn er liefe dann auf den hoffnungslosen Versuch hinaus, in einem Raum, der der Erkenntnis nicht zugänglich ist, etwas zu erkennen. Bei der Formulierung des Einwands würde dann mit der Erkenntnis nicht zugänglichen Erkenntnissen operiert – und durch diese Operationen würde dem Einwand offenkundig jegliche epistemische Kraft genommen.

nichts gegen die Möglichkeit einer vollständigen Formalisierung der Linguistik (und verwandter, kognitiv orientierter Disziplinen).¹⁹ Der X-Größen-Einwand ist schlicht irrelevant.

¹⁹ Ohne weitere argumentative Umstände sei hier angemerkt, dass mit dem X-Größen-Einwand häufig auf Positionen rekurriert wird, die in der Philosophie des deutschen Idealismus ausgebildet wurden und zu einem erheblichen Teil bis in die Heidegger'sche Philosophie – „Die Sprache ist das Haus des Seins“ – hineinreichen. Wer den X-Größen-Einwand aus dieser Tradition heraus geltend macht, wird natürlich das hier als selbstverständlich korrekt vorausgesetzte Präzisierungsdieserart bestreiten und konstatieren, dass die Untersuchung der kognitiven Kapazitäten des Menschen nicht mit präzisen, „naturwissenschaftlichen“ Methoden ins Werk gesetzt werden kann – er wird schon den bloßen Versuch einer solchen Untersuchung für von Grund auf verfehlt halten und in ihm möglicherweise sogar einen Anschlag auf die Würde des Menschen sehen. Er wird gegen die hier umrissene Argumentation das *Programm* einer *alternativen*, nicht den hier vorausgesetzten Präzierungsstandard verpflichteten, dafür aber menschenwürdigen Wissenschaft geltend machen. – Zu einer solchen Wissenschaftsprogrammatik ließe sich, aus guten Gründen heraus, vieles – dieses und jenes – sagen. Aber es gibt noch sehr viel bessere Gründe, zur Propagierung einer solchen Wissenschaftsprogrammatik schlicht zu schweigen. Deshalb soll diese Programmatik hier auch nicht weiter thematisiert werden.

VORAUSSETZUNGEN DES SPRACHGEBRAUCHS

Eines der Annahmen, die die linguistische Forschung implizit oder auch explizit bestimmt haben und sie in großen Teilen noch immer bestimmen, besagt, dass die Funktion – sogar die *primäre* Funktion – einer aktuellen natürlichen Sprache L die Kommunikation sei. Dieses Funktionalitätskonzept findet unter anderen seinen Ausdruck in einer innerhalb und außerhalb der Linguistik gängigen Redeweise, die besagt, dass eine aktuelle natürliche Sprache – die Sprache L – wesentlich dieses ist: ein Instrument zur Kommunikation. Und ist diese instrumentell-funktionale Sprachauffassung nicht nahezu unabweisbar? Wird sie nicht durch die unmittelbare Erfahrung und Beobachtung in jeder Hinsicht bestätigt? Ist es nicht nachweislich so, dass die Menschheit eine kommunizierende Menschheit ist, und ist es nicht ebenso nachweislich so, dass die Kommunikation der Menschen untereinander primär sprachliche Kommunikation ist? – Dogmen kann man sich entledigen. Wenn die instrumentell-funktionale Sprachauffassung ein Dogma ist, muss man sich ihrer folglich entledigen können. Aber soll man sich mit Vernunft einer Sprachauffassung entledigen können, die durch die Tradition der mit der Sprache befassten Disziplinen sanktioniert ist und die durch die unmittelbare Erfahrung in so vielfältiger Art bestätigt zu werden scheint?

Aber die instrumentell-funktionale Sprachauffassung ist nicht so unproblematisch, wie sie zu sein scheint. Denn bei ihrer zuvor knapp skizzierten Begründung wird an prominenter Stelle vom Begriff der unmittelbaren Erfahrung Gebrauch gemacht, und die Verwendung dieses Begriffs ist bekanntlich nicht ohne Risiko. Die Erfahrung des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs war – und ist – sicher eine unmittelbare Erfahrung, und die ptolemäische Physik war das epistemische, das wissenschaftliche Kodifikat dieser Erfahrung. Aber durch die Himmelsmechanik, deren Aufbau Galilei ermöglicht hat, ist die ptolemäische Physik hinfällig geworden; die Sonne dreht sich nicht um die Erde, und die Redeweise vom Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ist epistemisch naiv und physikalisch unhaltbar. Das, was sich der unmittelbaren Erfahrung erschließt, ist nicht der faktische Verlauf der Planetenbahnen.

Könnte sich die Annahme, dass die primäre L-Funktion die Kommunikation ist, nicht in ganz entsprechender Art als ebenso naiv und unhaltbar erweisen? Man betrachte hierzu eine Analogie: Jeder Mensch hat im Normalfall zwei Hände, und diese seine Hände kann er zum Verrichten bestimmter Tätigkeiten benutzen. So kann er die Hände etwa zum Schreiben benutzen. Aber kann man deshalb ernsthaft sagen, dass die grundlegende Funktion der Hände des Menschen das Schreiben sei? Sind die Hände für das Schreiben gemacht? Oder ist das Schreiben nicht eher etwas, das man mit den Händen *unter anderen* machen kann?

Und ist die Beziehung zwischen Sprache und Kommunikation nicht genau eine solche *Unter-anderen-Relation*? Man kann die Sprache dazu gebrauchen, Selbstgespräche zu führen, Gedichte zu schreiben, Tagebuch zu führen, Fußballmannschaften beim Spiel anzufeuern – ist dies alles, sind alle diese Sprachfunktionen unter einen und nur einen Begriff von Kommunikation – von sprachlicher Kommunikation – zu subsumieren? Oder verliert sich ein derart weitgefasster Kommunikationsbegriff, unter dem so viele – und vor allem: so heterogene – Funktionalitätsaspekte zusammengefasst werden, nicht doch so sehr im Vagen und Ungefähren, dass mit der Feststellung, die primäre Funktion der Sprache sei die Kommunikation, letztlich nichts Substantielles gesagt ist. Und wird mit der Redeweise von den Sprachfunktionen nicht verschleiert, dass es eben nicht die Sprache ist, die eine Funktion – eine kommunikative Funktion – hat, sondern dass diese Funktion – wenn es überhaupt irgendetwas gibt, dem diese Funktion zugeschrieben werden kann – dem *Sprachgebrauch* attestiert werden muss? Muss also, wenn von Sprachfunktionalität die Rede ist, nicht genauer von Sprachgebrauchsfunktionalität die Rede sein? Offensichtlich ist die Redeweise von den Sprachfunktionen nicht so klar, wie sie sein sollte. Was also – genau – ist gesagt, wenn von der Funktionalität natürlicher Sprachen die Rede ist?

Einer Antwort auf diese Frage kommt man wohl nur dann näher, wenn der Begriff genauer gefasst wird, der bislang nur unsystematisch, also rein expositorisch verwendet wurde: der Begriff der Sprache L – also der Begriff der aktuellen natürlichen Sprache. Und wenn im Anschluss an diese Klärung eine zweite Klärung ins Werk gesetzt wird: nämlich die Klärung des Begriffs des Sprachgebrauchs. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit eine aktuelle natürliche Sprache – die Sprache L – kommunikativ gebraucht werden kann. Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, L nicht kommunikativ zu gebrauchen? Man sieht: die Redeweise von den Sprachfunktionen wirft eine Vielzahl von Problemen

auf. Einige von ihnen – nicht alle – sollen im folgenden wenngleich nicht gelöst, aber doch einer Lösung näher gebracht werden.

Auf diese Frage gibt es eine Antwort, die auf die Begründer der strukturalistischen Linguistik – etwa auf de Saussure (1916) einerseits und auf Bloomfield (1933) andererseits – zurückgeht, und die mittlerweile zum Gemeingut der Linguistik geworden ist. Dummett (1986) beispielsweise rekurriert – in einem sehr speziellen, noch zu thematisierenden Kontext – auf eben dieses Gemeingut, wenn er seinen Sprachbegriff expliziert. Und Dummetts Explikation ist sicher nicht falsch wiedergegeben, wenn man feststellt, [...]

Die genauere Untersuchung zeigt, dass ein „commonly accepted account of linguistic competence and communication“ unhaltbar ist, und dass „there is no such thing as a language, not if a language is anything like what many philosophers and linguists have supposed. There is therefore no such thing to be learned, mastered, or born with.“ (D. Davidson, „A Nice Derangement of Epitaphs“, in: E. Lepore (Hrsg.), *Truth and Interpretation*. Oxford: Blackwell 1986, 433–446. S. 446.). Was es gibt, ist der Interpret: der Interpret von Äußerungen, und in normalen Kommunikationssituationen macht der Interpret von einer Vielzahl von Annahmen und Vermutungen über den Sprecher und die Welt Gebrauch, um Äußerungen verstehen zu können: er „adjusts his theory“ und modifiziert die „prior theory“ zu einer „passing theory“, die immer wieder der Situation angepasst wird. Und „knowing a passing theory is only knowing how to interpret a particular utterance on a particular occasion“: es gibt kein gemeinsames Wissen der Individuen; die Interpreten verfügen vielmehr über die „ability to converge on passing theories from utterance to utterance.“ Dabei gibt es keine „shared grammar or rules“, die dem Interpretationsprozess zugrunde liegen – es gibt keine „portable interpreting machine“ – und deshalb ist man genötigt, nicht nur „the ordinary notion of language“ aufzugeben, „but we have erased the boundary between knowing a language and knowing our way around the world generally“. (D. Davidson, a.a.O., S. 443, S. 445.).

Die Untersuchung des Interpreten ist die Untersuchung von Allem zugleich, und die Untersuchung von Allem zugleich – also eine Alles-zugleich-Disziplin – kann es nicht geben.

Wenn Davidsons These zutrifft, dann gilt auch Fodors „first law of the non-existence of cognitive science“ (J. Fodor, *Psychosemantics*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1987. S. 107.)

Ein vergleichbares Korollar lässt sich bezüglich der KI nicht ableiten, wenn die KI als Ingenieurswissenschaft betrieben wird, in der es darum geht, bestimmte Systeme mit einer limitierten und wohldefinierten Funktionalität zu bauen.

Unterscheidung gemeinsamer Glaube und wechselseitiger Glaube: X kennt die Überzeugungen von Y, teilt sie aber nicht – X und Y haben also keine gemeinsame Überzeugungen.

Und ein weiteres sollte klar sein: mit der wie immer auch gearteten Explikation des Begriffes „Menge der in einer Sprachgemeinschaft C verfügbaren I-Ideolekte“ ist *keine* Explikation von Begriffen wie „Gemeinschaft der Deutsch Sprechenden“, „Menge der Englisch Sprechenden“, ... , „Menge der Japanisch Sprechenden“ verbunden. Es kann dies gar nicht der Fall sein – Prädikate wie „x ist ein englischer Satz“, „x ist ein deutscher Satz“, ... , „x ist ein japanischer Satz“ – also Prädikate die sich auf E-sprachliche Tatbestände beziehen – sind *keine* Elemente einer UG im Sinne des (P&P)-Modells. Eine solche UG, die es nun einmal nicht mit E-sprachlichen, sondern ausschließlich mit I-sprachlichen Tatbeständen zu tun hat, *kann* insofern gar nicht dazu in der Lage sein, Sprachen wie Englisch, Deutsch, ... , Japanisch – also Sprachen, in denen doch üblicherweise Sprachen gesehen werden, die in geradezu paradigmatischer Art Sprachgemeinschafts-Sprachen, kurz: S-Sprachen sind – zu *identifizieren* und voneinander zu *diskriminieren*. Chomsky sieht darin keinen Schaden, denn die Verwendung von Begriffen wie „Englisch“, „Deutsch“, ... , „Japanisch“ ist samt den Voraussetzungen, Implikationen und Konnotationen einer solchen Begriffsverwendung für ihn nur die Konsequenz einer desolaten Art, die Aufgaben der linguistischen Forschung zu verfehlen. Die folgenden Feststellungen Chomskys bieten sicher keinen Anlass zu der Annahme, dass Chomsky hier eine Auffassung unterstellt würde, die in Wahrheit nicht die seine ist:

„What is the „Chinese language“? Why is „Chinese“ called a language and the Romance languages, different languages. The reasons are political, not linguistic. On purely linguistic grounds, there would be no reason to say that Cantonese and Mandarin are dialects of one language while Italian and French are different languages. Furthermore, what makes French a single language? I suppose fifty years ago neighboring villages could be found which spoke dialects of French sufficiently different so that mutual intelligibility was limited.

So what is a language? There is a standard joke that a language is a dialect with an army and a navy. These are not linguistic concepts. As for other questions of sociolinguistics, it does not seem clear to me that they have posed in a way that permits serious answers, for reasons we have already discussed.“ (Chomsky 1979: 190).

Und an der gleichen Stelle stellt er unmissverständlich heraus, wie Fragen, die man herkömmlicherweise als Fragen der Sprachwissenschaft zu betrachten hat, einzustufen hat:

„Questions of language are basically questions of *power*, [...]“ (Chomsky 1979: 191).

Fasst man generalisierend zusammen, so ist festzustellen, dass Untersuchungen von E-Sprachen – und damit im traditionellen Sinne genuin *sprachwissenschaftliche* Untersuchungen – für Chomsky Untersuchungen sind, denen nicht geringste wissenschaftliche Dignität zukommt. Entsprechend ist für die Linguistik auch nicht das, was üblicherweise Sprachwissenschaft genannt wird – als seriös ins Werk gesetzte Wissenschaft ist die Linguistik für Chomsky nur als *Grammatikwissenschaft* möglich. Und um hier keinen Zweifel aufkommen zu lassen: es kann natürlich sein, dass Chomsky mit dieser seiner Auffassung, die einer Verabschiedung faktisch der gesamten linguistischen Tradition gleichkommt, im Recht ist. Es kann aber auch sein, dass eine genauere Betrachtung der Dinge zu der Einsicht führt, dass Chomsky hier *nicht* im Recht ist. Denn es kann sich zeigen, dass es sehr wohl strukturell-kognitiv hochstufige Mechanismen der Identifizierung und der Diskriminierung von S-Sprachen gibt, deren Erörterung nicht auf die Erörterung von Machtfragen reduziert werden kann, und die überdies, weil sie das in einer Sprachgemeinschaft verfügbare *kollektive* sprachliche Wissen reflektieren, nicht auf I-ideolektale Kenntnisse reduzierbar sind, sondern von diesen Kenntnissen ebenso *unabhängig* sind wie jene von ihnen. Gelingt der Nachweis der Existenz solcher Kenntnissysteme, so wäre natürlich auch gezeigt, dass Chomskys Verabschiedung der traditionellen, an E-Sprachen orientierten Linguistik keine zwangsläufige Konsequenz der I³-Hypothese ist, sondern der Ausdruck eines durch die beiden angeführten Zitate auch nicht annähernd gerechtfertigten Dogmas, das sich von selbst erledigt, wenn die I³-Hypothese in ein umfassenderes System kognitiv-struktureller Hypothesen integriert wird. Um entscheiden zu können, ob eine solche Integrationsmöglichkeit effektiv gegeben ist, wäre allerdings der Raum jenseits der I³-Hypothese zu vermessen, und dies kann – und soll – nicht der Zweck der vorliegenden Skizze sein, in der es um einen Kommentar zum (P&P)-Modell der UG geht, und die somit innerhalb des Raumes der I³-Hypothese zu lokalisieren ist.

Denn was, genau, ist gesagt, wenn von der Funktionalität natürlicher Sprachen die Rede ist, und was, wenn die kommunikative Funktion natürlicher Sprachen als ihre grundlegende Funktion ausgezeichnet wird? Diese Frage ist deshalb kritisch, weil sie nicht für S-Sprachen, sondern für I-Sprachen beantwortet werden muss. Denn die I-Sprache L – also ein mentales Organ – ist sicher eine natürliche Sprache; auf sie – wenn überhaupt auf etwas – trifft das Natürliche-Art-Prädikat *A-Sprache* $\hat{\lambda}$ vom Typ *N* zu. In welchem Sinn kann man nun davon reden, dass die Hauptfunktion von L ihre kommunikative Funktion sei? In welchem Sinn kann man überhaupt davon reden, dass ein Organ eine Funktion – und sogar eine grundlegende, gegenüber anderen Funktionen ausgezeichnete Funktion – hat?

[...] Funktion der Sprache sei die Kommunikation, letztlich nichts Substantielles mehr gesagt ist? Und, vor allem: man erinnere sich an Davidsons Konzept der K-Situationen. Was eine K-Situation möglich macht, ist ein komplexes Gebilde E epistemischer Systeme von einer überwältigenden Mannigfaltigkeit; E umfasst Systeme des Weltwissens, Systeme der Partnermodellierung, Systeme situativen Wissens, und so weiter. Das System E – und nicht die I-Sprache L – ist es, das Kommunikation ermöglicht. Ergibt es dann noch einen Sinn, zu sagen, dass die grundlegende Funktion von L die kommunikative Funktion ist? Aber vielleicht kann man sinnvoll der Auffassung sein, dass K-Situationen nur dann möglich sind, wenn dem System E eine I-Sprache L – oder vielleicht auch eine S-Sprache L –

„zugeschaltet“ wird? Ist es dann die grundlegende Funktion der I-Sprache L , dem System E – vielleicht sogar systematisch zusammen mit der S-Sprache L – zugeschaltet werden zu können? Und wie genau ist das verschaltete System E strukturiert? Offenbar kann das System E , wenn es linguistisch verortet werden soll, nicht auf der Ebene der I-Sprache – also im Bereich der Sprachkompetenz – verortet werden, sondern E kann sinnvollerweise nur im Bereich der Sprachperformanz verortet werden. Wenn Funktionalität und Kommunikativität aber Performanzeffekte sind – welchen Sinn kann es dann noch haben, nach der Funktionalität einer I-Sprache – also einer performativisch unabhängigen Größe – auch nur zu fragen? Die Frage nach der Funktionalität von I-Sprachen beinhaltet ersichtlich einen Kategorienfehler, im technischen Sinn dieses Begriffs. Aber auch schon im Vorfeld dieses Kategorienfehlers ist die Redeweise von Sprachfunktionen problematisch: Es ist der ihr zwangsläufig inhärente teleologische Gehalt, der diese Redeweise grundsätzlich problematisch macht.

VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS

Das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer ist von Searle entwickelt worden, um zeigen zu können, dass die Idee einer explanativ adäquaten und produktiven Computerlinguistik (CL) und Künstlichen Intelligenz (KI) unhaltbar ist. Das Experiment besteht im Kern aus der Inkorporation einer kognitiven Sonde, die in kommunikativ-pragmatischer und grammatischer Hinsicht inkompetent ist, in das Chinesische Zimmer. Diese Inkorporation setzt die stillschweigend gemachte Unterscheidung zwischen implizitem, unbewusstem Wissen und explizitem, bewusstem Wissen und die zusätzliche Annahme voraus, dass kommunikativ-pragmatisches und grammatisches sprachliches Wissen – wie Wissen überhaupt – nur als explizites, bewusstes Wissen möglich ist. Diese Zusatzvoraussetzung ist, zumindest was das sprachliche Wissen betrifft, definitiv falsch, und damit büßt das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer jegliche epistemische Signifikanz ein. Dieser Signifikanzverlust ist auch dadurch nicht zu kompensieren, dass man – wie Searle – den Unterschied, der zwischen dem sprachlichen Wissen der Sprecher/Hörer und dem im Rahmen der Linguistik gewonnenen Wissen über dieses Sprecher/Hörer-Wissen – und damit über kommunikativ-pragmatische und grammatische Tatbestände – zu nivellieren versucht, da die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen unverzichtbar ist. Damit ist dem Gedankenexperiment jede Grundlage genommen, und mithin kann keine Rede davon sein, dass durch dieses Gedankenexperiment die Idee einer deskriptiv adäquaten und explanativen CL und KI widerlegt worden sei.

1 Erweiterte Invertierung des Turing-Tests

Das unter dem Namen *Chinesisches Zimmer* bekannt gewordene Gedankenexperiment, das Searle (1980) entwickelte, ist – jedenfalls auf den ersten Blick hin – nichts anderes als die Inverse des von Turing (1950) konzipierten Imitationsspiels, das unter dem Titel *Turing-Test* in die Literatur eingegangen ist. Geht es beim Turing-Test darum zu entscheiden, ob eine Maschine – ein Computersystem – eine natürliche Sprache so gut zu beherrschen vermag, dass auch ein kompetenter Systembeobachter nicht dazu in der Lage ist, die Maschine von einem menschlichen Sprecher/Hörer zu unterscheiden, so geht es im Chinesischen Zimmer darum, die Frage zu entscheiden, ob ein menschlicher Sprecher/Hörer eine sprachbeherrschende Maschine – ein Computersystem, das sozusagen als Sprecher/Hörer-Maschine konzipiert ist – so gut zu imitieren vermag, dass er in seinem Sprachverhalten nicht vom Sprachverhalten der Sprecher/Hörer-Maschine zu unterscheiden ist. Das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer impliziert die Annahme, dass diese Frage positiv beantwortet werden kann und muss. Aus diesem Umstand zieht Searle weitreichende Konsequenzen. Insbesondere konstatiert er, dass die Konstruktion einer Sprecher/Hörer-Maschine grundsätzlich keine Erklärung der Sprachkapazität, die die Maschine an den Tag legt, impliziert, und dass folglich Forschungsansätze, wie sie in der Computerlinguistik (CL) und der sprachorientierten Künstlichen Intelligenz (KI) – namentlich der Ansatz, auf den Searle unter dem Titel *strong AI* Bezug nimmt – notwendigerweise zum Scheitern verurteilt sind. Die CL/KI-Programme, die die Maschine exekutiert, sind Searle zufolge zwangsläufig explanativ leer:

“I argue that strong AI must be false, since a human agent could instantiate the program and still not have the appropriate mental states” (Searle 1981: 282).

Zu dieser Konsequenz kommt Searle auf Grund seines Gedankenexperimentes. Die Architektur des Chinesischen Zimmers ist wohlbekannt; es erübrigt sich somit, sie hier noch einmal in ihren Einzelheiten zu umreißen. Erinnert sei nur daran, dass das Chinesische Zimmer zu einem Eingabe/Ausgabe-Verhalten in der Lage ist. Es akzeptiert schriftlich auf Chinesisch vorgelegte Fragen als Eingabe, und es liefert schriftlich auf Chinesisch abgefasste Antworten als Ausgabe. Bewirkt wird das Frage/Antwort-Verhalten des Systems von einer im Raum befindlichen englischsprachigen Person. Diese Person – Tom Jones, um ihr einen Namen zu geben –, die des Chinesischen in keiner Hinsicht mächtig ist, wertet auf der Basis von Anweisungen, die in einem im Zimmer befindlichen, auf Englisch abgefassten und mithin für Tom Jones lesbaren Schriftstückes – es ist das Hauptbuch des Systems – enthalten sind, die Eingaben aus und gibt die entsprechenden Ausgaben aus. Tom Jones organisiert somit einen auf Chinesisch ablaufenden Kommunikationsprozess, aber da er des Chinesischen nicht mächtig

ist, weiß er *de facto* nicht, was er tut, indem er das sprachliche Verhalten des Chinesischen Zimmers organisiert. Insofern kann Tom Jones – jedenfalls laut Searle – als die Verkörperung eines Algorithmus begriffen werden, der das Sprachverhalten einer Sprecher/Hörer-Maschine bestimmt: dieser Algorithmus weiß – wiederum laut Searle –, da er ein rein syntaktisches System ist, nicht, was er tut, indem er das Sprachverhalten der Maschine bestimmt – er ist Tom Jones somit voll vergleichbar. Genau deshalb glaubt Searle die zuvor mitgeteilte generelle Folgerung ziehen zu können, derzufolge Sprecher/Hörer-Maschinen explanativ leer sind, weil sie sich nicht in den epistemisch-kognitiven Zuständen befinden, in denen sein System sich befinden muss, um ihm die kommunikativ-pragmatische und grammatische Beherrschung und Kenntnis einer Sprache zuschreiben zu können. Wenn die von Searle gezogene Folgerung zutrifft, ist ein wesentlicher Forschungsansatz, der für CL und KI charakteristisch ist, durch das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer definitiv wiederlegt.

Searle nimmt im Rahmen seiner Argumentation an, dass das Chinesische Zimmer den Turing-Test zu bestehen vermag. Diese Annahme mag weitreichend erscheinen – in der Tat ist sie dies jedoch nicht. Gleichwohl ist es angebracht, sie näher zu betrachten, weil so ein entscheidendes Element des Gedankenexperimentes ins Blickfeld gerückt werden kann.

Der Turing-Test ist ein reiner Verhaltenstest; insofern besagt er nicht das Mindeste über die interne Struktur der getesteten Systeme. Irgendzwei Systeme S1 und S2, die bezüglich ihrer internen Struktur radikal verschieden voneinander sind, können sehr wohl exakt das gleiche Verhalten an den Tag legen. Das aber heißt, dass S1 und S2 unter den Bedingungen des Turing-Tests nicht unterscheidbar voneinander sind. Generell gesagt: aus dem Verhalten eines Systems kann seine interne Struktur nicht erschlossen werden. Ob ein System den Turing-Test besteht – oder ob es ihn nicht besteht –, besagt mithin nichts darüber, in welchen mentalen Zuständen sich das System befindet; es besagt somit auch nichts darüber, ob dieses System sich in bestimmten kognitiv-grammatischen Zuständen befindet oder befinden kann: der Test besagt nichts über die interne Struktur der Sprachkapazität des getesteten Systems. Was für den Test selbst gilt, gilt aber auch für seine Inverse: auch sie ist ein reiner Verhaltenstest, der als solcher nichts über die interne Struktur des Systems – also des Chinesischen Zimmers – besagen kann. Insofern aber scheint Searles Gedankenexperiment auf keine Art zu den Konsequenzen führen zu können, die Searle aus ihm zieht; insofern aber wäre es argumentativ irrelevant.

Nun ist aber unbestreitbar, dass Searle genau das tut, was eine bloße Invertierung des Turing-Tests nicht zu tun erlaubt: er macht Aussagen über die interne Struktur des Chinesischen Zimmers, und dabei insbesondere über die mentalen Zustände, in denen sich das Chinesische Zimmer befinden kann – oder eben nicht befinden kann. Wenn diese Aussagen zulässig sind, kann es sich bei dem Chinesischen Zimmer nicht um eine bloße Invertierung des Turing-Tests handeln – und so ist es in der Tat: was Searle mit seinem Gedankenexperiment vorlegt, ist eine *erweiterte* Invertierung des Turing-Tests. Diese Erweiterung kommt in der Inkorporation des Systemelementes Tom Jones in das Chinesische Zimmer zum Ausdruck. Warum dies der Fall ist, ist leicht einzusehen.

Der in das Chinesische Zimmer inkorporierte Tom Jones weiß, dass er einen chinesischsprachigen Kommunikationsprozess adäquat organisiert. Tom Jones weiß ferner, dass er kein Wort Chinesisch versteht. Tom Jones weiß schließlich, dass er den Gehalt der Anweisungen, die sich in dem ihm zugänglichen Buch – dem Hauptbuch des Systems, das sozusagen den Algorithmus beinhaltet – finden kann, und die er exekutiert, nicht kennt. Tom Jones weiß, kurz gesagt, dass er, was das Chinesische betrifft, ein kognitiv-epistemisch leeres System ist. In dieser Hinsicht ist Tom Jones sich selbst vollkommen transparent. Und er ist – in dieser Hinsicht – nicht nur sich selbst transparent. Tom Jones ist auch für einen externen Beobachter des Chinesischen Zimmers epistemisch-kognitiv transparent. Jedenfalls kann er den externen Beobachter darüber informieren, dass seine mentalen – also seine kognitiv-epistemischen – Zustände, was das Chinesische betrifft, leer sind. Tom Jones fungiert – und das ist entscheidend – somit als eine *kognitive Sonde*, vermittels derer sich der externe Beobachter Informationen über die interne Struktur des Chinesischen Zimmers und die Zustände, in denen das Zimmer sich befindet, zu beschaffen vermag. Es ist wesentlich zu sehen, dass Tom Jones – und letztlich das gesamte Chinesische Zimmer – dem externen Beobachter nicht auf die Art transparent ist, in der ein System seinen Konstrukteuren auf Grund ihrer Kenntnis der Konstruktionspläne transparent ist, die ihnen sagen, in welcher Situation das System sich warum wie verhält. Der externe Beobachter kennt die Konstruktionspläne durchaus nicht. Er betrachtet vielmehr die epistemische Sonde und registriert deren Zustände – in diesem Sinne ist Tom Jones sozusagen der epistemische Informant von John Searle, der die Rolle des externen Beobachters einnimmt. Man kann darüber hinaus sogar sagen, dass Tom Jones in gewisser Hinsicht die Verkörperung der Introspektion von John Searle ist, wenn man die Ar-

chitektur des Chinesischen Zimmers dahingehend modifiziert, dass nicht Tom Jones, sondern John Searle selbst sich im Chinesischen Zimmer befindet: das "Tom Jones" genannte Systemelement ist dann nichts anderes als die Verkörperung des introspektiven Wissens, das Searle über sich und seine Zustände im Chinesischen Zimmer hat. Und dieses introspektive Wissen ist, was das Chinesische betrifft, leer. Das Systemelement Tom Jones ist – gleichviel, ob es als kognitive Sonde oder als Verkörperung eines introspektiven Wissens begriffen wird – kognitiv inkompetent für das Chinesische. Und natürlich ist es der Zugriff auf dieses Systemelement, der die Möglichkeit bietet, anders als unter den Bedingungen des reinen Turing-Tests auch Aussagen über die interne Struktur des Systems – des Chinesischen Zimmers – machen zu können. Und die Aussagen, die die Sonde ermöglicht, besagen eben, dass Tom Jones, ohne ein Wort Chinesisch zu können, einen auf Chinesisch ablaufenden Kommunikationsprozess organisiert. Sie besagen, dass die algorithmische Sprachbeherrschung eines Systems – die Sprachbeherrschung einer Sprecher/Hörer-Maschine – eine Pseudo-Sprachbeherrschung ist. Sie besagen, dass der Ansatz der starken CL und KI falsch ist. Weil die erweiterte Invertierung des Turing-Tests zu einem System – dem Chinesischen Zimmer – führt, das ein perfektes Chinesisch-Verhalten an den Tag legt, ohne für das Chinesische kompetent zu sein, [... hier fehlt offensichtlich Text; AB] sind Computermodellierungen der menschlichen Sprachbeherrschung explanativ irrelevant.

2 Substitutions-Replik auf das Chinesische Zimmer

Searles Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer ist auf großes Interesse gestoßen und hat eine Fülle an Literatur zur Folge gehabt – man vergleiche hierzu etwa Beckermann (1988), Boden (1990), Harnad (1990), Lenzen (1996), Münch (1990), und Rapaport (1988), um nur einige wenige der einschlägigen Publikationen zu nennen. Das Interesse, das am Chinesischen Zimmer genommen wurde und noch immer genommen wird, ist verständlich. Die Frage, ob die menschliche Sprachkapazität – oder allgemeiner: die menschliche Kognition – einer algorithmischen Darstellung und folglich einer Computersimulation zugänglich ist, ist eine tiefgehende und weitreichende Angelegenheit, und Searles Gedankenexperiment scheint die Möglichkeit zu bieten, diese Frage auf eine einleuchtende und einfache Art abschließend beantworten zu können. Natürlich ist die negative Antwort, die Searle auf diese Frage gibt, nicht unwidersprochen geblieben – gegen sein Gedankenexperiment sind in der Literatur diverse Einwände geltend gemacht worden. Ein naheliegender Einwand, der sich in der Literatur überraschenderweise nicht findet, ist der im folgenden als Substitutionsreplik auf das Chinesische Zimmer genannte Einwand. Für diesen Einwand ist die – triviale – Einsicht grundlegend, dass ein Computersystem keineswegs notwendigerweise introspektiv, selbsttransparent oder für einen externen Beobachter transparent sein muss, um ein sprachbeherrschendes System – etwa ein das Chinesische beherrschendes System – sein zu können. Damit ist der folgende Einwand möglich:

SUBSTITUTIONSREPLIK AUF DAS CHINESISCHE ZIMMER. Im Rahmen der Architektur des chinesischen Zimmers kann das Systemelement Tom Jones ohne weiteres eliminiert werden. Tom Jones kann durch eine einfache Zettelmanipulationsvorrichtung – und zwar eine Vorrichtung, *die kein Wissen über sich selbst verfügt* – substituiert werden, die den im Hauptbuch niedergelegten Algorithmus exekutiert. Das Chinesische Zimmer ist mithin in einer Version möglich, in der in das Zimmer keine kognitive Sonde inkorporiert ist. In dieser Version instanziiert das Chinesische Zimmer den Standardfall eines CL- & KI-Systems, der sich gerade dadurch auszeichnet, dass CL- & KI-Systeme Systeme ohne inkorporierte kognitive Sonde sind.

Die Substitutionsreplik zeigt zunächst einmal, dass das Chinesische Zimmer gerade nicht das ist, was es Searle zufolge zu sein soll: nämlich die exemplarische Darstellung eines CL- & KI-Systems – es ist vielmehr, wenn man denn überhaupt eine Instanzierung eines solchen Systems in ihm zu sehen bereit ist, eine hochgradig spezielle, um nicht zu sagen: marginale Version eines CL- & KI-Systems. Aber dieser Nachweis ist nicht der Hauptertrag der Substitutionsreplik. Entscheidend ist vielmehr, dass die interne Struktur des Chinesischen Zimmers vermöge der Substitution der kognitiven Sonde der externen Beobachtung nicht mehr zugänglich ist. Mit anderen Worten: durch die Substitution wird die Situation des Turing-Tests wieder hergestellt. Und wenn das Chinesische Zimmer laut Voraussetzung den Turing-Test besteht, wird man ihm, gestützt auf die Argumente Turings, Kompetenz für das Chinesische zuschreiben müssen. Sicher kann man auch dann noch, da der Turing-Test als reiner Verhaltens-

test nichts über die interne Struktur eines Systems besagt, an der These festhalten, dass das Chinesische Zimmer sich unerachtet dieser Kompetenzzuschreibung nicht notwendigerweise in den mentalen Zuständen befinden muss, in der ein für das Chinesische kompetenter menschlicher Sprecher/Hörer sich befindet, wenn er Chinesisch spricht, sondern sich in irgendwelchen anderen quasi-mental Zuständen befindet. Aber eines geht in Konsequenz der Substitution nicht mehr: man kann nicht mehr begründet sagen, dass das Chinesische Zimmer, was die Kenntnis des Chinesischen betrifft, epistemisch-kognitiv vollständig leer ist. Mithin kann man aus der Substitutionsversion des Chinesischen Zimmers auch nicht die Konsequenzen ziehen, die Searle aus der Tom-Jones-Version des Zimmers zieht. Denn beobachtbar ist in Konsequenz der Substitution nur noch das Frage/Antwort-Verhalten des Chinesischen Zimmers, und aus diesem Verhalten können die interne Struktur des Systems und die Zustände, in denen es sich befindet, nicht erschlossen werden. Insbesondere kann nicht geschlossen werden, dass diese Zustände epistemisch-kognitiv leer sind. Durch die Substitution wird der Vorgang der CL und KI – und zwar sehr wohl der starken CL und KI – somit der von Searle vorgetragenen Kritik vollständig entzogen.

Ähnlich gelagert ist die in der Literatur oft besprochene sogenannte Systemreplik, bei der es sich um eine radikalere – oder auch nachlässigere – Variante der Substitutionsreplik handelt. Der Systemreplik zufolge verhält es sich so, dass zwar nicht Tom Jones, wohl aber das Chinesische Zimmer insgesamt im Besitz der Kenntnis des Chinesischen ist. Im Rahmen dieser Replik wird das Systemelement Tom Jones nicht substituiert, sondern schlicht und einfach vernachlässigt. Für diese Vernachlässigung lassen sich gute Gründe geltend machen. Searle identifiziert die, was das Chinesische betrifft, zweifelsfrei epistemisch-kognitiv leeren Zustände, in denen sich Tom Jones befindet, mit den Zuständen, in denen sich das Chinesische Zimmer insgesamt befindet, und er schließt in Konsequenz dieser Identifizierung, dass das Chinesische Zimmer, was das Chinesische betrifft, insgesamt epistemisch-kognitiv leer ist. Nun ist jedoch unmittelbar klar, dass die von Searle vorgenommene Identifizierung nur dann zulässig ist, wenn es aus besonders geltend gemachten Gründen möglich ist, die Zustände, in denen sich ein Systemelement – hier: Tom Jones – befindet, nicht notwendigerweise identisch sind mit den Zuständen, in denen sich das Gesamtsystem – hier: das Chinesische Zimmer – befindet. Solche Gründe aber bringt Searle – zumindest explizit – nicht bei; folglich ist die von ihm vorgenommene Identifizierung unzulässig, und folglich ist Searles CL- und KI-Kritik ein *non sequitur*. Sie kann mit der Systemreplik zu Recht zurückgewiesen werden.

Man kommt wohl nicht um die Einsicht herum, dass sowohl die Substitutionsreplik als auch die Systemreplik in sich vollkommen schlüssig sind. Aber man kommt auch nicht um die Einsicht herum, dass beide Repliken gleichwohl unbefriedigend bleiben und kaum als definitive Widerlegungen des Searleschen Gedankenexperimentes akzeptiert werden dürften. Der Grund dafür ist schnell ausgemacht. Beide Repliken führen zu einer Situation, in der dem Chinesischen Zimmer in Konsequenz der Substitution oder Vernachlässigung von Tom Jones eine Sprachkenntnis zugeschrieben werden kann oder zugeschrieben werden muss, die das Zimmer vor der Substitution oder der Vernachlässigung definitiv nicht aufgewiesen hat. Das erscheint als befremdlich und als schwer einsehbar; es scheint dies vollkommen inakzeptabel zu sein. Warum entsteht dieser Eindruck? Die Antwort auf *diese* Frage – es ist dies die entscheidende Frage – ergibt sich nicht auf nahe liegende Art. Grob gesagt lautet sie wie folgt: Searle baut das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer auf einem nicht explizierten, stillschweigend, aber auf wirksame Art vorausgesetzten *Sprecher/Hörer-Modell* auf, das den genannten Eindruck zur Folge hat. Die Auseinandersetzung mit dem Chinesischen Zimmer muss deshalb vor allem eine Auseinandersetzung mit dem Chinesischen Zimmer sein. Die Voraussetzungen für diese Auseinandersetzung werden im folgenden Abschnitt geschaffen.

3 Sprecher/Hörer-Modelle

Tom Jones, die in das Chinesische Zimmer inkorporierte kognitive Sonde, ist – der von Searle eingegangenen Voraussetzung zufolge – ein kompetenter Sprecher/Hörer des Englischen. Er kann über die mentalen Zustände, in denen er, Tom Jones, sich im Chinesischen Zimmer befindet, auf Englisch Auskunft geben. Aber kann Tom Jones auch Auskunft – und zwar eine begründete Auskunft – über die kommunikativ-pragmatischen und grammatischen Zustände geben, in denen er sich als Sprecher/Hörer des Englischen befindet? Kann er sagen, dass er sich im syntaktischen Zustand X befindet? Kann Tom Jones sagen, dass er sich in einem Zustand der Kettenuniformität befindet? Kann er dar-

über Auskunft geben, dass er sich in einem syntaktischen Zustand befindet, in dem die Bedingung der Domänenextraktion erfüllt ist? Kann Tom Jones mitteilen, dass er sich in einem C-Kommandozustand befindet? Die Antwort auf diese Fragen – die seltsam anmuten mögen, aber für die Erörterung des Chinesischen Zimmers sehr wohl einschlägig sind, und die zudem wohlbekannte grammatische Tatbestände reflektieren – ist natürlich negativ. Und es ist evident, warum die Antwort negativ ausfallen muss. Tom Jones könnte nur dann Auskunft über die kommunikativ-pragmatischen und grammatischen Zustände, in denen er sich befindet, geben, wenn ihm die Sprachkenntnisse, die er besitzt, transparent wären. Mit anderen Worten: Tom Jones könnte diese Auskünfte nur dann geben, wenn sein sprachliches Wissen Bestandteil des *expliziten* Wissens, über das er verfügt, wäre – wenn er also nicht nur wüsste, *dass* er sprachliches Wissen besitzt, sondern auch wüsste, *welches* sprachliche Wissen er besitzt. Er könnte als kommunikativ-pragmatisches und grammatisches Informationssystem nur dann fungieren, wenn er sich als Sprecher/Hörer selbst transparent wäre. Diese Selbsttransparenz aber gibt es nicht: kein Sprecher/Hörer ist, wie mühelos demonstriert werden kann und auch schon hinreichend oft demonstriert worden ist (und durch die zuvor gestellten Fragen wohl klar genug vor Augen geführt worden ist), sich in kommunikativ-pragmatischer und grammatischer Hinsicht selbst transparent – die Sprachkenntnisse, über die ein Sprecher/Hörer verfügt, sind *keine* expliziten Kenntnisse. Die Sprachkenntnisse eines Sprecher/Hörers sind zwar definitiv sichere, aber *systematisch implizite Kenntnisse* – diese Kenntnisse sind der Introspektion nicht zugänglich; ihre Explikation macht vielmehr die wissenschaftliche Arbeit erforderlich, die in einer Vielzahl von Disziplinen – namentlich in der Linguistik und der Psycholinguistik – geleistet wird (cf. hierzu Chomsky 1980: *passim*). Dabei ist es unerheblich, ob die Möglichkeit dieser impliziten Sprachkenntnisse und ihr Zustandekommen unter nativistisch-deduktiven Prämissen oder umgebungstheoretisch-induktiv erklärt wird: Entscheidend ist hier allein, dass im Rahmen dieser beiden, zueinander alternativen Erklärungsansätze wohlbegründet die Implizitheit der Sprachkenntnis konstatiert wird. Das Fazit, das aus diesem Blick auf den Vorgang der Linguistik zu ziehen ist, ist schnell gezogen; es lautet:

FAZIT. Die kommunikativ-pragmatischen und grammatischen Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer natürlicher Sprachen sind systematisch implizite Sprachkenntnisse.

Entsprechend diesem Fazit modelliert man in der Linguistik den Sprecher/Hörer als ein System impliziter Sprachkenntnisse; das Modell der Implizitheit dieser Sprachkenntnis möge – um auf naheliegende Art abzukürzen – als das I-Modell der Sprachkenntnis bezeichnet werden. Innerhalb des I-Modells gilt das folgende Theorem, das sich trivialerweise als Korollar zum ersten Fazit ergibt:

KOROLLAR. Sprecher/Hörer natürlicher Sprachen sind Systeme, die sich in grammatischer und kommunikativ-pragmatischer Hinsicht nicht selbst transparent sind.

Mit diesem Nichtselbsttransparenz-Korollar soll im übrigen nicht bestritten werden, dass es dieses auch gibt: ein den Sprecher/Hörern transparentes und mithin für sie explizites, bewusstes sprachliches Wissen. Aber dieses Wissen ist kein Wissen im Sinne des I-Modells der Sprachkompetenz; es ist ein nicht-wissenschaftliches, elementares und sozusagen naives sprachliches Wissen, zu dem Begriffe wie etwa “Domänenextraktion” gerade nicht gehören. Für dieses naive sprachliche Wissen sind eher Feststellungen wie etwa “Die Sprache, die ich spreche, ist das Deutsche (oder das Englische oder das Chinesische)” und wohl auch “Das ist ein Hauptsatz” charakteristisch. Es kann einen guten linguistischen Sinn haben, dieses explizite sprachliche Wissen der Individuen zu untersuchen – etwa im Zusammenhang mit Sprachkontaktprozessen. Aber das ändert nichts daran, dass auch solche das I-Modell ergänzende Untersuchungen nur unter Voraussetzung eben dieses I-Modells sinnvoll möglich sind. Sie sind nur dann sinnvoll möglich, wenn auch die impliziten Sprachkenntnisse der Individuen ins Blickfeld genommen werden – sie sind der entscheidende Teil dessen, was die Sprachkenntnis der Sprecher/Hörer ausmacht. Durch sie ist deren Sprachkompetenz gegeben.

Diese Feststellungen mögen auf den ersten Blick hin als Binsenwahrheiten erscheinen, die zum gesicherten Gemeingut der Linguistik gehören. Aber so einfach liegen die Dinge nicht; dieser erste Blick trägt. Denn es gibt sehr wohl ein Modell der menschlichen Sprachkenntnis, das ein Alternativmodell zum I-Modell dieser Kenntnis ist, und dieses Alternativmodell wird gelegentlich und eher peripher auch in der Linguistik, zentral aber in diversen der Linguistik benachbarten Disziplinen, geltend gemacht. Dieses Modell beruht auf einer Position, die beispielsweise Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* wie folgt beschreibt:

“Alle Vorstellungen haben eine notwendige Beziehung auf ein *mögliches* empirisches Bewusstsein: denn hätten sie dieses nicht, und wäre es gänzlich unmöglich, sich ihrer bewusst zu werden, so würde das soviel sagen, sie existierten gar nicht.”

Ein dieser Auffassung verpflichtetes Sprecher/Hörer-Modell kann nur inkonsistent mit dem I-Modell der Sprachkenntnis sein. Mentale Objekte – wie etwa Regeln – sind diesem Alternativmodell zufolge überhaupt nur als dem Bewusstsein zugängliche Objekte möglich. Entsprechend kann es nur dann empirischen Gehalt haben, einem Sprecher/Hörer implizite, also unbewusste mentale Kenntniszustände zuzuschreiben, wenn es zumindest im Prinzip möglich ist, dass diese Zustände Bestandteil der Bewusstseinszustände des Sprecher/Hörers sind. Etwas, das als Regel – etwa als grammatische Regel oder als Sprechaktregel – fungieren können soll, ist nur als etwas möglich, das dem Bewusstsein eines menschlichen Sprecher/Hörers im Grundsatz zugänglich und somit Teil seines expliziten Wissens ist. Das aber heißt, dass sprachliches Wissen – wie Wissen überhaupt – letztlich nur als explizites Wissen möglich ist. Davis (1976) etwa vertritt, wie viele andere auch, dezidiert dieselbe Auffassung. Sprecher/Hörer einer Sprache L zu sein, heißt dieser Auffassung zufolge, über die explizite Kenntnis der Sprache L zu verfügen – anders ist das Sprecher/Hörer-der-Sprache-L-Sein nicht möglich. Und sofern mit Begriffen wie “C-Kommando”, “Domänenextraktion” und “Kettenuniformität” nicht dem Bewusstsein im Prinzip zugängliche Tatbestände beschrieben werden, so sind diese Begriffe haltlos und explanativ leer. Ein dem Bewusstsein zugängliches Wissen aber ist ein explizites, also auch reflektierbares und mithin – um es in der zuvor eingeführten Terminologie auszudrücken – ein sondiertes oder sondierbares Wissen. Das Gegenmodell zum I-Modell der Sprachkenntnis ist also ein Modell, mit dem die Explizitheit des sprachlichen Wissens behauptet wird. Dieses Modell, das – um wiederum auf naheliegende Art abzukürzen – als E-Modell der Sprachkenntnis bezeichnet werden soll, kommt in dem nachfolgend mitgeteilten Gegenfazit zum zuvor entwickelten Fazit zum Ausdruck. Das E-Modell beinhaltet trivialerweise das ebenfalls nachfolgend mitgeteilte Gegenkorollar zum zuvor angeführten Korollar:

GEGENFAZIT. Die kommunikativ-pragmatischen und grammatischen Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer natürlicher Sprachen sind systematisch explizite Sprachkenntnisse.

GEGENKOROLLAR. Sprecher/Hörer natürlicher Sprachen sind Systeme, die sich in grammatischer und kommunikativ-pragmatischer Hinsicht selbst transparent sind.

Die Frage, die nunmehr zur Debatte zu stellen ist, lautet: liegt dem Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer das I-Modell oder das E-Modell der Sprachkenntnis zugrunde?

4 Diesseits und jenseits des Chinesischen Zimmers

Gegenstand einer Debatte, die zwischen Chomsky und Searle geführt wurde – man vergleiche hierzu Chomsky (1980) einerseits und Searle (1976) andererseits – ist die Natur der Sprachkenntnis. Chomsky votiert hier mit Entschiedenheit für das I-Modell der Sprachkenntnis; Searle dagegen votiert dezidiert für das zu diesem Modell komplementäre E-Modell der Sprachkenntnis. Und es ist dieses Modell, dass er – stillschweigend, ohne dies eigens herauszustellen – seinem Gedankenexperiment zugrundelegt. Diese Voraussetzung, die sozusagen diesseits des Chinesischen Zimmers ins Blickfeld gerät, wird gelegentlich deutlich, etwa dann, wenn er im Zuge seiner Antwort auf seine Kommentatoren schreibt:

“To do that [the system] would have to have, for example, some *awareness* of the causal relation between the symbol and the referent” (Searle 1980: 454).

Kurz gesagt: die Kenntnis der Referenzrelation ist nur als Element des expliziten Wissens des Systems möglich. Und was für die Kenntnis der Referenzrelation gilt, gilt für die Kenntnis von kommunikativ-pragmatischen und grammatischen Tatbeständen überhaupt – Searle setzt bei seinem Gedankenexper-

riment eben stillschweigend, aber auf folgenreiche Art, das E-Modell der Sprachkenntnis voraus. Und damit ergibt sich alles andere von selbst.

Denn dieses dürfte unstrittig sein: Tom Jones, die in das Chinesische Zimmer integrierte kognitive Sonde, ist das *einzig*e Element des Inventars des Chinesischen Zimmers, dem man auf eine vollkommen unproblematische Art Bewusstsein zuschreiben kann. Deshalb kann die Substitutionsreplik nur am Kern der Sache vorbeigehen. Denn wenn eben dieses Element – das Systemelement Tom Jones – durch eine Zettelmanipulationsmaschinerie, die laut Voraussetzung nichts über sich selbst weiß, also kein Bewusstsein hat, substituiert wird, wird das einzige Element des Inventars, dem man – eben weil es bewussteinfähig ist – Wissen zuschreiben kann, eliminiert. Die Substitution schlägt also fehl, weil durch sie das Chinesische Zimmer zu einem epistemisch-kognitiv leeren System wird. Auch die These, dass ein CL- & KI-System nicht notwendigerweise eine kognitive Sonde inkorporieren muss, greift nicht. CL- & KI-Systeme sind wissensbasierte Systeme; Wissen aber ist nur als dem Bewusstsein zugängliches, explizites und mithin sondiertes oder sondierbares Wissen möglich. Ein CL- & KI-System *ohne* kognitive Sonde – also, um es anders auszudrücken, ohne Bewusstsein – kann also kein wissensbasiertes System sein: die Inkorporation der Sonde in das Chinesische Zimmer zu kritisieren, heißt also, den im Rahmen der CL und KI geltend gemachten Anspruch, epistemisch-kognitive – also mentale – Zustände erklären zu können, vollständig preiszugeben. Und was unter den Searleschen Prämissen gegen die Substitutionsreplik spricht, spricht zugleich auch gegen die Systemreplik. Wenn es zutrifft, das Tom Jones das einzige Element des Inventars des Chinesischen Zimmers ist, dem man Bewusstsein attestieren kann, dann sind – da Wissen dem E-Modell zufolge nur als bewusstes Wissen möglich ist – die Tom-Jones-Zustände auch die einzigen Wissenszustände, in denen sich das Chinesische Zimmer befinden kann. Die Identifikation dieser Zustände mit den Zuständen des Chinesischen Zimmers ist also nicht nur zulässig – sie ist sogar erforderlich. Und wenn die Tom-Jones-Zustände die Kenntnis des Chinesischen nicht mit beinhalten – und diese Kenntnis beinhalten sie ganz und gar nicht –, dann kann es eben nicht der Fall sein, dass das Chinesische Zimmer das Chinesische versteht. Insofern liegen die Dinge ganz einfach unter den Searleschen Prämissen. Wenn das E-Modell der Sprachkenntnis vorausgesetzt wird, ist das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer in der Tat vollkommen unangreifbar.

Aber – und dies ist es, was sozusagen jenseits des Chinesischen Zimmers deutlich geworden ist – niemand ist zu dieser Voraussetzung gezwungen. Man kann das Gedankenexperiment auch unter Voraussetzung des I-Modells der Sprachkenntnis betrachten. Und wenn das I-Modell vorausgesetzt wird, ergibt sich eine vollkommen andere Lage der Dinge. Denn dann beinhalten sowohl die Substitutionsreplik als auch die Systemreplik klare Widerlegungen des Searleschen Gedankenexperimentes. Wenn dem Chinesischen Zimmer implizite Chinesisch-Kenntnisse zugeschrieben werden, kann das Systemelement Tom Jones eliminiert und das Chinesische Zimmer so gegen die externe Beobachtung seiner internen Struktur abgesperrt werden. Dem Chinesischen Zimmer kann die im Hauptbuch niedergelegte algorithmische Kenntnis des Chinesischen zugeschrieben werden; diese Kenntnis wird durch die Zettelmanipulationsmaschinerie in Aktion versetzt – und damit haben sich die Searleschen Argumente erledigt. Im Rahmen der Systemreplik kann ganz entsprechend argumentiert werden – nur dass es dann nicht die Zettelmanipulationsmaschinerie, sondern Tom Jones ist, der das Wissen des Zimmers in Aktion versetzt. Und sofern Tom Jones als kognitive Sonde verwendet wird, sind seine Hinweise darauf, dass er des Chinesischen nicht mächtig ist, für das Verständnis des Chinesischen Zimmers absolut uninteressant – dafür wären allenfalls seine Hinweise darauf von Interesse, in welchen Zettelmanipulationszuständen sich das Systemelement Tom Jones befindet. Dass die beiden Repliken zunächst einmal, auf den ersten Blick hin, unbefriedigend wirken, hat einen ganz einfachen Grund: weil die Searlesche Voraussetzung in seiner Argumentation wirksam wird, ist man geneigt, innerhalb der beiden Repliken nach einem Nachweis der Existenz expliziten, bewussten Wissens zu suchen, und ist unbefriedigt, weil ein solcher Nachweis nicht auffindbar ist. Aber unter Voraussetzung des I-Modells ist diese Suche nach einem bewussten Wissen das Chinesischen ganz sinnlos. Die beiden Repliken machen deutlich, dass das Chinesische Zimmer ein implizites, intrinsisches Wissen instanziiert. Dass dies im Rahmen des E-Modells als nicht ausreichend angesehen wird, ist ganz und gar unerheblich. Ob das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer gehaltvoll und konsistent ist, und ob die CL- & KI-kritischen Konsequenzen, die Searle aus ihm zieht, gerechtfertigt sind, scheint sich somit im Zuge der Beantwortung der Frage zu entscheiden, ob das I-Modell oder das E-Modell der Sprachkenntnis vorauszusetzen ist. Und angesichts der enormen explanativen und deskriptiven Erfolge, die in der Linguistik im Rahmen des I-Modells erzielt wurden, beantwortet sich diese Frage gewissermaßen

von selbst: natürlich ist es das I-Modell der Sprachkenntnis, dem gegenüber dem E-Modell dieser Kenntnis der Vorzug gegeben werden muss. Und es ist dieser Befund, der die abschließende Widerlegung des Gedankenexperimentes zu beinhalten scheint. Aber die Dinge liegen – einmal mehr – nicht so einfach. Mit der Auszeichnung des I-Modells ist die Auseinandersetzung mit dem Chinesischen Zimmer noch nicht an ihr Ende gekommen.

5 Diskrepanzstrukturen des Wissens

Ist mit dem I-Modell der Sprachkenntnis eine Widerlegung der zuvor mitgeteilten Auffassung Kants verbunden, dass es ein dem Bewusstsein nicht zugängliches Wissen nicht geben kann? Sofern das Wissen von Sprecher/Hörern zur Debatte steht, sicherlich – denn dieses Wissen ist ein den Sprecher/Hörern nicht transparentes Wissen. Dieses sprecher/hörer-intrinsische, aber für sie nicht transparente Wissen wird innerhalb des I-Modells zu erklären und zu beschreiben versucht. Ist dieser Versuch zum Scheitern verurteilt, weil das I-Modell kein gewusstes Wissen reflektiert? Sicherlich nicht – denn das I-Modell ist sehr wohl Teil “eines möglichen empirischen Bewusstseins”. Das im I-Modell kodifizierte wissenschaftliche Wissen ist Teil des Bewusstseins der Linguisten; es ist mithin sehr wohl einem “möglichen empirischen Bewusstsein” zugänglich und hat “eine notwendige Beziehung” auf dieses Bewusstsein. Insofern ist das in der Linguistik entwickelte I-Modell durchaus konsistent mit der von Kant getroffenen Feststellung.

Natürlich ist das im I-Modell kodifizierte linguistische Wissen ein Wissen anderer Art als das – wie zuvor schon angemerkt – durchaus vorhandene elementare explizite sprachliche Wissen der Sprecher/Hörer; insbesondere ist es, weil es ein wissenschaftliches Wissen ist, ein Wissen, das sehr viel tiefer geht und sehr viel weiter reicht als diese elementare explizite Sprachkenntnis. Eine Analogie mag verdeutlichen, worum es geht: es gibt die bekannten Naturphänomene, die im Rahmen der alltäglichen Naturerfahrung – sozusagen im Rahmen einer naiven Physik – als Sonnenaufgang und als Sonnenuntergang begriffen werden. Im Rahmen der Physik, einer unzweifelhaft wissenschaftlichen Unternehmung, werden dieselben Phänomene im Rahmen einer komplexen Himmelsmechanik beschrieben und erklärt, die weit außerhalb der Reichweite der naiven Alltagsphysik liegt –, die Physik liefert im Hinblick auf die genannten Phänomene sogar eine Widerlegung der naiven Alltagsphysik. Es besteht somit eine epistemische Diskrepanz zwischen der Physik, verstanden als wissenschaftliche Unternehmung, und der naiven Alltagsphysik. So, wie sich Physik und naive Physik zueinander verhalten, verhalten sich auch das im I-Modell der Sprachkenntnis kodifizierte linguistische Wissen und das elementare explizite sprachliche Wissen der Sprecher/Hörer zueinander; auch dieses Verhältnis ist von einer epistemischen Diskrepanz bestimmt: die Linguistik, verstanden als eine wissenschaftliche Unternehmung, reicht epistemisch weiter und geht epistemisch tiefer als die naive Linguistik, die die Sprecher/Hörer selbst gelegentlich betreiben. Da, wo der Sprecher/Hörer etwa von grammatischer Kompliziertheit spricht, spricht der Linguist von C-Kommandostrukturen, Domänenextraktionen, leeren Kategorien und Quantorenkopie, von *look-ahead*-Räumen, *left-corner*-Parsern und Derivationslängen – und kann so erklären, wie es dazu kommen kann, dass eine bestimmte grammatische Strukturierung in der alltäglichen grammatischen Erfahrung als komplizierte grammatische Strukturierung erfahren wird. Das linguistische Wissen ist explanativ und deskriptiv einfach unvergleichlich reicher und kohärenter als das naiv-linguistische Wissen der Sprecher/Hörer. Die epistemische Diskrepanz zwischen der “Linguistik” genannten wissenschaftlichen Unternehmung und der naiven Sprecher/Hörer-Linguistik des Alltags ist eine weitgehende und vor allem eine systematische Diskrepanz. Dies alles sind wohl bekannte Tatbestände; sie zu konstatieren, ist vollkommen unproblematisch. Insbesondere die Diskrepanzthese muss als unproblematisch angesehen werden. Warum denn sonst sollte man eine wissenschaftliche Unternehmung wie die Physik und eine wissenschaftliche Unternehmung wie die Linguistik betreiben, wenn schon die schlichte Protokollierung von Alltagserfahrungen beliebiger Individuen ausreichen würde, all das Wissen zu akkumulieren, das akkumuliert werden soll? Es reicht eben nicht aus. Deshalb betreibt man Physik und Linguistik. Man betreibt Wissenschaft wegen der genannten epistemischen Diskrepanz.

Wer es so sieht – und so sehen es viele –, hat nicht mit John Searle gerechnet. Um zu rekapitulieren: das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer baut auf dem E-Modell der Sprachkenntnis auf; dieses Modell konfliktiert mit dem I-Modell der Sprachkenntnis. Da das Gedankenexperiment das E-Modell voraussetzt, ist es in eben dem Grade gerechtfertigt, in dem das E-Modell gerechtfertigt ist.

Um das E-Modell zu rechtfertigen, legt Searle (1976) eine Kritik des I-Modells vor. Worin besteht diese Kritik? Sie besteht in dem Versuch, zumindest in Ansehung der Linguistik die Diskrepanz zwischen der Linguistik, diese verstanden als eine wissenschaftliche Unternehmung, und der naiven Alltagslinguistik der Sprecher/Hörer aus der Welt zu schaffen, und die im Rahmen letzterer erzielbaren Einsichten zum Maß aller linguistischen Dinge zu machen. Welchen Zweck Searle mit diesem Versuch verfolgt, liegt auf der Hand: es geht ihm um die Rechtfertigung des E-Modells; für dieses Modell ist die Annahme charakteristisch, dass das sprachliche Wissen der Individuen, nur als explizites und ihnen somit selbst transparentes Wissen möglich ist – und die Aussonderung des linguistischen Wissens, das nicht auf Einsichten der naiven Alltagsphysik der Sprecher/Hörer reduzierbar ist, erlaubt es Searle dann zu sagen, dass die menschliche Sprachkenntnis das ist, was sie nachweislich doch nicht ist: ein im Bewusstsein des Menschen verankertes, ihm selbst transparentes Kenntnissystem. Searle propagiert also, in diesem Sinne, ein Aussonderungsmodell der Sprachkenntnis – nur wenn dies gerechtfertigt ist, kann das E-Modell gerechtfertigt werden, und nur dann, wenn das E-Modell gerechtfertigt werden kann, kann auch das Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer gerechtfertigt werden: Searles Kritik der CL und KI ist somit letztlich in genau dem Grade begründet, in dem das Aussonderungsmodell der Sprachkenntnis gerechtfertigt werden kann.

Searle (1976) trägt seine Kritik am I-Modell teilweise im Rahmen einer Kritik an der Grammatiktheorie Chomskys vor. Er moniert die vermeintliche Abstraktheit und Komplexität der von Chomsky formulierten Regeln und Prinzipien, auf Grund derer sie dem Bewusstsein eines normalen Sprecher/Hörers nicht zugänglich sind – entsprechend könnte man die Abstraktheit der Newtonschen Mechanik monieren, auf Grund derer sie dem alltäglichen Naturbewusstsein nicht zugänglich ist – und behauptet, dass nur das eine Regel – eine Sprechaktregel oder eine Grammatikregel – ist, was ein “eingeborener Sprecher” als Regel in seinem Bewusstsein verankern kann. Er behauptet also genau das, was er doch allererst zu beweisen hätte: dass nämlich Begriffe wie etwa “C-Kommandozustand” empirisch leer sind, da sie im Bewusstsein der Sprecher/Hörer nicht verankert sind, und grammatische Begriffe im Bewusstsein der Sprecher/Hörer verankert sein müssen – eine klare *petitio principii*. Überhaupt entwickelt Searle in seiner Auseinandersetzung mit der Chomskyschen Theorie eine gewisse Vorliebe für die Figur der *petitio principii*. In seiner Replik auf die Kritik Searles stellt Chomsky dies mit großer Deutlichkeit heraus: die Ausführungen in Chomsky (1980), speziell im dritten Kapitel, stellen schlicht und einfach eine Widerlegung der Kritik Searles dar. Sie implizieren mithin auch eine Widerlegung des definitiv kontraintuitiven, teilweise an der Grenze zum Absurden befindlichen Aussonderungsmodells der Sprachkenntnis. Der Versuch, die Linguistik, verstanden als eine wissenschaftliche Disziplin, an die naive Linguistik der Sprecher/Hörer anzupassen beziehungsweise erstere auf letztere zu reduzieren, ist schlicht und einfach unsinnig. Er ist durch den gesamten Wissenschaftsprozess widerlegt. Und mit dieser Widerlegung ist dann auch die sozusagen letztinstanzliche Widerlegung des Gedankenexperimentes mit dem Chinesischen Zimmer erreicht: Searles Kritik des Vorgangs der starken CL und KI bricht in sich zusammen, da sie auf Voraussetzungen beruht, die vollkommen unhaltbar sind.

Es dürfte nicht unangebracht sein, der hier vorgetragenen Widerlegung der Searleschen Kritik der starken CL und KI noch einige sozusagen verstreute Bemerkungen hinzuzufügen, die zwar für diese Widerlegung nicht unmittelbar relevant sind, aber doch einige weitere – vielleicht marginale, aber doch aufschlussreiche – Schwachstellen ins Blickfeld rücken, die die Argumentation Searles sozusagen zudem noch aufweist.

[1] KLEINER KONSTRUKTIONSFehler MIT GRÖßEREN FOLGEN. Searle zufolge ist es das kognitiv leere, sondierende Systemelement Tom Jones, das im Chinesischen Zimmers dem Algorithmus entspricht, der das Verhalten einer Sprecher/Hörer-Maschine bestimmt. Aber diese Entsprechungsannahme ist ersichtlich inkorrekt. Der Algorithmus, der im Chinesischen Zimmer wirksam wird, ist im Hauptbuch des Systems niedergelegt. Tom Jones ist sozusagen die exekutierende Instanz dieses Algorithmus. Indem er das im Hauptbuch niedergelegte *passive* Wissen exekutiert, macht er aus diesem passiven Wissen ein *aktives* Wissen. Aber diese für Searles Gedankenexperiment zentrale Konstruktion ist nicht konform mit dem Algorithmusbegriff. Ein Algorithmus ist – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – ein bis in alle Einzelheiten festgelegtes Verfahren zur Erzeugung von Zeichenketten und damit von Problemlösungen – die Unterscheidung von aktivem und passivem Wissen ist also nicht Bestandteil des Algorithmusbegriffs. In Searles Konstruktion erscheint ein Algorithmus als so etwas wie eine Kaffeemühle, deren Kurbel irgendjemand betätigen muss, damit Kaffee erzeugt wird. Aber Algo-

rithmen sind keine einer Kaffeemühle entsprechende Entitäten. Als die algorithmische Komponente des Chinesischen Zimmers müsste korrekterweise sozusagen das sich selbst exekutierende Hauptbuch identifiziert werden. Damit wird das Systemelement Tom Jones hinfällig. Man kann nun zusätzlich annehmen, dass das sich selbst exekutierende Hauptbuch nichts über sich selbst weiß, also sich selbst nicht sondieren kann, und sich mithin in Zuständen befindet, die den Tom-Jones-Zuständen in Searles Version des Chinesischen Zimmers entsprechen. Aber diese Zusatzannahme besagt nichts, denn es ist dem Verhalten des Systems nicht zu entnehmen, dass sie gilt. Mit anderen Worten: Wenn das Systemelement Tom Jones – die kognitive Sonde – hinfällig geworden ist, ist die Situation des Turing-Tests wieder hergestellt. Der Beobachtung von außen ist nur das über die interne Struktur des Chinesischen Zimmers nichts besagende sprachliche Verhalten des Chinesischen Zimmers zugänglich. Das aber heißt wiederum, dass die von Searle gezogenen CL- & KI-kritischen Folgerungen nicht gezogen werden können. Zusammenfassend gesagt: die Anpassung der Searleschen Version des Chinesischen Zimmers an die herkömmliche Explikation des Algorithmusbegriffs macht Searles Gedankenexperiment hinfällig. Um seine Signifikanz behaupten zu können, muss man an der Auffassung festhalten, dass Algorithmen Kaffeemühlen vergleichbare Entitäten sind. Ein weiterer Kommentar erübrigt sich.

[2] SYSTEMFUNKTIONALITÄT ODER DAS SYNTAX/SEMANTIK-ARGUMENT. Die Systeme der CL und KI sind wissensbasierte Systeme; sie verfügen über sprachliches Wissen und über Wissen über die Welt – über Weltwissen, um es in der KI-Terminologie auszudrücken. Die Algorithmen des Systems transformieren systemintern auf eine für das Systemverhalten entscheidende Art Wissenszustände in Wissenszustände. Diese Transformationsleistung ist konstitutiv für die Funktionalität eines Systems der CL und KI. Und ein System, das über eine solche Funktionalität verfügt, wird man schwerlich als ein rein syntaktisches, jenseits jeder Semantik operierendes System abtun können. Mit anderen Worten: selbst dann, wenn Searles Argument, dass algorithmische Prozesse rein syntaktische Symbolmanipulationsprozesse sind, zutrifft, folgt nicht, dass CL- & KI-Systeme rein syntaktische Symbolmanipulationsprozesse sind. Die – nachweisliche – Funktionalität dieser Systeme schließt eine solche Folgerung aus.

[3] PROJEKT BEWUSSTSEINSFORSCHUNG. Der Begriff, ohne den die für das E-Modell zentrale Annahme der Selbsttransparenz der grammatischen und pragmatischen Systeme nicht formuliert werden kann, ist – wie auch und gerade im Rahmen der Psychologie immer wieder betont wird – ein durchaus unklarer und vager Begriff: nämlich der Begriff des Bewusstseins. Im Hinblick auf die Explikation dieses Begriffes ist somit allererst noch zu leisten, was im Hinblick auf andere Begriffe – etwa den Begriff der Grammatik – längst geleistet worden ist. Vom Bewusstsein zu reden, heißt nicht – oder doch nur kaum –, sich auf gesicherte Forschungsergebnisse beziehen zu können. – Es heißt primär, sich auf Forschungsprojekte – im günstigsten Fall auf erfolgsversprechende Forschungsprojekte – beziehen zu müssen. Einen Begriff, der sich noch in der Vorphase seiner Explikation befindet, sollte man einer Kritik an Disziplinen, die bereits bewiesen haben, was sie zu leisten in der Lage sind, besser nicht zugrundelegen. Jedenfalls wird man nicht bereit sein, Forschungsfortschritte, die anderenorts – etwa im Rahmen der CL und der KI, aber auch im Rahmen der Linguistik insgesamt wie auch in der Psychologie – erzielt worden sind, wegen dieses Begriffes preiszugeben, weil er in einem philosophischen Gedankenexperiment eine zentrale Rolle spielt. Und wenn das Projekt Bewusstseinsforschung weiter vorangebracht wird – und daran, dass dies möglich ist, ist ein ernsthafter Zweifel nicht möglich –, ist es durchaus nicht sicher, ob es für eine Argumentation wie die, die Searle vorgelegt hat, noch etwas herzugeben vermag.

[4] INKORPORATION EINER KOMPETENTEN KOGNITIVEN SONDE. Denn man gebe sich in dieser Hinsicht tunlichst keinen Illusionen hin: Wenn der Begriff des Bewusstseins explizierbar ist, dann ist das Bewusstsein – wie immer genau es beschaffen sein mag – auch einer algorithmischen Darstellung zugänglich. Jeder Schritt, der zur Explikation dieses Begriffes führt, ist – indirekt, aber unvermeidlich – ein Schritt zur einer solchen Darstellung. Man nehme nun an, eine solche Darstellung sei möglich – man nehme also an, der Bewusstseinsbegriff sei hinreichend expliziert –, und betrachte im Lichte dieser Annahme nochmals die zuvor mitgeteilte Substitutionsreplik. Es spricht dann nichts dagegen, davon auszugehen, dass die Zettelmanipulationsmaschinerie – im Gegensatz zur zuvor angeführten Fassung der Substitutionsreplik – weiß, was sie tut, und dass dieses Wissen ferner den Bedingungen genügt, denen ein Wissen genügen muss, um als bewusstes Wissen qualifiziert werden zu können. Diese

Maschinerie – die Maschinerie M*, um ihr einen Namen zu geben – wäre dann ersichtlich eine für das Chinesische kommunikativ-pragmatisch und grammatisch kompetente kognitive Sonde. M* könnte also darüber Auskunft geben, dass M* sich im Zustand der Domänenextraktion befindet, und so weiter – M* könnte darüber informieren, in welchen kognitiv-mentalenen Zuständen sich das Chinesische Zimmer bei der algorithmischen Exekution seiner Chinesischkompetenz befindet. Man nehme weiterhin an, dass das Systemelement Tom Jones weiterhin zum Inventar des Chinesischen Zimmers gehört. Es liegt in der Logik des Gedankenexperimentes, davon auszugehen, dass Tom Jones zwar die Existenz von M* konstatieren kann, aber M* ihm genauso intransparent ist, wie das Hauptbuch für Tom Jones intransparent ist. Damit ist die Situation einer Sondenkonkurrenz gegeben: Die Sonde Tom Jones wird weiterhin mitteilen, dass die epistemisch-mentalenen Zustände, in denen sie sich befindet, hinsichtlich des Chinesischen leer sind – und die Sonde M* wird die interne Struktur derjenigen Zustände exakt charakterisieren, bezüglich derer Tom Jones kognitiv-epistemisch leer ist. – Welche Lehre ist nun aus dieser Sondenkonkurrenz zu ziehen? Sie macht erstens klar, dass Searles Gedankenexperiment nicht nur die Inkorporation einer kognitiven Sonde in das Chinesische Zimmer voraussetzt, sondern auch die totale Inkompetenz dieser Sonde erfordert. Sie macht zweitens klar, dass diese Voraussetzung in Ansehung dessen, was im Rahmen der CL und KI schon erreicht worden ist und noch erreicht werden kann, geradezu abwegig ist. Sie macht drittens klar, dass Searle – relativ zu seiner Introspektion der Tom-Jones-Zustände – seine CL- & KI-kritischen Folgerungen auch dann ziehen kann, wenn das System – das Chinesische Zimmer – kontrafaktisch zu diesen Folgerungen zugleich exakt Auskunft über seine das Chinesische betreffenden epistemisch-kognitiven Kompetenzzustände gibt. Die Inkompetenzvoraussetzung für die kognitive Sonde, die einzugehen Searle gezwungen ist, ist nicht nur unnötig; sie leistet auch nicht das, was sie leisten soll: denn sie kann die Inkompetenz des Chinesischen Zimmers insgesamt nicht garantieren.

[5] IMPLEMENTIERUNGSNUTZEN ODER RELEVANZASPEKTE DER CL UND KI. Searle erörtert die theoretische Möglichkeit einer – starken – CL und KI. Sein Versuch nachzuweisen, dass diese Möglichkeit nicht gegeben ist, ist gescheitert: eine starke CL und eine starke KI ist möglich. Aber vielleicht ist es unerheblich, dass diese Möglichkeit gegeben ist. Vielleicht ist der praktische Nutzen, der aus dem Vorgang der CL und KI gezogen werden kann – entgegen den weitreichenden Nutzensversprechungen, die im CL- & KI-Lager geradezu tonnenweise gemacht wurden und noch gemacht werden, und sicher auch entgegen gängigen, durch diese Versprechungen bewirkten und namentlich in der Wissenschaftsadministration nicht unüblichen Vorurteilen –, so gering, dass es sich letztlich einfach nicht lohnt, diese Möglichkeit, obwohl sie theoretisch sehr wohl gegeben ist, praktisch zu realisieren. Die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz könnte – um noch einmal mit Kant zu sprechen – durchaus den “Probierstein” für den Vorgang der CL und KI abgeben. Diese Frage ist noch nicht entschieden, und es ist durch nichts garantiert, dass eine positive Antwort auf sie gegeben werden kann oder gar gegeben werden muss.

INDIVIDUELLE SPRACHKENNTNISSE UND KOLLEKTIVE SPRACHKENNTNISSE

Sprachkollektive (Sprachgemeinschaften, Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachbünde) sind Kollektive (Populationen), deren Elemente über ein gemeinsames Wissen (einen gemeinsamen Glauben) verfügen. Gemeinsames Wissen (gemeinsamer Glauben) in einer Population P liegt dann vor, wenn (1) jedes Individuum der Population P weiß (glaubt), dass A, und wenn (2) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (1) gilt, und wenn (3) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (2) gilt, und so weiter.

Es gibt also sehr wohl interpersonelle Glaubens- und Wissensbegriffe, und deren Untersuchung wird man schwerlich der *ethnoscience* zurechnen können; sie ist vielmehr mit eben der Strenge möglich, mit der – beispielsweise – auch Untersuchungen von UG-Parametrisierungen möglich sind.

Soziale Tatsachen werden zu solchen, dass sie in P gemeinsam für wahr gehalten werden

A ist eine (mögliche) soziale Sprachtatsache modulo Population P := $A \Leftrightarrow GG(P, A)$

$W(X, A) := G(X, A) \wedge A \wedge Gr(X, A)$

Personelles Glaubensgesetz:

$G(X, A \supset B) \supset (G(X, A) \supset G(X, B))$, zu dem in Entsprechung das interpersonelle Glaubensgesetz $GG(P, A \supset B) \supset (GG(P, A) \supset GG(P, B))$ gilt.

Zusammenhang zwischen G-Sätzen und W-Sätzen im Individualbereich:

$G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Entsprechung im Kollektivbereich:

$G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Der Kollektivbereich ist jedoch nicht auf den I-Bereich reduzierbar: Zwar gilt im Individualbereich $\neg G(X, A) \supset G(X, \neg G(X, A))$ und sogar $\neg G(X, A) \supset W(X, \neg G(X, A))$,

aber die Entsprechung im Kollektivbereich, also

$\neg GG(P, A) \supset GW(P, \neg GG(P, A))$

gilt nicht, wie man leicht einsieht, denn

$\neg GG(P, A)$

gilt bei $P = \{X, Y\}$ schon dann, wenn $\neg G(X, A)$; daraus aber folgt keineswegs

$G(Y, \neg G(X, A))$

und damit gilt a fortiori auch nicht $GW(P, \neg GG(P, A))$. Die Logik der Individualbegriffe ist also nicht gleichzusetzen mit der Logik der Kollektivbegriffe.

BEMERKUNGEN ZUM PRINZIP DER AUSDRÜCKBARKEIT

1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf

Die Beantwortung der Frage, wie die Sprachkenntnis – die Sprachkompetenz – in Betrieb genommen wird, wird häufig als äquivalent mit der Beantwortung der Frage betrachtet, wie Kommunikation – sprachliche Kommunikation – möglich wird. Natürlich gibt es viele Wissenschaftler, die eine solche Äquivalenzthese bestreiten, weil ihnen zufolge sprachliche Kommunikation etwas anderes, und zwar mehr ist, als die bloße Inbetriebnahme der Sprachkompetenz. Aber auch diese Wissenschaftler gehen üblicherweise von der Annahme aus, dass die Beantwortung der Frage, wie die Sprachkompetenz in Betrieb genommen wird, zumindest eine Vorbedingung dafür darstellt, die Frage, wie sprachliche Kommunikation möglich wird, signifikant beantworten zu können. Das heißt: Auch sie gehen von der Hypothese aus, dass die Inbetriebnahme der Sprachkompetenz – also die Sprachperformanz – und damit auch die Inbetriebnahme der zugrundeliegenden I-Sprache eine Bedingung der Möglichkeit der sprachlichen Kommunikation ist. Diese Hypothese – die Hypothese vom Performanzfundament der sprachlichen Kommunikation, um ihr einen Namen zu geben, oder kurz: die Performanzhypothese der Kommunikation – hat ersichtlich nicht den Vorteil, sonderlich originell zu sein; sie ist vielmehr ungemünzt naheliegend. Sie ist vermutlich so naheliegend, dass es – bevor der Versuch unternommen wird, die Performanzhypothese der Kommunikation systematischer zu fassen und zu substantiieren – angebracht ist, vorab auszuführen, was mit dieser Hypothese – entgegen gängigen, vermutlich noch weit näher liegenden Vorurteilen – nicht gemeint ist, nicht notwendigerweise gemeint sein muss und hier auch nicht gemeint ist.

Die Hypothese impliziert zweifelsfrei die Annahme, dass eine I-Sprache L und damit die L determinierende UG eine Vorbedingung der sprachlichen Kommunikation ist. Aber mit dieser Implikation ist nicht zugleich auch behauptet, dass die Funktion – die primäre Funktion sogar, nach Meinung vieler – der I-Sprache die Ermöglichung sprachlicher Kommunikation sei.

- (1) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist realisierbar falls es keine Situation C derart gibt, dass die Befolgung von K_i in C die Befolgung von K_j in C ($i \neq j$) unmöglich macht.

Deontische Widerspruchsfreiheit (D-Realisierbarkeit); Realisierbarkeit modulo C

- (1-1) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist D-realisierbar, falls es keinen K -Satz A derart gibt, dass aus K sowohl $\Gamma(A)$ als auch $\Gamma(\neg A)$ folgt und es keine Situation C derart gibt, dass die Befolgung von K_i in C die Befolgung von K_j in C ($i \neq j$) unmöglich macht.

- (1-2) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist realisierbar falls
- (a) K ist C -realisierbar modulo einer Menge N von normfreien Sätzen genau dann, wenn es eine deontische Interpretation I gibt, die K , N und alle Sätze der Form $\Gamma(A) \supset A$ erfüllt.
 - (b) K ist C -realisierbar, falls es ein N derart gibt, dass K modulo N C -realisierbar ist.
 - (c) K ist immer C -realisierbar, falls K modulo jeder Menge N C -realisierbar ist, mit:
 - (+) N ist konsistent.

- (1-3) K ist rational, wenn K D-realisierbar und C -realisierbar ist.

- (1-4) K ist kontingent, wenn K D-realisierbar und C -realisierbar ist, und K ist universell, wenn K immer D-realisierbar und C -realisierbar ist.

- (1-5) Das Regulationsfeld $\mathbf{R}(K)$ ist die Menge A aller mit K konsistent möglichen Kommunikationsgebote, Kommunikationsverbote und Kommunikationsneutralitäten.

- (1-6) Das Handlungsfeld $H(K)$ ist die Menge H aller konsistent mit K möglichen sprachlichen Handlungen.
- (1-7) Ein System K von Kommunikationspostulaten ist D -vollständig, falls $R(K)$ und $H(K)$ miteinander kongruent sind.

2 Spektrum der Ausdrückbarkeit

STATUS SPRECHAKTTHEORETISCHER UNTERSUCHUNGEN

”I am arguing, however, that an adequate study of speech acts is a study of langue.” (Searle 1969: 17).

”There are [...] not two irreducibly distinct semantic studies, one a study of the meaning of sentences and one a study of the performances of speech acts. For just it is part of our notion of the meaning of a sentence that a literal utterance of that sentence with that meaning in a certain context would be the performance of a particular speech act, so it is part of our notion of a speech act that there is an possible sentence (or sentences) the utterance of which in certain context would in virtue of its (or their) meaning constitute a performance of that speech act.” (Searle 1969: 17/18).

AUSDRÜCKBARKEITSPRINZIP I

Das Prinzip der Ausdrückbarkeit hat Searle zufolge ”wide consequences and ramifications” (Searle 1969: 20). Allgemein gefasst legt er das Prinzip in der folgenden Form vor:

”We might express this principle by saying for any meaning X and any speaker S whenever X means (intend to convey, wishes to communicate an utterance, etc.) X then it is possible that there is some expression E such that E is an exakt expression of or formulation of X .” (Searle 1969: 20).

AUSDRÜCKBARKEITSPRINZIP II

Searle liefert auch eine etwas formale Version des Ausdrückbarkeitsprinzips. Dabei verwendet er eine mittlerweile nicht mehr allgemein übliche Symbolik. Unter Verwendung dieser Symbolik formuliert Searle das Prinzip wie folgt:

”(S) (X) (S means X \rightarrow P (\exists E) (E is an exact expression of X)).” (Searle 1979: 20).

Eine geringfügige Modifikation dieser Formulierung – die die Skopusstrukturen insbesondere im Zweitglied der Subjunktion transparenter macht und insofern einer Präzisierung gleichkommt – ergibt folgende Fassung des Prinzips der Ausdrückbarkeit (die von Searle verwendete Symbolik ist der hier durchgängig verwendeten Standardsymbolik angeglichen):

$$\forall S \forall X [S \text{ means } X] \supset [\diamond (\exists E (E \text{ is an exact expression of } X))]$$

Man beachte, dass sich das Prinzip in allen drei vorgelegten Fassungen dadurch auszeichnet, dass in einen modalen Kontext quantifiziert wird. Searle sieht darin kein besonderes Problem: ”since the kind of entity quantified over is ”intensional” anyway, the modal context does not seem to raise any special problem.” (Searle 1979: 20).

FUNKTION DES PRINZIPS DER AUSDRÜCKBARKEIT

Das Prinzip ”enables us to equate rules for performing speech acts with rules for uttering certain linguistic elements, since for any possible speech act there is a possible linguistic element the meaning of which (given the context of the utterance) is sufficient to determine that its literal meaning is a performance of precisely that speech act. To study the speech acts of promising or apologizing we need

only study sentences whose literal and correct utterance would constitute making a promise or issuing an apology.” (Searle 1979: 20/21).

NICHT-IMPLIKATIONEN DES PRINZIPS

Das Prinzip der Ausdrückbarkeit ”does not imply that it is always possible to find or to invent a form of expression that will produce all the effects in hearers that one means to produce; for example, literary or poetic effects, emotions, beliefs, and so on.” (Searle 1979: 20).

”[...], the principle that whatever can be meant can be said does not imply that whatever can be said can be understood by others; for that would exclude the possibility of a private language, a language that is logically impossible for anyone but the speaker to understand. Such languages may indeed be logically impossible, but I shall not attempt to decide the question in the course of the present investigation.” (Searle 1979: 20).

IMPLIKATIONEN DES PRINZIPS

”It has the consequence that cases where the speaker does not say exactly what he means – the principal cases of which are nonliteralness, vagueness, ambiguity, and incompleteness – are not essential to linguistic communication.” (Searle 1979: 20).

”The hypothesis that the speech act is the basic unit of communication, taken together with the principle of expressibility, suggests that there are series of analytic connections between the notion of speech acts, what the hearer means, what the sentence (or other linguistic elements) uttered means, what the speaker intends, what the hearer understands, and what the rules governing the linguistic elements are.” (Searle 1979: 21).

VORAUSSETZUNGEN DES PRINZIPS DER AUSDRÜCKBARKEIT

”But often I am unable to say exactly what I mean if I want to

[1] because I do not know the language well enough to say what I mean (if I am speaking Spanish, say),

or worse yet

[2] because the language may not contain words or other devices for saying what I mean.

But even in these cases where it is in fact impossible to say exactly what I mean it is in principle possible to be able to say exactly what I mean. I can in principle if not in fact

[3] increase my knowledge of the language,

or more radically, if the existing language or existing languages are inadequate to the task, if they simply lack the resources for saying what I mean, I can in principle at least enrich the language by introducing

[4] new terms

or

[5] other devices into it.

Any language provides us with a finite set of words and syntactical forms for saying what we mean, but where there is in a given language or in any language an upper bound on the expressible, where

there are thoughts that cannot be expressed in a given language or in any language, it is a contingent fact and not a necessary truth.” (Searle 1979: 19/20).
(Aufteilung des Arguments und Nummerierung S.K.)

STICHWORTE ZUM (I/I)-FILTER

Für Gert Rickheit

Die von Davidson entwickelte These, dass es diejenigen Entitäten, die üblicherweise als aktuelle natürliche Sprachen bezeichnet werden, nicht gibt und nicht geben kann, wird im Lichte eines Elementes des (P&P)-Modells der UG – des sogenannten (i/i)-Filters – überprüft. Die Überprüfung zeigt, dass Davidsons These nicht haltbar ist. Dabei gerät jedoch zugleich der Tatbestand ins Blickfeld, dass die mit der Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz (Sprachperformanz; AB) und Sprachkompetenz einhergehende Idealisierung bei weitem zu stark ist, um den situativen und nicht-situativen Bedingungen des Sprachgebrauchs theoretisch und empirisch Rechnung tragen zu können.

1 Davidsons These, rekapituliert und kommentiert

In einem 1986 erschienenen Aufsatz, der kontrovers diskutiert wurde – und der aus guten Gründen noch immer kontrovers diskutiert wird –, stellt Davidson kurz und bündig fest, dass „there is no such thing as a language“. Aus dieser These folgt offenkundig die Unmöglichkeit einer eigenständigen Linguistik (und vermutlich nicht nur die Unmöglichkeit einer eigenständigen Linguistik). Insofern ist Davidsons These einigermaßen spektakulär. Und sie bleibt auch dann spektakulär, wenn man in Rechnung stellt, dass Davidson die These wie folgt spezifiziert: „not if a language is anything like what many philosophers and linguists have supposed. There is therefore no such thing to be learned, mastered, or born with.“ (Davidson 1986: 446).

Für eine genauere Erörterung der These ist es sicher von Nutzen, knapp zu rekapitulieren, wie der Sprachbegriff – genauer: der Begriff der aktuellen natürlichen Sprache, oder um abkürzend zu terminologisieren: der Begriff der A-Sprache *L* vom Typ N der natürlichen Sprachen – in Philosophie und Linguistik traditionellerweise gefasst wurde. Diese traditionelle Fassung des Begriffs der A-Sprache *L* vom Typ N liegt beispielsweise den Argumenten zugrunde, die Dummett (1986) in seiner Replik auf Davidsons These anführt. Dummetts Auffassungen sind sicher nicht falsch wiedergegeben, wenn man feststellt, dass eine A-Sprache *L* vom Typ N für Dummett *erstens* eine von einer Sprachgemeinschaft produzierte Sprache ist – *L* ist also eine Sprachgemeinschaftssprache, oder kürzer: eine S-Sprache. Für diese S-Sprache *L* gilt *zweitens*, dass sie vollkommen unabhängig von den individuellen Sprecher/Hörern existiert, und zwar derart, dass der individuelle Sprecher/Hörer lediglich einen „partial, and partially erroneous, grasp of the language“ (Dummett 1986: 473) hat. *Drittens* gilt für die S-Sprache *L*, dass sie eine soziale Praxis ist, die „is learned from others and is constituted by rules which it is part of social custom to follow“ (Dummett 1986: 473). – Es erübrigt sich, hier weitere Details der von Dummett (1986) gelieferten Explikation des Begriffs „A-Sprache *L* vom Typ N“ anzuführen – es dürfte offenkundig sein, dass diese Explikation in nichts anderem als in einer naiven Adaptation der naiven, im wesentlichen auf de Saussure (1916) einerseits und Bloomfield (1933) andererseits zurückgehenden strukturalistischen Sprachauffassung besteht. Diese Sprachauffassung zeichnet sich sicher dadurch aus, dass sie die unmittelbare Spracherfahrung der Individuen reflektiert, derzufolge *L* eine ihnen vorgegebene, von ihnen unabhängige, ihrem voluntativen Zugriff grundsätzlich entzogene Größe ist. Aber unerachtet dieses Vorzugs ist die strukturalistische Sprachauffassung unhaltbar. Sie ist beispielsweise schon allein deshalb unhaltbar, weil sie ein zwar traditionsreiches, aber nichtsdestoweniger vollkommen unzulängliches, nämlich wesentlich induktivistisches Konzept des Spracherwerbs impliziert, wie insbesondere die in Piattelli-Palmarini (1980) dokumentierte Debatte zwischen Chomsky und Piaget vor Augen führt. Chomsky/Fodor (1980) demonstrieren die Unhaltbarkeit dieses Spracherwerbskonzepts mit einiger Rigidität. Aber die strukturalistische Sprachauffassung ist noch in einer anderen Hinsicht unzulänglich. Diese zweite Unzulänglichkeit gerät ins Blickfeld, wenn man den folgenden Kommentar Chomskys zu Dummetts Ausführungen betrachtet: „The concept of language that Dummett takes to be essential involves complex and obscure sociopolitical, historical, cultural, and normative-teleological elements.“ (Chomsky 2000: 49). In der Tat: der strukturalistische Sprachbegriff, auf den Dummett insistiert, kann nur Anlass zu weitläufigen ideologiekritischen Betrachtungen geben – für eine seriöse linguistische Forschung bietet er keinerlei Perspektive. Diese Perspektive ergibt sich erst im Rahmen spezieller, hier nicht weiter zu erörternder Abstraktionen und Idealisierungen, wie sie in den Wissenschaften – speziell in den Naturwissenschaften – allgemein üblich sind. Im

Rahmen dieser Abstraktionen und Idealisierungen ergibt sich dann das, was man im Anschluss an Chomsky (2000) I-Linguistik bezeichnen kann. Charakteristisch für die I-Linguistik ist insbesondere das von Chomsky (1981) inaugurierte und von Chomsky (1986) weiterentwickelte Prinzipien- und Parameter-Modell der Universalgrammatik, kurz: das (P&P)-Modell der UG. Im Rahmen dieses Modells wird eine A-Sprache vom Typ N nicht als S-Sprache *L*, sondern – wie der folgende Abschnitt verdeutlicht – als *interne, sprecher/hörer-spezifische Sprache*, kurz: als I-Sprache *L* expliziert. Der Begriff der S-Sprache spielt in diesem Modell keinerlei Rolle. Das heißt allerdings – entgegen den Auffassungen Chomskys – nicht notwendigerweise, dass der Begriff der S-Sprache linguistisch grundsätzlich irrelevant ist. Wenn dieser Begriff aus dem strukturalistischen Kontext, in dem er entstanden ist, herausgelöst wird, ist er nicht nur, wie Chomsky meint, von Interesse „for the sociology of identification within various social and political communities and the study of authority structure“ (Chomsky 2000: 49). Jenseits der strukturalistischen Linguistik und auch jenseits der Chomskyschen I-Linguistik verwendet, reflektiert der Begriff der S-Sprache *L* eine Vielzahl von epistemischen Prozessen, die namentlich die Kollektivierbarkeit und die Kollektivierung des sprachlichen Wissens betreffen. Und im Hinblick auf einen solchen epistemisch gefassten Begriff der S-Sprache wird man feststellen dürfen und sogar feststellen müssen: „The notion of „language“ as a common property of a speech community is a construct, perfectly legitimate, but a higher order construct.“ (Chomsky 1975: 318). Der strukturalistische Kurzschluss, den Dummett (1986) reproduziert, besteht eben gerade darin, den Begriff der S-Sprache nicht als einen Begriff höherer Ordnung, sondern als einen Elementarbegriff zu betrachten. Dummetts Bezugnahme auf den naiv gefassten und deshalb unhaltbaren Begriff der S-Sprache ermöglicht somit, obschon Dummett diesen Begriff – den strukturalistischen Sprachbegriff – gegen Davidsons These ins Feld geführt, durchaus keine Widerlegung dieser These.

Warum dies nicht der Fall ist, erhellt unmittelbar, wenn man den Gehalt der These genauer ins Auge fasst. Wenn Davidson die Existenz von A-Sprachen vom Typ N – also auch von I-Sprachen – in Abrede stellt, so tut er dies vor allem deshalb, weil es ihm zufolge das, was zuvor als die primären sprachlichen Erfahrungen der Individuen bezeichnet wurde, gar nicht gibt. Was der unmittelbaren Erfahrung der Individuen zugänglich ist, ist nach Davidson keine wie immer verstandene *Sprache*, sondern dieser Erfahrung zugänglich sind allein die Tatbestände der Kommunikation. Diese Zugänglichkeitsbehauptung impliziert – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – *nicht*, dass Davidson implizit von der Annahme ausgeht, dass die *primäre* Funktion der Sprache ihre *kommunikative* Funktion ist. Diese – nicht unübliche – Auffassung ist nicht so unproblematisch, wie es auf den ersten Blick hin scheinen mag. Denn was, genau, ist gesagt, wenn von der Funktionalität natürlicher Sprachen die Rede ist, und was, wenn die kommunikative Funktion natürlicher Sprachen als ihre grundlegende Funktion ausgezeichnet wird? Warum diese Frage kritisch ist, sei kurz durch eine Analogie verdeutlicht. Jeder Mensch hat im Normalfall zwei Hände, und diese seine Hände kann er zum Verrichten bestimmter Tätigkeit benutzen. So kann er die Hände etwa zum Schreiben benutzen. Aber kann man deshalb ernsthaft sagen, dass die grundlegende Funktion der Hände des Menschen das Schreiben sei? Sind die Hände für das Schreiben gemacht? Oder ist das Schreiben nicht eher etwas, das man mit den Händen *unter anderen* machen kann? Und ist die Beziehung zwischen Sprache und Kommunikation nicht genau eine solche *Unter-anderen-Relation*? Man kann die Sprache dazu gebrauchen, Selbstgespräche zu führen, Gedichte zu schreiben, Tagebuch zu führen, Fußballmannschaften beim Spiel anzufeuern. Ist dies alles, sind alle diese Sprachfunktionen unter einen und nur einen Begriff – den Begriff von kommunikativer Sprachfunktionalität – zu subsumieren? Oder verliert sich ein derart weitgefäster Funktionalitätsbegriff, unter dem so viele – und vor allem: so heterogene – Funktionalitätsaspekte zusammengefasst werden, nicht doch so sehr im Vagen und Ungefähren, dass mit der Feststellung, die primäre Funktion der Sprache sei die Kommunikation, letztlich nichts Substantielles mehr gesagt ist? Für Davidson stellen sich diese Frage nicht. Seine These lautet nicht, dass die primäre Sprachfunktion die kommunikative Funktion sei. Seine These lautet: „There is no such thing as a language“ – folglich gibt es auch keine Sprache, deren primäre Funktion die kommunikative Funktion ist.

Was es gibt, ist – im Sinne der These – der Tatbestand, dass die Individuen die Erfahrung einer fluktuierenden Mannigfaltigkeit von *Kommunikationssituationen* machen. Jedes Individuum, das in Kommunikationsprozesse involviert ist, muss sich auf jede neue Kommunikationssituation immer wieder neu einstellen. Dies gilt deshalb, weil jede neue Kommunikationssituation neue, den vorausgegangenen Situationen kaum mehr vergleichbare Anforderungen an das Sprachverstehen – Davidson spricht von Interpretationen – stellt. Insofern kann es keine den Interpretationsprozess generell strukturierende „shared grammar or rules“ geben. Das ist gemeint, wenn Davidson seine Position pointiert dahinge-

hend formuliert, dass es keine „portable interpreting machine“ – eine sozusagen von Situation zu Situation mitnehmbare und in allen Situationen gleichermaßen verwendbare Interpretationsmaschinerie – geben kann. Interpretationen sind für ihn somit *singuläre*, nicht durch generelle Prinzipien bestimmte Prozesse. Und diese Prozesse sind von einer Vielzahl von Faktoren abhängig – etwa von sozialen Faktoren, von biologischen Faktoren und von psychischen Faktoren. Insofern sind diese Prozesse ganz wesentlich auch und gerade nicht-sprachliche Prozesse.

Es ist vielleicht nicht ganz unangebracht, knapp zu verdeutlichen, wie Davidsons Konzept der fluktuierenden, jeweils speziellen Sprachgebrauchssituationen wissenschaftssystematisch zu verorten ist. Die folgenden Feststellungen dürften einiges zu dieser Verortung beitragen: „Übersehen kann man die Kluft zwischen der Naturwissenschaft und dem Wirklichen nur, wenn man auf dessen Individualität nicht achtet. Wer einmal versucht, naturwissenschaftliche Begriffe auf das Individuelle selbst anzuwenden, muss bald auf eine Grenze stoßen, die unüberwindlich ist. Gewiss stellt der Arzt auf Grund naturwissenschaftlicher Begriffe die Diagnose und dient dadurch eventuell seinem individuellen Patienten. Er kann den besonderen „Fall“ dem allgemeinen Krankheitsbegriff unterordnen und infolgedessen das tun, wovon er weiß, dass es im Allgemeinen zu helfen pflegt. Er braucht also notwendig die Generalisation. Gerade dem klugen Arzte aber ist es andererseits nur zu wohl bekannt, dass es in Wirklichkeit keine „Krankheiten“, sondern lediglich kranke Individuen gibt, und dass er bei seiner Tätigkeit daher oft mit dem, was in naturwissenschaftlichen Büchern steht, allein nicht auskommt. Er muss auch zu individualisieren verstehen, und das kann die Naturwissenschaft ihn nie lehren. [...] Kurz, es zeigt sowohl die Möglichkeit einer Anwendung der naturwissenschaftlichen Begriffe auf das wirkliche Leben als auch die Grenze, die ihrer Verwertung gesteckt ist, von neuem die Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung als eines generalisierenden Verfahrens. Die Naturwissenschaft bringt, um einen glücklichen Vergleich von Bergson zu gebrauchen, nur Konfektionskleider zustande, die Paul ebensogut wie Peter passen, weil sie die Gestalt keines von beiden nachzeichnen. Wollte sie „nach Maß“ arbeiten, so müsste sie für jeden Gegenstand, den sie studiert, eine neue Arbeit liefern. Das aber widerstreitet ihrem Wesen als Naturwissenschaft. Sie bleibt beim Individuellen nur so lange, bis sie an ihm das Allgemeine gefunden hat, dem es sich unterordnen lässt. Insofern muss man sagen, dass die Wirklichkeit in ihrer Besonderheit und Individualität die Grenze für jede naturwissenschaftliche Begriffsbildung ist.“ (Rickert, 1926/1986). Um es in der Terminologie Rickerts auszudrücken: die Rede-weise von einer transportablen Interpretationsmaschinerie ist – wenn überhaupt – nur im Rahmen einer Abstraktion sinnvoll möglich, wie sie in den Naturwissenschaften üblich ist; durch Abstraktionen dieser Art geht jedoch der Blick auf das verloren, was es „wirklich“ gibt. Und wirklich gibt es eben nur die fluktuierende Mannigfaltigkeit von miteinander unvergleichbaren und deshalb jeweils singulären Sprachgebrauchssituationen. Diese Situationen sind, wie schon gesagt, von einer Vielzahl heterogener Faktoren abhängig, und diese Faktorenheterogenität ist sozusagen so dicht, dass es letztlich nicht mehr möglich ist, bestimmte Erfahrungen als *genuin sprachliche* Erfahrungen zu verorten. Deshalb ist es nur konsequent, wenn Davidson schließlich feststellt, dass man in Konsequenz seiner Argumentation nicht nur dazu genötigt ist, „the ordinary notion of language“ aufzugeben – seine Argumentation hat zur Folge, dass „we have erased the boundary between knowing a language and knowing our way around the world generally“ (Davidson, 1986: 445). Deshalb muss sich, wer sich mit dem befasst, was zuvor A-Sprache vom Typ N genannt wurde, in Wahrheit – in „Wirklichkeit“ – mit der Welt insgesamt befassen, und zwar mit der Welt insgesamt in jedem ihrer Aspekte: *das* ist der Gehalt der These, dass es keine transportable Interpretationsmaschinerie gibt und geben kann.

Der Gehalt von Davidsons These ist damit klar. Klar ist damit aber auch die mit dieser These verbundene Problematik. Man betrachte Gott (G) und den Rest der Welt (RdW). Eine Wissenschaft von Gott und dem Rest der Welt – eine G/RdW-Disziplin – kann es, wie wohl unmittelbar einsichtig sein dürfte, nicht geben, trivialerweise nicht. Eine G/RdW-Disziplin ist jedoch erforderlich, um die fluktuierende Mannigfaltigkeit der singulären Sprachgebrauchssituationen beschreiben und erklären zu können. Mit anderen Worten: Davidsons These ist letztlich in einem Raum diesseits oder jenseits jeglicher möglichen Wissenschaft angesiedelt. Die Frage allerdings ist, ob die These zutrifft. Und diese Frage ist, entsprechend dem zuvor gesagten, natürlich äquivalent mit der Frage, ob es in der Tat der Fall ist, dass es keine von Situation zu Situation transportierbare und in allen Situationen gleichermaßen verwendbare Interpretationsmaschinerie geben kann.

2 (i/i)-Filter

Eine UG im Sinne des zuvor bereits avisierten (P&P)-Modells der UG bezieht sich – wie zuvor bereits festgestellt – nicht auf eine S-Sprache L , sondern auf eine I-Sprache L . Entsprechend ist die UG individualspezifisch, internalistisch und, im technischen Sinn des Begriffs, intensional konzipiert. Das heißt: die Extensionen des Prinzipien- und Parameter-Systems sind also nicht Satzmenge, sondern – wiederum im technischen Sinn dieses Begriffs – Mengen von Strukturbeschreibungen. Der Komplementärbegriff zum Begriff der I-Sprache ist entsprechend der Begriff der E-Sprache, also der Begriff der externen Sprache. E-Sprachen kommen ins Blickfeld, wenn man – was rein logisch durchaus möglich ist –, die UG *extensionalisiert*. Es ist dabei wesentlich zu sehen, dass die UG-Extensionalisierung – entgegen diversen gerade von Chomsky (1981), (2000) nahegelegten Auffassungen – *nicht* zum Begriff der S-Sprache führt. Die UG-Extensionalisierung erlaubt es zwar, bestimmte Mengen von Sätzen voneinander zu unterscheiden, aber sie erlaubt es nicht, etwa die Menge der englischen Sätze von der Menge der portugiesischen Sätze zu unterscheiden. Denn die Prädikate „s ist ein englischer Satz“, „s ist ein Satz des Portugiesischen“ sind keine Elemente der UG, und sie können folglich auch in einer extensionalisierten UG keine Rolle spielen. Auch eine extensionalisierte UG besagt somit nichts über S-Sprachen.

Die UG reflektiert ein System grammatischer Kenntnisse, die nicht Bestandteil des bewussten grammatischen Wissens der Individuen sind. Dieses Kenntnissystem ist – im von Fodor (1983) erklärten Sinn des Begriffs – autonom; das heißt: es ist unabhängig von allen anderen epistemischen Systemen, die Bestandteile der kognitiven Ausstattung der Individuen sind. Die UG ist somit informationell eingekapselt. Dieses autonome, informationell eingekapselte Kenntnissystem ist *modular* aufgebaut; die UG ist somit aus voneinander unabhängigen Einheiten aufgebaut. – Dieser interne Aufbau der UG ist nachfolgend in (2) allgemein, also unter Vernachlässigung von Details, charakterisiert. Die UG-Kenntnisse der Individuen werden möglich im Rahmen einer Konfiguration, die hier als Chomskys Zustandssequenz bezeichnet werden soll; sie ist in (1) näher spezifiziert:

- (1) Es sei $CZS = \langle A < \zeta_1 < \zeta_2 < \dots < \zeta_n < L \rangle$ eine Chomskysche Zustandssequenz. Dann gilt:
 - (a) Der Anfangszustand A ist ein genetisch determinierter Zustand, durch den das System der UG-Prinzipien und der UG-Parameter gegeben ist.
 - (b) $\zeta_1 < \zeta_2 < \dots < \zeta_n$ ist eine Sequenz von intermediären Parametrisierungszuständen im Erwerb der L -Kenntnis.
 - (c) Der Endzustand L – die I-Sprache – ist ein parametrisierungsvollständiger Dauerzustand.

- (2) Eine UG ist ein endliches System Σ grammatischer Module, das über unendliche Kapazität verfügt, mehrere Repräsentationsebenen voneinander unterscheidet, und für das gilt:
 - (a) Σ ist sprecher/hörer-intrinsisch.
 - (b) Σ ist sprecher/hörer-individuell.
 - (c) Σ ist intensional.

Ein Sprecher/Hörer ist relativ zu (1) und (2) korrekt begriffen, wenn er als *grammatischer Organismus* begriffen ist. Das heißt auch, dass die UG resistent gegen die sozialen Prozesse ist, denen S-Sprachen unterliegen. Es gibt also, konvers dazu gesagt, keine sozialen Bedingungen der Formation von I-Sprachen.

Im Rahmen der UG spielt der sogenannte i-über-i-Filter, abgekürzt: der (i/i)-Filter, sicher keine zentrale, aber doch eine gewichtige Rolle. Um das grammatische Potential des Filters verdeutlichen zu können, sei die Konfiguration $\dots \alpha_i \dots \beta_j \dots$ betrachtet. Über Konfigurationen dieser Art werden in einer UG der genannten Art Aussagen im Rahmen der Bindungstheorie gemacht, und zwar genau dann, wenn β_j von α_i c-kommandiert wird: Bindung setzt also die Existenz der Beziehung des c-Kommandos voraus. Genau deshalb aber lässt sich im Rahmen der UG die Konfiguration $[\dots \alpha_i \dots \beta_j \dots]$ zunächst einmal nicht erfassen, denn in ihr ist β_j in α_i enthalten, und auf Grund dieser Enthaltenseins-Beziehung kann zwischen α_i und β_j die Beziehung des c-Kommandos nicht bestehen. Deshalb wird in Anbetracht einer Konfiguration wie $\dots \alpha_i \dots \beta_j \dots$ der (i/i)-Filter wirksam, der – informell gesprochen – in etwa besagt, dass Subjekt und Objekt im Normalfall referenzverschieden voneinander sind. Dieser Filter ist nachfolgend in (3) formuliert; seine Betrachtung soll es ermöglichen, die Frage nach der Existenz

(oder Nicht-Existenz) einer transportablen Interpretationsmaschinerie in einer für die verfolgten Ziele hinreichenden Näherung zu beantworten:

(3) Falls [... α_i ... β_j ...], dann $i \neq j$.

Um die Funktion des Filters erläutern zu können, seien Äußerungen der sicherlich wohlgeformten Sätze in (4)–(6) in aufeinander folgenden Situationen S1, S2 und S3 betrachtet, in denen – was performativ sehr wohl möglich ist – gegen den Filter *verstoßen* wird. In Konsequenz dieser Verstöße sind die Sätze in (4)–(6) im Sinne der in (7)–(9) angegebenen Satzstrukturierungen zu interpretieren. Zusätzlich sei angenommen, dass dem Interpreten die durch eine entsprechende Indizierung der Strukturen angedeutete Situiertheit der Filterverstöße wie auch, etwa auf Grund eines vom Interpreten angelegten mentalen Protokolls, die Geschichte dieser Verstöße, also die Situationsabfolge $S1 < S2 < S3$ bekannt ist:

(4) Alberich verabredete sich mit seinem besten Freund.

(5) Alberich verabredete sich mit seiner besten Freundin.

(6) Seine beste Freundin trank einen Grappa.

(7) $\langle \text{Alberich}_i \text{ verabredete sich mit } [\text{seinem}_i \text{ besten Freund}]_i, S1 \rangle$

(8) $\langle \text{Alberich}_i \text{ verabredete sich mit } [\text{seiner}_i \text{ besten Freundin}]_i, S2 \rangle$

(9) $\langle [\text{Seine}_i \text{ beste Freundin}]_i \text{ trank einen Grappa}, S3 \rangle$

Offenkundig kann die S1-Äußerung von (4) auf Grund des Filterverstößes nur bedeuten, dass Alberich sich mit sich selbst verabredet hat; für die S2-Äußerung von (5) gilt dasselbe: modulo S1 und S2 sind die Sätze in (4) und (5) kommunikativ äquivalent, kurz: k-äquivalent miteinander, denn mit ihrer Äußerung ist in *beiden* Fällen gesagt, dass Alberich sich mit sich selbst verabredete. Und dass die Beziehung (Alberich verabredete sich mit seinem besten Freund) \equiv_k (Alberich verabredete sich mit seiner besten Freundin) gelten kann und unter den hier eingegangenen Voraussetzungen auch gilt, ist sicherlich befremdlich. Hochgradig befremdlich ist jedoch, dass die Auswertung der Äquivalenz zu der Interpretation führt, dass Alberich sich mit sich selbst verabredete. Und der Befremdlichkeiten ist kein Ende, denn die Äußerung von (6) in S3 bedeutet im Rahmen der Situationsabfolge $S1 < S2 < S3$ schlicht und einfach, dass Alberich einen Grappa trank. Es gilt also: (Seine beste Freundin trank einen Grappa) \equiv_k (Alberich trank einen Grappa). Die performativische Möglichkeit derartiger kommunikativer Befremdlichkeiten aber scheint ein durchschlagender Beweis dafür zu sein, dass Davidsons These zutrifft. Denn der Interpretationsprozess muss in der Tat in jeder neuen Situation der Folge $S1 < S2 < S3$ von Grund auf neu strukturiert werden. Auf die Frage nach der Existenz einer transportablen Interpretationsmaschinerie scheint es somit keine positive Antwort geben zu können. Alles scheint dafür zu sprechen, dass es nur die von Davidson (1986) avisierte „passing theory“ gibt, vermöge derer sich die Individuen immer neu an Situationen adaptieren.

Aber dieser Schluss ist, natürlich, ein *non sequitur*. Aus der auf Ebene der Sprachperformanz immer (oder nahezu immer) gegebenen Möglichkeit der Ungrammatizität folgt nicht, dass es keine Grammatizität und folglich keine Grammatik gibt. Und aus den performativ immer möglichen Befremdlichkeiten der angeführten Art folgt nicht, dass es keine transportable – das heißt: situationsunabhängige – Interpretationsmaschinerie geben kann. Im Gegenteil: die Möglichkeit der situationspezifisch variierenden Interpretationen der Sätze in (4)–(6) ist nur unter Voraussetzung des in (1) mitgeteilten Filters zu erklären. Denn *erstens* können die zuvor konstatierten k-Äquivalenzen nur im Rekurs auf den Filter überhaupt dingfest gemacht werden, und *zweitens* kann nur im Rekurs auf den Filter erklärt werden, warum diese k-Äquivalenzen befremdlich – und zwar hochgradig befremdlich – sind. Und entsprechend wird man wohl nicht umhin können, diesen Filter, der ja Teil der UG ist, und die UG insgesamt als ein integrales Element einer transportablen Interpretationsmaschinerie betrachten zu müssen. Und dies festzustellen heißt festzustellen, dass Davidsons These unhaltbar ist.

3 Spektrum der Sprachperformanz

Der Nachweis für die Unhaltbarkeit der These Davidsons wurde unter Voraussetzung der Chomsky'schen Linguistik erbracht. Er bringt jedoch zugleich auch eine der Grenzen ins Blickfeld, die dieser Linguistik gesetzt sind. Konstitutiv für sie ist bekanntlich die Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz – der UG, in der zuvor etablierten Terminologie – und Sprachperformanz. Dabei wird – in Konsequenz zahlreicher, hier nicht weiter zu erörternder Idealisierungen – davon ausgegangen, dass zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz eine 1:1-Beziehung besteht. Entsprechend kann die Sprachkompetenz sozusagen als potentielle Sprachperformanz beziehungsweise die Sprachperformanz sozusagen als Sprachkompetenz in Aktion betrachtet werden.

Die Idealisierungen, die diese Betrachtung ermöglichen, sind sicherlich bei weitem zu stark. Dies ist leicht einzusehen: denn in Konsequenz der 1:1-Abbildung sind alle Aussagen über die potentielle Sprachperformanz (nahezu) vollständig in Aussagen über die Sprachkompetenz in Aktion übersetzbar und umgekehrt. Damit aber ist die Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz letztlich überflüssig. Und sie ist nicht nur überflüssig; sie geht dann auch am Kern der Sache vorbei. Denn unter Voraussetzung der 1:1-Abbildung gilt, dass der Sprachgebrauch *ausschließlich* grammatischen Bedingungen unterliegt. Das in (4)–(9) erörterte Grappa-Beispiel zeigt aber mit hinreichender Deutlichkeit, dass diese Auszeichnung der grammatischen Bedingungen des Sprachgebrauchs unhaltbar ist: es gibt nicht-grammatische Bedingungen der Sprachperformanz, also auch des Sprachgebrauchs. Die Kompetenz/Performanz-Unterscheidung – kurz: die K/P-Unterscheidung – ist in genau dem Grade empirisch gehaltvoll, in dem sie es gestattet, diese nicht-grammatischen Bedingungen des Sprachgebrauchs – der Sprachperformanz – ins Blickfeld zu rücken. Empirisch gehaltvoll ist die K/P-Unterscheidung somit erst in Anbetracht der Tatbestände, die jenseits der 1:1-Abbildung liegen. Und zu diesen Tatbeständen gehören eben die zuvor erörterten befremdlichen kommunikativen Äquivalenzen. Zu ihnen gehören aber auch nicht-situative Bedingungen des Sprachgebrauchs – Bedingungen, die zum Beispiel die grammatisch mögliche Einbettungstiefe der in Satzäußerungen vorkommenden Sätze restringieren, und vergleichbare Bedingungen. Es ist die Kenntnis dieser Bedingungen, die die Sprachperformanz der Individuen ermöglicht; die Sprachperformanz ist somit ein epistemisch fundiertes System. Dieses System besteht aus einer Mehrzahl von epistemischen Subsystemen, so etwa aus dem System der Kenntnisse, die es den Individuen ermöglichen, in bestimmten Situationen bestimmte Sprechakte zu vollziehen und bestimmte andere Sprechakte nicht zu vollziehen; der Sprachgebrauch beruht insofern auch und gerade auf *voluntativen* Elementen. Die Möglichkeit der Sprachperformanz – des Sprachgebrauchs – ist somit eine Funktion einer Mehrzahl von epistemischen Systemen, die – wie etwa die UG und die Sprechaktvoluntas – im Typ voneinander verschieden sind. Ein epistemisches System aber, das aus einer Mehrzahl von im Typ verschiedenen Kenntnissystemen aufgebaut ist, ist ein *hybrides* System, im technischen Sinne dieses Begriffs. Die UG ist ein in dieses Hybridsystem eingebettetes System; es wirkt – dies ist der Gehalt der zuvor bemühten Autonomieannahme – mit den anderen Subsystemen des Systems zusammen, ohne mit ihnen zu interagieren, also ohne mit ihnen Informationen auszutauschen.

Es ist klar, dass die Untersuchung der Sprachperformanz wesentlich die Untersuchung dieses Hybrid-systems ist; das aktuelle, beobachtbare Sprachverhalten der Individuen kann nur als ein Epiphänomen des Hybrid-systems betrachtet werden.

Zuvor wurde kurz angedeutet, dass es nicht unproblematisch ist, von der kommunikativen Funktion von Sprachen zu reden. Die vorstehenden Betrachtungen – namentlich die Bezugnahme auf das Hybrid-system – gestatten hier einige Präzisierungen. Dass die Sprache eine kommunikative Funktion hat, manifestiert sich in Sprachgebrauchssituationen. Was solche Situationen möglich macht, ist ein komplexes Gebilde H epistemischer Systeme von einer überwältigenden Mannigfaltigkeit. Das Hybrid-system H umfasst Systeme des Weltwissens, Systeme der Partnermodellierung, Systeme situativen Wissens, und so weiter. Das System H – und nicht eine Sprache – ist es, das Kommunikation ermöglicht. Ergibt es dann noch einen Sinn, zu sagen, dass die grundlegende Sprachfunktion die kommunikative Funktion ist? Ist es nicht vielmehr das System H, dem Funktionalität zu attestieren ist? Aber vielleicht kann man sinnvoll der Auffassung sein, dass Kommunikationssituationen nur dann möglich sind, wenn dem System H eine I-Sprache L – oder vielleicht auch eine S-Sprache L – „zugeschaltet“ wird? Ist es dann die grundlegende Funktion der I-Sprache L, dem System H – vielleicht sogar systematisch zusammen mit der S-Sprache L – zugeschaltet werden zu können? Selbst wenn dem so sein sollte, so ändert dies nichts an dem Tatbestand, dass das System H, wenn es linguistisch verortet werden soll,

nicht auf der Ebene der I-Sprache – also im Bereich der Sprachkompetenz – verortet werden kann, sondern H kann sinnvollerweise nur im Bereich der Sprachperformanz verortet werden. Wenn Funktionalität und Kommunikativität aber Performanzeffekte sind – welchen Sinn kann es dann noch haben, nach der Funktionalität einer I-Sprache – also einer performativisch unabhängigen Größe – auch nur zu fragen? Evident ist diese Frage sinnlos; sie beinhaltet einen Kategorienfehler, im technischen Sinn dieses Begriffs, denn mit ihr wird der Sprachkompetenz eine Eigenschaft zugeschrieben, die sinnvollerweise nur der Sprachperformanz attestiert werden kann. Aber auch schon im Vorfeld dieses Kategorienfehlers ist die Redeweise von Sprachfunktionen problematisch: es ist der ihr (hier nicht weiter zu erörternde) zwangsläufig inhärente teleologische Gehalt, der diese Redeweise grundsätzlich problematisch macht.

Die Bezugnahme auf das System H wirft nun aber auch ein neues Licht auf Davidsons These „There is no such thing as a language“ – es wurde gezeigt, dass diese These nicht gelten kann, wenn sie für I-Sprachen, also für den Kompetenzbereich geltend gemacht wird: aus der fluktuierenden Mannigfaltigkeit der Kommunikationssituationen folgt nicht, dass es keine den speziellen *Sprachgebrauchssituationen* mit zugrundeliegende, in jede solche Sprachgebrauchssituation transportierbare Sprachkompetenz geben kann und gibt. Davidsons These kann mithin – wenn überhaupt – nur im Bereich der Sprachperformanz geltend gemacht werden. Aber im Bereich der Sprachperformanz geht es nicht um die Untersuchung von Sprachen, sondern um die Untersuchung des Hybridsystems H und um die modulo H möglichen Prozesse der Sprachproduktion (einschließlich der Handlungsbedingungen des Sprachgebrauchs) und der Sprachperzeption (einschließlich der Bedingungen des Sprachverstehens). Insofern scheint die These in keiner nur denkbaren Hinsicht Substanz zu haben.

Andererseits ist mit der These nicht gerade dieses ins Blickfeld gerückt worden – das Hybridsystem H? Die eliminativen Folgerungen, die Davidson aus dem Verweis auf dieses Hybridsystem zieht, sind sicher nicht haltbar – aber ändert das etwas daran, dass der Verweis auf das System H vollkommen legitim ist? Und wurde nicht zuvor – sinngemäß – konstatiert, dass eine Untersuchung des Systems H nur im Rahmen einer G/RdW-Disziplin möglich ist? Und wurde diesem Befund nicht der Befund hinzugefügt, dass es eine G/RdW-Disziplin nicht geben kann?

Vielleicht ist mit Davidsons These letztlich dieses zum Ausdruck gebracht: dass es eine Untersuchung des Systems H – der Sprachperformanz –, die den üblichen Standards der wissenschaftlichen Forschung genügt, nicht geben kann. Vielleicht ist Davidsons These korrekt verstanden, wenn sie als Bestätigung der von Chomsky sozusagen seit Jahr und Tag geübten und von Chomsky (2000) noch einmal nachdrücklich zum Ausdruck gebrachten *Performanzskepsis* verstanden wird. Chomsky unterscheidet bekanntlich zwischen *problems*, die zumindest im Prinzip einer wissenschaftlichen Lösung zugänglich sind, und *mysteries*, für die das nicht gilt. Seine Performanzskepsis besteht darin, dass er der Meinung ist, dass der Versuch, eine signifikante Theorie des Sprachgebrauchs – der Sprachperformanz insgesamt – zu entwickeln, nahezu zwangsläufig darauf hinausläuft, sich nicht mit wissenschaftlich lösbaren Problemen, sondern mit *mysteries*, mit unlösbaren Rätseln zu befassen. Und in der Tat: wissenschaftliche Forschung setzt die Existenz von – durch Abstraktionen und Idealisierungen erzeugten – restringierten Untersuchungsdomänen, von *closed worlds* voraus. Und eine *closed world* der Sprachperformanz scheint es nicht zu geben. Indem eine Forschungsstrategie verfolgt wird, die darauf hinausläuft, dem (ohnehin schon extrem mächtigen) System H weitere Systeme „zuzuschalten“, wird die *open world* der Sprachperformanz immer offener. Sie wird immer bunter, immer „wirklicher“ – bis sie sich schließlich vollständig in der Welt der Rickertschen Singularitäten aufgelöst hat und so einer wissenschaftlichen Untersuchung grundsätzlich nicht mehr zugänglich ist.

Die positive Einsicht, die aus Davidsons These zu gewinnen ist, ist vermutlich die: es kann nicht darum gehen, eine Methodologie des Systemszuschaltens zu praktizieren. Erforderlich ist vielmehr eine dazu konverse Methodologie: das Hybridsystem H muss vermöge relevanter Idealisierungen und Abstraktionen in seiner Mächtigkeit restringiert werden; es muss partitioniert, also in seine Einzelbestandteile zerlegt und nach Möglichkeit modular strukturiert werden. Nur im Rahmen einer solchen Methodologie der Abstraktionen und Partitionen bietet sich die Möglichkeit, zur konklusiven Erkenntnis des Systems H zu kommen. Nur dann besteht die Möglichkeit, Chomskys Performanzskepsis aus der Welt zu schaffen. Die Untersuchung der Sprachperformanz wird in dem Grade erfolgreich sein, in dem es gelingt, das System H in *closed systems* zu zerlegen. Es gibt kein *a priori*-Argument, das gegen einen solchen Partitionierungsversuch geltend gemacht werden kann.

Die Erwartung, dass der linguistische Erkenntnis durch solche Untersuchungen – Untersuchungen, jenseits der Scylla der mit der 1:1-Abbildung verbundenen K/P-Unterscheidung und diesseits der Cha-

rybdis der G/RdW-Disziplinen – Neuland erschlossen werden kann, ist angesichts des derzeitigen Entwicklungsstandes der Erforschung der Sprachperformanz sicher nicht allzu hoch gegriffen. Diese Untersuchungen können – und müssen wohl – unter Voraussetzung der Chomskyschen Linguistik durchgeführt werden. Aber sie können nicht im Rahmen der Chomskyschen Linguistik ins Werk gesetzt werden: sie ins Werk zu setzen heißt vielmehr, linguistische Forschung jenseits der Grenzen der Chomskyschen Linguistik zu betreiben.

EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN

Die primären Objekte der Stilistik, die eine erklärende und beschreibende und mithin keine präskriptive Disziplin ist, sind Klassen von Expressionen. Expressionen sind miteinander äquivalente Sätze, die strukturverschieden voneinander sind, und die in demselben Kontext an derselben Stelle vorkommen können. Expressionsklassen sind durch qualifikatorische Komparationsrelationen strukturiert, die Expressionen relativ zu einer Expressionsklasse bezüglich ihrer stilistischen Qualität ordnen. Die Grundform der Strukturierung von Expressionsklassen ist die Quasireihe. Eine Quasireihe ist ein Paar $\langle \mathbf{E}, \leq \rangle$, wobei \mathbf{E} eine Expressionsklasse und \leq eine auf \mathbf{E} erklärte Komparationsrelation ist. Es werden verschiedene Arten von Quasireihen und damit verschiedene Möglichkeiten der Expressionsqualifikation besprochen, die unterschiedliche Arten der stilistischen Beurteilung reflektieren.

1 Basiselemente der Stilistik

Es dürfte unstrittig sein, dass die Stilistik – so wie sie derzeit verfasst ist – dringend der Systematisierung bedarf. Um einer solchen Systematisierung zumindest näherkommen zu können, ist es angebracht, zuvor knapp und exemplarisch zu verdeutlichen, worum es in der Stilistik – *inter alia* – geht und worum es in der Stilistik – *inter alia* – nicht geht. Dazu seien die nachfolgend mitgeteilten Sätze betrachtet:

- (A) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde.
- (B) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde.
- (C) Den Himmel und die Erde erschuf Gott am Anfang.

Ersichtlich sind die Sätze in (A)–(C) miteinander äquivalent: sie bringen dieselbe Proposition – die Proposition p – zum Ausdruck. Aber diese Sätze bringen p , da sie syntaktisch unterschiedlich strukturiert sind, auf unterschiedliche Arten zum Ausdruck: der Satz in (A) bringt p auf eine Strukturierungsart α_1 zum Ausdruck, der Satz in (B) auf eine Strukturierungsart α_2 und der Satz in (C) auf eine Strukturierungsart α_3 . Es ist – möglicherweise – nicht unangebracht, diese Strukturierungsarten und die zwischen ihnen bestehenden Differenzen etwas genauer zu betrachten. Konzipiert man diese Betrachtung – wie es aus guten Gründen nicht unüblich ist – im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten Prinzipien- und Parameter-Theorie der Universalgrammatik – kurz: der (P&P)-Theorie der UG – und geht dabei von der Annahme aus, dass die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen unverzichtbar ist, liegen die Dinge klar: Den Sätzen in (A)–(C) liegt dieselbe D-Struktur zugrunde; die strukturellen Differenzen zwischen den Strukturen α_1 – α_3 sind mithin S-struktureller Natur, also transformationell induziert. An diesem Befund ändert sich im Kern nichts, wenn man – wofür gute Gründe sprechen – die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen zugunsten der Annahme aufgibt, dass den Sätzen in (A)–(C) eine integrierte [D/S]-Struktur zugrundeliegt, für die die Repräsentation transformationell induzierter Bewegungen konstitutiv ist. Im Sinne dieser Auffassung sind die Sätze in (A)–(C) dann als bewegungsstrukturell verschieden voneinander zu betrachten; das heißt: die Differenzen zwischen den Strukturen α_1 – α_3 stellen sich auf der Ebene der [D/S]-Struktur als Bewegungsdifferenzen und damit – kurz und plakativ gesagt – als Differenzen zwischen den Positionen von Spurenelementen innerhalb des CP/IP-Systems dar. So ist beispielsweise dem Satz in (A) die nachfolgend in (A*) angegebene Bewegungsstruktur zugeordnet:

(A*)_{[CP [Spec Am Anfang]_i] [C' [C erschuf]_j] [IP [VP [NP Gott] [V¹ [PP t_i] [V¹ [NP den Himmel und die Erde] [V_{t_j]]]]]]]]]^A}}

^A Anmerkung des Editors:

Ich habe in den Strukturen (A*)–(C*) hinter C' und IP eine schließenden Klammer entfernt, um die Sätze dem CP/IP-Schema anzupassen, die ansonsten eine flache CP-Struktur darstellen würde. Das entscheidende in (A*)–(C*), die Topikalisierung und die Finitumvoranstellung, sind nicht verändert worden, so dass die Korrektur keine Auswirkungen auf Kanngiebers intendierte Argumentation hat. Zwischenlandeplätze in der IP sind ausgelassen.

Dem Satz in (B) ist dagegen die in (B*) und dem Satz in (C) die in (C*) angegebene Struktur zuzuschreiben, wobei auch bei der Angabe dieser beiden Strukturen eine Mehrzahl von Details vernachlässigt wurde:

(B*)_{[CP [Spec Gott_i] [C' [C erschuf_j] [IP [VP [NP t_i] [V¹ [PP am Anfang] [V¹ [NP den Himmel und die Erde] [V t_j]]]]]]]]]}

(C*)_{[CP [Spec Den Himmel und die Erde_i] [C' [C erschuf_j] [IP [VP [NP Gott] [V¹ [PP am Anfang] [V¹ [NP t_i] [V t_j]]]]]]]]]}

Ersichtlich sind die Strukturen in (A*)–(C*) lediglich spurendifferent voneinander, wobei die i-Spur von einer Topikalisierungstransformation und die j-Spur von der Finitumvorstellungstransformation induziert wird. Diese beiden Transformationen, die für von den Sätzen in (A)–(C) instanziierte V2-Struktur konstitutiv sind, sind beide α -Transformationen. Diese beiden Transformationen sind im in Rede stehenden Fall Wurzeltransformationen; sie sind strukturerhaltend und nicht-lokale Anhebungs-transformationen: Durch sie werden innerhalb des CP/IP-System „tief“ positionierte Terminalelemente in innerhalb des Systems „höhere“ Positionen umpositioniert. Dies alles ändert jedoch nichts daran, dass die Sätze in (A)–(C) Varianten ein und derselben syntaktischen, den Bewegungen zugrundeliegenden Struktur sind.

Die Sätze in (A)–(C) bringen – um aus Gründen der Einfachheit und Transparenz der Argumentation einen nicht unproblematischen und der (P&P)-Theorie fremden Begriff zu gebrauchen – dieselbe Proposition p zum Ausdruck. Sie bringen p überdies in demselben Kontext zum Ausdruck – dem Kontext κ , der im Fall von (A)–(C) durch einen Kotext, den Anfang der deutschen Bibelübersetzung, gegeben ist, aber der nicht notwendigerweise durch einen Kotext gegeben sein muß, sondern auch durch eine Situation gegeben sein kann. Ein 4-Tupel wie das Tupel $\langle s_1, \alpha_1, p, \kappa \rangle$ – also ein Tupel, bestehend aus einem Satz, einer Strukturierungsart, einer Proposition und einem Kontext – möge eine *Expression* heißen. Expressionen, die in demselben Kontext dieselbe Proposition auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, bilden eine *Expressionsklasse* – die Expressionsklasse **E**. Die Sätze in (A)–(C) gehören somit zu Expressionen, die Elemente einer Expressionsklasse sind. Expressionsklassen umfassen die unterschiedlichen, zueinander *alternativen* Arten, auf die eine Proposition p sprachlich zum Ausdruck gebracht werden kann. Diese Ausdrucksalternativen – also die Expressionsklassen – sind, aus Gründen heraus, die gleich deutlich werden, die primären Objekte der Stilistik.²⁰ (Naheliegende Erweiterungen dieses Ansatzes, die sehr wohl erforderlich sind, werden im zweiten Abschnitt dieser Skizze vorgenommen.)

Bezüglich einer Expressionsklasse lassen sich Fragen stellen, die man als paradigmatisch für stilistische Fragen betrachten kann. So lässt sich im Hinblick auf die angegebenen Beispielsätze die Frage stellen, ob die Expression, zu der der Satz in (A) gehört, die Proposition p „besser“ – stilistisch angemessener oder adäquater, was auch, aber nicht nur heißt: dem Vorkommenskontext κ besser angepasst – zum Ausdruck bringt als die Expression, zu der der Satz in (B) gehört, oder ob das Umgekehrte der Fall ist. Ebenso lässt sich fragen, ob die Expressionen, zu denen die Sätze in (B) und (C) gehören, die Proposition p gleich gut – oder gleich schlecht – zum Ausdruck bringen. Allgemein gesagt: in Relation zu anderen Expressionen, die derselben Expressionsklasse angehören, lässt sich die *Ausdrucksgüte* einer Expression beurteilen oder *qualifizieren* – Expressionsqualifikationen der angedeuteten Art prä-

²⁰ Man beachte, dass der hier verwendete Begriff der Expressionsklasse sehr eng gefasst ist. Eine Expressionsklasse im engen Sinn besteht im Kern aus den grammatisch zulässigen Permutationen eines Satzes. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, stilistische Betrachtungen auf Expressionsklassen im engen Sinn zu beschränken. Expressionsklassen im weiten Sinn geraten ins Blickfeld, wenn die rigide Permutationsbedingung aufgegeben wird und alle die Sätze als Elemente einer Expressionsklasse betrachtet werden, die dieselbe Proposition zum Ausdruck bringen. Eine entsprechende Erweiterung der hier betrachteten, durch die Sätze in (A)–(C) gegebenen Expressionsklasse im engen Sinn würde dann dazu führen, dass auch der nachfolgend in (+) angegebene Satz zu der Expressionsklasse im weiten Sinn gezählt werden müsste:

(+) Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes.

Da es hier jedoch um die Erörterung grundsätzlicher Fragen der Stilistik geht, und da die Betrachtung von Expressionsklassen im weiten Sinn keine grundsätzlich anderen Fragen aufwirft als die, die sich bei der Betrachtung von Expressionsklassen im engen Sinn stellen, kann hier ohne Verlust an Allgemeinheit auf die Betrachtung von Erweiterungen wie der verzichtet werden, für die (+) exemplarisch ist.

gen einer Expressionsklasse eine Struktur auf. Sie spezifizieren, welche der alternativ möglichen Ausdrucksarten optimaler sind als andere alternativ mögliche Ausdrucksarten und welche Ausdrucksarten gleich optimal – oder eben gleichermaßen suboptimal – sind. Es ist traditionellerweise das Hauptgeschäft der Stilistik, solche Spezifizierungen zu liefern. Der primäre Gegenstand der Stilistik sind Expressionsklassen; sie sind das Objekt der stilistischen Beschreibung. Ihren Erklärungsaufgaben kommt die Stilistik nach, indem sie diese Expressionsklassen mit einer Qualifikationsstruktur versieht.

Diese Charakterisierung der Aufgaben der Stilistik beinhaltet offenkundig die Feststellung, dass die Stilistik eine erklärende und beschreibende Disziplin ist. Sie ist also – im Gegensatz zu nicht unüblichen Auffassungen – *keine* präskriptive Unternehmung. Die Ordnung, die für die Elemente einer Expressionsklasse spezifiziert wird, reflektiert – kurz gesagt – die stilistische Kompetenz der Sprecher/Hörer – in eben dem Sinn, in dem grammatische Erklärungen und Beschreibungen die grammatische Kompetenz der Sprecher/Hörer reflektieren. Ihre stilistische Kompetenz ist den Sprecher/Hörern teilweise ebensowenig transparent, wie ihnen ihre grammatische Kompetenz transparent ist. Aber gewisse Aspekte der Expressionsqualifikation sind den Sprecher/Hörern evidentenmaßen sehr wohl transparent; sie sind somit Bestandteil des expliziten sprachlichen Wissens der Individuen. Mit anderen Worten: die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer umfassen auch eine Komponente, die *jenseits* der UG angesiedelt ist und die sich komplementär zu ihren UG-Kenntnissen ergibt. Um es auf den Punkt zu bringen: Die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer sind ein *gemischtes* System; es umfasst explizite, den Individuen transparente und folglich bewusste Sprachkenntnisse, und es umfasst ihren UG-Kenntnissen entsprechende und teilweise durch sie gegebene *intrinsische*, also den Individuen nicht-transparente und ihnen folglich nicht bewusste Sprachkenntnisse. Das System **S** der stilistischen Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer ist somit ein Hybridsystem, im klassischen Sinn dieses Begriffs.

Das System **S** ist das Fundament des Vermögens der Sprecher/Hörer, stilistische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können – ebenso wie die UG das Fundament ihres Vermögens ist, grammatische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können. Stilistische Wohlgeformtheitsurteile – S-Urteile, kurz gesagt – sind wesentliche Bestandteile der Begründung, die für eine qualifikatorische Ordnung von **E**-Elementen beigebracht werden muss. Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass es der Bezugnahme auf S-Urteile durchaus nicht an wissenschaftlicher Dignität mangelt: S-Urteile sind – wie Experimente – reproduzierbare Größen. Das heißt: nur diejenigen S-Urteile zählen, die von *n*-vielen Sprecher/Hörern unter gleichen Bedingungen auf die gleiche Art abgeben werden und insofern reproduzierbar sind. Entsprechendes gilt im übrigen für Grammatizitätsurteile. – Es liegt auf der Hand, dass die genannte Reproduzierbarkeitsbedingung eine im Prinzip erfüllbare Bedingung ist.

Die Bezugnahme auf S-Urteile eröffnet eine der Möglichkeiten, qualifikatorische Ordnungen zu begründen. Sie ist nicht die einzige Begründungsmöglichkeit. Macheiner (1991) demonstriert eine Reihe von Begründungsmöglichkeiten, die aus der Praxis der empirischen linguistischen Forschung resultieren. Eine geeignete Adaption der experimentellen Forschungspraxis der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaft – eine solche Adaption ist im Grundsatz ohne weiteres möglich – erschließt weitere Möglichkeiten einer Begründung stilistischer Annahmen. – Nimmt man die genannten Begründungsmöglichkeiten in Anspruch, lässt sich in Ansehung der in (A)–(C) mitgeteilten Sätze und der zugehörigen, zuvor angedeuteten Expressionsstruktur eine qualifikatorische Aussage wie etwa die folgende begründet behaupten:

(D) ((A) ist besser als (B) und (C)) und ((B) und (C) sind in etwa gleich gut)

Zur Begründung von (D) ließe sich etwa beibringen, dass (A) im Gegensatz zu den beiden anderen Sätzen eine PP-Topikalisierung aufweist. Topikalisierungen tragen auf spezielle Art mit zur Strukturierung der Aufmerksamkeit des Rezipienten bei, und die PP-Topikalisierung leistet dies in besonderem Maße, da die PP „am Anfang“ zugleich das Anfangselement der Textes ist, dessen erster Satz eben der in (A) angegebene Satz ist. Insofern ist (A) gegenüber (B) und (C) ausgezeichnet. Ferner lässt sich anführen, dass der Satz in (A) besser als die beiden anderen Sätze in den Kontext integriert ist, in dem die drei Sätze zu lokalisieren sind. Die Sätze in (B) und (C) dagegen sind unter den genannten Aspekten ununterscheidbar voneinander und sind deshalb als in etwa gleich gut zu qualifizieren. – Natürlich beinhalten diese Feststellungen keine differenzierte Begründung von (D). Aber es geht hier auch nicht darum, eine solche Begründung vorzulegen – es geht allein darum, die prinzipielle Be-

gründbarkeit von (*) nachweisen. Und dieser Nachweis dürfte mit den voranstehenden – elaborierungsbedürftigen, aber auch elaborierungsfähigen – Hinweisen erbracht worden sein.

Die Aussage in (D) erklärt die drei in Rede stehenden Sätze stilistisch: durch sie werden diese Sätze relativ zu der angedeuteten Expressionsstruktur qualifikatorisch geordnet – sie werden unter stilistischen Gesichtspunkten erklärt, indem sie in Relation zueinander gesetzt werden, und zwar derart, dass durch die Relationierung eine Ordnung erzeugt wird. Sicher sind in letzter Instanz stilistische Erklärungen höherer Stufe erforderlich, also Erklärungen, in deren Rahmen Aussagen wie die in (D) aus Prinzipien abgeleitet werden. Stilistische Erklärungen dieser Art sind einstweilen außer Reichweite – aber es dürften die niedrigstufigen Erklärungen der umrissenen Art sein, die den Weg bahnen, der zu Erklärungen höherer Stufigkeit führt.

Es ist wesentlich zu sehen, dass Aussagen wie die in (D) angegebene grundsätzlich relationaler Natur sind. Genauer: mit Aussagen dieser Art werden *Komparationsrelationen* etabliert. Diese Aussagen sind die Fundamentalsätze der Stilistik – Macheiner (1991) entwickelt eine Vielzahl von Aussagen dieser Art. Sie unternimmt jedoch keinen Versuch, die Logik zu explizieren, der Komparationsrelationen unterliegen. In Anbetracht der Zielsetzungen, die sie mit ihrem Buch verfolgt, ist der Verzicht auf diese Explikation mehr als verständlich. Aber nichtsdestoweniger ist eine Explikation von Komparationsrelationen der Expressionsqualifikation unverzichtbar, wenn eine Systematisierung der Stilistik avisiert wird. Die Betrachtungen im folgenden Abschnitt sind der Versuch, diesem Explikationserfordernis nachzukommen. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie als systematisierender Appendix zu den Untersuchungen, die Judith Macheiner zu Fragen der Stilistik vorgelegt hat, genommen werden können.

2 Quasireihen der Expressionsqualifikation

Natürlich gibt es eine Mehrzahl von Möglichkeiten, um eine Systematisierung von Komparationsrelationen herbeizuführen. Man kann jedoch davon ausgehen, dass es einen Standardfall der stilistischen Betrachtung ist, dass die Expressionsklasse E so strukturiert ist, wie es im Zusammenhang der Erörterung von (D) vorausgesetzt wurde: nämlich durch zwei Komparationsrelationen – etwa die Relation „x ist (in etwa) gleich adäquat (gut, angemessen) wie y“ und (um die Inverse der im Zusammenhang von (*) bemühten Vergleichsbeziehung zu nehmen) die Relation „x ist weniger adäquat (gut, angemessen) als y“. Die erste dieser beiden Relationen soll durch das Symbol „ \approx “, die zweite durch das Symbol „ $<$ “ bezeichnet werden. a, b, c, ... stehen für E-Elemente. Es liegt nahe anzunehmen, dass die beiden Komparationsrelationen den folgenden Bedingungen genügen, deren Geltung intuitiv wohl unmittelbar einsichtig sein dürfte:

- (1-A) $a \approx b$
- (1-B) $a \approx b \Rightarrow b \approx a$
- (1-C) $a \approx b \wedge b \approx c \Rightarrow a \approx c$
- (1-D) $a < b \wedge b < c \Rightarrow a < c$
- (1-E) $a \approx b \Rightarrow \neg a < b$
- (1-F) $a \approx b \vee a < b \vee b < a$

Die Notation in (1-A)–(1-F) ist, wie auch im folgenden, Standard; es gelten die üblichen Bindungskonventionen. Offenbar ist \approx gemäß (1-A)–(1-C) eine Äquivalenzrelation, und nach (1-D) ist $<$ transitiv. \approx und $<$ sind entsprechend (1-E) unverträglich miteinander, und wegen (1-F) ist $<$ konnex modulo \approx . – Definitorisch kann man nun eine Relation \leq , die die beiden bisher betrachteten Relationen disjunktiv integriert, wie folgt einführen:

$$(2) \quad a \leq b := a < b \vee a \approx b$$

Mit (2) gelten auf Grund von (1-A)–(1-F) offenbar die beiden nachfolgend mitgeteilten Theoreme:

- (3-A) $a \leq b \vee b \leq a$
- (3-B) $a \leq b \wedge b \leq c \Rightarrow a \leq c$

Nach diesen Vorbereitungen ist es möglich, die Betrachtung der beiden Grundrelationen \approx und $<$ auf die Betrachtung der einen Grundrelation \leq zu reduzieren. Vorausgesetzt wird dabei, dass (3-A) und (3-B) die beiden Axiome sind, die diese Grundrelation strukturieren. Relativ zu diesen Axiomen kann man dann die Relationen $<$ und \approx definitorisch wie folgt einführen:

$$(4-A) \quad a < b := \neg b \leq a$$

$$(4-B) \quad a \approx b := a \leq b \wedge b \leq a$$

$$(4-C) \quad a > b := b < a$$

Bezüglich der Relation \approx ist anzumerken, dass für sie das Substitutionsprinzip gilt, und zwar in der nachfolgend angegebenen Form: $a \approx b \Rightarrow (A[a] \Rightarrow A[b])$; dabei ist $A[a]$ nur mit dem Grundprädikat \leq aufgebaut. – Auf der Basis von (3-A) – (3-B) und mit (4-A) – (4-C) lassen sich, wie unschwer einzusehen ist, die in (1-A) – (1-F) mitgeteilten Aussagen als Theoreme beweisen. Ferner gilt (5-A):

$$(5-A) \quad \forall x (a \approx x \equiv b \approx x) \Rightarrow a \approx b$$

Auch dies ist unschwer einzusehen: wegen $a \leq a$ und $b \leq b$ folgt aus (5-A) $a \leq b \wedge b \leq a$; mithin gilt $a \approx b$. Trivialerweise gilt auch (5-B):

$$(5-B) \quad \forall x (x \leq a \equiv x \leq b) \Rightarrow a \approx b$$

Wenn für \leq die Axiome (3-A) und (3-B) gelten, bezeichnet man die durch das Paar $\langle E, \leq \rangle$ gegebene Struktur als eine *Quasireihe*. Der Begriff der Quasireihe wurde von Hempel (1952) eingeführt; die Darstellung, die hier gegeben wird, schließt in vielen Details an die von Kutschera (1972) gegebene Darstellung der Konzeption Hempels an. Hempel hat den Begriff der Quasireihe in Entsprechung zum Begriff der Quasiordnung entwickelt. Eine Quasiordnung liegt vor, wenn die Beziehung \leq reflexiv und transitiv ist. Eine Ordnung ist partiell, wenn diese Beziehung auch antisymmetrisch ist, also $a \leq b \wedge b \leq a \Rightarrow a = b$ gilt. Eine Ordnung ist gegeben, wenn eine partielle Ordnung vorliegt, die die Konnexivitätseigenschaft aufweist, sodass gilt: $a < b \vee b < a \vee a = b$. Eine Quasireihe ist insofern eine Ordnung, in der die Identität zu der Beziehung \approx abgeschwächt ist. Wegen eben dieser Abschwächung decken Quasireihen mehr mögliche Komparationsaspekte ab als Ordnungen. Man kann die Quasireihe in Ansehung der Komparationsmöglichkeiten, die sie eröffnet, geradezu als die Grundform komparativer Relationierungen betrachten. Und auch die Expressionsqualifikation instanziiert diese Grundform: der in (*) betrachtete Fall einer Expressionsqualifikation ist sicher exemplarisch, und es ist evident, dass sich dieser Fall im Rahmen des mit (3-A) und (3-B) gegebenen Axiomensystems darstellen lässt. Das Axiomensystem *ist* die Systematisierung der Expressionsqualifikation, die zuvor als erforderlich nachgewiesen wurde.

Man könnte es als eine Beschränkung der Reichweite der Axiomatik betrachten, dass sie nur Expressionsqualifikationen relativ zur einer Expressionsklasse E erlaubt. Aber dieser Einwand der Reichweitenbeschränkung der Axiomatik geht an der Sache vorbei. Die Struktur, die zuvor umrissen wurde, kann so ausdifferenziert werden, dass alle relevanten Fälle der Expressionsqualifikation durch die Axiomatik erfasst werden können. Mit der Axiomatik ist verlangt, dass die ins Spiel gebrachten Komparationsrelationen (3-A) und (3-B) genügen – es ist nicht verlangt, dass diese Relationen – wie die im Zusammenhang mit (*) betrachteten Relationen – zweistellig sind. Auch höherstellige Relationen können den Axiomen genügen, trivialerweise, und das bedeutet, dass die Klasse der Fälle, die axiomatisch erfasst werden können, sehr viel reicher ist, als es auf den ersten flüchtigen Blick hin scheinen mag. Unter Bezugnahme auf höherstellige Komparationsrelationen ist dann auch das möglich, was *prima facie* ausgeschlossen zu sein scheint: nämlich die qualifikatorische Komparation von Expressionen, die voneinander verschiedenen Expressionsklassen angehören. Die Besprechung des Konzeptes der Quasireihe soll mit der Demonstration eben dieser Möglichkeit zum Abschluss gebracht werden.

Dazu sei eine vierstellige Komparationsrelation betrachtet: die Relation „ x und y sind sich strukturell – bezüglich einer bestimmten Einbettungstiefe, einer bestimmten Ambiguitätsrate, einer bestimmten Komplexität – höchstens so ähnlich wie u und v “. x, y, u und v sind dabei Variablen für Expressionen. Die Relevanz von derartigen Ähnlichkeitseinstufungen für die Stilistik ist evident; es erübrigt sich insofern, sie nochmals zu demonstrieren. Diese Ähnlichkeitsrelation – die Relation $x, y \leq u, v$ – möge

eine Menge \mathbf{M} von Expressionen strukturieren, für die gilt: $\mathbf{M} = \mathbf{E}_1 \cup \mathbf{E}_2$, wobei es nicht notwendigerweise der Fall ist, dass $\mathbf{E}_1 \cap \mathbf{E}_2 = \emptyset$ gelten muss. \mathbf{E}_1 und \mathbf{E}_2 seien Expressionsklassen im erläuterten Sinn. Ferner gelte, dass die Konstanten, die für die Variablen x, y eingesetzt werden, ausschließlich \mathbf{E}_1 -Elemente seien, und die Konstanten, die für u, v eingesetzt werden, ausschließlich \mathbf{E}_2 -Elemente. Damit ist sichergestellt, dass die Komparationsrelation eine qualifikatorische Vergleichsbeziehung zwischen Expressionen, die voneinander verschiedenen Expressionsklassen angehören, reflektiert (genauer: sie reflektiert eine solche Beziehung, die zwischen Paaren von Expressionen, die unterschiedlichen Klassen angehören, besteht). Es ist sinnvoll anzunehmen, dass diese Relation den nachfolgend angegebenen, von Kutschera (1972) – der allerdings nicht Probleme der Expressionsqualifikation, sondern Metrisierungsprobleme erörtert – übernommenen Bedingungen genügt:

- (6-A) $a, b \leq c, d \vee c, d \leq a, b$
- (6-B) $a, b \leq c, d \wedge c, d \leq e, f \Rightarrow a, b \leq e, f$
- (6-C) $a, b \leq c, d \Rightarrow b, a \leq c, d$
- (6-D) $a, b \leq c, d \Rightarrow a, b \leq d, c$
- (6-E) $a, b \leq c, c$
- (6-F) $a, b \approx c, c \Rightarrow a, d \approx b, d$

In Analogie zu (4-A) und (4-C) lässt sich definatorisch festlegen, dass gilt:

- (7-A) $a, b < c, d := \neg c, d \leq a, b$
- (7-B) $a, b \approx c, d := a, b \leq c, d \wedge c, d \leq a, b$
- (7-C) $a, b < c, d := c, d < a, b$

Es ist ohne weiteres ersichtlich, dass sich die Relation $x, y \leq u, v$ wegen (6-A) – (6-D) durch die Relation $\{x, y\} \leq^* \{u, v\}$, also als Relation zwischen Paarmengen, darstellen lässt. Allerdings sind Paarmengen nicht die einzigen Relata der Relation: für $a = b$ ist $\{a, b\} = \{a\}$; mithin sind – genau genommen – auch Einermengen im Bereich der Relation. Komplikationen ergeben sich daraus nicht. – Es ist klar, dass die Relation \leq^* eine Quasireihe induziert.

Eine Anmerkung zu (6-E) ist angebracht. Offenbar ist kein Ding einem Ding so ähnlich, wie dieses Ding selbst – nichts und niemand ist Berti Vogts so ähnlich, wie Berti Vogts selbst. Identität impliziert maximale Ähnlichkeit, und genau dies ist mit (6-E) zum Ausdruck gebracht. Technisch bedeutet dies, dass die durch \leq^* gegebene Quasireihe maximale Elemente enthält – eben die Expressionen, die – weil sie mit sich selbst identisch sind – einander maximal ähnlich sind. Insofern legt es sich nahe, eine Relation \div definatorisch wie folgt einzuführen:

- (7-D) $a \div b := \forall x (a, x \approx b, x)$

Wie \approx ist auch die Relation \div eine Äquivalenzrelation: nämlich die Relation der Gleichheit bezüglich eines bestimmten Komparationsaspektes, also etwa die Gleichheit bestimmter Expressionen im Hinblick auf ihre Einbettungstiefe, ihre Ambiguitätsrate oder ihre Komplexität. Unter Voraussetzung von (7-D) besagt (6-E) dann, dass bestimmte Expressionen bezüglich bestimmter Aspekte durch die Relation \leq^* nicht voneinander unterschieden werden können und entsprechend bezüglich dieser Aspekte gleich qualifiziert werden müssen.

Mit (6-A)–(6-F) und (7-A)–(7-D) dürfte gezeigt sein, was zu zeigen war: dass nämlich das Konzept der Quasireihe so ausdifferenziert werden kann, dass sich nahezu alle relevanten Fälle von Expressionsqualifikationen unter dieses Konzept subsumieren lassen. Insofern ist der Begriff der Quasireihe, wenn er unter den im ersten Abschnitt umrissenen Prämissen verwendet wird, ein zentraler, grundlegender Begriff der Stilistik. Mit der Bezugnahme auf die Struktur $\langle \mathbf{E}, \leq \rangle$ ist mithin einer der Wege eröffnet, die beschritten werden müssen, um das Gelände der stilistischen Gegebenheiten systematisch vermessen zu können. Dabei steht es ganz außer Frage, dass noch weitere Vermessungsarbeiten – und zwar in einem erheblichen Umfang – erforderlich sein werden, um dieses Gelände erfolgreich erschließen zu können. Wenn die voranstehenden Betrachtungen gezeigt haben, dass diese Erschließungsarbeit im Prinzip sehr wohl erfolgreich ins Werk gesetzt werden kann, haben sie ihren Zweck erfüllt. Denn dann ist mit ihnen gezeigt, dass der Weg, den Macheiner (1991) der stilistischen For-

schung eröffnet hat, eben der Weg ist, der zu beschreiten ist, wenn die Stilistik eine Systematisierung erfahren soll, durch die ihre deskriptiven und explanativen Potentiale freigesetzt werden können, die freigesetzt werden müssen.

PROSPEKT DES PRO-THEOREMS

Das PRO-Theorem wird üblicherweise im Rahmen des Bindungsmoduls der Universalgrammatik entwickelt. Die Ableitung des Theorems unter diesen Prämissen führt jedoch zu einem theorieimmanenten Widerspruch. Die Elemente des ABC der Bindungstheorie sind alternativ miteinander verknüpft; die Ableitung des PRO-Theorems macht jedoch die konjunktive Verknüpfung des Prinzips A und des Prinzips B erforderlich, und genau dies führt zum Widerspruch. Dieser Widerspruch kann nicht dadurch aus der Welt geschafft werden, dass man das PRO-Theorem unter Beibehaltung der Konjunktivität der Verknüpfung in einem anderen UG-Modul aus dem Bindungsmodul zu entwickeln versucht, da dies zu der unhaltbaren These führt, dass es UG-Module gibt, die einander widersprechen. Um der Probleme Herr werden zu können, die sich mit dem PRO-Theorem verbinden, scheint es dem gegenüber vielversprechender zu sein, die für die Bindungstheorie konstitutiven empirischen Annahmen über Komplementärverteilungen erneut auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen.

Die Wohlgeformtheitsbedingungen, die mit einer hochgradig gewichtigen Teiltheorie der von Chomsky (1981), (1986) inaugurierten Prinzipien- und Parametertheorie der Universalgrammatik – kurz: der (P&P)-Theorie der UG –, nämlich der Bindungstheorie etabliert sind, sind hinlänglich bekannt. Gleichwohl ist es, im hier thematisierten Zusammenhang, angebracht, sie knapp zu rekapitulieren. Diese Rekapitulation findet sich nachfolgend in (1):

(1-A) Eine Anapher ist in ihrer bindenden Kategorie gebunden.

Zu den Anaphern zählen reflexive und reziproke Pronomen wie *himself*, *herself*, *oneself*, *ourselves*, *each other* und so weiter.

(1-B) Ein Pronominal ist in seiner bindenden Kategorie frei.

In die Klasse der Pronominale fallen die Personalpronomina wie *she*, *her*, *he*, *it*, *us* und so weiter

(1-C) Ein R-Ausdruck ist frei.

Zur Klasse der R-Ausdrücke zählen alle die Ausdrücke, die man als „selbständig regierende Ausdrücke“ bezeichnen kann, also Namen wie *Wendelin*, Quantorenphrasen wie *niemand* und S¹-Konfigurationen wie *that Chomsky is wrong* und so weiter.

(1-A)–(1-C) sind, entsprechend der Konzeption der (P&P)-Theorie, die zentralen Elemente des Bindungsmoduls der UG. Dieses Modul ergibt sich in Konsequenz der *Verknüpfung* der Feststellungen in (1-A)–(1-C) miteinander. Im Hinblick auf diese Verknüpfung, die für das Bindungsmodul konstitutiv ist, gilt (2):

(2) Das Bindungsmodul der UG umfasst die alternative Verknüpfung von (1-A)–(1-C).

Mit anderen, schlichteren Worten: Das Bindungsmodul resultiert aus der *entweder-oder*-Verknüpfung von (1-A)–(1-C) miteinander. Ein I-sprachlicher Ausdruck ist *entweder* eine Anapher und mithin in seiner bindenden Kategorie gebunden *oder* es handelt sich bei ihm um einen R-Ausdruck und er ist entsprechend frei, *tertium non datur* – und so weiter.

Im Hinblick auf die Prinzipien in (1-A)–(1-C) spricht man üblicherweise auch vom ABC der Bindungstheorie, und von dieser Redeweise soll auch hier Gebrauch gemacht werden. Entsprechend wird im Hinblick auf (1-A)–(1-C) auch kurz vom Prinzip A, Prinzip B und Prinzip C die Rede sein. Aus der Bindungstheorie ergeben sich die nachfolgend in (3) zusammengestellten Voraussagen:

(3a) they_i saw [_{NP} pictures of themselves_i/*them_i]

(3b) they_i saw [_{NP} John's pictures of them_i/*themselves_i]

Die GF von *John's* ist die des Subjektes der NP; die NP in (3b) stellt also eine bindende Kategorie für Pronominal und Anapher dar. Dieses Subjekt fehlt in (3a). In (3a) sind AGR beziehungsweise das Subjekt des Satzes die nächsten für die Konstitution der bindenden Kategorie S einschlägigen Elemente. In (3a) ist somit S die bindende Kategorie innerhalb derer *them* gebunden ist; das aber steht im Widerspruch zu Prinzip B und damit erklärt sich die in (3a) vermerkte Ungrammatizität. In (3a) ist NP eine bindende Kategorie, innerhalb der *themselves* frei ist; das aber steht im Widerspruch zu Prinzip A und damit erklärt sich die Nicht-Wohlgeformtheit, die in (3b) vermerkt ist. Damit sind Prinzip A und Prinzip B auf die allgemein übliche Art erläutert; zur Exemplifizierung von Prinzip C betrachte man die nachfolgend in (4) angeführten Fälle:

(4a) *Mary_i admires Mary_i

(4b) *she_i believes that John admires Mary_i

(4c) *she_i believes that John said that he admires Mary_i

Aus Prinzip C folgt, dass die Koindizierungen in (4) unzulässig sind, und das heißt: Es folgt die dokumentierte Ungrammatizität der in (4) angeführten Fälle. Man beachte, dass die Bindungstheorie das c-Kommando voraussetzt; demzufolge ist es nicht möglich, im Rahmen der Bindungstheorie Aussagen über Strukturen wie die in (5) angegebene zu machen:

(5) [_{αi} ... β_j ...]

Da (5) einen Einbettungsfall darstellt, kann in (5) keine c-Kommando-Beziehung vorliegen, was heißt, dass (5) außerhalb des Geltungsbereichs der Bindungstheorie liegt. Entsprechend kann die nachfolgend in (6) angegebene Korreferenz durch die Bindungstheorie nicht ausgeschlossen werden:

(6) [der Besitzer [seines_i Grappas]]_i war entzückt

Fälle wie der in (6) dokumentierte werden durch den hier nicht weiter zur Diskussion stehenden (i/i)-Filter ausgeschlossen, der unabhängig von der Bindungstheorie gegeben ist (cf. hierzu Chomsky 1981: 212. Allgemeine Betrachtungen zum (i/i)-Filter finden sich in Kanngießer 2001).

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt, dass Subjekte in der Bindungstheorie eine zentrale Rolle spielen. Dabei ist es wesentlich zu sehen, dass sich aus den Standardüberlegungen zur Rechtfertigung leerer Kategorien trivialerweise – also schon rein logisch – ergibt, dass auch leere Subjekte eine bindende Kategorie schaffen. So ist in (7) der eingebettete S-Knoten die bindende Kategorie der Pronomina, denn die leeren Kategorien PRO und das Spurelement *t* sind zwar voneinander verschieden (es gibt also leere Elemente, die voneinander unterschieden werden können und unterschieden werden müssen), aber nichtsdestoweniger gilt, dass sowohl *t* als auch PRO als Subjekt fungieren.²¹ PRO und *t* sind mithin einschlägig für die Auszeichnung der bindenden Kategorie:

(7a) Mary_i wants [_S¹ [PRO_i to better herself/*her_i]]

(7b) John_i seems [_S¹ *t*_i to better himself/*him_i]

Die zuvor angesprochenen Standardüberlegungen zur Rechtfertigung leerer Kategorien beinhalten eine Klassifikation der leeren Kategorien, die sich in A-Position befinden. Diese Klassifikation ist nachfolgend in (8) nochmals mitgeteilt:

²¹ Die Bezugnahme auf die Kategorie PRO ist die Bezugnahme auf ein leeres Element, das jedoch nicht durch Bewegung induziert, also keine Spur, sondern eine unsichtbare NP (beziehungsweise, wenn dies intendiert sein sollte, eine unsichtbare DP) ist. Diese Bezugnahme ermöglicht die Repräsentation satzwertiger Infinitive und erklärt sich wie folgt: Das Verb des eingebetteten Infinitivsatzes muss seine Agens-θ-Rolle an einem Argument realisieren. Da I jedoch nicht die Merkmale [+TNS, +AGR] hat, kann das Verb die diese Rolle übernehmende NP nicht sichtbar machen. In diese Sichtbarkeitslücke wird die unsichtbare NP PRO eingefügt, die zwar eine θ-Rolle übernehmen kann, aber keinen Kasus benötigt, sodass die Bedingungen erfüllt sind, die bei Infinitivkonstruktionen erfüllt sein müssen.

- (8a) Ein leeres Element α ist eine *Variable*, falls α lokal A^- -gebunden ist.
- (8b) Ein leeres Element α ist eine *Anapher*, falls $([\alpha \text{ ist nicht lokal } A^- \text{-gebunden}] \equiv [[\alpha \text{ ist frei}] \vee [\alpha \text{ ist nicht lokal } A \text{-gebunden}]])$
- (8c) Ein leeres Element α ist ein *Pronominal*, falls $([\alpha \text{ ist frei}] \vee [\alpha \text{ ist lokal durch ein } \beta \text{ mit unabhängiger } \theta \text{-Rolle } A \text{-gebunden}])$

Auf der Basis dieser Klassifikation und der Feststellungen in (1) lässt sich – zumindest einer weithin gängigen Auffassung zufolge – ein zentrales und hochgradig gewichtiges Theorem der (P&P)-Theorie ableiten. Es ist dies das PRO-Theorem. Dieses Theorem ist nachfolgend in (9) mitgeteilt.²² Der Standardbeweis für (9) ist hier in der Version, in der Stechow/Sternefeld (1988: 238) ihn vorlegen, direkt im Anschluss an (9) angeführt:

- (9) \neg [PRO ist regiert]

Beweis

- [1] Aus (8a) und (8b) folgt, dass jede leere Kategorie *entweder* eine Variable *oder* eine Anapher ist.
- [2] Das leere Element PRO erfüllt jedoch (8b) und (8c); das heißt: PRO ist eine Anapher *und* ein Pronominal.
- [3] Wegen [2] muss PRO damit der Bindungstheorie und zwar insbesondere (1-A) und (1-B) genügen, falls es eine Kategorie gibt, die PRO regiert.
- [4] (1a) und (1b) zufolge kann ein Element jedoch nicht gleichzeitig in seiner bindenden Kategorie frei und gebunden sein; das heißt: Ein Element kann nicht zugleich Pronominal und Anapher sein.
- [5] Da ein Element nicht zugleich frei und gebunden sein kann, muss gelten, dass PRO nicht regiert ist, und das war zu zeigen.²³

Man überzeugt sich leicht davon, dass der Beweis des PRO-Theorems einen eklatanten Widerspruch beinhaltet: [2] beruht auf der konjunktiven Verknüpfung von (1-A) und (1-B); diese Verknüpfung aber steht im Widerspruch zu (2). Das Auftreten dieses Widerspruchs ist in [4] angesprochen. Aus [4] wird, um den Widerspruch zu vermeiden, auf [5] geschlossen. Dieser Schluss ist jedoch nicht korrekt, denn er führt zum Widerspruche mit [2]. [2] aber steht, wie bereits festgestellt, im Widerspruch zu (2); insofern ist der Beweis in doppelter Hinsicht widersprüchlich. Das Fazit, das aus all dem zu ziehen ist, ist offenkundig: Das PRO-Theorem ist aus rein logischen Gründen unhaltbar. Das heißt auch, dass das PRO-Theorem in der Bindungstheorie nicht ableitbar ist. Das Theorem ist also, kurz gesagt, kein Element des Bindungsmoduls der UG.

Um zu vermeiden, (9) nicht als Theorem, sondern als eine schlichte Festsetzung begreifen zu müssen, könnte man versucht sein, (9) als Element eines anderen UG-Moduls – etwa des Kontrollmoduls – zu entwickeln. Aber dies kann – wenn es denn überhaupt gelingen kann – nur dann gelingen, wenn die entscheidende Voraussetzung des Beweises für das PRO-Theorem aufgegeben wird. Dieser Voraussetzung zufolge ist PRO eine Anapher und ein Pronominal. Wird diese Voraussetzung in ein vom Bin-

²² Man beachte, dass das Theorem die Negation enthält. Theoreme, die die Negation enthalten, sind – aus allgemein bekannten, hier nicht weiter zu erörternden Gründen – nicht nur aus ästhetischen Gründen wenig wünschenswert, sondern auch aus rein logischen Gründen ungleich problematischer als Theoreme, die die Negation nicht enthalten, also positiv formuliert sind. Es ist jedoch nicht zu sehen, wie sich eine positive Version des PRO-Theorems beibringen ließe, und dies kann sehr wohl als ein erster Hinweis darauf gesehen werden, dass dieses Theorem nicht so unproblematisch ist, wie es wünschenswert wäre.

²³ Chomsky (1981) führt aus, dass es für PRO keine regierende Kategorie gibt, da I im PRO-Fall die Eigenschaften [-TNS, -AGR] hat. Das aber heißt, dass PRO sich nicht innerhalb einer Rektionsdomäne befindet, und folglich liegt PRO außerhalb des Geltungsbereichs der (für gebundene Elemente geltenden) Bindungstheorie. Damit erübrigt sich die Notwendigkeit, das PRO-Theorem im Rahmen der Bindungstheorie ableiten zu müssen – es entfällt aber auch die Möglichkeit, das Theorem vermöge der Bindungstheorie ableiten zu können. Da jedoch vollkommen unklar ist, wie das PRO-Theorem außerhalb der Bindungstheorie abgeleitet werden können soll, kann von einem PRO-Theorem nicht mehr die Rede sein. Das vermeintliche Theorem stellt sich vielmehr als eine definatorische Festsetzung heraus, deren systematischer Ort in der (P&P)-Theorie durchaus unklar ist, und von der man sagen muss, dass sie der Theorie ad hoc hinzugefügt ist, um einen theorieimmanenten Widerspruch vermeiden, zumindest aber verschleiern zu können. Diese Verschleierungsmaßnahme ist durchaus folgenreich: Denn wenn PRO per definitionem unregiert ist und außerhalb des Geltungsbereichs der Bindungstheorie liegt, ist es überflüssig geworden, den Begriff der Rektion in die Bindungstheorie zu integrieren. Man sieht insofern wohl leicht ein, dass das vermeintliche PRO-Theorem mehr Probleme schafft, als mit seiner Hilfe gelöst werden können.

Modul verschiedenes UG-Modul M – welches auch immer es sein mag – integriert, so steht das Bindungsmodul ersichtlich im Widerspruch zu M. Das heißt: Der Versuch, das PRO-Theorem unter Beibehaltung der Voraussetzung in [2] außerhalb der Bindungstheorie und innerhalb von M zu entwickeln, führt letztlich zu der These, dass es UG-Module gibt, die im Widerspruch zueinander stehen. Es versteht sich von selbst, dass diese These noch ungleich unakzeptabler ist als der Versuch, das PRO-Theorem so zu beweisen, wie dies im Anschluss an (9) ausgeführt wurde. Allgemein gesagt: es ist – aus logischen wie auch aus empirischen Gründen – schlicht sinnlos, mit der Annahme zu operieren, dass die UG in sich widersprüchlich strukturiert ist.

In Ansehung seines empirischen Gehalts besagt das in (2) mitgeteilte Verknüpfungsprinzip, dass Anaphern und Pronominalkomplemente komplementär verteilt sind. Diese Feststellung ergibt sich aus der in (8) mitgeteilten Klassifikation der leeren Kategorien, die sich in A-Position befinden. Möglicherweise ist es genau diese Klassifikation, aus der sich – in letzter Instanz – die mit dem PRO-Theorem verbundenen – nicht unerheblichen – Probleme ergeben. Es liegt auf der Hand. Der Hinweis darauf, dass diese Möglichkeit bestehen könnte – dieser Hinweis kommt natürlich der Annahme gleich, dass es lohnend ist, dieser Möglichkeit nachzugehen, um auf diese Art die mit dem PRO-Theorem verbundenen Probleme aus der Welt schaffen zu können –, ist nicht mit dem (ohnehin zum Scheitern verurteilten) Versuch zu verwechseln, die (P&P)-Theorie gegen (ihre inhärenten) Probleme zu immunisieren. Diese Theorie ist eine der explanativ tiefgehensten und weitreichendsten grammatischen Theorien, die im Verlaufe der Entwicklung der Linguistik jemals vorgelegt wurden. Es ist für die weitere Elaborierung der grammatischen Theorie zweifellos produktiver, die in (8) skizzierte Klassifikation der in einer A-Position stehenden leeren Kategorien erneut zu überprüfen und gegebenenfalls umzustrukturieren, als die (P&P)-Theorie insgesamt wegen der mit dem PRO-Theorem verbundenen Probleme aufzugeben. Wenn eine Möglichkeit besteht, diesen Problemen beizukommen, dann sollte man – dies ist der Gehalt des voranstehenden Hinweises – nicht zögern, diese Möglichkeit zu nutzen.

LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN

Für Peter Finke

*Da dengelt jemand – oder sagt man dangelt?
im Tale seine Sense, und es drangelt
sich der Vergleich auf – oder sagt man drängelt?
daß es so klingt, als wenn wer wo was dengelt.*

ROBERT GERNHARDT

Unter dem Begriff der Sprachdisziplinen werden diejenigen Disziplinen zusammengefasst, die in irgendeiner Hinsicht die Sprache zum Gegenstand der Untersuchung nehmen. Diese Disziplinen sind, wie alle Wissenschaften, einer Methodologie der restringierten Untersuchungsdomänen verpflichtet. Gerade deshalb aber stellt sich im Spektrum dieser Disziplinen, das – da es beispielsweise von der Biologie bis hin zur Linguistik reicht – überaus mächtig ist, die Aufgabe, domänenspezifisch gewonnene Einzelerkenntnisse zu einem konsistenten Gesamtsystem der Spracherkenntnis zusammenzufassen, also miteinander zu unifizieren. Es wird gezeigt, dass dem Lösen dieser Unifikationsaufgabe Grenzen gesetzt sind, die disziplinenintern, aber auch interdisziplinär gegebenen Erkenntnisgrenzen gleichkommen. So ist es derzeit nicht möglich, die auch Tatbestände der Sprachkapazität betreffende neurobiologische Dynamic-Core-Hypothese und die linguistische CP/IP-Hypothese miteinander zu unifizieren. Diese Erkenntnisgrenze dürfte jedoch eine kontingenterweise gegebene, also zukünftige Forschung überwindbare Grenze sein. Andere Unifizierungsgrenzen reflektieren jedoch systematische, unüberwindbare Erkenntnisgrenzen, die bei dem Versuch ins Blickfeld kommen, die zukünftige Sprachperformanz eines Individuums zu prognostizieren.

1 Domänen der Forschung

Das System der Wissenschaften ist ein offenes System; insbesondere ist es erweiterungsfähig, und es erfährt in der Tat Erweiterungen: Es gibt den Tatbestand der Genese neuer wissenschaftlicher Disziplinen, und es besteht keinerlei Anlass, die Möglichkeit dieses Tatbestandes für irgendeine Zukunft auszuschließen. Die Offenheit der Wissenschaften, die die Möglichkeit der Erweiterung der Menge der Disziplinen selbstverständlich mit einschließt, ist einer der Garanten für die Möglichkeit des wissenschaftlichen Fortschritts; sie ist damit – wie sich den Kantischen Sprachgebrauch adaptierend sagen lässt – eine der Bedingungen der Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt. Die Offenheit der Wissenschaften ist mit konstitutiv für ihre Produktivität.

Die Offenheit der Wissenschaften manifestiert sich primär in Prozessen der disziplinären Ausdifferenzierung. So ist, beispielsweise, die Naturwissenschaft aus der Naturphilosophie durch einen Vorgang der methodologischen Ausdifferenzierung hervorgegangen; sie hat sich dann nach ihrer Etablierung ihrerseits weiter ausdifferenziert – etwa in Physik, Biologie, Chemie und Medizin. Jede dieser Disziplinen ist dann wiederum weiter ausdifferenziert worden – die Biologie etwa in den „roten“ und den „grünen“ Bereich, die Physik in Theoretische Physik und Experimentalphysik, und so weiter. Der Zuwachs an Erkenntnis scheint zwangsläufig mit Prozessen der disziplinären Ausdifferenzierung verbunden zu sein.

Es liegt auf der Hand, dass diese offenbar unvermeidlichen und auch erforderlichen Ausdifferenzierungsprozesse jedem Versuch entgegenstehen, die vielberufene – methodologische oder gar nomologische – Einheit der Wissenschaft zu demonstrieren. Nicht die Einheit der wissenschaftlichen Erkenntnis ist es, die *prima facie* ins Blickfeld gerät – ins Blickfeld gerät vielmehr ein unsystematisiertes Amalgam heterogen anmutender wissenschaftlicher Detailkenntnisse. Dieses Erkenntnisamalgam ist es wesentlich, das gemeint ist, wenn von „der“ wissenschaftlichen Erkenntnis die Rede ist.

Warum kommt es zu diesen Ausdifferenzierungen und Diversifizierungen in der Menge der wissenschaftlich möglichen Erkenntnisse? Ergibt sie sich sozusagen kontingenterweise oder ist sie eine Funktion der Logik der Forschung? Dies ist klar: Man kann schwarze Löcher wissenschaftlich untersuchen. Man kann Enzyme wissenschaftlich untersuchen. Man kann Infinitive und XN-Komposita wissenschaftlich untersuchen. Man kann bestimmte Populationen bezüglich ihrer epistemischen Vor-

aussetzungen wissenschaftlich untersuchen. Man kann Endreime und Stabreime wissenschaftlich untersuchen. – Kann man alles und jedes – und dies nach Möglichkeit zugleich – wissenschaftlich untersuchen? Chomsky gibt eine vergleichsweise lakonische Antwort auf diese Frage; sie lautet, dass „in rational inquiry, in the natural sciences or elsewhere, there is noch such subject as ”the study of everything“ (Chomsky 2000: 49). Um Chomskys Antwort zu paraphrasieren: Man betrachte Gott (G) und den Rest der Welt (RdW). Eine Wissenschaft von Gott und dem Rest der Welt – eine den normalen Wissenschaften vergleichbare G/RdW-Disziplin – kann es offenbar nicht geben. Die Möglichkeit der Wissenschaft setzt offenbar eine Methodologie restringierter Untersuchungsdomänen voraus, wie sie in den empirischen Wissenschaften üblicherweise praktiziert wird. Und in Konsequenz der Abstraktionen und Idealisierungen, durch die Problemfelder von Problemfeldern separiert werden, kommt es zu den angesprochenen Ausdifferenzierungen und Diversifizierungen. Sie sind insofern unvermeidlich; sie *sind* eine Funktion der Logik der Forschung. Ausdifferenzierungen und Diversifizierungen, die in Idealisierungen, Abstraktionen und Problemfeldisolationen begründet sind, sind der Preis, der für die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis entrichtet werden muss. Sie sind der Preis, der für die Möglichkeit von Wissenschaft gezahlt werden muss. Wissenschaft ist nur da möglich, wo es möglich ist, restringierte Untersuchungsdomänen auszuzeichnen.

2 Weserüberquerung

Um knapp zu verdeutlichen, was unter der Auszeichnung solcher Domänen zu verstehen ist, sei hier ein Problem betrachtet, das zum sozusagen klassischen Bestand der Probleme der Künstlichen Intelligenz (KI) gehört und unter dem Namen *farmers problem* bekannt ist. Dies ist das Problem: Ein Bauer will einen Fluss überqueren, sagen wir: die Weser, und zwar etwa auf der Höhe von Bursfelde. Das wird ihm leicht gemacht: Am Ufer, an einem zum Kloster Bursfelde gehörenden Anlegeplatz, liegt ein Ruderboot, mit dem er mühelos ans andere Ufer übersetzen kann. Allerdings ist das Boot sehr, sehr klein, und seine Tragfähigkeit äußerst begrenzt. Und damit beginnt *farmers problem*. Denn das besteht darin, dass der Bauer nicht nur alleine ans andere Weserufer übersetzen will, sondern zugleich auch das mit hinüberschaffen will, was er bei sich hat. Und bei sich hat er – wie dies wohl für Bauern typisch ist – einen Kohlkopf, eine Ziege und einen Wolf. Sein Problem besteht darin, dass das Ruderboot nicht ihn, Kohlkopf, Ziege und Wolf gleichzeitig zu tragen vermag. Genauer verhält es sich so, dass der Bauer immer nur mit einem Tier oder dem Gemüse im Ruderboot übersetzen kann. Lässt er jedoch den Wolf und die Ziege allein, so frisst der Wolf die Ziege. Lässt er jedoch die Ziege und den Kohlkopf allein, so frisst die Ziege den Kohlkopf. Das Problem des Bauern besteht nun darin, diese Verluste zu vermeiden und sich selbst, Kohlkopf, Wolf und Ziege mit dem Ruderboot an das andere Weserufer überzusetzen, ohne zwischenzeitlich samt Tieren und Gemüse im Fluss unterzugehen.

Natürlich hat das Problem eine nachgerade triviale Lösung; sie braucht hier nicht ausgebreitet zu werden. Interessanter als seine Lösung ist hier das Problem selbst. Es handelt sich bei diesem Problem, um es in der KI-Terminologie auszudrücken, um ein Planungsproblem, und dieses Planungsproblem ist natürlich nichts anderes als ein mathematisches Problem, das in Form einer Textaufgabe gestellt ist. Diese Textaufgabe beinhaltet zugleich die Bedingungen, unter denen sie beantwortet werden kann. Sie definiert, um es wiederum in der Terminologie der KI auszudrücken, eine *closed world*, und die Lösung der Aufgabe ist nur *innerhalb* der *closed world* möglich. Diese Welt umfasst *alle* Operationen und Informationen, die *zulässigerweise* zur Lösung der Aufgabe in Betracht gezogen werden können. Insofern ist die Menge der Wege, die zur Lösung der Aufgabe führen können, auf eine *closed world*-spezifische Art restringiert und limitiert.

Es kann natürlich sein, dass jemand die aufgabenspezifisch gegebene geschlossene Welt als zu eng empfindet und darauf insistiert, dass der Bauer seine Transportprobleme anderweitig zu lösen vermag. Eine solche anderweitige Lösung könnte wie folgt aussehen: „Der Bauer hat viel Zeit und kennt sich an der Weser aus. Also nimmt er sich die Zeit, mit Kohlkopf, Ziege und Wolf nordwärts nach Gieselwerder zu wandern. Er weiß, dass dort eine Brücke ist. Auf der überquert er die Weser dann auf das Bequemste. Dann geht er mit dem Gemüse in der Hand und den Tieren an der Leine auf der anderen Seite der Weser bis auf Höhe Bursfelde zurück.“ Eine alternative anderweitige Lösung könnte wie folgt aussehen: „Der Bauer hat viel Zeit und kennt sich an der Weser aus. Also nimmt er sich die Zeit, mit Kohlkopf, Ziege und Wolf südwärts nach Hemeln zu wandern. Er weiß, dass dort eine Fähre ist. Von der lässt er sich, Gemüse und Tiere übersetzen und geht dann auf der anderen Weserseite bis auf

die Höhe von Bursfelde zurück.“ Eine weitere anderweitige Lösung von *farmers problem* könnte darin bestehen, das Problem einfach aus der Welt zu schaffen, und zwar vermöge des folgenden Szenarios: „Der Bauer steht mit Kohlkopf, Ziege und Wolf an der Anlegestelle des Klosters Bursfelde und bedenkt sein Problem. Da fällt der Wolf seiner Altersschwäche zum Opfer und ist von einer zur anderen Minute tot“. Damit entfällt *farmers problem*. An anderweitigen Lösungen dieser Art ist wahrlich kein Mangel; sie lassen sich tonnenweise produzieren. Aber evidentermaßen stellt keine von ihnen eine echte Lösung der Textaufgabe dar. Kein Lehrer, der seinen Schülern diese Textaufgabe stellt, könnte zufrieden sein, wenn einer von ihnen ihm die Führen-Lösung präsentiert. Er würde sagen, dass der Schüler die Aufgabe nicht gelöst hat, und dies zu Recht, denn der Schüler hat mit dem Führenszenario die Aufgabe nicht unter den Bedingungen, unter denen sie gestellt wurde – als mathematische Aufgabe –, gelöst. Mathematische Aufgaben *können nicht* unter Aufbietung heimatkundlicher Kenntnisse gelöst werden. Sie müssen mathematisch gelöst werden oder sie bleiben ungelöst. Anders und allgemeiner gesagt: man kann *closed-world*-Aufgaben nicht dadurch lösen, indem man die *closed world* in eine *open world* transformiert. Denn genau das ist das Charakteristikum der anderweitigen Lösungen: Um sie herbeiführen zu können, werden die *closed-world*-Bedingungen der Aufgabenstellung zugunsten der Gegebenheiten einer *open world* außer Kraft gesetzt. Das heißt aber, dass die Aufgabe nicht gelöst wird, sondern – um es wiederum in der KI-Begrifflichkeit zu sagen – statt dessen das Frame-Problem aufgeworfen wird. Dieses Problem besteht darin, dass man nicht mit wohl definierten Aufgabenstellungen, sondern mit einer unüberschaubaren Mannigfaltigkeit durch und durch kontingenter, vollkommen singulärer, fluktuierender Situationen konfrontiert ist, die auf Grund dieser ihrer Mannigfaltigkeit, Komplexität und Singularität weder unter theoretische noch unter empirische Kontrolle gebracht werden können. Insofern ist das Frame-Problem unlösbar. Seine Bearbeitung macht eine G/RdW-Disziplin erforderlich, und eine solche Disziplin kann es nicht geben. Eine Wissenschaft von der *open world* – also „the study of everything“ – gibt es nicht und kann es nicht geben.

Damit ist vielleicht auf exemplarische Art in einer hinreichenden Näherung klar geworden, was unter einer durch Idealisierungen und Abstraktionen gewonnenen restringierten Untersuchungsdomäne zu verstehen ist. Eine solche Domäne ist so etwas wie eine *closed world*, also ein gegenüber der Mannigfaltigkeit und der Komplexität kontingenter, vollkommen singulärer, fluktuierender situativer Gegebenheiten abgeschotteter Bereich. Nur wo solche Bereiche identifiziert und somit restringierte Untersuchungsdomänen ausgezeichnet werden können, lässt sich wissenschaftliche Forschung betreiben. Wer Wissenschaft betreibt, kann mithin nicht darauf abzielen, von allem – G/RdW – etwas zu wissen, sondern er muss darauf abzielen, von einigen (nahezu) alles zu wissen. Und dies festzustellen, heißt natürlich auch festzustellen, dass demjenigen, der Wissenschaft betreibt, nichts anderes übrig bleibt, als sich epistemischer Bescheidenheit zu befleißigen. Ein epistemisches Omnipotenzprinzip kann es gerade in den Wissenschaften nicht geben. Wissenschaft zu betreiben, heißt zwangsläufig, eine *closed-world*-Methodologie zu praktizieren. Wissenschaft kann deshalb nur diesseits oder jenseits aller Allwissenheitsphantastereien betrieben werden. Anders gesagt: Wissenschaft zwingt unvermeidlich zur epistemischen Bescheidenheit.

3 Sprachdisziplinen

Das Spektrum der Sprachdisziplinen – also der Disziplinen, die sich in – primärer, sekundärer oder auch nur tertiärer Hinsicht – unter irgendeinem Aspekt, vermöge irgendwelcher Methoden und im Rahmen irgendwelcher Paradigmen mit als *sprachlich* identifizierten Tatbeständen befassen – ist ein vergleichsweise mächtiges disziplinäres Spektrum. Es umfasst Disziplinen wie beispielsweise die Biologie, die Psychologie, die Künstliche Intelligenz (KI), die Linguistik und die Literaturwissenschaft. Dieses Spektrum ist – vermutlich zu niemandes Überraschung – von einer Vielzahl teilweise sehr unterschiedlicher Forschungsansätze bestimmt. Im Rahmen der Sprachdisziplinen – dieser Neologismus ist im Sinne der voranstehenden Erläuterung zu verstehen – werden sehr unterschiedliche Wege eingeschlagen, um zu explanativem und deskriptivem Erfolg kommen zu können, und diese Wege führen – jedenfalls zunächst einmal – durchaus nicht zusammen, sondern sie laufen auseinander. Das Spektrum der Sprachdisziplinen ist ein epistemisch uneinheitliches Gebilde. Diese Uneinheitlichkeit ist ein Indikator dafür, dass die Sprachdisziplinen von unterschiedlichen, teilweise sogar zueinander gegenläufigen Wissenschaftstraditionen bestimmt sind. Es gibt Sprachdisziplinen, die – wie etwa die Literaturwissenschaft – fast durchgängig von hermeneutischen Konzepten bestimmt sind, und

es gibt Sprachdisziplinen, die – wie etwa die Linguistik – danach streben, eine rigide Mathematisierung ihrer Ergebnisse ins Werk zu setzen. Es liegt auf der Hand, dass es unter diesen Bedingungen nicht möglich ist, linguistische und literaturwissenschaftliche Erkenntnisse miteinander zu unifizieren. Das Spektrum der Sprachdisziplinen ist insofern ein Spektrum uneinheitlicher, diskrepanter und teilweise sogar dissonanter Erkenntnisse. Diese epistemische Dissonanz ist auch eine Funktion diverser disziplinärer Ungleichzeitigkeiten; das heißt: die diversen Sprachdisziplinen reflektieren – vermutlich wiederum zu niemandes Überraschung – unterschiedliche Zustände der Wissenschaftsentwicklung. Entwicklungen, die in der einen Disziplin, bereits abgeschlossen sind, sind in einer anderen Sprachdisziplin noch nicht einmal angelaufen; das Spektrum der Sprachdisziplinen ist ein Spektrum disziplinärer Ungleichzeitigkeiten. Und was in Ansehung des Gesamtspektrums gilt, gilt in Entsprechung zumindest auch für einige Disziplinen des Spektrums: Auch sie sind von epistemischen Ungleichzeitigkeiten bestimmt. So gibt es beispielsweise Sprachdisziplinen – die Sprachpsychologie etwa ist eine von ihnen –, innerhalb derer einerseits der Behaviorismus noch bestimmend nachwirkt, andererseits aber – sozusagen in einem anderen disziplineninternen Bezirk – alles versucht wird, sich eben dieser behavioristischen Tradition zu entledigen. Wie es innerhalb des Spektrums disziplinäre Ungleichzeitigkeiten gibt, so gibt es auch disziplineninterne Ungleichzeitigkeiten; diese Ungleichzeitigkeiten beiderlei Art sind es, die es unmöglich machen, eine Einheit der Spracherkenntnis zu erzeugen. Das Spektrum der Sprachdisziplinen ist insofern wesentlich ein Spektrum epistemischer Diskrepanzen. – Es ist vermutlich nicht unangebracht, knapp zu verdeutlichen, wie tief diese Diskrepanzen gehen und wie weit sie reichen.

4 CP/IP-Hypothese und DC-Hypothese

Die Linguistik, wie sie derzeit betrieben wird, ist eine wesentlich von dem von Chomsky (1957) begründeten Paradigma der generativen Grammatik bestimmte Disziplin. Insofern kann es nicht verwundern, dass die linguistische Forschung zur Zeit primär grammatische Forschung ist. Sofern sie auf eine dem von Chomsky (1981) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiterentwickelten Prinzipien- und Parameter-Modell der Universalgrammatik, kurz: dem (P&P)-Modell der UG verpflichtete Art betrieben wird, wird sie – genauer gesagt – als universalgrammatische Forschung betrieben; so betrieben rückt sie insbesondere Strukturen wie die nachfolgend angegebene ins Blickfeld, die die interne grammatische Kenntnis der Sprecher/Hörer – also ihre Sprachkompetenz – reflektieren. Ein für diese Strukturen mit konstitutives Element ist das CP/IP-System. Die Hypothese, mit der das CP/IP-System eingeführt wird, lässt sich allgemein – unter Absehung von einer Vielzahl von Details – wie nachfolgend angegeben charakterisieren:

CP/IP-HYPOTHESE

Das CP/IP-System hat eine projektive, die Hauptkategorien CP und IP integrierende Struktur, die wie in (a) angeführt gegeben ist, und durch die die in (b)–(d) angeführten Strukturelemente determiniert werden, wobei bezüglich (d) die Feststellung in (e) gilt:

- (a) $[_{CP} \text{SpecC } [C^1 C [_{IP} \text{NP } [I^1 I \text{VP}]]]]$, mit: $CP \neq IP$.
- (b) Dominanzen.
- (c) Präzedenzen.
- (d) Bewegungen.
- (e) Es gibt eine Menge B von Bewegungstransformationen, mit:
 - (1) Bewegungstransformationen operieren innerhalb des CP/IP-Systems.
 - (2) Jede Bewegungstransformation t gehört einem der Typen in (A)–(C) an:
 - (A) t ist strukturerhaltend.
 - (B) t ist lokal.
 - (B) t ist eine Wurzeltransformation.

Die sozusagen prominenteste und sicher auch gewichtigste Bewegungstransformation ist die Transformation „Bewege α “, kurz: die α -Transformation. Für α -Transformationen gilt grundsätzlich folgendes:

α -TRANSFORMATION

Wenn t eine α -Transformation ist, dann gilt:

- (a) t hinterlässt eine Spur.
- (b) t ist strukturerhaltend.
- (c) t ist eine Anhebungstransformation.

Das CP/IP-System, also eines der zentralen Systeme der UG, reflektiert die interne grammatische Kenntnis der Sprecher/Hörer – also ihre Sprachkompetenz –, und es trägt auf gewichtige Art zur Determination der internen Sprache – der I-Sprache – der Sprecher/Hörer bei, die der Gegenstand der universalgrammatischen Forschung ist.²⁴ Die I-Sprache kommt erst in Konsequenz zahlreicher Idealisierungen und Abstraktionen ins Blickfeld, die es insbesondere zur Folge haben, dass bei der Betrachtung von I-Sprachen von allen Tatbeständen der Sprachperformanz ebenso abgesehen werden kann und muss wie bei ihrer Betrachtung von allen zugrundeliegenden, die Sprachperformanz der Individuen allererst ermöglichenden nicht-grammatischen Kenntnissystemen abgesehen werden kann und muss. Die I-Sprache ist insofern die *closed world* des Universalgrammatikers.

Die Universalgrammatik ist ein Kenntnissystem. Dieses Kenntnissystem ist, wie Chomsky immer wieder herausgestellt hat, ein genetisch fundiertes System (cf. Chomsky 1981, 2000). Folglich muss auch das CP/IP-System als ein durch die Prozesse der Ontogenese und Phylogenese erzeugtes kognitives System begriffen werden. Nun ist die Untersuchung der genetischen Grundlagen kognitiver Systeme traditionellerweise eine genuine Aufgabe der Biologie, namentlich eine Aufgabe der Neurobiologie des Gehirns. Bei der Bearbeitung dieser Aufgabe sind von den Neurobiologen am Ende des vergangenen Jahrhunderts erste, teilweise sicher bahnbrechende Erfolge erzielt worden. Die Redeweise von den genetischen Grundlagen kognitiver Systeme hat nicht mehr nur programmatischen Charakter, sondern sie beruht nunmehr auf zunehmend zugänglicher werdenden empirischen und theoretischen Fundamenten. Im Zuge solcher Fundierungsbemühungen legen sich beispielsweise Edelman und Tononi die folgende Frage vor:

„Can we formulate a hypothesis that explicitly states what, if anything, is special about the subsets of neuronal groups that sustain conscious experience and how they can [be] identified?“ (Edelman/Tononi 2001: 143).

Es soll hier nicht versucht werden, den von Edelman/Tononi verwendeten Begriff der bewussten Erfahrung vertieft zu erörtern. Für die hier verfolgten Argumentationsziele ist es auf eine wohl unproblematische Art möglich, diesen Begriff schlicht mit dem oben (auch weitgehend unspezifiziert) verwendeten Begriff der Kognition zu identifizieren. Die Frage, die Edelman und Tononi aufwerfen, ist im Sinne dieser Identifizierung entsprechend nichts anders als die Frage nach den neuronalen Grundlagen der Kognition. Diese Frage beantworten Edelman und Tononi mit ihrer von ihnen formulierten sogenannten *Dynamic-Core-Hypothese*. Diese Hypothese wird hier als die DC-Hypothese bezeichnet. Edelman und Tononi formulieren sie wie folgt:

DC-HYPOTHESE

„1. A group of neurons can contribute directly to conscious experience only if it is part of a distributed functional cluster that, through reentrant interactions in the thalamocortical system, achieves high integration in hundred of milliseconds.

2. To sustain conscious experience, it is essential that this functional cluster be highly differentiated, as indicated by high value of complexity.“ (Edelman/Tononi 2001: 144).

²⁴ Die I-Sprache ist alles andere als das, was üblicherweise unter einer Sprache verstanden wird. Diesem üblichen Verständnis zufolge ist eine Sprache etwas, das in einer Sprachgemeinschaft aktuell gesprochen wird. Solche Sprachen – Sprachgemeinschaftssprachen, kurz: S-Sprachen, wie etwa das Französische, das Mongolische, ... , das Englische – sind der Hauptgegenstand der von de Saussure (1916) einerseits und Bloomfield (1933) andererseits initiierten, unter den Vorzeichen des Strukturalismus betriebenen Sprachforschung, wie sie unerachtet der Dominanz des Paradigmas der generativen Grammatik noch immer ihren Platz in der Linguistik hat. Diese Ungleichzeitigkeit innerhalb der Linguistik darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwischen I-Sprachen und S-Sprachen ein kategorialer Unterschied besteht. Es erübrigt sich an dieser Stelle, die zwischen I-Sprachen und S-Sprachen bestehende Beziehung – sie wäre wohl besser als eine Nicht-Beziehung charakterisiert – genauer zu erörtern.

Die naheliegende Frage, wie der im zweiten Teil der Hypothese verwendete Begriff der Komplexität zu verstehen ist, lassen Edelman und Tononi nicht unerörtert; sie beantworten sie vermöge der Spezifizierung einer Komplexitätsmetrik. Komplexität – neuronale Komplexität – wird vermöge der folgenden Formel berechnet:

$$C_N(X) = \sum_{n=1}^{n/2} \langle \text{MI}(X_j^k; X - X_j^k) \rangle$$

Dabei betrachten sie alle Teilmengen X^k als „composed of k -out-of- n -elements of the system“ und die durchschnittliche wechselseitige Information zwischen den Teilmengen und ihren Komplementen wird durch die Formel

$$\langle (X_j^k; X - X_j^k) \rangle$$

denotiert (cf. Edelman/Tononi, 2001: 130). – Es kann hier nicht die Frage sein, ob die *Dynamic-Core-Hypothese* zutrifft oder ob dies nicht der Fall ist. Es reicht aus, hier herauszustellen, dass diese Hypothese eine vergleichsweise gut elaborierte Hypothese ist.

Ersichtlich liegt es nahe zu fragen, wie sich diese gut elaborierte Hypothese (unter der Voraussetzung, dass sie zutrifft) zu der ebenfalls vergleichsweise differenziert gefassten CP/IP-Hypothese (unter der Voraussetzung, dass auch diese Hypothese Chomskys zutrifft) verhält. Genauer: gestattet die *Dynamic-Core-Hypothese* es, irgendwelche signifikanten Aussagen über die genetische – und das heißt hier: die neuronale – Basis zu machen, auf der das CP/IP-System *ex hypothesi* beruht? Die Antwort auf diese Frage ist negativ. Sie muss negativ ausfallen, weil die Entitäten, die im Rahmen der CP/IP-Hypothese behandelt werden – Bäume, genauer gesagt: *Strukturbäume*, im technischen Sinn des Begriffs (also Graphen einer bestimmten Art), und im Zusammenhang damit beispielsweise *Kasus*, wie der Nominativ und der Akkusativ – im Rahmen der DC-Hypothese nicht ins Blickfeld genommen werden können, da sie biologisch nicht identifizierbare Entitäten sind. Folglich können die CP/IP-Hypothese und die DC-Hypothese miteinander *unifiziert* werden. Das heißt vor allem, die beiden Hypothesen lassen sich nicht zu einer Hypothese zusammenfassen, in deren Rahmen explanativ und deskriptiv mehr geleistet werden kann als zu leisten in jeder dieser beiden Hypothesen allein möglich ist.

Diese Unifizierbarkeitsgrenze markiert zweifelsfrei eine *Erkenntnisgrenze*, die derzeit im Spektrum der Sprachdisziplinen besteht. Erkenntnisgrenzen dieser Art lassen sich nicht nur im Spektrum der Sprachdisziplinen nachweisen; ihre Existenz lässt sich auch in jeder einzelnen dieser Disziplinen nachweisen. Es kann und soll hier nicht versucht werden, den Verlauf dieser Grenzen nach zu zeichnen. Es ist hier wesentlicher zu sehen, dass das Auftreten dieser Grenzen vor allem eines deutlich macht: dass nämlich die Forschung sich nicht im Lösen der Probleme erschöpft, für die *farmers problem* exemplarisch ist.

Eine Wissenschaft, die einer *closed-world-Methodologie* – im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffes – verpflichtet ist, ermöglicht es sicher, Probleme mit explanativem und deskriptivem Erfolg zu thematisieren, die sich *isolieren*, also von anderen Problemen und Problemfeldern separieren lassen. Allgemein gesagt: eine so betriebene Forschung führt zu einer Vielzahl von Erkenntnissen, für die es allerdings charakteristisch ist, dass sie vergleichsweise unverbunden nebeneinander stehen. Eine tiefer gehende und weiter reichende Einsicht in den Gesamtzusammenhang der Probleme kann so natürlich nicht gewonnen werden. *Diese* Einsicht zu gewinnen ist jedoch *auch* eine Aufgabe der Wissenschaft, denn im Rahmen einer wohlverstandenen betriebenen Forschung kann man es natürlich nicht damit bewenden lassen, Erkenntnisbruchstücke unverbunden nebeneinander stehen zu lassen. Das aber bedeutet, dass sich gerade in Konsequenz der Erkenntnisse, deren Gewinnung durch Problemseparation möglich wurde, ein anderes Problem umso nachhaltiger stellt: *nämlich das bereits angesprochene Problem der Erkenntnisunifikation* – also das Problem, separierte Einzelerkenntnisse in einen konsistenten und kohärenten epistemischen Zusammenhang zu *integrieren*. Kurz und bündig gesagt: Die erste Aufgabe der Forschung besteht in der Auszeichnung restringierter Untersuchungsdomänen; gerade deshalb aber – also in Konsequenz dieser Auszeichnung – stellt sich die dazu konverse Aufgabe der Unifikation der unter Voraussetzung der *closed-world-Methodologie* erzeugten – und nur unter Voraussetzung dieser Methodologie überhaupt erzeugbaren – Wissensbestände.

Der Hinweis darauf, dass es jedenfalls beim derzeitigen Stand der Dinge nicht möglich ist, die CP/IP-Hypothese und die DC-Hypothese miteinander zu unifizieren, macht nun überdies deutlich, dass Uni-

fikationsprobleme im Normalfall Probleme sind, für die es keine einfache und naheliegende Lösung gibt. Dies ist aus sehr grundsätzlichen Gründen heraus nicht der Fall: Voraussetzung für die Lösung eines Unifikationsproblems ist die Vereinigung zweier (oftmals disjunkter) *closed worlds* *cw1* und *cw2* zu einer *closed world* *cw3* und damit die Zusammenfassung der *cw1*-Theorie und *cw2*-Theorie zu einer *cw3*-Theorie. Das Problem besteht also – generell gesagt – in der integrierenden Transformation von Erkenntnissen in generellere Erkenntnisse. Solche Transformationen vor allem sind es, aus denen die epistemische Einheit einer Disziplin oder eines disziplinären Spektrums hervorgeht. Die sehr wohl mögliche Disjunktheit der *closed worlds* jedoch, ihre unterschiedliche interne Topographie und auch deren unterschiedliche Granularität stellen schwer zu überwindende Barrieren dar, wenn es um die Lösung von Unifikationsproblemen geht. Wie hoch diese Barrieren sein können und wie schwer sie zu überwinden sind, dürfte der Hinweis auf die CP/IP-Hypothese einerseits und die DC-Hypothese andererseits exemplarisch verdeutlicht haben. Er dürfte damit auch verdeutlicht haben, wie schwer der Weg zu gehen ist, der zur Einheit des wissenschaftlichen Wissens – des disziplinären und erst recht, *a fortiori*, des interdisziplinären Wissens – führt.²⁵

Die Probleme der Wissensunifikation sind, wie bereits gesagt, Probleme, die sich in Konsequenz einer strikt durchgehaltenen *closed-world*-Methodologie ergeben. Eben deshalb kommt das Auftreten dieser Probleme auch in keinsten Weise einer (verdeckten) Wiederkehr irgendwelcher G/RdW-Probleme gleich – also der Wiederkehr von Problemen, deren Unlösbarkeit zuvor bereits konstatiert wurde. Denn die Unifikationsprobleme stellen sich unter ganz anderen Bedingungen als die G/RdW-Probleme. Auf Grund der Andersartigkeit dieser Bedingungen sind die Unifikationsprobleme – im Gegensatz zu den G/RdW-Problemen – Probleme, die sich jedenfalls im Prinzip unter theoretische und empirische Kontrolle bringen lassen. Insofern können sie rational abgehandelt werden. Das garantiert selbstverständlich nicht, dass alle anfallenden Unifikationsprobleme gelöst werden können; es garantiert nicht einmal, dass auch nur eines dieser Probleme gelöst werden kann. Aber die Möglichkeit, ein Problem rational stellen und bearbeiten zu können, ist sicherlich die Vorbedingung für die Lösbarkeit dieses Problems. Und die Unifikationsprobleme sind, im Gegensatz zu den G/RdW-Problemen, Probleme, die rational gestellt und abgehandelt werden können. Ihr Auftreten ist gewissermaßen die rationale Resultante, die aus den naiv gestellten G/RdW-Problemen gezogen werden muss. Dies gilt auch dann, wenn mit dem Auftreten eines Unifikationsproblems – wie im Fall der CP/IP-Hypothese einerseits und der DC-Hypothese andererseits – eine Erkenntnisgrenze sichtbar wird.

Es mag möglich sein, dass diese Erkenntnisgrenze kontingenterweise existiert, also im Zuge weiterer und weiterführender, also jedenfalls *zukünftiger* Forschung überwunden werden wird. Es mag sein, dass sich Chomskys Mutmaßung bestätigt, und die CP/IP-strukturierten Bäume sich eines Tages – in Konsequenz entsprechender Veränderungen der Biologie – als biologisch identifizierbare Entitäten erweisen werden. Aber eine solche Zukunftsmusik rechtfertigt es nicht, beim derzeitigen Stand der Dinge von der Existenz dieser Erkenntnisgrenze abzusehen. Und sie rechtfertigt es erst recht nicht, von der Annahme auszugehen, dass alle derzeit nachweislich existierenden Erkenntnisgrenzen sich als kontingente Erkenntnisgrenzen erweisen werden, die sich durch zukünftige Forschung – und insbesondere durch zukünftige disziplinäre oder interdisziplinäre Forschung – überwinden lassen werden. Auch für die interdisziplinäre Forschung existieren systematische Erkenntnisgrenzen, und diese Grenzen sind schneller erreicht, als derjenige, der ein uneingeschränktes epistemisches Prinzip Zukunft vertritt, es wohl wahrhaben möchte.

5 Prof. Dr. Rinaldo M., Mitglied des Senats der Universität Osnabrück

²⁵ Es ist klar – oder sollte klar sein –, dass diese Einheit nicht durch das erreicht werden kann, was man durch eine Granularitätsabsenkung der in Rede stehenden Problematik vornimmt, und sich nicht fragt, wie sich die CP/IP-Hypothese und die DC-Hypothese miteinander unifizieren lassen, sondern fragt, wie sich biologisches Wissen und linguistisches Wissen zueinander verhalten. Oder sich – noch allgemeiner – fragt, wie sich Biologie und Linguistik zueinander verhalten. Oder sich die Frage vorlegt, wie sich der Geist, dem wohl der CP/IP-Bereich zugerechnet werden muss, und Körper, dem der DC-Bereich, zugerechnet werden muss, zueinander verhalten. Denn eine Frage wird – trivialerweise – nicht dadurch beantwortet, dass man sie nicht bearbeitet. Und sie wird auch nicht dadurch beantwortet, dass man sie in Fragen transformiert, die gerade wegen ihrer größeren Allgemeinheit Probleme betreffen, die typische G/RdW-Probleme sind (und wie viele von ihnen, auf der Basis von Voraussetzungen zum Tragen kommen, die einer strengeren Prüfung nicht standhalten). Die Resultante, die aus all dem zu ziehen ist, ist leicht gezogen, und sie ist trivial genug: Wissenschaftliche Fragen lassen sich nur innerhalb der Wissenschaft lösen; außerhalb der Wissenschaften ist eine Antwort auf sie nicht möglich.

Das CP/IP-System ist ein Teilsystem der UG und es ist mithin, wie diese, ein Kenntnissystem, ein System von für die Sprecher/Hörer selbst nicht-transparenten universalgrammatischen Kenntnissen. Es liegt nahe, nach den Eigenschaften dieses Kenntnissystems und nach den Bedingungen seiner Möglichkeit zu fragen, aber es liegt nicht weniger nahe zu fragen, wie die Individuen von diesen ihren ihnen selbst nicht transparenten universalgrammatischen Sprachkenntnissen Gebrauch machen und Gebrauch machen können. Es liegt also nahe, nach den grammatischen und nicht-grammatischen Bedingungen der *Sprachperformanz* der Individuen zu fragen.

Es ist klar, dass diese Frage – die Chomsky zu einer der Hauptfragen der Linguistik rechnet – nicht mehr im Rahmen der Theorie der UG beantwortet werden kann. Der Versuch, eine Antwort auf sie zu geben, „[...] calls for the development of performance theories, among them, theories of production and interpretation.“ (Chomsky 1995: 18). An der Notwendigkeit der Entwicklung von Theorien der Sprachperformanz besteht also kein Zweifel, auch und gerade für Chomsky nicht. Allerdings ist er hinsichtlich der Möglichkeiten, den Aufbau solcher Theorien effektiv ins Werk setzen zu können, vergleichsweise hochgradig skeptisch. Die Lösung der Probleme, die durch Performanztheorien herbeigeführt werden soll, ist für ihn „beyond reach: it would be unreasonable to pose the problem of how Jones decides to say what he does, or how he interprets what he hears in particular circumstances.“ (Chomsky 1995: 18). Mit anderen Worten: der Aufbau einer Theorie dessen, was Davidson (1986) den Interpreter nennt, und dessen Verhalten in konkreten Sprachgebrauchssituationen, liegt für Chomsky – nicht nur einstweilen, sondern grundsätzlich – außerhalb der Reichweite dessen, was im Rahmen einer sinnvoll betriebenen Forschung erreicht werden kann. Wer mit der Frage konfrontiert wird, welche Sprechakte ein bestimmter Osnabrücker Wissenschaftler – etwa Herr Prof. Dr. Rinaldo M., der Mitglied des Senats der Universität Osnabrück ist – am Tag der nächsten Sitzung des Senats der Osnabrücker Universität um 17.00 Uhr vollziehen wird, ist wohl – nach allem verfügbaren Wissen – nicht nur mit einem *Problem*, sondern in der Tat mit einem unlösbaren Rätsel konfrontiert. Denn um das *Äußerungsverhalten* des Senators M. voraussagen zu können – und die Aufgabe einer Theorie der Sprachperformanz besteht eben wesentlich darin, das Äußerungsverhalten von (komplexen oder nicht-komplexen) Individuen zu prognostizieren –, müsste man wissen, wie sich das Leben des Senators M. bis zur nächsten Senatssitzung gestalten wird, dazu müsste man wissen, wie sich das Leben der Familie des Senators M. gestalten wird; man müsste wissen, welchen zukünftigen Schicksalen die Osnabrücker Universität und das Land Niedersachsen ausgesetzt sein wird, und so weiter, und so fort – kurzum: man müsste, um die angedeutete Prognoseleistung erbringen zu können, das kennen, was Sir Karl Popper den „course of human history“ zu nennen pflegte. Man müsste also etwas wissen, was man nicht wissen kann – man müsste eine vollständige Kenntnis von Gott (G) und dem Rest der Welt (RdW) haben, und eine solche G/RdW-Information ist der linguistischen Vernunft nicht zugänglich. Das in Rede stehende Äußerungsverhalten des Senators M. liegt außerhalb ihrer Reichweite, und der Aufbau einer Theorie der Sprachperformanz, die das Äußerungsverhalten der Individuen durch Prognosen wie die genannten zu erklären vermag, liegt ebenfalls außerhalb der Reichweite der linguistischen Vernunft. Eine Theorie der Sprachperformanz, deren Aufbau die gesamte G/RdW-Information erfordert, ist nicht möglich; eine *vollständige Erklärung* des Äußerungsverhaltens der Individuen ist insofern nicht möglich.

Aber was folgt daraus? Was folgt aus der wohl von niemandem ernsthaft bestreitbaren Feststellung, dass eine *vollständige Erklärung* – und das heißt: eine erschöpfende Prognose – des Äußerungsverhaltens der Individuen nicht möglich ist? Was folgt aus dem Umstand, dass es nicht prognostizierbar ist, welche Sprechakte der Senator Rinaldo M. am Tag der nächsten Sitzung des Senats der Osnabrücker Universität um 17.00 Uhr vollziehen wird? Genereller gefragt: folgt aus dem Umstand, dass nicht *alles* vorausgesagt werden kann, dass *nichts* vorausgesagt werden kann? Natürlich nicht; es ist schlicht und einfach ein *non sequitur*, wenn die *generelle* Prognoseunfähigkeit jeglicher Theorie der Sprachperformanz behauptet wird. Die generelle Performanzskepsis, die Chomsky – man kann wohl sagen: seit Jahrzehnten – vertritt, führt sicher zu weit. Auch der Fall des Senators Rinaldo M. rechtfertigt diese so weitreichende Performanzskepsis nicht. Aber dessen unerachtet instanziiert dieser Fall wohl das, was man eine nicht-kontingente, also eine systematische, unüberschreitbare Erkenntnisgrenze zu nennen hat.

Dass am Fall des Rinaldo M. die prognostische Kapazität des *gesamten* wissenschaftlichen Wissens zuschanden wird, verdeutlicht insofern vor allen Dingen eines: dass keine Wissenschaft jemals mit der Entität wird gleichziehen können, die Carnap den allwissenden Hans zu nennen pflegte. Diese Einsicht

ist nicht neu, und sie ist auch nicht sonderlich schwer zu gewinnen. Aber Prof. Dr. Rinaldo M. dürfte es freuen, wenn gelegentlich an sie erinnert wird. Rinaldo M. ist evangelischer Theologe.

GROBGRAMMATIK ODER ELEMENTE EINER SPRACHENHIERARCHIE

Für Rudolf Janzen

Der Rudolf Janzen gewidmete Abschnitt, der sich an dieser Stelle befunden hat, entspricht Kapitel 6 aus Teil I der elektronisch zugänglichen Dokumente. AB.

ANHANG

BETRACHTUNGEN ZUM E-SPIEL

Kripkes Deutung des Privatsprachenargumentes läuft auf eine Demonstration des Umstands hinaus, dass das Argument nicht primär den Umstand betrifft, dass es keine unabhängige Instanz zur Überprüfung von Aussagen über private Empfindungen gibt. Kripkes Deutung macht auch klar, dass nicht der Hinweis auf die Unzuverlässigkeit der Erinnerung den Kern des Arguments ausmacht. Die Unmöglichkeit einer Privatsprache ergibt sich Kripke zufolge in Konsequenz der skeptischen Lösung, und zwar rein logisch, also trivialerweise. Wenn eine N-Sprache L nur in einer Sprachgemeinschaft auf der Basis einer gemeinsamen Lebensform möglich ist, dann kann es per definitionem nicht der Fall sein, dass L eine Sprache ist, die prinzipiell nur eine Person X und keine andere Person Y verstehen kann. L kann keine Privatsprache sein, weil das L-Verstehen notwendigerweise kollektiv strukturiert ist.

RANDNOTIZEN ZU APHORISMUS 6.52

I

Eines der berühmtesten aphoristischen Werke, das in der Philosophie der neueren Zeit vorgelegt wurde, beginnt mit vergleichsweise lakonischen Diktum: "Die Welt ist alles, was der Fall ist." Es endet mit einer nicht weniger lakonischen Feststellung: "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen." Die Rede ist – natürlich – von Ludwig Wittgensteins Schrift "Logisch-philosophische Abhandlung", die unter dem Titel, den G.E. Moore ihr gegeben hat – *Tractatus logico-philosophicus* – in die Philosophiegeschichte eingegangen ist. Wittgenstein hat seine Aphorismen – Aphorismen in systematischer Absicht, selbstverständlich – im Dezimalsystem durchnummeriert und erläutert diese seine Nummerierung wie folgt: "Die Dezimalzahlen als Nummern der einzelnen Sätze deuten das logische Gewicht der Sätze an, den Nachdruck, der auf ihnen in meiner Darstellung liegt. Die Sätze n.1, n.2, n.3, etc. sind Bemerkungen zum Satze No. n; die Sätze n.m1, n.m2, etc. sind Bemerkungen zum Satze No. n.m; und so weiter." (S. 11, Anmerkung.) Die Sätze mit den Nummern 1 und 7 – der oben angeführte Anfangssatz und der oben angeführte Schlusssatz der Abhandlung, respektive – haben somit ein sehr hohes Gewicht, während der Aphorismus 6.52 ein fast randständiger Satz der Abhandlung ist. Er lautet:

"Wir fühlen, dass, selbst wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort." (6.52)

Diesem damit schon ausweislich seiner Nummerierung als vergleichsweise randständig erkennbaren Satz gelten die hier zusammengestellten Randnotizen. Was es heißt, dass der Aphorismus 6.52 ein nicht-zentraler, sondern ein eher randständiger Satz der Philosophie Wittgensteins ist, kann man sich – mit einer gewissen, allerdings nicht unerheblichen Metaphorik – wie folgt verdeutlichen: Der Aphorismus enthält eine aus vorausgehenden Sätzen abgeleitete Information; bei ihm handelt es sich um ein *Theorem* – im Gegensatz beispielsweise zum ersten Satz des *Tractatus*, der wohl nicht ganz falsch begriffen ist, wenn man ihn als eine Art *Axiom* betrachtet. Nun ist die deduktive Struktur des Traktats durchaus nicht so klar, wie dies auf den ersten Blick hin zu sein scheint; schon Frege, dem Wittgenstein ein Exemplar seiner Abhandlung zugeleitet hatte, hat dies in seiner Antwort an Wittgenstein vergleichsweise mürrisch angemerkt. Auf Grund dieser Unklarheit kann hier eben nur eher metaphorisch von den im Traktat angeführten Axiomen und Theorien die Rede sein. *Cum grano salis* wird man jedoch sagen dürfen, dass die Bemerkungen n.m1, n.m2, ... zu einem Satz n und erst recht die Bemerkungen n.mn1, n.mn2, ... zu einem Satz, der eine Bemerkung zu einem Satz beinhaltet – also Sätze, auf denen, Wittgenstein zufolge, nur geringer "Nachdruck" liegt –, vielfach – nicht immer – den Charakter eines Theorems haben, während die Sätze, die Wittgenstein mit Nachdruck geltend macht, vielfach – nicht immer – als Sätze begriffen werden können, mit denen ein Axiom zum Ausdruck gebracht ist. Die zuvor verwendete *cum grano salis*-Klausel ist also als eine Art Daumenregel gemeint, an Hand derer man sich einen gewissen Überblick über den Zusammenhang verschaffen kann, der rein logisch zwischen den Aphorismen Wittgensteins besteht. Eine klare Ausnahme von dieser Regel stellt der Schlusssatz der Abhandlung dar: der Satz 7 hat, im Sinne der Nummerierung Wittgensteins, ein enorm hohes Gewicht, ist aber sicher nicht als Axiom, sondern doch wohl eher als Theorem intendiert. Von diesem Satz 7, dem als einzigen der ausweislich der Nummerierung ein extrem hohes Gewicht beizumessenden Sätze keine ihn erläuternden oder aus ihm folgenden Sätze, also keine 7.n-Sätze, beigegeben sind, wird im folgenden noch die Rede sein müssen. Zuvor ist es jedoch angebracht zu klären, worin den Gehalt des Aphorismus 6.52 letztlich besteht. Und um diese Klärung herbeiführen zu können, ist es angebracht, sich der Ziele zu vergewissern, die Wittgenstein mit seiner logisch-philosophischen Abhandlung verfolgt.

II

Daran, worum es ihm in seiner Abhandlung geht, lässt Wittgenstein keinen Zweifel. Im Vorwort des *Tractatus* stellt Wittgenstein klar heraus, was er mit seinen Aphorismen intendiert. Er schreibt:

”Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze ziehen (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.” (Tractatus logico-philosophicus, Vorwort. S. 9)

Es geht Wittgenstein also um eine Grenzziehung. Grenzen sind – dem Wörterbuch zufolge – Trennungslinien – Trennungslinien zwischen Staaten, zwischen Eigentümern, allgemein zwischen unterschiedlichen oder gegensätzlichen Bereichen. Welche Bereiche will Wittgenstein durch Trennungslinien voneinander abgrenzen? Und warum will er diese Bereiche in der Sprache voneinander abgrenzen? Wittgenstein will dem Denken eine Grenze ziehen; dies notiert er explizit – aber er stellt auch explizit fest, dass diese Grenzziehung nur indirekt, in der Sprache, vorgenommen werden kann. Das heißt, dass Wittgenstein jede Psychologisierung der Logik, wie sie schon von Frege (1984) von Grund auf und zu Recht kritisiert wurde, vermeiden will; die Logik, die das zentrale Bezugssystem für Wittgensteins Philosophieren abgibt, ist eben nicht “die Lehre vom richtigen Denken”, sondern sie liefert – um hier eine Arbeitsdefinition des Begriffs “Logik” zu versuchen, die sozusagen in nullter Näherung hinreichend ist – Modelle der zwischen Sätzen – Aussagen – bestehenden (oder eben nicht bestehenden) *Folgerungsbeziehungen*. In Sätzen aber, speziell in Aussagen, werden die “Gedanken” zum Ausdruck gebracht; folglich will Wittgenstein “nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken” eine Grenze ziehen – und damit will er eine Grenze ziehen, die in der Tat nur in der Sprache gezogen werden kann.²⁶ Dieser – hier nur skizzierte – Hintergrund ist es, vor dem die Sätze 3 und 4 der Aphorismen-Sammlung – also Sätze, auf denen ein eminenter “Nachdruck” liegt – zu verstehen sind. Diese Sätze lauten wie nachfolgend angegeben: “Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke” (Satz 3) und “Der Gedanke ist der sinnvolle Satz” (Satz 4). Sätze sind, wie unmittelbar einsichtig sein dürfte, die Elemente einer Sprache. Und da der Gedanke der sinnvolle Satz ist, *kann* die Grenze nur in der Sprache gezogen werden. Zugleich damit ist klar, *welche* Grenze Wittgenstein ziehen will: Es geht ihm darum, eine Trennungslinie zu ziehen, die die sinnvollen Sätze und damit die sinnvollen Gedanken von den sinnlosen oder unsinnigen Sätzen und damit von den sinnlosen oder unsinnigen Gedanken trennt. Mit seinen Aphorismen will Wittgenstein also, kurz gesagt, das Reich dessen, was sinnvoll ist, vom Reich dessen was unsinnig ist, strikt abgrenzen.

Wittgensteins Philosophie beinhaltet insofern an zentraler Stelle eine Zwei-Reiche-Lehre, und diese Zwei-Reiche-Lehre vor allem dürfte es sein, die zur Prominenz dieser Philosophie beigetragen und sie historisch hat wirksam werden lassen. Die folgenden Randnotizen zu Aphorismus 6.52 betreffen vor allem die Konsequenzen, die sich aus dieser Zwei-Reiche-Lehre ergeben; sie betreffen die Implikationen dieser Lehre. Es geht hier also nicht oder nur am Rande um die Grundlagen dieser Lehre und die Konsistenz und Stringenz dieser ihrer Grundlegung. Die Frage, ob diese Konsistenz und Stringenz so

²⁶ Man beachte, dass Wittgensteins Sprachbegriff durch eine nicht ganz unerhebliche Vagheit gekennzeichnet ist. Sicher ist, dass Wittgenstein zwischen formalen Sprachen – wie den Sprachen der Logik, der Arithmetik, Programmiersprachen, und so weiter – und der Umgangssprache unterscheidet, wobei unter einer Umgangssprache so etwas gemeint sein dürfte wie etwa das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, und zwar, das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, so, wie es alltäglich gebraucht wird. Nicht sicher ist, ob ein Begriff wie “formale Sprache” überhaupt einen anderen als einen metaphorischen Sinn haben kann. Dass er nur einen metaphorischen Sinn haben kann, führt beispielsweise Chomsky (2000) aus. Nicht sicher ist auch, ob vortheoretische Begriffe wie das “Deutsche”, das “Italienische”, das “Portugiesische” und so weiter überhaupt einen wissenschaftlich rekonstruierbaren Sinn haben. Das dies nicht der Fall ist, führt wiederum Chomsky (2000) aus. Sicher ist wieder, dass Wittgenstein nicht über Programmiersprachen handelt. Es spricht einiges für die Annahme, dass die formale “Sprache”, die Wittgenstein ins Auge gefasst hat, die “Sprache” der Prädikatenlogik erster Stufe (PL1) mit Identität ist. Und es spricht auch einiges für die Annahme, dass der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff in mehrfacher Hinsicht vortheoretischer Art ist. Es ist nicht das Ziel der hier zusammengestellten Randnotizen, die sich aus dieser Voraussetzung ergeben Konsequenzen zu überprüfen. Sie sind vielmehr unter der Voraussetzung abgefasst, dass sich der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff intuitiv einsehbar und *in irgendeinem Sinn* systematisch rekonstruierbar ist. Für die hier vorgelegte Erörterung der *Philosophie* Wittgensteins hat diese Voraussetzung – wie im folgenden deutlich werden dürfte – keine nachteiligen Konsequenzen.

zweifelsfrei gegeben sind, wie Wittgenstein dies behauptet, steht hier also nur am Rande zur Debatte. Primär zur Debatte steht vielmehr die Frage, *was der Fall ist, wenn Wittgenstein mit seiner Zwei-Reiche-Lehre Recht hat beziehungsweise die Frage, was der Fall sein würde, wenn Wittgenstein mit seiner Zwei-Reiche-Lehre Recht hätte.*

III

”Die richtige Methode der Philosophie wäre die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, dass wir ihn Philosophie lehrten – aber *sie* wäre die einzig streng richtige.” (6.53)

”Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. *Das Rätsel* gibt es nicht. Wenn sich eine Frage überhaupt stellen lässt, so *kann* sie auch beantwortet werden”. (6.5)

”Der Skeptizismus ist *nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann. Denn ein Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden kann.” (6.51).

- 1 Die Welt ist alles, was der Fall ist.
- 2 Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten.
- 3 Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.
- 4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.
- 5 Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze.
(Der Elementarsatz ist eine Wahrheitsfunktion seiner selbst.)
- 6 Die allgemeine Form der Wahrheitsfunktion ist:
- 7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.

NACHWEISE

Die in der Einleitung niedergelegten Orientierungen zur Linguistik sind bislang unveröffentlicht. Auch bei den unter dem Titel „Vermessung des Chinesischen Zimmers“ vorgelegten Überlegungen handelt es sich um eine Erstveröffentlichung. Erstveröffentlichungen sind auch „Individuelle Sprachkenntnisse und kollektive Sprachkenntnisse“, „Expressionen und Qualifikationen“ und „Prospekt des PRO-Theorems“. Das Literaturverzeichnis informiert über die Erstdrucke der übrigen Aufsätze. Ich danke den beteiligten Verlagen und Herausgebern für die bereitwillig gegebene Erlaubnis zur Wiederverwendung des Materials. S.K.

LITERATUR

- Baker, Mark (1996), *The Polysynthesis Parameter*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Bulk, Andreas (2000). *Aspekte der Konfiguralität im Deutschen und im Arabischen*. Osnabrück, MA-Arbeit.
- Chomsky, Noam (1981), *Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures*. Dordrecht: Foris.
- Comsky, Noam (2000), *New Horizons in the Study of Language and Mind*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Davidson, Donald (1986), „A Nice Derangement of Epitahps“, in: E. Lepore (1986) (Hrsg.), *Truth and Interpretation*. Oxford: Blackwell. S. 433–446
- Fodor, Jerry (1983), *The Modularity of Mind*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Gazdar, Gerald, Ewan Klein, Geoffrey Pullum, Ivan Sag (1985), *Generalized Phrase Structure Grammar*. Oxford: Blackwell.
- Hale, Kenneth (1983). „Warlpiri and the Grammar of Non-configurational Languages“. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 1, 5–47.
- Habel, Christopher, Siegfried Kanngießer, Gert Rickheit (1996), „Thesen zur Kognitiven Linguistik“. In: Christopher Habel, Siegfried Kanngießer, Gert Rickheit (Hrsg.), *Perspektiven der Kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 15–23.
- Hempel, C. G. (1952), *Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science*. Chicago: University of Chicago Press.
- Jelinek, Eloise (1984). „Case and Configurationality.“ In: *Natural Language and Linguistic Theory* 2, 39–76.
- Kanngießer, Siegfried (1999), „UG-Elemente der Sprachdynamik“. In: Kanngießer/Vogel (1999), 79–97
- Kanngießer, S. & P. M. Vogel (Hrsg.) (1999), *Elemente des Sprachwandels*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kanngießer, S. (2001), „Stichworte zum (i/i)-Filter“, in: Lorenz Sichelschmidt & Hans Strohner (Hrsg.), *Sprache, Sinn und Situation*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, S. 29–42.
- Kuhn, Thomas S. (1969), *The Structure of Scientific Revolutions*. Zweite, ergänzte Auflage 1970. Chicago: Chicago University Press.
- Kemmenade, A.v., N. Vincent (Hrsg.) (1997), *Parameters of Morphosyntactic Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kiparsky, P. (1995), „Indo-European Origins of Germanic Syntax“, in: A. Battye/I. Roberts (Hrsg.), *Clause Structure and language Change*. New York, Oxford: Oxford University Press, S. 140–169
- Kroch, Anthony & Ann Taylor (1997), „Verb Movement in Old and Middle English: diachronic Variation and Language Contact“. In: A.v. Kemmenade, N. Vincent (Hrsg.) (1997), 297–325.
- Kutschera, Franz von (1972), *Wissenschaftstheorie*. München: Fink. 2 Bände.
- Maas, U. (1998), „Kategorienrutschbahnen: mar. arab. *t ala* „komm!“, *b l:ati* „langsam“, *in a a* FUT.POS. u.a.“ In: S. Kanngießer, P.M. Vogel (Hrsg.), *Elemente des Sprachwandels*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 48–62
- Macheiner, J. (1991), *Das grammatische Variet  oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Newell, Alan N., Herbert A. Simon (1976), „Computer Science as Empirical Inquiry: Symbols and Search“, in: *Communications of the Association for Computing Machinery* 19: 113–126.
- Pollard, Carl, Ivan. Sag (1994), *Head-driven Phrase Structure Grammar*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ross, J.R. (1972), „The Category Squish: Endstation Hauptwort.“ In: Papers from the Eighth Regional Meeting. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 316–328.
- Rickert, H. (1926/1986), *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Nachdruck der sechsten und siebensten durchgesehenen und erg nzten Auflage. Mit einem Nachwort versehen und herausgegeben von Friedrich Vollhardt. Stuttgart: Philipp Reclam Jun.
- Searle, John R. (1992), *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass: MIT-Press.

Weizenbaum, Joseph (1976), „ELIZA – A Computer Programm for the Study of Natural Language Communication between Man and Machine“, in: *Communications of the Association for Computing Machinery* 9: 36–45.

Siegfried Kanngießer

DIVERSIFIKATION DER DISZIPLINEN

**Skizzen zur
Universitätspolitik und Universitätsstruktur**

Inhalt:

Vorwort (nicht vorhanden)

VERSCHIEDENES, AUCH EINE MARX-THESE BETREFFEND	3
REFLEXION ÜBER DAS ENDE DER SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN	10
BEMERKUNG ÜBER ERFAHRUNG UND ERKLÄRUNG	18
CHEMNITZER THESEN ZUR WISSENSCHAFTSFORMATION	24
AUSSERHALB DER WISSENSCHAFTEN	29
RÜCKBLICK AUF EINEN UNMÖGLICHKEITSBEWEIS	32
DISPUT ÜBER DILTEYS DISZIPLINEN I	33
1 Kommentar zu Stegmüllers Szenario	33
2 Disziplinäre Bestände der Dienstleistungsuniversität	41
3 Legitimationspotenziale der Geisteswissenschaften	49
FREMDKÖRPER LINGUISTIK, VON INNEN UND AUSSEN BETRACHTET	52
DISPUT ÜBER DILTHEYS DISZIPLINEN II	61
1 Zwischendisput über Kognitionswissenschaft	61
2 Interpretationsflexibilität	71
3 Stagnation der Hermeneutik	72
RANDGLOSSEN ZUR IDEOLOGIEKRITIK	76
1 Zum Beispiel das WM-Wir	76
2 Voraussetzungen der Ideologiekritik	76
3 Ideologiekritik und Wissenschaft	79
STICHWORTE ZUM FALL DER GEISTESWISSENSCHAFTEN	80
RÜCKBLICK AUF JAKOBSONS PROGRAMME	86
ANHANG A	96
TUTZINGER IDIOSYNKRASIEN ZUR UNIVERSITÄTSREFORM	97
ANHANG B (AUS DILTHEYS DISZIPLINEN)	100
BESUCH IN DER MÜHLE	101
1. PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL	104

Literatur (nicht vorhanden)

VERSCHIEDENES, AUCH EINE MARX-THESE BETREFFEND

1. Eines der bekanntesten, in der Rezeption aber vielfach vulgarisierten oder trivialisierten Theoreme der Marxschen Theorie lautet bekanntlich, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt. Bekannt ist auch, dass dieses Theorem – vom ich glaube, dass es sehr von Claus geliebt wird - sich gegen Hegels Philosophie und damit gegen die Philosophie des deutschen Idealismus richtet. Das allerdings ändert nichts an dem Umstand, dass das Theorem in der Sprache dieser Philosophie - der Bewusstseins-Philosophie - formuliert ist und in vielfacher Hinsicht dieser Philosophie verpflichtet ist.¹ Denn für die Bewusstseins-Philosophie ist die Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Sein und Bewusstsein konstitutiv. Da das Marxsche Theorem sich jedoch gegen die Bewusstseins-Philosophie richtet, kann es nicht im Sinne dieser Philosophie, von der Marx sich (teilweise durchaus mit Erfolg) zu emanzipieren versuchte, verstanden werden, wenn es den Intentionen seines Urhebers Karl Heinrich Marx entsprechend verstanden werden soll. Wenn es allerdings nicht unter bewusstseinsphilosophischen Prämissen zu verstehen ist, ergibt sich naheliegenderweise die Frage, wie es denn dann zu verstehen ist. Was also besagt das Marxsche Theorem, dass es das Sein ist, dass das Bewusstsein bestimmt? Das Theorem bezieht sich fraglos auf eine Relation. Diese Relation - die Bestimmungsrelation, die - einem üblich gewordenen Sprachgebrauch folgend auch als Determinationsrelation bezeichnet werden soll - ist zweistellig; ihre Relata sind das Sein und das Bewusstsein. Was für eine Relation ist die Determinationsrelation, und was - genau oder zumindest genauer - ist unter den Relata dieser Relation zu verstehen?

2. Man redet in der Umgangssprache umstandslos davon, dass man einen Körper hat. Man sagt: „Ich habe einen Körper.“ Man sagt aber auch und zwar genau umstandslos: „Ich habe ein Bewusstsein“. Diese Redeweisen waren der Ausgangspunkt der Cartesischen Philosophie: Dass eigene Ich und die Sicherheit, dass dessen Existenz unstrittig ist, ist das Fundament aller Erkenntnis. Aber bereits der große skeptische Philosoph Hume hat gezeigt, dass die Annahme der Existenz eines solchen Cartesischen Erkenntnisfundaments mehr als problematisch ist: Wer versucht, sich selbst zu erfassen, kann immer wieder nur auf einzelne Erlebnisse rekurrieren, die er gemacht und gespeichert hat. Aber er wird niemals auf ein Selbst stoßen, das diese Erlebnisse gehabt und gespeichert hat. Er wird auch nicht die Entität eines Bewusstseins ins Blickfeld rücken können, dass er „hat“. Wer von sich selbst sagt, dass er denkt, muss sich gewissermaßen ein anderes Ich, ein anderes Selbst vorstellen, das denkt. Das eigene Selbst oder das Cartesianische Ego ist eine vollkommen rätselhafte Größe. Nicht minder rätselhaft ist die Relation des „Habens“, die zwischen einem solchen Selbst und einem Bewusstsein, einem Zahnschmerz oder einem Gedanken bestehen soll. Die Relation ist unklar; ihre Relata sind noch unklarer. Von Wittgenstein wird berichtet, dass er in Vorlesungen - unter Berufung auf Lichtenberg - ausgeführt habe, statt „Ich denke“ solle man besser sagen „Es denkt“ – so, wie man „Es regnet“ sagt. Dies ist nicht als der Vorschlag misszuverstehen, man solle alle Ich-Sprachspiele durch Sprachspiele ersetzen, die unter Verwendung einer subjektlosen Empfindungssprache zu spielen sind. Sondern dies ist ein pointiert formulierter Hinweis darauf, dass die Haupthinterlassenschaft der Cartesischen Philosophie - das Leib/Seele-Problem - ein höchst unglückseliges Erbe ist, dessen man sich möglichst schnell entledigen sollte.

3. Die Bearbeitung des Leib/Seele-Problems, das die Philosophen aufgeworfen haben, ist zunehmend die Sache der Wissenschaft, insbesondere der Gehirnforschung geworden, in der gerade das Zentrum der Cartesischen Philosophie - der Dualismus - als eine längst obsolet gewordene Reproduktion unverständlicher umgangssprachlicher Dichotomien abgetan wird. Man „hat“ keinen Körper, sondern man *ist* ein Körper, und bestimmte Bewusstseinszustände *sind* bestimmte (noch weitgehend

¹ Mit anderen Worten: Auch dem historischen Materialismus ist die Erbschaft der deutschen idealistischen Philosophie – das Hegelsche Erbe – noch eingeprägt. Entsprechendes gilt für die Frankfurter Schule. Der deutsche Idealismus ist in der gegenwärtigen deutschen Philosophie noch immer virulent. Auch in der französischen Philosophie, in der im übrigen das Werk des Professor Heideggers nicht zuletzt deshalb so intensiv und ehrerbietig rezipiert wurde, weil dieses Werk die idealistische Philosophie unserer Vorväter so schön bewahrt. Auch die allseits beliebte Hermeneutik ist ein Kind des deutschen Idealismus. Es scheint kein Entkommen aus dieser zählebig-klebrigen Tradition zu geben. In den Geistes- und Sozialwissenschaften lebt sie unaufhaltsam fort. Nur die englischen Empiristen haben sich resistent gegen diese Klebemasse verhalten. Und natürlich die analytischen Philosophen. Die vor allem. Weshalb sie dann in Deutschland auch gut idealistisch als Positivisten gebrandmarkt wurden. Was über Hume und Carnap wohl nur wenig besagt. Aber doch wohl einiges über 1968.

unbekannte) Gehirnzustände. Es ist nicht unvernünftig anzunehmen, dass die sich anbahnende Verwissenschaftlichung der Bearbeitung des Problemkomplexes, der das philosophische Leib/Seele-Problem ausmacht, dieses Problem in seiner Cartesischen Form aus der Welt schaffen wird.² Es ist nicht unvernünftig anzunehmen, dass sich Teillösungen für Teilprobleme dieses Problemkomplexes werden herbeiführen lassen. Aber es ist vollkommen unvernünftig anzunehmen, es gäbe jetzt, im Jahre 2003, irgendein Modell des Cartesianischen Ego, dem man wissenschaftliche Dignität zu billigen könnte. Wer im Jahre 2003 davon redet, dass er denkt, Bewusstsein hat und so weiter, weiß - genau genommen - nicht einmal näherungsweise, wovon er eigentlich redet. Genauer als er weiß, ob er denkt und was er denkt, weiss er vermutlich, ob S04 in der kommenden Saison deutscher Fußballmeister wird. (Wendelin beliebt zwar anzunehmen, dass dies der Fall sein *muss*, weil alles andere Betrug an S04 wäre, wie es auch schon in der abgelaufenen Saison bedauerlicherweise wieder einmal vorgekommen ist. Dies beweist sicherlich, dass Wendelin ein aufrechter Mann ist, der fest zu S04 steht. Aber zur seriösen Klärung des Selbst-Begriffs trägt dieser starke S04-Glaube sicher nicht unbedingt was bei.)

4. Wer im Jahre 2003 davon redet, dass er ein Bewusstsein hat, weiß nicht, wovon er eigentlich redet. Aber bereits 1844 wusste Marx, dass das Sein das Bewusstsein bestimmt. Dieses Theorem beinhaltet zweifelsfrei den Bewusstseinsbegriff. Ist dessen Verwendung durch die Hoffnung auf eine zukünftige Gehirnbilogie gerechtfertigt. Dies anzunehmen wäre offenbar schlicht albern: Man kann im Jahr 1844 nicht auf eine Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis hoffen, die sich erst im Jahr 2003 abzeichnen beginnt. Beinhaltet der in das Theorem eingehende Bewusstseinsbegriff deshalb - wie es historisch möglich wäre - die Defizite eines stillschweigend vorausgesetzten Cartesianischen Dualismus? Ist das Marxsche Theorem also deshalb genau so defizitär wie dieser Dualismus? Ist das Theorem also auf Grund der implizite eingegangenen Voraussetzungen, aus denen Marx es deduziert, epistemisch obsolet? - Dies ist dann und nur dann nicht der Fall, wenn Marx unter „Bewusstsein“ etwas *vollkommen anderes* versteht als das, was mit dem Cartesianischen cogito angesprochen ist.

5. Popper, dem die eine Welt, in der wir leben, offenbar nicht gereicht hat, unterscheidet bekanntlich drei Welten voneinander. Eine ausgezeichnete Rolle spielt dabei die Welt-3. Die Individuen, die diese Welt bevölkern, sind Tatsachenbehauptungen. Und Behauptungen, die die Behauptungen, mit denen Fakten behauptet worden sind, erklären. Die Bewohner der Welt-3 sind also, kurz gesagt, Theorien, Hypothesen, Annahmensysteme, vermöge derer man sich einen epistemischen Reim auf die beiden anderen Welten zu machen versucht. Diese Welt – die Poppersche Welt-3, und nicht das Cartesianische Ego – ist es, die Karl Heinrich Marx das Bewusstsein nennt. Der Marxsche Bewusstseinsbegriff bezieht sich auf in der Welt-3 objektiv gegebene Kenntnissysteme und nicht auf die subjektive Welt Cartesianischer Individuen. Pointiert gesagt: Das Marxsche Bewusstsein ist – was Claus vielleicht freuen wird – in etwa das, was der Hegelsche Geist ist. Denn auch der ist keine Cartesianische Entität, sondern – genau wie das Marxsche Bewusstsein – eine Welt 3-Entität. Dieser Bewusstsein-Begriff ist vollkommen ungewöhnlich. Denn wenn im normalen, umgangssprachlichen Sinn von Bewusstsein die Rede ist, dann ist so etwas wie das Cartesianische Ego gemeint. Und nicht eine Welt 3-Entität. Aber das Hegel/Marxsche Bewusstsein ist genau dieses: eine Welt 3-Entität.

6. Welt-3-Entitäten haben kein Bewusstsein. Eine Theorie T hat kein Bewusstsein. T liegt außerhalb des Geltungsbereichs von T. Die wissenschaftliche Forschung führt zu Ergebnissen, die – in diesem Sinne – kein Bewusstsein von sich selbst haben. Die Welt-3 ist insofern ein platonischer Himmel, und der platonische Himmel ist eine bewusstseinslose Welt.

Aber die Individuen, die in der Welt-1 leben – die beispielsweise in der Glückshauptstadt Osnabrück dem VfL verbunden sind oder in der Ollen Use gelegentlich ein Bier trinken – haben, in unter-

² Die zuweilen geltend gemachte Auffassung, die von Freud begründete Psychoanalyse könne oder habe bereits zu dieser Verwissenschaftlichung beigetragen, ist offenkundig unberechtigt. Denn auch der Psychoanalyse ist es nicht gelungen, das Cartesianische Ego – das Ich im Ich gewissermaßen – sichtbar zu machen. Der Bericht des Patienten auf der Couch ist immer ein Bericht des Patienten über die Erlebnisse und Widerfahrnisse eines *Alter Ego*, von dem der Patient behauptet, es sein *sein* Ego. Das mag in manchen Hinsichten von Nutzen sein, aber zur Lösung der von Descartes in die Welt gebrachten Probleme trägt es offenkundig nicht das Mindeste bei. Die Unterscheidung zwischen Ich, Es und Überich und die Unterscheidung zwischen dem Bewussten, Vorbewussten und Unbewussten sind Unterscheidungen, die *innerhalb* der Cartesianischen Welt getroffen werden; zur Lösung der epistemischen Probleme, die auftreten, wenn diese Welt ins Blickfeld genommen wird, *können* sie insofern nicht beitragen.

schiedlichen Graden Zugang zur Welt-3. Sie kennen (unterschiedlich gut) die Entitäten der Welt-3. Man kann beispielsweise sagen „W.Z. besitzt exzellente Kenntnisse der Relativitätstheorie“ oder „C.R. ist ein hervorragender Kenner der Hegelschen Dialektik“. Diese Sätze sind auf unproblematische Art wahr oder falsch. Sie sind paradigmatisch für wissenschaftliche Aussagen. Solche Aussagen sind in der 3. Person formuliert, und 3. Pers.-Aussagen werfen – jedenfalls zunächst einmal – keine Probleme auf, die durch die Bezugnahme auf ein Cartesisches Ego verursacht werden. Heißt das, dass das Marxsche Bewusstseinskonzept eben deshalb, weil es sich auf Welt-3-Entitäten bezieht, gegen die Verstrickungen, in die das Cartesische Bewusstseinskonzept zwangsläufig zu führen scheint, resistent ist?

Um diese Frage beantworten zu können, seien die folgenden Tatbestände betrachtet. W.Z. kann sicher sagen, dass C.R. ein hervorragender Kenner der Hegelschen Dialektik ist. Aber C.R. kann natürlich auch von sich selbst sagen: „Ich bin hervorragender Kenner der Hegelschen Dialektik“. Der 3. Pers.-Aussage von W.Z. korrespondiert also eine 1. Pers.-Aussage von C.R., mit der C.R. von sich selbst behauptet, was W.Z. von C.R. behauptet.³ Man überlegt leicht, dass sich alle 3. Pers.-Aussagen vom Typ „W.Z. weiß, dass p“, „C.R. weiß, dass p“, ... zu korrespondierenden W.Z.-Aussagen, C.R.-Aussagen, ... vom Typ „Ich weiß, dass p“ in Beziehung setzen lassen.⁴ Dadurch, dass 3. Pers.-Aussagen *dieser* Art auf *diese* Art in Relation zu 1. Pers.-Aussagen *dieser* Art in Relation gesetzt werden, wird klar, in welchem Sinn die Individuen der Welt-1 Zugang zu den Entitäten der Welt-3 haben; es wird klar, warum die Welt-1-Individuen den platonischen Himmel vermessen können. Zugleich damit wird aber auch klar, dass dadurch, dass diese Art der Vermessung, für die der pragmatische Begriff des *Verfügens* über eine Theorie zentral ist – ein Begriff, der für die Formation des Sneed/Stegmüllerschen Modells der Theoriendynamik essentiell ist –, das Cartesische Ego erneut ins Zentrum der Betrachtung rückt. Denn wer sagt „Ich verfüge über Theorie T“, verwendet den Ich-Begriff und ist damit allen den Problemen konfrontiert, die gewissermaßen im Nachgang zur Cartesischen Philosophie offenkundig geworden sind. Wenn Theorien – also Kenntnissysteme – lediglich am platonischen Himmel schwebende Welt-3-Entitäten sind, sind sie für das Verständnis der Welt, in der C.R. und W.Z. leben, schlicht irrelevant, weil kein Individuum *dieser* Welt Zugang zu ihnen hat. Wenn Individuen wie C.R. und W.Z. sich jedoch diesen Zugang verschaffen und sich der Welt-3-Entitäten – der Theorien, Paradigmen und Modelle – bemächtigen, finden sie sich in der Welt der miraculösen Cartesischen Selbst wieder.

Das hat Konsequenzen auch für das Verständnis des Marxschen Theorems. Wenn das, was Marx zufolge das Bewusstsein ist, eine Entität im platonischen Himmel – und nur dieses – ist, scheitert das Theorem an seiner offenkundigen vollkommenen Unverständlichkeit. Damit das Theorem verständlich wird, müssen die Welt-3 Entitäten in die Welt-1 zurückverlagert werden. In dieser Welt können sie jedoch nur in der Allianz mit einem Cartesischen Ego existieren. Und damit sind der Kritik ausgesetzt, die an dieser Ego-Konzeption geübt werden kann und geübt worden ist.

Das Cartesische Ego ist eine rätselhafte Entität. Das Marxsche Theorem erweist sich als etwas, was nicht minder rätselhaft ist. Warum das Theorem jedoch noch viel rätselhafter als das Cartesische Ego ist, zeigen die nachfolgenden Betrachtungen.

³ Diese Konstellation mag durch und durch harmlos erscheinen, aber sie ist es, wie der zweite, genauere Blick zeigt, durchaus nicht. Denn mit ihr sind die Probleme angesprochen, zu deren Bearbeitung Begriffe wie „individuelle Wissen“, „gemeinsames Wissen“, „kollektives Wissen“ und „mutuelles Wissen“ benötigt werden. Der Begriff des mutuellen Wissens ist deshalb erforderlich, weil W.Z. natürlich weiß, dass C.R. weiß, dass er ein ausgezeichnete Kenner der Hegelschen Philosophie ist, wie C.R. natürlich weiß, dass W.Z. weiß, dass C.R. weiß, dass er – C.R. – ein ausgezeichnete Kenner der Hegelschen Dialektik ist – und so weiter, und so fort. Es ist klar, dass die Begriffe „gemeinsames Wissen“ und „mutuelles Wissen“ weder koextensional noch kointensional miteinander sind. Die Logik, der diese Begriffe und die anderen zuvor genannten Begriffe unterliegen, ist vergleichsweise komplex; die Probleme, die mit der Verwendung dieser Begriffe verbunden sind, werden deshalb im folgenden vernachlässigt. Diese Vernachlässigung ist einerseits folgenreich, weil eine seriöse Rekonstruktion des Marxschen Theorems ohne die Verwendung namentlich des Begriffs des kollektiven Wissens schwerlich möglich ist. Andererseits jedoch ist diese Vernachlässigung sicher zu verschmerzen, denn in der Marxschen Theorie selbst, die reich an gewissermaßen verdeckt benutzten epistemisch-kognitiven Begriffen ist, werden elementare Differenzierungen des implizit verwendeten kognitiven Vokabulars nicht vorgenommen und der Begriff des kollektiven Wissens bleibt in dieser Theorie vollkommen unerklärt.

⁴ „In Beziehung setzen“ muss nicht notwendigerweise „reduzieren“ heißen; der Spätphilosophie Wittgensteins zufolge kann es dies auch gar nicht heißen. Denn dieser Philosophie zufolge ist – um die zentrale Aussage dieser Philosophie frei zu übertragen – für die wissenschaftliche Lebensform nicht der Wissenschaftler, sondern die Wissenschaftlergemeinschaft konstitutiv. Es erübrigt sich, diesen Aspekt im gegenwärtigen Zusammenhang näher auszuführen.

7. Nach einer allgemein üblichen, allerdings nicht von jedermann vertreten Auffassung ist Ideologie primär und vor allem dieses: falsches Bewusstsein. Ideologiekritik ist entsprechend Kritik dieses falschen Bewusstseins. Um die Frage, was Ideologiekritik ist, auf eine nicht oberflächliche Art beantworten zu können, ist somit vorgängig die Frage zu beantworten, was falsches Bewusstsein ist. Die Antwort auf diese Frage zu geben, scheint auf naheliegende Art möglich zu sein. Ein falsches Bewusstsein ist eine Masse von kontrafaktischen Überzeugungen, die ein Individuum hat. Die Kontrafaktizität von Überzeugungen ist somit eine Vorbedingung für die Möglichkeit von Ideologie, und Ideologiekritik ist die Kritik kontrafaktischer Überzeugungen.

Man sieht jedoch leicht ein, dass diese Explikation des Begriffs der Ideologiekritik nicht zureichend ist. Man betrachte ein beliebiges Individuum, das sich für Fußball ganz und gar nicht interessiert. Oder nur dann, wenn es um S04 geht. Solche Individuen gibt es, auch wenn es schwer fällt, dies zu glauben, in der Tat. Ein solches Individuum möge Wendelin Z. heißen. Man erinnere sich nun des Tatbestands, dass die Fußballnationalmannschaft der BRD am 21. Juni 2002 im Rahmen der in Japan und Südkorea WM ihr in Ulsan ausgetragenes Viertelfinalspiel gegen die USA mit 1:0 Toren gewonnen hat. Wendelin Z. muss – da S04 nicht beteiligt war – dies nicht wissen. Aber es könnte der Fall sein, dass Wendelin Z. in etwa darüber informiert ist, dass im Juni 2002 in Japan und Korea die WM stattgefunden hat, und dass die Fußballnationalmannschaft der BRD im Rahmen der WM ein Spiel ausgetragen hat. Und es könnte auch der Fall sein, dass der WM-spezifisch nur mäßig interessierte und mithin auch nur bedingt informierte Wendelin Z. bezüglich dieses Spiels die falsche Auffassung vertritt, dass es gegen Holland oder Kolumbien ausgetragen wurde und mit 0:1 verloren gegangen sei. Wendelin Z. hat insofern eine falsche Überzeugung über den Verlauf der WM; entsprechend der zuvor gegebenen Explikation hat er damit ein falsches Bewusstsein und ist ein zulässiger Gegenstand der Ideologiekritik. Diese Konsequenz ist offenkundig absurd. Aus der Fußballignoranz des Wendelin Z. beziehungsweise aus seiner S04-Fixiertheit folgt nicht, dass eben dieser Wendelin Z. eine Ideologie vertritt, die der Kritik hochgradig bedürftig sei. Es verhält sich vielmehr einfach so, dass Wendelin Z. sich bezüglich eines bestimmten WM-Spiels mehr oder weniger gründlich irrt, und irren ist bekanntlich menschlich. Und das heißt auch, dass nicht jeder Irrtum ideologisch bedingt ist; anders gesagt: Der Ideologiebegriff verliere jeden Sinn, wenn er auf den Begriff des Irrtums reduziert werden könnte; eine Ideologiekritik, die in nichts anderem besteht, als im beständigen Nachweis beliebiger Irrtümer beliebiger Personen, wäre nichts anderes als eine pauschal verfahrenende Kritik epistemischer Subjekte. Die oben angegebene Explikation der Begriffe „Ideologie“ und „Ideologiekritik“ ist also bei weitem zu weit gefasst. Sie zu präzisieren, kann somit nur heißen, sie zu verengen.

In Ansehung der unbestreitbaren Geltung dieses Präzisierungsdessiderates gilt offenbar, dass die oben angegebene Explikation der Begriffe „Ideologie“ und „Ideologiekritik“ keine *hinreichenden* Bedingungen für das Vorliegen einer Ideologie und damit auch keine *hinreichenden* Bedingungen für die Auszeichnung einer Kritik als Ideologiekritik reflektiert. Aber das ändert nichts daran, dass mit ihr die *notwendigen* Bedingungen für das Vorliegen einer Ideologie und damit auch keine *hinreichenden* Bedingungen für die Auszeichnung einer Kritik als Ideologiekritik erfasst sind. Ideologien können sich nur in der Dimension von Wahrheit und Falschheit herausbilden, und auch Ideologiekritik ist nur innerhalb dieser Dimension möglich. Ferner ist klar, dass die Ideologiekritik sich auf das Bewusstsein der Individuen beziehen muss, denn eine Ideologie kann nur im Bewusstsein der Individuen verortet werden. Insofern müssen aber auch diejenigen, die eine alternativ mögliche Konzeption von Ideologiekritik als die soeben angesprochene - sie möge die Standardkonzeption der Ideologiekritik heißen - vertreten, einräumen, dass diese ihre Alternativkonzeptionen ebenso wie die Standardkonzeption und damit jede überhaupt mögliche Form von Ideologiekritik auf zwei grundlegenden Voraussetzungen beruhen, die *beide* erfüllt sein *müssen*, wenn der Ideologiekritik irgendeine Signifikanz soll attestiert werden können. Ideologiekritik, in welcher Form auch immer sie betrieben wird, setzt eine zureichende Theorie der Wahrheit beziehungsweise der Falschheit und vor allem eine Theorie des Bewusstseins voraus. Und in keiner der vielen Versionen der Ideologiekritik sind, wie im folgenden kurz demonstriert wird, diese Voraussetzungen auch nur näherungsweise erfüllt. Wenn aber (schon) die *notwendigen* Voraussetzungen der Ideologiekritik – aus welchen Gründen auch immer - nicht erfüllt sind, ist es schwer sich vorzustellen, wie (darüber hinaus) die *hinreichenden* Bedingungen der Ideologiekritik – worin auch immer diese bestehen mögen – sollen erfüllt werden können.

8. Wahrheitsprädikat „x ist wahr (falsch)“ zu verwenden ist, was auch heißt, das geklärt sein muss, was für die Variable x sinnvollerweise eingesetzt werden kann – das heißt: wenn geklärt ist,

welche Dinge es sind, die überhaupt wahr (oder falsch) sein können. Diese Klärung ist vergleichsweise einfach herbeizuführen. Die Dinge dieser Welt – Wassergläser, Bierhumpen, Zigarettenschachteln und so weiter – können offenbar weder wahr noch falsch sein. Wassergläser können beispielsweise voll oder leer sein; Bierhumpen können leicht oder schwer sein, Zigarettenschachteln können gelb oder blau sein – aber es hat keinerlei Sinn, zuzusagen, dass dieser Bierhumpen wahr, jener dagegen falsch sei. Wahr oder falsch dagegen können Aussagen über Wassergläser, Bierhumpen und Zigarettenschachteln sein: Die Aussage „Dieses Wasserglas ist voll“ kann wahr oder falsch; die Aussage „Dieser Bierhumpen wiegt drei Tonnen“ kann wahr oder falsch sein; die Aussage „Diese Zigarettenschachtel ist achteckig“ kann wahr oder falsch sein. Und diese Aussagen sind genau dann wahr, wenn dieses Wasserglas voll ist, wenn dieser Bierhumpen drei Tonnen wiegt, und wenn diese Zigarettenschachtel achteckig ist; sonst sind sie falsch. Allgemein gesagt: Wahrheit (Falschheit) ist eine Eigenschaft von Aussagen. Und eine Aussage ist wahr, wenn das, was ausgesagt wird, der Fall ist – wenn sie also mit den Fakten übereinstimmt; sonst ist sie falsch. Natürlich sind diverse Ausdifferenzierungen dieses klassischen, nämlich aristotelischen Wahrheitsbegriffs möglich und vermutlich sogar erforderlich; aber diese Ausdifferenzierungsmöglichkeit beziehungsweise Ausdifferenzierungsnotwendigkeit kann hier vernachlässigt werden: Es reicht aus, zusammenfassend festzustellen, dass die Begriffe von Wahrheit und Falschheit – wie immer sie ausdifferenziert werden – einen wesentlich propositionalen Charakter haben.

Die Einsicht in den wesentlich propositionalen Charakter von Wahrheit und Falschheit ist dem Ideologiekritiker im Normalfall fremd, und das heißt, mit anderen Worten: Dem Ideologiekritiker sind im Normalfall bereits die Anfangsgründe der Logik fremd. Er betreibt sein Geschäft somit in einem epistemisch unstrukturierten Raum. Insofern ist die der Wahrheitsvoraussetzung, die bei jeder Ideologiekritik eingegangen werden *muss*, systematisch nicht erfüllt. Und dass diese zentrale, unhintergehbare Voraussetzung nicht erfüllt ist, macht die Ideologiekritik epistemisch wertlos. Es macht sie wertlos, weil der Ideologiekritiker über die Voraussetzungen seiner Kritik nicht fundiert Auskunft zu geben vermag. Der Ideologiekritiker kritisiert, aber dieser seiner Kritik gegenüber ist er epistemisch blind.

Ein Physiker – sagt der Volksmund – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht. Ein Philosoph – sagt der Volksmund weiter – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht, die es gar nicht gibt. Ein Ideologiekritiker – so ist man fortzusetzen versucht – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht, die es gar nicht gibt, und diese schwarze Katze, die es gar nicht gibt, zudem noch findet, und dies mit tödlicher Sicherheit.

9. Ein versierter Ideologiekritiker, der auf sich hält, wird sich von diesen Feststellungen nicht getroffen fühlen. Die Feststellung, dass die Einsicht in den wesentlich propositionalen Charakter von Wahrheit und Falschheit ist ihm im Normalfall fremd ist, wird er mit einem Seufzer der Erleichterung zur Kenntnis nehmen. Er wird mit Befriedigung konstatieren, dass diese Feststellung äquivalent mit der Feststellung ist, dass er – der versierte Ideologiekritiker, der auf sich hält – sich längst all der Tücken entwunden hat, die mit der Verwendung des Wahrheitsprädikats verbunden sind. Und sich dieser Tücken zu entwenden ist für ihn – für den versierten Ideologiekritiker, der auf sich hält – schlicht und einfach oberste Pflicht.

Dies ist vor allem deshalb der Fall, weil für ihn schon allein die Redeweise von Wahrheit und Falschheit – gleichviel, wie sie expliziert wird (also unabhängig davon, ob sie propositional oder nicht-propositional gefasst wird) – selbst schon Ausdruck von Ideologie ist. Der Ideologiekritiker glaubt sich also von der Verpflichtung, das Wahrheitsprädikat zu explizieren, deshalb entbunden, weil er das Konzept einer *totalen* Ideologiekritik verfolgt. Das heißt, mit anderen Worten: Die Voraussetzungen der Ideologiekritik verfallen selbst der Ideologiekritik. Die Implikationen dieser Iteration der Ideologiekritik sind weitreichend, und es ist nicht unangebracht, sich diese Implikationen kurz zu vergegenwärtigen.

Es sei S ein epistemisches Objekt – eine Menge von Aussagen, eine Theorie oder, wenn der Gebrauch eines nicht-proportionalgefassten Wahrheitsbegriffs dies erfordert, ein Gedankensystem oder auch eine Menge von Bierhumpen. K sei eine Ideologiekritik von S . Nach Meinung des versierten Ideologiekritikers, der auf sich hält, ist nun eine Ideologiekritik K' möglich und erforderlich, die die Ideologiekritik K zum Gegenstand, die dem epistemischen Objekt S galt. Generell gesagt: zu jeder Ideologiekritik K_i gibt es eine Ideologiekritik K_{i+1} höherer Ordnung, die die Ideologiekritik K_i zum Gegenstand hat. Jede Ideologiekritik ist also notwendigerweise möglicher Gegenstand einer Ideolo-

giekritik höherer Ordnung. Zu jeder Ideologiekritik der Ordnung n existiert also eine Ideologiekritik der Ordnung $n+1$. Und da der Fall $n+1$ immer gegeben ist, kommt die Ideologiekritik nicht an ein Ende; die Folge der Ideologiekritiken immer höherer Ordnung bricht nicht ab. Und dass diese Folge nicht abbricht heißt nichts anders, als das die Ideologiekritik in einen *regressus ad infinitum* führt; die Ideologiekritik erweist sich somit als bodenlos.

Mit anderen Worten: Wenn die Voraussetzungen der Ideologiekritik selbst der Ideologiekritik unterworfen werden, bricht die Ideologiekritik schon allein aus logischen Gründen heraus in sich zusammen. Pointiert gesagt: Wer eine (wie auch immer geartete) Theorie der Wahrheit beziehungsweise Falschheit voraussetzen muss, um Ideologiekritik betreiben zu können, zugleich aber diese seine (unverzichtbare) Kritikvoraussetzung zum Gegenstand der Ideologiekritik macht, begeht epistemischen Selbstmord.

Ideologiekritik in ihrer totalen Form ist nichts anderes als systematisch betriebener epistemischer Selbstmord.

10. In jeder der möglichen Versionen der Ideologiekritik wird nicht nur eine zureichende Theorie der Wahrheit beziehungsweise der Falschheit vorausgesetzt. Vor allem wird eine Theorie des Bewusstseins voraus. Und auch diese Voraussetzung ist in keiner der vielen Versionen der Ideologiekritik auch nur näherungsweise erfüllt.

Das Bewusstsein wird im Rahmen der möglichen Versionen der Ideologiekritik gewissermaßen als eine Art Behälter aufgefasst, in dem bestimmte Dinge - Auffassungen über das, was der Fall ist - abgelagert sind, die allesamt gesellschaftlich determiniert sind und kraft dieser ihrer Determination der Ideologiekritik verfallen müssen.

Darüber, wie diese Dinge in den Behälter hineinkommen, schweigt der Ideologiekritiker sich aus. Noch nachhaltiger schweigt er sich über die Art der Determinationsbeziehung und die Modalitäten ihres Zustandekommens aus.

Die Untersuchung des Bewusstseins ist zunehmend zur Sache der Gehirnforschung geworden. Deren Ergebnisse lassen keinerlei Zweifel daran, dass die für die Ideologiekritik konstitutive Kistenkonzeption des Bewusstseins einer bodenlosen Naivität gleichkommt. Sie lassen auch keinerlei Zweifel daran, dass die Kistenkonzeption durch die Konzeption, der Kisteninhalt sei (fast) zur Gänze gesellschaftlich bedingt, in ihrer Naivität noch erheblich überboten wird.

In Ansehung ihrer bewusstseinstheoretischen Voraussetzungen auf eine peinliche, nämlich bodenlos naive Art kontrafaktisch.

11. Man beachte, dass dem Ideologiekritiker dieser Kontrafaktizität nicht dadurch entkommen kann, indem er - wie es doch naheliegend wäre - den Kisteninhalt - also das Bewusstsein in der ihn interessierenden Hinsicht - als ein System expliziten Wissens kennzeichnet (dessen gesellschaftliche Determiniertheit dann allerdings gesondert zu demonstrieren wäre). Denn der Begriff des expliziten Wissens inkorporiert nicht nur mit Sicherheit den Begriff der Wahrheit und der Falschheit: Explizites Wissen aber ist selbst der Gegenstand der Ideologiekritik. Die Bezugnahme auf dieses Wissen eröffnet dem Ideologiekritiker keinen Fluchweg vor der Kontrafaktizität, sondern sie liefert für ihn nur einen weiteren Anlass zum epistemischen Selbstmord.

12. Die Ideologiekritik ist nicht Bestandteil einer empirischen Wissenschaft; sie wird folglich diesseits oder jenseits von den Standards betrieben, auf welche die Forschung verpflichtet ist. Das trägt erheblich dazu bei, dass die Ideologiekritik so leicht von der Hand geht. Und dass die Ideologiekritik so leicht von der Hand geht, trägt wesentlich zu ihrer Beliebtheit bei.

Literatur

Erweiterte und revidierte Fassung von *Against Method. Outline of an anarchistic theory* Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. of knowledge.* 1975. Übersetzt von Hermann Vetter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

Max Horkheimer/ Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: S. Fischer-Verlag

Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*. Mit der Streitschrift *Zur Genealogie der Moral* und einem Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow. Frankfurt am Main: Insel-Verlag 1984 (Der Text folgt der Nietzsche-Werkausgabe des Carl Hanser-Verlags, herausgegeben von Karl Schlechta).

REFLEXION ÜBER DAS ENDE DER SELBSTVERSTÄNDLICHKEITEN

Damals war, einer nicht von jedermann geteilten, aber doch von nicht gerade wenigen vertretenen Meinung zufolge, alles viel schöner. Sogar viel, viel schöner. Damals konnten die Geistes- und Sozialwissenschaftler in Ruhe – mehr noch: gerade zu beschwingt – ihrer Arbeit nachgehen. Auf ihnen lastete kein Legitimationszwang. Im Gegenteil: Die Anderen – und die Anderen, das waren vor allem die Naturwissenschaftler – mussten sich gegenüber der Gesellschaft und damit selbstverständlich auch ihnen, den Geistes- und Sozialwissenschaftlern, in deren Arbeit sich die fortgeschrittensten Elemente des gesellschaftlichen Bewusstseins manifestierten, gegenüber rechtfertigen. Die Geistes- und Sozialwissenschaftler dagegen konnten ihrer Arbeit im selbstverständlichen Bewusstsein ihrer Superiorität nachgehen.

Damals, in diesen früheren, zumindest für sie, die Geistes- und Sozialwissenschaftler, besseren Zeiten, waren Dinge noch in Ordnung – sie waren so, wie sie ihrer Auffassung zufolge zu sein hatten.

Diese früheren, besseren Zeiten sind vorbei. Aber sie liegen noch nicht sehr lange zurück. Damals – das war 1968.

In ihrer Ausgabe vom 8./9. Juli berichtet die *Berliner Zeitung*, dass der Wissenschaftsrat – ein Gremium, von dem sich in Deutschland der Bund und die Länder in Wissenschaftsfragen beraten lassen – am 7.7.2000 auf rund sieben Seiten seine Thesen zum „deutschen Wissenschaftssystem“ vorgelegt hat. Dieses Thesenpapier beinhaltet eine Beurteilung – eine Evaluierung, wie es im neueren Deutsch heißt – der deutschen Wissenschaft und damit auch der deutschen Universitäten, die zweifellos ein zentrales Element des „deutschen Wissenschaftssystems“ sind. Der Wissenschaftsrat kommt bei dieser seiner Evaluierung trotz diverser Vorbehalte zu einem letztlich positiven Ergebnis – sogar zu einem außerordentlich positiven Ergebnis. Sein Votum besagt im Kern, dass es mit der deutschen Wissenschaft und den deutschen Universitäten zum Besten bestellt ist – jedenfalls im Prinzip. Anlass dazu, sich Gedanken über eine *grundsätzliche* Neustrukturierung des deutschen Wissenschaftssystems und namentlich der deutschen Universitäten zu machen, sieht der Wissenschaftsrat durchaus nicht – eine solche Neustrukturierung, so stellt der Wissenschaftsrat klar und deutlich fest, „ist weder möglich noch erforderlich“. Insbesondere hält er das Neustrukturierungserfordernis deshalb für nicht gegeben, weil „in den letzten 40 Jahren bedeutende Erfolge beim Aufbau des deutschen Wissenschaftssystems erzielt worden“ seien, und vor allem in Ansehung dieser Erfolge hält es der Wissenschaftsrat für eher kontraproduktiv, dieses System von Grund auf in Frage zu stellen. Und was für das deutsche Wissenschaftssystem insgesamt gilt, gilt natürlich auch für die deutschen Universitäten: sie können, sie sollen so bleiben, wie sie sind. Denn an ihrer Substanz besteht kein Zweifel.

Wer sich für die Situation der deutschen Universitäten und des deutschen Wissenschaftssystems interessiert, den wird dieser Befund des Wissenschaftsrates freuen, denn bislang war, wenn die Universitäten – genauer: die *deutschen* Universitäten – und das *deutsche* Wissenschaftssystem zur Debatte gestellt waren, eher Gegenteiliges zu hören, und dies nahezu Tag für Tag. Denn den deutschen Universitäten wird spätestens seit dem Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Krise nachgesagt; dem deutschen Wissenschaftssystem wird seit Jahrzehnten immer wieder attestiert, dass es international nicht mehr konkurrenzfähig sei. Im Zusammenhang mit diesen Kritikpunkten ist seit der Mitte der sechziger Jahre von einer deutschen Bildungskatastrophe die Rede, die auch darin ihren Ausdruck fände, dass die deutschen Universitäten ihren Aufgaben in Forschung und Lehre nicht mehr gerecht würden. Diese Kritik löste eine Vielzahl von Aktivitäten aus; in den neunziger Jahren beispielsweise folgte eine Universitätsevaluierung auf die andere; neue Studiengänge – insbesondere Bachelor-Studiengänge – wurden eingeführt, um die Studiendauer zu verkürzen, und die Einführung von Studiengebühren wurde mit eben dieser Zielsetzung erwogen. Das Unbehagen am System der deutschen Universitäten schlug sich auf vielfältige Art in Taten und Worten nieder – aber mit dem Befund des Wissenschaftsrates ist dieses Unbehagen natürlich obsolet geworden. Denn die universitären Dinge sind im Grundsatz so, wie sie sind, in Ordnung. Die Zukunft der deutschen Universitäten ist insofern – glaubt man den Thesen des Wissenschaftsrates – gesichert. Oder doch nicht?

Zu dieser Rückfrage besteht Anlass. Denn auch der dem deutschen Wissenschaftssystem so wohlgesonnene Wissenschaftsrat hat an diesem System das eine oder andere zu beanstanden. Insbesondere ist dieses System nach Auffassung des Rates „zu wenig flexibel“; man kann sogar den Eindruck gewinnen, dass dem deutschen Wissenschaftssystem in den Thesen mangelnde Effizienz, also

Ueffizienz attestiert wird. Aber Grundsatzprobleme sind natürlich etwas anderes als Effizienzprobleme, und letztere sind zweifelsfrei unabhängig von ersteren lösbar. Anders gesagt: der auch nach Meinung des Wissenschaftsrates erforderliche Effizienzzuwachs lässt sich ohne prinzipielle Veränderungen der Universitätsstruktur erreichen – alles kann und soll so bleiben, wie es ist, nur: alles soll effizienter werden. Die Zukunftsprobleme der deutschen Universität sind also Effizienzprobleme und deren Auftreten kann, so der Wissenschaftsrat, nicht dazu führen, dass das deutsche Wissenschaftssystem grundsätzlich in Frage gestellt werden muss. Für Effizienzprobleme gibt es sozusagen lokale Lösungen.

Oder doch nicht? Wenn einem Betrieb – etwa einem Betrieb der Holzverarbeitenden Industrie – bescheinigt wird, dass er nicht effizient arbeitet, so wird diesem Betrieb natürlich auch bescheinigt, dass er sich prinzipiellen Problemen konfrontiert sieht: ein uneffizient arbeitender Betrieb ist sehr schnell ein unrentabler Betrieb, und ein unrentabler Betrieb ist sehr schnell ein geschlossener Betrieb. Und was für Betriebe der Holzverarbeitenden Industrie gilt soll für Universitäten nicht gelten? Und uneffiziente Universitäten sind keine Universitäten, die Grundsatzprobleme haben? Besteht nicht doch ein gewisser Grund, den einen oder anderen Zweifel an dem im Prinzip so positiven Votum des Wissenschaftsrates zu hegen?

Worin – genau – besteht die selbst vom Wissenschaftsrat monierte Ineffizienz der deutschen Universitäten? Um diese und an sie angrenzende Fragen wenigstens annähernd konklusiv beantworten zu können, ist es – auch in Anbetracht der zuvor beigebrachten Zahlen, die auf durchaus nicht marginale Tatbestände verweisen – angebracht, sich kurz der neueren Geschichte der deutschen Universitäten zu versichern.

Die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren im wesentlichen eine Fortschreibung dessen, was man für Humboldts Universitäten hielt. Das heißt: In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts befanden sich die deutschen Universitäten in einem Zustand der totalen Agonie. Adenauers Universitäten waren stagnierende Universitäten.

In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts befanden sich die deutschen Universitäten in einem Zustand der totalen Agonie. Erst in den sechziger Jahren und speziell in Konsequenz der Vorgänge von 1968 bestand die Universitätspolitik nicht mehr nur im Protokollieren von Missständen – es ging vielmehr darum, Konzepte – universitätspolitische, bildungspolitische und gesellschaftspolitische Konzepte – zu entwickeln und durchzusetzen.

Sicher werden die Vorgänge des Jahres 1968 unter unterschiedlichen Aspekten und relativ zu unterschiedlichen politischen Positionen unterschiedlich, teilweise sogar sehr unterschiedlich gesehen und beurteilt. Dieser – sehr wohl verständliche – Pluralismus der Meinungen und Urteile ändert jedoch nichts daran, dass es bestimmte Elemente der 1968er Vorgänge gibt, über die ein Dissens schwerlich möglich ist. So dürfte Übereinstimmung darüber bestehen, dass es 1968 – ob nun zentral oder peripher, sei dahingestellt – jedenfalls auch darum ging, die deutschen Universitäten zu reformieren. Die Universitäten, die zur Reform anstanden, waren die sogenannten Ordinariuniversitäten. Die Ordinariuniversitäten waren wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass die Entscheidungshoheit in allen universitären Angelegenheiten bei den Professoren – genauer: bei den H4-Professoren, also den Ordinarien – und nur bei ihnen lag. Entsprechend lief der universitätsreformerische Elan primär darauf hinaus, dieses – allerdings der ministeriellen Oberaufsicht unterliegende – Entscheidungsmonopol der Professoren zu brechen und neue, zumindest der Intention nach demokratischere – oder, wie es auch gesehen wurde, allererst demokratische – Entscheidungsstrukturen zu schaffen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dieser Reformversuch in einer entscheidenden Hinsicht zum Erfolg geführt hat: die deutschen Universitäten sind keine Ordinariuniversitäten mehr – an die Stelle der Ordinariuniversität ist die Gruppenuniversität getreten. In ihr gibt es kein Entscheidungsmonopol mehr: die Entscheidungshoheit in universitären Angelegenheiten ist zu einer – allerdings nach wie vor der ministeriellen Oberaufsicht und dem Vorbehalt der ministeriellen Letztentscheidung unterliegenden – verteilten Entscheidungshoheit geworden, an der die unterschiedlichen universitären Gruppierungen in unterschiedlichen Graden partizipieren. Die Ersetzung der H-Besoldung durch die C-Besoldung machte letztendlich auch formal dem Institut des Ordinarius ein Ende; insofern war dem Versuch, die Universität durch eine entsprechende Transformation der Entscheidungsstrukturen in eine Universität anderen Typs zu transformieren, durchaus ein abschließender Erfolg beschieden. In Konsequenz der Vorgänge von 1968 sind die deutschen Universitäten definitiv zu Gruppenuniversitäten geworden.

Die Etablierung der Gruppenuniversität zielte – wie gesagt – auch auf eine Demokratisierung der universitären Entscheidungsprozesse ab. Man kann sicher darüber streiten, ob dieses Ziel erreicht worden ist – in der Tat wird auf der Basis bestimmter, nicht nur universitätspolitischer, sondern allgemeinpolitischer Positionen bestritten, dass das Demokratisierungsziel erreicht worden ist. Nicht bestritten werden kann jedoch, dass die Transformation der Ordinarienuniversität in eine Gruppenuniversität zur Abschaffung von Strukturen geführt hat, in denen die deutschen Universitäten traditionellerweise organisiert waren.

Traditionellerweise gliederte sich die deutsche Universität in Fakultäten. Die Ereignisse von 1968 machten – nicht immer dem Namen, wohl aber der Sache nach – dieser Fakultätenstruktur ein Ende. An ihre Stelle trat eine Fachbereichsstruktur.

Dies diente durchaus dem Demokratisierungsziel: mit der Fachbereichsstruktur sollten kleinere, überschaubarere universitäre Einheiten geschaffen werden, deren Verwaltung im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung transparenter, aber auch effizienter möglich werden sollte, als dies im Rahmen der schwerfälligen und undurchsichtigen Fakultätenstruktur möglich war.

Vor allem aber kam es in Konsequenz der Tage von 1968 zur Politisierung der Wissenschaften, und von diesen Konsequenzen haben sich bisher weder die in Deutschland betriebenen Wissenschaften noch die deutschen Universitäten richtig erholt.

1960 gab es 190000 Studenten und etwas über 3000 Professoren. 1999 gab es 40000 Professoren und rund zwei Millionen Studenten. 2015 werden vermutlich 30 Prozent der Arbeitsplätze eine akademische Qualifikation erfordern.

Traditionellerweise gliederte sich eine Nationalphilologie in zwei große Bereiche: in die neuere Abteilung einerseits und die ältere Abteilung andererseits. In der neueren Abteilung wurde das betrieben, was üblicherweise als Neuere Literaturgeschichte firmiert; die ältere Abteilung war der Mediävistik vorbehalten. In der Mediävistik wurden ältere Sprachstufen und die zu ihnen gehörige Literatur thematisiert; die ältere Abteilung setzte sich also aus einem sprachwissenschaftlichen und einem literaturwissenschaftlichen Anteil zusammen. Die neuere Abteilung dagegen war nahezu ausschließlich, zumindest aber dominant literaturwissenschaftlich orientiert. Am Beispiel der Germanistik lässt sich diese institutionelle Struktur der Nationalphilologie verdeutlichen: in der älteren Abteilung wurden beispielsweise die Ablautreihen im Althochdeutschen und das Werk des Walter von der Vogelweide zum Gegenstand gemacht; in der neueren Abteilung wurde das Werk Goethes, Schillers und Lessings sowie, sozusagen von Fall zu Fall – sofern nämlich die entsprechende Personalausstattung vorhanden war –, inhaltsbezogene Grammatikstrukturen und Satzbaupläne des Deutschen betrachtet. Dabei hieße es, die traditionelle Struktur der Nationalphilologien vollkommen zu verkennen, wenn man sich zu der Annahme verstünde, dass in der Mediävistik, weil sie auch sprachwissenschaftliche Anteile enthält, und teilweise, sofern sie nämlich überhaupt ein Sprachwissenschaftsangebot bereitstellte, auch in der neueren Abteilung sozusagen die linguistischen Hilfsdisziplinen der Neueren Literaturwissenschaft zusammengefasst gewesen wären. Ein Blick auf die Germanistik zeigt wiederum, wie es wirklich war: der Gegenstand der Germanistik war die deutsche Sprache und die deutsche Literatur; Sprache und Literatur wurden als Einheit begriffen – und diese Einheit war konstitutiv für die Einheit des Faches Germanistik. Die unter den Vorzeichen der Mediävistik – also philologisch – betriebene Sprachwissenschaft war nicht die Hilfswissenschaft der – ebenfalls philologisch betriebenen – Neueren deutschen Literaturwissenschaft; sie waren beide Unterfächer eines Faches: der Germanistik. Jede Nationalphilologie fungierte unerachtet aller internen Binnendifferenzierung als *ein* Fach; jede Nationalphilologie war eine selbstständige universitäre Einheit, für die ein bestimmtes, hier nicht näher zu spezifizierendes Nationenkonzept konstitutiv war. Dieses Nationenkonzept war eng gefasst: die skandinavischen Sprachen etwa waren nicht Gegenstand der Germanistik – sie wurden in von der Germanistik unabhängigen Seminaren für Skandinavistik abgehandelt. Und Linguistik wurde in Seminaren für Allgemeine Sprachwissenschaft oder für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft betrieben, die nur entfernt noch im Umfeld der Nationalphilologien lagen – von Fächern wie Indologie und Iranistik zu schweigen. Die Nationalphilologien waren zentrale, in ihrem Rang unbestrittene und in ihrer institutionellen Struktur unangefochtene Fächer der Philosophischen – oder der Philosophisch-Historischen – Fakultät, die sich beständig zu reproduzieren vermochten. Ihr Bestand war gesichert.

So war es, und so schien es bis in alle Ewigkeit bleiben zu sollen. Aber es blieb nicht so – jedenfalls nicht ganz und gar: die Ereignisse von 1968 rissen die deutschen Universitäten aus ihrem konzept-

tuellen und institutionellen Tiefschlaf, und damit war es auch um die Ruhe der Nationalphilologien geschehen. Gedankengut der Aufklärung wurde in den Universitäten reaktualisiert; der Sozialismus wurde in einer Vielzahl von Versionen adaptiert – die Nationalphilologien mussten auf das, was 1968 geschah, reagieren. Gerade die Aufklärung, der sie nachhaltig konfrontiert waren, hätte – da die Aufklärung eine universalistisch orientierte Unternehmung ist – zur Preisgabe des den Nationalphilologien zugrundeliegende Nationenkonzeptes und in Konsequenz zur Entwicklung einer Allgemeinen Literaturwissenschaft führen müssen, die jenseits aller nationalen Borniertheiten und zur Emanzipation von ihnen betrieben wird, und in deren Rahmen die literaturwissenschaftliche Arbeit auch methodisch-systematisch auf eine neue Basis gestellt wird.

Es kam – wie bekannt – anders; gerade in Reaktion auf die Ereignisse von 1968 bewiesen die Nationalphilologien ihre enorme Resistenzkraft. Sie konnten sich ihren wissenschaftlichen Konservatismus erhalten, indem sie sich ihre Festlegung auf einen hermeneutisch-historischen Ansatz erhalten konnten. Es war insbesondere die Adaption des Sozialismus – also einer ihrerseits längst konservativ gewordenen, sich dem 19. Jahrhundert verdankenden und, nachdem ein Jahrhundert vergangen ist, nicht mehr unbedingt produktiven Unternehmung –, die es den Nationalphilologien ermöglichte, ihre Resistenzkraft zu entfalten und sich ihre (wissenschaftskonservativen) nationalen Beschränkungen zu erhalten, ja sie als verzichtbares Gut herausstellen. Natürlich wurde Lessings „Prinz von Homburg“ jetzt nicht mehr werkimmanent interpretiert – er wurde jetzt als Dokument der Entstehung einer bürgerlichen Literatur in Deutschland betrachtet und als solches interpretiert. Die Literatur wurde als Dokument gesellschaftsspezifischer, also auch nationenspezifischer historischer Gegebenheiten und Entwicklungen rezipiert und interpretiert. Das, was an ihnen nationenspezifisch beschränkt war, konnten sich die Nationalphilologien unter dem Schutzmantel des unter 1968er Bedingungen als progressiv eingestuften Sozialismus nahezu umstandslos – relativ zu der These von der historischen und damit eben auch nationalen Bedingtheit eines jeden literarischen Werkes – erhalten und unter veränderten Bedingungen nach wie vor das Geschäft der Interpretation besorgen. Der gesellschaftlichen Relevanz – damals ein entscheidendes Kriterium für die Beurteilung einer akademischen Disziplin – ihrer Arbeit konnten die Nationalphilologen sich sicher sein, nahmen sie doch für die sozialistisch gewendete hermeneutisch-historische Vernunft eben die Progressivität in Anspruch, die der Sozialismus sich selbst unerbittlich beimaß – und die ihm beigemessen wurde. So konnten problemlos Arbeiten über die Konstitution der DDR-Literatur in Sachsen-Anhalt geschrieben werden – und Arbeiten über die Arbeiterliteratur in Nordrhein-Westfalen. Aber man konnte sich auch wieder der Naturlyrik Goethes und Karl Krolows zuwenden – in einer veränderten Perspektive, selbstverständlich, aber eben unter Wahrung des hermeneutisch-historischen Grundansatzes. Das Geschäft der historisch-hermeneutischen Interpretation konnte problemlos fortgesetzt werden; die Nationalphilologien konnten im neuen Gewande bleiben, was sie immer schon waren.⁵ Sie haben die Lektion von 1968 mühelos gelernt; sie haben 1968 problemlos adaptiert. Es konnte so weiter gehen, wie es immer schon gegangen war; sie konnten sogar auf den Sonderwegen, auf denen sie schon immer abseits der Normalwissenschaft gewandelt waren, unangefochten weitergehen: die Nationalphilologien erlebten 1968 eine Wandlung, aus der sie unverändert als Nationalphilologien hervorgehen konnten. Genau so glaubten die Nationalphilologen am besten zur Verbesserung der Welt, zur Erreichung der Ziele des Sozialismus beitragen zu können. Und sie hatten jeden Grund zu der Annahme, dass dieser ihr Glauben kein Irrglauben war, denn an dem den Nationalphilologien *eo ipso* immanenten revolutionären Potential konnte ja nicht ernsthaft gezweifelt werden. – Sicher: die Veränderungen, die die Universitäten in Konsequenz von 1968 insgesamt erfuhren, betrafen auch die Nationalphilologien. Aber sie tangierten sie nur marginal – mit einer

⁵ Es gibt Nationalphilologen, die in dieser Entwicklung den Vollzug eines Paradigmenwechsels in den Nationalphilologien sehen. Mein Osnabrücker germanistischer Kollege Klaus Garber sieht in der Veränderung der Inhalte der Germanistik gerade zu eine Revolutionierung dieser Nationalphilologie – also eben einen Paradigmenwechsel. Ich kann mich dieser Sichtweise nicht anschließen. Ein Paradigmenwechsel impliziert immer auch die Freisetzung eines neuen methodisch-systematischen Potentials, das ein anderes Vorgehen und eine Neukonzipierung der involvierten Disziplin erzwingt. Die Innovation, die die Germanistik in Konsequenz von 1968 – wohl mehr *volens* als *nolens* – auf der inhaltlichen Ebene erfahren hat, hat es nicht notwendig gemacht, die Germanistik methodisch-systematisch von Grund auf zu verändern. Die Germanistik ist geblieben, was sie war: ein interpretatives Gewerbe. Entsprechendes gilt für die anderen Nationalphilologien. Es mag interessant sein, in Goethes Versen vom Ewig-Weiblichen nicht mehr den Hinweis auf den Weg zu sehen, der allein zur Veredelung des Mannes führt, sondern sie als Ausdruck einer Flucht vor den gesellschaftlichen Verhältnissen oder aber, gekonnt feministisch, als schlechte Instrumentalisierung der Frau zu interpretieren. Aber Ausdruck eines Paradigmenwechsels sind solche Interpretationsdifferenzen wahrlich nicht – eher schon Ausdruck eines planen Interpretengezänks und nichts sonst.

Ausnahme, über die zu sprechen sehr wohl notwendig ist. Diese Ausnahme stellt der sprachwissenschaftliche Teil der Nationalphilologien und, allerdings eher am Rande, auch die in ihnen enthaltene Mediävistik dar.

1968 war – auch – das Jahr, mit dem der Aufstieg der Linguistik eingeleitet wurde – und deren Aufstieg hatte Konsequenzen für die Nationalphilologien. Selbstverständlich war es nicht ein Aufstieg der Linguistik der Tradition – der T-Linguistik, kurz gesagt –, der zu beobachten war: zu konstatieren war der Aufstieg einer aus einer tiefgehenden und weitreichenden Transformation des Paradigmas der Linguistik hervorgegangenen Linguistik, also einer Linguistik der Moderne – kurz: der M-Linguistik –, in deren Rahmen sich die gesamte Disziplin neu strukturierte. Die M-Linguistik war das Ergebnis der – um eine von Searle eingeführte Wendung zu benutzen – Chomskyschen Revolution der Linguistik, für die insbesondere die von Chomsky eingeführte und später nach ihm benannte Hierarchie syntaktischer Systeme – von generativen Grammatiken, um eine populär gewordene Terminologie zu benutzen – konstitutiv war.⁶ Relativ zur Chomsky-Hierarchie konnten unter Grammatiken strikt formalisierte deduktive und mithin prognosefähige Systeme verstanden werden, deren empirischer Gehalt auf der Basis der von ihnen ermöglichten Prognosen entschieden werden konnte. Gegenstand der M-Linguistik waren dabei nicht primär Sprachen, also Menge von Sätzen, sondern die diesen Sätzen zugrundeliegenden Strukturen – also vergleichsweise abstrakte Gebilde – sowie deren mentale Repräsentation und Verarbeitung. Die diversen Einzelsprachen wurden als Realisationsvarianten solcher abstrakter, zugrundeliegender, nicht unmittelbar gegebener Strukturen erklärt und beschrieben. In Form der M-Linguistik stieß die Linguistik zweifellos in wissenschaftliches, in epistemisches Neuland vor, und es war zumindest teilweise die Faszination, die von diesem Neuland ausging, die zum Aufstieg der in Form der M-Linguistik betriebenen Linguistik führte.⁷ Es versteht sich von selbst, dass

⁶ Ich unterscheide hier zwischen T-Linguistik und M-Linguistik, um mich auf den von Chomsky bewirkten Paradigmenwechsel beziehen zu können, ohne deshalb dabei in Entsprechung zu T-Linguistik und M-Linguistik die Begriffe „Sprachwissenschaft“ einerseits und „Linguistik“ andererseits verwenden zu müssen. „Linguistik“ und „Sprachwissenschaft“ gebrauche ich synonym miteinander als Oberbegriff für „T-Linguistik“ und „M-Linguistik“ – in der Hoffnung, dass dieser Sprachgebrauch dazu beiträgt, begriffliche Konfusionen und das Aufkommen von positionsspezifischen Aversionen zu vermeiden.

Mein Osnabrücker linguistischer Kollege Utz Maas hat in einem Beitrag in den „Linguistischen Berichten“, den er zu Beginn der 70er Jahre veröffentlicht hat, geschrieben, dass die damalige Bevorzugung des Begriffs „Linguistik“ darauf hinausläuft, diesen Begriff als Kampfbegriff zu verwenden. Diese Diagnose ist sicher nicht von der Hand zu weisen: mit diesem Sprachgebrauch sollte auch signalisiert werden, dass in der Geschichte der Linguistik ein neues Kapitel begonnen hat. Maas demgegenüber hat darauf insistiert, an der Verwendung des Begriffs „Sprachwissenschaft“ festzuhalten, und mit dieser seiner Insistenz seinerseits emphatisch und mit Verve signalisiert, dass er die Zukunft der Linguistik nicht in der M-Linguistik, sondern in der T-Linguistik beziehungsweise in deren Weiterentwicklung sieht. Cf. hierzu Fn. 3.

Ich möchte es vermeiden, konzeptuelle Konflikte – denn um solche handelt es sich hier in Wahrheit – in Form eines Disputs über die Option für oder gegen eine Terminologie auszutragen. Deshalb habe ich für die im Text verwendete, vergleichsweise neutrale Terminologie optiert.

⁷ Dieser Aufstieg vollzog sich nicht problemlos; er vollzog sich im Rahmen diverser, zumeist linguistikinterner Auseinandersetzungen, die weitaus mühsamer zu führen waren, als es in der Erinnerung – die zur Verklärung des Aufstiegs der M-Linguistik neigt – scheinen mag. Denn selbstverständlich gab es nicht nur Advokaten, sondern auch Kritiker der M-Linguistik.

Utz Maas, zunächst ein Sympathisant der M-Linguistik, hat sich im Laufe sehr kurzer Zeit zu einem ihrer hartnäckigsten Kritiker entwickelt. Sein Hauptargument gegen die M-Linguistik hat er im „Die herrschende Lehre“ (verkaufsträchtig) betitelten ersten (und einzigen) Band seines unvollendet gebliebenen „Grundkurs Sprachwissenschaft“ vorgetragen; es lautet, meiner Erinnerung nach und zusammengefasst wiedergegeben: Je weiter die Linguistik auf dem von der M-Linguistik gebahnten Weg – also dem Weg der Formalisierung – voranschreitet, desto mehr verarmt und verelendet sie inhaltlich-empirisch. Einer solchen Gefahr sieht er die T-Linguistik nicht ausgesetzt; insofern ist es konsequent, wenn er sein – auch terminologisches – Votum für die T-Linguistik mit einem gegen die M-Linguistik verhängten Verdikt verbindet. Die empirische Arbeit, deren Wohlergehen Maas so sehr am Herzen liegt, und die ihm zufolge vor allem in der Sprachtypologie zu leisten ist, führt dann zu Ergebnissen wie dem in (*) angegebenen:

(*) daba i-b | a
 jetzt 3S-besser.werd:IPF
 er ist dabei gesund zu werden

So Utz Maas in einem Beitrag zu einem von Petra Vogel und mir herausgegebenen Buch. Das ist also ein typologisches Datum: ein Tripel, bestehend aus einem Faktum – einem Stück Text –, einer Annotation dieses Textstückes und einer Übersetzung.

Ich glaube nicht, dass Utz Maas jemals versucht hat, seine Verelendungsthese systematisch unter Beweis zu stellen, und die These hat nicht den Vorzug, geradezu selbstevident zu sein. Im Gegenteil: je hochstufiger eine Theorie ist – wenn also etwa Theorien wie die, die dem (P&P)-Modell der UG verpflichtet sind, zur Debatte stehen –, desto reicher, spezieller und spezifi-

sozusagen im Sog der M-Linguistik auch Versionen der T-Linguistik oder Elemente von ihr zu neuen Ehren kamen und vom Ansehen, das der M-Linguistik zugebilligt wurde, institutionell profitierten. Aber das ändert nichts daran, dass es die M-Linguistik war, der der Aufstieg der Linguistik und der Zugewinn an Reputation und öffentlichen Interesse, den sie für sich in Anspruch nehmen konnte, zu verdanken war.⁸ Nur als T-Linguistik ins Werk gesetzt wäre die Linguistik so peripher geblieben, wie sie vor der Chomskyschen Revolution der Disziplin traditionellerweise auf geradezu selbstverständliche Art peripher war.

Natürlich veränderte die Chomskysche Revolution die Arbeit in den sprachwissenschaftlichen Seminaren. Aber nicht nur in ihnen fasste die M-Linguistik Fuß – sie würde überdies auf eine Art institutionell etabliert, die die Nationalphilologien substantiell betraf. Denn die M-Linguistik wurde innerhalb der Nationalphilologien und als Teil von ihnen etabliert. Dies hatte viele Gründe, die allesamt auf einem fast grotesken Missverständnis beruhten – und zwar auf einem Missverständnis dessen, was unter M-Linguistik zu verstehen ist.

Die Ereignisse von 1968 hatten natürlich Konsequenzen für die Sprachdisziplinen und damit für die Geisteswissenschaften insgesamt. Aber selbst in Ansehung dieser ihrer Konsequenzen war die Entwicklung, die die Sprachdisziplinen nahmen, nicht so gewichtig, wie sie nach Ansicht ihrer Vertreter zu nehmen waren. Die universitären Profiteure von 1968 waren die Gesellschaftswissenschaften.

Die Naturwissenschaften – und damit die Disziplinen, die in geradezu exemplarischer Art für das stehen, was gemeinhin unter Wissenschaft verstanden wird – waren, letztendlich, die Verlierer von 1968.

Der Vorgang von 1968 versandete, und mit ihm versandete die erste Transformation der Universitäten: statt konklusiv konzipierter und neu strukturierter Universitäten hinterließ sie Universitätsruinen.

Die Universitäten befinden sich am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts in einer Situation, in der vor allem eines von ihnen verlangt wird: die Konkurrenz miteinander. Diese Konkurrenzforderung geht sehr viel weiter und ist von vollkommen anderer Art als das Wettbewerbsgebot, dem die Universitäten traditionellerweise unterliegen. Dieses Wettbewerbsgebot besagt, dass etwa die Chemie, die an der Universität X angeboten wird, besser zu sein hat als die an der Universität Y angebotene Chemie, und umgekehrt – entsprechendes gilt für beliebige, an den Universitäten aber gleichermaßen präsente Disziplinen. Das Wettbewerbsgebot ist das Gebot des Wettbewerbs der wissenschaftlichen Leistung, das Gebot des Wettbewerbs der Disziplinen, wobei alle Universitäten bezüglich der gleichen Disziplinen im Wettbewerb miteinander stehen. Das Wettbewerbsgebot ist ein Wettbewerbsgebot unter der

scher sind die Fakten, die in ihrem Licht sichtbar werden. Und desto nuancierter müssen die Daten sein, die für eine empirische Überprüfung solcher Theorien herangezogen werden. Das in (*) angegebene Datum ist schlicht und einfach viel zu grob, um für die Prüfung einer Theorie, die im Rahmen des (P&P)-Modells aufgebaut ist, einschlägig sein zu können – solche Daten sind für solche Theorien gänzlich unerheblich; solche Theorien entscheiden sich nicht an ihnen. Es ist schon so, wie Ekkehard König, selbst Sprachtypologe, mir einmal sagte: die typologische Forschung ermöglicht eine erste empirische Groborientierung – die eigentliche linguistische Arbeit, *und zwar auch und gerade die eigentliche empirische Arbeit*, muss dann unter anderen Bedingungen als denen erfolgen, denen die typologische Arbeit unterliegt.

Diesen Befund wird man wohl schwerlich als eine Bestätigung der Maasschen Verelendungsthese missverstehen können. Im Gegenteil: er zeigt, dass diese These schwerlich haltbar ist – ein *Argument* gegen die M-Linguistik gibt er jedenfalls nicht ab. Es mag ja sein, dass mein Osnabrücker Kollege die Preisgabe der M-Linguistik zugunsten einer weitgehendst theoriefreien, informellen und nach Möglichkeit mit Grobdaten arbeitenden Sprachwissenschaft will. Dann soll Utz Maas aber auch sagen, dass es *das* ist, was er will – und dann erklären, warum man dies sinnvollerweise wollen kann und sogar soll. Dann wäre eine Alternative zur M-Linguistik aufgewiesen. Durch schlichte Polemik gegen die M-Linguistik ist eine solche Alternative nicht zu etablieren.

⁸ Die Chomsky-Hierarchie umfasst Systeme, die zur Beschreibung natürlicher Sprachen entwickelt wurden. Aber das ändert nichts daran, dass die Systeme vom Typ 2 – die sogenannten kontextfreien Grammatiken – sich als diejenigen Systeme erwiesen, die zugleich das syntaktische Fundament der Programmiersprachen abgeben. Entsprechend wurden die Typ 2-Syntaxen in der Informatik, die als Ingenieurwissenschaft gilt, adaptiert. Es dürfte dies das erste Mal gewesen sein, dass eine Geisteswissenschaft – zumindest in Deutschland gilt die Linguistik als Geisteswissenschaft – direkten Einfluss auf die Entwicklung einer Ingenieurwissenschaft gewonnen hat. Dass derartige Impulse von der Linguistik ausgingen, begründete ihre neue Reputation. Es liegt auf der Hand, dass diese ihre Reputation daran gebunden war, dass die Linguistik als M-Linguistik betrieben wurde – Untersuchungen im Rahmen der T-Linguistik, etwa zum Infinitiv im Persischen, *konnten* der Sache nach zur Erzeugung dieser Reputation nichts und abernichts beitragen.

Bedingung der Gleichheit der disziplinären Ausstattung der Universitäten. Das Konkurrenzgebot, auf das eingangs verwiesen wurde, unterscheidet sich von dem tradierten Wettbewerbsgebot primär dadurch, dass es nicht mehr durch die Bedingung der Gleichheit der disziplinären Ausstattung strukturiert ist. Im Gegenteil: mit ihm ist die Konkurrenz der Universitäten auch und gerade in Ansehung ihrer disziplinären Ausstattung verlangt. Universitätspolitisch wird also nicht mehr eine wie auch immer beschaffene Vollständigkeit der disziplinären Ausstattung einer Universität vorausgesetzt – die Sinologie muss es also durchaus nicht an allen Universitäten geben, ebensowenig die Chemie oder die Jurisprudenz. Was gefordert ist, ist vielmehr die Optimalität einer spezialisierten und gewichteten disziplinären Ausstattung – die Universitäten konkurrieren auch und sogar primär im Hinblick darauf miteinander, welche von ihnen die bessere disziplinäre Ausstattung zu bieten hat. Die bessere disziplinäre Ausstattung ist dabei nicht die in irgendeinem diffusen, durch die Tradition bestimmten Sinne vollständigere disziplinäre Ausstattung – die bessere disziplinäre Ausstattung ist vielmehr diejenige, die mit minimalen Kosten maximale Erträge zu erbringen verspricht. Die bessere disziplinäre Ausstattung ist diejenige, die ein Lehrangebot ermöglicht, vermöge dessen mit möglichst geringen Personalkosten in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Anzahl von Studierenden ein Studium abschließen kann, das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch beruflich qualifiziert, zumindest aber gute Berufsaussichten eröffnet. Wenn diese disziplinäre Ausstattung darüber hinaus zu hochrangigen wissenschaftlichen Leistungen führt, ist sie sehr gut, geradezu optimal zu nennen – sie trägt in jeder Hinsicht dazu bei, dass eine Universität in der Konkurrenz der Universitäten bestehen und vielleicht sogar prestigeträchtige Erfolge verbuchen kann.⁹ In dieser Konkurrenz der Universitäten ist kein Raum mehr für disziplinäre Idiosynkrasien, methodologische Grillen und privatistische Wissenschaftskonzepte: es zählt, was konkurrenzfähig ist – nichts sonst. Die Universitäten sind ein Feld primär staatlicher Investitionen, und diese Investitionen müssen sich amortisieren, sonst „rechnen sie sich nicht“ – eine Alimentierung von Forscherverschobenheiten, wie sie traditionsgemäß gang und gäbe ist, ist unter diesen Bedingungen nicht mehr möglich.¹⁰

Die Universitäten sind am Ausgang des 20. Jahrhunderts in einer Situation, in der ihre Zukunft nicht von ihrer disziplinären Vollständigkeit, sondern von ihrer Konkurrenzfähigkeit und nichts sonst abhängt.¹¹ Sie sind in einer Situation, in der sich die Selbstverständlichkeiten verflüchtigt haben, auf denen der universitäre Betrieb beruhte. Es fehlen die stabilisierenden Bezugspunkte der universitären

⁹ Diese universitätspolitische Entwicklung ist letztendlich nichts anderes als die generalisierende Resultante, die aus den Universitätsneugründungen gezogen wurde, die in den sechziger und siebziger Jahren erfolgten. Alle diese Neugründungen waren Gründungen von disziplinär nicht vollständig ausgestatteten Universitäten. Der Erfolg, den einige von ihnen – nicht alle – für sich mit guten Gründen in Anspruch nehmen können, hat mit Deutlichkeit vor Augen geführt, dass das Kriterium der disziplinären Vollständigkeit nicht das Kriterium sein kann, an dem sich die Universitätspolitik zu orientieren hat. Von dieser Einsicht war es dann nur noch ein Schritt zu der weiteren Einsicht, dass die – zwingend erforderliche – Selbsterneuerung der Universitäten sich – vielleicht nicht nur, aber doch auch – aus der Konkurrenz der Universitäten miteinander ergeben kann. Für die traditionellen Universitäten, die üblicherweise als die in exemplarischer Weise disziplinär vollständigen Universitäten betrachtet werden, bedeutet dies zweifellos, dass sie sich im Laufe der Zeit der Disziplinen entledigen müssen, die wohl zu ihrer disziplinären Vollständigkeit, nicht aber zu ihrer Konkurrenzfähigkeit beitragen. Sie müssen stattdessen neue, für die Konkurrenz der Universitäten relevante disziplinäre Schwerpunkte ausbilden. Mit anderen Worten: die traditionellen Universitäten müssen sich eine disziplinäre Unvollständigkeit erarbeiten, die ihre Konkurrenzfähigkeit sichert. – Diese Anforderung korrespondiert letztlich nur mit dem Tatbestand, dass auch die diversen Traditionsuniversitäten unerachtet ihrer disziplinären Vollständigkeit die unterschiedlichen Disziplinen in unterschiedlichen Umfängen ausgebaut und gepflegt haben. Die Unvollständigkeitsforderung ist somit nur die Resultante, die daraus zu ziehen ist, dass auch in den Traditionsuniversitäten schon immer unterschiedliche disziplinäre Schwerpunkte ausgebildet wurden – und zwar eine Resultante, durch die die als relevant erkannten Disziplinen ausgezeichnet und die als irrelevant erkannten Disziplinen ausgesondert werden.

¹⁰ Mit anderen Worten: die Universitäten sind zu einer effizienten Verausgabung der in sie investierten Mittel verpflichtet. Die Globalhaushalte, mit denen sie haushalten werden müssen, lassen ihnen keine andere Wahl, als dieser Verpflichtung zur Effizienz möglichst effizient nachzukommen.

¹¹ Die Universitätsnostalgiker – es gibt sie nicht nur, aber doch gerade in den Universitäten – werden in dieser Entwicklung nichts anderes als eine Deformation der universitären Traditionen sehen können. Aber in dieser Sicht der Dinge offenbart sich lediglich der Tatbestand, dass auch die Auffassungen der Ewiggestrigen eines gewissen luziden Charmes nicht zwangsläufig entraten müssen. Damit ist nicht gesagt, dass die Universitätspolitik, die Ende der 90er Jahre betrieben wird, eine Politik ohne Fehl und Tadel ist. Im Gegenteil: es gibt mehr als genug, das an ihr zu kritisieren ist. Aber bei aller Kritikbedürftigkeit ist doch eines klar: im Rahmen einer Universitätspolitik, die auf eine Reform der Universitäten abzielt – und jede Universitätspolitik, die mit Vernunft betrieben wird, muss auf eine solche Politik abzielen –, ist es unerlässlich, eine kritische Überprüfung der Signifikanz und der Relevanz der disziplinären Bestände der Universitäten vorzusehen. Wie diese Überprüfung sinnvoll ins Werk zu setzen ist, ist eine andere Frage – ihre Notwendigkeit dagegen steht außer Frage. Der nostalgische Charme des Ewiggestrigen ändert daran nichts und abernichts.

Forschung und Lehre; das akademische Personal ist Tag für Tag mit der Frage konfrontiert, wozu das, was die Universitäten Tag für Tag produzieren, taue und von Nutzen sei.

BEMERKUNG ÜBER ERFAHRUNG UND ERKLÄRUNG

Im Rekurs auf die Himmelsmechanik der Physiker wird kurz demonstriert, dass in den Wissenschaften das Bekannte durch das Unbekannte, allererst noch zu Entdeckende erklärt wird. Erklärungen dieser Art werden nur im Zuge diverser Idealisierungen und Abstraktionen möglich. Unter Bezugnahme auf das CP/IP-System und die Alpha-Transformation wird gezeigt, dass dieser für die Physik – wie für die empirischen Wissenschaften überhaupt – charakteristische Erklärungsweg auch der Erklärungsweg ist, der in der grammatischen Forschung besritten werden kann und muss und auch besritten wird. Abschließend werden im Zusammenhang einer kursorischen Betrachtung der Traditionen der Linguistik, bei der insbesondere das Problem der Sprachdynamik und damit der Sprachveränderung zur Debatte gestellt wird, sowie des disziplinären Umfelds der Linguistik, das sich nicht zuletzt in Konsequenz der linguistikintern erzielten Fortschritte gegenüber früheren Zeiten radikal verändert hat, einige Voraussetzungen und Implikationen des Konzeptes der CP/IP-Struktur erörtert, die die explanativen Potenziale einer dieses Konzept integrierenden Theorie weiter vor Augen führen.

Natürlich sagt man – naiverweise, aber in Übereinstimmung mit der unmittelbaren Erfahrung –, dass am Morgen die Sonne aufgeht, und dass sie am Abend wieder untergeht. Und die unmittelbare Erfahrung, die in dieser Redeweise vom Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zum Ausdruck kommt, war bekanntlich folgenreich; ihre epistemische Auswertung hat dazu geführt, dass eine Himmelsmechanik – die ptolemäische Himmelsmechanik – entwickelt wurde, der zufolge sich die Sonne – und nicht nur sie – um die Erde dreht, die als der Mittelpunkt des planetaren Geschehens betrachtet wurde. Aber diese naive, auf der unmittelbaren Erfahrung beruhende, geozentrische Himmelsmechanik ist – auch dies ist bekannt – schlicht und einfach falsch. Die klassische, von Newton systematisierte Himmelsmechanik der Physiker ist gerade nicht geozentrisch, und natürlich wird diese nicht-geozentrische, aus physikalischen Prinzipien deduzierbare Himmelsmechanik in jeder Hinsicht durch die Erfahrung bestätigt – und zwar durch die systematische, durch die kontrollierbare und kontrollierte Erfahrung der Physiker. Diese Erfahrung – die physikalische, also die wissenschaftliche Erfahrung – wird unter anderen Bedingungen möglich als das, was zuvor als unmittelbare Erfahrung bezeichnet wurde, und die physikalische Erfahrung geht zweifelsfrei tiefer und reicht selbstverständlich weiter als die naive, die unmittelbare Erfahrung, die die Individuen im Alltag machen können und machen.

Eine Situation, in der naive, unmittelbare Erfahrungen epistemisch ausgewertet, und zwar *kontrafaktisch* ausgewertet werden, soll eine *ptolemäische Situation* heißen. Entsprechend kann man sagen, dass durch den Vorgang der Newtonschen Mechanik dem Fortbestehen einer ptolemäischen Situation ein Ende gemacht wurde. Ihm wurde ein Ende gemacht, weil die systematische Betrachtung klassischer Partikelmechaniken es möglich machte, die Planetenbahnen auf der Basis von Prinzipien zu erklären, die in der ptolemäischen Situation unbekannt waren und sich der möglichen Erkenntnis entziehen mussten. Das Bekannte – die alltagsprachlich als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang bezeichneten Phänomene – wurden durch das Unbekannte – die in der ptolemäischen Situation epistemisch unzugänglichen, in der nicht-ptolemäischen Situation jedoch der Erkenntnis zugänglichen und empirisch überprüfbar Prinzipien der klassischen Mechanik – auf eine tief gehende und weit reichende Art erklärt.

Welche Konsequenzen sind aus diesem kurzen Abriss eines Teilstücks der Geschichte der Physik zu ziehen? Die erste, vergleichsweise allgemeine Konsequenz, die zu ziehen ist, ist sicherlich nicht mehr als eine Binsenwahrheit; sie besagt, dass der Erfahrungsbegriff ein überaus komplexer Begriff ist, dessen Verwendung mehr als nur ein Risiko birgt. Die zweite, nicht mehr ganz so triviale Konsequenz, die zu ziehen ist, besagt, dass man diese der Verwendung des Erfahrungsbegriffs – und damit auch des Empiriebegriffs und insbesondere auch des Beobachtungsbegriffs – inhärenten Risiken zumindest minimieren kann, wenn man zwischen der unmittelbaren, der naiven Erfahrung – kurz: der N-Erfahrung – und der wissenschaftlichen, der kontrollierbaren und kontrollierten Erfahrung – kurz: der W-Erfahrung – strikt unterscheidet, und in Konsequenz dieser Unterscheidung insbesondere der Versuchung widersteht zu glauben, dass W-Erfahrungen grundsätzlich auf N-Erfahrungen reduzierbar seien. Eine solche Reduzierbarkeit mag unter bestimmten Bedingungen zwar gegeben sein – aber sie ist sicher nicht der Normalfall der Forschung. Im Normalfall verhält es sich vielmehr so, dass die W-Erfahrung sich ganz anderen Prinzipien verdankt als die N-Erfahrung, und dass die erstere die letztere in vielfacher Hinsicht transzendiert. Die W-Erfahrung erschließt der Erkenntnis ganz andere Bereiche als die N-Erfahrung – die himmelmechanischen Prozesse, die für die auf der Basis von N-Erfahrungen als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang charakterisierten Phänomene konstitutiv sind, sind eben dieser N-Erfahrung und damit der unmittelbaren Beobachtung vollkommen unzugänglich. Insofern kann man sagen, dass der Vorgang der Verdrängung der Ptolemäischen Physik durch die

klassische Mechanik ein *grundsätzliches* Element der wissenschaftlichen Erkenntnis deutlich macht, das in dem nachfolgend formulierten Wissenschaftsprinzipien (W-Prinzipien) zum Ausdruck kommt:

(W-1) In den Wissenschaften wird das Bekannte, der unmittelbaren Beobachtung Zugängliche durch das Unbekannte, jenseits der unmittelbaren Beobachtung Liegende erklärt. Der Weg, der zur wissenschaftlichen Erklärung führt, ist ein Weg, der außerhalb des Raumes des *prima-facie*-Konstatierbaren verläuft.

(W-2) Wissenschaftliche Erklärungen werden in einem Erfahrungsraum überprüft, der nicht mit dem der unmittelbaren Erfahrung zugänglichen Raum identisch ist.

(W-3) Der Weg, der in den Raum führt, in dem wissenschaftlichen Erkenntnis und deren strenge empirische Überprüfung möglich ist, ist ein Weg, der nur vermöge diverser Abstraktionen und Idealisierungen gangbar ist. Sie ermöglichen die Etablierung restringierter Untersuchungsbereiche, und die Möglichkeit der Etablierung restringierter Untersuchungsbereiche ist eine Vorbedingung für die Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt.

Sicher: diese Prinzipien wurden mit Blick auf die Entwicklung der Mechanik formuliert.¹² Aber man wird ihre Geltung auch für die Linguistik reklamieren dürfen und müssen, denn es ist nicht anzunehmen, dass der Versuch, eine Mechanik der Kognition und insbesondere eines ihrer Teilsysteme, nämlich der Sprachkapazität, zu entwickeln, einen signifikant geringeren epistemischen Aufwand erfordert als die Entwicklung der Himmelsmechanik erfordert hat.

Was für die Physik gilt, gilt in Entsprechung auch für andere Disziplinen. Es gilt, beispielsweise, auch für die Linguistik. Um zu verdeutlichen, warum dies so ist, sei der folgende, ganz offenkundig überaus elementare Satz betrachtet: „Wendelin raucht“. Auf den ersten, zumeist vom Lernerwerb in den Schulen bestimmten Blick hin zeichnet sich dieser Satz durch eine elementare Subjekt-Prädikat-Struktur aus. Es ist diese grammatische Qualifikation des Satzes, die der zuvor angesprochenen Sonnenaufgangserfahrung entspricht. Denn auf den zweiten, genaueren Blick zeigt sich, dass dieser grammatisch so elementar anmutende Satz, der – da er nur aus zwei Terminalelementen besteht – reichlich elementar anmutet, eine vergleichsweise reiche, komplexe Struktur hat. Sie ist im Rahmen des von Chomsky (1981) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiterentwickelten Prinzipien und Parameter-Modells der Universalgrammatik – kurz: des (P&P)-Modells der UG – zu entwickeln. Bei den Größen, die die UG determiniert – und zwar *grammatisch* determiniert – handelt es sich um I-Sprachen. Unter einer I-Sprache L ist ein Gebilde zu verstehen, das in Konsequenz diverser Idealisierungen und Abstraktionen ins Blickfeld gerät, denen der unmittelbaren Erfahrung zugängliche Gebilde wie das Französische, das Mongolische, ..., das Lateinische, das Südhessische unterworfen werden. Eine I-Sprache L ist eine – im (hier nicht weiter zu spezifizierenden) technischen Sinn dieser Begriffe – individuelle, individueninterne und intensionale Sprache, die genetisch gegeben ist. Die Struktur von L ist im Kern durch das CP/IP-System der UG bestimmt, und das heißt, dass sie ist durch ein diversen Restriktionen – insbesondere der \bar{X} -Theorie – unterliegendes System von Projektionskategorien bestimmt ist. Im CP/IP-System operiert eine Bewegungstransformation – die Alpha-Transformation –, die Terminalelemente – genauer müsste man wohl sagen: I-Terminale – aus Positionen, die sie innerhalb des CP/IP-Systems einnehmen, in Positionen innerhalb des CP/IP-Systems bewegt beziehungsweise versetzt. Den Sätzen einer I-Sprache L ist also eine durch die α -Transformation induzierte Bewegungsstruktur inhärent. Diese Transformation ist im Prinzip eine strukturerhaltende Transformation, die der unmittelbaren Spracherfahrung nicht zugängliche Spuren hinterlässt, die technisch durch eine System von Koindizierungen repräsentiert werden. Die – abkürzend gesagt – $\langle \text{CP/IP}, \alpha \rangle$ -Struktur des so elementar anmutenden Satzes „Wendelin raucht“ ist nachfolgend in (1) in erster, hier ausreichender Näherung angegeben:

¹² Natürlich sind diese Prinzipien hier, wo wissenschaftsphilosophische Fragen nicht im Zentrum der Betrachtung stehen können und sollen, nicht systematisch entwickelt worden, und sie sind eben deshalb auch eher leger formuliert. Es sollte jedoch klar sein, dass eine Systematisierung dieser Prinzipien sehr wohl möglich ist. Die Überlegungen im folgenden werden jedoch exemplarisch deutlich machen, was unter Abstraktionen und Idealisierungen zu verstehen ist, und warum der Weg der Wissenschaft – auch und gerade der Weg der Linguistik – nur im Zuge von Abstraktionen und Idealisierungen beschritten werden kann.

(1) $[_{CP}[_{Spec,C} \text{Wendelin}_i][_C^1 [_C \text{ raucht}_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

Man sieht leicht, dass diese Struktur genauso wenig „sichtbar“, also in einer grammatischen Alltäterfahrung verankert ist, wie die Struktur der den Phänomenen des Sonnenaufgangs zugrundeliegenden Himmelsmechanik in einer „sichtbar“ ist. (1) ist – wie schon angedeutet – das Ergebnis diverser Idealisierungen und Abstraktionen – schon die gängige Redeweise von Sätzen ist in Idealisierungen und Abstraktionen begründet. Sätze sind der unmittelbaren Spracherfahrung nicht zugänglich – der unmittelbaren Spracherfahrung zugänglich sind allein *Äußerungen*. Äußerungen sind beispielsweise durch das Sprechtempo des Sprechers bestimmte, phonetisch lokalisierbare Gebilde, und für das Verstehen von Äußerungen ist beispielsweise die Differenziertheit des Hörvermögens des Sprechers mit konstitutiv. Von allen diesen Faktoren – Sprechtempo, Differenziertheit des Hörvermögens und so weiter – wird bei der Etablierung des Satzbegriffs idealisierend abstrahiert; bei der Entwicklung einer $\langle CP/IP, \alpha \rangle$ -Struktur wird zudem beispielsweise von den Bedingungen der phonetisch-phonologischen Realisierung dieser Struktur idealisierend abstrahiert – zusammenfassend gesagt: die grammatische Analyse ist überhaupt nur in Konsequenz diverser Idealisierungen und Abstraktionen möglich. Grammatische Erklärungen sind, in diesem Sinne, *abstrakte* Erklärungen.

Sie sind, in diesem Sinn, physikalischen Erklärungen durchaus vergleichbar. Und dies festzustellen, heißt auch festzustellen, dass in der Linguistik, wie in der Physik, das Bekannte – die so elementar anmutende Subjekt-Prädikat-Struktur des Satzes „Wendelin raucht“ – durch das Unbekannte, allererst noch zu Entdeckende – also (um nur einige Aspekte zu nennen) das CP/IP-System, die Spuren, die die Alpha-Transformation hinterlässt, und die Projektionsstruktur der Kategorien – erklärt wird. Vermöge linguistischer Erklärungen wird das sichtbar gemacht, was der unmittelbaren Spracherfahrung nicht zugänglich ist und ihr grundsätzlich nicht zugänglich sein kann. Und die Größen, die die linguistische Erklärung ins Blickfeld rückt, sind zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der unmittelbaren Spracherfahrung – so, wie die Himmelsmechanik der Physiker eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrungen ist, die üblicherweise als Erfahrung des Sonnenaufgangs beziehungsweise Sonnenuntergangs identifiziert werden.

Der Weg der Wissenschaft ist ein Weg, der durch Idealisierungen und Abstraktionen bestimmt ist. Eben deshalb führt er vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Konkret-Singulären zum Generellen. Die Hinweise darauf, dass der Satz „Wendelin raucht“ grammatisch innerhalb des CP/IP-Systems spuretheoretisch zu erklären ist, waren letztlich nur Hinweise darauf, dass dieser für die Wissenschaften insgesamt charakteristische Weg auch der Weg ist, der in der linguistischen Forschung eingeschlagen werden muss, eingeschlagen werden kann und auch eingeschlagen wird. Sie waren Hinweise darauf, dass die Linguistik – um Kant zu paraphrasieren – den (mehr oder weniger) sicheren Gang einer Wissenschaft geht.

Diesen Weg zu erschließen, ist – auch das soll noch kurz herausgestellt werden – nicht umstandslos möglich. Ihn zu erschließen heißt immer auch, Widerstände zu überwinden, und es heißt insbesondere auch, sich immer wieder der Faszination zu entziehen, die von den Tatbeständen der unmittelbaren Erfahrung ausgeht. Die Geschichte der Physik, die von einem animistischen Naturbild bis hin zur Quantenmechanik und Relativitätstheorie führte, ist ein Beispiel dafür, dass dies möglich ist; die Geschichte der generativen Grammatik, in der das CP/IP-System und die Alpha-Transformation zu verorten sind, ist ein anderes, sicherlich sehr viel weniger gewichtiges Beispiel dafür, dass der Weg, der zu Idealisierungen und Abstraktionen führt, erfolgreich beschritten werden kann.

Die von Chomsky (1956) begründete generative Grammatik war in ihren Anfängen in wesentlichen Hinsichten nichts Anderes als eine Mathematisierung der traditionellen Grammatiken, die in der linguistischen Forschung prädominant waren, bevor diese durch den von de Saussure (1916) einerseits und Bloomfield (1933) andererseits begründeten und dezidiert gegen die Konzeption der traditionellen Grammatiken gerichteten Strukturalismus auf neue Wege geführt wurde. Die generative Grammatik hat sich also – und dies zu sehen, ist wesentlich – *außerhalb* des linguistischen Strukturalismus entwickelt. Chomskys Unternehmung war also, wissenschaftshistorisch betrachtet, in einem gewissen Sinne sehr viel konservativer als die von Bloomfield und de Saussure ins Werk gesetzte Unternehmung. Im Rahmen dieser konservativeren, aber mathematisch äußerst stringent gefassten Unternehmung ist dem Satz „Wendlin raucht“ die nachfolgend in (2) angegebene, der schulgrammatischen Subjekt-Prädikat-Analyse weitgehend korrespondierende Struktur zuzuordnen:

(2) $[_S [_{NP} [_N \text{Wendelin}_i]] [_{VP} [_V \text{ raucht}]]]$

Ersichtlich ist (2) sehr viel weniger granular als (1). (2) enthält keine Spurenelemente; es kann insofern keine Rede davon sein, dass die einem Satz inhärente Bewegungsstruktur durch (2) erfasst wurde. Auch die zur Analyse des Satzes verwendeten Kategorien sind vergleichsweise elementar; insbesondere sind diese Kategorien nicht intern strukturiert: Es handelt sich bei ihnen also nicht um Projektionskategorien, sondern um strikt extensional konzipierte Kategorien. Insgesamt ist (2) also im strikten Sinne „sichtbarer“ und damit auch oberflächlicher als (1). (2) ist also eine Struktur, wie sie im Rahmen einer generativ gewendeten, also mathematisierten traditionellen Grammatik betrachtet werden kann. Insofern bestand der Fortschritt, der mit der Entwicklung der generativen Grammatik in ihren Anfängen verbunden war, keineswegs in der Erschließung eines Raumes, in dem tiefergehende und weiterreichende grammatische Erklärungen und Beschreibungen möglich wurden, die tiefer gingen und weiter reichten als die Erklärungen und Beschreibungen, die im Rahmen der traditionellen Grammatik bereitgestellt werden konnten: Der erzielte Fortschritt bestand ganz einfach in der Mathematisierung dieser traditionellen Grammatiken. Die zwischen (1) und (2) bestehenden Differenzen machen deutlich, dass die Sachlage sich mittlerweile von Grund auf geändert hat. Und weil sie sich verändert hat, stellen sich „alte“, vermeintlich wohlbekannte (und teilweise als gelöst geltende) Probleme in einem vollkommen neuen Licht dar, und andererseits stehen Probleme zur Bearbeitung an, deren schlichte Existenz zuvor nicht einmal auszumachen war.

Eines dieser alten, vermeintlich wohlbekannten (aber definitiv noch immer nicht gelösten) Probleme ergibt sich in Ansehung der Tatbestände der Sprachveränderung. Das Sprachveränderungsproblem stellt sich – unter der nicht-trivialen, also bestreitbaren Voraussetzung, dass es sich bei einer I-Sprache L überhaupt um eine Sprache handelt, die Veränderungen zugänglich ist – unter den Prämissen des (P&P)-Modells der UG im Kern als das Problem dar, wie innerhalb des CP/IP-Systems eine Dynamik, aus der L-Veränderungen resultieren können, möglich ist. Da das CP/IP-System selbst universell und damit unveränderlich ist – was heißt, dass jede I-Sprache L kategorial konstant ist –, kann es sich bei einer CP/IP-internen Dynamik nur um eine Dynamik positioneller Besetzungen, durch die Alpha-Transformation bewirkt werden, handeln: Sie – die Besetzungen von Positionen – sind es, die einer Veränderung zugänglich sind. I-Sprachdynamik ist, in diesem Sinn, Besetzungsdynamik. Folgt man nun einer von Fourquet (1974) vorgelegten Analyse, ist die Herausbildung einer V2-Struktur, wie sie etwa für das I-sprachliche Deutsche und das I-sprachliche Holländische, aber auch die skandinavischen I-Sprachen charakteristisch ist, das Ergebnis sprachdynamischer Prozesse. Mit anderen Worten: eine I-Sprache mit V2-Struktur – kurz: eine V2-Sprache – ist, diachron betrachtet, aus einer I-Sprache hervorgegangen, die die V2-Struktur nicht aufweist. Bei dieser I-Sprache handelt es sich Fourquet zufolge um eine Sprache, für die die Verb-End-Struktur (kurz: die V3-Struktur) charakteristisch ist: Bei der I-Sprachveränderung, die Fourquet thematisiert, handelt es sich somit, kurz gesagt, um die Transition einer V3-Sprache in eine V2-Sprache. Diese Transition muss UG-determiniert vonstatten gehen, und das heißt hier im wesentlichen: Die Transition muss als Besetzungsdynamik rekonstruierbar sein.

Für die V3-Sprache, die Fourquet betrachtet, ist das Beowulf-Englisch exemplarisch, in dem beispielsweise der V3-Satz „he im aþas swor“ grammatisch ist, also eine Verb-End-Satz. Nun ist wohl schwerlich ein Zweifel daran möglich, dass mit diesem Satz auch der nicht belegte Satz „he swor“ grammatisch im Beowulf-Englischen ist. Und unter der hier für die Zwecke der Argumentation eingegangenen Voraussetzung, dass „Wendelin“ ein im Beowulf-Englischen möglicher Eigennamenname ist, wäre mit dem Satz „he swor“ auch der Satz „Wendelin swor“ grammatisch im Beowulf-Englischen. Bei beiden Sätzen handelt es sich – daran sollte kein Zweifel mehr möglich sein – um Verb-End-Sätze, in eben dem Sinn, in dem es sich bei dem Satz „he im aþas swor“ um einen Verb-End-Satz handelt. Allerdings wäre dem fiktiven, aber nach Voraussetzung Beowulf-möglichen grammatischen V3-Satz „Wendelin swor“ im Rahmen der generativ gewendeten traditionellen Grammatik in etwa die nachfolgend in (3) angegebene Struktur zuzuordnen, die sich offenbar lediglich in terminaler, aber nicht in grammatisch-struktureller Hinsicht von der zuvor in (2) angeführten Struktur nennenswert unterscheidet:

(3) [S [NP [N Wendelin]] [VP [V swor]]]

Ersichtlich sind (2) und (3) in grammatisch-struktureller Hinsicht ununterscheidbar voneinander. Die strukturelle Unterscheidbarkeit von (2) und (3) ist nun aber ein Indikator für ein explanatives und

deskriptives Defizit der generativ gewendeten traditionellen Grammatik. Sie macht deutlich, dass in ihrem Rahmen nicht systematisch zwischen V2-Sätzen und V3-Sätzen unterschieden werden kann; der Umstand, dass in dem V3-Satz „Wendelin swor“ Subjekt und Verb ebenso adjazent sind, wie in dem V2-Satz „Wendelin raucht“, führt dazu, dass diese beiden grammatisch auf fundamentale Art voneinander unterschiedenen Sätze im Rahmen der traditionellen Grammatik – auch im Rahmen der generativ gewendeten traditionellen Grammatik – als strukturgleich behandelt werden müssen. Das aber wiederum hat die Konsequenz, dass in diesem Rahmen Fourquets Problem nicht einmal ins Blickfeld genommen werden kann; die grammatische Transition, die Fourquet thematisiert, kann also nicht beschrieben und erklärt werden – ganz einfach deshalb nicht, weil sie nicht systematisch zur Kenntnis genommen werden kann.

Voraussetzung dafür, dass Fourquets Problem ins Blickfeld gerückt werden kann, ist es offenbar, dass der V2-Fall auch dann vom V3-Fall unterschieden werden kann, wenn in *beiden* Fällen Subjekt und Verb adjazent sind. Diese – sicher subtile – Unterscheidung ist im Rahmen des (P&P)-Modells der UG zweifelsfrei möglich. Dem V3-Satz nämlich ist die in (4) angegebene Struktur zuzuordnen, dem V2-Satz dagegen die in (5) angegebene Struktur:

(4) $[_{CP}[_{Spec,C} \text{Wendelin}_i] [_{C'}[_{C}] [_{IP} t_i \text{swor}]]]$

(5) $[_{CP}[_{Spec,C} \text{Wendelin}_i] [_{C'}^1 [_{C} \text{swor}_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

(4) und (5) sind offenkundig wohl voneinander unterschieden, und diese Unterscheidung ist möglich, weil bei der Etablierung dieser Strukturen auf abstrakte Entitäten – auf echt leere Positionen beziehungsweise auf echt leere Projektionskategorien, auf die Alpha-Transformation und damit auf Spurenelemente – zurückgegriffen werden kann und muss. Es ist also die Abstraktheit des CP/IP-Systems, die es gestattet, Fourquets Problem ins Blickfeld zu rücken.

Die Art, auf die es unter CP/IP-Prämissen ins Blickfeld gerückt wird, gestattet es überdies, die Transitionsproblematik, um deren Lösung es Fourquet geht, genauer zu fassen. Ein auch nur flüchtiger Blick auf (5) und (6) zeigt, worum es bei der Herausbildung der V2-Problematik letztlich geht: Es geht um die Besetzung der COMP-Positionen. Im V3-Fall, den (4) instanziiert, kann nur eine der beiden COMP-Positionen – nämlich die SpecC-Position – besetzt sein; im V2-Fall, den (5) instanziiert, müssen *beide* COMP-Positionen besetzt sein beziehungsweise besetzt werden können. Bei der von Fourquet besprochenen Transition – einer I-Sprachveränderung – handelt es sich somit in der Tat um ein Problem der Besetzungsdynamik, im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs. Die Lösung dieses Problems besteht in der Beantwortung der Frage, wie die angedeutete, die angesprochene Adjazenz erhaltende Transition (4) < (5) unter den Bedingungen einer Universalgrammatik zu erklären ist.

Es kann – und soll – nicht das Ziel dieser Betrachtung sein, eine Antwort auf diese Frage beizubringen – also eine Theorie der <-Relation, also der Transitionsbeziehung – vorzulegen. Eines der Ziele, die mit dieser Betrachtung verbunden sind, besteht darin, vor Augen zu führen, dass sich unter den Prämissen des (P&P)-Modells der UG und damit unter Bezugnahme auf das CP/IP-System und die Alpha-Transformation „alte“, vermeintlich wohlbekannte (und weitgehend ungelöste) Probleme in einem vollkommen neuen Licht darstellen, und zwar derart, dass ihre Bearbeitung mit einiger Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden kann. Die Überlegungen, die im Zusammenhang von (1)–(7) angestellt wurden, dürften das ihre dazu beigetragen haben, dass dieses Ziel erreicht wurde. Sie haben erneut verdeutlicht, dass es auch in der Linguistik, wie in jeder anderen empirischen Wissenschaft, darum geht, das Bekannte, der Erfahrung mehr oder weniger direkt Zugängliche – hier: die von Fourquet korrekt konstatierten Tatbestände der Herausbildung der V2-Struktur – durch das Unbekannte, allererst noch zu Entdeckende – hier: die Bedingungen der Besetzung der COMP-Positionen – zu erklären.

Mit der Etablierung des (P&P)-Modells der UG stellen sich nicht nur „alte“, also tradierte Probleme linguistikintern in einem vollkommen neuen Licht; es stellen sich, wie bereits angemerkt, auch neue Probleme – Probleme, deren Auftreten die Disziplin vor gänzlich neue, zuvor ganz und gar nicht absehbare Aufgaben stellt. Diese Aufgaben waren speziell deshalb unabsehbar, weil sich zuvor nicht einmal die Existenz der nunmehr anfallenden und zur Bearbeitung anstehenden Probleme ausmachen ließ. Mit dem Auftreten dieser neuartigen Probleme veränderte sich die Rolle der Linguistik im Spektrum der Disziplinen grundlegend, und sie verändert sich weiterhin. Insbesondere erschloss die Annahme, dass das CP/IP-System und die Alpha-Transformation genetisch gegebene Größen sind, der

Linguistik vollkommen neue disziplinäre Horizonte. Mit dieser Annahme ist natürlich eine Absage an alle *tabula-rasa*-Modelle des menschlichen Geistes verbunden – eine Absage, die im übrigen nicht nur für die rationalistische Tradition der Philosophie, sondern auch und gerade für die empiristische Tradition der Philosophie charakteristisch ist: Weder für die Rationalisten Leibniz und Descartes noch für die Empiristen Locke und Hume war es fraglich, dass es angeborene Ideen, also angeborene kognitive Systeme gab – fraglich war im Disput zwischen Empiristen und Rationalisten allein, *welche* kognitiven Mechanismen Teil der genetischen Ausstattung des Menschen sind. Auf diese Frage kann eine konklusive Antwort letztlich natürlich nur im Rahmen der Biologie gegeben werden; entsprechend sind die Linguisten, wenn sie ihre Arbeit unter den Bedingungen des (P&P)-Modells der UG betreiben, auf die Kooperation mit Biologen angewiesen. Im Zuge dieser Kooperation sind – etwa im Zusammenhang mit der Untersuchung der elektrischen Gehirnaktivität, speziell im Zusammenhang mit der Untersuchung von sogenannten ERPs („event-related brain potentials“) – Schnittstellen der Erkenntnis sichtbar, die bislang noch niemals ins Blickfeld geraten konnten und gänzlich neue Forschungsperspektiven eröffnen (cf. Neville et al. 1991). Diese Perspektiven ergeben sich nicht nur für die Linguistik; sie ergeben sich trivialerweise auch für die Disziplinen, die – wie eben Teile der Biologie (und zwar eben insbesondere die Teile, in denen die Gehirnforschung angesiedelt ist) nun ihrerseits auf die Kooperation mit der Linguistik angewiesen sind. Diese Hinweise dürften hinreichend verdeutlichen, wie anders das disziplinäre Spektrum, innerhalb dessen die linguistische Forschung angesiedelt ist, geworden ist – es unterscheidet sich vollkommen von dem disziplinären Spektrum, innerhalb dessen die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die strukturalistische Linguistik, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmte, angesiedelt waren.

Wenn die voranstehenden Betrachtungen zur Satzstruktur etwas deutlich gemacht haben, dann wohl dieses: dass man sehr wohl vom Fortschritt in der Linguistik reden kann. Man kann sinnvoll von einem *inneren* Fortschritt der Linguistik reden; er kommt in der Etablierung des CP/IP-Konzepts der Satzstruktur zum Ausdruck. Und man kann sinnvoll von einem durch diesen inneren Fortschritt ermöglichten *äußeren* Fortschritt der Linguistik reden; er kommt in der Veränderung des disziplinären Spektrums zum Ausdruck, innerhalb dessen die linguistische Forschung betrieben werden kann und muss.

Das ist es, was die voranstehende Betrachtung zur Satzstruktur zeigt: dass die Linguistik Teil hat am Vorgang der Abstraktionen und Idealisierungen, die für die empirischen Wissenschaften konstitutiv sind. Und dass die Linguistik eben deshalb, weil sie daran Anteil hat, epistemische Fortschritte zu erzielen vermag.

Die voranstehenden Feststellungen mögen als wissenschaftstheoretische Binsenwahrheiten erscheinen, und letztlich sind sie auch genau dieses: schlichte Binsenwahrheiten. Warum diese Binsenwahrheiten gleichwohl – auch und gerade im verhandelten Zusammenhang – folgenreich sind, dürften die voranstehenden Betrachtungen hinreichend deutlich gemacht haben.

CHEMNITZER THESEN ZUR WISSENSCHAFTSFORMATION

I

Daran ist sicher kein ernsthafter Zweifel möglich: Die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften – kurz und zusammenfassend gesagt: die G-Wissenschaften – befinden sich im Abwind, wenn nicht sogar im Abseits, und dies seit ungefähr dreißig Jahren.¹³ Es ist nicht übertrieben, davon zu reden, dass die G-Wissenschaften sich in einer Existenzkrise befinden. Denn Disziplinen, deren Reputation aufgebraucht ist, befinden sich in einer Existenzkrise. Und die Reputation der G-Wissenschaften ist aufgebraucht. Ihre Ergebnisse werden im epistemischen Raum als nicht fundierte Belanglosigkeiten ohne tiefer gehende intellektuelle Substanz gehandelt, und im akademisch-universitätspolitischen Raum werden die G-Wissenschaften zunehmend als entbehrliche Marginalien betrachtet. In der öffentlichen Wahrnehmung werden sie weitgehend als Palaverwissenschaften rezipiert, die als weitgehend obskur erfahrene Problematiken unter Verwendung eines dunklen, aber bedeutungsschwangeren Vokabulars abgehandelt werden, ohne dass einer so gearteten Behandlung so eingestufte Probleme irgendein erkennbarer Nutzen inhärent sei. Natürlich trifft die G-Wissenschaftler diese ihre mehrfache Marginalisierung hart, aber der Schmerz, den sie empfinden ist nicht Gegenstand dieser Thesen. In diesen Thesen geht es um die Erörterung der für die G-Wissenschaftler sicher auch schmerzlichen Frage, welchen Beitrag sie selbst zur ja nicht über Nacht gekommenen Marginalisierung der G-Wissenschaften geleistet haben.

II

Die G-Wissenschaften sind in wesentlichen Hinsichten Abkömmlinge der Philosophie des deutschen Idealismus; gewissermaßen sind sie die Sachwalter deren Erbes. Zu diesem Erbe gehört wesentlich die Dialektik. Die G-Wissenschaften sind, ihrer Intention und ihrer Forschungspraxis nach, in vielfacher Hinsicht durch den Vorgang der Dialektik bestimmte Disziplinen.

III

Außerhalb der G-Wissenschaften hat die Dialektik niemals Einfluss auf den Gang der Wissenschaftsentwicklung gewonnen. Im Gegenteil: die formalen Wissenschaften wie etwa die Logik und Mathematik und die empirischen Wissenschaften, von der Physik über die Biologie bis hin zur Linguistik, haben sich im Zuge einer dezidierten Distanzierung von jeglicher Dialektik entwickelt. Und es kann keine Zweifel daran bestehen, dass es diese Disziplinen – die nicht-dialektischen Disziplinen – sind, die in exemplarischer Art das repräsentieren, was üblicherweise als wissenschaftliche Vernunft bezeichnet wird. Diese Disziplinen – nicht die dialektisch orientierten Disziplinen – sind es, die für den Fortschritt der Erkenntnis verantwortlich zeichnen.

¹³ Die hier zusammengestellten, vergleichsweise kursorischen Thesen betreffen die Frage, wie es zu dieser Existenzkrise kommen konnte. Mit ihnen ist überdies die Frage zur Debatte gestellt, welche Wege es gibt – wenn es denn solche Wege geben sollte –, die einen Ausweg aus dieser Krise ermöglichen.

Diese Thesen heißen „Chemnitzer Thesen“, weil ich sie vor etlichen Jahren in einer ersten, handschriftlichen Fassung in Chemnitz zu Papier gebracht habe, und zwar während der Begutachtung eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) getragenen ingenieurwissenschaftlichen Sonderforschungsbereichs, an der ich als Mitglied des DFG-Bewilligungsausschusses in der Eigenschaft als sogenannter fachferner Berichterstatter mitzuwirken die Ehre, wenngleich nicht immer das Vergnügen hatte.

Der Besuch in Chemnitz war bemerkenswert. Die Ausschmückung des Bahnhofs reflektiert auf anrührende Art die Nähe der Stadt zum Erzgebirge. Gleichwohl hat Chemnitz wohl keine Chancen, auf einer Rangskala der schönsten Städte der Welt einen der vorderen Plätze zu belegen. Das voluminöse Marxkopf-Denkmal, das die Stadt seit den Zeiten des ersten, „DDR“ genannten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschen Boden zielt, trägt dazu auf seine Art nicht unerheblich bei. Aber das ändert nichts daran, dass Chemnitz eine sehr besondere Stadt ist, die auch nach der Wende – sie kommt gut darin zum Ausdruck, dass der Chemnitzer FC jetzt nicht mehr gegen den BFC Dynamo Berlin oder Stahl Brandenburg, sondern beispielsweise gegen den VfL Osnabrück und RW Essen spielt – in mehr als einer Hinsicht in exemplarischer Weise die Existenz der ehemaligen DDR dokumentiert und wohl auch weiterhin dokumentieren wird.

IV

Soviel ist klar: Wenn die G-Wissenschaften Disziplinen sind, die sich diesseits oder jenseits der formalwissenschaftlichen und der empirischen Wissenschaften entwickelt haben, und wenn die Wege, die in diesen Wissenschaften beschritten wurden, paradigmatisch für den Weg der Wissenschaften sind, dann haben sich die G-Wissenschaften auf Wegen entwickelt, die *Sonderwegen* der Wissenschaftsentwicklung gleichkommen. Und in der Tat: Für die G-Wissenschaften ist es charakteristisch, dass sie immer einen Sonderstatus für sich beansprucht haben. Ihre Vertreter haben sich immer als dialektische Sonderwissenschaftler verstanden. Das mochte zu Zeiten Hegels angehen. Heute, in Anbetracht der Erfolge der Naturwissenschaft, hat es die Konsequenz, dass die G-Wissenschaftler als wissenschaftliche Sonderlinge betrachtet werden.

V

Und in der Tat: irgendetwas, das etwa der von den Physikern entwickelten Quantenmechanik bezüglich seines intellektuellen Rangs vergleichbar wäre – eine vergleichbare „Mechanik“ der Gesellschaft, der Literatur oder der Kunst –, haben die G-Wissenschaftler nicht zustandegebracht. Die epistemischen Leistungen, die ihnen das Beschreiten von Sonderwegen ermöglicht hat, sind weitgehend dubios. Sonderwege sind eben häufig schlicht und einfach Irrwege.

VI

Dies ist klar: man kann schwarze Löcher und Halbleiter-Heterostrukturen wissenschaftlich untersuchen. Man kann Enzyme wissenschaftlich untersuchen. Man kann Infnitive und XN-Komposita wissenschaftlich untersuchen. Man kann bestimmte Populationen bezüglich ihrer epistemischen Voraussetzungen wissenschaftlich untersuchen. Man kann Endreime und Stabreime wissenschaftlich untersuchen. – Aber kann man alles und jedes – und dies nach Möglichkeit zugleich – wissenschaftlich untersuchen? – Man betrachte Gott (G) und den Rest der Welt (RdW). Eine Wissenschaft von Gott und dem Rest der Welt – eine den normalen Wissenschaften vergleichbare G/RdW-Disziplin – kann es offenbar nicht geben. Die Möglichkeit der Wissenschaft setzt offenbar eine Methodologie restringierter Untersuchungsdomänen voraus, wie sie in den empirischen Wissenschaften üblicherweise praktiziert wird.¹⁴ Sind die so sehr auf ihren Sonderstatus bedachten G-Wissenschaften Disziplinen, die – unerachtet des für sie in Anspruch genommenen Sonderstatus – ebenfalls als Wissenschaften von restringierten Untersuchungsdomänen ins Werk gesetzt werden oder zumindest im Prinzip gesetzt werden können? Sind sie – zumindest in dieser Hinsicht – „Normalwissenschaften“ oder doch jedenfalls „normalisierbare“ Disziplinen?

¹⁴ Dies gilt unerachtet des Umstands, dass im Gefolge dieser für die Möglichkeit von Wissenschaft konstitutiven Methodologie ein tiefgehendes und weitreichendes Problem auftritt: das Problem der Einheit des (wissenschaftlichen) Wissens. Da der Wissenschaft nur restringierte Untersuchungsdomänen zugänglich sind, können die Problemlösungen, die sie liefert – die Antworten, die sie auf sinnvoll gestellte Fragen gibt –, immer nur domänenspezifische Antworten sein. Das heißt: kein Mensch wird, unerachtet aller wissenschaftlichen Anstrengungen, jemals in der Position des von Carnap bespöttelten allwissenden Hans sein. Das ändert nichts daran, dass es auch darum gehen kann/muss, die domänenspezifisch entwickelten Erkenntnisse zusammenzufassen, zu systematisieren und zu *unifizieren*. Dieses Unifikationsproblem ist ein überaus schwieriges und sicher nur bedingt lösbares Problem; der Versuch, etwa die Physik und die Linguistik nomologisch zu unifizieren, dürfte aus grundsätzlichen Gründen heraus scheitern. Das macht deutlich, dass es prinzipielle, unüberschreitbare Grenzen gibt, die der wissenschaftlichen Erkenntnis gesetzt sind. Sich dieser Erkenntnisgrenzen zu versichern dürfte allerdings produktiver sein, als ihre Existenz kontrafaktisch zu bestreiten, wie es für die Dialektik charakteristisch ist. Wer will, kann die Dialektik sicher als den mit einem enormen verbalen Aufwand, aber epistemisch vollkommen unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzten Versuch betrachten, die der wissenschaftlichen Erkenntnis gesetzten Grenzen im Modus des Getöses zu überschreiten. Vielleicht hat – obwohl hier der eine oder andere Zweifel möglich ist – der Weltgeist daran Freude. Carnap hätte diese Freude nicht.

VII

Eben dies sollte man erwarten. Man kann von *jeder* Wissenschaft erwarten, dass sie einer Methodologie der restringierten Untersuchungsdomänen verpflichtet ist oder verpflichtet werden kann. Aber wer sich dieser Erwartung hingibt, wird im Hinblick auf die G-Wissenschaften enttäuscht werden. Denn die G-Wissenschaften gehen nicht nur ihren Sonderweg; sie leisten – dem Anspruch nach –, indem sie ihre Sonderwege beschreiten, *mehr* als die Standardwissenschaften: Sie setzen sich der Anforderung aus, alles – und zwar in seinem Zusammenhang – zu thematisieren. Daran lässt etwa Adorno keinen Zweifel: Was zur Untersuchung an steht, ist nicht weniger als die gesellschaftliche Totalität. Und im Hinblick auf die gilt: „Die gesellschaftliche Totalität führt kein Eigenleben oberhalb des von ihr Zusammengefassten, aus dem sie selbst besteht. Sie produziert und reproduziert sich durch ihre einzelnen Momente hindurch ... So wenig jenes Ganze vom Leben, von der Kooperation und dem Antagonismus seiner Elemente abzusondern ist, so wenig kann irgendein Element auch bloß in seinem Funktionieren verstanden werden, ohne Einsicht in das Ganze, das an der Bewegung des einzelnen selbst sein Wesen hat. System und Einzelheit sind reziprok und nur in ihrer Reziprozität zu erkennen.“ (Adorno 1962: 251). Mit anderen Worten: die G-Wissenschaften sind adäquaterweise nur als G/RdW-Disziplinen möglich. Genau die aber sind als Wissenschaften nicht möglich.

VIII

Oder ist das Adorno-Zitat in der oben gegebenen Kommentierung missgedeutet? Man betrachte hierzu die Erläuterungen, die Habermas diesem Zitat beifügt: Adorno, schreibt Habermas, „begrift Gesellschaft als Totalität in dem streng dialektischen Sinn, der es verbietet, das Ganze organisch aufzufassen nach dem Satze: es sei mehr als die Summe ihrer Teile; ebensowenig aber ist Totalität eine Klasse, die sich umfangslogisch bestimmen ließe durch ein Zusammennehmen aller unter ihr gefassten Elemente.“ (Habermas 1968: 290). Damit ist – möglicherweise – klargestellt, was die Totalität nicht ist; aber es ist und bleibt durchaus unklar, was unter der Gesellschaft als Totalität positiv zu verstehen ist. Dem Versuch, einem solchen Verständnis auch nur näher zu kommen, entzieht Habermas dann sofort Grundlagen, denn, so stellt er fest, dieser Begriff von Gesellschaft als Totalität „überschreitet die Grenzen formaler Logik.“ (Habermas 1968: 290). Mit anderen Worten: die Redeweise von der Gesellschaft als Totalität – und damit von G/RdW-Disziplinen und auch von Dialektik – ist nur in einem Raum jenseits der Logik möglich. Und in diesem Raum mag ja vieles möglich sein. Aber eines ist in diesem Raum definitiv nicht möglich: Wissenschaft. Die G-Disziplinen somit nur als Nicht-Wissenschaften möglich. Aber war nicht genau dies das Argument, das zur Marginalisierung der G-Disziplinen führt: dass diese Disziplinen nur als Nicht-Wissenschaften möglich sind?

IX

Insofern mag es aus dem Dilemma helfen, dass Habermas noch eine unabhängige Begründung der Totalitätssprechweise zu liefern versucht, wenn er konstatiert: „Soweit das Selbstverständnis der Sozialwissenschaften von der analytischen Wissenschaftstheorie bestimmt ist, wittert die vermeintlich radikale Aufklärung in jedem dialektischen Zug ein Stück Mythologie – vielleicht nicht einmal zu Unrecht; denn die dialektische Aufklärung, deren Stringenz sich die Plane zu entwinden sucht, behält vom Mythos in der Tat eine durch den Positivismus preisgegebene Einsicht fest, die nämlich: dass der von Subjekten veranstaltete Forschungsprozess dem objektiven Zusammenhang, der erkannt werden soll, durch die Akte des Erkennens hindurch selber zugehört. Diese Einsicht setzt freilich Gesellschaft als Totalität voraus, ...“ (Habermas 1968: 290) Aber wie nun? Die Bezugnahme auf „die Akte des Erkennens“ sollte doch erfolgen, um die Redeweise von der Totalität unabhängig begründen zu können. Und nun stellt sich heraus, dass eben diese Bezugnahme die Totalitätsredeweise voraussetzt. Soll also eine Größe X, die eine Größe Y voraussetzt, die Größe X begründen? Derartige Begründungszusammenhänge sind sicher nur in einem Raum jenseits der Logik und damit auf Sonderirrwegen möglich. Wenn sie beschritten werden, dürfte dies kaum dazu beitragen, den G-Wissenschaften zu neuer Reputation zu verhelfen. Im Gegenteil: es dürfte nur dazu beitragen, alle negativen Vorurteile über sie neuerlich zu bestätigen. Gebiete, die vermeintlich jenseits der Logik liegen, sind dubiose Ge-

biete; man sollte nicht versuchen, sich ohne Not in sie zu begeben: Die Gefahr, in ihnen umzukommen, ist noch weitaus größer als diese Gefahr etwa in der Arktis und der Antarktis ist, und da ist sie schon vergleichsweise hoch.

X

Etwas, das jeder – wirklich ausnahmslos jeder – respektieren muss, ist die Logik. Selbst ER, der doch allmächtig ist, kann nicht gegen die Gesetze der Logik handeln; die Gesetze der Logik setzen selbst der Allmacht Grenzen. Und was für IHN gilt, gilt erst recht für die G-Wissenschaften. Kurz und zusammenfassend gesagt: wer versucht, die G-Wissenschaften diesseits oder jenseits der Logik zu betreiben, erschließt nicht etwa neue, besonders tiefe, unerhörte Erkenntnisse. Er macht sich – und damit die G-Wissenschaften – schlicht und einfach lächerlich. (Und das heißt auch, dass die Dialektik keine ernsthafte Alternative zur Logik darstellt: Die Dialektik ist hier einfach nicht konkurrenzfähig.¹⁵)

XI

Und auch dieses ist anzumerken: Niemand kann ernsthaft bestreiten, dass es möglich ist, das visuelle System des Menschen wissenschaftlich exakt zu untersuchen. Die entsprechenden Untersuchungen, an denen kein Mangel ist, können im Normalfall nur unter Verwendung des Auges – also des menschlichen Sehvermögens – und damit unter Voraussetzung eben des allererst zur Untersuchung anstehenden visuellen System des Menschen – durchgeführt werden. Ein besonderes epistemisches Problem, das ein Ausweichen in Räume jenseits der Logik erzwingen würde, ergibt sich daraus nicht. Weshalb also wird es für Habermas zum Problem? Weil er die für die Philosophie des deutschen Idealismus mit konstitutive Art der Subjekt-Objekt-Spaltung adaptiert und voraussetzt.¹⁶ Dazu aber ist niemand verpflichtet; er ist also auch nicht dazu verpflichtet, sich mit den von Habermas angesprochenen Problemen zu befassen: Ein englischsprachiger Linguist kann also ganz unabhängig von diesen dem deutschen Idealismus verpflichteten Problemen eine generative Grammatik etwa der COMP-Strukturen des Englischen schreiben. Hinzu kommt folgendes: die Redeweise von den Subjekten der Erkenntnis enthält implizit oder explizit den Bewusstseinsbegriff. Die Probleme, die mit der Verwendung dieses Begriffs verbunden sind, sind jedoch bis heute ungelöst (cf. McGinn (1991), (1993) für eine gründliche Erörterung dieser Probleme). Insofern bleibt die Redeweise von bewussten Subjekten empirisch im Vagen und Ungefähren. Eine Bezugnahme auf die Philosophie des deutschen Idealismus vermag diese Vagheit in keiner Hinsicht zu mindern. Der Umstand aber, dass die Bezugnahme auf den Subjektbegriff für die Philosophie des deutschen Idealismus essentiell ist, macht deutlich, dass diese Philosophie eine rein spekulative Unternehmung ist. Es kann keiner Wissenschaft methodologisch und methodisch zum Vorteil gereichen, als spekulative Unternehmung ins Werk gesetzt zu werden.

¹⁵ In gleicher Art nicht konkurrenzfähig ist beispielsweise auch die *Hermeneutik*, in deren Rahmen man ebenfalls glaubt, sich der Gesetze der Logik entheben zu können. Man ahnt, wie sich etwas ausnehmen muss, das es in der Tat gibt: eine dialektisch betriebene Hermeneutik. Godzilla erweist sich im Vergleich mit diesem Ungeheuer geradezu als zierlich-harmloses Schosstier. Die selbstbewusste Aggressivität dieses Ungeheuers war der Grund dafür, dass Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts der sogenannte Positivismus-Streit ausgefochten wurde. Die Wissenschaftsentwicklung kann natürlich auch nicht darin bestehen, den Positivismus-Streit bis in alle Ewigkeiten fortzusetzen. Insofern sollte dieses Thesenpapier, das letztlich auch nichts anderes ist als ein reichlich verspäteter Beitrag zu diesem Positivismus-Streit, den die Dialektiker zu ihrer eigenen Verherrlichung inszenierten, im Grunde genommen mehr als überflüssig sein.

¹⁶ Die Option für diese Art der Subjekt-Objekt-Spaltung ist deshalb folgenreich, weil sie in der Philosophie des deutschen Idealismus mit der Inanspruchnahme einer im Nebel verbleibenden Determinationsbeziehung verbunden ist, die zwischen der Totalität T und dem handelnden und erkennenden Subjekt S bestehen soll. Diese Determinationsbeziehung – symbolisch: DET(T, S) – ist jedoch vollkommen unklar. Es ist – da der Totalitätsbegriff unklar ist – vollkommen unklar, wie die Variable T zu belegen ist. Es ist unklar, wie die Variable S zu belegen ist. Denn was sind die erkennenden und handelnden Subjekte? Personen? Kollektive? Organisationen? Staaten? Institutionen? Parteien? Fragen wie diese sind sicher nicht randständig; sie sind unbeantwortet. Ferner sind die Eigenschaften der DET-Relation vollkommen unklar. (Die im Text angeführten Ausführungen lassen es sogar als zweifelhaft erscheinen, dass es sich bei dieser Relation, wie es doch anzunehmen nahe liegen würde, um eine *nicht-symmetrische* Relation handelt.)

XII

Das Fazit, das aus alledem zu ziehen ist, liegt auf der Hand: Um ihre verloren gegangene Reputation zurück gewinnen zu können, müssen sich die G-Wissenschaften eines wesentlichen Teils ihrer Traditionen entledigen. Entledigen müssen sie sich insbesondere des fatalen Erbes der Philosophie des deutschen Idealismus. Zu diesem Erbe gehören (nicht nur, aber doch auch, und dies an prominenter Stelle) die Totalitätssprechweise und damit auch die Dialektik. Nur die Preisgabe dieses Erbes ermöglicht es, die sogenannten Sonderwege der Forschung, die doch nur Irrwege sind, zu vermeiden. Nur unter der Voraussetzung der Preisgabe dieses Erbes ist es möglich, die G-Wissenschaften zu *normalisieren* – sie also zu Disziplinen zu machen, die – wie andere Wissenschaften auch – bestimmte Tatbestände erklären und beschreiben. Nur im Zuge einer solchen Normalisierung werden die G-Wissenschaften die Reputation zurückerlangen können, die ihnen verloren gegangen ist.

XIII

Es ist zu hoffen – vielleicht sogar zu erwarten –, dass die Erklärungen und Beschreibungen, die im Rahmen der neu formierten, mit den Gesetzen der Logik konform betriebenen G-Wissenschaften zu erarbeiten sind, es überdies noch ermöglichen sollten, ein Stück *planer Aufklärung* ins Werk zu setzen. Wenn dies gelingen sollte – und es *kann* gelingen –, so ist mehr als genug erreicht. (Des Mythos einer dialektischen Aufklärung, die sich dieser planen Aufklärung zu „entwinden“ versucht, bedurfte es noch nie. Auch in Zukunft wird dieser Mythos wissenschaftlich so unproduktiv bleiben, wie er immer schon war. Und eine von diesem Mythos angeleitete gesellschaftliche Praxis ist nicht nur unproduktiv, sondern kontraproduktiv. Eine mystifizierende gesellschaftliche Praxis ist schlicht und einfach nicht wünschenswert.)

AUSSERHALB DER WISSENSCHAFTEN

I

Eines der berühmtesten aphoristischen Werke, das in der Philosophie der neueren Zeit vorgelegt wurde, beginnt mit dem vergleichsweise lakonischen Diktum: "Die Welt ist alles, was der Fall ist." Es endet mit einer nicht weniger lakonischen Feststellung: "Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen." Die Rede ist – natürlich – von Ludwig Wittgensteins Schrift "Logisch-philosophische Abhandlung", die unter dem Titel, den G.E. Moore ihr gegeben hat – *Tractatus logico-philosophicus* – in die Philosophiegeschichte eingegangen ist. Wittgenstein hat seine Aphorismen – Aphorismen in systematischer Absicht, selbstverständlich – im Dezimalsystem durchnummeriert und erläutert diese seine Nummerierung wie folgt: "Die Dezimalzahlen als Nummern der einzelnen Sätze deuten das logische Gewicht der Sätze an, den Nachdruck, der auf ihnen in meiner Darstellung liegt. Die Sätze n.1, n.2, n.3, etc. sind Bemerkungen zum Satze No. n; die Sätze n.m1, n.m2, etc. sind Bemerkungen zum Satze No. n.m; und so weiter." (S. 11, Anmerkung.) Die Sätze mit den Nummern 1 und 7 – der oben angeführte Anfangssatz und der oben angeführte Schlusssatz der Abhandlung, respektive – haben somit ein sehr hohes Gewicht, während der Aphorismus 6.52 ein fast randständiger Satz der Abhandlung ist. Er lautet:

"Wir fühlen, dass, selbst wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort." (6.52)

Diesem damit schon ausweislich seiner Nummerierung als vergleichsweise randständig erkennbaren Satz gelten die hier zusammengestellten Randnotizen. Was es heißt, dass der Aphorismus 6.52 ein nicht-zentraler, sondern ein eher randständiger Satz der Philosophie Wittgensteins ist, kann man sich – mit einer gewissen, allerdings nicht unerheblichen Metaphorik – wie folgt verdeutlichen: Der Aphorismus enthält eine aus vorausgehenden Sätzen abgeleitete Information; bei ihm handelt es sich um ein *Theorem* – im Gegensatz beispielsweise zum ersten Satz des *Tractatus*, der wohl nicht ganz falsch begriffen ist, wenn man ihn als eine Art *Axiom* betrachtet. Nun ist die deduktive Struktur des Traktats durchaus nicht so klar, wie dies auf den ersten Blick hin zu sein scheint; schon Frege, dem Wittgenstein ein Exemplar seiner Abhandlung zugeleitet hatte, hat dies in seiner Antwort an Wittgenstein vergleichsweise mürrisch angemerkt. Auf Grund dieser Unklarheit kann hier eben nur eher metaphorisch von den im Traktat angeführten Axiomen und Theorien die Rede sein. *Cum grano salis* wird man jedoch sagen dürfen, dass die Bemerkungen n.m1, n.m2, ... zu einem Satz n und erst recht die Bemerkungen n.mn1, n.mn2, ... zu einem Satz, der eine Bemerkung zu einem Satz beinhaltet – also Sätze, auf denen, Wittgenstein zufolge, nur geringer "Nachdruck" liegt –, vielfach – nicht immer – den Charakter eines Theorems haben, während die Sätze, die Wittgenstein mit Nachdruck geltend macht, vielfach – nicht immer – als Sätze begriffen werden können, mit denen ein Axiom zum Ausdruck gebracht ist. Die zuvor verwendete *cum-grano-salis*-Klausel ist also als eine Art Daumenregel gemeint, an Hand derer man sich einen gewissen Überblick über den Zusammenhang verschaffen kann, der rein logisch zwischen den Aphorismen Wittgensteins besteht. Eine klare Ausnahme von dieser Regel stellt der Schlusssatz der Abhandlung dar: der Satz 7 hat, im Sinne der Nummerierung Wittgensteins, ein enorm hohes Gewicht, ist aber sicher nicht als Axiom, sondern doch wohl eher als Theorem intendiert. Von diesem Satz 7, dem als einzigen der ausweislich der Nummerierung ein extrem hohes Gewicht beizumessenden Sätze keine ihn erläuternden oder aus ihm folgenden Sätze, also keine 7.n-Sätze, beigegeben sind, wird im folgenden noch die Rede sein müssen. Zuvor ist es jedoch angebracht zu klären, worin der Gehalt des Aphorismus 6.52 letztlich besteht. Und um diese Klärung herbeiführen zu können, ist es angebracht, sich der Ziele zu vergewissern, die Wittgenstein mit seiner logisch-philosophischen Abhandlung verfolgt.

II

Daran, worum es ihm in seiner Abhandlung geht, lässt Wittgenstein keinen Zweifel. Im Vorwort des *Tractatus* stellt Wittgenstein klar heraus, was er mit seinen Aphorismen intendiert. Er schreibt:

”Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze ziehen (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.” (Tractatus logico-philosophicus, Vorwort. S. 9)

Es geht Wittgenstein also um eine Grenzziehung. Grenzen sind – dem Wörterbuch zufolge – Trennungslinien – Trennungslinien zwischen Staaten, zwischen Eigentümern, allgemein zwischen unterschiedlichen oder gegensätzlichen Bereichen. Welche Bereiche will Wittgenstein durch Trennungslinien voneinander abgrenzen? Und warum will diese Bereiche in der Sprache voneinander abgrenzen? Wittgenstein will dem Denken eine Grenze ziehen; dies notiert er explizit – aber er stellt auch explizit fest, dass diese Grenzziehung nur indirekt, in der Sprache vorgenommen werden kann. Das heißt, dass Wittgenstein jede Psychologisierung der Logik, wie sie schon von Frege (1984) von Grund auf und zu Recht kritisiert wurde, vermeiden will; die Logik, die das zentrale Bezugssystem für Wittgensteins Philosophieren abgibt, ist eben nicht “die Lehre vom richtigen Denken”, sondern sie liefert – um hier eine Arbeitsdefinition des Begriffs “Logik” zu versuchen, die sozusagen in nullter Näherung hinreichend ist – Modelle der zwischen Sätzen – Aussagen – bestehenden (oder eben nicht bestehenden) *Folgerungsbeziehungen*. In Sätzen aber, speziell in Aussagen, werden die “Gedanken” zum Ausdruck gebracht; folglich will Wittgenstein “nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken” eine Grenze ziehen – und damit will er eine Grenze ziehen, die in der Tat nur in der Sprache gezogen werden kann.¹⁷ Dieser – hier nur skizzierte – Hintergrund ist es, vor dem die Sätze 3 und 4 der Aphorismen-Sammlung – also Sätze, auf denen ein eminenter “Nachdruck” liegt – zu verstehen sind. Diese Sätze lauten wie nachfolgend angegeben: “Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke” (Satz 3) und “Der Gedanke ist der sinnvolle Satz” (Satz 4). Sätze sind, wie unmittelbar einsichtig sein dürfte, die Elemente einer Sprache. Und da der Gedanke der sinnvolle Satz ist, *kann* die Grenze nur in der Sprache gezogen werden. Zugleich damit ist klar, *welche* Grenze Wittgenstein ziehen will: Es geht ihm darum, eine Trennungslinie zu ziehen, die die sinnvollen Sätze und damit die sinnvollen Gedanken von den sinnlosen oder unsinnigen Sätzen und damit von den sinnlosen oder unsinnigen Gedanken trennt. Mit seinen Aphorismen will Wittgenstein also, kurz gesagt, das Reich dessen, was sinnvoll ist, vom Reich dessen was unsinnig ist, strikt abgrenzen.

Wittgensteins Philosophie beinhaltet insofern an zentraler Stelle eine Zwei-Reiche-Lehre, und diese Zwei-Reiche-Lehre vor allem dürfte es sein, die zur Prominenz dieser Philosophie beigetragen und sie historisch hat wirksam werden lassen. Die folgenden Randnotizen zu Aphorismus 6.52 betreffen vor allem die Konsequenzen, die sich aus dieser Zwei-Reiche-Lehre ergeben; sie betreffen die Implikationen dieser Lehre. Es geht hier also nicht oder nur am Rande um die Grundlagen dieser Lehre und die Konsistenz und Stringenz dieser ihrer Grundlegung. Die Frage, ob diese Konsistenz und

¹⁷ Man beachte, dass Wittgensteins Sprachbegriff durch eine nicht ganz unerhebliche Vagheit gekennzeichnet ist. Sicher ist, dass Wittgenstein zwischen formalen Sprachen – wie den Sprachen der Logik, der Arithmetik, Programmiersprachen, und so weiter – und der Umgangssprache unterscheidet, wobei unter einer Umgangssprache so etwas gemeint sein dürfte, wie etwa das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, und zwar, das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, so, wie es alltäglich gebraucht wird. Nicht sicher ist, ob ein Begriff wie “formale Sprache” überhaupt einen anderen als einen metaphorischen Sinn haben kann. Das er nur einen metaphorischen Sinn haben kann, führt beispielsweise Chomsky (2000) aus. Nicht sicher ist auch, ob vortheoretische Begriffe wie das “Deutsche”, das “Italienische”, das “Portugiesische” und so weiter überhaupt einen wissenschaftlich rekonstruierbaren Sinn haben. Das dies nicht der Fall ist, führt wiederum Chomsky (2000) aus. Sicher ist wieder, dass Wittgenstein nicht über Programmiersprachen handelt. Es spricht einiges für die Annahme, dass die formale “Sprache”, die Wittgenstein ins Auge gefasst hat, die “Sprache” der Prädikatenlogik erster Stufe (PL1) mit Identität ist. Und es spricht auch einiges für die Annahme, dass der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff in mehrfacher Hinsicht vortheoretischer Art ist. Es ist nicht das Ziel der hier zusammengestellten Randnotizen, die sich aus dieser Voraussetzung ergeben Konsequenzen zu überprüfen. Sie sind vielmehr unter der Voraussetzung abgefasst, dass sich der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff intuitiv einsehbar und *in irgendeinem Sinn* systematisch rekonstruierbar ist. Für die hier vorgelegte Erörterung der *Philosophie* Wittgensteins hat diese Voraussetzung – wie im folgenden deutlich werden dürfte – keine nachteiligen Konsequenzen.

Stringenz so zweifelsfrei gegeben sind, wie Wittgenstein dies behauptet, steht hier also nur am Rande zur Debatte. Primär zur Debatte steht vielmehr die Frage, *was der Fall ist, wenn Wittgenstein mit seiner Zwei-Reiche-Lehre Recht hat beziehungsweise die Frage, was der Fall sein würde, wenn Wittgenstein mit seiner Zwei-Reiche-Lehre Recht hätte.*

III

”Die richtige Methode der Philosophie wäre die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, dass er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat. Diese Methode wäre für den anderen unbefriedigend – er hätte nicht das Gefühl, dass wir ihn Philosophie lehrten – aber *sie* wäre die einzig streng richtige.”(6.53)

”Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. *Das Rätsel* gibt es nicht. Wenn sich eine Frage überhaupt stellen lässt, so *kann* sie auch beantwortet werden”. (6.5)

”Der Skeptizismus ist *nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann.

Denn ein Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden kann.” (6.51).

- 1 Die Welt ist alles, was der Fall ist.
- 2 Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten.
- 3 Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke.
- 4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.
- 5 Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze.
(Der Elementarsatz ist eine Wahrheitsfunktion seiner selbst.)
- 6 Die allgemeine Form der Wahrheitsfunktion ist:
- 7 Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.

RÜCKBLICK AUF EINEN UNMÖGLICHKEITSBEWEIS

„In order to inform the reader of the more recent results, I propose to give here, in a few words, an outline of this *refutation of historicism*. The argument may be summed up in five statements, as follows:

(1) The course of human history is strongly influenced by a growth of human knowledge. (The truth of this premise must be admitted even by those who see in our ideas, including our scientific ideas, merely the by-products of *material* developments of some kind or the other.)

(2) We cannot predict, by rational or scientific methods, the future growth of our scientific knowledge. (This assertion can be logically proved, by considerations which are sketched below.)

(3) We cannot, therefore, predict the future course of human history.

(4) This means that we must reject the possibility of a *theoretical history*; that is to say, of a historical social science that would correspond to *theoretical physics*. There can be no scientific theory of historical development serving as a basis for historical prediction.

(5) The fundamental aim of the historicists methods [...] is therefore misconceived; and historicisms collapses.“ (Karl R. Popper, *The Poverty of Historicism*, London: Routledge and Kegan 1961 (2. Auflage). Seiten v-vi).

DISPUT ÜBER DILTHEYS DISZIPLINEN I

„Unsere Meinung ist: dass es dem Menschen gar wohl gezieme ein Unerforschliches anzunehmen, dass er dagegen seinem Forschen keine Grenzen zu setzen habe [...]“. (Johann Wolfgang von Goethe, „Karl Wilhelm Nose“. In: *Schriften zur allgemeinen Naturlehre, Geologie und Mineralogie*. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 579f.)

1 Kommentar zu Stegmüllers Szenario

Im Jahre 1883 erschien Wilhelm Diltheys Einleitung in die Geisteswissenschaften. Seit 1883 gibt es – kurz und vergrößernd gesagt – die Disziplinen, die – im dezidierten und bewussten Gegensatz zu den erfahrungsbasierten Naturwissenschaften, die, wie etwa die Physik und die Biologie, ihren Objektbereich *erklären* – ihre Gegenstände gerade nicht zu erklären, sondern im Modus der Interpretation zu *verstehen* versuchen. Seit 1883 gibt es die verstehenden, die historisch-hermeneutischen Disziplinen. Seit 1883 gibt es, wiederum kurz und sicherlich vergrößernd, aber sicherlich auch nicht *allzu* vergrößernd gesagt, Diltheys Disziplinen. Es gibt sie somit erst seit rund einhundert Jahren. Insofern sind Diltheys Disziplinen vergleichsweise junge, im Vergleich mit anderen Disziplinen wie etwa der Mathematik und der Physik sogar sehr junge Disziplinen. Aber unerachtet ihrer relativen Jugend blicken Diltheys Disziplinen auf eine überaus bewegte, durchaus rasant verlaufende Geschichte zurück. Die Entwicklung dieser Disziplinen mutet nahezu wie die Entwicklung eines Handwerksbetriebs an, der aus bescheidenen Anfängen zu einem weltweit operierenden Großkonzern aufgestiegen ist. Um in erster, vielleicht auch nur nullter Näherung ins – wie Wendelin Zimmer zu sagen pflegt – „ins Sachliche abzugleiten“: Für Dilthey ist die Hermeneutik – sie macht zweifelsfrei den Kern dessen aus, was als geisteswissenschaftliche Forschung begriffen wird – zunächst einmal eine *Kunstlehre*, also eine durch diese Lehre gegebene Technik, die es gestattet, nach bestimmten Regeln Interpretationen zu erzeugen. Für die Formulierung dieser Regeln ist es, wie Dilthey noch in seiner Baseler Antrittsvorlesung von 1867 herausstellt, wesentlich, „die Gesetze, welche die gesellschaftlichen, intellektuellen, moralischen Erscheinungen beherrschen, zu erkennen“ (Dilthey 1964, Bd. 5: 27). Der Baseler Antrittsvorlesung zufolge gibt es also den sozialen, den kognitiven und moralischen Bereich beherrschende, erkennbare Gesetze, und die hermeneutische Kunstlehre ist im *Zusammenhang mit* den diese Gesetze aufdeckenden Disziplinen – also, kurz gesagt, den Naturwissenschaften – zu sehen. Fasst man den Begriff der Technologie hinreichend weit – weiter als dies beispielsweise in den Ingenieurwissenschaften üblich ist –, kann man in der von Dilthey zunächst einmal avisierten hermeneutischen Kunstlehre mit Albert (1977) eine *Technologie der Interpretation* sehen – eine Technologie, die zwar im Zusammenhang mit den nomologischen Disziplinen steht, deren nomologische Grundlagen jedoch noch nicht hinreichend klar spezifiziert sind. Von diesen ihren – vergleichsweise bescheidenen – Anfängen hat sich die Hermeneutik mittlerweile weit – man möchte sagen: Lichtjahre – entfernt. Mittlerweile ist die Kunstlehre der Interpretation zu einer zu den Naturwissenschaften komplementären, aus einem praktischen, vielleicht sogar einem emanzipatorischen Erkenntnisinteresse resultierenden, erkenntnisanthropologisch fundierten, gleichermaßen universalen wie fundamentalen, transzendentalen Existenzialhermeneutik mutiert, die vor nichts und abernichts mehr Halt macht (cf. zu dieser Hermeneutik-Konzeption insbesondere Apel 1968. Apel ist vermutlich auch derjenige gewesen, der das ebenso unübliche wie bombastische Nominalkompositum *Existenzialhermeneutik* kreiert hat). Dieser epistemische Großkonzern ist – wiederum Apel zufolge – mit den nomologischen Wissenschaften *dialektisch vermittelt*, wobei die vermittelnde Instanz die *Ideologiekritik* ist. Mit einem Wort: Diltheys Disziplinen haben, obwohl noch relativ jung an Jahren, eine durchaus komplexe, an disziplinären Wandlungen reiche Geschichte.¹⁸

¹⁸ Dies ist auch dann in Rechnung zu stellen, wenn im folgenden ganz allgemein von Diltheys Disziplinen beziehungsweise den Geisteswissenschaften die Rede ist. Ein Versuch, diese Redeweise zu präzisieren und exakt zu fassen, wäre insofern durchaus angezeigt. Gleichwohl wird dieser Versuch hier nicht in Angriff genommen; angesichts der Vielfalt der – teilweise miteinander konfligierenden – Varianten von Hermeneutik-Konzeptionen dürfte ein solcher Versuch auch kaum Aussicht auf Erfolg haben. Der Begriff „Diltheys Disziplinen“ wird im folgenden als Sammelbegriff für alle Disziplinen gebraucht, die *in irgendeinem Sinn dieses Begriffes* als *interpretierende* Disziplinen ins Werk gesetzt werden. Der jeweilige Kontext der Begriffsverwendung sollte dann klar machen, ob der Begriff unter Voraussetzung einer *starken* Hermeneutik-Konzeption – der im Text angesprochenen Großkonzern-Konzeption – oder einer *schwachen*, also technologiefähigen Hermeneutik-

Schon deshalb ist die Frage, ob es Diltheys Disziplinen, wenn wiederum einhundert Jahre vergangen sind, noch immer geben wird, so abwegig nicht: Was entstanden ist, kann auch wieder vergehen. Das gilt für Diltheys Disziplinen, und es gilt natürlich auch für die unter den Großkonzern-Voraussetzungen zu Diltheys Disziplinen komplementären Disziplinen, also für die Naturwissenschaften. Gleichwohl ist es Faktum, dass diese Komplementärdisziplinen zumindest beim derzeitigen Stand der Dinge, ganz im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften, keinerlei Anlass bieten, die Frage nach ihrer Weiterexistenz auch nur aufkommen zu lassen. Die Naturwissenschaften blicken eben, im Gegensatz zu Diltheys Disziplinen, auf eine über zweitausendjährige Geschichte zurück. Diese ihre Geschichte ist eine an Höhepunkten reiche Erfolgsgeschichte, deren Verlauf es der üblichen Meinung zufolge zweifelsfrei bewiesen zu haben scheint, dass die Existenz dieser Wissenschaften für die Menschheit existenznotwendig ist. Insofern besteht jeder Anlass zu der Annahme, dass es die Naturwissenschaften solange geben wird, wie es die Menschheit geben wird. Lässt sich Entsprechendes sinnvollerweise auch für Diltheys Disziplinen behaupten – also für die Disziplinen, für die einer verbreiteten und wohl zutreffenden Meinung zufolge insbesondere die Literaturwissenschaft paradigmatisch ist? Ist die Geschichte von Diltheys Disziplinen in einem vergleichbaren Sinne eine Erfolgsgeschichte? Sind Diltheys Disziplinen für die Menschheit existenznotwendig – existenznotwendig in etwa in dem Sinne, in dem die Naturwissenschaften der landläufigen Meinung zufolge für die Menschheit existenznotwendig sind? Anlass dazu, diese Fragen aufzuwerfen, besteht durchaus, denn Diltheys Disziplinen sind nicht mehr unumstritten. Sie sind ins Gerede gekommen. Sie sind außerhalb der disziplinären Welt, der sie angehören, für viele zu einem zunehmend größer werdenden Problem geworden; sie sind sogar *innerhalb* der disziplinären Welt, der sie angehören, für viele zu einem zunehmend größer werdenden Problem geworden. Das heißt: Die Existenzberechtigung von Diltheys Disziplinen ist – aus einer Vielzahl von Gründen heraus, von Gründen teilweise sehr unterschiedlicher Art – nicht mehr unumstritten; eine Tendenz, die zuvor gestellten Fragen negativ zu beantworten, ist unverkennbar. Diltheys Disziplinen sind zunehmend größer werdenden Schwierigkeiten, einer sich ausbreitenden Skepsis ausgesetzt. Eine Konkurrenz mit den Naturwissenschaften – eine Konkurrenz im epistemischen Raum, in dem es um das Gewicht und die Dignität der erzielten Erkenntnisse, *und* eine Konkurrenz im institutionell-universitären Raum, in dem es um Stellenzuwächse und Haushaltsanteile geht – dürften Diltheys Disziplinen zumindest beim derzeitigen Stand der Dinge schwerlich überstehen.¹⁹

Aber sind die zuvor bemühten landläufigen Vormeinungen über die Naturwissenschaften einerseits und Diltheys Disziplinen andererseits so berechtigt, wie sie auf den ersten Blick hin zu sein scheinen? Hat es in der Tat irgendeinen Sinn von der *Notwendigkeit* auch nur einer Wissenschaft – von ihrer Notwendigkeit für die Existenz der Menschheit – zu reden? Davon, dass die Physik – und nicht nur sie, sondern jede ihr sinnvollerweise vergleichbare Disziplin auch – lebensnotwendig ist? Der Philosoph Wolfgang Stegmüller sieht keinen Anlass dazu, sich die oben genannten landläufigen Notwendigkeitsbehauptungen, obschon sie – wie gesagt – durchaus gängig sind und zumal im Namen einer politisch firmierenden Vernunft geltend gemacht werden, zu eigen zu machen. Stegmüller stellt sich die folgende Frage: „Ist es denkbar, dass einmal in der Zukunft das theoretische menschliche Rationieren ganz im Praktischen aufgehen wird, dass also alle Theorie nur unter dem Gesichtspunkt der praktischen Verwertbarkeit beurteilt werden wird?“ (Stegmüller 1973: 450). Diese Frage ist natürlich mit der Frage identisch, ob die Notwendigkeit einer Wissenschaft allein in ihrem praktischen, ihrem

Konzeption gebraucht wird. Nichtsdestoweniger kann man die Ausführungen im folgenden, speziell in § 8 und § 10 als ein Prolegomenon zur Explikation des Hermeneutik-Begriffs und als kursorische Rekonstruktion der Geschichte der Hermeneutik lesen – als eine Rekonstruktion in systematischer Absicht, mit der nicht der Anspruch erhoben wird, die Geschichte von Diltheys Disziplinen von ihren Anfängen bis zur – man kann vielleicht sagen – Rezeptionsästhetik historisch genau nachzuzeichnen. Vorab sei auch darauf verwiesen, dass im § 11 dann verschiedene Ansätze thematisiert werden, die – durchaus im wissenschaftspolitischen und universitätspolitischen Raum – auf eine Neuformation der Geisteswissenschaften abzielen. Dabei steht insbesondere die Frage zur Debatte, welche Rolle die Hermeneutik im Rahmen dieser Ansätze spielt.

¹⁹ Ähnliches gilt im übrigen für die Sozialwissenschaften. Aber auf diese Disziplinen wird im folgenden nur kursorisch und eher am Rande Bezug genommen, obwohl man sie in Ansehung ihrer nicht unbeträchtlichen, auf Verstehen und Interpretation abzielenden Anteile durchaus zu Diltheys Disziplinen rechnen kann. Dies gilt insbesondere für die meisten der Versionen, in denen die Soziologie betrieben wird. Nichtsdestoweniger umfassen die Sozialwissenschaften jedoch auch in einem erheblichen Umfang auch dezidiert empirische Anteile, zu denen es in Diltheys Disziplinen keine Pendanten gibt. Deshalb stellen sich die Probleme, vor die die Sozialwissenschaften gestellt sind, zwar auf eine ähnliche Art dar wie die, denen die Geisteswissenschaften ausgesetzt sind, aber doch unter sehr unterschiedlichen Bedingungen. Insofern besteht hinreichend Anlass, diesen Disput auf Diltheys Disziplinen zu beschränken und Durkheims Disziplinen beziehungsweise Comtes Disziplinen nicht in ihn einzubeziehen.

sozusagen weltlichen Nutzen begründet ist, und ob es zu erwarten ist, dass die Forschung in Zukunft *allein* nach Maßgabe ihres mutmaßlichen weltlichen Nutzens betrieben wird. Der Versuch, diese Frage zu beantworten, macht es nach Stegmüller erforderlich, „sich als Futurologe zu betätigen“. Das aber heißt für ihn, „sich in das gefährliche und unsichere Gebiet der Prophezeiungen zu begeben.“ Da er dieses Gebiet, wie es jeder vernünftige Mensch wohl tun würde, vermeiden möchte, glaubt Stegmüller, nachdem er sich nun einmal mit der oben genannten Frage konfrontiert hat, nicht mehr tun zu können, als von seiner Sicht der Dinge eine Stellungnahme zu ihr abzugeben. Diese Stellungnahme eröffnet Stegmüller mit einem Befund, der sich nicht seiner subjektiven Sicht der Dinge verdankt, und der für die Erörterung der hier gewissermaßen im Vorfeld des Disputs über Diltheys Disziplinen interessierenden Notwendigkeitsproblematik sehr wohl einschlägig ist. Und dies ist Stegmüllers Befund:

„Sicherlich werden entscheidungstheoretische Probleme und ihre Lösung immer dringlicher, auf je mehr Gebieten die Menschheit genötigt ist, Zukunftsplanungen vorzunehmen, wenn sie Überlebenschancen haben will: bei der Sicherung des Friedens, der Verbesserung der Welternährung angesichts ständig wachsender Weltbevölkerung, der Verhinderung eines Zusammenbruchs des ökologischen Gleichgewichts, dem Kampf gegen Krankheit und Siechtum usw. Es ist durchaus denkbar, dass unter dem Druck der Notwendigkeit zu überleben und besser zu überleben, oder auch aus einem heute nicht voraussehbaren Grund, alle Theorie nur mehr unter dem Gesichtspunkt der Praxis gesehen wird. Es ist sogar denkbar, *dass das Interesse an wissenschaftlicher Erkenntnis eines Tages vollkommen verschwindet* und man sich für die Umweltbeherrschung damit begnügt, auf den vergangenen Erkenntnissen aufzubauen, aber keine neuen hinzuzugewinnen. Da die Menschen viele Jahrtausende ohne neue Erkenntnisse, d.h. ohne Wissenschaft ausgekommen sind, könnte es sein, dass auch in der Zukunft diese Situation wieder einmal eintreten wird. Denn der wissenschaftliche Fortschritt ist für das Weiterleben nicht unbedingt notwendig.“ (Stegmüller 1973: 540/541).

Es liegt auf der Hand, dass es sich bei den Wissenschaften, die Stegmüller anspricht, nicht um Diltheys Disziplinen handeln kann. Bei den Wissenschaften, von denen Stegmüller konstatiert, dass ihre Existenz für das Weiterleben der Menschheit nicht zwingend notwendig ist, handelt es sich um die Disziplinen, die Apel (1968) zufolge um eines rein technischen Erkenntnisinteresses willen ins Werk gesetzt werden. Es handelt sich also um die Naturwissenschaften. Stegmüller *identifiziert* also den Begriff der Naturwissenschaft mit dem Begriff der Wissenschaft überhaupt. Diese Identifikation, die noch mit einigen Provisos und Qualifikationen zu versehen ist, entspricht durchaus dem im englischen und französischen Sprachraum üblichen Sprachgebrauch. Diesen Sprachgebrauch, der nicht nur üblich, sondern – relativ zu den zuvor angedeuteten, noch auszuführenden Vorbehalten – auch weitgehend unproblematisch ist, kennt natürlich auch Apel. Er kennt ihn sogar sehr genau, denn in der unter dem Titel „Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik“ und dem Untertitel „Entwurf einer Wissenschaftslehre in erkenntnisanthropologischer Absicht“ vorgelegten Studie, in der er das oben erwähnte Projekt einer Großhermeneutik skizziert, führt Apel in der Einleitung aus:

„Die folgende Studie versteht sich als programmatische Skizze. Vergleicht man ihren Titel mit dem Untertitel, so fällt auf, dass der Begriff „Wissenschaft“ in „Wissenschaftslehre“ offenbar weiter sein soll als der Begriff „scientia“ (= „science“, englisch oder französisch zu lesen), der in „Szientistik“ enthalten ist; denn die projektierte „Wissenschaftslehre“ soll ja außer der „Szientistik“ auch noch „Hermeneutik“ und „Ideologiekritik“ enthalten. In der Tat soll in der folgenden Skizze der Versuch gemacht werden, eine durchaus wissenschaftstheoretische, und d.h. methodologisch relevante Konzeption als möglich zu erweisen, die gleichwohl nicht auf die „Logic of Science“ eingeschränkt ist.“ (Apel 1976: 317).

Natürlich läuft dieser Versuch auf eine „Erweiterung des Begriffs der Wissenschaft“ (Apel 1976: 317) hinaus – auf eine Erweiterung des international üblichen Wissenschaftsbegriffs. Diesem üblichen Wissenschaftsbegriff zufolge werden, wie Apel zu Recht konstatiert, „alle Wissenschaften als selbst interessefreie, rein theoretische Thematisierungen von Tatsachen ausgewiesen [...], als Erkenntnis-Operationen, die grundsätzlich derselben Methodologie, der einheitlichen „Logic of Science“, gehorchen.“ (Apel 1976: 325). Gegen diese Einheitsvoraussetzung, die selbstverständlich mit der oben mitgeteilten Idee einer Großhermeneutik inkonsistent ist, richtet sich der von Apel intendierte Erweiterungsversuch, der eben nicht an internationale, sondern an gewissermaßen deutsche – teilweise sogar

sehr deutsche – Traditionen des philosophischen Denkens anschließt. Der positive Gehalt des Erweiterungsversuchs besteht dann darin, „die von Dilthey und anderen versuchte Unterscheidung sog. „kausalerklärender“ Naturwissenschaften und „sinnverstehender“ Geisteswissenschaften zu systematisieren und zu fundieren, also *aufrecht zu erhalten*. Und in Ansehung dieses seines positiven Gehalts verbindet sich mit Apels Erweiterungsversuch dann eine kritische Komponente; denn der Erweiterungsversuch richtet sich dann gegen alle Auffassungen, denen zufolge die Unterscheidung zwischen erklärenden Naturwissenschaften und verstehenden Geisteswissenschaften primär der Ausdruck einer epistemischen Einstellung ist, die besagt, dass diese für die (vermeintliche oder faktische) *Autonomie* der Geisteswissenschaften lebenswichtige Unterscheidung hauptsächlich dem Zweck dient, „gewisse Gegenstandsbereiche (des menschlichen Lebens) dem unvoreingenommenen Zugriff der erklärenden Wissenschaft („science“) entzogen und zu Reservaten einer säkularisierten Theologie des Geistes (Hegelscher oder Schleiermacherscher Herkunft)“ (Apel 1976: 326) zu machen.²⁰

Es steht hier (vorerst noch) nicht zur Debatte, ob Apels Erweiterungsversuch wohlbegründet und gelungen ist. Die Erörterung dieser Frage wird noch eine zentrale Rolle in dem im folgenden mitgeteilten Disput über Diltheys Disziplinen spielen. Hier – an dieser Stelle – kann es nur um die Erörterung der Frage gehen, ob Apels Erweiterungsversuch – *unter der Voraussetzung, dass er wohl fundiert und gelungen sei* – irgendetwas an Stegmüllers zuvor mitgeteilten Befund zu ändern vermöchte. Die Antwort auf diese Frage kann nur negativ ausfallen: Wenn selbst die Naturbeherrschung ermöglichenden Naturwissenschaften für die Existenz der Menschheit nicht unabdingbar notwendig sind, weil auch das Interesse an der Optimierung der Naturbeherrschung und damit das Interesse an der Erweiterung des naturwissenschaftlichen Wissens verloren gehen kann, kann erst Recht das Interesse an der Erhaltung und Erweiterung des historischen Wissens und der interpretierenden Auslegung tradierter Verhaltensformen verloren gehen. Sogar das Interesse an einer zu den Naturwissenschaften komplementären, aus einem praktischen, vielleicht sogar einem emanzipatorischen Erkenntnisinteresse resultierenden, erkenntnisanthropologisch fundierten, gleichermaßen universalen wie fundamentalen, transzendentalen Existenzialhermeneutik kann verloren gehen. Diltheys Disziplinen gibt es, wie bereits angemerkt, erst seit rund einhundert Jahren. Es gibt keinerlei Notwendigkeit dafür, dass es Diltheys Disziplinen – wie auch immer sie dann konzipiert sein mögen – auch in weiteren einhundert Jahren noch gibt.

Stegmüllers Befund ist – zumal in einem Zeitalter, das sich wie kaum ein anderes je zuvor dem wissenschaftlichen Fortschritt verpflichtet fühlt – einigermaßen ernüchternd. Es gibt keine Notwendigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts. Auch der wissenschaftliche Fortschritt ist verzichtbar. Stegmüller skizziert im Anschluss an seine zuvor mitgeteilten Überlegungen ein Szenario einer Welt, in der das Interesse an Wissenschaft, wissenschaftlichen Fortschritt und Kunst verloren gegangen ist, und erläutert, wie er eine solche Welt beurteilt. Natürlich ist diese seine Beurteilung rein subjektiv – sie ist sozusagen stegmüller-spezifisch; niemand ist dazu genötigt, sich Stegmüllers subjektive Sicht der Dinge zu eigen zu machen. Und dies ist Stegmüllers Szenario und seine subjektive Sicht der Dinge:

„Ich weiß nicht, was für neuartige Wertvorstellungen Menschen der Zukunft entwickeln werden. Ich kann daher nur von der heutigen Sicht der Dinge aus sagen: Wenn dies wirklich eintreten sollte, wäre es eine kulturelle Verarmung, ähnlich der Verarmung, zu der es bei einem schwindenden Interesse an den Werken der Kunst käme. Das Leben wäre dann nicht nur um eine Dimension ärmer, wenn eines Tages alle Menschen die Bilder von Tizian und Rembrandt nur mehr als uninteressante Schmierereien betrachteten, eine Partita von Bach oder ein Streichkonzert von Beethoven als unangenehmes

²⁰ Damit sind zumindest zwei der Erzväter der oben knapp angesprochenen Großhermeneutik angesprochen, nämlich Hegel und Schleiermacher. Da diese Großhermeneutik zudem noch mit dem, was Apel Szientistik nennt, im Modus der Ideologiekritik dialektisch vermittelt werden soll, wird man nicht umhin können, in den Traditionszusammenhang, für den die Namen Hegel und Schleiermacher stehen, auch Karl Heinrich Marx einzubeziehen. Marx war ohne Zweifel, wie auch Popper (1950) herausstellt, ein Aufklärer – und dies kann man von Hegel und Schleiermacher – wenn überhaupt – nur sehr bedingt sagen. Ganz bestimmt nicht kann man das von Martin Heidegger sagen, dessen Werk wesentliche Elemente dessen geliefert hat, was Apel (1968) Existenzialhermeneutik genannt hat. Allein die Nennung dieser Namen macht deutlich, dass der Traditionszusammenhang, in dem Apels Erweiterungsversuch zu sehen ist, überaus heterogen ist. Es dürfte einigermaßen schwer, wenn nicht unmöglich sein, die in „Das Kapital“ niedergelegten Auffassungen und die Auffassungen, die in „Sein und Zeit“ ausgeführt sind, auf einen Nenner zu bringen. Mit anderen Worten: Die Traditionszusammenhänge, in denen Apels Erweiterungsversuch zu verorten ist, sind mindestes ebenso diffus und heterogen wie die Entwicklungen, die Apel unter dem Titel „Neopositivismus“ zusammen zu fassen und abzuweisen versucht. Cf. hierzu im folgenden insbesondere § 8.

Geräusch empfinden. Dies wäre auch dann der Fall, wenn ihre Fähigkeit verschwunden wäre, sich für theoretische Systeme wie die von Newton oder Einstein zu begeistern; wenn kein Interesse mehr vorhanden wäre, das Rätsel der Quasare, der Gravitationsgräber und der neugeborenen Sterne zu lösen; oder herauszubringen, welchen Gesetzen die Materie unterliegt, wie die Evolution lebender Systeme aus anorganischen Vorgängen stattgefunden habe; ob die Revolutionen in der Menschheitsgeschichte mittels biologischer, psychologischer oder ökonomischer und soziologischer Gesetze zu erklären seien.

Selbstverständlich aber kann ich nicht *beweisen*, dass das Interesse der Menschen an solchen Fragen *nicht verschwinden sollte*.“ (Stegmüller 1973: 541).

Es dürfte offensichtlich sein, dass Stegmüllers Szenario sehr wohl eine mögliche Welt charakterisiert. Und dass heißt, dass eine Welt möglich ist, in der die Bilder von Tizian und Rembrandt als peinliche Schmierereien betrachtet werden; in der die Aufführung der Werke von Bach und Beethoven als akustische Belästigungen betrachtet wird, und in der und die durch die Existenz von Quasaren und Gravitationsgräbern aufgeworfenen Probleme ebenso wie etwa das im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten (P&P)-Theorie betrachtete CP/IP-System und die in ihm operierende Alpha-Transformation, kurz: die Theorie der Universalgrammatik, als epistemische Belanglosigkeiten abgetan werden. Es ist also eine Welt möglich, in der kein Interesse an Kunst und Wissenschaft besteht. Sicher ehrt es Stegmüller, wenn er die Auffassung vertritt, dass es *keine* von Menschen bewohnte Welt geben *sollte*, in der dieses Interesse verloren geht – aber diesen Sollens-Satz kann er, wie er selbst herausstellt, natürlich nicht beweisen. *Niemand* kann diesen Sollens-Satz beweisen; er ist grundsätzlich nicht demonstrierbar. Er ist auch nicht unter Bezugnahme auf die Notwendigkeit der Befriedigung irgendwelcher *praktischer* Bedürfnisse demonstrierbar, die aus irgendwelchen praktischen Lebenskonstellationen resultieren. Entsprechend muss auch Stegmüllers Befund, der seinem in Rede stehenden Szenario vorausgestellt wurde, modifiziert werden. Denn es verhält sich eben nicht so, dass – wie Stegmüller es in diesem seinen Befund implizit unterstellt – eine Notwendigkeit dazu besteht, wenigstens den Wissensbestand zu erhalten, der „für die Umweltbeherrschung“ erforderlich ist, wenn man ansonsten auf epistemisches Wachstum verzichtet und sich „damit begnügt, auf den vergangenen Erkenntnissen aufzubauen, aber keine neuen hinzuzugewinnen.“ Denn es ist sehr wohl eine Welt möglich, in der auch das bereits verfügbare Wissen als verzichtbar angesehen wird. Mehr noch: das Wissen, das – in welchem Sinn des Begriffes auch immer – Umweltbeherrschung ermöglicht, könnte als ein gefährliches, im Prinzip zerstörerisches Wissen betrachtet werden, dessen Erhaltung – da es sich ja um ein tendenziell gefährliches Wissen handelt – gar nicht wünschenswert ist. Wünschenswert erscheint es dann, vielmehr, sich dieses gefährlichen, zerstörerischen Wissens zu entledigen, es sozusagen aus dem Körper des verfügbaren Wissens „herauszuoperieren“. Das heißt, dass die Aufgabe dann nicht darin besteht, das bereits angesammelte, im Prinzip kontraproduktive Wissen zu tradieren, sondern sie besteht darin, dieses Wissen unschädlich zu machen, es zu eliminieren. Damit dürfte deutlich geworden sein, dass nicht nur das Interesse daran, ein *Wachstum* wissenschaftlichen Wissens zu erzeugen, verloren gehen könnte – es könnte auch das Interesse daran verloren gehen, das verfügbare, akkumulierte wissenschaftliche Wissen zu *erhalten*. Die resultierenden epistemischen Verluste könnten billigend in Kauf genommen werden, wenn allgemein die Auffassung herrscht, dass allein ein Verzicht auf die Erhaltung eines Umweltbeherrschungswissens es ermöglicht so zu leben, wie es für die Menschheit allein förderlich sei: nämlich im Einklang mit der Natur, die nicht als ein zu beherrschendes Objekt, sondern als das Leben der Menschheit ermöglichender und erhaltender Partner des Menschen begriffen wird.

Die Resultante, die aus Stegmüllers Szenario zu ziehen damit möglich wird, ist schnell gezogen; sie lautet: *Keine* Wissenschaft ist aus sich selbst heraus für die Menschheit existenznotwendig. Die Physik und die Mathematik sind nicht existenznotwendig für die Menschheit; die Naturwissenschaften sind für die Menschheit nicht existenznotwendig. Und – auch wenn es für die Vertreter dieser Disziplinen schmerzhaft sein sollte, dies zu hören – auch Diltheys Disziplinen sind für die Menschheit nicht existenznotwendig. Es gab diese Disziplinen vor 1883 nicht – und die Menschheit wird nicht untergehen, wenn es diese Disziplinen in irgendeiner fernen oder nahen Zukunft nicht mehr geben wird.

Wenn von der Notwendigkeit einer Wissenschaft die Rede ist, kann von ihr – auf der Basis von Stegmüllers Befund und konform mit dem von ihm skizzierten Szenario – nur relativ zu einem System veränderlicher, gesellschaftlich bedingter kultureller Werte die Rede sein. Die Notwendigkeit einer Wissenschaft ist also allenfalls eine *relative* Notwendigkeit; eine Disziplin ist allenfalls *kulturrelativ*

notwendig. Kulturelle Werte sind kontingente Größen; sie sind veränderungsfähig und sie verändern sich. Die Rolle, die eine wissenschaftliche Disziplin relativ zu einem solchen Wertesystem spielt – die Funktion, die sie in ihm hat –, kann sich somit mit jeder nicht-marginalen, gravierenden Veränderung dieses Wertesystems ändern und sie ändert sich auch im Normalfall mit jeder solchen Veränderung.

Die faktischen und die (etwa zukünftig) möglichen Systeme kultureller Werte sind – einer gängigen Auffassung zufolge – nicht Gegenstand der Naturwissenschaften und können dies nicht sein. Einer ebenso gängigen Auffassung zufolge sind diese Wertesysteme wesentlicher Gegenstand von Diltheys Disziplinen. Heißt das, dass im Rahmen von Diltheys Disziplinen (auch) die Vorbedingungen der Existenz der Naturwissenschaften untersucht werden und die Naturwissenschaften jedenfalls *insofern* epistemisch abhängig vom Vorgang der Geisteswissenschaften sind?

Bei dem Versuch, eine Antwort auf diese Frage zu geben, tut man gut daran, zunächst einmal zu überprüfen, ob die Auffassung, die oben als die gängige bezeichnet wurde, und aus der folgt, dass Systeme kultureller Werte nicht Gegenstand der Naturwissenschaften sein können, so stichhaltig ist, wie sie auf den Blick hin zu sein scheint. Sie scheint deshalb so stichhaltig zu sein – und ist eben deshalb auch so gängig –, weil die Naturwissenschaften eben Naturobjekte zum Gegenstand haben (deshalb der Sammelname Naturwissenschaft), Systeme von kulturellen Werten aber genau dies nicht sind: Naturobjekte. Folglich können sie, dieser Auffassung von Naturwissenschaften zufolge, die man aus wohl selbstevidenten Gründen heraus die objekttheoretische Auffassung nennen kann, auch keine Objekte der Naturwissenschaft sein. Mithin müssen Systeme von kulturellen Werten, sofern sie überhaupt Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung sein können, Gegenstand einer Wissenschaft sein, die keine Naturwissenschaft ist. Diltheys Disziplinen, die sich in einer bewusst herbeigeführten Abgrenzung gegen die Naturwissenschaften entwickelt haben, waren und sind keine Naturwissenschaften. Folglich sind sie gute Kandidaten für die Wissenschaften, die für die Untersuchung kultureller Wertesysteme zuständig sind. Und wenn sie dies sein sollten, dann gilt natürlich auch, dass die Vorbedingungen der Existenz der Naturwissenschaften Gegenstand von Diltheys Disziplinen sind, und dass die Naturwissenschaften epistemisch abhängig vom Vorgang der Geisteswissenschaften sind. Denn es wären dann Diltheys Disziplinen, in deren Rahmen zu klären wäre, ob eine bestimmte Naturwissenschaft – eine Wissenschaft von *bestimmten* Naturobjekten – einer kulturellen Legitimation zugänglich ist oder ob dies nicht der Fall ist.²¹

Diese Konsequenzen ergeben sich trivialerweise aus der objekttheoretischen Auffassung der Naturwissenschaften. Diese Auffassung beruht allerdings ebenso trivialerweise auf der Voraussetzung, dass sich – und zwar schon vor aller Theoriebildung – die Klasse der Naturobjekte von der zu ihr komplementären Klasse der Nicht-Naturobjekte klar abgrenzen lässt. Und diese Voraussetzung allerdings ist nicht-trivial. Sie ist auch keineswegs so zwingend, wie sie zu sein scheint.

Zur Klasse dieser Komplementärobjekte gehört einer nachgerade klassischen Vormeinung zufolge, die letztlich in dem cartesianischen Dualismus von *res cogitans* und *res extensa* begründet ist – und die mithin auch mit dem cartesianischen Dualismus steht und fällt – der menschliche Geist. Zwar wird – dieser Vormeinung zufolge – einer Naturwissenschaft – der Biologie – die Aufgabe zugestanden, die dem Geist korrespondierende *res extensa* – das Gehirn – untersuchen zu können, aber der Biologie wird nicht zugestanden, auch geistige – mentale – Zustände und Prozesse erklären und beschreiben zu können.²² Diese Aufgabe haben andere Disziplinen, zu denen Diltheys Disziplinen gehören, wahrzunehmen. Diese Aufgabenverteilung, durch die die Geist/Körper-Unterscheidung – genauer: die Geist/Gehirn-Unterscheidung – in die Naturwissenschaft/Geisteswissenschaft-Dichotomie umgemünzt wird, ist offenkundig nichts anderes als die Fortschreibung des cartesianischen *res cogitans/res extensa*-Dualismus.

²¹ Überlegungen wie die skizzierten spielen bei den diversen Versuchen, Diltheys Disziplinen in *Kulturwissenschaften* zu transformieren, und den mit diesen Versuchen verbundenen Umgewichtungen des disziplinären Bestands eine erhebliche Rolle. Von diesen Transformationsversuchen und Umgewichtungen wird noch die Rede sein (müssen); cf. hierzu insbesondere § 10 im folgenden.

²² Das berühmte *cogito ergo sum*, das Descartes selbst bekanntlich so nie formuliert hat, stellt zwar einen Zusammenhang zwischen *res extensa* und *res cogitans* her – das *sum* des Descartes zugeschriebenen Diktums reflektiert den *extensa*-Aspekt, das *cogito* des Diktums den *cogitans*-Aspekt –, aber die Art der Herstellung dieses Zusammenhangs ist bekanntlich logisch defekt. Aus dem *cogito ergo sum* folgt lediglich, dass es ein *x* derart gibt, das es denkt; es folgt jedoch nicht, dass dieses *x* ein Ich im Sinne des *cogito* ist. Durch das Diktum wird also der Ich-Begriff – und damit der Individuum-Begriff, letztlich der Subjekt-Begriff auf eine logisch defizitäre Art eingeschmuggelt. Es besteht keinerlei Anlass, an dem cartesianischen Fehlschluss bis ans Ende aller Zeiten festzuhalten.

Genau dieser Dualismus ist jedoch zunehmend zum Gegenstand einer zunehmend fundierter werdenden Kritik geworden, in deren Konsequenz sich eine zunehmend an explanativer und deskriptiver Kapazität gewinnende biologische Theorie des Gehirns und des Geistes entwickelt hat. Dieser Theorie zufolge *sind* geistige Prozesse Gehirnprozesse beziehungsweise genetisch erklärbare Funktionen von Gehirnprozessen. Für diese Theorie spricht mehr als eine Tonne philosophischer Argumente; Searle (1992) dürfte konklusiv gezeigt haben, wie unhaltbar der cartesische Dualismus ist. Aber sind nicht diese philosophischen Betrachtungen, die in diesem Zusammenhang die entscheidende Rolle spielen. Entscheidend ist vielmehr, dass mittlerweile eine Vielzahl von biologischen, insbesondere genetischen Befunden vorliegen, die über die *materiale Natur des menschlichen Geistes* Auskunft geben und die philosophischen Argumentationen Searles empirisch-naturwissenschaftlich bekräftigen (cf. hierzu Edelman/Tonnoni 2001 und die dort angegebene Literatur; cf. ferner Damasio 1992). Für einen wie auch immer modifizierten Cartesischen Dualismus ist insofern kein systematischer Ort mehr im epistemischen Raum. – Nun kann – und soll – es hier nicht um eine gründliche Auseinandersetzung mit der angesprochenen biologischen Theorie der – man beachte den Gebrauch eines wohl ungewöhnlich anmutenden, aber in Anbetracht der jetzt verfügbaren Forschungsergebnisse legitimerweise gebildeten Nominalkompositums – Geistmaterie gehen. Im hier interessierenden Zusammenhang ist es vielmehr von Interesse, dass die Möglichkeit und das Faktum des Entstehens dieser Theorie verdeutlicht, dass die oben angesprochene objekttheoretische Auffassung von den Naturwissenschaften, die im Kern in vorthoretisch gewonnenen Objektbenennungen begründet ist, doch vergleichsweise naiv und vordergründig ist. Die Biologie hört ja nicht auf, eine Naturwissenschaft zu sein, weil sie nicht nur das Gehirn, sondern auch den menschlichen Geist untersucht. Insofern macht die hier angesprochene biologische Erforschung der Geistmaterie vor allem deutlich, dass zunehmend Bereiche Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung werden, die traditionellerweise als allein den Geisteswissenschaften vorbehalten Domänen begriffen worden sind. Hans Albert hat schon Recht, wenn er einen „Einbruch der naturwissenschaftlichen Methode in das Revier der Geisteswissenschaften, der de facto schon seit langen im Gange ist“, konstatiert (Albert 1977:163). Evidentermaßen ist der Naturwissenschaftsbegriff, den Albert bemüht, nicht objekttheoretisch, sondern *methodisch* gefasst. Es gibt eine *Methode* der Forschung, die – worin auch immer sie exakt bestehen mag – als die Methode der Naturwissenschaften gilt, und Untersuchungen, die dieser Methode verpflichtet sind – ihre Befolgung zielt insbesondere auf die *Erklärung* der Tatbestände ab, und nicht nur auf ihr Katalogisieren und Ordnen –, kann man insofern zu Recht als naturwissenschaftliche Untersuchungen begreifen. In diesem Sinne sind beispielsweise die von Chomsky inspirierten linguistischen Untersuchungen von I-Sprachen – die etwas anderes sind als die Entitäten, die wie etwa das Französische üblicherweise und präthoretisch als natürliche Sprachen identifiziert werden – im skizzierten Sinne, da sie der naturwissenschaftlichen Methode verpflichtet sind, naturwissenschaftliche Untersuchungen – ganz im Gegensatz zu den Auffassungen, die über den Charakter linguistischer Untersuchungen traditionellerweise geltend gemacht worden sind. Dieser Hinweis soll vor allem verdeutlichen, dass in systematischer Hinsicht mit der Option für Terminologien und einem gewissermaßen trotzigen Festhalten an ihnen nichts, aber auch gar nichts gewonnen ist. Und er soll auch verdeutlichen, dass der von Albert konstatierte „Einbruch der naturwissenschaftlichen Methode in das Revier der Geisteswissenschaften“ sich auf vielerlei Arten vollzieht und bei weitem noch nicht abgeschlossen ist. Er kann auch Diltheys Disziplinen erfassen, und zwar sehr direkt: dann nämlich, wenn versucht wird, Verstehensprozesse – Interpretationsprozesse –, wie die, um die man ihm Rahmen von Diltheys Disziplinen bemüht ist, unter Voraussetzung der naturwissenschaftlichen Methode zu erklären und zu beschreiben.²³ Auch hier sind Ansätze zu einer entsprechenden Ausweitung des Anwendungsbereichs der naturwissenschaftlichen Methode bereits hinreichend vorhanden. Diesen Ansätzen liegt natürlich nicht die vergleichsweise absurde Annahme zugrunde, dass eben die Methode, die es gestattet, Quasare physikalisch zu untersuchen, auch dazu gut sei, beispielsweise die Verstehensmöglichkeiten, die ein Celan-Gedicht eröffnet, zu erklären und zu beschreiben, und umgekehrt – es gibt nicht die eine, allein seligmachende naturwissenschaftliche Methode der Forschung. Entsprechend soll auch nicht mehr von *der* naturwissenschaftlichen Methode die Rede sein, sondern vom Spektrum der naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden die Rede sein. Relativ zu einem solchen Spektrum von Forschungsmethoden könnte sich dann natürlich auch das als

²³ In der Tat ist dies der Ansatz des Künstliche Intelligenz (KI) genannten Zweigs der Informatik und der sich gerade formierenden sogenannten Kognitionswissenschaft: Sowohl in dieser wie auch in der KI geht es darum, Verstehensprozesse zu erklären und zu beschreiben. Davon wird noch die Rede sein müssen; cf. hierzu § 3 und § 4 im folgenden. Cf. hierzu ferner Kanngießer (2001).

möglich erweisen, was durch die naive objekttheoretische Auffassung von den Naturwissenschaften ausgeschlossen werden soll: nämlich die naturwissenschaftliche Untersuchung von Systemen von kulturellen Werten.

Es ist im übrigen klar – oder sollte es sein –, dass bei den voranstehenden Betrachtungen nichts an der Verwendung des Adjektivs „naturwissenschaftlich“ liegt. Die Position, die bei ihnen vorausgesetzt wurde, ist eben die von Apel zuvor kritisierte. Dieser Position zufolge gilt, dass – um es zu wiederholen –

„alle Wissenschaften als selbst interessefreie, rein theoretische Thematisierungen von Tatsachen ausgewiesen [...], als Erkenntnis-Operationen, die grundsätzlich derselben Methodologie, der einheitlichen „Logic of Science“, gehorchen.“ (Apel 1976: 325).

Entscheidend ist also nicht ein objekttheoretischer Gesichtspunkt; entscheidend ist die Option für eine bestimmte, mit dem Namen „Logic of Science“ gekennzeichnete Methodologie, auf deren Basis es insbesondere möglich wird, *Erklärungen* von Tatbeständen beizubringen. Diese Methodologie – um abzukürzen: die LS-Methodologie – ist es, die spezifiziert, was unter einer Wissenschaft zu verstehen ist (und die invers dazu natürlich auch festlegt, was *nicht* unter einer Wissenschaft zu verstehen ist. Der in den voranstehenden Ausführungen verwendete Ausdruck „naturwissenschaftlich“ könnte insofern ohne weiteres durch den Ausdruck „der LS-Methodologie-konform“ – oder kurz: LS-konform – ersetzt werden. Vermutlich wäre diese Redeweise sogar adäquater, weil wesentliche Bereiche von Objekten, die nach gängigen Auffassungen gerade keine Naturobjekte sind und demzufolge – unter Voraussetzung einer naiven objekttheoretischen Auffassung von Naturwissenschaften – auch keine Gegenstände einer Naturwissenschaft sein können, mittlerweile, wie in den voranstehenden Bemerkungen gezeigt, zum Gegenstand von Disziplinen geworden sind, die LS-konform betrieben werden. Missverständnisse, die eine objekttheoretische Deutung der Naturwissenschaften nahelegen, wenn etwa die Nationalökonomie oder die Psychologie als Naturwissenschaften bezeichnet werden, ließen sich von vornherein vermeiden, wenn der Nationalökonomie und der Psychologie, statt des Status einer Naturwissenschaft, LS-Konformität attestiert wird. Aber der Ausdruck „LS-Konformität“ ist unüblich; er ist zudem nicht sonderlich suggestiv, und es ist nicht zu erwarten, dass er in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeht. Eben deshalb soll hier auch nicht etwa der Vorschlag gemacht werden, „naturwissenschaftlich“ durch „LS-konform“ zu ersetzen, aber eine gelegentliche synonyme Verwendung dieser beiden Ausdrücke ist – nach den voranstehenden Provisos und Qualifikationen – sicher tolerabel.

Die Methodologie, die die in einer wissenschaftlichen Disziplin gepflegte Forschungspraxis bestimmt, ist etwas anderes als diese Disziplin selbst. Irgendzwei Disziplinen D_1 und D_2 können sehr wohl derselben Methodologie – eben der LS-Methodologie – verpflichtet sein, ohne deshalb aufzuhören, voneinander – beispielsweise in Ansehung der untersuchten Forschungsobjekte oder auch nur in Ansehung der *Aspekte*, unter denen diese Objekte untersucht werden – verschiedene Disziplinen zu sein. Das bedeutet, dass derjenige, der für die LS-Methodologie optiert, keineswegs dazu verpflichtet ist, für eine Einheitswissenschaft – was auch immer das sein mag (etwa eine Wissenschaft, die alle anderen Wissenschaften umfasst und integriert) – zu optieren. Er ist nicht einmal dazu verpflichtet, die *Einheit* des disziplinär verteilten wissenschaftlichen Wissens zu behaupten. Solche Einheitsbehauptungen – etwa die Behauptung der *nomologischen* Einheit des wissenschaftlichen Wissens – sind noch nie ernsthaft demonstriert worden; sie haben in der Regel einen eher propagandistischen Charakter. Die bekannten Tatbestände der Wissenschaftsentwicklung machen sehr deutlich, dass der Erkenntnisfortschritt ermöglichende Wissenschaftsprozess in einem erheblichen Umfang aus der Diversifikation des wissenschaftlichen Wissens resultiert, der einer Unifikation dieses Wissens – der Demonstration seiner Einheit – geradezu gegenläufig ist.²⁴ Diese Diversifikationsprozesse bestimmen das Profil der Disziplinen, nicht aber ihre avisierte oder propagierte Unifikation. Wer für die LS-Methodologie optiert, ist somit nur auf *eine* Einheitsbehauptung festgelegt: Er muss die methodologische Einheit der Disziplinen behaupten. Diese Behauptung ist erkennbar extrem schwach. Sie liefert allenfalls einen Rahmen für die mögliche wissenschaftliche Forschung, limitiert diese selbst aber nicht.

Die Option für die LS-Methodologie ist schwach, aber dessen unerachtet ist sie bestreitbar. Die von Apel (1968) propagierte Großhermeneutik schließt es aus, dass es so etwas wie eine methodologi-

²⁴ Cf. hierzu § 4, insbesondere aber § 12 im folgenden.

sche Einheit der Wissenschaft geben könnte. Statt dessen gibt es Apel zufolge die Komplementärbeziehung, die zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften besteht. Auch diese Komplementaritätsthese muss erörtert werden, wenn die Probleme debattiert werden, denen die Geisteswissenschaften ausgesetzt sind. Daran, dass eine Erörterung dieser Probleme so ganz unangebracht nicht sein kann, dürfte nach dem eingangs Gesagten nicht mehr ernsthaft in Abrede gestellt werden können. Denn Diltheys Disziplinen – die Geisteswissenschaften – sind eben ins Gerede gekommen; sie werden, obschon sie zum nachgerade klassischen disziplinären Bestand zumindest der deutschen Universitäten gehören, zunehmend in Frage gestellt. So fragt man sich beispielsweise – und diese Frage ist offenkundig keineswegs marginal –, ob Diltheys Disziplinen überhaupt ernsthaft zu den Wissenschaften gerechnet werden können – wobei der Möglichkeit dieser Frage offenkundig die Voraussetzung zugrundeliegt, dass das, was unter einer Wissenschaft zu verstehen ist, in exemplarischer Art durch den Vorgang der Naturwissenschaft bestimmt ist. Und selbst dann, wenn die Frage nach ihrer Wissenschaftlichkeit positiv beantwortet werden kann oder vielleicht sogar positiv beantwortet werden muss, ist die mit den Geisteswissenschaften verbundene Problematik noch nicht aus der Welt geschafft. Denn man fragt sich auch – und zunehmend nachhaltiger –, wozu diese Wissenschaften – Diltheys Disziplinen – überhaupt gut sind; worin also ihr sozusagen weltlicher oder auch nur universitärer Nutzen besteht. Darin, dass diese Frage aufgeworfen werden kann und aufgeworfen wird, kommt natürlich der schlichte Tatbestand zum Ausdruck, dass die Funktionalität dieser Disziplinen nicht mehr auf eine unstrittige Art unmittelbar einsichtig ist. In Frage gestellt ist also, kurz und zusammenfassend gesagt, die Wissenschaftlichkeit und die Funktionalität von Diltheys Disziplinen. Nicht wenige sehen darin, dass Diltheys Disziplinen auf diese Art in Frage gestellt werden können und gestellt werden, nicht mehr und nicht weniger als eine gravierende und schwerwiegende Krise der Geisteswissenschaften. Ein entsprechendes Krisenbewusstsein bestimmt denn auch den akademischen Alltag sicher nicht aller, aber doch vieler Geisteswissenschaftler, und die Diltheys Disziplinen – ob zu Recht oder zu Unrecht – zugeschriebene Krise ist zentraler Gegenstand der Diskussion unter ihnen. Ein entsprechender Disput – ein Disput zwischen zwei Geisteswissenschaftlern, etwa einem Professor und einem Magister – könnte etwa wie folgt verlaufen.

2 Disziplinäre Bestände der Dienstleistungsuniversität

Professor. Ich kann dieses ewige Krisengerede nicht mehr ertragen. Das ist doch ohne jede Substanz. Man nörgelt hier an Disziplinen herum, die doch wahrlich oft genug bewiesen haben, was sie zu leisten vermögen und leisten. Diese ganz Kritik an Diltheys Disziplinen bringt doch nur die Inkompetenz der Kritiker und deren epistemische Jämmerlichkeit an den Tag.

Magister. Sie halten also jegliche Kritik an Diltheys Disziplinen für von Grund auf verfehlt?

Professor. Nicht *jegliche* Kritik, das natürlich nicht. Kritik – auch Kritik an den Geisteswissenschaften – ist durchaus legitim und oft auch notwendig. Aber *die* Kritik, die derzeit von verschiedenen Seiten – von im übrigen durchaus interessierten Seiten, wie ich mir anzumerken erlaube – an Diltheys Disziplinen geltend gemacht wird – diese Kritik halte ich in der Tat für stellenweise einfach bodenlos. Für eine Kritik ohne jegliches Niveau. Ein Minimum an Kompetenz sollte der Kritik zugrundeliegen. Und selbst an diesem Minimum fehlt es. Die ganze Diskussion ist, was ihr Niveau betrifft, einfach trostlos.

Magister. Aber es sind doch, wie sie sehr wohl wissen, auch Geisteswissenschaftler – auf ihren Gebieten durchaus ausgewiesene Geisteswissenschaftler – unter den Kritikern der Geisteswissenschaft. Ich könnte Ihnen da einige nennen.

Professor. Das beweist nur, dass die Zugehörigkeit zur Zunft nicht vor Inkompetenz schützt. – Und zur vermeintlichen Ausgewieseneheit dieser Damen und Herren, deren Namen Sie taktvollerweise nicht nennen, möchte ich mich lieber nicht äußern. Ihnen bleibt ihre Kritik unbenommen. Aber da ändert nichts daran, dass eine Kritik es nur dann verdient, ernst genommen zu werden, wenn sich auf Kompetenz gründet.

Magister. Da kann ich Ihnen nur Recht geben. Aber welche Art von Kompetenz ist es denn, die Sie anmahnen?

Professor. Das ist ganz einfach. Ich fordere Kompetenz in der Sache. Wer die Geisteswissenschaften kritisiert, muss eine gewisse Vertrautheit mit Diltheys Disziplinen haben; er muss wissen, wie es in ihnen zugeht, wie in ihnen verfahren wird – und warum in ihnen so verfahren wird, wie in ihnen verfahren wird. Ohne eine solche – minimale – Sachkompetenz ist jede Kritik an den Geisteswissenschaften hinfällig. Und über diese minimale Sachkompetenz verfügen die Kritiker – leider – häufig nicht.

Magister. Die von Ihnen – zu Recht – geforderte Sachkompetenz wird man ja nun kaum bei Physikern, Juristen oder Wirtschaftswissenschaftlern vermuten dürfen. Diejenigen, die über sie verfügen, sind doch wohl primär die Geisteswissenschaftler selbst.

Professor. Zumindest sollte es so sein.

Magister. Aber läuft ihre Kompetenzforderung nicht letztlich nicht doch auf die Feststellung hinaus, dass eine kompetente Kritik der Geisteswissenschaften nur den Geisteswissenschaftlern selbst möglich ist.

Professor. Durchaus nicht. Ich klage ja nur ein unerlässliches Minimum an Kompetenz ein. Und dieses Kompetenzminimum kann sich auch ein Physiker, Jurist oder Wirtschaftswissenschaftler erwerben.

Magister. Aber setzt der Erwerb dieser minimalen Kompetenz es nicht voraus, dass man sich auf das in Diltheys Disziplinen übliche Vorgehen – beispielsweise auf die hermeneutische Textinterpretation – erst einmal einlässt.

Professor. Natürlich. Aber dieses Sich-Einlassen auf Etwas impliziert es nicht, dieses Etwas – beispielsweise die hermeneutische Textinterpretation – zu akzeptieren und sich zu eigen zu machen. Aber wer die Hermeneutik kritisiert, sollte wissen, was das ist, was er kritisiert. Das zu verlangen, ist nicht unbillig.

Magister. Sie verlangen also nicht, dass die Geisteswissenschaften nur unter geisteswissenschaftlichen Prämissen diskutiert und kritisiert werden dürfen?

Professor. Durchaus nicht. Das wäre zuviel verlangt.

Magister. Mit der Kritik an Diltheys Disziplinen ist vielfach eine Kritik ihrer Prämissen verbunden. Dies ist gerade dann der Fall, wenn die Wissenschaftlichkeit dieser Disziplinen bestritten wird. Wer diese Prämissen nicht akzeptiert, kann sie schwerlich zu Basis seiner Kritik machen. Diese Kritik kann nur dann vernünftig sein, wenn sie auf anderen Prämissen beruht als denen, die Diltheys Disziplinen zugrundeliegen. Eine *grundsätzliche* Kritik der Hermeneutik *kann* also, wenn sie mit Vernunft vorgetragen wird, nicht ihrerseits wieder auf hermeneutischen Prämissen beruhen. Kein Kritiker kann das, was er kritisiert, zur Basis seiner Kritik machen.

Professor. Da haben Sie sicher Recht. Allerdings muss der Grundsatzcharakter einer solchen Kritik betont werden. Denn es ist sicher wohl auch möglich, dass ein *bestimmtes* hermeneutisches Vorgehen zugunsten *eines bestimmten* anderen hermeneutischen Vorgehens kritisiert wird. Also etwa die klassische, man kann vielleicht sagen: die gadamarsche Hermeneutik zugunsten einer rezeptionsästhetischen Hermeneutik. In diesem Fall sind sowohl das Kritisierte als auch die Basis der Kritik im hermeneutischen Raum zu verorten. Im Fall einer Grundsatzkritik, wie der von Ihnen angesprochenen, kann das natürlich nicht der Fall sein. – Im übrigen ist mir nicht ganz klar, worauf Sie hinaus wollen.

Magister: Sie räumen also die grundsätzliche Möglichkeit einer nicht-hermeneutischen Kritik der Geisteswissenschaften und damit auch der Hermeneutik ein?

Professor. Selbstverständlich. Ich insistiere aber darauf, dass diese Kritik sachkompetent – im von mir zuvor erläuterten Sinn des Begriffs – konzipiert sein muss. Sie muss also als Hermeneutik-Kritik konzipiert sein – und nicht als die Kritik eines Hermeneutik-Popanz, den der Kritiker eigens zu dem Zweck erfunden hat, um ihn kritisieren zu können.

Magister. Zugestanden, selbstverständlich. Aber Sie räumen – um es zu wiederholen – die grundsätzliche Möglichkeit einer nicht-hermeneutischen Kritik der durch und durch hermeneutischen Disziplinen Diltheys ein?

Professor. Selbstverständlich.

Magister. Räumen Sie damit nicht zugleich auch die Möglichkeit ein, dass die Gegenstände, die zu verstehen im Rahmen von Diltheys Disziplinen versucht wird, auch auf eine grundsätzlich andere Art als die von Dilthey propagierte zum Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung genommen werden können? Räumen Sie damit nicht zugleich auch – beispielsweise – die Möglichkeit einer nicht-hermeneutischen Literaturwissenschaft ein? Und wenn dem so sein sollte: Räumen Sie damit nicht zugleich auch die Möglichkeit ein, dass Diltheys Disziplinen von allem Anfang an vollkommen falsch konzipiert sind? Und räumen Sie damit nicht zugleich auch die Möglichkeit ein, dass dieser „Geburtsfehler“ der Disziplinen – ihre hermeneutische Orientierung – korrigiert werden kann?

Professor. Ich beginne zu ahnen, worauf Sie hinaus wollen. Aber bevor wir beginnen, über solche Möglichkeiten auch nur zu spekulieren, möchte ich ganz klar herausstellen, dass ich keinerlei – ich betone: *keinerlei* – Anlass zu der von Ihnen avisierten Korrektur von Diltheys Disziplinen sehe – eine Korrektur, mit der im übrigen nahezu die gesamte geisteswissenschaftliche Tradition in Frage gestellt würde. Innerhalb dieser Tradition ist eine eindrucksvolle Fülle von tiefgehenden und weitreichenden Erkenntnissen erzielt worden, die nicht ohne Not zur Disposition gestellt werden sollten. Eine Notlage, die dies erzwingen könnte, sehe ich nicht. Also muss es darum gehen, diese Erkenntnisfülle zu bewahren. Und das heißt eben auch, dass wir Diltheys Disziplinen bewahren müssen.

Magister. Aber Sie räumen ein, dass es nicht so ganz falsch ist, von einer Krise der Geisteswissenschaften zu reden? Und auf diese Krise reagieren Sie mit der Forderung nach einer Fortschreibung der Traditionen, obwohl doch Möglichkeiten bestünden, diese Traditionen von Grund auf – also paradigmatisch – zu erneuern, und in Konsequenz einer solchen paradigmatischen Erneuerung die verloren gegangene epistemische Reputation der Geisteswissenschaften wiederherzustellen?

Professor. Ich habe bereits zu Beginn unseres Disputes darauf hingewiesen, dass ich dieses ewige Krisengerede nicht mehr ertragen kann. Es besteht keinerlei vernünftiger Grund, von einer Krise der Geisteswissenschaften zu reden. Zu Beginn unseres Disputes habe ich auch darauf hingewiesen, dass Diltheys Disziplinen oft genug bewiesen haben, was sie zu leisten vermögen, und diesen Nachweis nahezu täglich neu erbringen. Diltheys Disziplinen stagnieren nicht. Sie sind produktiv; es besteht keinerlei Anlass, sie durch eine wie immer auch beschaffene paradigmatische Erneuerung praktisch abzuschaffen. Insofern geht es mir in der Tat um eine Verteidigung von Diltheys Disziplinen gegen ihre potenziellen Exekutoren.

Magister. Sie haben mit der prinzipiellen Niveaulosigkeit der Kritik an den Geisteswissenschaften argumentiert. Ich glaube, es ist deutlich geworden, dass dies kein sehr gutes Argument ist. – Dass es ihnen um die Verteidigung von Diltheys Disziplinen geht, habe ich mittlerweile verstanden. Ganz und gar nicht verstanden habe ich dagegen, warum es ihrer Meinung nach keinen vernünftigen Grund dazu gibt, von einer Krise der Geisteswissenschaften zu reden.

Professor. Weil es eine solche Krise nicht gibt! Sie wird herbeigeredet – und zwar, ich habe das vorhin schon angedeutet und ich betone es noch einmal, wird sie von interessierter Seite herbeigeredet.

Magister. Ist es in Anbetracht der Diskussion – einer öffentlichen, sich auch und gerade in den politischen Raum reichenden Diskussion – um Diltheys Disziplinen – eine Diskussion, in der diese

Disziplinen von Grund auf in Frage gestellt werden – nicht eine verblüffende, um nicht zuzugestehen: eine geradezu verwegene Position, die sie mit der Behauptung beziehen, dass es keine Krise der Geisteswissenschaften gibt?

Professor. Durchaus nicht! Sehen Sie sich doch die Universitäten an! Diltheys Disziplinen sind bei den Studierenden beliebt; sie werden im großen Umfang nachgefragt. Diltheys Disziplinen zeichnen sich durch hohe Studentenzahlen aus – und auch durch hohe Absolventenzahlen, wie ich glaube hinzufügen zu dürfen und zu müssen. Sehen Sie sich dagegen die Situation in den Naturwissenschaften an! Die Situation in der Mathematik und der Physik ist durch rückgängige Studentenzahlen, teilweise sogar durch einen Studentenmangel gekennzeichnet. Das sind die Fakten! Wer befindet sich hier eigentlich in einer Krise? Sind nicht vor allem die Naturwissenschaften in einer kritischen Situation? Die Geisteswissenschaften sind die Säule der deutschen Universität! Und da sollen sie sich in einer Krise befinden! Die deutsche Universität lebt ganz wesentlich von Diltheys Disziplinen!

Magister. Diese Argumentation halte ich für äußerst ambivalent. Um diese Ambivalenz ausloten zu können, müssen wir uns wohl zunächst einmal darauf verständigen, dass die Qualität eines Studienganges – seine epistemische Dignität – schlicht und einfach nicht in der Anzahl der Studierenden, die er an sich zieht, gemessen werden kann. Wenn Studiengänge in den Naturwissenschaften nicht oder nur unzureichend ausgelastet sind, so ändert dies nichts an der epistemischen Dignität der Mathematik und der Physik. Es ändert auch nichts daran, dass Mathematik und Physik als Disziplinen begriffen werden, die als für die Gesellschaft und deren Realproduktion als notwendig betrachtet werden. Dass die entsprechenden Studiengänge nicht hinreichend ausgelastet sind, wird als schwerwiegendes Defizit betrachtet. Das Gleiche gilt für andere Studiengänge, etwa in den Ingenieurwissenschaften. – Diltheys Disziplinen mangelt es jedoch, wie viele ihrer kritischen Verächter behaupten, an der epistemischen Dignität, die den genannten Disziplinen allgemein zugebilligt wird.²⁵ Auch die gesellschaftliche Relevanz dieser Disziplinen ist nicht für jeden ersichtlich. Wenn die entsprechende Kritik an Diltheys Disziplinen berechtigt sein sollte, und wenn zudem Ihre Behauptung zutrifft, dass diese Disziplinen eine Säule der deutschen Universitäten sind, so werden nicht wenige sagen: Umso schlimmer für die deutschen Universitäten. – Im übrigen habe ich den Eindruck, dass sie mit ihrem letzten Argument, unseren Disput, den wird doch unter *wissenschaftstheoretischen* Vorzeichen begonnen hatten, auf eine *wissenschaftspolitische* Ebene verlagert haben.

Professor. Wir können nicht immer nur Wissenschaftstheorie betreiben – Wissenschaften sind primär eine universitäre Angelegenheit, und Universitäten sind keine Elfenbeintürme. Wir dürfen vor den universitären Fakten nicht die Augen verschließen. Und die Situation an den Universitäten ist ganz wesentlich durch die Studentenzahlen bestimmt.

Magister. Aber wird sind uns doch gleichwohl zumindest darüber einig, dass Studentenzahlen kein wissenschaftstheoretisch relevanter Faktor sind.

Professor. Umso schlimmer für die Wissenschaftstheorie, möchte man sagen. Ein Studium – ein wissenschaftliches Studium – ist kein Glasperlenspiel. Es hat eine Funktion.

²⁵ So stellt beispielsweise der amerikanische Linguist und Philosoph Noam Chomsky, dessen wissenschaftliche Leistungen ganz unstrittig sein dürften, ebenso lakonisch wie apodiktisch fest: „But what is more important is that kind of criticism you’re referring to reveals once again the difference between the attitude of the *natural sciences* on the one hand, and one often found in the *social sciences* and „humanities“ on the other. The latter, which lack the intellectual content of the *natural sciences*, are to great degree involved with personalities rather than ideas. In science it is selfevident that concepts are going to change; that is just to say that you hope to learn something. This is not theology, after all. You do not make declarations which you must preserve unchanged for the rest of your life. By contrast, in the social sciences or in humanistic studies, positions are often personalized. Once you have taken a position, you are supposed to defend it whatever happens. The positions of one or another school are identified with individuals. It becomes a question of honor not to change, that is, to learn nothing.“ (Noam Chomsky, *Language and Responsibility. Based on Conversations with Mitsou Ronat*. Sussex: The Harvester Press 1979, p. 176. – Hervorhebungen S.K.) – Es erübrigt sich nahezu hinzufügen, dass im englischsprachigen Raum unter dem Begriff „science“ das und nur das verstanden wird, was im deutschsprachigen Raum unter den Naturwissenschaften verstanden wird. Die Sozialwissenschaften und die Geisteswissenschaften gehören insofern *ipso facto* nicht zur science, und Diltheys Disziplinen sind exemplarisch für das, was im englischsprachigen Raum unter den „humanities“ verstanden wird.

Magister. Es liegt nahe zu fragen, welche Funktion ein wissenschaftliches Studium Ihrer Ansicht nach hat. – Die Studenten von 1968 vertraten im übrigen die Ansicht, dass ihr Studium ihrer Vorbereitung auf die revolutionäre Berufspraxis zu dienen habe. Für das Germanistik-Studium – und die Germanistik ist sicher paradigmatisch für Diltheys Disziplinen – bedeutete das ihrer Auffassung zufolge, dass die Studierenden der Germanistik studieren müssen, „welche Rolle Goethe im Deutsch-Unterricht spielt, der Deutsch-Unterricht in der Schule und die Schule in der Gesellschaft“.²⁶ Die 68er waren vielleicht Glasperlenspieler, aber sie verstanden sich ganz bestimmt nicht als solche. Absolventenzahlen haben sie gewiss nicht die Bedeutung beigemessen, die Sie ihnen beizumessen scheinen.

Professor. Ich weiß natürlich auch, dass man in der Wissenschaftsbürokratie teilweise einen regelrechten Kult um die Absolventenzahlen treibt. Es gibt sogar Universitätspräsidenten, die Universitäten, die sie leiten – am liebsten möchten sie sie nicht nur leiten, sondern wie ein Monarch regieren –, allein an ihrem Ausstoß an Absolventen messen: Je mehr Absolventen die Universitäten in immer kürzerer Zeit produzieren, desto besser sind sie nach Meinung dieser Universitätsbürokraten. Ich brauche hier wohl nicht auszuführen, dass ich deren Auffassung ganz und gar nicht teile. „Höher, schneller, weiter“ – das ist das Prinzip des Leistungssports. Ich sehe keinerlei Anlass dazu, die Universitäten nach dem Vorbild des Leistungssports zu organisieren. Universitäre Studiengänge können keine Durchlauferhitzer für Studenten sein. Ich distanziere mich mit Nachdruck von einem derartigen universitätspolitischen Gebaren. Was andererseits natürlich auch nicht heißt, dass ich den Sozialromantizismen der 68er anhängen: Das Studium als Anleitung zum Klassenkampf!²⁷ Darum kann es nun wirklich nicht gehen. Gerade deshalb aber scheue ich mich nicht festzustellen, dass ein Studium – ein wissenschaftliches Studium; ich stelle das eigens heraus: die Betonung liegt auf *wissenschaftlich* – kein Glasperlenspiel ist und es auch nicht sein kann und darf. Es hat eine Funktion.

Magister. Wir könnten jetzt natürlich wieder zur Erörterung der Frage der Wissenschaftlichkeit der Disziplinen übergehen. Aber wir sollten die Thematik nicht allzu häufig und allzu schnell wechseln; gelegentlich ist es nicht falsch, einen Gedanken etwas genauer auszuführen. Bleiben wir vorerst im wissenschaftspolitischen Bereich. Deshalb erlaube ich es mir, meine Frage zu wiederholen: welche Funktion ein wissenschaftliches Studium Ihrer Ansicht nach hat. Und welche Funktion kommt insbesondere Diltheys Disziplinen zu?

Professor. Ich verstehe Ihr Insistieren. Natürlich werden wir über diese beiden Fragen noch reden müssen; ich will mich auch um eine Antwort um sie – um eine Antwort, gerade auf die zweite dieser Fragen – nicht herumdrücken. Obwohl wir beide ja wissen, dass der Versuch, sie einer Antwort auch nur näher zu bringen, leider leicht zu einem Stochern im Nebel verkommen kann – gerade in Anbetracht der Antworten, die auf sie schon gegeben wurden. Sie kennen sie ja auch: Erst Marquards Konzeption der kompensatorischen Funktion der Geisteswissenschaften, dann die eher schon anmaßende These, die Aufgabe der Geisteswissenschaften bestünde darin, ein generelles Orientierungswissen zu erzeugen, und schließlich, die vielleicht doch eher resignative Auffassung, das Beste, was Diltheys Disziplinen widerfahren könnte, sei es, wenn sie in Kulturwissenschaften transformiert würden. Es steht dahin, ob mit diesen Antworten wirklich etwas gewonnen ist; ich habe da doch erhebliche Zweifel. Aber wir werden darüber reden müssen. Aber wir sollten die Frage nach der Funktion von Diltheys Disziplinen nicht ganz und gar unabhängig von einem Blick auf die Situation erörtern, in der sich die deutschen Universitäten befinden. Sonst wird unser Bemühen um eine Antwort selbst zum Teil des Glasperlenspiels. Deshalb mein Insistieren auf dem Aspekt der Absolventenzahlen.

Magister. Im neueren Deutsch spricht man hier wohl von der Nachhaltigkeit, mit der Sie einen bestimmten Gesichtspunkt zur Geltung bringen. Ich fürchte aber, dass ein solcher Zahlenfetischismus unseren Disput nicht sonderlich zu befördern vermag.

²⁶ So zu lesen in einem Flugblatt einer Berliner SDS-Gruppe, abgedruckt im Anhang von J. Habermas, *Protestbewegung und Hochschulreform*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970, p. 269.

²⁷ Es sei am Rande vermerkt, dass viele derer, die sich damals zum Klassenkampf rüsteten, heute eine von Diltheys Disziplinen in der akademischen Lehre vertreten. Die 68er haben damals wie heute die Geistes- und Sozialwissenschaftler zu ihrem universitären Refugium gemacht. Die Resistenz der Naturwissenschaften gegenüber den (in ihrer Bedeutung zumeist weit überschätzen) Ereignissen von 1968 sagt sicher etwas über die Naturwissenschaftler. Sie sagt aber auch etwas über 1968.

Professor. Es ist eben kein Zahlenfetischismus. Leider Gottes nicht. Wir müssen diesen Gesichtspunkt wohl oder übel sehr ernst nehmen. Denn die deutschen Universitäten befinden sich in einer Situation, in der sie sich nie zuvor befunden haben, und dass der Gesichtspunkt der Absolventenzahlen diese seine herausragende Bedeutung gewonnen hat, ist eine Funktion dieser Situation. Zuvor hatte er diese seine Bedeutung nämlich nicht.

Magister. Warum der Absolventenfetischismus Funktion einer Situation ist, in der sich die deutschen Universitäten nie zuvor befunden haben, vermag ich ganz und gar nicht zu sehen.

Professor. Lassen Sie mich diesen doch nachgerade mit den Händen zu greifenden Zusammenhang kurz skizzieren. Die deutschen Universitäten befinden sich zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts in einer Situation, in der vor allem eines von ihnen verlangt wird: die Konkurrenz miteinander. Diese Konkurrenzforderung geht sehr viel weiter und ist von vollkommen anderer Art als das Wettbewerbsgebot, dem die Universitäten traditionellerweise unterliegen. Das traditionelle Wettbewerbsgebot besagt, dass etwa die Physik, die an der Universität X angeboten wird, besser – wissenschaftlich besser – zu sein hat als die an der Universität Y angebotene Physik, und umgekehrt – entsprechendes gilt für beliebige, an den Universitäten aber gleichermaßen präsente Disziplinen. Das Wettbewerbsgebot ist das Gebot des Wettbewerbs der wissenschaftlichen Leistung, das Gebot des Wettbewerbs der wissenschaftlichen Niveaus.

Magister. Am Tatbestand dieses Niveauwettbewerbs hat sich doch nichts geändert. Allenfalls wird er jetzt verschärft geführt. Und sogar im internationalen Maßstab.

Professor. Da haben Sie ganz und gar Recht. Gerade die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) verlangt die Internationalisierung dieses Niveauwettbewerbs. Aber die Bedingungen, unter denen der Niveauwettbewerb zwischen den Universitäten geführt wird, haben sich von Grund auf geändert. Insbesondere ist die Vergleichbarkeit der Universitäten nur noch bedingt gegeben, obwohl sie doch eine Voraussetzung dafür ist, dass der Wettbewerb fair – unter gleichen Bedingungen – ausgetragen wird.

Magister. Wieso denn dieses? Physik ist Physik, unabhängig davon, ob sie in Kiel oder in Köln gelehrt wird, und natürlich sind die Kieler und die Kölner Physik miteinander vergleichbar.

Professor. Aber ebensowenig, wie sie Äpfel mit Birnen vergleichen können, können Sie die Konstanzer Romanistik mit der Kieler Physik vergleichen.

Magister. Das will auch niemand. Aber Sie können die Konstanzer Romanistik mit der Kieler Romanistik vergleichen und Konstanzer Physik mit der Kieler Physik.

Professor. Eben nicht. Denn an der Universität Konstanz gibt es das Studienfach Physik nicht. Und damit kommt der Gesichtspunkt ins Blickfeld, auf den ich hinaus will: Niveauwettbewerb zwischen den Universitäten ist nicht mehr auf den Niveauwettbewerb zwischen den an ihnen vertretenen Disziplinen reduzierbar. Dies wäre nur dann der Fall, wenn die Universitäten disziplinar gleich ausgestattet wären. Aber das ist nicht der Fall. Auf den Tatbestand, dass die Disziplin X an einer Universität Y sehr viel besser ausgestattet sein kann, als sie an einer Universität Z ausgestattet ist, will ich in diesem Zusammenhang gar nicht einmal eingehen. Aber es ist unbestreitbar, dass die Universitäten südlich der Mainlinie notorisch sehr viel besser ausgestattet sind als die Universitäten nördlich der Mainlinie. Auch das führt natürlich zu einer Wettbewerbsverzerrung. Aber lassen wir diesen Aspekt außer Betracht. Entscheidend ist, dass die disziplinären Spektren der Universitäten sich zunehmend voneinander unterscheiden. Und je gravierender diese Unterschiede werden, desto mehr wird Niveauwettbewerb zwischen den Universitäten zum – um die Metapher wieder aufzunehmen – Wettbewerb zwischen Äpfeln und Birnen.

Magister. Ich kann und will Ihnen da nicht widersprechen. Natürlich wird die Konkurrenz der Universitäten auch zu einer disziplinären Diversifikation der Universitäten führen. Die Konkurrenz der Universitäten wird auch eine Konkurrenz ihrer disziplinären Ausstattung sein.

Professor. Eben. Und das hat Konsequenzen: Universitätspolitisch kann es nicht mehr eine wie auch immer beschaffene Vollständigkeit der disziplinären Ausstattung einer Universität geben – die Sinologie muss es also durchaus nicht an allen Universitäten geben, ebensowenig die Chemie oder die Jurisprudenz. Was gefordert ist, ist vielmehr die Optimalität einer spezialisierten und gewichteten disziplinären Ausstattung – die Universitäten konkurrieren auch und sogar primär im Hinblick darauf miteinander, welche von ihnen die bessere disziplinäre Ausstattung zu bieten hat. Die bessere disziplinäre Ausstattung ist dabei nicht die in irgendeinem diffusen, durch die Tradition bestimmten Sinne vollständigeren disziplinären Ausstattung – die bessere disziplinäre Ausstattung ist vielmehr diejenige, die mit minimalen Kosten maximale Erträge zu erbringen verspricht. Die bessere disziplinäre Ausstattung ist – deshalb meine hartnäckige Betonung des Faktors der Absolventenzahlen – diejenige, die ein Lehrangebot ermöglicht, vermöge dessen mit möglichst geringen Personalkosten in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Anzahl von Studierenden ein Studium abschließen kann, das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch beruflich qualifiziert, zumindest aber gute Berufsaussichten eröffnet. Wenn diese disziplinäre Ausstattung darüber hinaus zu hochrangigen wissenschaftlichen Leistungen führt, ist sie sehr gut, geradezu optimal zu nennen – sie trägt in jeder Hinsicht dazu bei, dass eine Universität in der Konkurrenz der Universitäten bestehen und vielleicht sogar prestigeträchtige Erfolge verbuchen kann.²⁸ In dieser Konkurrenz der Universitäten ist kein Raum mehr für disziplinäre Idiosynkrasien, methodologische Grillen und privatistische Wissenschaftskonzepte: es zählt, was konkurrenzfähig ist – nichts sonst. Die Universitäten sind ein Feld primär staatlicher Investitionen, und diese Investitionen müssen sich amortisieren, sonst „rechnen sie sich nicht“ – eine Alimentierung von Forscherverschrobenheiten, wie sie traditionsgemäß gang und gäbe ist, ist unter diesen Bedingungen nicht mehr möglich.²⁹ Die Universitäten sind am Ausgang des 20. Jahrhunderts in einer Situation, in der ihre Zukunft nicht von ihrer disziplinären Vollständigkeit, sondern von ihrer Konkurrenzfähigkeit und nichts sonst abhängt.³⁰

Magister. Wie bereits gesagt: Ich kann und will Ihnen hier nicht widersprechen. Sie haben sicher in allen wesentlichen Punkten Recht. Die Zukunft der deutschen Universitäten wird ganz wesentlich von Prozessen ihrer disziplinären Diversifikation bestimmt sein. Ich bin allerdings nicht der Meinung,

²⁸ Diese universitätspolitische Entwicklung ist letztendlich nichts anderes als die generalisierende Resultante die aus den Universitätsneugründungen gezogen wurde, die in den sechziger und siebziger Jahren erfolgten. Alle diese Neugründungen waren Gründungen von disziplinär nicht vollständig ausgestatteten Universitäten. Der Erfolg, den einige von ihnen – nicht alle – für sich mit guten Gründen in Anspruch nehmen können, hat mit Deutlichkeit vor Augen geführt, dass das Kriterium der disziplinären Vollständigkeit nicht das Kriterium sein kann, an dem sich die Universitätspolitik zu orientieren hat. Von dieser Einsicht war es dann nur noch ein Schritt zu der weiteren Einsicht, dass die – zwingend erforderliche – Selbsterneuerung der Universitäten sich – vielleicht nicht nur, aber doch auch – aus der Konkurrenz der Universitäten miteinander ergeben kann. Für die traditionellen Universitäten, die üblicherweise als die in exemplarischer Weise disziplinär vollständigen Universitäten betrachtet werden, bedeutet dies zweifellos, dass sie sich im Laufe der Zeit der Disziplinen entledigen müssen, die wohl zu ihrer disziplinären Vollständigkeit, nicht aber zu ihrer Konkurrenzfähigkeit beitragen. Sie müssen stattdessen neue, für die Konkurrenz der Universitäten relevante disziplinäre Schwerpunkte ausbilden. Mit anderen Worten: die traditionellen Universitäten müssen sich eine disziplinäre Unvollständigkeit erarbeiten, die ihre Konkurrenzfähigkeit sichert. – Diese Anforderung korrespondiert letztlich nur dem Tatbestand, dass auch die diversen Traditionsuniversitäten unerachtet ihrer disziplinären Vollständigkeit die unterschiedlichen Disziplinen in unterschiedlichen Umfängen ausgebaut und gepflegt haben. Die Unvollständigkeitsforderung ist somit nur die Resultante, die daraus zu ziehen ist, dass auch in den Traditionsuniversitäten schon immer unterschiedliche disziplinäre Schwerpunkte ausgebildet wurden – und zwar eine Resultante, durch die die als relevant erkannten Disziplinen ausgezeichnet und die als irrelevant erkannten Disziplinen ausgesondert werden.

²⁹ Mit anderen Worten: die Universitäten sind zu einer effizienten Verausgabung der in sie investierten Mittel verpflichtet. Die Globalhaushalte, mit denen sie haushalten werden müssen, lassen ihnen keine andere Wahl, als dieser Verpflichtung zur Effizienz möglichst effizient nachzukommen.

³⁰ Die Universitätsnostalgiker – es gibt sie nicht nur, aber doch gerade in den Universitäten – werden in dieser Entwicklung nichts anderes als eine Deformation der universitären Traditionen sehen können. Aber in dieser Sicht der Dinge offenbart sich lediglich der Tatbestand, dass auch die Auffassungen der Ewiggestrigen eines gewissen luziden Charmes nicht zwangsläufig entraten müssen. Damit ist nicht gesagt, dass die Universitätspolitik, die Ende der 90er Jahre betrieben wird, eine Politik ohne Fehl und Tadel ist. Im Gegenteil: es gibt mehr als genug, das an ihr zu kritisieren ist. Aber bei aller Kritikbedürftigkeit ist doch eines klar: im Rahmen einer Universitätspolitik, die auf eine Reform der Universitäten abzielt – und jede Universitätspolitik, die mit Vernunft betrieben wird, muss auf eine solche Politik abzielen –, ist es unerlässlich, eine kritische Überprüfung der Signifikanz und der Relevanz der disziplinären Bestände der Universitäten vorzusehen. Wie diese Überprüfung sinnvoll ins Werk zu setzen ist, ist eine andere Frage – ihre Notwendigkeit dagegen steht außer Frage. Der nostalgische Charme des Ewiggestrigen ändert daran nichts und abernichts.

dass mit dieser Diversifikation irgendetwas gewonnen ist, wenn sie unstrukturiert-arbiträr, in Konsequenz irgendwelcher politischer Konjunkturen oder wissenschaftlicher Moden ins Werk gesetzt wird.

Professor. Gewiss nicht. Aber unerachtet aller – wohl auch erforderlichen – disziplinen Diversifikation kann und will ich mich nicht zu der Auffassung verstehen, dass die deutschen Universitäten in Zukunft disziplinär so sehr diversifiziert sein werden, dass irgendzwei deutsche Universitäten disziplinär *vollkommen* unvergleichbar miteinander sind. Es wird – davon bin ich überzeugt – auch in Zukunft einen Kernbestand von Disziplinen geben, deren jede wenn nicht an allen, so doch an *nahezu* allen deutschen Universitäten vertreten ist.

Magister. Die These von der Existenz eines für nahezu jede Universität unverzichtbaren disziplinären Kernbestands ist durchaus nicht so evident, wie Sie zu glauben scheinen. Welche Disziplinen gehören warum zu diesem Kernbestand und welche nicht? Welche Disziplinen sind warum entbehrlich? Und in welchem Sinne ist eine Disziplin entbehrlich oder unentbehrlich?

Professor. Ich habe mit dieser Ihrer – weitgehend berechtigten – skeptischen Reaktion gerechnet. Aber bevor ich mich mit ihr auseinandersetze, möchte ich mein Argument – oder, schwächer, meine Meinung, wenn Ihnen das lieber ist – ergänzen. Wesentliche Elemente des disziplinären Kernbestands sind selbstverständlich Diltheys Disziplinen. Um es ganz pointiert zu sagen: Unverzichtbar für eine deutsche Universität ist die Germanistik. Genauso unverzichtbar wie die Mathematik und die Physik.

Magister. Gestatten Sie mir einen kurzen historischen Exkurs? Die Mathematik und die Physik gibt es seit über zweitausend Jahren. Diltheys Disziplinen gibt es seit 1883. Diese Altersdifferenz hat einen Grund. Und ob die Halbwertszeit von Diltheys Disziplinen der der Mathematik und Physik vergleichbar ist, steht doch sehr dahin.

Professor. Das Alter einer Disziplin besagt nicht notwendigerweise etwas über ihr institutionelles und epistemisches Gewicht. Die Zeiten ändern sich, und mit ihnen ändern sich auch die Gewichtungen der Disziplinen. Im übrigen habe ich nicht nur von Diltheys Disziplinen geredet. Ich habe *expressis verbis* auf die Germanistik verwiesen.

Magister. Und die zählen sie nicht zu Diltheys Disziplinen? Zuvor haben Sie darauf insistiert, dass die Germanistik geradezu paradigmatisch für Diltheys Disziplinen sei!

Professor. In Ansehung ihrer literaturwissenschaftlichen Anteile ist die Germanistik vermutlich in der Tat exemplarisch für Diltheys Disziplinen. Aber es wäre falsch, die Germanistik auf diese ihre literaturwissenschaftlichen Anteile zu reduzieren. Die Germanistik umfasst auch eine mediävistische Abteilung, und in der befasst man sich nicht nur mit Literatur. Und vor allem zeichnet sich die Germanistik auch durch sprachwissenschaftliche, linguistische Anteile aus. Und die sprachwissenschaftliche Tradition reicht ebenso lange zurück wie die der Physik. Sie reicht bis zu den altindischen Grammatikern und den stoischen Grammatikern. Auch deshalb ist ihr Exkurs zum Alter der Disziplinen nicht ganz so stichhaltig, wie Sie zu glauben scheinen.

Magister. Die Mehrzahl der Germanisten dürfte, wenn man das Wort „auszeichnen“ in seinem umgangssprachlichen Sinne nimmt, durchaus nicht der Meinung sein, dass die Germanistik sich durch sprachwissenschaftliche, linguistische Anteile „auszeichnet“. Sie betrachten diese Anteile weit mehr als etwas, das zu integrieren ein böses Schicksal ihnen auferlegt hat. Aber diese Empörung über etwas, was das Schicksal in seinem Unverstand ihnen zugemutet hat, kann man auch als Beweis dafür auffassen, dass ihre Feststellung in der Tat zutrifft: Es gibt in der Tat sprachwissenschaftliche, linguistische Anteile in der Germanistik. Aber dessen unerachtet wird man eine Tradition, die bis auf die altindischen Grammatiker und den griechischen Stoiker zurückreicht, schwerlich zur Tradition der Germanistik – eines Faches, das es letztlich erst seit 1883 gibt – rechnen dürfen. Die Tradition, die hier zur Debatte steht, ist doch wohl eindeutig die Tradition der Linguistik, also der Sprachwissenschaft. Und die Linguistik ist – namentlich in Form der Allgemeinen Sprachwissenschaft – sehr wohl eine eigenständige akademische Disziplin, die zwar nicht an allen, aber doch an vielen deutschen Uni-

versitäten vertreten ist. Deshalb kommt es – meiner Ansicht nach – einem militanten akademischen Imperialismus gleich, wenn die Germanistik die Traditionen dieser Disziplin für sich reklamiert.

3 Legitimationspotenziale der Geisteswissenschaften

Merkmal 1. Sprachorientierung und damit die Betonung des *Sinns* sprachlicher Ausdrücke, ohne dass diese Orientierung in eine linguistische Perspektive eingebettet würde.

Merkmal 2. Apriorismus, dem zufolge die Sprache eine unhintergehbare Bedingung jeglicher Erkenntnis ist.

Merkmal 3. Autonomie- und Fundierungsanspruch, entsprechend der These: „Das Verstehen ist das vollkommenste Erkennen, das uns menschlicherweise möglich ist.“ (Johann Gustav Droysen, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. München 1960: 26. „Die Geschichte im eminenten Sinn ist nur die des sittlichen Kosmos, die der Menschenwelt.“ (13) Zur ihr können die LS-konform betriebenen Disziplinen keinen Zugang haben.)

1. „In dieser neuen Lehre vom transzendentalen Subjekt der Erkenntnis wird den sogenannten empirisch-analytischen Wissenschaften ein *technisches*, den historisch-hermeneutischen Wissenschaften ein *praktisches* und den kritisch orientierten Wissenschaften ein *emanzipatorisches* Erkenntnisinteresse zugeordnet, so dass eine Trichotomie von Wissensarten entsteht, die in ihrer Konstruktion und der mit ihr verbundenen Bewertung ziemlich genau der Schelerschen Hierarchie von „*Herrschafts- oder Leistungswissen*“, „*Bildungswissen*“ und „*Heils- und Erlösungswissen*“ entspricht. Man kann diese Lehre mit einigem Recht eine Säkularisierung der Schelerschen Konzeption nennen, einer Reinigung dieser Auffassung von Elementen einer religiös bestimmten Metaphysik, wobei charakteristischer Weise eine geschichtsphilosophisch fundierte Ideologiekritik die Stelle des Schelerschen Heils- und Erlösungswissens einnimmt. Das sogenannte Herrschafts- oder Leistungswissen – gemeint sind die nach naturwissenschaftlicher Methode verfahrenen Wissenschaften – gehört in beiden Rangordnungen auf den untersten Platz, eine Einordnung, die den typischen Illusionen des geisteswissenschaftlichen Arbeiters entgegenkommen mag, aber de facto nur die Werthierarchie vorindustrieller Gesellschaften widerspiegelt, in denen die Nähe zur theologischen Denkform für die Bewertung des Wissens entscheidend war.“ (Hans Albert, Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Stuttgart 1977: 131).

2. „Wenn man die Entstehungsgeschichte der Geschichtsphilosophie in Rechnung stellt und sie mit dem Hintergrund des Schelerschen Denkens in Zusammenhang bringt, so liegt es nahe, die Schelersche Lehre als die katholische und die Habermas-Apelsche als die protestantische Version ein und derselben Auffassung anzusehen. Gemeinsam ist beiden Versionen eine dem Baconschen Mythos verwandte Deutung der Naturwissenschaften, die populären Auffassungen sehr entgegenkommt.“ (Hans Albert, Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Stuttgart 1977: 166/167. Anm. 17).

3. „Was zu Buche schlägt, ist nur das, was Apel die „vorgängige Bindung der Fragestellung an die prinzipiell vorausgesetzte Möglichkeit der operativen Verifikation“ nennt. In diesem Sinne müsse der moderne Naturforscher von einem technischen Interesse geleitet werden.“ (Hans Albert, Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Stuttgart 1977: 135).

4. „Um so seltsamer klingt demgegenüber die Apelsche Feststellung, dass „die Zeichen der Sprache [...] in erkenntnisanthropologischer Sicht ebensowenig wie die Sinnesorgane oder die technischen Instrumente, über die vermittelt die Sinnesorgane in die äußere Natur eingreifen, zu den Objekten der Erkenntnis“ gehören, „denn auch die Zeichen sind, als Bedingung der Möglichkeit jeder Sinnintention, schon vorausgesetzt, damit Objekte der Erkenntnis sich konstituieren können“. Da redet der Philosoph in durchaus realistisch anmutender Ausdrucksweise über Zeichen und Organe und sagt im gleichen Satz, dass er sie gerade eben innerhalb seiner erkenntnistheoretischen Perspektive nicht zu Erkenntnisobjekten machen wolle oder könne, und das bei einer Lehre, die sich als anthropologisch kostümiert.“ (Hans Albert, Kritische Vernunft und menschliche Praxis. Stuttgart 1977: 134).

5. „Apel bestimmt die Zielsetzung der hermeneutischen Wissenschaften als komplementär zu der der Naturwissenschaften. Beide Fragestellungen, so behauptet er, schlössen einander aus und ergänzten einander eben dadurch. Der Naturwissenschaftler sei in seiner Forschungsarbeit auf intersubjektive Verständigung angewiesen. Diese Verständigung könne, eben weil sie die Bedingung der Möglichkeit der objektiven Wissenschaft sei, niemals durch ein Verfahren der objektiven Wissenschaft ersetzt werden. Hier stoße man also auf die absolute Grenze jedes Programms objektiv-erklärender Wissenschaft. Dabei werde aber die intersubjektive Verständigung gleichwohl zum Thema einer anderen

wissenschaftlichen Fragestellung, nämlich der von Apel sogenannten „Verständigungswissenschaften“, die unter anderem auch der Traditionsvermittlung dienen. Paradigmatisch für diese Wissenschaftsgruppe seien vor allem die Philologen, [...]“ (Hans Albert, *Kritische Vernunft und menschliche Praxis*. Stuttgart 1977: 137).

6. „Ebenso fragwürdig ist die Behauptung, dass das kritische oder emanzipatorische Interesse eine weitere Erkenntnisweise erforderlich mache, die sich auch methodologisch von den beiden anderen unterscheiden ließe. Apel spricht in diesem Zusammenhang von einer dialektischen Vermittlung von objektiv-scientistischen und hermeneutischen Methoden in der Ideologiekritik, die angeblich notwendig wird, weil die Menschen sich im allgemeinen nicht selbst durchsichtig seien in ihren Intentionen.“ (Hans Albert, *Kritische Vernunft und menschliche Praxis*. Stuttgart 1977: 139).

7. „So wird die Leistung der am emanzipatorischen Interesse orientierten Wissenschaft – und das heißt hier: der Ideologiekritik – von ihm nach dem Modell der Psychoanalyse und der Psychotherapie gedeutet.“ (Hans Albert, *Kritische Vernunft und menschliche Praxis*. Stuttgart 1977: 140).

[A] Es gibt Objekte, deren Erkenntnis systematisch – also nicht kontingenterweise – außerhalb der Reichweite jeder Wissenschaft liegt, die LS-konform betrieben wird.

Diese These gilt sicherlich, aber sie gilt nahezu trivialerweise: Auch die wissenschaftliche Forschung führt nicht zur Allwissenschaft. Anders gesagt: Es gibt systematische, unüberschreitbare Grenzen, die der wissenschaftlichen Erkenntnis gezogen sind. Allerdings ist unklar, wo diese Grenzen verlaufen, und ihr exakter Verlauf wird immer unklar sein: Man kann nicht wissenschaftlich erkennen, was jenseits der Grenze der wissenschaftlichen Erkenntnis liegt. Diese – wie gesagt: nahezu triviale – Einsicht in die Begrenztheit der wissenschaftlichen Erkenntnis ist im übrigen natürlich vollkommen unabhängig von der Voraussetzung der LS-Konformität der Disziplinen; mit ihr ist ein grundsätzlicher Tatbestand angesprochen.

[B] Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Dinge, deren Erkenntnis systematisch außerhalb der Reichweite jeder Wissenschaft liegt, die LS-konform betrieben wird, ist nur diesseits oder jenseits der Disziplinen gegeben, die LS-konform betrieben werden.

Diese These gilt trivialerweise, wenn es denn eine wissenschaftliche Erkenntnis außerhalb des Raumes der LS-Konformität geben sollte. Sofern dies – nämlich die Möglichkeit der Existenz einer *wissenschaftlichen* Erkenntnis außerhalb des Raumes der LS-Konformität – mit **[B]** behauptet ist, ist diese Behauptung der nicht-triviale Bestandteil von **[B]**.

[C] Die Gesellschaft, die Geschichte, die Literatur (Goethes Tragödien, Fontanes Romane, usw.), die Musik und die Werke der bildenden Künste sind solche Objekte.

Diese These ist ersichtlich nicht-trivial. Aus ihr folgt, dass die genannten Objekte nur der Gegenstand einer nicht LS-konform betriebenen Disziplin sein können, sofern es eine solche Disziplin in der Tat geben kann. Aus dem Tatbestand, dass den LS-konform betriebenen Disziplinen Erkenntnisgrenzen gezogen sind, folgt nicht, dass es nicht LS-konform betriebene Disziplinen geben kann, die jenseits dieser Grenzen ins Werk gesetzt werden können. Hinzu kommt, dass These **[C]** nicht demonstriert ist: Sie enthält also nicht den Nachweis, dass die genannten Objekte – die Gesellschaft, die Geschichte, die Literatur (Goethes Tragödien, Fontanes Romane, usw.), die Musik und die Werke der bildenden Kunst – in der Tat jenseits der Erkenntnisgrenzen liegen, die den LS-konform betriebenen Disziplinen gezogen sind. Insofern hat die These nicht den Status eines Argumentes.

[D] Zu den nicht LS-konform betriebenen Disziplinen gehören Diltheys Disziplinen, also die Geisteswissenschaften.

Diese These ist ein abgekürzter historischer Bericht: Diltheys Disziplinen und mithin die Geisteswissenschaften gehören in der Tat zu den nicht LS-konform betriebenen Disziplinen; mehr noch: Sie sind von vornherein als solche Disziplinen konzipiert worden. Aber der Bericht liefert natürlich keine Rechtfertigung dieser Konzeption. Überhaupt beinhalten die Thesen **[A]**–**[D]** auch zusammen genommen keine Rechtfertigung der nicht LS-konform betriebenen Disziplinen; mit ihnen ist kein Beitrag zur Begründung von Diltheys Disziplinen und damit zur Fundierung der Geisteswissenschaften geleistet. **[A]** wird behauptet, aber nicht deduziert. Und selbst wenn **[A]** deduziert würde, würden die weiteren Thesen nicht *folgen*: Unter Voraussetzung von Stegmüllers Szenario gilt ferner, dass auch

die LS-konform betriebenen Disziplinen nicht notwendig sind, und diese ihre Nicht-Notwendigkeit vererbt sich a fortiori in Diltheys Disziplinen.

[E] Aus der Wichtigkeit der Objekte von Diltheys Disziplinen folgt die Wichtigkeit dieser Disziplinen und damit die Relevanz der Geisteswissenschaften.

Da kein Nachweis für die Wichtigkeit der genannten Objekte erbracht wird, ist auch nicht gezeigt, dass die Relevanz der Geisteswissenschaften sich aus der Wichtigkeit dieser Objekte ergibt. Hinzu kommt: Es gibt viele Dinge im Leben, die wichtig sind, aber nicht jedes Ding, das im Leben wichtig ist, erfordert eine Wissenschaft. Beispielsweise ist im Leben das Busfahren wichtig; wichtig ist es, zuweilen Schuhe besohlen lassen zu können, und wichtig ist es, dass man von seinen Mitmenschen in Ruhe gelassen wird. Aber daraus folgt nicht, dass es eine Busfahren-Wissenschaft, eine Schuhe-besohlen-Wissenschaft und eine Von-seinen-Mitmenschen-in-Ruhe-gelassen-werden-Wissenschaft geben müsste. Allgemein gesagt: Auch aus der – vorausgesetzten, nicht demonstrierten – Wichtigkeit der Objekte von Diltheys Disziplinen folgt keineswegs die Relevanz der Geisteswissenschaften.

Apels Erweiterung des Wissenschaftsbegriffs kommt auf den ersten Blick hin einem Taschenspielertrick gleich, durch den *erstens* der international übliche Wissenschaftsbegriff zugunsten eines in den Traditionen des deutschen Idealismus und des deutschen ontologischen Fundamentalismus verankerten, also sehr deutschen und für das international übliche Wissenschaftsverständnis völlig unerheblichen Wissenschaftsbegriffs verwässert wird, für den die Hermeneutik essentiell konstitutiv ist, und durch den *zweitens* für diese deutsche Tradition sehr spezifische Probleme zu allgemeinen Wissenschaftsproblemen hochstilisiert und den LS-konform betriebenen Disziplinen, in denen diese Probleme überhaupt nicht auftreten, aufgezwungen werden, sodass Apels Erweiterung des Wissenschaftsbegriffs *drittens* faktisch mit einer epistemischen Unterwerfung der LS-konform betriebenen Disziplinen unter die Philosophien von Hegel und Heidegger einhergeht. Dieser Taschenspielertrick wird jedoch als Dokument einer tiefgehenden und weitreichenden Einsicht in die den LS-konform betriebenen Disziplinen – speziell den Naturwissenschaften – gesetzten epistemischen Grenzen dargestellt, durch die zugleich diese Grenzen vermöge einer Option für Hermeneutik und Dialektik – Apels Erweiterung des Wissenschaftsbegriffs besteht letztlich in nichts anderen als dieser Option – überschritten werden, sodass Dinge einer wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich werden, die einer solchen Bearbeitung zuvor nicht zugänglich waren.

Auch wenn es sich seltsam anhören mag: mathematische, physikalische, biologische, linguistische, informatische Forschung ist auch ohne die Voraussetzung einer Existenzialhermeneutik möglich; die Existenzialhermeneutik trägt zu dieser Möglichkeit nichts bei und begründet sie nicht.

FREMDKÖRPER LINGUISTIK, VON INNEN UND AUSSEN BETRACHTET

Professor. Ich bedanke mich für diese wissenschaftshistorisch-moralische Belehrung. Der Gedanke an jedweden Imperialismus liegt mir jedoch absolut fern, und ich will die Linguistik keineswegs ihrer Eigenständigkeit berauben. Aber es ist doch nun einmal nicht zu leugnen – und Sie selbst räumen es ja auch ein, dass die Germanistik – wie alle anderen Nationalphilologien im übrigen auch – obligatorische sprachwissenschaftlich-linguistische Anteile hat, und insofern ist es sicher nicht gänzlich verwerflich, davon auszugehen, dass die Traditionen der Linguistik – indirekt, selbstverständlich, und auf eine hochgradig abgeleitete Art – auch die Traditionen der Germanistik, ja der Nationalphilologien überhaupt sind.

Magister. Sie berufen sich sozusagen auf den Stammbaum eines zugelaufenen Hundes. Denn es war ja nicht so, dass die Germanisten die Linguistik voller Begeisterung oder gar willentlich in ihre Disziplin inkorporierten. Sie haben dies getan, weil ihnen gar nichts anders übrig blieb. Die Umstände haben es von ihnen verlangt, dies zu tun, und sie haben es getan, und sie haben sich teilweise immer noch damit abgefunden, dass sie es getan haben. Die meisten Germanisten leiden darunter, einige von ihnen sogar schwer.

Professor. Mit diesen Umständen können Sie, wenn mich mein historischer Sinn nicht trügt, nur die Ereignisse von 1968 meinen, von denen zu reden den Angehörigen unserer Generation ja ohnehin sehr leicht fällt.

Magister. In der Tat: die Linguistik gibt es seit 1968 in den Nationalphilologien. Und 1968 war ein Missverständnis, von Grund auf. In Konsequenz dieses Missverständnisses wurde die Linguistik in die Nationalphilologien inkorporiert. Sie trat an die Stelle der sogenannten älteren Abteilung der Nationalphilologien. In der älteren Abteilung waren die Studenten gehalten, beispielsweise Gotisch zu lernen oder Beowulf-Texte durchzuarbeiten und Ablautreihen einzupauken. Die 68er-Studenten, die sich allen Ernstes als die Vorhut einer Arbeiterklasse betrachteten, von der sie allen Ernstes glaubten, dass sie revolutionär sei, sahen darin, dass sie Ablautreihen einzupauken hatten, ganz und gar keine adäquate Vorbereitung auf ihre zukünftige sozialistische Berufspraxis. Im Gegenteil: Die Ablautreihen erschienen ihnen als konterrevolutionär; die Verpflichtung, sie einüben zu müssen, erkannten sie als Herrschaftsinstrument der bürgerlichen Klasse, das eingesetzt wurde, um die revolutionären Studenten zu disziplinieren. Dieser Konterrevolution musste natürlich ein Ende gemacht werden. Die Ablautreihen – das war jedermann klar – durften ihr konterrevolutionäres Potential nicht freisetzen. Die ältere Abteilung musste abgeschafft werden.

Sie wurde abgeschafft. Nicht an allen Universitäten zur gleichen Zeit und im gleichen Umfang, aber an allen Universitäten doch so nachhaltig, dass sie zur einer Marginalie geworden war. Die Ablautreihen konnte die Studenten bei der Ausübung ihrer revolutionären Studienpraxis nicht mehr einträchtigen.

Die Ablautreihen wurde abgeschafft, aber sie wurde nicht ersatzlos gestrichen. Dass das Studium einer Nationalphilologie – wie die revolutionäre Studentenschaft es gerne gehabt hätte – auf ein reines literaturwissenschaftliches Studium reduziert wurde, verhinderten die Ministerien. Sie dekretierten – zunächst unter dem Beifall der studentischen Vorhut der Arbeiterklasse –, dass der Anteil, den die auch aus ministerieller Perspektive hoffnungslos altmodische und letztlich überholte ältere Abteilung am Studium haben sollte, zwar gegen Null zu gehen hatte, aber statt dessen die Linguistik in das Studium zu integrieren sei. Die Gründe für diese Inkorporation sind schnell genannt.

Chomsky, dessen Werk damals die Linguistik revolutioniert, also paradigmatisch erneuert hatte, wurde primär als Linker wahrgenommen, und was links war, war schon deshalb gut, weil es links war.

Aber die generative Grammatik, die Chomsky inauguriert hatte, war und ist ganz und gar nicht links. Sie war und ist – das gefiel den Ministerien – unpolitisch. Aber sie war und ist mathematisiert. In der Tat war die Mathematisierung der Grammatik ein zentrales Element des von Chomsky induzierten Paradigmenwechsels in der Linguistik, durch den der Disziplin ein vollkommen neues, bis in die Informatik reichendes disziplinäres Umfeld erschlossen wurde. In diesem Umfeld sollte, nur wenig später, die Computerlinguistik entstehen. Aus ministerieller Perspektive stellte sich die Inkorporation

der Linguistik wesentlich als Modernisierung der Nationalphilologien dar. Die Mathematisierung der Grammatik war der sichtbare Ausdruck dieser Modernisierung.

Die generative Grammatik war nicht nur mathematisiert. Sie wurde, auf der Basis zahlreicher Idealisierungen und Abstraktionen und diverser Restriktionen des zur Untersuchung anstehenden Objektbereichs, als die Repräsentation eines genetisch gegebenen, sprecher/hörer-intrinsischen – also dem Sprecher/Hörer selbst nicht transparenten, also ihm nicht bewussten – Systems von Sprachkenntnissen begriffen. An einem solchen Verständnis von Grammatik und Sprachkenntnissen war den 1968er Studenten auch nichts gelegen: für sie konnte es nicht um die Betrachtung von Chomskys idealen Sprecher/Hörer gehen, der in einer vollkommen homogenen Sprachgemeinschaft existiert. Der ideale Sprecher/Hörer war für sie ein Sprecher/Hörer-Gespens. Was für sie zählte, war nicht das Sprecher/Hörer-Individuum, sondern das Kollektiv der Individuen, die Sprachgemeinschaft, die selbstverständlich als gesellschaftlich zu verortende und gesellschaftlich bedingte und determinierte Größe zu identifizieren war.

Die 68er-Studenten, die sich allen Ernstes als die Vorhut einer Arbeiterklasse betrachteten, von der sie allen Ernstes glaubten, dass sie revolutionär sei, hatten zwar erreicht, was sie wollten: Sie brauchten nicht mehr Gotisch zu lernen, und sie brauchten keine Ablautreihen mehr auswendig zu lernen. Die Voraussetzungen für die Revolution des Proletariates waren damit entscheidend verbessert worden. Einerseits. Andererseits waren sie gleichbleibend schlecht geblieben oder sogar noch schlechter geworden. Denn an die Stelle der als Herrschaftsinstrument begriffenen Ablautreihen war ein neues Herrschaftsinstrument getreten: eben die generative Grammatik.

Die Linguisten zählten insofern zu den Gewinnern von 1968. Ihre relativ kleine Disziplin expandierte in die Nationalphilologien. Aber dieser ihr Gewinn zahlte sich nur sehr bedingt aus. Denn die Linguistik, verstanden als eigenständige universitäre Disziplin – diese so traditionsreiche und Zukunftsperspektiven erschließende Disziplin –, verelendete zunehmend. Jetzt wird sie zunehmend abgeschafft. Abgeschafft als eigenständige universitäre Disziplin. Warum sollte es diese auch noch geben? Es gibt die Linguistik doch schon in den Nationalphilologien! Und das – so sagen viele – muss reichen. Und in den Nationalphilologien steht sie unter dem Druck der Diltheyschen Orientierung dieser Disziplinen.

Professor. Ihre Tirade – Sie entschuldigen die Verwendung des Ausdrucks - in Ehren, aber selbst Sie können doch nicht bestreiten, dass die Linguistik, gerade in ihrer Chomskyschen Version, ein Fremdkörper im System der Diltheyschen Disziplinen ist. Und jeder Körper pflegt sich solcher Fremdkörper irgendwann zu entledigen.

Magister. Tun Sie sich terminologisch bitte keinen Zwang an. Ich hoffe sehr darauf, dass ich die Gelegenheit haben werde, noch mit weiteren Tiraden aufwarten zu können. – Zu Ihrer These, dass die Linguistik ein Fremdkörper im System der Diltheyschen Disziplinen ist, will ich hier nur anmerken, dass Sie – jedenfalls zuvor – die disziplinären Traditionen dieses Fremdkörpers für die paradigmatischste aller Diltheyschen Disziplinen – die Germanistik – reklamiert haben.

Professor. Aber Sie können doch nicht – um nun meinerseits mit einer Tirade aufzuwarten – ernsthaft bestreiten, dass die Linguistik in Konsequenz der Chomskyschen Revolution – des durch Chomskys Werk induzierten Paradigmenwechsels – eine ganz andere Disziplin geworden ist als die, die, sie in früheren – vielleicht besseren Zeiten – einmal war. Die Disziplin hat sich von Grund auf geändert, aber das *institutionelle Spektrum*, innerhalb dessen sie betrieben wird, ist im wesentlichen – sieht man von der Integration der Disziplin in die Nationalphilologien ab – unverändert. Es ist dies das gleiche institutionelle Spektrum, innerhalb dessen die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die strukturalistische Linguistik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrieben wurde. Aber der Charakter der Linguistik hat sich durch die generative Grammatik vollkommen verändert, und verändert hat sich damit natürlich auch das *disziplinäre Spektrum* der Linguistik. Sie haben doch selbst darauf hingewiesen, dass die unter denen Vorzeichen der generativen Grammatik betriebene Linguistik in einer engeren Beziehung zur Informatik als zur germanistischen Erforschung der Literatur etwa der Frühen Neuzeit steht. In einem gewissen, hier nicht näher zu spezifizierenden Sinn kann man die generative Linguistik sogar als eine Grundlagendisziplin der sprachorientiert betriebenen KI sehen. Doch unter dem Dach der Nationalphilologien koexistiert die Linguistik mit der Literaturwissenschaft. Sie koexistiert mit der englischen Literaturwissenschaft, der deutschen

Literaturwissenschaft und der romanischen Literaturwissenschaft, um nur die wichtigsten Literaturwissenschaften zu nennen – und es ist sicher nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, dass diese Koexistenz von Linguistik und Literaturwissenschaft selten produktiv und oftmals sehr unfriedlich ist. Beides böte sicherlich Anlass zu weitläufigen Reflexionen, zu Reflexionen auch und gerade wissenschaftspolitischer Art – aber hier ist sicher nicht der Ort, diese Reflexionen anzustellen. Hier bleibt nur noch einmal herauszustellen, dass das institutionelle Spektrum der Linguistik so geblieben ist, wie es traditionellerweise schon immer war. Es ist, obschon die Universitäten einer Vielzahl von Reformversuchen ausgesetzt sind, nicht zu erwarten, dass sich dies in absehbarer Zeit ändern wird.

Magister. Aber andererseits hat sich das disziplinäre Spektrum der Linguistik von Grund auf verändert, und ergänzend wird man anmerken dürfen, dass zwischen diesen beiden Spektren – dem disziplinären Spektrum und dem institutionellen Spektrum – sehr wohl eine *Diskrepanz* besteht, die nicht zuletzt darin deutlich wird, dass die Forschungspotentiale der Linguistik innerhalb des institutionellen Spektrums der Disziplin – um das Mindeste zu sagen – allenfalls am Rande nachgefragt werden, während sie im disziplinären Spektrum der Linguistik sehr wohl nachgefragt werden und zur Entfaltung kommen. Auch darin wird deutlich, dass die Linguistik – wie Sie durchaus zutreffend anmerkt haben – ein Fremdkörper im System der Diltheyschen Disziplinen ist. Das institutionelle Spektrum und das disziplinäre Spektrum der Disziplin sind eben nicht kongruent miteinander; folglich gibt es die von mir bereits angesprochene Diskrepanz: Da, wo die Linguistik im disziplinären Spektrum nachgefragt wird, ist sie institutionell nicht vorhanden, und da wo die Linguistik institutionell präsent ist, wird sie disziplinär nicht nachgefragt. Das ist nicht nur das Schicksal der Linguistik; Diskrepanzen dieser Art lassen sich an den deutschen Universitäten vielfach nachweisen. Die Universitätsstruktur – die institutionelle Verfasstheit der Disziplinen – reflektiert die Ergebnisse der Wissenschaftsentwicklung eben nicht mehr adäquat; sie ist insofern schlicht und einfach veraltet. Und ich teile ganz und gar Ihre Meinung, dass die *in dieser Hinsicht* erforderliche Modernisierung der Universitäten – die Herstellung einer Kongruenz zwischen dem disziplinären Spektrum und dem institutionellen Spektrum noch lange auf sich warten lassen wird.

Professor. Diese Inkongruenz ist im Fall der Linguistik sicher geradezu mit Händen zu greifen. Aber wie konnte es eigentlich zu ihr kommen? Wie konnte es dazu kommen, dass die Linguistik und Diltheys Disziplinen einander derart fremd werden?

Magister. Gerade die Mathematisierung der Grammatik und anderer Teildisziplinen der Linguistik ist es wohl, die die Linguistik zu einem Fremdkörper in der Menge der Diltheyschen Disziplinen macht. Gerade Mathematisierungsvorgänge sind Diltheys Disziplinen wohl wesensfremd. Und worin besteht die Mathematisierung der Linguistik? Ein zentrales Element der Linguistik ist die Grammatiktheorie, und ein zentrales Element der Grammatiktheorie ist die sogenannte Chomsky-Hierarchie, die ich hier noch einmal knapp in Erinnerung rufen will. Die Grammatiken der Hierarchie – diese Grammatiken sind, natürlich, generative Grammatiken – ergeben sich in Konsequenz von Spezialisierungen von *Produktionssystemen*, also von Paaren, bestehend aus einem (endlichen) Vokabular und einer (endlichen) Menge von *Regeln* oder von *Produktionen*, die wie in (1) angegeben definiert sind:

$$(1) \quad \Pi = (V, P), p \in P = (u \rightarrow v), \text{ mit: } u, v \in V^*$$

Für Produktionssysteme ist ein Ableitungsbegriff erklärt, nämlich der Begriff der direkten Ableitung (y ist aus x direkt ableitbar, symbolisch: $x \Rightarrow y$) und, darauf aufbauend, der allgemeine Begriff der Ableitung (y ist auch x ableitbar, symbolisch: $x \xrightarrow{*} y$). Diese beiden Begriffe sind nachfolgend in (2) und (3) nochmals rekapituliert:

$$(2) \quad x \Rightarrow y, \text{ falls}$$

$$(a) \quad \exists p \in P. p = (u \rightarrow v)$$

$$(b) \quad \exists z_1, z_2 \in V^*. x = z_1 u z_2 \wedge y = z_1 v z_2.$$

$$(3) \quad x \xrightarrow{*} y \text{ falls: es gibt eine Kette } (x_0, \dots, x_k) \in V^* \text{ derart, dass entweder (a) oder (b) gilt:}$$

$$(a) \quad x = x_0 = y, \text{ falls } k = 0$$

$$(b) \quad x = x_0 \wedge y = x_k \wedge x_i \Rightarrow x_{i+1} \text{ für } i = 0, \dots, k-1 \text{ falls } k > 0$$

Der in (2) und (3) erklärte Ableitungsbegriff überträgt sich auf die Grammatiken der Chomsky-Hierarchie. Der *Grammatikbegriff* ergibt sich, in dem das Vokabular V in zwei miteinander disjunkte Teilkabulare zerlegt wird: in das terminale Vokabular V_T , die Menge der Wörter, und das nicht-terminale Vokabular V_N , die Menge der grammatischen Kategorien. Die allgemeine Form einer Chomsky-Grammatik G kann dann wie nachfolgend in (4) angegeben definiert werden, sodass der *Sprachbegriff* auf naheliegende Art wie nachfolgend in (5) angegeben definitorisch eingeführt werden kann:

- (4) $G = (V_T, V_N, S, R)$, mit:
- (a) $V_T \cap V_N = \emptyset$
 - (b) $V_T \cup V_N = V$
 - (c) $S \in V_N$
 - (d) $p = (u \rightarrow v) \in R$, mit $u, v \in V^*$ und $u \notin V_T^*$,
- (5) $L(G) = \{x \mid x \in V_T^* \wedge S \xrightarrow{*} x\}$

Die Grammatiken der Chomsky-Hierarchie ergeben sich dann, indem die Form der zulässigen Regeln Beschränkungen unterworfen wird: Die Typ-1-Grammatik ist wie nachfolgend in (6), die Typ-2-Grammatik ist wie nachfolgend in (7), und die Typ-3-Grammatik ist wie nachfolgend in (8) angegeben definiert:

- (6) Alle Typ-1-Regeln haben entweder die in (a) angegebene oder die in (b) angegebene Form:
- (a) $S \rightarrow \underline{e}$
 - (b) $\alpha \rightarrow \beta$, mit: $\alpha = aAy$, $\beta = xvy$, wobei gilt: $A \in V_N$ und $|\alpha| \leq |\beta|$.
- (7) Alle Typ 2-Regeln haben entweder die in (a) angegebene oder die in (b) angegebene Form:
- (a) $S \rightarrow \underline{e}$
 - (b) $A \rightarrow v$, mit: $A \in V_N$ und $v \in V^*$
- (8) Alle Typ 3-Regeln sind Typ 2-Regeln, die entweder die Bedingung in (a) oder die Bedingung in (b) erfüllen:
- (a) $A \rightarrow va$
 - (b) $A \rightarrow av$,
- mit: $a \in V_T$ und $v \in V_N^*$

Das ist – in ihren Grundzügen – die Chomsky-Hierarchie. Die wichtigste Grammatik der Hierarchie ist die Typ 2-Grammatik, die nicht nur bei der Beschreibung natürlicher Sprachen einen erhebliche Rolle spielt, sondern auch die Programmiersprachen strukturiert. Der wichtigste Satz der Hierarchie ist nachfolgend in (9) angegeben:

- (9) Die Menge der Typ-2-Sprachen ist echt in der Menge der Typ-1-Sprachen enthalten.

Den Beweis dieses Satzes erspare ich mir und Ihnen; Sie können ihn in jedem einschlägigen Lehrbuch nachlesen.

Professor. Ich danke Ihnen. Die Lektüre eines solchen Lehrbuchs werde ich mir sicherlich ersparen. Aber eine Frage habe ich doch noch: Cui bono? Wozu ist diese ganze Mathematisierung der Grammatik überhaupt gut?

Magister. Gestatten Sie mir, dass ich, um Ihre Frage zu beantworten, zunächst mit einer Gegenfrage aufwarte: Wie viele Sätze gibt es im Deutschen?

Professor. Sehr viele, denke ich. Mit einer genauen Zahlangabe kann ich natürlich nicht aufwarten. Auch scheint mir, um es offen zu gestehen, ihre Gegenfrage nachgerade trivial zu sein.

Magister. Sie brauchen sich nicht auf eine Zahl festzulegen. Gestatten Sie mir, dass ich meine triviale Gegenfrage verschärfe. Ist die Menge der Sätze des Deutschen endlich oder ist sie unendlich?

Professor. Sie verschärfen, mit Verlaub gesagt, die Trivialität ihrer Frage. Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?

Magister. Ganz einfach – auf die folgende Überlegung: Wenn die Satzmenge endlich wäre, müsste es zumindest einen Satz geben, der – wenn man die Satzlänge durch die Anzahl der in ihm enthaltenen Wortvorkommen misst – der längste deutsche Satz ist. Dieser längste Satz sei der Satz *p*. Es ist evident, dass man einen noch längeren Satz erhält, wenn man *p* durch *und* mit dem Satz „*es regnet*“ verknüpft, nämlich den Satz „*p und es regnet*“. Es ist auch evident, dass man auch diesen Satz durch Und-Verknüpfungen verlängern kann – und so weiter, *ad infinitum*. Daraus folgt, dass es unendlich viele deutsche Sätze gibt, wobei jeder dieser Sätze von endlicher Länge ist.

Professor. Ihr Nachweis ist sicher korrekt, aber scheint er mir vollkommen müßig zu sein. Wozu ist er – und damit Ihre Gegenfrage überhaupt gut? Welcher Mensch stellt sich schon so eine vollkommen abseitige Frage wie die, wie viele deutsche Sätze es gibt?

Magister. Die Aufgabe eines primär unter grammatischen Aspekten arbeitenden Linguisten besteht darin, *jeden* Satz einer Sprache grammatisch zu charakterisieren; das heißt: ihm eine sogenannte Strukturbeschreibung zuzuordnen. Wenn es unendlich viele Sätze gibt, kann er dieser seiner Aufgabe offenbar nicht ohne weiteres nachkommen, denn dafür, eine unendliche Menge von Sätzen durchzumustern und jedem Satz dieser Menge eine Strukturbeschreibung zuzuordnen, reicht seine Lebenszeit einfach nicht hin. Unserer beider Lebenszeit zusammen genommen reicht dazu nicht aus; die Lebenszeit aller Linguisten-Generationen zusammen genommen reicht dazu nicht aus. Deshalb muss der Linguist seiner Aufgabe auf andere Art als durch Durchmustern gerecht werden. Er konstruiert sich deshalb endliche Verfahren von unendlicher Kapazität, die die unendlich vielen Sätze einer Sprache rekursiv aufzählen – sie also *generieren* – und jedem dieser Sätze mindestens eine Strukturbeschreibung zuordnen. Solche strukturierenden Aufzählungsverfahren nennen die Linguisten generative Grammatiken. Die in (7) charakterisierte Typ-2-Grammatik der Chomsky-Hierarchie ist eine der prominentesten generativen Grammatiken. Damit ist Ihre Frage, nach dem Sinn der Mathematisierung der Grammatik beantwortet: Die Grammatik wird mathematisiert, damit man mit der Unendlichkeit der Satzmenge fertig werden kann.

Professor. Ich beginne zu ahnen, worum es geht. Aber dennoch bleibt eine Frage: Was hat die Chomsky-Hierarchie mit Diltheys Disziplinen zu tun? Die Antwort kann doch nur lauten: Nichts und Abernichts. Wissen Sie was ein guter, ein echter geisteswissenschaftlicher Satz ist? Das in (9) angeführte Theorem ist kein solcher Satz. Die folgenden Sätze sind gute geisteswissenschaftliche Sätze:

„Der Du-Bezug des Gelegenheitsgedichts ist der Grund, warum es uns in der Regel wenigstens über zwei Personen Auskunft gibt: das aktoriale Ich und das gefeierte Du. Genauso häufig dürften es Verfassergemeinschaften und Adressatenkreise, angefangen bei den Hochzeitemern sein, die huldigend und gehuldigt in das Gedicht eingehen. Gewiss sind die Darstellungen beider Seiten durch ein unermessliches Maß feststehender und nur begrenzt wandlungsfähiger poetischer Wendungen durchsetzt. Die Kunst des Lesens besteht ohnehin bei frühneuzeitlichen Texten in nichts anderem, als jenen vermeintlich zeitlosen Sprachspielen die stets vorauszusetzenden geschichtlichen Signaturen zu entlocken, die auch noch das schlichteste Gelegenheitsgedicht an ein situatives Hier und Jetzt binden. Diese Kunst will gelernt sein und ist selbstverständlich nur darstellerisch zu entfalten. Ein katalogisches und editorisches Projekt großen Stils, wie in Osnabrück auf den Weg gebracht, muss sich die Frage gefallen lassen: Cui bono? Die Antwort ist eben in den verschlüsselten und dem Tag enthobenen Botschaften auch das Kasualgedicht zu suchen, die seinem implizit dialogischen Charakter geschuldet sind. Das Gelegenheitschrifttum hat Bilder von Personen – nochmals: Autoren wie Adressaten – entworfen, die dazu bestimmt waren, dem Alltag enthoben, der flüchtigen Zeit entrissen und also der lesen-

den, sinnenden, erinnernden Nachwelt überliefert zu werden. Es ist die Rebuchstabierung der memorialen Mission des Gelegenheitsgedichts, die seine Entzifferung zu einem semiotischen Abenteuer großen Stils geraten lassen kann. Dieses zu ermöglichen stand leitend (und auch tröstend) hinter dem Versuch, ein mühseliges dokumentarisches Mammut-Unternehmen in Gang zu setzen.“ (Garber 2000: 14/15).

„Damit ist die idealistische Trennung von Selbstsein und Rolle, von intelligiblem und empirischem Charakter, überwunden und zugleich die Gleichsetzung von Innerlichkeit und Eigentlichkeit, Öffentlichkeit und Uneigentlichkeit, in Frage gestellt, die das Selbstverständnis des Bildungsbürgertums bestimmt hat und im Theorem der Selbstentfremdung weiterlebt, das bei Heidegger die Gestalt der Verfallenheit im defizienten Modus des Man annahmen.“ (Jauß 1999: 117.)

Was haben diese Sätze – sie sind, wie gesagt, gute, echte geisteswissenschaftliche Sätze – mit (1)–(9) zu tun? Die Ausführungen von Garber und Jauß sind tief Sinnig und gewichtig; sie lassen sich nicht auf die Platttheit der in (1)–(9) angegebenen Formeln reduzieren. Sie sind insofern exemplarisch für Diltheys Disziplinen. Was haben sie mit der Chomsky-Hierarchie zu tun? Wiederum: Nichts und Abnichts. Die Linguistik, zumindest die (1)–(9)-Linguistik, ist und bleibt ein Fremdkörper im System der Diltheyschen Disziplinen.

Magister. Dass die von Ihnen exemplarisch beigebrachten guten, echten, alten geisteswissenschaftlichen Sätze nichts mit der Chomsky-Hierarchie zu haben – und diese nichts mit ihnen –, kann wohl niemand in Abrede stellen. Allerdings dürfte nicht jeder dazu bereit sein, sich die Bewertungen, die sie den Sätzen in (1)–(9) einerseits und den guten, echten geisteswissenschaftlichen Sätzen andererseits angedeihen lassen, zu eigen zu machen. Es gibt Leute, denen es offenbar an jeglicher intellektueller Sensibilität fehlt. Diese Leute vertreten dann ganz offen die Auffassung, dass die Chomsky-Hierarchie ein Dokument wissenschaftlicher Rationalität ist, während die guten, echten geisteswissenschaftlichen Sätze gutes, altes und echtes geisteswissenschaftliches Geschwafel sind. Aber ich will diese Bewertungsdifferenz, die in Ihrer Meinung einerseits und der Meinung der Leute andererseits zum Ausdruck kommt, vorerst auf sich beruhen lassen – vorerst, wohl gemerkt, denn ich bin der Auffassung, dass wir sie sehr wohl noch diskutieren müssen, da in ihr grundsätzlich voneinander verschiedene Wissenschaftsauffassungen zum Ausdruck kommen. Diese Auffassungen sind nicht unüblich; wir dürfen sie deshalb in unserem Disput nicht vernachlässigen. Zunächst einmal möchte ich jedoch nur anmerken, dass man den Vorgang der Linguistik nicht auf die Chomsky-Hierarchie reduzieren kann, die Linguistik erschöpft sich nämlich durchaus nicht in der Chomsky-Hierarchie. Ihr Fremdkörper-Argument scheint mir doch sehr darauf zu beruhen, dass Sie die Linguistik auf die Chomsky-Hierarchie und ihr vergleichbare Systeme reduzieren.

Eine der tiefsten und weitreichendsten Theorien der grammatischen Struktur, die je vorgelegt wurde, ist die von Chomsky (1981) inaugurierte und von Chomsky (1986) weiterentwickelte Prinzipien- und Parameter-Theorie der Universalgrammatik, kurz: die (P&P)-Theorie der UG. Die UG ist, wie Chomsky explizit feststellt, ein genetisch gegebenes System. Die (P&P)-Theorie ist also – unter der hier für die Zwecke der Argumentation eingegangenen Voraussetzung, dass sie zutrifft – eine linguistische Theorie, die der kognitionswissenschaftlich ins Werk gesetzten Unifikation mit den Erkenntnissen der Biologie ganz vordringlich bedarf. Um beurteilen zu können, wie weit die kognitionswissenschaftliche Unifikationsarbeit hier gediehen ist, ist es sicher nicht unangebracht, kurz zu rekapitulieren, wie eine UG im Sinne der (P&P)-Theorie im Prinzip aufgebaut ist. Ein zentrales Element der UG ist der Theorie zufolge das CP/IP-System. Die Hypothese, mit der das CP/IP-System eingeführt wird, lässt sich allgemein – unter Absehung von einer Vielzahl von Details – wie nachfolgend angeben charakterisieren:

CP/IP-HYPOTHESE

Das CP/IP-System hat eine projektive, die Hauptkategorien CP und IP integrierende Struktur, die wie in (a) angeführt gegeben ist, und durch die die in (b)–(d) angeführten Strukturelemente determiniert werden, wobei bezüglich (d) die Feststellung in (e) gilt:

- (a) $[_{CP} \text{SpecC } [_{C^1} C \text{ } [_{IP} [_{NP} \text{ } [_{I^1} \text{ } [_{VP} \text{ } I]]]]]]$ (eventuelle Fehler stammen von Kanngießer; AB)
- (b) Dominanzen.

- (c) Präzedenzen.
- (d) Bewegungen.
- (e) Es gibt eine Menge B von Bewegungstransformationen, mit:
 - (1) Bewegungstransformationen operieren innerhalb des CP/IP-Systems.
 - (2) Jede Bewegungstransformation t gehört einem der Typen in (A)–(C) an:
 - (A) t ist strukturerhaltend.
 - (B) t ist lokal.
 - (C) t ist eine Wurzeltransformation.

Die sozusagen prominenteste und sicher auch gewichtigste Bewegungstransformation ist die Transformation „Bewege α “, kurz: die α -Transformation. Für α -Transformationen gilt grundsätzlich folgendes:

α -TRANSFORMATION

Wenn t eine α -Transformation ist, dann gilt:

- (a) t hinterlässt eine Spur.
- (b) t ist strukturerhaltend.
- (c) t ist eine Anhebungstransformation.

Das CP/IP-System, also eines der zentralen Systeme der UG, reflektiert die interne grammatische Kenntnis der Sprecher/Hörer – also ihre Sprachkompetenz –, und es trägt auf gewichtige Art zur Determination der internen Sprache – der I-Sprache – der Sprecher/Hörer bei, die der Gegenstand der universalgrammatischen Forschung ist.³¹ Die I-Sprache kommt erst in Konsequenz zahlreicher Idealisierungen und Abstraktionen ins Blickfeld, die es insbesondere zur Folge haben, dass bei der Betrachtung von I-Sprachen von allen Tatbeständen der Sprachperformanz ebenso abgesehen werden kann und muss wie bei ihrer Betrachtung von allen zugrundeliegenden, die Sprachperformanz der Individuen allererst ermöglichenden nicht-grammatischen Kenntnissystemen abgesehen werden kann und muss. Die I-Sprache ist insofern die *closed world* des Universalgrammatikers.

Phrasensprinzip

- (10) Die Elemente eines UG-determinierten Satzes s sind Phrasen.

Kopfprinzip

- (11) Jede Phrase hat einen Kopf.

Projektionsprinzip

- (12) Jede Phrase ist die Projektion genau eines Kopfelements, mit
 - (a) X^n dominiert unmittelbar X^m , $2 \geq n \geq m \geq 0$.
 - (b) An die Kopflinie treten nur maximale Projektionen.
 - (c) Die Schwesterpositionen des Kopfes sind Kopfkomplementpositionen.

Kopfparameter

- (13) Der Kopf κ steht phrasal peripher modulo Komplemente, wobei entweder (a) oder (b) gilt:
 - (a) κ steht linksperipher.
 - (b) κ steht rechtsperipher.

³¹ Die I-Sprache ist alles andere als das, was üblicherweise unter einer Sprache verstanden wird. Diesem üblichen Verständnis zufolge ist eine Sprache etwas, das in einer Sprachgemeinschaft aktuell gesprochen wird. Solche Sprachen – Sprachgemeinschaftssprachen, kurz: S-Sprachen –, wie etwa das Französische, das Mongolische, ... , das Englische – sind der Hauptgegenstand der von de Saussure (1916) einerseits und Bloomfield (1933) andererseits initiierten, unter den Vorzeichen des Strukturalismus betriebenen Sprachforschung, wie sie unerachtet der Dominanz des Paradigmas der generativen Grammatik noch immer ihren Platz in der Linguistik hat. Diese Ungleichzeitigkeit innerhalb der Linguistik darf jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass zwischen I-Sprachen und S-Sprachen ein kategorialer Unterschied besteht. Es erübrigt sich an dieser Stelle, die zwischen I-Sprachen und S-Sprachen bestehende Beziehung – sie wäre wohl besser als eine Nicht-Beziehung charakterisiert – genauer zu erörtern.

Mit der Etablierung des (P&P)-Modells der UG stellen sich nicht nur „alte“, also tradierte Probleme linguistikintern in einem vollkommen neuen Licht; es stellen sich, wie bereits angemerkt, auch neue Probleme – Probleme, deren Auftreten die Disziplin vor gänzlich neue, zuvor ganz und gar nicht absehbare Aufgaben stellt. Diese Aufgaben waren speziell deshalb unabsehbar, weil sich zuvor nicht einmal die Existenz der nunmehr anfallenden und zur Bearbeitung anstehenden Probleme ausmachen ließ. Mit dem Auftreten dieser neuartigen Probleme veränderte sich die Rolle der Linguistik im Spektrum der Disziplinen grundlegend, und sie verändert sich weiterhin. Insbesondere erschloss die Annahme, dass das CP/IP-System und die Alpha-Transformation genetisch gegebene Größen sind, der Linguistik vollkommen neue disziplinäre Horizonte. Mit dieser Annahme ist natürlich eine Absage an alle *tabula-rasa*-Modelle des menschlichen Geistes verbunden – eine Absage, die im übrigen nicht nur für die rationalistische Tradition der Philosophie, sondern auch und gerade für die empiristische Tradition der Philosophie charakteristisch ist: Weder für die Rationalisten Leibniz und Descartes noch für die Empiristen Locke und Hume war es fraglich, dass es angeborene Ideen, also angeborene kognitive Systeme gab – fraglich war im Disput zwischen Empiristen und Rationalisten allein, *welche* kognitiven Mechanismen Teil der genetischen Ausstattung des Menschen sind. Auf diese Frage kann eine konklusive Antwort letztlich natürlich nur im Rahmen der Biologie gegeben werden; entsprechend sind die Linguisten, wenn sie ihre Arbeit unter den Bedingungen des (P&P)-Modells der UG betreiben, auf die Kooperation mit Biologen angewiesen. Im Zuge dieser Kooperation sind – etwa im Zusammenhang mit der Untersuchung der elektrischen Gehirnaktivität, speziell im Zusammenhang mit der Untersuchung von sogenannten ERPs („event-related brain potentials“) – Schnittstellen der Erkenntnis sichtbar, die bislang noch niemals ins Blickfeld geraten konnten und gänzlich neue Forschungsperspektiven eröffnen (cf. Neville et al. 1991). Diese Perspektiven ergeben sich nicht nur für die Linguistik; sie ergeben sich trivialerweise auch für die Disziplinen, die – wie eben Teile der Biologie (und zwar eben insbesondere die Teile, in denen die Gehirnforschung angesiedelt ist) nun ihrerseits auf die Kooperation mit der Linguistik angewiesen sind. Diese Hinweise dürften hinreichend verdeutlichen, wie anders das disziplinäre Spektrum, innerhalb dessen die linguistische Forschung angesiedelt ist, geworden ist – es unterscheidet sich vollkommen von dem disziplinären Spektrum, innerhalb dessen die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die strukturalistische Linguistik, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmte, angesiedelt waren.

Die zweite der möglichen Antworten ist eher methodologischer Natur; sie besagt, dass mit der von Chomsky initiierten Theoretisierung dem – unhaltbaren – Induktivismus in der Linguistik ein Ende gemacht wurde. Entsprechend mussten die Linguisten sich – wenngleich zunächst eher widerwillig – zu der Einsicht verstehen, dass in der Linguistik wie in jeder anderen empirischen Wissenschaft auch die hypothetisch deduktive Methode angewendet wird.

Eine dritte mögliche Antwort, die mit der Induktivismus-Kritik eng zusammenhängt, besagt, dass es vor allem die mit der Chomskyschen Theoretisierung der Linguistik verbundene Widerlegung des Behaviorismus war, mit der der Linguistik – und nicht nur ihr, sondern auch und gerade der Psychologie – Neuland erschlossen wurde. Denn in Konsequenz dieser Widerlegung wurde deutlich, dass die menschliche Sprachkapazität – und damit ein Subsystem des menschlichen Geistes –, im Gegensatz zu tradierten gängigen Vormeinungen zumeist strukturalistischer Provenienz, sehr wohl ein genuiner Gegenstand der Forschung war – nicht nur der linguistischen Forschung, aber eben auch der linguistischen Forschung. Die Linguistik wurde vermöge dieser ihrer nicht-strukturalistischen – korrekter wäre wohl zu sagen: ihrer antistrukturalistischen – Neuorientierung in das Spektrum der kognitiven Wissenschaften einbezogen. Die Chomskysche Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz, die den speziellen linguistischen Zugang zu den Tatbeständen der Sprachkapazität – also zu den der menschlichen Sprachbeherrschung zugrundeliegenden kognitiven Systemen und Prozessen – bestimmte, ermöglichte darüber hinaus die Entwicklung einer wesentlich experimentell verfahrenen Psycholinguistik, mit der der Erkenntnis sprachlicher Gegebenheiten und ihrer Verarbeitung neue Dimensionen erschlossen wurden.

Natürlich charakterisieren die hier referierten möglichen Antworten Komponenten einer disziplinären Entwicklung, die üblicherweise als Fortschritte begriffen werden. Und genau so wurden sie auch referiert: die angeführten Antworten wurden als Indikatoren von Fortschritten in der Linguistik dargestellt. Es soll daher nicht verschwiegen werden, dass es sehr wohl auch Linguisten gibt, die durchaus nicht der Auffassung sind, dass die von Chomsky ins Werk gesetzte Theoretisierung der

Linguistik mit ihren vielfältigen Konsequenzen einen disziplinären Fortschritt darstellt. Sie sehen in ihr eher einen Rückschritt, der die Linguistik – die Sprachwissenschaft – ihren Traditionen, insbesondere ihren strukturalistischen Traditionen entfremdet. Aber es kann, beim derzeit bereits erzielten Kenntnissstand, keine Rückkehr zu Bloomfield und de Saussure geben; die Propagierung einer solchen Rückkehr ist alles andere als ein Aufbruch zu neuen Ufern. Sie ist vielmehr der Ausdruck eines fundamentalistischen Traditionalismus, der in der Linguistik keine Zukunft haben kann.

Es steht außer Frage, dass der zuvor umrissene Katalog von Antworten auf die Frage, was den Vorgang der Chomskyschen Linguistik besonders kennzeichnet, sicher nicht erschöpfend ist, und außer Frage steht auch, dass die in diesem Katalog angeführten Antworten sehr oberflächlich sind – es handelt sich bei ihnen sozusagen um Antworten in nullter Näherung. Und doch dürften sie zusammengenommen verdeutlichen, was anders geworden ist an der Linguistik: anders geworden ist vor allem das disziplinäre Spektrum, innerhalb dessen die Linguistik nunmehr betrieben wird. Die Verwendung formaler Theorien – von der Automatentheorie über die Modelltheorie bis hin zur Typentheorie, um nur einige wenige dieser Theorien zu nennen – die Kodifizierung linguistischer Erkenntnisse gehört mittlerweile zu den Selbstverständlichkeiten der Forschungspraxis, und sie hat nicht nur die Entwicklung der theoretischen Linguistik bestimmt, sondern auch die Entstehung einer prosperierenden Computerlinguistik ermöglicht. Die insbesondere in der Psycholinguistik entwickelten experimentellen Vorgehensweisen ermöglichten eine neue Art der empirischen Erforschung sprachlicher Tatbestände. In Konsequenz dieser – hier nur angedeuteten – Entwicklungen ging und geht die linguistische Forschung in einem disziplinären Spektrum vorstatten, zu dem die Informatik und zwar speziell der Künstliche Intelligenz (KI) genannte Zweig der Informatik, die Psychologie, die Neurowissenschaften und die sich formierende Kognitionswissenschaft gehören. Das ist es, was anders geworden ist an der Linguistik: das disziplinäre Spektrum, innerhalb dessen die linguistische Forschung angesiedelt ist, ist anders geworden – es unterscheidet sich vollkommen von dem disziplinären Spektrum, innerhalb dessen die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts und die strukturalistische Linguistik, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmte, angesiedelt waren. Es haben sich – und dies wird im DFG-Rahmen in der Existenz von einschlägigen Sonderforschungsbereichen deutlich – disziplinäre Kooperationen für die Linguistik ergeben, die vor hundert Jahren noch gänzlich außer der Reichweite des linguistischen Denkens lagen.

Das ist es, was anders geworden ist an der Linguistik. Das ist es, was nicht anders geworden ist an der Linguistik.

DISPUT ÜBER DILTHEYS DISZIPLINEN II

1 Zwischendisput über Kognitionswissenschaft

Magister. Die Kognitionswissenschaft ist eine neue, allererst im Entstehen begriffene Disziplin, die mit dem Anspruch betrieben wird, bereits etablierte Disziplinen zu einer Disziplin – eben der Kognitionswissenschaft – zu integrieren. Gerechtfertigt wird dieser Integrationsanspruch mit der These, dass im Rahmen der integrierenden Disziplin – also im Rahmen der Kognitionswissenschaft – explanativ und deskriptiv mehr geleistet werden kann, als erstens in jeder der integrierten Disziplinen geleistet werden kann, und als zweitens in einem bloßen Verbund der integrierten Disziplinen geleistet werden kann. Der Vorgang der Kognitionswissenschaft ist also in genau dem Grade gerechtfertigt, in dem im Modus der Disziplinenintegration ein nachweisbarer Synergieeffekt der Freisetzung explanativer und deskriptiver Potentiale (und, in deren Konsequenz, vielleicht auch technologischer Möglichkeiten) erzeugt wird.³²

Als Disziplinen, die als in die Kognitionswissenschaft integrierbar angesehen werden, gelten – grob, aber wohl nicht allzu vergrößernd gesagt – die Künstliche Intelligenz (KI), die Linguistik und speziell die Computerlinguistik (CL), die Psychologie, die naturalisierten Teile der (analytischen) Philosophie und eine Subdisziplin der Biologie, nämlich der Neurobiologie. Überdies wird gelegentlich die These geltend gemacht, dass auch die klassischen Geisteswissenschaften, sofern sie sich von ihren hermeneutischen Traditionen lösen, in diesen Prozess der Disziplinenintegration einbezogen werden können. Gerechtfertigt wird die Zusammensetzung dieses Disziplinenpektrums kraft der These, dass zwischen den angeführten Disziplinen *Schnittstellen* existieren, die Basis für eine groß angelegte Disziplinenintegration abzugeben vermögen. Und in der Tat: wer wollte ernsthaft bestreiten, dass zwischen der sprachorientiert betriebenen KI, der Linguistik und der CL geradezu ein Schnittstellenverbund existiert? Wer wollte ernsthaft in Abrede stellen, dass die Untersuchung der Sprachfunktionen des Gehirns neurobiologische und linguistische Anstrengungen erfordert und somit die Existenz eine Schnittstelle von Neurobiologie und Linguistik voraussetzt? Wer könnte einen Einwand geltend machen, wenn gesagt wird, dass die Untersuchung der Modalitäten des Verstehens literarischer Texte die vereinten Bemühungen von Literaturwissenschaftlern, Linguisten und Psychologen erforderlich macht und mithin die Spezifizierung einer einschlägigen disziplinären Schnittstelle erfordert? Wer könnte dem sinnvoll widersprechen, der darauf hinweist, dass es zwischen den genannten Disziplinen eine Vielzahl von aktuellen und potentiellen Schnittstellen gibt? Und ist die Existenz dieser Schnittstellen nicht ein klarer Indikator dafür, dass hier auf Grund einer rein wissenschaftsinternen Dynamik der Disziplinen, die traditionellerweise institutionell voneinander getrennt sind, systematisch zusammenwachsen – zusammenwachsen zur Kognitionswissenschaft? Und stellt vor diesem Hintergrund die universitäre Etablierung der Kognitionswissenschaft nicht einfach ein zwingendes wissenschaftspolitisches Desiderat dar?

Man dürfte – jedenfalls *prima facie* – mehr als geneigt sein, diese Fragen allesamt positiv zu beantworten. Gerade deshalb kann ein Blick auf die universitäre Landschaft nur deprimierende Wirkungen haben – er zeigt nämlich mehr als deutlich, dass von einer systematischen universitären Etablierung der Kognitionswissenschaft nicht die Rede sein kann. Dies gilt für das Ausland – und es gilt erst recht für das Inland und es gilt zumal für die deutschsprachigen Universitäten: sie sind ein kognitionswissenschaftlich nahezu unerschlossenes Gelände; an ihnen hat die Kognitionswissenschaft nur in Ausnahmefällen und auch dies nur in allerersten Ansätzen Fuß fassen können. Die Disziplinen dagegen, die zur kognitionswissenschaftlichen Integration anstehen, bestehen unverändert fort, und sie bestehen sehr wohl als autonome disziplinäre Einheiten fort. Beim Blick auf die universitäre Landschaft ist die kognitionswissenschaftliche Integration der Disziplinen nur in allerersten Ansätzen und äußerst schwachen Konturen zu erkennen – das autonome Fortbestehen der integrationsrelevanten Disziplinen ist dagegen unübersehbar.

³² Die vorliegenden Betrachtungen sind der Versuch, Überlegungen zu präzisieren, die ich an anderer Stelle unter dem Titel „Stichworte zum Projekt der Kognitionswissenschaft“ vorgelegt habe. Diese Skizze ist in der Absicht geschrieben, die Argumentationslücken zu schließen, die diese Arbeit zweifellos noch aufweist. Insbesondere ging es mir darum, deutlicher, als dies in „Stichworte“ geschehen ist, herauszustellen, welche institutionelle Resultate aus dem Vorgang der Kognitionswissenschaft sinnvollerweise gezogen werden kann und soll. Insofern stellen die vorliegenden Betrachtungen eine Ergänzung, nicht aber eine Konterkarierung der Überlegungen dar, die in „Stichworte“ zur Diskussion gestellt wurden.

Die Protagonisten der Kognitionswissenschaft erklären diese Diskrepanz nicht wissenschaftssystematisch, sondern *wissenschaftssoziologisch*. Ihnen zufolge ist das Fortbestehen der Disziplinen, das sich zweifelsfrei ungünstig auf den Versuch auswirkt, die Kognitionswissenschaft als selbstständige Disziplin zu institutionalisieren, eine Funktion eines diesen Disziplinen immanenten *Wissenschaftskonservativismus*, der in dem Insistieren auf den Eigeninteressen der Disziplinen – den *Fachegoismen* – seinen klarsten Ausdruck findet. Anders gesagt: die Disziplinen sperren sich, um ihre Eigeninteressen wahren zu können, gegen die durch den Vorgang der Kognitionswissenschaft eröffnete Möglichkeit des wissenschaftlichen Fortschritts – wo sie, um dieser Fortschrittmöglichkeit gerecht werden zu können, ihre *Selbstauflösung in der Kognitionswissenschaft* betreiben müssten, verhalten sie sich wissenschaftskonservativ, weil sie nur so die Bedingungen ihrer disziplinären Selbstreproduktion erhalten können. Oder noch anders gesagt: wo es *Argumente* – empirische, theoretische und auch methodologische Argumente – sein sollten, die zur Entscheidung der Frage, ob Disziplinen in der Kognitionswissenschaft aufgelöst oder unerachtet des Vorgangs der Kognitionswissenschaft als institutionell selbstständige Einheiten erhalten bleiben sollten, ins Feld geführt werden sollten, wird auf Grund der disziplinären Selbstreproduktionsinteressen die *Macht der universitären Traditionen* bemüht, die stark genug ist, die weitere Entfaltung der Kognitionswissenschaft zu unterdrücken und zu verhindern. Und noch anders gesagt: in der Entscheidung der Integrationsfrage geht disziplinäre Macht vor wissenschaftssystematisches Recht – die Verweigerung der Integration in die Kognitionswissenschaft ist nicht Ausdruck der besseren Einsicht, sondern sie ist nichts anderes als der Ausdruck von disziplinspezifischen Borniertheiten und Egoismen. Soweit das wissenschaftssoziologische Argument, das natürlich auch besagt, dass die Universitäten – um es noch einmal zu sagen: nicht nur die deutschen Universitäten – sich selbst und ihrer eigenen Entwicklung schaden, indem sie darauf verzichten, die Kognitionswissenschaft als eine selbstständige Disziplin in disziplinenintegrierender Absicht zu etablieren. Die Nicht-Etablierung der Kognitionswissenschaft ist insofern nicht nur Ausdruck einer nicht nachvollziehbaren wissenschaftssystematischen Unvernunft, sondern zudem noch Ausdruck einer nicht mehr tolerablen, selbstzerstörerischen universitätspolitischen Inkompetenz.

Das wissenschaftssoziologische Argument – es wird, in unterschiedlichen Kontexten, oft und gern bemüht – dürfte jedenfalls auf den ersten Blick hin bestechend sein. Die Frage allerdings ist, ob dieser Eindruck sich auch auf den zweiten, genaueren Blick hin erhält. Und um diese Frage entscheiden zu können, ist es mehr als angebracht, sich noch einmal der entscheidenden Prämisse zu versichern, auf der das wissenschaftssoziologische Argument beruht. Vorausgesetzt wird mit diesem Argument nämlich, dass die unter kognitionswissenschaftlichen Vorzeichen ins Werk gesetzte Integration der Disziplinen ein explanativ und deskriptiv produktiver Vorgang ist. Eben dies aber war die *quaestio disputandi*: ob dieser Integrationsvorgang explanativ und deskriptiv produktiv ist. Um es zu rekapitulieren: die These, dass er es sei, wurde mit dem Nachweis begründet, dass es Schnittstellen von Disziplinen wie Kognitionspsychologie, Sprachpsychologie, Linguistik, Computerlinguistik und sprachorientierter Künstlicher Intelligenz gibt. Dieser Nachweis ist sicher unanfechtbar – aber unanfechtbar dürfte auch die Feststellung sein, dass es nicht des Vorgangs der Kognitionswissenschaft bedurfte, um zu der Einsicht zu gelangen, dass es Schnittstellen von Disziplinen wie Kognitionspsychologie, Sprachpsychologie, Linguistik, Computerlinguistik und sprachorientierter Künstlicher Intelligenz und in Ansehung benachbarter Disziplinen vergleichbare Schnittstellen gibt. Diese Einsicht ist seit langen, noch vor aller Kognitionswissenschaft, bekannt. Die Frage ist also nicht, ob es derartige Schnittstellen gibt – die Frage ist vielmehr, ob diese Schnittstellen eine Struktur – *eine disziplinäre Struktur* – ergeben, die das festlegt, was zumindest in einer ersten Näherung als Kognitionswissenschaft, diese verstanden als eine eigenständige, die „geschnittenen“ Disziplinen integrierende Disziplin, betrachtet werden kann und muss. Das wissenschaftssoziologische Argument setzt die positive Antwort auf diese Frage voraus. Diese Voraussetzung aber ist es, die zur Debatte steht. Zur Debatte steht also, ob die nachweisbaren Schnittstellen genügend Potential freisetzen, um den mit dem Vorgang der Kognitionswissenschaft unverzichtbar verbundenen *Integrationsanspruch* rechtfertigen zu können. Und nur dann, wenn dieser Anspruch gerechtfertigt werden kann, kann auch die Forderung, die Kognitionswissenschaft als eine eigenständige, disziplinenintegrierende Wissenschaft universitätsstrukturell zu etablieren, begründet geltend gemacht werden. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass die Rechtfertigung des Integrationsanspruches schlicht und einfach *illusionär* ist, wenn sie relativ zu abstrahierenden und selektiven Idealvorstellungen, die man von den zu integrierenden Disziplinen haben kann, erfolgt, sondern sie muss, wenn die Rechtfertigung Gehalt haben soll, relativ zu der Verfassung erfolgen, in der die Disziplinen sich faktisch befinden – und sie muss mithin auch relativ zu der Ent-

wicklung erfolgen, die dazu geführt hat, dass die Disziplinen sich in der Verfassung befinden, in der sie sich nunmehr befinden.

Geht man die Rechtfertigungsaufgabe unter diesen Bedingungen an, so wird zunächst einmal die Einsicht unvermeidlich, dass Disziplinen wie die bislang genannten sich jedenfalls nicht nur dadurch auszeichnen, dass es Schnittstellen gibt, die eine Integration dieser Disziplinen nahelegen könnten. Es gibt stets auch sozusagen nicht-leere, disziplinspezifische *Komplemente* zu diesen Schnittstellen. Dies gilt auch im Hinblick auf die Schnittstelle, die, wenn es um die Rechtfertigung des Integrationsanspruchs der Kognitionswissenschaft geht, in geradezu exemplarischer Absicht immer wieder bemüht wird: die Schnittstelle von CL, sprachorientierter KI, Linguistik, Psychologie und Teilen der Philosophie und sogar der Biologie – also die Schnittstelle, die man zusammenfassend als die Sprachschnittstelle oder kurz als die S-Schnittstelle bezeichnen kann. Es steht außer Zweifel, dass die S-Schnittstelle Integrationspotentiale freisetzt – aber darüber darf nicht vergessen werden, dass es in jeder der in sie involvierten Disziplinen zu der S-Schnittstelle komplementäre Konzepte – die S-Komplemente, sozusagen – gibt, die den unter kognitionswissenschaftlichen Aspekten geltend gemachten Integrationsanspruch gewissermaßen konterkarieren. Um diese S-Komplemente geht es im folgenden.

In der CL und der sprachorientierten KI wird bekanntlich das Ziel verfolgt, sprachbeherrschende Computersysteme zu entwickeln – beispielsweise Übersetzungssysteme, Abstraktionssysteme sowie Systeme, die in Expertensysteme eingebettet werden können, sodass sich automatische Reisebüros, Steuerberater und andere Konsultations- und Diagnosesysteme aufbauen lassen, die zum Dialog in natürlicher Sprache fähig sind. Die Entwicklungsaufgabe, die sich somit in CL und sprachorientierter KI stellt, ist gelöst, wenn Computersysteme konstruiert werden, die eine bestimmte aufgabenspezifische *Funktionalität* aufweisen, und die zudem effizient und robust sind. Dabei ist klar, dass die Effizienzbedingung und die Robustheitsbedingung Nebenbedingungen sind – die zentrale Bedingung ist zweifelsfrei die Funktionalitätsbedingung. Dabei ist es im Prinzip vollkommen unerheblich, wie diese Bedingung im Rahmen dessen, was algorithmisch möglich ist, erfüllt wird – an die die Systemfunktionalität erzeugenden Algorithmen sind lediglich die Zusatzbedingungen der Effizienz und der Robustheit gestellt. Das heißt auch, dass eine Bedingung *nicht* an sie gestellt ist und auch nicht notwendigerweise an sie gestellt werden muss: nämlich die Bedingung, dass diese Algorithmen in irgendeiner Hinsicht kognitiv gehaltvoll sein müssen. Ihre kognitive Relevanz oder Irrelevanz ist unter CL-Gesichtspunkten und unter KI-Aspekten zunächst einmal vollkommen unerheblich. Anders gesagt: CL und sprachorientierte KI können auch rein ingenieurwissenschaftlich, ganz unabhängig von allen kognitionswissenschaftlichen Ambitionen betrieben werden – und sie werden auch, teilweise mit beachtlichen Erfolgen, rein ingenieurwissenschaftlich betrieben. Mehr noch: CL und KI entstammen nicht einer kognitionswissenschaftlichen, sondern einer ingenieurwissenschaftlichen Tradition, und diese Tradition bestimmt wesentlich das Vorgehen in CL und KI. In Ansehung dieser ihrer ingenieurwissenschaftlichen Orientierung sind CL und KI natürlich *dezidiert nicht-kognitionswissenschaftliche* und mithin auch *dezidiert nicht in die Kognitionswissenschaft integrierbare Disziplinen*. Zu integrierbaren Disziplinen müssen CL und KI erst gemacht werden. Dies geschieht üblicherweise dadurch, dass man CL und KI einer weiteren, *zusätzlichen* Bedingung unterwirft. Man unterwirft sie der Bedingung, nicht nur funktional adäquate Algorithmen zu entwickeln, sondern verlangt ferner, dass diese funktional adäquaten Algorithmen überdies auf nachweisbare Art *kognitiv adäquate Algorithmen* sind, die zudem die Nebenbedingungen der Robustheit und der Effizienz zu erfüllen in der Lage sind. Ersichtlich hat nun aber der Versuch, dieser Zusatzbedingung zu genügen, einen das Leistungsvermögen von CL und KI einschränkenden Effekt: er reduziert das, was CL-spezifisch und KI-spezifisch möglich ist, auf das, was CL-spezifisch und KI-spezifisch kognitiv adäquat möglich ist – und läuft insofern darauf hinaus, von diesen Disziplinen eine Art freiwillige Selbstverstümmelung zu verlangen. Es kann nicht verwundern, dass man sich im Rahmen von CL und KI diesem Verlangen widersetzt: welchen Nutzen sollte es haben, dass man auf die Realisierung von Möglichkeiten verzichtet, die CL-spezifisch und KI-spezifisch sehr wohl gegeben sind? Der einzige erkennbare Nutzen besteht darin, die Integrationsfähigkeit von CL und KI in die Kognitionswissenschaft sicherzustellen. Aber welchen Nutzen könnte diese Sicherstellung der Integrationsfähigkeit *für CL und KI* haben, wenn sie mit der freiwilligen Preisgabe von Perspektiven verbunden ist, die sich CL und KI ansonsten in unproblematischer Weise bieten? Sie ist erkennbar von keinerlei Nutzen; im Gegenteil: sie schränkt CL und KI in ihren Möglichkeiten ein und ist insofern geradezu kontraproduktiv. Es kann insofern nicht verwundern, dass die Vertreter von CL und KI geradezu mit Begeisterung Ver-

zucht auf Integration von CL und KI in die Kognitionswissenschaft leisten. Denn dies ist eine Integration, bei der CL und KI – *auch und gerade aus wissenschaftssystematischen Gründen heraus* – nichts gewinnen, sondern nur verlieren können. Die Integration von CL und KI in die Kognitionswissenschaft entspricht sicher den Integrationsansprüchen, die die Vertreter dieser Disziplin mit ihr verbinden; sie trägt sicher zum höheren Ruhm der Kognitionswissenschaft bei. Aber für CL und KI selbst ist sie nicht von Nutzen; im Gegenteil: sie schadet beiden. Insofern ist es alles andere als überraschend, dass diese oft propagierte Integration faktisch ausbleibt.

Im Lichte dieser Überlegungen dürfte sich die so oft bemühte und so imposant wirkende S-Schnittstelle in einer prominenten und wichtigen Hinsicht schon sehr viel weniger imposant ausnehmen. Um es noch einmal herauszustellen: in dieser Hinsicht kann von der S-Schnittstelle nur dann die Rede sein, wenn sich CL und KI dazu verstehen, sich einer extern auferlegten und eigentlich struktur-fremden Zusatzbedingung zu fügen. Ohne diese Fügsamkeit kann es in dieser Hinsicht keine S-Schnittstelle geben. Und faktisch gibt es sie auch nicht: sofern es um CL und KI geht, gibt es die S-Schnittstelle nur als Illusion.

Hinzu kommt ein weiteres. Ziel der CL und KI ist die Entwicklung von Computersystemen und damit, letztinstanzlich, von Maschinen. Was aber ist eine CL&KI-Maschine? Was – insbesondere – ist eine effiziente, robuste und funktional adäquate CL&KI-Maschine, *die der Zusatzbedingung der kognitiven Adäquatheit genügt*? Jedenfalls auch dieses: eine *Verkörperung* von im Rahmen von Theorien formulierten Gesetzen – insbesondere ist sie eine Verkörperung von (in algorithmischer Form niedergelegten) kognitionswissenschaftlichen Gesetzen. Diese Gesetze haben, wenn sie begründet formuliert sind, explanativen und deskriptiven Gehalt. Aber was wird diesem ihren explanativen und deskriptiven Gehalt durch ihre Verkörperung hinzugefügt? Was ist der explanative und deskriptive Mehrwert der CL&KI-Maschine gegenüber den Theorien, die sie instantiiert, und den Gesetzen, die sie verkörpert? Die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand: einen solchen Mehrwert gibt es nicht, und es kann ihn nicht geben – die CL&KI-Maschine kann explanativ und deskriptiv nicht mehr leisten als die Theorien und Gesetze leisten, die durch die Maschine verkörpert werden. Die Konstruktion der Maschine ist insofern ohne jeden kognitionswissenschaftlichen Nutzen.

Um eine Zwischenbilanz zu ziehen: wissenschaftssystematisch betrachtet ist die Integration von CL und KI in die Kognitionswissenschaft nur dann möglich, wenn CL und KI einer beiden fremden Zusatzbedingung unterworfen werden, durch die beide um einen wesentlichen Teil ihrer Möglichkeiten gebracht werden. Sie nutzt CL und KI nicht, sondern schadet beiden. Und was zeigt sich, wenn CL und KI zu beider Schaden und zum höheren Ruhme der Kognitionswissenschaft in die Kognitionswissenschaft integriert werden? Unter wiederum wissenschaftssystematischen Gesichtspunkten zeigt sich, dass die Integration von CL und KI in die Kognitionswissenschaft ohne jeden erkennbaren kognitionswissenschaftlichen Nutzen ist. Integrationschaden also auf der einen Seite, Integrationsnutzlosigkeit auf der anderen Seite – worin also könnte der Sinn der Integration liegen? Er liegt in nichts und abernichts – die Integration ist einerseits kontraproduktiv und andererseits unproduktiv; sie ist schlicht sinnlos. In der Redeweise, von der durch die S-Schnittstelle gegebenen Möglichkeit, CL und KI in die Kognitionswissenschaft zu integrieren, kommt nichts anderes als eines der Illusionspotentiale zum Ausdruck, die durch den Vorgang der Kognitionswissenschaft freigesetzt worden sind. Und die Integrationsresistenz, die im Rahmen von CL und KI praktiziert wird, ist keineswegs ein Reflex fachegoistischer Borniertheiten, sondern sie beruht auf einer soliden wissenschaftssystematischen Basis – sie ist gerechtfertigt. Als ungerechtfertigt muss dagegen der von Seiten der Kognitionswissenschaft erhobene Integrationsanspruch betrachtet werden, den geltend zu machen heißt, die Beschädigung der zu integrierenden Disziplinen zu riskieren oder sogar zu wollen, ohne dass die Integration der Kognitionswissenschaft zu Nutzen vermag. Ein solches Anspruchsverhalten ist es, das fachegoistisch ist – und in diesem seinen Fachegoismus ist es natürlich auch borniert. Dieses Verhalten, das wissenschaftssystematisch nicht begründet ist und auch nicht begründet werden kann, wissenschaftspolitisch zu honorieren heißt nicht, wissenschaftspolitisch zur Ermöglichung des wissenschaftspolitischen Fortschritts beizutragen, denn die Integration von CL und KI in eine als eigenständige Disziplin etablierte Kognitionswissenschaft würde nicht den wissenschaftlichen Fortschritt befördern, sondern zum Rückschritt in den Wissenschaften beitragen. Das Anspruchsverhalten wissenschaftspolitisch zu befördern, heißt fachspezifische – hier: kognitionswissenschaftliche – Eigeninteressen zu befördern. Damit aber ist nichts gewonnen und auch nichts zu gewinnen – auch und gerade wissenschaftspolitisch nicht.

Der Blick auf die S-Schnittstelle unter den Gegebenheiten von CL und KI fällt also einigermaßen ernüchternd aus. Er zeigt mit aller Deutlichkeit, dass die Schnittstelle – sofern CL und KI zur Debatte

stehen – keinerlei Integrationspotentiale freisetzt. Sie gleichwohl als gegeben anzunehmen heißt nur, sich in kognitionswissenschaftlich induzierten Integrationsillusionen zu verlieren. Ähnliches wird man konstatieren müssen, wenn man die anderen Disziplinen betrachtet, die laut kognitionswissenschaftlicher Lehrmeinung – fast möchte man sagen: dem kognitionswissenschaftlichen Dogma zufolge, oder vielleicht besser noch: entsprechend der kognitionswissenschaftlichen Integrationspropaganda – zur S-Schnittstelle beitragen, *und die deshalb* – das ist der entscheidende Teil dieser Lehrmeinung – *zur Integration in die Kognitionswissenschaft anstehen*. Diese Betrachtung kann – und soll – hier nicht mit der Ausführlichkeit durchgeführt werden, mit der die Betrachtung relativ zu CL und KI durchgeführt wurde. Aber auch einige wenige Hinweise dürften aussagekräftig genug sein, um die Sachlage zu verdeutlichen.

Es dürfte unstrittig sein, dass die menschliche Kognition eine biologische Grundlage hat. Insofern dürfte auch unstrittig sein, dass die Biologie – speziell natürlich die Neurobiologie – auf hochgradig relevante Art zur Erklärung der menschlichen Kognition und mithin auch zur Erklärung und Beschreibung der menschlichen Sprachkapazität, die zweifelsfrei ein kognitives System ist, beitragen und insofern natürlich auch zur S-Schnittstelle beitragen kann. Die Frage allerdings bleibt, von welcher Art der Beitrag ist, den die Biologie hier zu leisten vermag. Bekanntlich betrachtet die Biologie vorzugsweise hochgradig elementare Mechanismen – zum Beispiel einfache bildgebende Verfahren –, und es dürfte unmöglich sein, in diesen elementaren Mechanismen hochstufige und komplexe Systeme wie etwa die Sprachkapazität ausfindig machen zu können. Gegen die Einschlägigkeit biologischer Betrachtungen besagt dies allerdings nichts, denn es besteht jeder Anlass zu der Annahme, dass die hochstufigen Systeme aus den niedrigstufigen Systemen hervorgegangen sind; insofern sind letztere in der Tat die Voraussetzung der erstgenannten. Allerdings stellt sich im Hinblick auf diese Voraussetzung die Frage, wie dieser Prozess der Hervorgehens aus strukturiert ist. Worum es bei dieser Frage geht, wird vielleicht deutlicher, wenn man die Frage sozusagen invers stellt. Denn natürlich kann man sich im Hinblick auf diesen Prozess des Hervorgehens aus auch fragen, ob es möglich ist, die höherstufigen Systeme vollständig auf die jeweils niedrigerstufigen Systeme zu – in einem auch technisch anspruchsvollen Sinne dieses Begriffs – reduzieren. Oder noch anders gefragt: man kann sich fragen, ob es möglich ist, die höherstufigen Systeme *vollständig* aus den jeweils niedrigerstufigen Systemen heraus zu erklären und zu beschreiben. Die Antwort, die auf diese Frage üblicherweise – auch im Rahmen der Biologie – gegeben wird, ist negativ. Sicher trägt die Erklärung der niedrigerstufigen Systeme zur Erklärung der höherstufigen Systeme bei – aber die Erklärung letzterer kann nicht *vollständig* aus der Erklärung ersterer deduziert werden. Diese Feststellung dürfte unmittelbar evident sein, wenn man bedenkt, dass der Übergang von einem niedrigstufigen System zu einem höherstufigen System mit einer *Emergenz von Strukturen verbunden ist, die für das höherstufige System spezifisch sind, ohne dass das niedrigerstufige System das Fundament dieser Strukturen abzugeben vermag*. Das Fundament dieser systemebenspezifischen Strukturen ist nicht durch ein niedrigerstufiges System, sondern durch die *Emergenzeffekte gegeben, die der Übergang von der niedrigeren Ebene der Systemhierarchie zur nächst höheren Ebene induziert*. Diese emergenzbedingten, ebenenspezifischen Strukturen lassen sich, weil sie emergenzbedingt sind, mithin auch nicht auf niedrigerstufige Systemebenen reduzieren – folglich lassen sich auch die Erklärungen und Beschreibungen der Systeme höherer Stufe nicht vollständig aus den Erklärungen und Beschreibungen der Systeme ableiten. Einem biologischen Reduktionismus ist also eine durch die Fakten der Emergenz gegebene Grenze gesetzt, die auch eine Grenze der Möglichkeiten ist, hochstufige kognitive Systeme und Prozesse vollständig aus niedrigstufigen, elementaren biologischen Systemen und Prozessen heraus erklären zu können.

Die Frage, die sich im hier verhandelten Kontext stellt, ist natürlich die, ob diese Reduzierbarkeitsgrenze, die zugleich eine Deduzierbarkeitsgrenze reflektiert, *ipso facto* auch eine Integrierbarkeitsgrenze ist.

Magister. Das ist das eigentlich Bemerkenswerte am Vorgang der Kognitionswissenschaft: Die Disziplinen, aus denen sie hervorgegangen ist – die Linguistik, namentlich die Theoretische Linguistik, die Psycholinguistik und die Computerlinguistik; der Künstliche Intelligenz (KI) genannte Zweig der Informatik; die Psychologie, namentlich die Kognitionspsychologie; Teile der Biologie, namentlich die Gehirnforschung, und Teile der Philosophie, namentlich die Philosophie des Geistes – sind plötzlich, gewissermaßen über Nacht, zu Subdisziplinen der Kognitionswissenschaft mutiert. Genauer: Sie sind zu Subdisziplinen der Kognitionswissenschaft geworden, soweit diese institutionell etabliert, und das heißt vor allem: universitär als eigenständiges Fach organisiert ist. Um verstehen zu können,

welche Perspektive die institutionell etablierte Kognitionswissenschaft bietet, muss man diese Mutation von Herkunftsdisziplinen zu Subdisziplinen verstehen.

Eine solche Mutation kann natürlich ihren Sinn haben. Sie hat genau dann Sinn – sie erzeugt in der Wissenschaftsentwicklung einen epistemischen Mehrwert – genau dann, wenn in der Kognitionswissenschaft explanativ und deskriptiv mehr geleistet werden kann, als in jeder ihrer Subdisziplinen geleistet werden kann. Allgemeiner gesagt: Der Vorgang der Kognitionswissenschaft ist in genau dem Grade gerechtfertigt, in dem im Rahmen der Disziplin ein diversifiziertes wissenschaftliches Wissen unifiziert wird. Der Vorgang der Kognitionswissenschaft ist also – bündig gesagt – in genau dem Grade gerechtfertigt, in dem durch ihn eine in Konsequenz der disziplinär verteilt betriebenen Forschung aus dem Blickfeld geratene *Einheit* hergestellt wird, die anders als im kognitionswissenschaftlichen Rahmen nicht hergestellt werden kann. Diese Einheit herzustellen heißt, das biologisch und linguistisch, psychologisch, informatisch und philosophisch erzeugte Wissen zu unifizieren, also zu einem einheitlichen, also deduktiv abgeschlossenen Wissenssystem zu integrieren, vermöge dessen mehr erklärt und beschrieben werden kann, als durch das biologisch und linguistisch, psychologisch, informatisch und philosophisch erzeugte Wissen allein beschrieben und erklärt werden kann. Nur dann, wenn Biologie und Linguistik, Psychologie und Informatik in ihren genannten Teilen im skizzierten Sinn integriert sind, kann man ernsthaft davon reden, dass durch den Vorgang der Kognitionswissenschaft ein epistemisches Neuland erschlossen wurde, dessen Erschließung die Mutation von Disziplinen zu Subdisziplinen rechtfertigt.

Ist dieses Neuland erschlossen worden? Die Antwort auf diese Frage kann nur negativ ausfallen: Es kann keine Rede davon sein, dass man durch den Vorgang der Kognitionswissenschaft einer Integration von Linguistik, Psychologie, Informatik, Biologie und Philosophie auch nur einen Schritt näher gekommen sei. Der Vorgang der Kognitionswissenschaft hat bislang keinerlei epistemischen Mehrwert erzeugt; nicht einmal die interdisziplinäre Arbeit von Biologen, Informatikern, Psychologen, Linguisten und Philosophen hat er nennenswert befördert. Das Spektrum der Perspektiven, die sich dieser (sehr wohl möglichen und sehr wohl praktizierten) interdisziplinären Arbeit bieten, war es, das den Versuch induziert hat, die Kognitionswissenschaft als eigenständige Disziplin zu etablieren. Sie wurde gewissermaßen als die für das angesprochene Perspektivenspektrum zuständige Disziplin etabliert. Der Versuch der Etablierung der Kognitionswissenschaft kam dem Versuch gleich, ein vorgängig gegebenes Spektrum *interdisziplinärer* Forschungsperspektiven *disziplinär* zu strukturieren.

Durch diese disziplinäre Strukturierung sollten – wie man es im heutigen wissenschaftspolitischen Deutschen wohl auszudrücken pflegt – die epistemischen Synergieeffekte, die durch eine interdisziplinäre Forschungsarbeit, die praktiziert werden kann – oder eben auch nicht praktiziert werden kann –, systematisiert, also unabhängig von den Kontingenzen der Interdisziplinarität, und damit sozusagen garantiert herbeigeführt werden. Mit der institutionellen Etablierung der Kognitionswissenschaft war – und ist – insofern ein Garantieverprechen verbunden: Mit der Etablierung wurde die systematische Erzeugung von epistemischer Synergie garantiert. Durch die so freigesetzte epistemische Synergie sollte eine aus dem Blickfeld geratene Einheit des wissenschaftlichen Wissens – eine Wissensseinheit, in der die Unterscheidung zwischen strukturellen Kasus und obliquen Kasus ebenso ihren *systematischen* Ort hat wie die Untersuchung genetischer Cluster, die Entwicklung genetischer Algorithmen, GB-basierter Parser, der Lambda-Kalkül, Markov-Modelle, die Penn Treebank und das Text Mining. Es sollte also nicht nur darum gehen, die im Rahmen einer kontingenterweise betriebenen interdisziplinären Forschungsarbeit erzielten Erkenntnisse – um eine Redewendung von Kant zu bemühen – „raphsodistisch zusammen zu raffen“, sondern garantiert wurde die systematische Integration disziplinär verteilt erzielter Erkenntnisse, also ihre Unifikation, und garantiert wurde der mit dieser Unifikation verbundene epistemische Mehrwert. Und nicht nur das: Garantiert wurde auch, dass dieses durch Unifikation erzeugte Wissenssystem *praktisch relevant* ist, also einen sozusagen weltlichen Nutzen in sich trägt. Versprochen und garantiert wurde nicht mehr und nicht weniger als beispielsweise die Automatisierung der kognitiven Berufe, der automatische Steuerberater, die automatische medizinische Diagnose, das automatische Reisebüro, und so weiter, und so fort. Und auch damit noch nicht genug: Versprochen und garantiert wurde auch, dass im Rahmen der Kognitionswissenschaft Probleme, für deren Bearbeitung traditionellerweise die traditionellen Geisteswissenschaften zuständig waren – etwa die Probleme der Interpretation – einer effizienten und konklusiven Lösung zugeführt werden können. Versprochen – und garantiert – wurde also nicht mehr und nicht weniger als die Erzeugung einer Geisteswissenschaft neuen Typs. Versprechungen dieser Art – sie waren letztlich nicht anderes als eine Übernahme und Fortschreibung der mit dem Vorgang der KI verbundenen Verspre-

chungen – waren es, die die Etablierung der Kognitionswissenschaft als eigenständige Disziplin als unumgänglich erscheinen ließen. Zwar hatten sich die Versprechungen zuvor, im Fall der KI, als leer erwiesen: Aber jetzt, unter kognitionswissenschaftlichen Prämissen, sollten sie – endlich und zum Nutzen aller – eingelöst werden. Der Vorgang der Kognitionswissenschaft war – und ist – ganz wesentlich nichts anderes als eine Menge von Versprechungen, die mit der Garantie gegeben wurden, dass sie im Fall der Etablierung der Kognitionswissenschaft in der nächsten Zukunft eingelöst werden.

Diese Versprechungen, die ersichtlich weit reichen, wurden damals von vielen leichten Herzens gegeben. Exemplarisch sind hier beispielsweise die Ausführungen im ersten Heft der Zeitschrift *Kognitionswissenschaft*, die in ihrer Vollmundigkeit den Geist der mit dem Vorgang der Kognitionswissenschaft verbundenen Versprechenskultur getreulich reflektieren (cf. Habel/Kanngießner/Strube 1990). Und wenn zuvor festgestellt wurde, dass durch den Vorgang der Kognitionswissenschaft bislang keinerlei epistemischer Mehrwert erzeugt wurde, so ist damit natürlich auch gesagt, dass diese – den Vorgang der Kognitionswissenschaft allererst ermöglichenden – Versprechungen nicht gehalten wurden. Dieser Befund kommt offenkundig einem Verdikt gleich. Lässt es sich begründen? Das Fundamentalversprechen ist offenkundig das Unifikationsversprechen, und dieses Versprechen schließt ebenso offensichtlich das Versprechen ein, relevante Teile der Biologie und der Linguistik kognitionswissenschaftlich miteinander zu unifizieren. Welche Unifikationsfortschritte sind hier erzielt worden?

Eine der tiefgehensten und weitreichendsten Theorien der grammatischen Struktur, die je vorgelegt wurde, ist die von Chomsky (1981) inaugurierte und von Chomsky (1986) weiterentwickelte Prinzipien- und Parameter-Theorie der Universalgrammatik, kurz: die (P&P)-Theorie der UG. Die UG ist, wie Chomsky explizit feststellt, ein genetisch gegebenes System. Die (P&P)-Theorie ist also – unter der hier für die Zwecke der Argumentation eingegangenen Voraussetzung, dass sie zutrifft – eine linguistische Theorie, die der kognitionswissenschaftlich ins Werk gesetzten Unifikation mit den Erkenntnissen der Biologie ganz vordringlich bedarf. Um beurteilen zu können, wie weit die kognitionswissenschaftliche Unifikationsarbeit hier gediehen ist, ist es sicher nicht unangebracht, kurz zu rekapitulieren, wie eine UG im Sinne der (P&P)-Theorie im Prinzip aufgebaut ist. Ein zentrales Element der UG ist der Theorie zufolge das CP/IP-System. Die Hypothese, mit der das CP/IP-System eingeführt wird, lässt sich allgemein – unter Absehung von einer Vielzahl von Details – wie nachfolgend angeben charakterisieren:

CP/IP-HYPOTHESE

Das CP/IP-System hat eine projektive, die Hauptkategorien CP und IP integrierende Struktur, die wie in (a) angeführt gegeben ist, und durch die die in (b)–(d) angeführten Strukturelemente determiniert werden, wobei bezüglich (d) die Feststellung in (e) gilt:

- (a) $[_{CP} \text{SpecC } [_{C'} C \text{ } [_{IP} \text{NP } [_{I'} I]]]]]]$
- (b) Dominanzen.
- (c) Präzedenzen.
- (d) Bewegungen.
- (e) Es gibt eine Menge B von Bewegungstransformationen, mit:
 - (1) Bewegungstransformationen operieren innerhalb des CP/IP-Systems.
 - (2) Jede Bewegungstransformation t gehört einem der Typen in (A)–(C) an:
 - (A) t ist strukturerhaltend.
 - (B) t ist lokal.
 - (C) t ist eine Wurzeltransformation.

Die sozusagen prominenteste und sicher auch gewichtigste Bewegungstransformation ist die Transformation „Bewege α “, kurz: die α -Transformation. Für α -Transformationen gilt grundsätzlich folgendes:

α -TRANSFORMATION

Wenn t eine α -Transformation ist, dann gilt:

- (a) t hinterlässt eine Spur.
- (b) t ist strukturerhaltend.
- (c) t ist eine Anhebungstransformation.

Das CP/IP-System, also eines der zentralen Systeme der UG, reflektiert die interne grammatische Kenntnis der Sprecher/Hörer – also ihre Sprachkompetenz –, und es trägt auf gewichtige Art zur Determination der internen Sprache – der I-Sprache – der Sprecher/Hörer bei, die der Gegenstand der universalgrammatischen Forschung ist.³³ Die I-Sprache kommt erst in Konsequenz zahlreicher Idealisierungen und Abstraktionen ins Blickfeld, die es insbesondere zur Folge haben, dass bei der Betrachtung von I-Sprachen von allen Tatbeständen der Sprachperformanz ebenso abgesehen werden kann und muss wie bei ihrer Betrachtung von allen zugrundeliegenden, die Sprachperformanz der Individuen allererst ermöglichenden nicht-grammatischen Kenntnissystemen abgesehen werden kann und muss. Die I-Sprache ist insofern die *closed world* des Universalgrammatikers.

Die Universalgrammatik ist ein Kenntnissystem. Dieses Kenntnissystem ist, wie Chomsky immer wieder herausgestellt hat, ein genetisch fundiertes System (cf. Chomsky 1981, 2000). Folglich muss auch das CP/IP-System als ein durch die Prozesse der Ontogenese und Phylogenese erzeugtes kognitives System begriffen werden. Nun ist die Untersuchung der genetischen Grundlagen kognitiver Systeme traditionellerweise eine genuine Aufgabe der Biologie, namentlich eine Aufgabe der Neurobiologie des Gehirns. Bei der Bearbeitung dieser Aufgabe sind von den Neurobiologen am Ende des vergangenen Jahrhunderts erste, teilweise sicher bahnbrechende Erfolge erzielt worden. Die Redeweise von den genetischen Grundlagen kognitiver Systeme hat nicht mehr nur programmatischen Charakter, sondern sie beruht nunmehr auf zunehmend zugänglicher werdenden empirischen und theoretischen Fundamenten. Im Zuge solcher Fundierungsbemühungen legen sich beispielsweise Edelman und Tononi die folgende Frage vor:

„Can we formulate a hypothesis that explicitly states what, if anything, is special about the subsets of neuronal groups that sustain conscious experience and how they can identified?“ (Edelman/Tononi 2001: 143).

Es soll hier nicht versucht werden, den von Edelman/Tononi verwendeten Begriff der bewussten Erfahrung vertieft zu erörtern. Für die hier verfolgten Argumentationsziele ist es auf eine wohl unproblematische Art möglich, diesen Begriff schlicht mit dem oben (auch weitgehend unspezifiziert) verwendeten Begriff der Kognition zu identifizieren. Die Frage, die Edelman und Tononi aufwerfen, ist im Sinne dieser Identifizierung entsprechend nichts anders als die Frage nach den neuronalen Grundlagen der Kognition. Diese Frage beantworten Edelman und Tononi mit ihrer von ihnen sogenannten *Dynamic-Core-Hypothese*. Diese Hypothese wird hier als die DC-Hypothese bezeichnet. Edelman und Tononi formulieren sie wie folgt:

DC-HYPOTHESE

„1. A group of neurons can contribute directly to conscious experience only if it is part of a distributed functional cluster that, through reentrant interactions in the thalamocortical system, achieves high integration in hundred of milliseconds.

2. To sustain conscious experience, it is essential that this functional cluster be highly differentiated, as indicated by high value of complexity.“ (Edelman/Tononi 2001: 144).

Die naheliegende Frage, wie der im zweiten Teil der Hypothese verwendete Begriff der Komplexität zu verstehen ist, lassen Edelman und Tononi nicht unerörtert; sie beantworten sie vermöge der Spezifizierung einer Komplexitätsmetrik. Komplexität – neuronale Komplexität – wird vermöge der folgenden Formel berechnet:

³³ Die I-Sprache ist alles andere als das, was üblicherweise unter einer Sprache verstanden wird. Diesem üblichen Verständnis zufolge ist eine Sprache etwas, das in einer Sprachgemeinschaft aktuell gesprochen wird. Solche Sprachen – Sprachgemeinschaftssprachen, kurz: S-Sprachen –, wie etwa das Französische, das Mongolische, ..., das Englische – sind der Hauptgegenstand der von de Saussure (1916) einerseits und Bloomfield (1933) andererseits initiierten, unter den Vorzeichen des Strukturalismus betriebenen Sprachforschung, wie sie unerachtet der Dominanz des Paradigmas der generativen Grammatik noch immer ihren Platz in der Linguistik hat. Diese Ungleichzeitigkeit innerhalb der Linguistik darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass zwischen I-Sprachen und S-Sprachen ein kategorialer Unterschied besteht. Es erübrigt sich an dieser Stelle, die zwischen I-Sprachen und S-Sprachen bestehende Beziehung – sie wäre wohl besser als eine Nicht-Beziehung charakterisiert – genauer zu erörtern.

$$C_N(X) = \sum_{n=1}^{n/2} \langle \text{MI}(X_j^k; X - X_j^k) \rangle$$

Dabei betrachten sie alle Teilmengen X^k als „composed of k -out-of- n -elements of the system“, und die durchschnittliche wechselseitige Information zwischen den Teilmengen und ihren Komplementen wird durch die Formel

$$\langle (X_j^k; X - X_j^k) \rangle$$

denotiert (cf. Edelman/Tononi 2001:130). – Es kann hier nicht die Frage sein, ob die *Dynamic-Core-Hypothese* zutrifft oder ob dies nicht der Fall ist. Es reicht aus hier herauszustellen, dass diese Hypothese eine vergleichsweise gut laborierte Hypothese ist.

Ersichtlich liegt es nahe zu fragen, wie sich diese gut laborierte Hypothese (unter der Voraussetzung, dass sie zutrifft) zu der ebenfalls vergleichsweise differenziert gefassten CP/IP-Hypothese (unter der Voraussetzung, dass auch diese Hypothese Chomskys zutrifft) verhält. Genauer: gestattet die *Dynamic-Core-Hypothese* es, irgendwelche signifikanten Aussagen über die genetische – und das heißt hier: die neuronale – Basis zu machen, auf der das CP/IP-System *ex hypothesi* beruht? Die Antwort auf diese Frage ist negativ. Sie muss negativ ausfallen, weil die Entitäten, die im Rahmen der CP-Hypothese behandelt werden – Bäume, genauer gesagt: *Strukturbäume*, im technischen Sinn des Begriffs (also Graphen einer bestimmten Art), und im Zusammenhang damit beispielsweise *Kasus*, wie der Nominativ und der Akkusativ – im Rahmen der DC-Hypothese nicht ins Blickfeld genommen werden können, da sie biologisch nicht identifizierbare Entitäten sind. Folglich können die CP/IP-Hypothese und die DC-Hypothese nicht miteinander *unifiziert* werden. Das heißt vor allem, die beiden Hypothesen lassen sich nicht zu einer Hypothese zusammenfassen, in deren Rahmen explanativ und deskriptiv mehr geleistet werden kann als zu leisten in jeder dieser beiden Hypothesen allein möglich ist. Und das heißt hier auch und vor allem, dass die im Rahmen der Kognitionswissenschaft abgegebenen und für die Zwecke ihrer institutionellen Etablierung unerlässlichen Unifikationsversprechen, die – wenn überhaupt irgendetwas – den Charme der Kognitionswissenschaft ausmachen – schon in Ansehung zweier innerhalb der involvierten Disziplinen vergleichsweise gut ausgearbeiteten und bestätigten Hypothesen – der CP/IP-Hypothese einerseits und der DC-Hypothese andererseits –, also schon in Ansehung eines vergleichsweise gut überschaubaren Falles *nicht* halten lassen.

Der angeführte Fall, dessen Betrachtung die Unhaltbarkeit – und die Nutzlosigkeit – der kognitionswissenschaftlich ins Werk gesetzten Unifikationsversprechungen verdeutlicht, ist sicher nur *ein* Fall. Aber dieser eine Fall ist eben nur einer von *vielen* Fällen. Allgemein gilt hier (und vermutlich zu niemandes Überraschung): Je detaillierter man die Dinge betrachtet, desto deutlicher wird, dass die Unifikationspotenziale, die der Kognitionswissenschaft von den Kognitionswissenschaftlern attestiert werden, samt und sonders leer sind. Die Betrachtung der DC-Hypothese einerseits und der CP/IP-Hypothese andererseits macht geradezu überdeutlich, dass nicht einmal ansatzweise zu sehen ist, wie eine Unifikation dieser beiden Hypothesen mit genuin kognitionswissenschaftlichen Mitteln (worin auch immer sie bestehen mögen – so es sie denn überhaupt geben sollte) sollte ins Werk gesetzt werden können. Eine solche Unifikation, sofern sie denn überhaupt möglich sein sollte, wird nur im Zuge des weiteren Voranschreitens der disziplinären Erkenntnisse – in Konsequenz der Erkenntnisse, die in der Linguistik und in der Biologie in der Zukunft noch erzielt werden – möglich. Durch die Kognitionswissenschaft kann zu dieser Unifikation nichts und abernichts beigetragen werden. Sie ist hier schlicht nutzlos und damit überflüssig.

Zuvor wurde bereits festgestellt, dass das Unifikationsversprechen das Fundamentalversprechen der Kognitionswissenschaft ist; sie hat nur in dem Grade Substanz, in dem dieses Versprechen Substanz hat. Wenn sich aber nun herausstellt, dass dieses Versprechen unhaltbar und der Vorgang der Kognitionswissenschaft folglich ein Vorgang ohne Substanz ist, dann ist *a fortiori* klar, dass alle anderen mit diesem Vorgang verbundenen Versprechungen ebenso haltlos sind. Denn *alle* anderen Versprechungen – auch und gerade das Versprechen, schon in der nächsten Zukunft Erkenntnisse von unerhörter gesellschaftlicher Relevanz zu liefern – sind in dem Unifikationsversprechen begründet. Ist dieses Fundamentalversprechen unhaltbar, erledigen sich alle anderen, auf ihm gegründeten Versprechungen von selbst: Sie können dann nicht mehr gehalten werden. Und jede genauere Betrachtung der Dinge – wie etwa die Betrachtung der CP/IP-Hypothese und der DC-Hypothese – zeigt überdeutlich,

dass die Kognitionswissenschaft gar nicht dazu in der Lage sein kann, dieses ihr Unifikationsversprechen zu halten. Und wenn die Kognitionswissenschaft dieses ihr Fundamentalversprechen nicht zu halten vermag – und zwar aus grundsätzlichen Gründen heraus nicht: weil nämlich die kognitionswissenschaftliche Unifikationspropaganda die seriöse disziplinäre Forschung, aus der allein Unifikation ermöglichende oder erzwingende Erkenntnisse zu resultieren vermag –, dann ist die Kognitionswissenschaft schlicht und einfach überflüssig. Und dieser Befund rechtfertigt es somit in keiner Weise, die Kognitionswissenschaft als neue, zukunftsweisende Integrationswissenschaft zu propagieren, und es rechtfertigt es erst Recht nicht, die Kognitionswissenschaft institutionell zu etablieren, also sie universitär als eigenständiges Fach zu organisieren.

Die Kognitionswissenschaft hat nachweislich keinen epistemischen Mehrwert erzeugt, und es ist nicht zu erwarten, dass sie diesen Mehrwert jemals zu erzeugen vermag. Aber das ändert nichts daran, dass die Kognitionswissenschaft mittlerweile als selbständige beziehungsweise sich verselbstständigende Disziplin existiert. Was hat dieser Verselbständigungsvorgang, der keinen epistemischen Mehrwert erzeugt hat, überhaupt bewirkt? Auch auf diese Frage gibt es eine klare Antwort: Er hat eine Vermehrfachung der disziplinären Entitäten bewirkt. Als institutionell etablierte, universitär organisierte Disziplinen gibt es die Biologie, die Informatik, die Psychologie, Linguistik und die Philosophie – und es gibt Teile der Biologie, der Informatik, der Psychologie, der Linguistik und der Philosophie, die institutionell in die Kognitionswissenschaft integriert sind. Diese zusätzlichen, in die Kognitionswissenschaft integrierten disziplinären Entitäten müssen unterhalten, also finanziert werden. Kurz gesagt: Sie kosten Geld. Sie kosten – nicht wenig – Geld, und dieses Geld war zuvor – bevor der Versuch unternommen wurde, die Kognitionswissenschaft institutionell zu etablieren – nicht erforderlich. Damit ist klar, was der Vorgang der Kognitionswissenschaft bewirkt hat: Er hat zwar keinen epistemischen Mehrwert erzeugt, aber massive Mehrkosten verursacht.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass in Zeiten knappen Geldes auf ministerieller und auf universitärer Ebene Maßnahmen zur Kostendämmung ergriffen werden müssen und ergriffen werden. Es ist nicht ganz uninteressant – und auch nicht ganz abwegig –, darüber zu spekulieren, welche kostendämpfenden Maßnahmen hier ergriffen werden und welchen Effekt sie haben werden. Mehrere einschlägige Szenarien sind hier vorstellbar.

Dem ersten Szenario zufolge werden alle Maßnahmen, die zur Verselbständigung der Kognitionswissenschaft geführt haben, schlicht und einfach rückgängig gemacht. Insbesondere werden die Disziplinenanteile, die kognitionswissenschaftlich usurpiert wurden, in die Disziplinen zurückverlagert, zu denen sie klassischerweise gehören. Damit hört die Kognitionswissenschaft auf, als eigenständiges, universitär vertretenes Fach zu existieren, was es zur Folge haben dürfte, dass die Kognitionswissenschaft in absehbarer Zeit aus dem Wissenschaftsbetrieb überhaupt verschwinden wird. Zurück bleibt dann nurmehr das zuvor angesprochene Spektrum interdisziplinärer Forschung.

Dieses Szenario hat ersichtlich den Vorteil, in der Tat kostendämmend zu sein: Es vermeidet die Mehrfachexistenz disziplinärer Entitäten und damit das Entstehen neuer finanzieller Anforderungen. Und es hat den Vorteil, die Forschung – die disziplinäre und die interdisziplinäre Forschung – wieder auf ihre natürlichen Orte – die Disziplinen und die Schnittstellen zwischen ihnen – zu konzentrieren. Allerdings hat dieses Szenario den Nachteil, vergleichsweise unrealistisch zu sein: So, wie es dieses Szenario vorsieht, wird es nicht kommen. Denn eine Grundvoraussetzung dafür, dass es ins Werk gesetzt werden kann, ist die Einsicht und das Eingeständnis, dass es ein Fehler war, die Kognitionswissenschaft als eigenständiges Fach zu etablieren. Dazu aber wird sich niemand bereit finden.

Dazu werden sich diejenigen nicht bereit finden, die diesen Etablierungsvorgang institutionell auf den Weg gebracht haben, also die Fachbereichsräte, Senate und Ministerien. Wenn sie sich im Fall der Kognitionswissenschaft geirrt haben, könnten sie sich auch in anderen Fällen geirrt haben, und diesem Verdacht ausgesetzt zu sein, könnte generellere Zweifel an ihrer Weisheit auslösen und ihre Autorität untergraben. Also halten sie lieber an ihrem Fehler und damit an der Kognitionswissenschaft fest. Dieses Festhalten ist psychologisch verständlich – niemand räumt gern ein, dass er einen Fehler gemacht hat – und es ist wissenschaftspolitisch vermutlich opportun: Statt den Fehler einzugestehen und ihn aus der Welt zu schaffen, sitzt man seine Folgen aus. Das ist nicht nur eine Konfliktvermeidungsstrategie, sondern auch eine Strategie der Vermeidung der Arbeit, die eine Das-Ganze-zurück-Politik unvermeidlich mit sich bringen würde. Zudem vermeidet man es, dass die universitären und ministeriellen Institutionen unter einen öffentlichen Druck geraten: Der öffentlich artikulierte Unmut darüber, dass in der Wissenschaftspolitik ein Zickzack-Kurs, der unvermeidlich zur Verschleuderung von Geldern führen müsse, gesteuert werde, kann insofern gar nicht erst entstehen. Auch der Vorwurf, einer

für Modernität stehenden Disziplin universitär ein Ende zu machen und wieder einmal von einer der dringend notwendigen Innovation der Universitäten abzusehen und sie statt dessen so wissenschaftskonservativ strukturiert zu belassen, wie sie schon immer war, kann nicht erhoben werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Vorwurf in der Öffentlichkeit erhoben würde. Denn gerade die Kognitionswissenschaft hat sich in der Öffentlichkeit und im Wissenschaftsbetrieb publikumswirksam als Zukunftswissenschaft präsentiert und sich das entsprechende (allerdings auf einer Fehleinschätzung ihrer Potenziale beruhende) Ansehen verschafft. Auf Grund dieser ihrer Präsentation ist man fast geneigt zu sagen, dass die Kognitionswissenschaft in der Wissenschaftslandschaft das ist, was Verona Feldbusch in der Medienlandschaft ist – und auch diesen Unterhaltungsfaktor lässt man sich ja einiges kosten. Von denen, die von den Pfründen profitieren, die sich die Kognitionswissenschaft mittlerweile erschlossen hat, ist ohnehin nicht zu erwarten, dass sie Gefallen an dem skizzierten Szenario finden werden, verständlicherweise nicht: Wer lässt sich schon gern den Teller wegnehmen, von dem er gerade isst? – Nein, dieses erste Szenario ist nur rein logisch möglich: Realistisch ist es ganz und gar nicht.

Sehr viel realistischer ist ein zweites Szenario, das letztlich die Inverse des ersten Szenarios ist. Diesem zweiten Szenario zufolge ist es gerade nicht die Kognitionswissenschaft, die universitär abgebaut wird. Abgebaut werden vielmehr die Herkunftsdisziplinen der Kognitionswissenschaft, und zwar um genau die Anteile, die sie an die Kognitionswissenschaft abgegeben haben. Auch so ist die Mehrfachexistenz disziplinärer Entitäten und damit das Entstehen neuer finanzieller Anforderungen natürlich vermieden – allerdings zu Lasten der Herkunftsdisziplinen der Kognitionswissenschaft, also der Linguistik, der Psychologie, der Informatik, der Biologie und der Philosophie. Natürlich macht diese zweite Vermeidungsstrategie einiges an Arbeit – die Disziplinen, die um Teile ihres angestammten Besitzstandes gebracht werden, werden in Aufruhr gesetzt und müssen beschwichtigt werden. Aber dies wird man in Kauf zu nehmen bereit sein, weil nicht alle diese Herkunftsdisziplinen universitär gleich stark sind – wirklich stark ist von den genannten Disziplinen nur die Biologie; die Linguistik dagegen ist eine nahezu marginale Größe –, sodass die zu erbringenden Abtretungsleistungen relativ zu der Stärke der Disziplinen moderiert werden können. Das könnte dieses heißen: Etwas Mehrfachbiologie wird universitär in Kauf genommen – *id est*: der Bestand der Biologie wird nicht angetastet, und die Etablierung der Kognitionswissenschaft nicht gefährdet –; die Linguistik dagegen wird komplett in die Kognitionswissenschaft integriert, also verlagert, also abgeschafft. Die Realisierung des zweiten Szenarios ist also mit etwas Arbeit verbunden, aber diese Arbeit kann – zumal in einer Situation, in der die Entscheidungsstrukturen in den Universitäten von Grund auf verändert werden – ohne großen Aufwand und insbesondere ohne das Risiko laufen zu müssen, an der Arbeitsaufgabe scheitern zu können, erledigt werden. Und der Universität, die ihre hausinterne Politik nach Maßgabe des zweiten Szenarios organisiert, bleibt zudem die nicht zu unterschätzende Möglichkeit erhalten, sich des Tatbestands rühmen zu können, dass sie mit der Kognitionswissenschaft eine Disziplin in ihren Reihen weiß, die sich durch den allseits bekannten Verona Feldbusch-Appeal auszeichnet. Ersichtlich ist dieses zweite Szenario sehr viel realistischer das erste Szenario; die Wahrscheinlichkeit, dass es verwirklicht wird, ist also vergleichsweise hoch.

Ist das Mehrwertdefizit im Prinzip abbaubar? Nein, G/RdW-Argument.

2 Interpretationsflexibilität

Es kam – wie bekannt – anders; gerade in Reaktion auf die Ereignisse von 1968 bewiesen die Nationalphilologien ihre enorme Resistenzkraft. Sie konnten sich ihren wissenschaftlichen Konservatismus erhalten, indem sie sich ihre Festlegung auf einen hermeneutisch-historischen Ansatz erhalten konnten. Es war insbesondere die Adaption des Sozialismus – also einer ihrerseits längst konservativ gewordene, sich dem 19. Jahrhundert verdankende und, nachdem ein Jahrhundert vergangen ist, nicht mehr unbedingt produktive Unternehmung –, die es den Nationalphilologien ermöglichte, ihre Resistenzkraft zu entfalten und sich ihre (wissenschaftskonservativen) nationalen Beschränkungen zu erhalten, ja sie als verzichtbares Gut herausstellen. Natürlich wurde Lessings „Prinz von Homburg“ jetzt nicht mehr werkimmanent interpretiert – er wurde jetzt als Dokument der Entstehung einer bürgerlichen Literatur in Deutschland betrachtet und als solches interpretiert. Die Literatur wurde als Dokument gesellschaftsspezifischer, also auch nationenspezifischer historischer Gegebenheiten und Entwicklungen rezipiert und interpretiert. Das, was an ihnen nationenspezifisch beschränkt war, konnten

sich die Nationalphilologien unter dem Schutzmantel des unter 1968er Bedingungen als progressiv eingestuften Sozialismus nahezu umstandslos – relativ zu der These von der historischen und damit eben auch nationalen Bedingtheit eines jeden literarischen Werkes – erhalten und unter veränderten Bedingungen nach wie vor das Geschäft der Interpretation besorgen. Der gesellschaftlichen Relevanz – damals ein entscheidendes Kriterium für die Beurteilung einer akademischen Disziplin – ihrer Arbeit konnten die Nationalphilologen sich sicher sein, nahmen sie doch für die sozialistisch gewendete hermeneutisch-historische Vernunft eben die Progressivität in Anspruch, die der Sozialismus sich selbst unerbittlich beimaß – und die ihm beigemessen wurde. So konnten problemlos Arbeiten über die Konstitution der DDR-Literatur in Sachsen-Anhalt geschrieben werden – und Arbeiten über die Arbeiterliteratur in Nordrhein-Westfalen. Aber man konnte sich auch wieder der Naturlyrik Goethes und Karl Krolows zuwenden – in einer veränderten Perspektive, selbstverständlich, aber eben unter Wahrung des hermeneutisch-historischen Grundansatzes. Das Geschäft der historisch-hermeneutischen Interpretation konnte problemlos fortgesetzt werden; die Nationalphilologien konnten im neuen Gewande bleiben, was sie immer schon waren.³⁴ Sie haben die Lektion von 1968 mühelos gelernt; sie haben 1968 problemlos adaptiert. Es konnte so weiter gehen, wie es immer schon gegangen war; sie konnten sogar auf den Sonderwegen, auf denen sie schon immer abseits der Normalwissenschaft gewandelt waren, unangefochten weitergehen: die Nationalphilologien erlebten 1968 eine Wandlung, aus der sie unverändert als Nationalphilologien hervorgehen konnten. Genau so glaubten die Nationalphilologen am besten zur Verbesserung der Welt, zur Erreichung der Ziele des Sozialismus beitragen zu können. Und sie hatten jeden Grund zu der Annahme, dass dieser ihr Glauben kein Irrglauben war, denn an dem den Nationalphilologien *eo ipso* immanenten revolutionären Potential konnte ja nicht ernsthaft gezweifelt werden. – Sicher: die Veränderungen, die die Universitäten in Konsequenz von 1968 insgesamt erfuhren, betrafen auch die Nationalphilologien. Aber sie tangierten sie nur marginal – mit einer Ausnahme, über die zu sprechen sehr wohl notwendig ist. Diese Ausnahme stellt der sprachwissenschaftliche Teil der Nationalphilologien und, allerdings eher am Rande, auch die in ihnen enthaltene Mediävistik dar.

3 Stagnation der Hermeneutik

„Die Zahl derer, die der Soziologie jeden entweihenden Kontakt mit dem Kunstwerk verbieten, ist nicht mehr zu zählen“ muss Gadamar zitiert werden, der zum Ausgangspunkt seiner „Verstehenskunst“ ein Postulat der Unverständlichkeit oder zumindest doch der Unerklärlichkeit erhebt: „Es war für mich geradezu der Ausgangspunkt meiner hermeneutischen Theorie, dass das Kunstwerk eine Herausforderung für unser #10# Verstehen ist, weil es sich allen Ausdeutungen immer wieder entzieht und deren Umdeutung in die Identität des Besitzes einen niemals überwindbaren Widerstand entgegensetzt“? (Hans-Georg Gadamar, „Zwischen Phänomenologie und Dialektik. Versuch einer Selbstkritik“, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 2, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1986, 3-23, hier: S. 8; und über die Irreduzibilität geschichtlicher Erfahrung als Erfahrung, „dass wir in einem Geschehen darin stehen, ohne zu wissen, wie uns geschieht“: ders., „Text und Interpretation“, ebd., S. 333). Ich werde dieses Postulat nicht diskutieren (aber erträgt es überhaupt die Diskussion?). Ich frage lediglich, warum so unzählige Kritiker, Schriftsteller, Philosophen derart bereitwillig verkünden, die Erfahrung des Kunstwerks sei unsagbar, sie entziehe sich der Definition nach rationaler Erkenntnis; warum sie widerstandslos die Niederlage des Wissens anerkennen; woher bei ihnen dieses so mächtige Bedürfnis kommt, die rationale Erkenntnis niederzumachen, dieser Furor, die Unreduzierbarkeit des Kunstwerks oder, mit einem passenderen Wort, seine *Transzendenz* geltend zu machen.

Warum legt man so großen Wert darauf, dem Kunstwerk – und der Erkenntnis, die es erheischt – diesen *Ausnahmestatus* zuzuweisen, wenn nicht mit dem Ziel, die (zwangsläufig mühseligen und un-

³⁴ Es gibt Nationalphilologen, die in dieser Entwicklung den Vollzug eines Paradigmenwechsels in den Nationalphilologien sehen. Mein Osnabrücker germanistischer Kollege Klaus Garber sieht in der Veränderung der Inhalte der Germanistik gerade zu eine Revolutionierung dieser Nationalphilologie – also eben einen Paradigmenwechsel. Ich kann mich dieser Sichtweise nicht anschließen. Ein Paradigmenwechsel impliziert immer auch die Freisetzung eines neuen methodisch-systematischen Potentials, das ein anderes Vorgehen und eine Neukonzipierung der involvierten Disziplin erzwingt. Die Innovation, die die Germanistik in Konsequenz von 1968 – wohl mehr *volens* als *volens* – auf der inhaltlichen Ebene erfahren hat, hat es nicht notwendig gemacht, die Germanistik methodisch-systematisch von Grund auf zu verändern. Die Germanistik ist geblieben, was sie war: ein interpretatives Gewerbe. Entsprechendes gilt für die anderen Nationalphilologien.

vollkommenen) Versuche derer vorab zu diskreditieren, die diese Produkte menschlichen Handelns der normalen Behandlung der normalen Wissenschaft unterziehen wollen, und um die (geistige) Transzendenz derjenigen geltend zu machen, die die Transzendenz dieser Produkte *wiederzuerkennen* und *anzuerkennen* verstehen? Warum wird so verbissen gegen jene vorgegangen, die versuchen, die Erkenntnis des Kunstwerks und der ästhetischen Erfahrung voranzubringen, wenn nicht deshalb, weil gerade das Bestreben einer wissenschaftlichen Analyse dieses *individuum ineffabile* und des *individuum ineffabile*, das sie hervorgebracht hat, eine tödliche Bedrohung für den (zumindest unter den Kunstliebhabern) so gewöhnlichen und so <distinguierten> Anspruch darstellt, sich als unsagbares Individuum zu denken und als eines, das befähigt ist, unsagbare Erfahrungen dieses Unsagbaren zu erleben? Warum also dieser *Widerstand gegen die Analyse*, wenn nicht deshalb, weil sie den <Schöpfern> und denjenigen, die sich mit ihnen anhand einer <schöpferischen> Lektüre zu identifizieren trachten, die vielleicht letzte Kränkung zufügt, die Freud zufolge den menschlichen Narzissmus getroffen hat – nach jenen, die die Namen Kopernikus, Darwin und Freud selbst tragen?“ (Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Felds*. Originalausgabe: *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Éditions du Seuil 1992. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001 (= stw 1539), S. 10–12).

„Unsere Meinung ist: dass es dem Menschen gar wohl gezieme ein Unerforschliches anzunehmen, dass er dagegen seinem Forschen keine Grenzen zu setzen habe [...]“. (Johann Wolfgang von Goethe, „Karl Wilhelm Nose“. In: *Schriften zur allgemeinen Naturlehre, Geologie und Mineralogie*. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 579f.) (12)

„Berechtigter wäre vielleicht die Furcht, die Wissenschaft könne, wenn sie die Liebe zur Kunst unter ihr Skalpell legt, dabei die Lust abtöten, und dass sie zwar in der Lage sei, etwas verstehbar, aber auch unfähig, etwas fühlbar zu machen.“ (Bourdieu 13)

„Die gesellschaftliche Entstehung des literarischen Felds zu verstehen wie des ihm zugrundeliegenden Glaubens, des darin gespielten Sprachspiels, der darin hervorgebrachten Interessen und dessen, worum es in ihm in materieller wie symbolischer Hinsicht geht, heißt tatsächlich jedoch nicht, der Reduktions- oder Destruktionslust zu frönen (auch wenn, wie Wittgenstein im *Vortrag zur Ethik* es nahelegt, die Anstrengung zu verstehen gewiss einiges der „Lust, Vorurteile zu vernichten“ und der „unwiderstehlichen Versuchung“ verdankt, die „Erklärungen des Typs <dies ist *nichts weiter* als das> auslösen, vor allem als Gegengift gegen die pharisäerhaften Nachsichtigkeiten des Kunstkultes)“. (Bourdieu 15).

„Die Suche nah den Quellen, ohnehin nicht die beste hermeneutische Strategie, wird zumindest bei Zeitgenossen, also Konkurrenten, offensichtlich weniger von dem Wunsch nach dem Verstehen eines Beitrags geleitet als von dem, seine Originalität (im informationstheoretischen Sinne) zu mindern oder zu zerstören, um zugleich dem „Entdecker“ unbekannter Quellen zu erlauben, sich als derjenige, dem man nichts vormachen kann, von den naiven Gemütern abzuheben, die sich der Illusion von etwas gänzlich Neuem hingeben.“ (Bourdieu 287)

Professor. Doch, das hat es wirklich gegeben: dass im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin die Grundlagen eben dieser Disziplin radikal in Frage gestellt wurden.

Magister. Seit Jahr und Tag ist davon die Rede, dass sich in der Literaturwissenschaft und auch in Disziplinen wie der Germanistik ein Paradigmenwechsel vollzogen habe, und dass sich die Literaturwissenschaft – und mit ihr eine Disziplin wie die Germanistik – folglich paradigmatisch erneuert habe, und nunmehr im neuen Glanze erblühe. Die Botschaft hört man gern – allein: kann man ihr auch glauben? Was ist dran an der Redeweise vom Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft? Auf welche Vorgänge bezieht sich diese Redeweise?

In den Jahren nach 1945 unternahm die Literaturwissenschaft erhebliche Anstrengungen, sich aus dem nationalsozialistischen Sumpf zu befreien, in dem sie versunken war – auch die Germanistik, immerhin die größte der institutionalisierten Literaturwissenschaften, machte hier keine Ausnahme, und sie tat mehr als gut daran, denn die Germanistik war wie keine andere Disziplin im nationalsozialistischen Sumpf versunken. Das Ziel dieser Anstrengungen war es, die Literaturwissenschaft sozusa-

gen für alle Zeiten gegen jede Ideologisierung immun zu machen; die Methode dazu, diese Zielsetzung zu erreichen, war die Etablierung der Konzeption der werkimmanenten Interpretation. Diese Konzeption beruht auf der Annahme, dass alle für die Interpretation eines literarischen Textes erforderlichen Informationen durch diesen Text – *und nur durch diesen Text* – gegeben sind. Unter dieser Voraussetzung konnte der literarische Text werkimmanent und damit sozusagen *kontextfrei* nach allen Regeln der hermeneutischen Kunst interpretiert werden. Diese Kontextfreiheit der Interpretation sollte sozusagen der Garant dafür sein, dass die Literaturinterpretation nicht von irgendwelchen jenseits des Raumes der Wissenschaft propagierten Ideologemen abhängig werden konnte.

Wie lange hielt diese Phase der ideologiefreien, zumindest aber ideologiefernen literaturwissenschaftlichen Forschung an? Die Antwort auf diese Frage ist schnell beigebracht: sie hielt bis 1968 an. In Konsequenz der Studentenrevolte, die auf eine Politisierung nicht nur der Universität, sondern auch der Wissenschaften abzielte, setzte sich die Auffassung durch, dass die angemessene Interpretation eines literarischen Werkes nur dann möglich sei, wenn es in dem historischen, sozialen und politischen Kontext verortet wird, dem es angehört. Es wurde dann in Konsequenz dieser Auffassung in Abhängigkeit von diesem Kontext nach allen Regeln der hermeneutischen Kunst interpretiert, und in diese *kontextabhängigen* Interpretationen gingen dann natürlich diverse Vorannahmen bezüglich des in Rede stehenden historischen, sozialen und politischen Kontextes ein. Die Literaturwissenschaft hatte mit den Adaptation des Konzeptes der kontextabhängigen Interpretation den Weg zur Reideologisierung der Disziplin eingeschlagen. Wiederum war es die Germanistik, die hier allen anderen Disziplinen voraus war: Monographien mit dem Titel „Arkadien und Gesellschaft“ wurden angekündigt (wenn auch nicht immer geschrieben); es war üblich geworden, von einer historisch-materialistischen Literaturwissenschaft und einer emanzipatorischen Germanistik zu reden – natürlich unter selbstverständlicher Bewahrung der Privilegien, die die eigentlich doch abzuschaffende bürgerliche Gesellschaft gerade im universitären Raum bot. 1968 hatte, in dieser Hinsicht, primär zur Befriedigung des Ideologiebedarfs geführt, der sich unter der Vorherrschaft der Konzeption der kontextfreien Interpretation offenbar aufgestaut hatte, aber nicht freigesetzt werden konnte. Andere Disziplinen, etwa die Kunstgeschichte, folgten dem Beispiel der Literaturwissenschaft – das Werk von Rubens oder von Tizian wurde zum Objekt der sozialgeschichtlich-politischen Betrachtung. Die Konzeption der kontextabhängigen Interpretation war die dominierende Interpretationskonzeption geworden.

Es war dieser Übergang von der kontextfreien Interpretation zur kontextabhängigen Interpretation, der in der Literaturwissenschaft und namentlich in der Germanistik als Fortschritt gefeiert wurde, und es war dieser Übergang, in dem sich nach Meinung der Fachvertreter das manifestierte, was ihrer Meinung als Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft betrachtet werden musste. Aber ist dieser Übergang von der kontextfreien Interpretation zur kontextabhängigen Interpretation in der Tat das, als das er so euphorisch gefeiert wird: nämlich ein Paradigmenwechsel? Er ist dies natürlich *nicht*. Denn bei dem Übergang von der kontextfreien Interpretation zur kontextabhängigen Interpretation ist eines offenbar invariant geblieben: des Regelwerk des hermeneutischen Geschäfts, und dieses Regelwerk – und nicht der Komplex der Bedingungen, unter denen es zur Anwendung kommt – ist es, das das ausmacht, was die Literaturwissenschaft paradigmatisch bestimmt. Anders gesagt: ob im Rahmen der Literaturwissenschaft kontextfrei oder kontextabhängig interpretiert wird, ist keine das Paradigma der Literaturwissenschaft betreffende Frage – die Literaturwissenschaft ist und bleibt in beiden Fällen das, was sie immer schon war: nämlich eine hermeneutisch verfahrenende, interpretative Disziplin. Das ist sie nicht erst seit 1945, und daran, dass sie es ist, hat auch 1968 nichts geändert: die Literaturwissenschaft hat sich 1968 zwar geändert, aber sie hat sich durchaus nicht paradigmatisch erneuert – sie ist die Disziplin geblieben, die sie immer schon war. *Insofern ist die Redeweise von einem Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft nichts anderes als heiße Luft*. Von einem Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft könnte sinnvoll die Rede sein, wenn der hermeneutische Ansatz durch einen anderen, zu ihm alternativen Ansatz ersetzt werden würde. Aber diese Ersetzung, die wirklich auf einen Paradigmenwechsel hinaus laufen würde, wünscht sich kein Literaturwissenschaftler, gleichviel, ob er nun kontextfrei oder kontextabhängig interpretiert: die Literaturwissenschaft soll gefälligst so bleiben, wie sie ist und immer schon war. Nur keine paradigmatischen Innovationen! Um sie zu vermeiden, bezeichnet man dann die nicht-paradigmatischen Veränderungen der Disziplin, als das, was sie nicht sind: nämlich als Paradigmenwechsel. Man kann dann sagen, die Disziplin habe ihren Paradigmenwechsel schon vollbracht, und folglich könne sie jetzt so bleiben, wie sie ist – die Redeweise vom Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft ist ein die Literaturwissenschaft gegen Paradigmenwechsel schützender Etikettenschwindel. In diesem Schutz kann sie dann so konserva-

tiv – also so innovationsscheu – bleiben, wie sie immer schon war. Und zugleich damit kokettieren, wie progressiv sie in politischer, in gesellschaftlicher Hinsicht ist. Insofern hat die Literaturwissenschaft sich auf das Bequemste eingerichtet; sie ist allen Anforderungen gewachsen. Und im Hinblick auf ihr Vermögen, immer die den jeweiligen Zeitläufen entsprechende Interpretationskonzeption, die jedoch immer eine hermeneutische Interpretationskonzeption ist, kann man sicher sein: diese Disziplin wird den nächsten Winter überstehen. Sie wird jeden Winter überstehen.

RANDGLOSSEN ZUR IDEOLOGIEKRITIK

AN EINEN PYROMANISCHEN BUTLER
*O Diene, der du dadurch dienst,
 dass du dem Herrn das Bett verminst,
 bedenke bei der Explosion –:
 Wiegt denn die Freude kurzen Krachens
 Die Mühsal auf des Säubernmachens?
 Sie tut's? Ist gut. Ich schweig ja schon.*
 Robert Gernhardt

1 Zum Beispiel das WM-Wir

Ideologiekritik wird, zumindest in der Bundesrepublik Deutschland (BRD), bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten – an den unterschiedlichsten Orten, zu den unterschiedlichsten Zeiten – betrieben: Im Hörsaal, in der Theaterpause, beim Besuch einer Ausstellung, beim Frühstück nach der Zeitungslektüre, auf längeren Bahnfahrten, anlässlich von Tagungen und anlässlich des Betrachtens von Urlaubsfotos. Ideologiekritik wird sehr häufig betrieben, und sie wird allerorten betrieben. Ideologiekritik wird mit Leidenschaft und Hingabe betrieben. Unter allen Umständen.

Am 21. Juni 2002 hat die Fußballnationalmannschaft der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen der in Japan und Südkorea durchgeführten Fussballweltmeisterschaft (WM) ihr in Ulsan ausgetragenes Viertelfinalspiel gegen die USA mit 1:0 Toren gewonnen. Manch einer hat sich auf diesen Tatbestand mit den Worten „Wir haben gewonnen“ bezogen. Das hier gebrauchte Personalpronomen „Wir“ möge das WM-Wir heißen. Die Verwendung des WM-Wirs löst bei einem notorischen Ideologiekritiker im Normalfall Reaktionen aus, deren Zustandekommen nahezu einem Pawlowschen Reflex gleichkommt. Mit dem WM-Wir konfrontiert wird der Ideologiekritiker im amüsiert-skeptisch-zurechtweisenden Tonfall mit Dehnung des i-Vokals konstatieren: „Wiiir?“ Die gedehnte Rückfrage soll zunächst einmal dieses signalisieren: „Ich habe nicht mitgespielt, und Sie haben auch nicht mitgespielt. Für den Gebrauch des Personalpronomens „Wir“ besteht insofern keinerlei Anlass!“ Damit soll ein weiteres signalisiert werden: „Zumindest ich, den Sie durch den Gebrauch des WM-Wirs unzulässigerweise zu den Siegern dieses Fußballspiels rechnen, bin kein Nationalist. Und das wollte ich immerhin herausgestellt haben.“ Und drittens konnotiert die gedehnte Rückfrage auch dieses: „Sie scheinen offenbar ein Fußball-Nationalist zu sein. Und dieser Fußball-Nationalismus ist nur ein Symptom eines echten Nationalismus. Ich verbitte es mir, von Ihnen als Nationalist betrachtet zu werden. Ich bin kein Nationalist!“ Viertens konnotiert die gedehnte Rückfrage auch dieses: „Das, was Sie hier durch die Verwendung des WM-Wirs dokumentieren, ist Nationalismus übelster Sorte!“ Und fünftens konnotiert die gedehnte Rückfrage auch dieses: „Mich widert dieser Ihr Fußballnationalismus einfach an. Der Fußball weckt, wie Ihre Verwendung des WM-Wirs deutlich macht, gerade bei einer WM nur nationalistische Instinkte. Das kann bei einer solchen Proletensportart wie dem Fußball letztlich nicht verwundern. Mit Entsetzen stelle ich fest, dass Sie auch zu diesen Proleten zählen. Sie sollten es wie Ich machen: Statt ständig vor der Glotze zu sitzen und WM zu gucken, sollten Sie lieber den neuen Grass lesen!“

Soviel zur alltäglichen Praxis der Ideologiekritik in der Republik. Zu dieser Praxis ließe sich noch Vieles – dieses und jenes – sagen, was gesagt werden sollte. Aber zuvor bleibt eine Frage zu beantworten; sie lautet: Was, genau, ist Ideologiekritik, und auf welchen Voraussetzungen baut sie auf?

2 Voraussetzungen der Ideologiekritik

I

Nach einer allgemein üblichen, allerdings nicht von jedermann vertretenen Auffassung ist Ideologie primär und vor allem dieses: falsches Bewusstsein. Ideologiekritik ist entsprechend Kritik dieses falschen Bewusstseins. Um die Frage, was Ideologiekritik ist, auf eine nicht oberflächliche Art beantworten zu können, ist somit vorgängig die Frage zu beantworten, was falsches Bewusstsein ist. Die

Antwort auf diese Frage zu geben, scheint auf naheliegende Art möglich zu sein. Ein falsches Bewusstsein ist eine Masse von kontrafaktischen Überzeugungen, die ein Individuum hat. Die Kontrafaktizität von Überzeugungen ist somit eine Vorbedingung für die Möglichkeit von Ideologie, und Ideologiekritik ist die Kritik kontrafaktischer Überzeugungen.

Man sieht jedoch leicht ein, dass diese Explikation des Begriffs der Ideologiekritik nicht zureichend ist. Man betrachte ein beliebiges Individuum, das sich für Fußball ganz und gar nicht interessiert. Oder nur dann, wenn es um S04 geht. Solche Individuen gibt es, auch wenn es schwer fällt, dies zu glauben, in der Tat. Ein solches Individuum möge Wendelin Z. heißen. Man erinnere sich nun des Tatbestands, dass die Fußballnationalmannschaft der BRD am 21. Juni 2002 im Rahmen der in Japan und Südkorea WM ihr in Ulsan ausgetragenes Viertelfinalspiel gegen die USA mit 1:0 Toren gewonnen hat. Wendelin Z. muss – da S04 nicht beteiligt war – dies nicht wissen. Aber es könnte der Fall sein, dass Wendelin Z. in etwa darüber informiert ist, dass im Juni 2002 in Japan und Korea die WM stattgefunden hat, und dass die Fußballnationalmannschaft der BRD im Rahmen der WM ein Spiel ausgetragen hat. Und es könnte auch der Fall sein, dass der WM-spezifisch nur mäßig interessierte und mithin auch nur bedingt informierte Wendelin Z. bezüglich dieses Spiels die falsche Auffassung vertritt, dass es gegen Holland oder Kolumbien ausgetragen wurde und mit 0:1 verloren gegangen sei. Wendelin Z. hat insofern eine falsche Überzeugung über den Verlauf der WM; entsprechend der zuvor gegebenen Explikation hat er damit ein falsches Bewusstsein und ist ein zulässiger Gegenstand der Ideologiekritik. Diese Konsequenz ist offenkundig absurd. Aus der Fußballignoranz des Wendelin Z. beziehungsweise aus seiner S04-Fixiertheit folgt nicht, dass eben dieser Wendelin Z. eine Ideologie vertritt, die der Kritik hochgradig bedürftig sei. Es verhält sich vielmehr einfach so, dass Wendelin Z. sich bezüglich eines bestimmten WM-Spiels mehr oder weniger gründlich irrt, und irren ist bekanntlich menschlich. Und das heißt auch, dass nicht jeder Irrtum ideologisch bedingt ist; anders gesagt: Der Ideologiebegriff verliere jeden Sinn, wenn er auf den Begriff des Irrtums reduziert werden könnte; eine Ideologiekritik, die in nichts anderem besteht, als im beständigen Nachweis beliebiger Irrtümer beliebiger Personen, wäre nichts anderes als eine pauschal verfahrenende Kritik epistemischer Subjekte. Die oben angegebene Explikation der Begriffe „Ideologie“ und „Ideologiekritik“ ist also bei weitem zu weit gefasst. Sie zu präzisieren, kann somit nur heißen, sie zu verengen.

In Ansehung der unbestreitbaren Geltung dieses Präzisierungsdessiderates gilt offenbar, dass die oben angegebene Explikation der Begriffe „Ideologie“ und „Ideologiekritik“ keine *hinreichenden* Bedingungen für das Vorliegen einer Ideologie und damit auch keine *hinreichenden* Bedingungen für die Auszeichnung einer Kritik als Ideologiekritik reflektiert. Aber das ändert nichts daran, dass mit ihr die *notwendigen* Bedingungen für das Vorliegen einer Ideologie und damit auch keine *hinreichenden* Bedingungen für die Auszeichnung einer Kritik als Ideologiekritik erfasst sind. Ideologien können sich nur in der Dimension von Wahrheit und Falschheit herausbilden, und auch Ideologiekritik ist nur innerhalb dieser Dimension möglich. Ferner ist klar, dass die Ideologiekritik sich auf das Bewusstsein der Individuen beziehen muss, denn eine Ideologie kann nur im Bewusstsein der Individuen verortet werden. Insofern müssen aber auch diejenigen, die eine alternativ mögliche Konzeption von Ideologiekritik als die soeben angesprochene – sie möge die Standardkonzeption der Ideologiekritik heißen – vertreten, einräumen, dass diese ihre Alternativkonzeptionen ebenso wie die Standardkonzeption und damit jede überhaupt mögliche Form von Ideologiekritik auf zwei grundlegenden Voraussetzungen beruhen, die *beide* erfüllt sein *müssen*, wenn der Ideologiekritik irgendeine Signifikanz attestiert werden können soll. Ideologiekritik, in welcher Form auch immer sie betrieben wird, setzt eine zureichende Theorie der Wahrheit beziehungsweise der Falschheit und vor allem eine Theorie des Bewusstseins voraus. Und in keiner der vielen Versionen der Ideologiekritik sind, wie im folgenden kurz demonstriert wird, diese Voraussetzungen auch nur näherungsweise erfüllt. Wenn aber (schon) die *notwendigen* Voraussetzungen der Ideologiekritik – aus welchen Gründen auch immer – nicht erfüllt sind, ist es schwer sich vorzustellen, wie (darüber hinaus) die *hinreichenden* Bedingungen der Ideologiekritik – worin auch immer diese bestehen mögen – erfüllt werden können sollen.

II

Die erste Voraussetzung kann offenbar nur dann erfüllt werden, wenn zumindest geklärt ist, wie das Wahrheitsprädikat „x ist wahr (falsch)“ zu verwenden ist, was auch heißt, das geklärt sein muss, was für die Variable x sinnvollerweise eingesetzt werden kann – das heißt: wenn geklärt ist, welche Dinge es sind, die überhaupt wahr (oder falsch) sein können. Diese Klärung ist vergleichsweise ein-

fach herbeizuführen. Die Dinge dieser Welt – Wassergläser, Bierhumpen, Zigarettenschachteln und so weiter – können offenbar weder wahr noch falsch sein. Wassergläser können beispielsweise voll oder leer sein; Bierhumpen können leicht oder schwer sein, Zigarettenschachteln können gelb oder blau sein – aber es hat keinerlei Sinn, zu sagen, dass dieser Bierhumpen wahr, jener dagegen falsch sei. Wahr oder falsch dagegen können Aussagen über Wassergläser, Bierhumpen und Zigarettenschachteln sein: Die Aussage „Dieses Wasserglas ist voll“ kann wahr oder falsch; die Aussage „Dieser Bierhumpen wiegt drei Tonnen“ kann wahr oder falsch sein; die Aussage „Diese Zigarettenschachtel ist achteckig“ kann wahr oder falsch sein. Und diese Aussagen sind genau dann wahr, wenn dieses Wasserglas voll ist, wenn dieser Bierhumpen drei Tonnen wiegt, und wenn diese Zigarettenschachtel achteckig ist; sonst sind sie falsch. Allgemein gesagt: Wahrheit (Falschheit) ist eine Eigenschaft von Aussagen. Und eine Aussage ist wahr, wenn das, was ausgesagt wird, der Fall ist – wenn sie also mit den Fakten übereinstimmt; sonst ist sie falsch. Natürlich sind diverse Ausdifferenzierungen dieses klassischen, nämlich aristotelischen Wahrheitsbegriffs möglich und vermutlich sogar erforderlich; aber diese Ausdifferenzierungsmöglichkeit beziehungsweise Ausdifferenzierungsnotwendigkeit kann hier vernachlässigt werden: Es reicht aus, zusammenfassend festzustellen, dass die Begriffe von Wahrheit und Falschheit – wie immer sie ausdifferenziert werden – einen wesentlich propositionalen Charakter haben.

Die Einsicht in den wesentlich propositionalen Charakter von Wahrheit und Falschheit ist dem Ideologiekritiker im Normalfall fremd, und das heißt, mit anderen Worten: Dem Ideologiekritiker sind im Normalfall bereits die Anfangsgründe der Logik fremd. Er betreibt sein Geschäft somit in einem epistemisch unstrukturierten Raum. Insofern ist die der Wahrheitsvoraussetzung, die bei jeder Ideologiekritik eingegangen werden *muss*, systematisch nicht erfüllt. Und dass diese zentrale, unhintergehbare Voraussetzung nicht erfüllt ist, macht die Ideologiekritik epistemisch wertlos. Es macht sie wertlos, weil der Ideologiekritiker über die Voraussetzungen seiner Kritik nicht fundiert Auskunft zu geben vermag. Der Ideologiekritiker kritisiert, aber dieser seiner Kritik gegenüber ist er epistemisch blind.

Ein Physiker – sagt der Volksmund – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht. Ein Philosoph – sagt der Volksmund weiter – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht, die es gar nicht gibt. Ein Ideologiekritiker – so ist man fortzusetzen versucht – ist jemandem vergleichbar, der in einem schwarzen Raum eine schwarze Katze sucht, die es gar nicht gibt, und diese schwarze Katze, die es gar nicht gibt, zudem noch findet, und dies mit tödlicher Sicherheit.

III

Ein versierter Ideologiekritiker, der auf sich hält, wird sich von diesen Feststellungen nicht getroffen fühlen. Die Feststellung, dass die Einsicht in den wesentlich propositionalen Charakter von Wahrheit und Falschheit ihm im Normalfall fremd ist, wird er mit einem Seufzer der Erleichterung zur Kenntnis nehmen. Er wird mit Befriedigung konstatieren, dass diese Feststellung äquivalent mit der Feststellung ist, dass er – der versierte Ideologiekritiker, der auf sich hält – sich längst all der Tücken entwunden hat, die mit der Verwendung des Wahrheitsprädikats verbunden sind. Und sich dieser Tücken zu entwenden ist für ihn – für den versierten Ideologiekritiker, der auf sich hält – schlicht und einfach oberste Pflicht.

Dies ist vor allem deshalb der Fall, weil für ihn schon allein die Redeweise von Wahrheit und Falschheit – gleichviel, wie sie expliziert wird (also unabhängig davon, ob sie propositional oder nicht-propositional gefasst wird) – selbst schon Ausdruck von Ideologie ist. Der Ideologiekritiker glaubt sich also von der Verpflichtung, das Wahrheitsprädikat zu explizieren, deshalb entbunden, weil er das Konzept einer *totalen* Ideologiekritik verfolgt. Das heißt, mit anderen Worten: Die Voraussetzungen der Ideologiekritik verfallen selbst der Ideologiekritik. Die Implikationen dieser Iteration der Ideologiekritik sind weitreichend, und es ist nicht unangebracht, sich diese Implikationen kurz zu vergegenwärtigen.

Es sei S ein epistemisches Objekt – eine Menge von Aussagen, eine Theorie oder, wenn der Gebrauch eines nicht-proportionalgefassten Wahrheitsbegriffs dies erfordert, ein Gedankensystem oder auch eine Menge von Bierhumpen. K sei eine Ideologiekritik von S . Nach Meinung des versierten Ideologiekritikers, der auf sich hält, ist nun eine Ideologiekritik K' möglich und erforderlich, die die Ideologiekritik K zum Gegenstand hat, die dem epistemischen Objekt S galt. Generell gesagt: zu jeder Ideologiekritik K_i gibt es eine Ideologiekritik K_{i+1} höherer Ordnung, die die Ideologiekritik K_i

zum Gegenstand hat. Jede Ideologiekritik ist also notwendigerweise möglicher Gegenstand einer Ideologiekritik höherer Ordnung. Zu jeder Ideologiekritik der Ordnung n existiert also eine Ideologiekritik der Ordnung $n+1$. Und da der Fall $n+1$ immer gegeben ist, kommt die Ideologiekritik nicht an ein Ende; die Folge der Ideologiekritiken immer höherer Ordnung bricht nicht ab. Und dass diese Folge nicht abbricht, heißt nichts anderes, als dass die Ideologiekritik in einen *regressus ad infinitum* führt; die Ideologiekritik erweist sich somit als bodenlos.

Mit anderen Worten: Wenn die Voraussetzungen der Ideologiekritik selbst der Ideologiekritik unterworfen werden, bricht die Ideologiekritik schon allein aus logischen Gründen heraus in sich zusammen. Pointiert gesagt: Wer eine (wie auch immer geartete) Theorie der Wahrheit beziehungsweise Falschheit voraussetzen muss, um Ideologiekritik betreiben zu können, zugleich aber diese seine (unverzichtbare) Kritikvoraussetzung zum Gegenstand der Ideologiekritik macht, begeht epistemischen Selbstmord.

Ideologiekritik in ihrer totalen Form ist nichts anderes als systematisch betriebener epistemischer Selbstmord.

IV

In jeder der möglichen Versionen der Ideologiekritik wird nicht nur eine zureichende Theorie der Wahrheit beziehungsweise der Falschheit vorausgesetzt. Vor allem wird eine Theorie des Bewusstseins vorausgesetzt. Und auch diese Voraussetzung ist in keiner der vielen Versionen der Ideologiekritik auch nur näherungsweise erfüllt.

Das Bewusstsein wird im Rahmen der möglichen Versionen der Ideologiekritik gewissermaßen als eine Art Behälter aufgefasst, in dem bestimmte Dinge – Auffassungen über das, was der Fall ist – abgelagert sind, die allesamt gesellschaftlich determiniert sind und kraft dieser ihrer Determination der Ideologiekritik verfallen müssen.

Darüber, wie diese Dinge in den Behälter hineinkommen, schweigt der Ideologiekritiker sich aus. Noch nachhaltiger schweigt er sich über die Art der Determinationsbeziehung und die Modalitäten ihres Zustandekommens aus.

Die Untersuchung des Bewusstseins ist zunehmend zur Sache der Gehirnforschung geworden. Deren Ergebnisse lassen keinerlei Zweifel daran, dass die für die Ideologiekritik konstitutive Kistenkonzeption des Bewusstseins einer bodenlosen Naivität gleichkommt. Sie lassen auch keinerlei Zweifel daran, dass die Kistenkonzeption durch die Konzeption, der Kisteninhalt sei (fast) zur Gänze gesellschaftlich bedingt, in ihrer Naivität noch erheblich überboten wird.

In Ansehung ihrer bewusstseinstheoretischen Voraussetzungen auf eine peinliche, nämlich bodenlos naive Art kontrafaktisch.

V

Man beachte, dass der Ideologiekritiker dieser Kontrafaktizität nicht dadurch entkommen kann, indem er – wie es doch naheliegend wäre – den Kisteninhalt – also das Bewusstsein in der ihn interessierenden Hinsicht – als ein System expliziten Wissens kennzeichnet (dessen gesellschaftliche Determiniertheit dann allerdings gesondert zu demonstrieren wäre). Denn der Begriff des expliziten Wissens inkorporiert nicht nur mit Sicherheit den Begriff der Wahrheit und der Falschheit: Explizites Wissen aber ist selbst der Gegenstand der Ideologiekritik. Die Bezugnahme auf dieses Wissen eröffnet dem Ideologiekritiker keinen Fluchweg vor der Kontrafaktizität, sondern sie liefert für ihn nur einen weiteren Anlass zum epistemischen Selbstmord.

3 Ideologiekritik und Wissenschaft

Die Ideologiekritik ist nicht Bestandteil einer empirischen Wissenschaft; sie wird folglich diesseits oder jenseits von den Standards betrieben, auf welche die Forschung verpflichtet ist. Das trägt erheblich dazu bei, dass die Ideologiekritik so leicht von der Hand geht. Und dass die Ideologiekritik so leicht von der Hand geht, trägt wesentlich zu ihrer Beliebtheit bei.

STICHWORTE ZUM FALL DER GEISTESWISSENSCHAFTEN

Die sogenannten Geisteswissenschaften sind eine sehr deutsche Angelegenheit. Komplementär zu ihnen haben sich die sogenannten Körperwissenschaften formiert, die als eine deutsche Angelegenheit zu begreifen doch wohl vermessen wäre. Nun bestehen zwischen dem Geist und dem Körper gewisse Zusammenhänge, die noch weitgehend unverstanden sind. Deshalb gibt es das Problem, das die Philosophen das Leib-Seele-Problem oder eben das Körper-Geist-Problem nennen. Dieses Problem hat die Philosophen seit eh und je beschäftigt; über dieses Problem gibt es nicht nur ein philosophisches Buch. Eine philosophische Lösung des Problems gibt es dagegen nicht. Es ist wohl auch eher zu erwarten, dass die Lösung des Problems körperwissenschaftlich, im Rahmen der Gehirnforschung herbeigeführt werden wird. Einen Aspekt dieses ungelösten Problems hat der große Forscher Robert Gernhardt auf der Basis sorgfältiger Selbstbeachtungen wie folgt thematisiert:

Noch einmal: Mein Körper

Mein Körper rät mir:
Ruh dich aus!
Ich sage: Mach ich,
altes Haus!

Denk aber: Ach der
sieht's ja nicht!
Und schreibe heimlich
Dies Gedicht.

Da sagt mein Körper:
Na, na, na!
Mein guter Freund,
was tun wir da?

Ach gar nichts! Sag ich
aufgeschreckt,
und denk: Wie hat er
das entdeckt?

Die Frage scheint recht
schlicht zu sein,
doch ihre Schlichtheit
ist nur Schein.

Sie lässt mir seither
Keine Ruh:
Wie weiß mein Körper,
was ich tu?

Gernhardts Betrachtungen machen deutlich, dass das Leib-Seele-Problem als Teilprobleme das Problem des Selbst und damit das Problem des Bewusstseins inkorporiert. Beide Probleme sind ungelöst. Warum das Konsequenzen auch für die sogenannten Geisteswissenschaften hat, könnten die folgenden Betrachtungen deutlich machen.

I

Daran kann ein ernsthafter Zweifel wohl nicht mehr bestehen: Die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften – kurz und zusammenfassend gesagt: die G-Wissenschaften – befinden sich in einer Situation, in der sie einem rapiden Prestigeverlust ausgesetzt sind. Diese Situation, die mit dem Ausdruck „Prestigeverlust“ noch vergleichsweise zurückhaltend charakterisiert ist, ist nicht neu; sie ist seit etwa zwanzig, vielleicht sogar seit dreißig Jahren zum Alltag der G-Wissenschaftler geworden. Und es besteht jeder Anlass zu der Annahme, dass dieser ihr Alltag andauern wird – ein Alltag, der zunehmend davon bestimmt wird, dass die G-Wissenschaftler sich dem Vorwurf ausgesetzt sehen, sie seien im Prinzip entbehrlich, da die von ihnen vertretenen Disziplinen letztendlich ohnehin keine „echten“, also der Physik oder Chemie zumindest im Prinzip vergleichbare Wissenschaften seien. Dieser Tatbestand ist folgenreich: Unter den Bedingungen eines anhaltenden und weiter um sich greifenden Prestigeverlusts, der in dem Entbehrlichkeitsverdikt seinen massivsten Ausdruck findet, verringert sich die Anzahl der universitären und außeruniversitären Perspektiven, die sich den G-Wissenschaften bieten. Die G-Wissenschaften werden wissenschaftspolitisch und universitätspolitisch zu marginalen

G-Wissenschaften werden wissenschaftspolitisch und universitätspolitisch zu marginalen Größen; ihr weiteres Fortbestehen scheinen sie nicht ihrer disziplinären Signifikanz und Relevanz, sondern weit mehr diversen Akten einer wissenschaftspolitischen und universitätspolitischen Großmut zu verdanken, die – jenseits jedes Interesses an den G-Wissenschaften – aus allgemeinpolitischer Opportunität in sozusagen traditionssichernder Absicht praktiziert werden.

Das war, bekanntlich, nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der die G-Wissenschaften im Gesamt der Wissenschaften die dominierenden Disziplinen waren. Das heißt nicht, dass zu dieser Zeit im Rahmen der G-Wissenschaften bahnbrechende Ergebnisse erzielt wurden; das war durchaus nicht der Fall. Es heißt nur dieses: In dieser ihrer Dominanzzeit waren es die G-Wissenschaftler, die innerhalb der Universitäten den Ton gaben.

Das scheint, betrachtet man die Lage der Dinge jetzt, im Jahr 2001, in einer fernen – in einer sehr, sehr fernen – Vergangenheit gewesen sein zu müssen. Aber es ist so lange nicht her. Die Dominanz der G-Wissenschaften ergab sich in Konsequenz der Ereignisse des Jahres 1968.

II

1968 war, zusammenfassend gesagt, das Jahr der Reideologisierung der Bundesrepublik Deutschland (BRD). Diese Reideologisierung, die Adenauers seit 1945 bestehende Republik nahezu flächendeckend erfasste, ging von den Universitäten aus. An den Universitäten wurde der Sozialismus wiederentdeckt, und diese Wiederentdeckung war das entscheidende Element der Reideologisierung. Die Reideologisierung kam einer umfassenden, selbst die Orgasmus-Probleme des Herrn Konzelmann erfassenden Politisierung aller Lebensbereiche gleich.

Im Rahmen dieser Wiederentdeckung wurde unter den Bedingungen der deutschen Teilung das „andere“ Deutschland – die Deutsche Demokratische Republik (DDR) – als das zwar wirtschaftlich schwächere, ökonomisch mit Abstand unterlegene, gleichwohl aber politisch und moralisch „bessere“ Deutschland rezipiert.

Genauer: es wurde als das *im Prinzip* bessere Deutschland rezipiert. Denn natürlich entsprach der Staat von Walter Ulbricht und Erich Honnecker nicht den Vorstellungen, die die neue BRD-Linke von einem sozialistischen Staat hatte. Dieser Staat konnte nur als Idealstaat gedacht werden, dessen Idealität die Idealität des platonischen Idealstaats noch in vielfacher Hinsicht übertraf. Die DDR konnte diesem Ideal nicht entsprechen, in keinerlei Hinsicht. So ging mit der Wiederentdeckung des Sozialismus als politische Option die Genese der Kritik dessen hervor, was als „real existierender Sozialismus“ bezeichnet wurde.

III

Mit dieser Wiederentdeckung der politischen Option für den Sozialismus ging die Wiederentdeckung der Grundlagen des Sozialismus einher.

Mit dem Sozialismus wurde auch der wissenschaftliche Sozialismus wiederentdeckt, und diese Wiederentdeckung schloss eine Reflexion auf die historisch-philosophischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus ein. Diese Reflexion führte zu einer neuen Wiederentdeckung: Sie führte zur Wiederentdeckung der Philosophie des deutschen Idealismus.

1968 war kein Jahr der Entdeckungen. 1968 war ein Jahr der Wiederentdeckungen. 1968 war ein Jahr der unablässigen Wiedergängerei.

IV

Die G-Wissenschaften waren die Profiteure des Jahres 1968. Sie waren die Profiteure der vermeintlich politisch, letztlich aber nur naiv, aber nichtsdestoweniger (oder gerade deshalb) erfolgreich inszenierten Wiedergängerei.

Unter den Bedingungen von 1968 konnten sich die G-Wissenschaften endlich so geben, wie sie sich dem Selbstverständnis ihrer Vertreter zufolge zu präsentieren hatten. Die G-Wissenschaften konnten sich als die zentralen, als die eigentlich relevanten Wissenschaften profilieren.

Die G-Wissenschaften sollten nicht nur als „positive“ Wissenschaften betrieben werden: Sie sollten als *kritische* Wissenschaften ins Werk gesetzt werden. Und das Objekt der G-wissenschaftlichen Kritik waren immer die anderen: eben die positiven Wissenschaften und damit die Naturwissenschaft-

ten, die Mathematik und die mathematisiert betriebenen Disziplinen. Ihnen, den bürgerlichen Wissenschaften, wurde Borniertheit attestiert, und diese ihre Borniertheit als der Ausdruck der gesellschaftlichen Bedingungen, die es zu kritisieren und zu verändern galt. Gesellschaftskritik war Wissenschaftskritik und involvierte das Programm der G-wissenschaftlich angeleiteten Wissenschaftsverbesserung; die positiven Wissenschaften schienen primär nur eines zu sein: nämlich Ideologie.

Chemie war Ideologie.

Die G-Wissenschaften ergingen sich in immer neuen Ideologie-Kritiken, und sie machten sich zum Maß aller ideologiekritischen Dinge.

V

Mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts war der politisch motivierten Wiedergängerei der Boden entzogen.

Der Spuk hatte ein Ende: ein Ende, das von vielen, die man nicht hören wollte, vorausgesagt worden war.

Die Lemuren hatten das Feld geräumt.

VI

Damit aber war auch der im Rahmen der G-Wissenschaften inszenierten akademischen Wiedergängerei die Grundlage genommen. Das Ergebnis dieses Vorgangs ist die bereits angesprochene Krise der G-Wissenschaften, und diese Krise ist zunehmend zur Existenzkrise geworden.

Die G-Wissenschaften waren die Profiteure von 1968; sie waren – auf Grund der universitätspolitischen Umstände – die Sieger in der Konkurrenz der Disziplinen.

Aber dieser ihr Sieg war ein Pyrrhussieg. Denn auf Grund ihrer in ihrer Wiedergängerei begründeten unproduktiven Dominanz versäumten die G-Wissenschaften es, sich zu modernisieren, und das heißt vor allem: sich ihrer Grundlagen und ihrer Forschungslogik kritisch zu versichern und sich im Zuge dieser ihrer kritischen Selbstüberprüfung zu reformieren, Traditionsballast abzuwerfen und sich zu systematisieren. Genau das wäre geboten gewesen; es ist dies für jede wissenschaftliche Disziplin immer wieder geboten. Die G-Wissenschaften entzogen sich diesem Gebot. Sie ergingen sich in Wiedergängerei. Und jetzt, da der Charme der Wiedergängerei sich verflüchtigt hat, stehen sie mit leeren Händen da.

Das macht die Existenzkrise der G-Wissenschaften wesentlich aus: Sie hatten die Produktion von Tonnen von Ideologie-Kritiken produziert. Aber sie hatten sich keine Wege erschlossen, auf denen sie das produzieren können, was – zu Recht – von allen Wissenschaften erwartet und gefordert wird: positive Erkenntnisse. Die G-Wissenschaften haben sich keine neue epistemischen Räume erschlossen. Sie haben sich in ihrer Wiedergängerei bis zum Überdruß zelebriert und dabei in systematischer Hinsicht stagniert. Sie stagnieren noch immer.

Sie, die doch die Ideologiekritik institutionalisiert hatten, sind selbst zum Ideologicum geworden. Niemand weiß, wozu dieses Ideologicum noch vonnöten sein könnte. Die G-Wissenschaften haben sich selbst überflüssig gemacht, und sie machen sich mit jedem Tag überflüssiger, an dem sie an ihrer Wiedergängerei festhalten.

VII

In dieser Situation kann es nur noch darum gehen, eine Perspektive ausfindig zu machen, innerhalb derer es den G-Wissenschaften – *und zwar durchaus im Zuge eines durch Selbstkritik angeleiteten Prozesses ihrer Neuformation* – möglich ist, für sich Neuland jenseits der Wiedergängerei [zu finden]. Die G-Wissenschaften müssen, um diesem ihrem Prestigeverlust – und das heißt nicht mehr und nicht weniger als dieses: der Existenzkrise, in der sie sich befinden – mit Aussicht auf Erfolg entgegen wirken zu können, einen neuen Anfang machen.

VIII

Damit ist auch klar, worum es *nicht* gehen kann. Es kann nicht darum gehen, den sozusagen intellektuellen *status quo* der G-Wissenschaften zu verteidigen und an ihrer gewissermaßen bruchlosen

Fortschreibung festzuhalten. Es kann also, mit anderen Worten nicht darum gehen, die guten alten Zeiten wieder und wieder zu beschwören und gewissermaßen an den Bedingungen von 1968 festzuhalten. 1968 ist Vergangenheit; dies vor allem ist die Einsicht, zu der sich die G-Wissenschaftler im Jahr 2001 verstehen müssen.

Sich zu dieser Einsicht zu verstehen, heißt selbstverständlich auch, explizit einzuräumen, dass die Kritik an den G-Wissenschaften, die in dem Entbehrlichkeitsvorwurf ihren massivsten Ausdruck findet, zumindest in bestimmten, noch genauer zu spezifizierenden Teilen sehr wohl zutrifft.

Und es heißt natürlich vor allem, dieser Kritik eine Konzeption der G-Wissenschaften entgegen zu halten, innerhalb derer es möglich wird, ein epistemisches Neuland zu erschließen, dessen Vermessung in einer über jeden Zweifel erhabenen Art jeder theoretischen und praktischen Mühe wert ist. Nur so ist es möglich, den Schaden, den die G-Wissenschaften sich selbst zugefügt haben, einzudämmen und die G-Wissenschaften in den Kreis der seriösen Wissenschaften zurück zu führen.

IX

Mit anderen Worten: um sich Neuland erschließen zu können, müssen die G-Wissenschaftler sich bestimmter ihrer Traditionen entledigen. Insbesondere müssen sie sich ihrer wiedergängerischen Traditionen entledigen. Indem sie sich dieser Tradition entledigen, begeben sie sich der Möglichkeit, sich immer wieder erneut als Wiedergänger der Wiedergänger von 1968 reproduzieren zu müssen.

Für eine Restitution der G-Wissenschaften ist also zunächst und vor allem *Traditionsverzicht* angebracht. Diese Forderung nach Traditionsverzicht ist aus systematischen Gründen wohl unerlässlich, aber es ist schwer, ihr nachzukommen. Das ist auf einer psychologischen Ebene sehr wohl verständlich. Jede Wissenschaft hat ihre Traditionen, und natürlich haben auch die G-Wissenschaften ihre Traditionen. Wissenschaftstraditionen haben weitgehend die Funktion, disziplinäre Identitäten zu sichern; auf Distanz zu ihnen zu gehen – oder gar zu versuchen, sie zu transformieren und eine tradierte Disziplin neu zu formieren –, heißt somit immer auch, ein Stück tradierter disziplinärer Identität preiszugeben. Eine solche Preisgabe aber ist – wie gesagt: aus psychologisch einsehbaren Gründen heraus – nicht jedermanns Sache. Wer es – beispielsweise – traditionellerweise – also in Übereinstimmung mit den Traditionen der G-Wissenschaften – gewöhnt ist, in Walter Benjamin einen großen Philosophen zu sehen und überdies der Meinung ist, dass der Rang einer Disziplin sich daran bemisst, mit welcher Sorgfalt sie sich editorischer Aufgaben annimmt, wird es schwer haben, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass es in der Tat Individuen gibt, die unverständig genug sind, es durchaus nicht für skandalös halten, dass es noch immer keine historisch-kritische Ausgabe der Wahlverwandtschaften Arbeit Benjamins gibt. Der Gedanke gar, dass jemand in der Hervorbringung immer neuer historisch-kritischer Ausgaben kein die Erkenntnismöglichkeiten sonderlich bereicherndes disziplinäres Geschäft sehen könnte, wird ihm vermutlich ganz und gar unfassbar erscheinen. Wenn er darüber hinaus noch mit dem Tatbestand konfrontiert werden sollte, dass der ominöse Verächter historisch-kritischer Ausgaben zugleich ein Verächter der Philosophie Benjamins – oder gar Hegels – ist, so wird er vermutlich den intellektuellen Untergang des Abendlandes heraufdämmern sehen (und sich ansonsten in bester 1968er Tradition seine ideologiekritischen Gedanken über den Zusammenhang von Benjamin-Verachtung und der Verachtung historisch-kritischer Ausgaben machen).

Ein solcher G-Wissenschaftler wird es ganz und gar nicht verstehen können, wenn man auf die Idee käme, die von ihm vertretene G-Wissenschaft, die er auf Benjamin und historisch-kritische Werkausgaben spezialisiert betreibt, als belanglos abzutun. Gegen solche alle disziplinäre Kultur und deren Tradition, der er sich verpflichtet weiß, in Frage stellende Unkultur wird er sich verwahren – er wird es einfach nicht verstehen können, dass jemand sich erdreistet, die G-Wissenschaften und deren Traditionen für belanglos zu halten.

Dies alles ist, wie gesagt, psychologisch sehr wohl verständlich, und doch als Verteidigung der G-Wissenschaften und ihrer Traditionen vollkommen ungeeignet. Aber es wirft ein Licht auf eine bestimmte in den G-Wissenschaften übliche Forschungspraxis. Diese Forschungspraxis zielt auf nichts anderes ab als auf die disziplinäre Selbstreproduktion; sie dient der Akkumulation von Fakten und Faktenwissen, ohne dabei in irgendeiner Form zum epistemischen Fortschritt beizutragen. Und genau dies macht einen Teil der Misere der G-Wissenschaften aus: dass sie, aus einer Sammler-und-Jäger-Mentalität heraus, als akkumulierende Disziplinen, denen nicht einmal das Potenzial des epistemischen Fortschritts inhärent ist, betrieben werden und betrieben werden müssen. Aber dies ist nur der

eine Teil der Misere. Der andere Teil besteht darin, dass die G-Wissenschaften wesentlich als spekulierende Disziplinen betrieben werden.

Es geht hier ganz und gar nicht darum, die G-Wissenschaften in Ansehung dieser ihrer doppelten Misere zu verteidigen. Es geht zunächst nur darum, einsichtig zu machen, dass die G-Wissenschaftler – hier ganz und gar 1968-konform – im Normalfall gar nicht dazu in der Lage sind, diese ihre Misere als das wahrzunehmen, was sie ist: nämlich eine Misere. Gegen diese Wahrnehmung werden sie sich, durch immer neue Mystifikationen der Wiedergängerei von 1968 schützen.

Andererseits: ist der *epistemische* Wert eines Projektes, das – speziell unter Berücksichtigung der Gegebenheiten in der frühen Neuzeit – zum Zwecke der Erfassung und der bibliographischen Erschließung des „personalen Gelegenheitsschriftums“ – im heutigen nicht-akademischen Deutsch würde man unter personalem Gelegenheitsschriftum wohl beispielsweise Beiträge zu Bierzeitungen verstehen – durchgeführt wurde, und zwar in mehr als zwanzig Bibliotheken und Archiven Polens, der baltischen Staaten und Russlands, in der Tat derart evident, dass es sich erübrigt, auch nur ein Wort über diesen seinen epistemischen Wert zu verlieren? Kann er als selbstverständlich vorausgesetzt werden? Manifestiert sich in dieser Erfassungs- und Erschließungsarbeit in der Tat eine spezielle Form wissenschaftlicher Vernunft – also einer Vernunft, wie sie für die Forschungspraxis etwa eines Physikers konstitutiv ist? Sind die zur Durchführung dieses Projektes erforderlichen Bibliotheksreisen etwa der Laborarbeit eines Biologen epistemisch vergleichbar? Wer diese Fragen nicht für geradezu abwegig hält, wird zugestehen müssen, dass die G-Wissenschaften ihre Traditionen – wenn überhaupt – jedenfalls nicht umstandslos fortschreiben können.

Anhang oder Wiederholungen und Ergänzungen

Die G-Wissenschaften und ihre zeitweilige Dominanz im Gesamt der Wissenschaften sind, verkürzt gesagt, Produkte von 1968. Und 1968 ist, wie jedermann weiß, Vergangenheit. Es hilft den G-Wissenschaftlerinnen und G-Wissenschaftlern nicht das Mindeste, diesen elementaren Tatbestand fortwährend zu verdrängen.

1968 war, zusammenfassend gesagt, das Jahr der Politisierung der Wissenschaften. Politisiert wurden nicht nur die Wissenschaften. Politisiert wurden alle Lebensbereiche. Sogar die Orgasmus-Probleme des Herrn Konzelman wurden als politisches Problem rezipiert. Eher am Rande wurden auch die Wissenschaften primär als politische Größen rezipiert. Die Reputation einer Disziplin – der Grad ihrer *Relevanz* – verhielt sich unter den Bedingungen von 1968 exakt proportional zum Grade ihrer Politisierung.

Es waren die G-Wissenschaften, die die führende Rolle auf dem Gebiet der Politisierung spielten. Ihnen fiel diese ihre Politisierung nicht schwer; das heißt: Die G-Wissenschaften zeichneten sich nicht durch eine empirische und theoretische Systematik aus, die sie – wie etwa die Physik und die Chemie – gegen jede Politisierung resistent gemacht hätte. Sie zeichnen sich auch heute nicht durch ein solches Resistenzpotenzial aus.

Es gab eine sozialistische Germanistik; es kann eine grüne Germanistik geben.

Die Germanistik kann immer wieder der Lage angepasst werden. Jeder Lage. Deshalb vermag sie jede Lage zu überdauern. Die Germanistik ist eine flexible Wissenschaft.

Um es zu wiederholen: 1968 war kein Jahr der Entdeckungen. 1968 war ein Jahr der Wiederentdeckungen. 1968 war ein Jahr der unablässigen Wiedergängerei.

Wiederentdeckt wurde der Sozialismus und mit ihm die Philosophie des deutschen Idealismus, aus der er hervorgegangen war. Die G-Wissenschaften sind in wesentlichen Hinsichten Abkömmlinge der Philosophie des deutschen Idealismus; gewissermaßen sind sie die Sachwalter deren Erbes. Zu diesem Erbe gehört wesentlich die Dialektik, und zu diesem Erbe gehört die Hermeneutik. Die G-Wissenschaften sind, ihrer Intention und ihrer Forschungspraxis nach, in vielfacher Hinsicht durch den Vorgang der Dialektik bestimmte Disziplinen.

Die Wiederentdeckung der Philosophie des deutschen Idealismus war die Wiederentdeckung der Bewusstseinsphilosophie.

Mit der Bewusstseinsphilosophie wurde die materialistische Kritik des Idealismus wiederentdeckt.

Aber auch ein von Marx vom Kopf auf die Füße gestellter Hegel führt nicht zu einer Lösung des Problems des Bewusstseins.

Die Wiedergängerei von 1968 beruhte auf massiven bewusstseinstheoretischen Prämissen.

Sie beruhte auf massiven bewusstseinstheoretischen Naivitäten.

Die G-Wissenschaften sollten nicht nur als positive Wissenschaften betrieben werden: Sie sollten als kritische Wissenschaften ins Werk gesetzt werden.

Die G-Wissenschaften ergingen sich in immer neuen Ideologie-Kritiken, und sie waren nichts anderes als Institute der historisch-dialektisch-hermeneutisch ins Werk gesetzten Ideologiekritik.

Außerhalb der G-Wissenschaften hat die Dialektik niemals Einfluss auf den Gang der Wissenschaftsentwicklung gewonnen. Im Gegenteil: die formalen Wissenschaften wie etwa die Logik und Mathematik und die empirischen Wissenschaften, von der Physik über die Biologie bis hin zur Linguistik, haben sich im Zuge einer dezidierten Distanzierung von jeglicher Dialektik entwickelt. Und es kann keine Zweifel daran bestehen, dass es diese Disziplinen – die nicht-dialektischen Disziplinen – sind, die in exemplarischer Art das repräsentieren, was man üblicherweise wissenschaftliche Vernunft nennt. Diese Disziplinen – nicht die dialektisch orientierten Disziplinen – sind es, die für den Fortschritt der Erkenntnis verantwortlich zeichnen.

Soviel ist klar: Wenn die G-Wissenschaften Disziplinen sind, die sich diesseits oder jenseits der formalwissenschaftlichen und der empirischen Wissenschaften entwickelt haben, und wenn die Wege, die in diesen Wissenschaften beschritten wurden, paradigmatisch für den Weg der Wissenschaften sind, dann haben sich die G-Wissenschaften auf Wegen entwickelt, die *Sonderwegen* der Wissenschaftsentwicklung gleichkommen. Und in der Tat: Für die G-Wissenschaften ist es charakteristisch, dass sie immer einen Sonderstatus für sich beansprucht haben. Ihre Vertreter haben sich immer als dialektische Sonderwissenschaftler verstanden. Das mochte zu Zeiten Hegels angehen. Heute, in Anbetracht der Erfolge der Naturwissenschaft, hat es die Konsequenz, dass die G-Wissenschaftler als wissenschaftliche Sonderlinge betrachtet werden. Sonderlinge sind Käuze. Die Welt der G-Wissenschaften ist – vermutlich notwendigerweise – die Welt der Käuze.

RÜCKBLICK AUF JAKOBSONS PROGRAMME

Für Manfred Briegel

1. Der Gegenstand der Linguistik sind sprachliche Objekte – kurz: S-Objekte –, im weitesten Sinn dieses Begriffs. Der Gegenstand der Literaturwissenschaft sind literarische Gebilde – kurz: L-Gebilde –, ebenfalls im weitesten Sinne dieses Begriffs. Evident sind L-Gebilde besondere, sicher sogar ausgezeichnete S-Objekte – aber nichtsdestoweniger sind sie S-Objekte. Gesetze, die für S-Objekte überhaupt gelten, gelten somit auch für L-Gebilde. Durch geeignete Spezialisierungen dieser Gesetzmäßigkeiten lassen sich aus Aussagen über S-Objekte Aussagen über L-Gebilde ableiten. Insofern ist die Untersuchung von S-Objekten eine epistemische Voraussetzung der Untersuchung von L-Gebilden, und folglich ist die Literaturwissenschaft eine Subdisziplin der Linguistik, und zwar eine Subdisziplin, deren Leistung darin besteht, dass sie linguistische Aussagen spezialisiert.

Dieser Grundgedanke ist es, der dem Programm einer Integration von Linguistik und Literaturwissenschaft zugrundeliegt, das Roman Jakobson etwa um 1920 herum propagierte. Die Linguistik ist im Sinne dieses Programms das Fundament der Literaturwissenschaft, und die Linguistik ist für Jakobson, den Mitbegründer des Strukturalismus, selbstverständlich strukturalistische Linguistik. Es erübrigt sich an dieser Stelle, die strukturalistische Linguistik nochmals in ihren Grundzügen zu skizzieren; es dürfte ausreichen, knapp in Erinnerung zu rufen, dass die strukturalistische Linguistik im Kern eine – wesentlich als induktiv verfahren – *taxonomische* Linguistik war. Es ging in ihr entsprechend primär um die Konstruktion von Äquivalenzklassen und um die Abbildung von Äquivalenzklassen auf Äquivalenzklassen; vermöge dieser Abbildungen sollte die Linguistik von speziellen zu allgemeinen Einsichten voranschreiten. Nun sind die Grenzen, die diesem Ansatz gesetzt sind, wohlbekannt; die Einsicht in sie war mit konstitutiv für den Vorgang der generativen Grammatik und damit der Chomskyschen Linguistik, der einer Ablösung des Paradigmas der strukturalistischen Linguistik gleichkam: die dominierende Rolle, die der Strukturalismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Entwicklung der Linguistik spielte, spielte in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die generative Grammatik. Aber dieses Kapitel aus der Geschichte der Linguistik kann in Ansehung der beiden Jakobsonschen Programme zur Integration von Linguistik und Literaturwissenschaft weitgehend außer Betracht bleiben. Entscheidend ist hier vielmehr, dass das erste Integrationsprogramm – das Programm von 1920 – eine Integration von Linguistik und Literaturwissenschaft *im Rahmen des Strukturalismus* vorsah; genauer: dieses Integrationsprogramm beinhaltete die Forderung, eine der strukturalistischen Linguistik vergleichbare strukturalistische Literaturwissenschaft zu initiieren und zu etablieren. Nur im Zuge der Erfüllung dieser Forderung hätte sich die Perspektive geboten, aus linguistisch konzipierten Taxonomien unter Berücksichtigung zusätzlicher, spezifisch literaturwissenschaftlicher Gesichtspunkte literaturwissenschaftlich konzipierte Taxonomien abzuleiten. Denn eben dies machte den wesentlichen Gehalt der für das erste Jakobsonsche Programm grundlegenden These, dass sich Aussagen über S-Objekte zu Aussagen über L-Gebilde spezialisieren lassen, aus: diese These besagte vor allem, dass sich linguistische Taxonomien unter Berücksichtigung der literaturwissenschaftlich relevanten Randbedingungen in literaturwissenschaftliche Taxonomien transformieren lassen.

Jakobsons erstes Integrationsprogramm beruhte insofern auf einer Annahme, die es wert ist, nochmals explizit herausgestellt zu werden: nämlich auf der Annahme, dass die literaturwissenschaftliche Arbeit, wenn sie adäquat betrieben wird, im wesentlichen darin bestünde, die taxonomische Arbeit des Linguisten sozusagen in die Betrachtung literarischer Gebilde hinein fortzusetzen. Man wird dieser Annahme eine gewisse Anfangsplausibilität schwerlich absprechen können und sie scheint auf den ersten Blick hin nicht sonderlich folgenreich zu sein. Dennoch fielen die Reaktionen auf sie vergleichsweise heftig aus; manche Literaturwissenschaftler sahen in dieser These sogar den Ausdruck eines „linguistischen Imperialismus“. Man mag dazu geneigt sein, diesen Vorwurf als systematisch belanglos abzutun und in ihm nicht den Ausdruck einer methodologischen Vernunft, sondern einer übertriebenen disziplinären Empfindlichkeit zu sehen – aber die Dinge liegen nicht so einfach. Denn in der Tat verhält es sich so, dass die These, die Jakobsons erstem Programm zugrundeliegt – und damit diesem Programm insgesamt – sehr wohl ein nicht unerhebliches usurpatorisches Potential beinhaltet. Warum dies so ist, und worin dieses usurpatorische Potential besteht, bleibt näher auszuführen.

2. Die Literaturwissenschaft, wie sie üblicherweise verstanden und betrieben wird, ist eine Disziplin, in der Taxonomien – wenn überhaupt – nur am Rande eine Rolle spielen. Sie werden in die literaturwissenschaftliche Arbeit genau in dem Grade einbezogen, in dem sie dazu beitragen, dem Literaturwissenschaftler bei der Bearbeitung der Aufgabe von Nutzen zu sein, die er als seine Hauptaufgabe ansieht: nämlich bei der *Interpretation* von literarischen Texten. Die Literaturwissenschaft ist primär eine interpretative verfahrenende Disziplin, und als solche dürfte sie geradezu paradigmatisch für die Disziplinen sein, die man gängigerweise als die Geisteswissenschaften bezeichnet. Die Geisteswissenschaften – und in ihrem Rahmen die Literaturwissenschaft – haben sich in einer rigiden Abgrenzung von den Naturwissenschaften formiert, und im Zuge dieser ihrer Formation ist immer wieder geltend gemacht worden, dass den Naturwissenschaften Grenzen gesetzt sind, die zu überschreiten zwar notwendig sei, die aber nur vermöge der genuin geisteswissenschaftlichen Arbeit überschritten werden könnten. Es ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich, eine Passage aus Heinrich Rickerts einflussreicher Schrift „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft“, die 1926 in einer durchgesehenen siebenten Auflage erschien, zur Kenntnis zu nehmen:

„Übersehen kann man die Kluft zwischen der Naturwissenschaft und dem Wirklichen nur, wenn man auf dessen Individualität nicht *achtet*. Wer einmal versucht, naturwissenschaftliche Begriffe auf das Individuelle selbst anzuwenden, muss bald auf eine *Grenze* stoßen, die unüberwindlich ist. Gewiss stellt der Arzt auf Grund naturwissenschaftlicher Begriffe die Diagnose und dient dadurch eventuell seinem individuellen Patienten. Er kann den besonderen „Fall“ dem allgemeinen Krankheitsbegriff *unterordnen* und infolgedessen das tun, wovon er weiß, dass es im *Allgemeinen* zu helfen pflegt. Er braucht also notwendig die *Generalisation*. Gerade dem klugen Arzte aber ist es andererseits nur zu wohl bekannt, dass es in Wirklichkeit keine „Krankheiten“, sondern lediglich *krankte Individuen* gibt, und dass er bei seiner Tätigkeit daher oft mit dem, was in naturwissenschaftlichen Büchern steht, *allein* nicht auskommt. Er muss auch zu *individualisieren* verstehen, und das kann die Naturwissenschaft ihn nie lehren.

Kurz, es zeigt sowohl die Möglichkeit einer Anwendung der naturwissenschaftlichen Begriffe auf das wirkliche Leben als auch die Grenze, die ihrer Verwertung gesteckt ist, von neuem die Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung als eines *generalisierenden* Verfahrens. Die Naturwissenschaft bringt, um einen glücklichen Vergleich von Bergson zu gebrauchen, nur *Konfektionskleider* zustande, die Paul *ebensogut* wie Peter passen, weil sie die Gestalt *keines* von beiden nachzeichnen. Wollte sie „nach Maß“ arbeiten, so müsste sie für jeden Gegenstand, den sie studiert, eine *neue* Arbeit liefern. Das aber widerstreitet ihrem Wesen als Naturwissenschaft. Sie bleibt beim Individuellen nur so lange, bis sie an ihm das Allgemeine gefunden hat, dem es sich unterordnen lässt. Insofern muss man sagen, dass die Wirklichkeit in ihrer Besonderheit und Individualität die *Grenze für jede naturwissenschaftliche Begriffsbildung* ist.“ (Rickert 1926/1986: 64-65).

Die Ausführungen Rickerts ließen sich – gerade unter philosophischen Aspekten – in einer Vielzahl von Hinsichten kommentieren; ein solcher Kommentar – und zwar ein durchaus kritischer Kommentar – scheint sogar geboten zu sein. Aber im hier behandelten Zusammenhang kann er unterbleiben; es reicht es aus festzustellen, dass jetzt, im Jahre 2000, die Rickertsche Auffassung, dass die Naturwissenschaften das, was das Wirkliche ist, nicht zu erfassen vermögen, kaum noch von jemanden ernsthaft geteilt werden dürfte. Im Gegenteil: die Naturwissenschaften werden als diejenigen Disziplinen betrachtet, die in geradezu exemplarischer Art eine Erklärung und Beschreibung der Wirklichkeit ermöglichen. Sie – und nicht die Kulturwissenschaften beziehungsweise die Geisteswissenschaften – gelten als die Disziplinen, die den Königsweg gehen, der zur Erkenntnis führt; die Kulturwissenschaften – und mit ihnen die Geisteswissenschaften – werden demgegenüber als Disziplinen betrachtet, in denen – sofern sie dezidiert alternativ zur Naturwissenschaft betrieben werden – epistemische Sonderwege eingeschlagen werden. Und diese Sonderwege werden sehr oft als Wege betrachtet, die kaum gangbar sind, oder auf denen – wenn sie denn gangbar sind – keine Ziele zu erreichen sind, die zu erreichen epistemisch lohnend ist.

Dies ist in Rechnung zu stellen, wenn nachfolgend eine spezielle, die Standardkonzeption der Literaturwissenschaft verdeutlichende Resultante aus Rickerts Charakterisierung gezogen wird. Das Ergebnis der naturwissenschaftlichen Arbeit ist nach Rickert epistemische Konfektionsware, während die Kulturwissenschaften – und das heißt: die Geisteswissenschaften und mithin auch die als Geistes-

wissenschaft ins Werk gesetzte Literaturwissenschaften – epistemische Maanfertigungen erarbeiten. Dies gelingt, weil in den Geisteswissenschaften die Erarbeitung von Generalisierungen – von Allausagen – gar nicht intendiert ist, sondern die Dinge – die Elemente der Wirklichkeit – in ihrer Individualität betrachtet werden sollen. Das gilt natürlich auch für die Betrachtung von L-Gebilden, und im Sinne dieser Betrachtung ist dann jedes L-Gebilde eine vollkommen *singuläre* Größe. Irgendzwei L-Gebilde – etwa irgendzwei Gedichte – sind unter den Prämissen eines solchen Singularismus vollkommen unvergleichbar miteinander – zumindest in dem Sinne, dass es keinerlei Sinn hat, L-Gebilde – Gedichte, Erzählungen, Romane, Dramen – in Taxonomien einzuordnen. Anders gesagt: es hat keinen Sinn zu sagen, dass irgendzwei L-Gebilde A und B Elemente einer Äquivalenzklasse α sind – eine solche Sprechweise verfehlt die Singularität der L-Gebilde. Der Begriff der Äquivalenzklasse, der der zentrale Begriff der strukturalistischen Linguistik ist, hat im Rahmen eines literaturwissenschaftlichen Singularismus keinerlei produktive Anwendung; insofern kann es eine strukturalistische Literaturwissenschaft letztlich nicht geben, denn eine solche Literaturwissenschaft kann die L-Gebilde nicht in ihrer Singularität thematisieren und erfassen.

Vor diesem Hintergrund erhält der gegen Jakobsons erstes Integrationsprogramm erhobene Vorwurf, es sei der Ausdruck eines linguistischen Imperialismus, sehr wohl seinen Sinn. Die Integration von Literaturwissenschaft und Linguistik, auf die dieses Programm abzielt, ist eine Integration im Rahmen des Strukturalismus; sie kann – wie bereits ausgeführt – nur dann gelingen, wenn eine der strukturalistischen Linguistik vergleichbare strukturalistische Literaturwissenschaft etabliert wird – der Versuch aber, eine solche Literaturwissenschaft zu etablieren, kommt der Preisgabe des von Rickert beschworenen Singularismus gleich. Er richtet sich somit *gegen* die Tradition der Literaturwissenschaft, denn er zwingt den Literaturwissenschaftlern eine Form der Argumentation und eine Forschungspraxis auf, die der Literaturwissenschaft fremd ist. Die Einsicht in diesen Tatbestand erklärt und rechtfertigt den Imperialismus-Vorwurf sehr wohl – und mehr noch: die Entwicklung von Taxonomien – also die Konstruktion von Äquivalenzklassen – wurde vollkommen unabhängig vom Begriff der Interpretation ins Werk gesetzt. Insofern ermöglichte sie es dem Literaturwissenschaftler in keinsten Weise, seinem Hauptgeschäft – der Interpretation literarischer Texte – signifikanter als zuvor nachgehen zu können – im Gegenteil: Jakobsons erstes Integrationsprogramm enthielt letztlich die Empfehlung, dass die Literaturwissenschaftler doch darauf verzichten mögen, dieses ihr Hauptgeschäft auch fürderhin zu betreiben und sich statt dessen auf die Konstruktion von Äquivalenzklassen beschränken sollten. Es kann nicht verwundern, wenn die Literaturwissenschaftler in dieser Empfehlung eine Zumutung sahen, denn ihr nachzukommen konnte nur heißen, die literaturwissenschaftliche Arbeit systematisch zu *trivialisieren*. Insofern ging es in Jakobsons erstem Programm weniger darum, Literaturwissenschaft und Linguistik zu integrieren – es ging weit eher darum, die Literaturwissenschaft an die Linguistik *anzupassen*. Dass diese Form der Integration – Integration im Modus der Unterwerfung – bei den Literaturwissenschaftler nur bedingt Anklang fand, dürfte so gänzlich unverständlich wohl nicht sein.

3. Der erste kurze Rückblick auf Jakobsons erstes Programm einer Integration von Literaturwissenschaft und Linguistik hat nicht gezeigt, wie die intendierte integrierte Wissenschaft von den S-Objekten und L-Gebilden möglich wird oder möglich werden kann; er hat vielmehr – ganz im Gegenteil – ins Blickfeld gerückt, das Linguistik und Literaturwissenschaft Disziplinen sind, die sich in Ansehung ihrer Prämissen und Ziele in fundamentaler Art voneinander unterscheiden. Und die Differenz zwischen den beiden Disziplinen, die zuvor exemplarisch demonstriert wurde, ist natürlich nicht die einzige der nachweisbaren; im Gegenteil: die Liste der einschlägigen Differenzen ist lang, sehr lang. Einige der Elemente, die diese Liste umfasst, seien nachfolgend knapp angeführt.

Die Literaturwissenschaft ist – grob, aber wohl nicht allzu vergrbernd gesagt – eine Unternehmung, die historisch, ideologiekritisch und hermeneutisch ins Werk gesetzt wird. Sie wird historisch ins Werk gesetzt – das heißt: sie thematisiert ihre Gegenstände – die L-Gebilde – in ihrer historischen Bedingtheit, das literaturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse gilt wesentlich den Besonderheiten historischer Situationen. Literaturwissenschaftliche *Erklärungen* sind, sofern sie überhaupt möglich sind, nur als *historische* Erklärungen möglich. Die Literaturwissenschaft wird dezidiert nicht als Gesetzeswissenschaft betrieben – im Gegensatz zur Linguistik, die – zumal dann, wenn sie unter den Prämissen der generativen Grammatik betrieben wird – ihre Gegenstände, also die S-Objekte, deduktiv-nomologisch aus allgemeinen, sprachbergreifend geltenden Prinzipien – also aus Sprachstrukturierungsgesetzen – heraus erklärt. Die Literaturwissenschaft unterzieht die literarischen Gebilde einer

ideologiekritischen Analyse. In der Linguistik, die eine rein erklärende und beschreibende Disziplin ist, ist kein Raum für ideologiekritische Betrachtungen. Die Literaturwissenschaft wird hermeneutisch betrieben – und das heißt, dass eine bestimmte Form von argumentativer Zirkularität in ihr nicht nur toleriert wird, sondern als geradezu konstitutiv für die literaturwissenschaftliche Forschung zu betrachten ist. Die Linguistik ist eine formalisiert betriebene Disziplin, die auf das Prinzip der Widerspruchsfreiheit festgelegt ist; in ihr können Zirkularitäten nicht toleriert werden. Die explanativ und deskriptiv ansetzende, Formalismen verwendende Linguistik und die historisch und hermeneutisch verfahrenende, Singularitäten thematisierende und Zirkularitäten integrierende und auf ideologiekritische Befunde abzielende Literaturwissenschaft sind – wie unmittelbar einleuchten dürfte – schwerlich auf einen Nenner zu bringen; die Differenzen, die zwischen den beiden Disziplinen bestehen, sind zu groß, um einen solchen gemeinsamen Nenner ausfindig machen zu können.

Betrachtet man die Dinge wissenschaftssystematisch, so kommt man wohl nicht umhin sagen zu müssen, dass Literaturwissenschaft und Linguistik sich geradezu komplementär zueinander verhalten. Und das hat Konsequenzen für den Dialog zwischen Literaturwissenschaftlern und Linguisten. Denn dieser Dialog kann, wenn er als ein Dialog mit Substanz geführt werden soll, nur unter der Bedingung der Einsicht in diese Komplementarität geführt werden – und mit dieser Einsicht muss natürlich die wechselseitige Akzeptanz dieser Komplementarität verbunden sein.

Andererseits ist jedoch auch klar, dass dieser Dialog unter diesen Bedingungen jedoch nicht mit Aussicht auf Erfolg geführt werden kann, wenn der die Integration von Literaturwissenschaft und Linguistik zum Ziel hat. Eine – konzeptuelle oder zumindest methodische – Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik, wie Jakobson sie avisierte, kann so nicht einmal ins Blickfeld kommen. Was ins Blickfeld geraten kann und auch ins Blickfeld gerät, sind vielmehr die Gräben, die Linguistik und Literaturwissenschaft voneinander trennen – und ins Blickfeld gerät auch, dass es ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte, diese Gräben auf irgendeine Art zuschütten zu können.

Erübrigt es sich angesichts dieser ganz unbestreitbaren Komplementarität von Linguistik und Literaturwissenschaft nicht, noch irgendwelche Mühe auf die Idee einer potentiellen Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik zu verwenden? Man wird dazu geneigt sein, schon diese Frage für vergebliche Liebesmüh zu halten – und ist mit einer solchen Reaktion vielleicht doch eher vorschnell bei der Hand. Warum diese Reaktion vorschnell sein könnte, zeigt ein kurzer Rückblick auf Jakobsons zweites Programm.

4. Der Imperialismus-Vorwurf, dem das erste Jakobsonsche Programm ausgesetzt war, kann gegenüber dem zweiten Jakobsonschen Programm nicht geltend gemacht werden. Denn diesem Programm zufolge ist die Literaturwissenschaft – unerachtet der Möglichkeit einer einschlägigen Unterscheidung zwischen S-Objekten und L-Gebilden – alles andere als eine Teildisziplin der Linguistik. Linguistik und Literaturwissenschaft sind vielmehr beide Teildisziplinen einer beide *übergreifenden* Disziplin, bei der es sich nach Jakobson um die *Semiotik* handelt. Als semiotische Teildisziplinen unterliegen Linguistik und Literaturwissenschaft nur der Bedingung, dass beide Disziplinen konform mit den *allgemeinen* Prinzipien der Semiotik betrieben werden müssen. Diese Bedingung ist die *einzig* restriktive Komponente des zweiten Programms; sie schließt es ersichtlich in keinsten Weise aus, dass Linguistik und Literaturwissenschaft als voneinander verschiedene, auch als radikal voneinander verschiedene semiotische Teildisziplinen ins Werk gesetzt werden. Im Sinne des zweiten Programms ist es nicht erforderlich, dass eine der beiden Disziplinen auf die jeweils andere reduziert werden kann; es ist nicht ausgeschlossen, dass es spezielle semiotische Prinzipien gibt, die nur für L-Gebilde, nicht aber für S-Objekte gelten, und umgekehrt – die zuvor umrissene Komplementarität von Linguistik und Literaturwissenschaft ist somit semiotikintern unproblematisch möglich. Daran, dass Jakobsons zweites Programm liberaler ist als das erste Programm ist, kann kein Zweifel bestehen.

Allerdings kann auch kein Zweifel daran bestehen, dass dieses zweite Programm niemals – nicht einmal in Teilen – systematisch realisiert worden ist. Und die Gründe dafür, warum es nicht zur Realisierung kam, sind schnell beigebracht: auf Grund der Entwicklung, die die Semiotik nahm, konnte das Integrationspotential, das der Semiotik (vorschnell) attestiert wurde, nicht freigesetzt werden. Insbesondere wurde der Zeichenbegriff immer weiter, aber niemals hinlänglich präzise gemacht – die Semiotik verlor sich im Beliebigen; sie wurde zur Wissenschaft von allem und jeden. Eine systematische Realisierung des zweiten Jakobsonschen Programms war damit nicht mehr möglich, denn „in rational inquiry, in the natural sciences or elsewhere, there is no such subject as «the study of everything»“ (Chomsky 2000: 49). Das zweite Programm einer Integration von Linguistik und Literaturwissen-

schaft scheiterte, weil die integrierende Disziplin – die Semiotik – zur Wissenschaft von Allem und Jeden mutierte.

Diese Mutation dürfte irreversibel sein, und das heißt: die Semiotik wird (auch aus hier nicht weiter zu besprechenden Gründen heraus, die mit der Wissenschaftsentwicklung insgesamt zusammenhängen) die Undisziplin bleiben, zu der sie geworden ist. Das heißt aber auch, dass Jakobsons zweites Programm auf Prämissen beruhte, die hinfällig geworden sind; Perspektiven, die eine Realisierung ermöglichen könnten, bieten sich nicht. Genauer: sie bieten sich nicht, sofern die Semiotik als diejenige Disziplin zu fungieren hat, in deren Rahmen die Integrationsleistung zu erbringen ist. Diese Situation ändert sich jedoch von Grund auf, wenn eine Disziplin bemüht werden kann, in deren Rahmen die Integrationsarbeit geleistet werden kann, die unter den Vorzeichen der Semiotik nicht geleistet werden kann. Diese Alternativdisziplin könnte die Kognitionswissenschaft sein. Warum dies so ist – warum also die Kognitionswissenschaft an Stelle der Semiotik das Fundament für Jakobsons zweites Programm abgeben könnte –, wird im folgenden knapp skizziert.

5. Warum soll im Rahmen der Kognitionswissenschaft geleistet werden können, was im Rahmen der Semiotik nicht geleistet werden kann? Warum soll die Kognitionswissenschaft – die sich im Gegensatz zur Semiotik nicht einmal einer dezidiert geisteswissenschaftlichen Herkunft rühmen kann – überhaupt etwas für eine Disziplin wie eben die Literaturwissenschaft austragen können? – Das zentrale Element der Literaturwissenschaft ist die Interpretation. Was aber ist eine Interpretation? – Eine Interpretation ist, was auch immer sie sonst noch sein mag, jedenfalls und vor allem dieses: ein kognitiver, speziell ein wissensbasierter Prozess. Was aber hat die Kognitionswissenschaft mit Interpretationen zu tun? – Dieses: Die Kognitionswissenschaft ist die Wissenschaft von den kognitiven, speziell auch den wissensbasierten Systemen und Prozessen. Interpretationen sind mithin genuine Gegenstände der Kognitionswissenschaft. Die allgemeinen Prinzipien, denen kognitive und namentlich wissensbasierte Prozesse unterliegen – diese Prinzipien sind es, die im Rahmen der Kognitionswissenschaft analysiert und spezifiziert werden –, sind mithin Prinzipien, denen auch Interpretationsprozesse – auch die Prozesse der Interpretation von L-Gebilden – unterliegen. Insofern subsummiert die Kognitionswissenschaft die Literaturwissenschaft, wie sie aus den analogen Gründen heraus auch Linguistik subsummiert. Die Existenz dieser Subsumptionsbeziehung besagt nichts gegen die Möglichkeit, dass sich aus allgemeinen Prinzipien der Kognition und jeweils speziellen Randbedingungen spezielle Prinzipien der Produktion und Perzeption von S-Objekten einerseits und von L-Gebilden andererseits deduzieren lassen, die nicht aufeinander reduzierbar sind. Insofern bewahrt ihre Integration in die Kognitionswissenschaft die relative disziplinäre Eigenständigkeit von Literaturwissenschaft und Linguistik. Und diese Integration kommt einer Realisierung einer modifizierten Version des zweiten Jakobsonschen Programms gleich. Wie weit diese modifizierte Version trägt oder tragen kann, wird zu überprüfen sein. Um dies leisten zu können, dürfte es nicht unangebracht sein, sich knapp der Grundzüge dessen zu versichern, was den Vorgang der Kognitionswissenschaft ausmacht.

6. Die Kognitionswissenschaft ist eine neu entstandene Disziplin. Sie integriert Ergebnisse, die in einer Forschungslandschaft erzielt wurden und erzielt werden, der insbesondere der Künstliche Intelligenz (KI) genannte Zweig der Informatik, die Linguistik und die Psychologie ganz oder teilweise angehören; im Umfeld dieser Disziplinen spielen biologische und auch philosophische Ergebnisse eine integrationsrelevante Rolle. Die Anwendung von Logikkalkülen und mathematischen Theorien gehört zu den Selbstverständlichkeiten der kognitionswissenschaftlichen Forschungspraxis. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass die Kognitionswissenschaft – anders als es im Normalfall der Entstehung einer neuen Disziplin üblich ist – nicht aus der Ausdifferenzierung von Disziplinen zu Disziplinen, sondern aus dem Versuch einer Integration von Disziplinen zu einer Disziplin hervorgegangen ist. Ein solcher Integrationsversuch aber kann ersichtlich nur dann gelingen, wenn er nicht-additiv ins Werk gesetzt wird, was – methodologisch gesprochen – heißt: die Kognitionswissenschaft muss tiefgehende und weitreichende *Brückengesetze* enthalten, durch die die zur Integration anstehenden Disziplinen systematisch aufeinander bezogen sind. Nur dann wird durch die Kognitionswissenschaft ein explanatives und deskriptives Potential freigesetzt, das keine der Disziplinen, um deren Integration es geht, allein zu erschließen vermag. Einzig diese Nicht-Additivität der Integration und damit die Formulierung von Brückengesetzen legitimiert den Vorgang der Kognitionswissenschaft, denn nur sie stellt vor Augen, dass dieser Vorgang produktiv ist: denn nur so vermag die Kognitionswissenschaft der Erkenntnis in der Tat Neuland zu erschließen.

Konstitutiv für die Kognitionswissenschaft und damit für die in sie integrierten Disziplinen ist das Paradigma der informationsverarbeitenden Systeme, das im Kern besagt, dass kognitive Systeme und Prozesse korrekt begriffen sind, wenn sie als Berechnungssysteme und Berechnungsprozesse begriffen werden, die über (symbolischen, aber nicht notwendigerweise nur symbolischen) Repräsentationen operieren. Der Berechnungsbegriff – und damit der Begriff des Algorithmus (und auch der Begriff des Kalküls) – kann im Rückgriff auf das Konzept der Turing-Maschine kanonisch expliziert werden. Die Kanonizität dieser Explikation erhellt in Ansehung der Churchschen These, mit der festgestellt ist, dass alles, was in einem intuitiven Sinne berechenbar ist, vermöge einer speziellen Funktionenklasse, nämlich der der rekursiven Funktionen, berechnet werden kann. Jede dieser Funktionen kann durch eine spezielle Turingmaschine dargestellt werden. Die universelle Turing-Maschine schließlich ist dazu in der Lage, jede dieser speziellen Turing-Maschinen darzustellen, und das bedeutet, dass mit dem Konzept der Turing-Maschine eine in der Tat kanonische Explikation des Berechnungsbegriffes gegeben ist, die als grundlegend für den Vorgang der Kognitionswissenschaft angesehen werden kann.

Allerdings ist dieses Berechenbarkeitskonzept, vermöge dessen der Kognitionswissenschaft sehr wohl ein bestimmtes technologisches Potential inhärent ist, nicht das Kernelement der Kognitionswissenschaft; es ist also nicht der in einer Mehrzahl von Disziplinen übliche Rückgriff auf Turing-Maschinen, der diese Disziplin auszeichnet. Was sie auszeichnet – oder doch zumindest auszeichnen könnte –, ist der erfolgreich ins Werk gesetzte Versuch, unterschiedliche Disziplinen nicht-additiv zu integrieren. Anders gesagt: der Kognitionswissenschaft kann Erfolg nur dann attestiert werden, wenn die in ihrem Rahmen betriebene Forschung zur Formulierung signifikanter Brückengesetze führt. Und es müssen dies Brückengesetze sein, die bis in die Literaturwissenschaft hineinreichen: nur dann ist der Versuch sinnvoll, Literaturwissenschaft im Rahmen der Kognitionswissenschaft zu betreiben. Wie und mit welchen Konsequenzen in ein solcher Integrationsversuch unternommen werden könnte, bleibt auszuführen.

7. Die Integration der Literaturwissenschaft in die Kognitionswissenschaft – und damit die Etablierung einer kognitiven Literaturwissenschaft oder kurz: einer K-Literaturwissenschaft – macht es erforderlich, dass eine bestimmte Auffassung von Textverstehen – also von den Modalitäten der Interpretation – vorausgesetzt wird. Diese Voraussetzung besagt, dass Textverstehensprozesse – und mithin auch Interpretationsprozesse – als berechenbare Prozesse begriffen werden. Mit dieser Voraussetzung, die einer Adaptation der Berechenbarkeitshypothese gleichkommt, ist der Etablierung der K-Literaturwissenschaft jedenfalls in einer ersten Hinsicht der Weg gebahnt.

Auch für die K-Literaturwissenschaft ist, wie für die tradierte Literaturwissenschaft, der Begriff der Interpretation also der zentrale Begriff. Aber in der K-Literaturwissenschaft geht es nicht darum, die eine, vermeintlich allein korrekte, letztendlich alleingültige Interpretation eines Textes zu erschließen. Um ein derart abwegiges Unterfangen kann es in der K-Literaturwissenschaft gar nicht gehen. Warum es nicht darum gehen kann, ist leicht einzusehen: der K-Literaturwissenschaft zufolge sind Interpretationen wissensabhängige Prozesse. Irgendzwei Personen X und Y, die einen Text T interpretieren, verfügen im Normalfall durchaus nicht über identische, sondern über voneinander verschiedene Wissensbasen. Folglich wird X mit einer Interpretation I_1 des Textes T aufwarten, und Y mit einer von dieser Interpretation verschiedenen Interpretation I_2 eben dieses Textes T. Die Unterschiedlichkeit der Wissensbasen schlägt sich zwangsläufig in der Unterschiedlichkeit der Interpretationen nieder. Das ist es, was sich hinter der Redeweise von der Polyvalenz eines Textes verbirgt. Polyvalenz ist *keine* Text-eigenschaft. Das, was als die systematische Polyvalenz eines Textes bezeichnet wird, ist nichts anderes als der Reflex der Diversität der Wissensbasen, auf die unterschiedliche Interpretieren im Interpretationsprozess zurückgreifen. Wegen dieser Diversität – also wegen des Faktums der Existenz von Interpretationsdifferenzen – wird oft gesagt, und zwar gerade auch von den Vertretern einer im herkömmlichen Sinne betriebenen Literaturwissenschaft, dass Interpretationen niemals eindeutig sind und auch nicht eindeutig sein können. Aber auch diese Deutung der Sachlage ist unhaltbar; jede relativ zu einer Wissensbasis aufgebaute Interpretation kann – und soll – eindeutig sein. Aber die Eindeutigkeit der Interpretationen ändert nichts an der Möglichkeit der Existenz von Interpretationsdifferenzen und damit an der Möglichkeit von Interpretationskonflikten: irgendzwei Interpretationen müssen zwangsläufig miteinander konfliktieren, wenn die Wissensbasen, relativ zu denen sie aufgebaut werden, miteinander konfliktieren. Solche Konflikte sind keine Peinlichkeiten, sondern Normalfälle der Interpretation. Und damit wird auch klar, worin die Aufgabe einer K-Literaturwissenschaft besteht – und worin sie nicht besteht. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, die vermeintlich einzig korrekte, die allein gültige

Interpretation eines Textes zu erzeugen – eine solche Interpretation gibt es schlicht und einfach nicht. Die Aufgabe der K-Literaturwissenschaft besteht vielmehr darin, die Klasse $I_1(T)$, $I_2(T)$, ... der möglichen Interpretationen eines Textes T zu spezifizieren, die relativ zu den einschlägigen Wissensbasen aufgebaut werden können. Dabei steht T für ein beliebiges L-Gebilde. Eine K-Literaturwissenschaft, die diesem Desiderat genügt, ist *keine* interpretative Wissenschaft – *die K-Literaturwissenschaft ist vielmehr die Wissenschaft von der Interpretation*. Das interpretative Vorgehen derer, die Literaturwissenschaft im herkömmlichen Sinne betreiben, ist somit einer der möglichen Gegenstände der K-Literaturwissenschaft – allerdings ist es nicht ihr einzig möglicher Gegenstand: zu ihren Gegenständen zählen auch die naiven Interpretationen derer, die sich nicht-professionell mit Literatur befassen. Selbstverständlich muss dabei erklärt und beschrieben werden, warum modulo T gewisse Zerlegungen und Interpretationen möglich und gewisse andere Zerlegungen und Interpretationen nicht möglich sind (so wie in der Linguistik erklärt und beschrieben werden muss, warum einem Satz bestimmte Strukturierungen zugeschrieben werden müssen und gewisse andere Strukturierungen ihm nicht zugeschrieben werden können): insofern ist die K-Literaturwissenschaft eine erklärende und beschreibende Wissenschaft und hat als solche ihren Platz in der Menge der Normalwissenschaften. Ergänzend kann dabei versucht werden, die $I_i(T)$ zu gewichten, und sie auf einer qualitativen Rangskala anzuordnen; insofern besteht die Aufgabe der K-Literaturwissenschaft auch darin, der Klasse der modulo T möglichen Interpretationen eine Struktur aufzuprägen. Am rein deskriptiven und rein explanativen Charakter der K-Literaturwissenschaft ändert dies nichts. Indem die Literaturwissenschaft als K-Literaturwissenschaft betrieben wird, wird die Literaturwissenschaft epistemisch und methodologisch normalisiert. Mit dieser Normalisierung wird dem Tatbestand Rechnung getragen, dass eine Interpretation etwas anderes ist als eine Theorie der Bedingungen der Interpretation. Um die Produktion ersterer geht es in der herkömmlichen Literaturwissenschaft, um letztere geht es in der K-Literaturwissenschaft. Der Übergang von einer interpretierenden Wissenschaft zur Wissenschaft von der Interpretation kommt, in einem gewissen Sinn, der Transformation einer wesentlich praktisch verfahrenen Disziplin in eine dezidiert theoretisch orientierte Disziplin gleich. Gerade dadurch aber wird eine neue und produktive Perspektive erschlossen, die sich der Literaturwissenschaft bislang nicht geboten hatte.

Es steht außer Frage, dass der Prozess der Etablierung der K-Literaturwissenschaft sich noch in seinen ersten, seinen allerersten Anfängen befindet. Es steht auch außer Frage, dass der Etablierungsweg ein sehr mühsamer und schwer zu gehender Weg sein wird. Die Kooperation mit der Linguistik, die längst als kognitionswissenschaftlich orientierte Disziplin etabliert ist, kann möglicherweise dazu beitragen, einige der Anfangsschwierigkeiten, denen der Aufbau einer K-Literaturwissenschaft ausgesetzt ist, besser überwinden zu können, aber das ändert nichts daran, dass derjenige, der sich auf den Etablierungsweg begibt, sich auf einen dornenreichen Weg begibt, auf dem er einer Vielzahl von Fährnissen – von epistemischen Fährnissen – ausgesetzt sein wird. Aber nichtsdestoweniger ist es lohnend, diesen schwierigen Weg zu gehen. Wer ihn geht, wird zu einer Vielzahl von tiefgehenden, weitreichenden und zudem von vollkommen neuen Einsichten in das geführt, was Literatur ist. Er trägt, indem er zur Etablierung der K-Literaturwissenschaft beiträgt, zur Entstehung einer Geisteswissenschaft neuen Typs bei und erschließt dadurch der Wissenschaft Neuland. In diesem Neuland hat auch die Literaturwissenschaft Zugang zu den technologischen Potentialen, die durch die Kognitionswissenschaft und die mit ihr kooperierenden Disziplinen freigesetzt werden. Damit eröffnen sich der Literaturwissenschaft Möglichkeiten, wie sie sich ihr nie zuvor geboten haben. Mit der Etablierung der K-Literaturwissenschaft könnte ein neues Kapitel in der Geschichte der Literaturwissenschaft geschrieben werden. Und vieles deutet darauf hin, dass es sehr wohl lohnend ist, dieses Kapitel der Wissenschaftsgeschichte zu schreiben. Oder doch nicht?

8. Man erinnere sich an die Reaktionen, die Jakobsons erstes Programm einer Integration von Literaturwissenschaft und Linguistik auslöste: gegen dieses Programm wurde der Vorwurf geltend gemacht, es sei letztlich nichts anderes als Ausdruck eines linguistischen Imperialismus, weil die Realisierung dieses Programms der Unterwerfung der Literaturwissenschaft unter die Linguistik gleichkäme. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass das Insistieren auf dem kognitionswissenschaftlich modifizierten zweiten Jakobsonschen Programms eine Variante dieses Imperialismus-Vorwurfs zur Folge haben wird. Allerdings dürfte der Vorwurf dann nicht an die Adresse der Linguisten gerichtet sein, sondern an die Adresse der Kognitionswissenschaftler: ihnen wird man entgegenhalten, dass die Etablierung einer K-Literaturwissenschaft der Unterwerfung der Literaturwissenschaft unter die

Kognitionswissenschaft und folglich einer *Heteronomisierung* der Literaturwissenschaft gleichkäme, die – ähnlich wie die virtuelle Realisierung des ersten Jakobsonschen Programms – eine *Trivialisierung* der Literaturwissenschaft zur Folge hätte. Diese Reaktion auf den Versuch, eine K-Literaturwissenschaft zu etablieren, ist zu erwarten. Und zu fragen ist, ob diese zu erwartende Reaktion gerechtfertigt ist.

Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Sicher ist, dass die Literaturwissenschaftler sich ihrem Selbstverständnis nach immer als Vertreter einer *interpretativ* verfahrenen Wissenschaft verstanden haben. Sofern im Rahmen der Literaturwissenschaft Grundsatzdiskussionen geführt wurden und werden, betrafen und betreffen sie die Voraussetzungen und die möglichen Ergebnisse einer so verfahrenen Wissenschaft. So wurde darüber diskutiert, ob die zu erarbeitenden Interpretationen kontextfrei, also werkimmanent erarbeitet werden sollen, oder ob sie kontextsensitiv, also unter Einbeziehung sozialer und historischer Kontexte erarbeitet werden sollten. Und unter den Literaturwissenschaftlern, die für die kontextabhängige Interpretation optierten, wurde und wird darüber diskutiert, welche Kontexte in welchem Umfang in die Interpretation einbezogen werden sollten; in Sonderheit stellte sich – zumal in Konsequenz der Vorgänge von 1968 (sie stehen hier nicht weiter zur Debatte) – die Frage, ob die kontextsensitiven Interpretationen strikt innerhalb oder strikt außerhalb der marxistischen Tradition erarbeitet werden sollten. Aber all diese Diskussionen um die Modalitäten der Interpretation ändern nichts an dem, was man die *paradigmatische Konstanz* der Literaturwissenschaft nennen könnte, die in der Festlegung der literaturwissenschaftlichen Arbeit auf die Produktion von Interpretationen besteht. Ob diese Interpretationen kontextfrei oder kontextsensitiv sind, ob sie marxistisch inspiriert oder nicht-marxistisch inspiriert sind, ist demgegenüber zweitrangig – zweitrangig nämlich gegenüber der Feststellung, dass es in jedem der genannten Fälle um die Produktion von Interpretationen geht. In jedem dieser Fälle erweist sich die Literaturwissenschaft als eine interpretativ verfahrenende Wissenschaft.

Nun ist eine interpretativ verfahrenende Wissenschaft sicher etwas anderes als eine Wissenschaft, die die Interpretationen von literarischen Texten zu ihrem Gegenstand hat. Genau darum aber geht es in der K-Literaturwissenschaft: ihre Aufgabe besteht darin, die Klasse $I_1(T)$, $I_2(T)$, ... der möglichen Interpretationen eines Textes T zu spezifizieren, die relativ zu den einschlägigen Wissensbasen aufgebaut werden können. Insofern kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Versuch, eine K-Literaturwissenschaft zu etablieren, in der Tat – wie schon angemerkt – darauf hinausläuft, die Literaturwissenschaft paradigmatisch zu erneuern. Und wer der Auffassung ist, die Literaturwissenschaft sei einer paradigmatischen Erneuerung in keinsten Weise bedürftig, sondern so, wie sie ist, in jeder Hinsicht optimal konzipiert und betrieben, der kann in dem kognitiv modifizierten zweiten Jakobsonschen Programm – und gerade in ihm – nur den Ausdruck eines kognitionswissenschaftlichen Imperialismus sehen; die Etablierung einer K-Literaturwissenschaft kann für ihn nur der totalen Heteronomisierung der Literaturwissenschaft gleichkommen.

Die Literaturwissenschaft wird – wie bereits angemerkt – primär im Rahmen der Nationalphilologien betrieben. Nun wurde zuvor, im Zuge der Erörterung von Jakobsons erstem Programm, bereits ausgeführt, dass ein Begriff wie der der Äquivalenzklasse und seine systematische Verwendung der Tradition der Nationalphilologien – und damit der in ihrem Rahmen betriebenen Literaturwissenschaft – vollkommen fremd ist. Wenn dies so ist – und daran, dass es so ist, dürfte nur wenig Zweifel bestehen –, dann sind für die Kognitionswissenschaft und mithin für die K-Literaturwissenschaft zentrale Begriffe – Begriffe wie der der Berechenbarkeit, der Turingmaschine, und vergleichbare Begriffe – der Tradition der Nationalphilologien noch ungleich fremder. Insofern kann, wer von der Vortrefflichkeit der nationalphilologischen Forschungspraxis überzeugt ist, im Bemühen um die Entwicklung einer K-Literaturwissenschaft nur einen Anschlag auf die gesamte nationalphilologisch/literaturwissenschaftliche Tradition sehen. Diese Sichtweise ist sicher gerechtfertigt. Anzumerken ist allerdings, dass das Wesen eines Paradigmenwechsels geradezu darin besteht, dass eine Disziplin so grundsätzlich erneuert wird, dass sie ihren Traditionen ganz oder in wesentlichen Teilen entfremdet wird. Und mit dem Bemühen um die Entwicklung einer K-Literaturwissenschaft ist sicher der Versuch verbunden, einen Paradigmenwechsel in der Literaturwissenschaft herbeizuführen. Man kann diesen Versuch – aus welchen Gründen auch immer – für verfehlt halten. Aber er ist sicher nicht deshalb verfehlt, weil er – falls er denn jemals gelingen sollte – eben die Konsequenzen hat, die Paradigmenwechsel üblicherweise zu haben pflegen.

Mit dem Imperialismus-Vorwurf, der gegen das erste Programm Jakobsons erhoben wurde, verband sich der Vorwurf, dass die Realisierung dieses Programms zur Trivialisierung der Literaturwis-

senschaft führe. Lässt sich dieser Vorwurf auch gegen das zweite Programm Jakobsons – speziell dann, wenn es kognitiv modifiziert wird – geltend machen? Das modifizierte zweite Programm läuft, wie zuvor skizziert, auf die Formulierung von Gesetzen der Interpretation von literarischen Texten hinaus. Falls seine Realisierung sich als möglich erweist, stellt diese seine Realisierung zugleich eine Widerlegung des literaturwissenschaftlichen Singularismus dar, der sich aus den zuvor zitierten Passagen von Rickerts Werk von 1926 ergibt. Mit anderen Worten: der Trivialisierungs-Vorwurf, der gegen das erste Programm Jakobsons geltend gemacht wurde, lässt sich gegen das zweite Programm Jakobsons, speziell in seiner kognitiv konzipierten Variante, sicher nicht ohne weiteres erheben – die einmal formulierten Interpretationsgesetze kann man kritisch überprüfen, man kann sie modifizieren, revidieren und optimieren. Aber man kann sie schwerlich als trivial abtun; wer Rickerts Feststellungen für nicht-trivial hält, kann auch ihre Widerlegung nicht für trivial halten.

Diese Widerlegung allerdings setzt die Formulierung von Interpretationsgesetzen voraus. Aber beim derzeitigen Stand der Dinge ist kein einziges Interpretationsgesetz bekannt, und mehr noch: es ist auch kein einziges der für die Kognitionswissenschaft konstitutiven Brückengesetze bekannt. Die Kognitionswissenschaft ist, unerachtet des Umstandes, dass sie institutionell sehr wohl bereits präsent ist, wissenschaftssystematisch weit mehr Programm als disziplinäres Faktum; insofern ist auch das zweite, kognitiv modifizierte Jakobsonsche Programm nicht mehr als eben dieses: nämlich ein Programm, und die Möglichkeit einer K-Literaturwissenschaft, die aus diesem Programm abgeleitet wurde, ist nicht mehr als ein Element des Möglichkeitsraums: die K-Literaturwissenschaft ist auch nicht annähernd so weit realisiert, als dass sie eine realistische Alternative zu der Literaturwissenschaft darstellen könnte, die herkömmlicherweise in den Nationalphilologien betrieben wird. Und es gibt durchaus Auffassungen, denen zufolge dieser Möglichkeitsraum – der Raum, in dem die Kognitionswissenschaft, die Realisierung des kognitiv modifizierten zweiten Jakobsonschen Programms und mithin die K-Literaturwissenschaft systematisch möglich sind – ein Raum von Illusionen ohne Ende ist.

9. In einem 1986 veröffentlichten Aufsatz, der einige Kontroversen auslöste und noch immer kontrovers diskutiert wird, entwickelte Donald Davidson die These, eine genauere Untersuchung der Dinge zeige, dass ein „commonly accepted account of linguistic competence and communication“ unhaltbar ist, und dass „there is no such thing as a language, not if a language is anything like what many philosophers and linguists have supposed. There is therefore no such thing to be learned, mastered, or born with.“ (Davidson 1986: 446). Was es gibt, ist der Interpretierer: nämlich der Interpretierer von Äußerungen, und in normalen Kommunikationssituationen macht der Interpretierer von einer Vielzahl von Annahmen und Vermutungen über den Sprecher und die Welt Gebrauch, um Äußerungen verstehen zu können: er „adjusts his theory“ und modifiziert die „prior theory“ zu einer „passing theory“, die immer wieder der Situation angepasst wird. Und „knowing a passing theory is only knowing how to interpret a particular utterance on a particular occasion“: es gibt kein gemeinsames Wissen der Individuen; die Interpretierer verfügen vielmehr über die „ability to converge on passing theories from utterance to utterance.“ Dabei gibt es keine „shared grammar or rules“, die dem Interpretationsprozess zugrunde liegen – es gibt keine „portable interpreting machine“ – und deshalb ist man genötigt, nicht nur „the ordinary notion of language“ aufzugeben, „but we have erased the boundary between knowing a language and knowing our way around the world generally“ (Davidson 1986: 445).

Die Auffassungen, die Davidson hier geltend macht, können (und sollen) hier nicht in allen ihren Konsequenzen ausgelotet werden. Aber eines ist klar: wenn Davidsons Thesen zutreffen, dann folgt sofort, dass die Linguistik – auch wenn sie als akademische und universitäre Unternehmung noch so präsent sein mag – systematisch, als wissenschaftliche Disziplin, nicht möglich ist. Und ebenso folgt, dass die Kognitionswissenschaft als wissenschaftliche Disziplin nicht möglich ist, da es eine wissenschaftliche Disziplin, die sich mit dem Interpretierer – dem Hörer – in allen seinen Aspekten – der speziellen Struktur der Kommunikationssituationen, in denen er sich befindet, seiner molekularen Struktur und deren Zuständen, und so weiter, und so weiter – nicht geben kann, denn sie ist nichts anderes als die Wissenschaft von Allem und Jeden, und „in rational inquiry, in the natural sciences or elsewhere, there is no such subject as «the study of everything»“ (Chomsky 2000: 49). Ist das Projekt der Kognitionswissenschaft – und mit ihm das Projekt einer K-Literaturwissenschaft – in Ansehung der Thesen Davidsons gescheitert, bevor auch nur die ersten ernsthaften Schritte zu seiner Realisierung getan worden sind?

Und man erinnere sich: das zweite Jakobsonsche Programm einer Integration von Linguistik und Literaturwissenschaft – das Programm in seiner ursprünglichen, nicht modifizierten Version –, schei-

terte, weil die integrierende Disziplin – die Semiotik – zur Wissenschaft von Allem und Jeden mutierte. Ist die Kognitionswissenschaft nichts anderes als eine kognitiv gewendete Version der Semiotik und als solche genau so verfehlt, wie es die Semiotik von Anfang an war? Ist insofern nicht auch die Idee einer K-Literaturwissenschaft bestenfalls Ausdruck eines naiven methodologischen Illusionismus?

Wie kommt Davidson zu seinen zuvor mitgeteilten, zweifellos spektakulären Thesen? Er kommt – grob, aber sicher nicht vergrößernd gesagt zu diesen seinen spektakulären Thesen, indem er den Interpretationsprozess radikal individualisiert. Die diversen Interpretationssituationen werden von ihm als, letztlich, inkommensurabel dargestellt. Und man erinnere sich in diesem Zusammenhang noch einmal: war es nicht die radikale Individualisierung, die Rickert zu dem zuvor angesprochenen Singularismus führte? Sind Davidsons Thesen der implizite Versuch einer Rechtfertigung des Rickertschen Singularismus und der mit ihm verbundenen Deutung der Unterscheidung von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft?

Fragen über Fragen. Ob sie überhaupt einer signifikanten Antwort zugänglich sind, muss offen bleiben – an dieser Stelle jedenfalls können sie nicht beantwortet werden: „Der Vorhang fällt/ und alle Fragen sind offen.“

Epilog oder Schlegel und Novalis

Was soll man vor diesem Hintergrund von den beiden Programmen Jakobsons halten? Was sollen die Literaturwissenschaftler und die Linguisten tun, die – sozusagen trotz allem, in stoischem Gleichmut oder von tiefster Verzweiflung zerrüttet – an den mit diesen beiden Programmen verbundenen Ideen festhalten? Was soll man den Literaturwissenschaftlern und Linguisten empfehlen, die – nahezu wider alle Vernunft – an der Auffassung festhalten, es sei zumindest lohnenswert, die beiden von ihnen vertretenen Disziplinen in eine erklärbare und erklärte Beziehung zueinander zu setzen? Die Antwort auf diese altmodische Frage fällt leicht. Und sie fällt auch vergleichsweise altmodisch aus. Es ist wohl am besten, wenn der Linguist und der Literaturwissenschaftler sich systematisch so verhalten, wie Schlegel und Novalis sich einmal verhalten haben. Robert Gernhardt, dem großen Dichter, ist es gelungen, zu erforschen, was damals geschah, in Öresund. Hier ist das Ergebnis seiner Forschungen:

3. VERSUCH

(zur Beantwortung der Frage, warum Herr Schlegel so kregel war)

Herr Schlegel kam – aus welchem Grund
 auch immer – einst nach Öresund,
 fand dort sehr schnell ein Bierlokal
 und sprach zu sich: „Na schau’n wir mal,
 ob unser alter Freund Novalis
 nicht ebenfalls in diesem Saal is’!“
 Und richtig! Denn wer stand am Tresen?
 Na, das ist ein Hallo gewesen!
 War das ein Jubeln, das ein Winken,
 ein Schwatzen, Scherzen, Juchzen, Trinken –
 sogar die kühlen Dänen staunten
 beim Anblick dieser Gutgelaunten.

ANHANG A

TUTZINGER IDIOSYNKRASIEN ZUR UNIVERSITÄTSREFORM

Vom 11. bis 13. 12. 2001 führte der Global Challenges Network e.V. im Forum für junge Erwachsene der Evangelischen Akademie Tutzing unter dem Titel „Zukunftsfähige Wissenschaft braucht Querdenken – Herausforderung für Forschung und Lehre durch Nachhaltigkeit“ eine Tagung durch, in der die Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer Verbesserung der Wissenschaften und der Universitäten zur Debatte standen. Über diese Fragen ist am 11.–13. 12. 2001 in Tutzing ganz sicher nicht zum ersten Mal nachgedacht worden; sie stehen seit langen zur Diskussion an. Nahezu alle Institutionen, die mit den Wissenschaften und den Universitäten befasst sind, äußern sich zu diesen Fragen; zu ihnen sind Bücher und Aufsätze geschrieben worden und reichlich Stellungnahmen abgegeben worden. Das Thema der Tutzinger Tagung zeichnet sich also nicht gerade durch Originalität aus. Die Antwort dagegen, die in Tutzing auf diese Fragen erarbeitet wurde, ist mehr als überraschend. Wie erreicht man, Tutzinger Meinung zufolge, eine Verbesserung der Universitäten und der Wissenschaften? Die Antwort auf diese Frage ist mit dem Titel, unter dem die Tutzinger Tagung veranstaltet wurde, bereits gegeben: Das erreicht man durch nachhaltiges Querdenken. Was aber ist Querdenken? Und wie erreicht man durch nachhaltiges Querdenken eine Wissenschaftsverbesserung und in ihrem Gefolge eine Universitätsverbesserung? Ein kurzer Blick auf die veröffentlichten Dokumente der Tagung erlaubt es, diese Fragen einer Antwort zumindest näher zu bringen.

I

Eine Verbesserung der Universitäten und der Wissenschaften erreicht man sicher nicht von heute auf morgen. Dazu ist zweifelsfrei eine Mehrzahl von Schritten erforderlich, und diese Verbesserungsschritte einzuleiten hat sicherlich auch nur dann Sinn, wenn der Verbesserungsversuch von einer sorgfältigen Bestandsaufnahme, einer gründlichen Analyse des *status quo* der Universitäten und der Wissenschaften ausgeht. Oder von einer eher intuitiven Erfassung der derzeitigen Lage ausgeht. Eben dieses war in Tutzing der Fall. Und diese intuitive Erfassung der Lage bot zunächst und vor allem Anlass zur Studentenbeschimpfung:

„Aus der Schule entlassen mit einer Mehrzahl verschiedener Themen- und Interessenfelder, begegnen die Anfänger an der Universität nicht selten Dozenten, die hervorragende Spezialisten auf ihrem Gebiet sein mögen, aber völlig hilflos und uninteressiert sind, wenn es darum geht, ihren Hörern die Darstellung dieses Gebiets in größere Zusammenhänge zu erleichtern. Genau dies aber benötigen sie. Sie können es freilich von denjenigen, die es selber nicht wissen oder es nur vorurteilbehaftet darzulegen vermögen, nicht erhalten. Gerade die Besten der Jungen sind durch die Struktur des Systems gefährdet. Es begünstigt die ohnehin Schmalspurigen, weniger Kreativen, Anpassungswilligen. Ist eine solche Wissenschaft wirklich in der Lage, die großen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme durch den Übergang zu einer nachhaltigen Entwicklung zu lösen? Probleme, die sie zu einem guten Teil mitgeschaffen hat? Sie ist es nicht.“ (Christiane Busch-Lüty und Peter Finke, „Nachhaltigkeit – Herausforderung für Wissenschaft und Forschung“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 2–5, hier: S. 4).

Da nehmen also junge Leute ihr Studium auf und versuchen es – was ja so falsch nicht sein kann – abzuschließen, um tüchtige Juristen, Ingenieure, Lehrer, Betriebswirte oder Pfarrer zu werden. Die Meisten von ihnen wissen natürlich nur allzu gut, dass ihr Studium nicht der Hege und Pflege aller ihrer in ihrer der Schulzeit ausgebildeten Interessen dienen wird und dienen kann, sondern sie vor neue Anforderungen stellen wird. Sie wissen, dass es an den Universitäten nicht, wie an den Schulen, um Allgemeinbildung geht, sondern um den Erwerb spezieller, disziplinspezifischer Wissensbestände. Sie wissen, dass der Erwerb dieser speziellen Wissensbestände sich zwangsläufig unter anderen Bedingungen vollziehen muss als der Erwerb der schulisch vermittelten Allgemeinbildung. Und sie wollen den Anforderungen, die an sie gestellt werden, gerecht werden.

Aber wer mit dieser Zielsetzung an die Universität kommt, der gehört – wie Busch-Lüthy und Finke lakonisch feststellen – zu den vom System begünstigten „ohnehin Schmalspurigen, weniger Kreativen, Anpassungswilligen“. Er ist also von vornherein Teil einer Negativauslese. Wer dagegen nicht versucht, sein Studium zügig abzuschließen, sondern, statt zu studieren, seine Energien auf die

Lösung der großen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme verwendet, hat gute Aussichten, von Busch-Lüty und Finke zur studentischen Elite gerechnet zu werden.

Überhaupt ist dies charakteristisch für die Tutzingener Betrachtungen zur Universitätsreform: dass in sie ein Vielzahl von zumeist unbewiesenen und nicht einmal plausibel gemachten, dafür mit massiven Bewertungen versetzten Behauptungen eingehen. Durch diese Bewertungen wird die Bevölkerung dieser Welt gewissermaßen in zwei Gruppen zerlegt: in die Gruppe der Tutzingener Querdenker, die wissen, wie es sich mit den Dingen dieser Welt verhält – und die Gruppe derer, die den Dingen dieser Welt, da sie keine Querdenker sind, epistemisch hilflos gegenüber stehen. Dies ist, wie man 1968 zu sagen pflegte, die Gruppe der Fachidioten. Aber in Tutzing fiel kein Wort von 1968. Kein Wort über Herrschaftswissen und die gesellschaftliche Bedingtheit des Wissens und der Wissenschaft. Die Tutzingener Tagung war im Kern nichts anderes als eine ideologiekritische Veranstaltung, aber diese Veranstaltung fand nicht nur zeitlich, sondern auch epistemisch weitab von 1968 statt.

Sie hatte auch eine gruppeninterne Funktion. Die Querdenker zelebrierten sich selbst: selbstgerecht, besserwisserisch, naiv und unpolitisch. Sie bestätigten sich darin, dass sie sich von den Idioten, die ansonsten die Welt bevölkern, grundlegend unterscheiden. Die aber gehören, da sie zu dumm sind, um sich auf die hohe Kunst des Querdenkens zu verstehen, nachhaltigst beschimpft. Der Ton, in dem die Tagung stattfand, war primär der Ton eines nicht-argumentativen Gepolterers und einer besserwisserischen, sich selbst dabei beweihräuchernden Idiotenbeschimpfung.

Zugleich erhalten die Wissenschaften ihre Aufgabe zugewiesen; sie besteht – Busch-Lüthy und Finke zufolge – darin, „die großen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme durch den Übergang zu einer nachhaltigen Entwicklung zu lösen.“ Angesichts dieser Aufgabe hat die Wissenschaft versagt. Aber ist es in der Tat ihre Aufgabe, „die großen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme“ – worin sie bestehen, wird von Busch-Lüthy und Finke geheim gehalten – „durch den Übergang zu einer nachhaltigen Entwicklung“ – was immer das sein mag – „zu lösen.“

Sind die Wissenschaften also doch, wie man es 1968 haben wollte, politische Unternehmungen?

Man stellt der Wissenschaft eine Aufgabe, die sie nicht hat und nicht haben kann, und kritisiert sie dann dafür, dass sie diese Aufgabe nicht gelöst hat oder zu ihrer Lösung betrügt. Es ist so, als ob einen Fußballbundesliga-Spieler dafür kritisiert, dass er nicht Olympiasieger im Eisschnelllauf geworden ist. Es ist albern.

II

„Auch wenn es offenkundig ist, dass ein Großteil der heutigen Studentengeneration auf möglichst schnelle Abschlüsse seiner Fachstudien aus und – aufgrund immer rigiderer Anforderungen – anscheinend nicht bereit ist, die zusätzlichen Mühen des Studierens größerer Zusammenhänge auf sich zu nehmen, ist es doch wahrscheinlich, dass sie hierbei nur die Opfer eines Systems sind, das ihnen eine wirkliche Alternative vorenthält.“ (Christiane Busch-Lüty und Peter Finke, „Nachhaltigkeit – Herausforderung für Wissenschaft und Forschung“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 2–5, hier: S. 4).

III

„Der Hauptunterschied im Natur- und Menschenbild der modernen Denkweise zur klassischen liegt in der völligen Einbettung des Menschen in einer zusammenhängenden, *immateriell fundierten* Welt, die vom Menschen nicht nur Verantwortung für seine eigene Gattung, sondern auch für alles Leben, auch für das dieses tragende Unbelebte fordert im Sinne einer Kooperation mit der Evolution, eines synergetischen Zusammenspiels von Mensch mit Menschen und Mensch mit seiner Mitwelt.“ (Hans-Peter Dürr, „Was heißt wissenschaftliches Querdenken?“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 6–9, hier: S. 7/8 [Hervorhebung S.K.]).

„Die primär unbegreifliche Wirklichkeit als „Potentialität“ führt nunmehr dazu, dass wir als Menschen eine *doppelte Beziehung* zur Wirklichkeit besitzen. [Erstens] erleben wir sie unmittelbar durch eine Innensicht als das „Ich“. [Dieser Sichtweise] steht eine zweite Sichtweise, eine Außenansicht der Wirklichkeit gegenüber, die es uns aufgrund eines hellen Bewusstseins [...] erlaubt, die Wirklichkeit in ihrer geronnenen, materiell-energetischen Form betrachten können. [Diese beiden Sichtweisen] sind in einer gewissen Weise komplementär.

Die Außensicht wird möglich, wenn sich in unserem unmittelbaren Erleben „Objekte“ vom wahrnehmenden „Ich“ als Subjekt abspalten [...]. Diese Abspaltung gelingt nur in der Vergrößerung [...].“ (Hans-Peter Dürr, „Was heißt wissenschaftliches Querdenken?“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 6–9, hier: S. 8).

IV

„Solches Beziehungsdenken oder Querdenken ist [...] geeignet, [...] Wissen in etwas wie Weisheit zu verwandeln.“ (Hans-Peter Dürr, „Was heißt wissenschaftliches Querdenken?“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 6–9, hier: S. 9).

„Exaktheit ist nur möglich durch eine geeignete Abtrennung und Isolierung vom übrigen, wodurch der Kontext zerstört wird, der für eine Beurteilung der Relevanz notwendig ist. [Kontextwissen, das eine solche Bewertung erlaubt, verlangt] deshalb „Mut zur Unschärfe“. In diesem Sinne deutet Unschärfe nicht auf einen Mangel an Schärfe oder Exaktheit, sondern auf den dadurch erst möglichen Vorteil, Zusammenhänge, Beziehungsstrukturen, Abhängigkeiten besser wahrnehmen zu können. (Hans-Peter Dürr, „Was heißt wissenschaftliches Querdenken?“, in: pö-forum „Zukunftsfähige Wissenschaft“ 2002 (?) 6–9, hier: S. 9).

V

Worin also besteht die in Tutzing erarbeitete Alternative zur bisherigen Wissenschafts- und Universitätspolitik? Die Antwort auf diese Frage ist leicht ausgemacht.

Sie besteht in der T-Metapher (Dürr) beziehungsweise +-Metapher (Finke) und den Spekulationen, auf deren Basis Dürr diese Metaphorik legitimiert.

Sie besteht in der Forderung, für alle ein *studium generale* obligat zu machen, das dem Studium in den Disziplinen in jeder Hinsicht gleichgestellt ist. Die Generalisten sollen in diesem ihren Studium promovieren und habilitieren können; die DFG soll die entsprechenden Förderungsmaßnahmen einleiten, entsprechende Forschungsprojekte finanzieren und ein entsprechendes Gutachtergremium einrichten, dessen Mitglieder wohl auch noch in den „herkömmlichen“ disziplinären oder interdisziplinären Gutachtergremien vertreten sein und in ihnen eine Art Oberaufsicht führen sollen.

Die Tutzinger wollen Einfluss haben, sie wollen Macht.

Und dies ermöglicht es den Tutzington sich selbst zu erheben und auf alle, die anderer Auffassung sind als sie selbst es sind, herabzuschauen. Es ermöglicht es ihnen, sich in selbstgerechter Selbstbeweihräucherung zu ergehen.

ANHANG B (AUS DILTHEYS DISZIPLINEN)

In diesem Abschnitt befinden sich Texte, die aus einer ansonsten zu den „Hybridsystemen“ identischen Datei mit dem Titel „Diltheys Disziplinen“ stammen. Da diese beiden Dokumente bis auf die folgenden Teile und den ersten Abschnitt „Verschiedenes, auch eine Marx-These betreffend“ identisch sind, habe ich sie hier angehängt. AB.

INDIVIDUEN UND KOLLEKTIVE

BESUCH IN DER MÜHLE

„On est obligé d’ailleurs de confesser que la perception et ce qui en depend est inexplicable par des raisons mecaniques, c’est à dire, par les figures et par les mouvemens. Et feignant qu’il y ait une Machine, dont la structure fase penser, sentir, avoir perception; on pourra la concevoir aggrandie en conservant les mêmes proportions, en sorte qu’on y puisse entrer, comme dans un moulin. Et cela posé, on ne trouvera en la visitant auedans, que des pieces qui se poussent les unes les autres, et jamais de quoi expliquer une perception. Ainsi c’est dans la substance simple, et non dans le composé ou dans la machine qu’il la faut chercher. Aussi n’y a-t-il que cela qu’on puisse trouver dans la substance simple, c’est à dire, les perceptions et leurs changemens. C’est en cela seul aussi que peuvent consister toutes les Actiones internes des substances simples.“ Gottfried Wilhelm Leibniz, *Les principes de la Philosophie ou Monadologie*, §17. 1714

Das Leib/Seele-Problem gilt als eines der zentralen Probleme der Philosophie.³⁵ In der Form, in der dieses Zentralproblem üblicherweise aufgeworfen wird, hat es seinen Ursprung in der Cartesischen Philosophie, für die es konstitutiv ist, zwischen der *res extensa* – dem Leib beziehungsweise dem Körper – und der *res cogitans* – der Seele, besser wohl: dem Geist oder, in einer gängig gewordenen Terminologie, der Kognition – *ontologisch* zu unterscheiden. Nun ist die Cartesische Ontologie, sofern sie auf diesem ontologischen Dualismus aufbaut, sicher obsolet geworden. Mit anderen Worten: die Zwei-Reiche-Lehre, die den Kern der dualistischen Ontologie ausmacht – die Unterscheidung zwischen dem Reich der materiellen Dinge einerseits und dem Reich der immateriellen Dinge andererseits, ist insbesondere auf Grund der Fortschritte, die im Rahmen der biologischen Untersuchung des Gehirns erzielt wurden, unhaltbar geworden: Es gibt keinen vernünftigen Grund mehr für die Annahme, dass der Mensch ein Doppelwesen ist, das aus einer (materiellen) *res extensa* und einer (immateriellen) *res cogitans* besteht. Gleichwohl sind die folgenden Bemerkungen, die sich im wesentlichen auf das Leib/Seele-Problem beziehen, weitgehend in einer quasi-cartesischen, also dualistischen Terminologie abgefasst. Das heißt nicht, dass sie in irgendeiner Form auf eine Rehabilitierung der Cartesischen dualistischen Ontologie abzielten – das Gegenteil ist der Fall.³⁶ Aber die Sprache, in der die Cartesische Ontologie formuliert ist, ist so etwas wie die Mitteilungssprache derer geworden, die sich mit der Körper/Geist-Problematik befassen, und zwar auch dann, wenn ihre Argumentationen inkonsistent mit der dualistischen Ontologie Descartes sind.³⁷ Diesem terminologischen Usus sind auch die

³⁵ Diese Charakterisierung des Leib/Seele-Problems ist natürlich nur unter der Voraussetzung stichhaltig, dass (a) es philosophische Probleme gibt, und dass (b) das Leib/Seele-Problem eines dieser Probleme ist. Die Ausführungen im folgenden dürften deutlich machen, dass diese Voraussetzung in Ansehung *beider* ihrer Komponenten mehr als nur nicht-trivial ist. Verbindet man sie zudem mit der doch naheliegenden Annahme, dass es zu genuin philosophischen Problemen – sofern eine Lösung für sie existieren sollte – auch nur eine genuin philosophische, also nicht innerhalb der Wissenschaften mögliche Lösung geben kann, erhellt die mit der Voraussetzung verbundene Problematik noch unmittelbarer. Denn dann eben gilt auch, dass es eine Klasse von Problemen und Problemlösungen gibt, die diesseits oder jenseits der Wissenschaften existiert. Die Philosophie ist damit eine Disziplin, die definitiv außerhalb der Wissenschaften steht. Die mit dieser Positionierung der Philosophie verbundene Problematik wird im folgenden noch mehrfach angesprochen, wobei auch die Frage, ob die skizzierte Zerlegung der Probleme, die sinnvollerweise aufgeworfen werden können, in zwei disjunkte Problemklassen – die philosophischen Probleme einerseits und die wissenschaftlichen Probleme andererseits – in der Tat, wie häufig angenommen wird, erschöpfend ist, eine erhebliche Rolle spielen wird.

³⁶ Das heißt jedoch nicht, dass es darum ginge, für die Gegenposition zum Dualismus – also für einen wie auch immer gearteten Monismus – zu argumentieren. Der Monismus – der im übrigen zumeist als Materialismus konzipiert ist – ist, wie sich zeigen wird, genauso grundfalsch wie der Dualismus. Der Auffassung zufolge, die im folgenden entwickelt wird, ist das Körper/Geist-Problem – sofern es denn überhaupt ein Problem, und zwar ein *philosophisches* Problem sein sollte – kein Problem, das auf die Art, in der es in der Philosophie üblicherweise abgehandelt wird, sinnvoll thematisiert werden kann. Das Körper/Seele-Problem ist, kurz gesagt, kein ontologisches, sondern ein epistemisches Problem, und ein großer Teil der Konfusionen, die mit der Behandlung dieses Problems verbunden sind, rührt daher, dass dieses epistemische Problem als ontologisches Problem thematisiert wird.

³⁷ Dieses Festhalten an der Cartesischen Terminologie hat jedoch nicht nur historische, sondern auch systematische Gründe. Denn natürlich ist es nicht nur sinnvoll, sondern sogar epistemisch unverzichtbar, zwischen materiellen – zum Beispiel physikalischen – Tatbeständen und geistigen, mentalen – zum Beispiel mathematischen oder psychologischen – Tatbeständen zu unterscheiden, und diese Unterscheidung ist es, an der mit der Option für die quasi-cartesische Terminologie, in der diese Bemerkungen formuliert sind, festgehalten wird. Das heißt nicht, dass die Cartesische Zwei Reiche-Lehre hier in Form eines Eigenschaften-Dualismus neu belebt werden soll, und warum es das nicht heißt, wird im folgenden deutlich werden.

folgenden Bemerkungen verpflichtet, die im übrigen nicht systematisch geordnet, sondern eher „verstreut“ zusammengestellt sind. Sie sind also – wie Kant sagen würde – rhapsodistisch zusammengefasst. Entsprechend ist der mit ihnen verbundene Anspruch denkbar gering. Es geht ganz und gar nicht darum, mit diesen Bemerkungen, eine wie auch immer geartete Lösung des Körper/Geist-Problems oder gar eine „neue“, bislang nicht in Betracht gezogene Lösung dieses Problems zu präsentieren. Es geht allein darum, einige Teile der epistemischen Landschaft zu vermessen, in der das Körper/Geist-Problem angesiedelt ist. In dieser Landschaft ist an prominenter Stelle auch die von Leibniz bemühte Mühle angesiedelt. Diese Mühle ist in dem eingangs angeführten Zitat kurz charakterisiert, und diese Charakterisierung dürfte deutlich machen, dass Leibniz die Mühle, wie man im Rahmen der gegenwärtigen philosophischen Argumentationspraxis sagen kann, im Zuge eines Gedankenexperiments bemüht, das im Umfeld des Körper/Geist-Problems durchgeführt hat.³⁸ Dieses Gedankenexperiment ist durchaus exemplarisch für die philosophische Landschaft, um deren Vermessung es geht, und deshalb kann es auf wohl unproblematische Art in dem Titel verwendet werden, unter dem diese Bemerkungen zusammengefasst sind.

Aus der Annahme, dass die Geist/Gehirn-Konfiguration K_1 und die Hardware/Software-Konfiguration K_2 *berechnet* – und zwar *vollständig* berechnet – werden können, folgt – trivialerweise – nicht, dass für diese Konfigurationen K_1 , K_2 gilt, dass $K_1 = K_2$ ist.

(Irgendzwei Dinge sind nicht deshalb miteinander identisch, weil sie beide vollständig berechnet werden können. Lastkraftwagen und Tischfeuerzeuge können vollständig berechnet werden, aber deshalb wird wohl niemand behaupten, dass ein Lastkraftwagen und ein Tischfeuerzeug miteinander identisch sind.)

Aus der Berechenbarkeitshypothese folgt also nicht, dass sich in der K_1 -Konfiguration Geist und Körper so zueinander verhalten, wie sich in der K_2 -Konfiguration Software und Hardware – ein Programm und ein physikalisches System, auf dem es implementiert ist – zueinander verhalten.

Und diese letztere Hypothese – nicht aber die Berechenbarkeitshypothese – ist es, die das zentrale Element dessen ausmacht, was üblicherweise als die „Computemetapher des menschlichen Geistes“ bezeichnet wird. Diese Metapher aber kann der Berechenbarkeitshypothese nicht abgewonnen werden, und Berechenbarkeitshypothese setzt diese Metapher erst recht nicht voraus.)

Daraus, dass es rein logisch möglich ist, die K_1 -Konfiguration vollständig zu berechnen, folgt nicht, dass die vollständige Berechnung der K_1 -Konfiguration menschenmöglich ist.

Denn die Vollständigkeit einer solchen Berechnung setzt nicht nur zureichende logisch-mathematische Kenntnisse, sondern auch zureichende empirische Kenntnisse der zu berechnenden Größe voraus.

Die Universalgrammatik (UG) ist, wie insbesondere Fodor (1983) herausgestellt hat, nicht Teil des Sprachbewusstseins der Individuen. Aus dem Umstand, dass die UG nicht Teil des Sprachbewusstseins ist – und die UG-Parametrisierung folglich auch kein dem Bewusstsein der Sprecher/Hörer *qua* Sprecher/Hörer zugänglicher Prozess ist (und, den Argumenten Fodors zufolge, auch nicht sein kann) – folgt trivialerweise natürlich nicht, dass die Individuen über kein Sprachbewusstsein verfügen oder die linguistische Untersuchung dieses Sprachbewusstseins trivial wäre. Was folgt ist nur, dass die Tatbestände des Sprachbewusstseins vernachlässigt werden können, wenn die Bedingungen der UG-Parametrisierung thematisiert werden. Dies festzustellen kommt jedoch, laut Searle (1992), – unerachtet des Umstands, dass Searle die Chomsky/Fodorsche These von der genetischen Fundiertheit der UG-Zustände akzeptiert – einer Absurdität gleich. Searle zufolge ist die von Fodor skizzierte Konzeption ganz und gar unhaltbar; sie ist begrifflich abwegig und empirisch leer. Searle insistiert darauf, dass es – entgegen den Fodorschen Ausführungen – mentale Zustände nur als bewusste Zustände geben. Da die Annahme, dass es mentale Zustände gibt, die sich durch eine unbewusste UG-Kennntnis

³⁸ Die gegenwärtige Philosophie – und das heißt hier: die gegenwärtige analytische Philosophie – ist sicher nicht ganz und gar falsch charakterisiert, wenn man sie als Unternehmung zum Zwecke der Produktion von Gedankenexperimenten charakterisiert. Mit diesen Gedankenexperimenten wurde ein reichhaltiges Entitätenkabinett erzeugt, in dem beispielsweise die Zwillingserde, ein Chinesisches Zimmer, Zombies und Hasenphasen, aber auch Jerry Fodors Großmutter enthalten sind. Im folgenden wird es auch um die Erörterung der Frage gehen, ob die Erzeugung dieses Entitätenkabinetts den Fortschritt der philosophischen Erkenntnis – falls es sie denn geben sollte – befördert hat, oder ob dieser fast zwanghafte Hang zur Produktion von Gedankenexperimenten Ausdruck des Tatbestands ist, dass die philosophische Reflexion im wesentlichen auf die Bearbeitung von Problemen abzielt, die man sich vernünftigerweise nicht einmal nach Feierabend stellen würde.

auszeichnen, mit seinem Bewusstseinsabsolutismus inkonsistent ist, folgert Searle, dass es die UG schlicht und einfach nicht gibt und nicht geben kann (cf. Searle 1992: 295 ff.). Searles Auffassungen beruhen letztlich wohl auf einer Position, die beispielsweise Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* wie folgt charakterisiert:

“Alle Vorstellungen haben eine notwendige Beziehung auf ein *mögliches* empirisches Bewußtsein: denn hätten sie dieses nicht, und wäre es gänzlich unmöglich, sich ihrer bewußt zu werden, so würde das soviel sagen, sie existierten gar nicht.”

Aber natürlich impliziert die Konzeption Fodors keineswegs, dass die den Sprecher/Hörern nicht-transparenten UG-Zustände einem empirischen Bewusstsein nicht zugänglich seien: Sie sind dem Bewusstsein des Linguisten zugänglich – die Aufgabe der Linguistik besteht wesentlich in der Explikation der den Sprecher/Hörern *qua* Sprecher/Hörer nicht-transparenten UG-Zuständen. Zu behaupten, dass die genetisch fundierten UG-Zustände grundsätzlich Zustände des Sprecher/Hörer-Bewusstseins sind, heißt also zu behaupten, dass jeder Sprecher/Hörer grundsätzlich als ausgebildeter Linguist geboren ist – und zu dieser Behauptung dürfte sich auch Searle nicht verstehen. – Mit dieser Feststellung ist im übrigen auch Searles Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer widerlegt, das im Kern nur eine Illustration seiner (unhaltbaren) These ist, dass Sprachkenntnis Sprachbewusstsein nicht möglich ist.

Dem Gedankenexperiment mit dem Chinesischen Zimmer liegt die Annahme zugrunde, dass die grammatische Beherrschung einer natürlichen Sprache L nicht ohne grammatisches L-Bewusstsein – und das heißt mindestens: ohne explizite grammatische L-Kenntnisse möglich ist. Nur dann, wenn diese Voraussetzung zutrifft, kann das Gedankenexperiment als Nachweis für die Unmöglichkeit einer starken KI oder als Nachweis für die Leere der Computermetapher des Geistes betrachtet werden. Und diese Voraussetzung ist nicht haltbar. Jeder grammatischen L-Beherrschung liegt das CP/IP-System zugrunde. Aber kein L-Sprecher/Hörer kennt, *qua* L-Sprecher/Hörer, das CP/IP-System. Niemand. Folglich ist, entgegen der Grundannahme des Gedankenexperimentes, die grammatische Beherrschung einer natürlichen Sprache L ohne explizite grammatische L-Kenntnisse – also ohne grammatisches L-Bewusstsein – möglich.

Searles Ausführungen zum Körper/Geist-Problem sind in wesentlichen Teilen nichts anderes als eine exzessive Verteidigung dessen, was üblicherweise *Volkspsychologie* genannt wird. Seine Kritik an der Chomskyschen Konzeption der Universalgrammatik ist nur ein Element dieser seiner Apologie der Volkspsychologie. Die mit ihr verbundene Linguistik-Kritik kommt letztlich der Feststellung gleich, dass eine seriöse Linguistik nur als Volkslinguistik möglich ist. (Und das CP/IP-System ist nun nicht einmal näherungsweise als Element einer Volkslinguistik denkbar. Da sind – beispielsweise – Klett-Sprachbücher für den Sek. I-Unterricht weit bessere Kandidaten.)

1. PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL

Wissenschaftliche Aussagen sind in der 3. Person formulierte Aussagen. Die Aussage „Hemeln liegt an der Weser“ ist hier exemplarisch; ebenso die Aussage „Hemeln und Bursfelde liegen an der Weser“. Die Option für die 3. Pers. macht deutlich, dass die Geltung einer wissenschaftlichen Aussage nicht davon abhängig ist, dass eine bestimmte Person X diese Aussage p formuliert hat, sondern dass es für p charakteristisch ist, dass eine X-beliebige Person diese Aussage hätte formulieren können. 3.-Pers.-Aussagen sind, in diesem Sinne, intersubjektive, objektive Aussagen. Dadurch unterscheiden sie sich von den Aussagen, bei deren Formulierung die 1. Person Singular oder die 1. Person Plural verwendet wird. Die Aussage „Ich habe Durst“ ist exemplarisch für eine 1.-Pers.-Sg.-Aussage, und die Aussage „Wir gehen zum Spiel des VfL“ ist exemplarisch für eine 1.-Pers.-Pl.-Aussage. Diese Aussagen unterscheiden sich grundsätzlich von den 3.-Pers.-Aussagen. Die 1.-Pers.-Singular-Aussage beinhaltet die Bezugnahme auf eine Einzelperson, den Sprecher, der das Individualsubjekt dieser Aussage ist, und die 1.-Pers.-Pl.-Aussagen beinhalten die Bezugnahme auf ein Kollektiv, das das Subjekt dieser Aussage ist. Die 3.-Pers.-Aussagen dagegen beinhalten keinerlei Bezugnahme auf ein Subjekt; eben deshalb liefern sie die Basis für die Formulierung wissenschaftlicher Aussagen.

Wissenschaftliche Aussagen unterscheiden sich – was immer exakt unter einer Wissenschaft zu verstehen sein mag – grundsätzlich von den Aussagen, in denen sich der gesunde Menschenverstand – der *common sense* – manifestiert. Denn diese Aussagen – die common-sense-Aussagen, oder kurz: die CS-Aussagen – sind grundsätzlich 1.-Pers.-Sg.-Aussagen beziehungsweise 1.-Pers.-Pl.-Aussagen. Unerachtet dieser grundsätzlichen Unterschiede, die zwischen den Aussagen der skizzierten Arten bestehen, legt die Flexionsmorphologie es jedoch [nahe], im Hinblick auf diese Aussagen einige Fragen zu stellen. Beispielsweise diese: Welche Beziehungen bestehen zwischen diesen Aussagen unterschiedlichen Typs? Lassen sich 1.-Pers.-Sg.-Aussagen beziehungsweise 1.-Pers.-Pl.-Aussagen in 3.-Pers.-Aussagen umformen? Oder ist diese Umformbarkeit in der anderen Richtung gegeben?

Diese Fragen sind, vielleicht entgegen dem ersten Anschein, nicht trivial. Sie betreffen vielmehr hochgradig gewichtige Probleme der Philosophie. Vielleicht betreffen sie auch Probleme der Wissenschaft; die Erörterung dieser Fragen wird zeigen, ob dies der Fall ist. Aber auf jeden Fall betreffen sie Probleme der Philosophie, und schon der zweite, genauere Blick auf sie kann zeigen, dass diese Probleme – wie bereits angemerkt – alles andere als randständig sind.

Wissenschaftliche Aussagen – 3.-Pers.-Aussagen – sind in einem gewissen, hier nicht näher zu spezifizierenden Sinne Antworten auf Fragen – Antworten auf Wie-Fragen einerseits, und Antworten auf Warum-Fragen andererseits. Sie sind Antworten auf die Frage, wie die Dinge sich verhalten, also Antworten auf die Frage, was der Fall ist. Und sie sind Antworten auf die Frage, warum die Dinge sich so verhalten, wie sie sich verhalten, also Antworten auf die Frage, warum der Fall ist, was der Fall ist. Antworten auf Wie-Fragen haben beschreibenden Charakter; Antworten auf Warum-Fragen sind erklärender Natur. Die Wissenschaften liefern Erklärungen und Beschreibungen; es ist für sie *wesentlich*, Erklärungen und Beschreibungen zu liefern (epistemische Unternehmungen, die diese Erklärungsleistungen und Beschreibungsleistungen nicht erbringen, würde man nicht Wissenschaften nennen).

„I want now to state some of my own views on so-called folk psychology (FP), because I do not believe they have been represented in the literature so far.“ (John R. Searle. *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass: MIT Press 1992, S. 58).

„[...] folk theories have to be in general true or we would not have survived. Folk physics can be wrong about peripheral issues, such as the movement of the celestial spheres and the origin of the earth, because it doesn't much matter. But when it comes to which way your body moves if you jump off a cliff or what happens if a huge rock falls on you, folk theories had better be right or we could not have survived.“ (59).

„[...] but my theory of cocktail parties is nowhere near as good as my theory of molecular physics, and there is no type reduction of cocktail parties to the taxonomy of physics. But all the same, cocktail

parties really do exist. The question of the reducibility of such entities is irrelevant to the question of their existence.“ (60).

„[...] and their irreducibility to a more fundamental science is irrelevant to their existence.“ (S. 61).

„1. In general, beliefs can be either true or false.“

2. Sometimes people get hungry, and when they are hungry they often want to eat something.

3. Pains are often unpleasant. For this reason people often try to avoid them.“ (S. 62).

„Lots of commonsense psychological beliefs have been shown to be false, and no doubt more will be.“ (S. 63).

„So common sense was wildly wrong about some aspects of the location of pains in physical space. But even such an extreme falsehood does not show – and could not show – that pains do not exist. What is actually likely to happen, indeed is happening, is that common sense will be supplemented with additional scientific knowledge. For example, we now recognize distinctions between long- and short-term memory, and between those and iconic memories, and these distinctions are the result of neurobiological investigations.“ (S. 63).

„On the one hand I will claim that consciousness is just an ordinary biological feature of the world, but I will also try to show why we find it almost literally inconceivable that it should be so.“ (S.

Siegfried Kanngießer

HYBRIDSPEKTRUM

INHALT:

1	DIESSEITS UND JENSEITS DER UNIVERSALGRAMMATIK.....	2
	LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN (siehe Limitationen).....	3
	X-GRÖßEN DER SPRACHKAPAZITÄT (siehe Limitationen).....	4
	STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE.....	5
	SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK.....	17
2	DYNAMIK DER GRAMMATIZITÄT.....	24
	VORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSALGRAMMATIK.....	25
	1 UG-Eingabe, UG-Struktur, UG-Ausgabe.....	25
	2 UG-Resistenz.....	27
	3 L-Performanz und L-Kompetenz.....	28
	4 Paradoxie der (P+K)-Konfiguration.....	30
	5 Rückblick auf die Geschichte der generativen Grammatik.....	32
	6 Paradoxie der X-Umgebungen.....	35
	7 L-Phylogenese.....	37
	MODALRÄUME DER SPRACHDYNAMIK.....	40
	1 Räume der L-Dynamik.....	40
	2 Kripke-Systeme.....	42
	3 Brouwersche Fundamente der I-Sprachdynamik.....	44
	MODALITÄTEN DER L-DYNAMIK.....	46
	1 Implikationen der UG-Parametrisierung.....	46
	2 V2-Konstellation.....	49
	3 Schaltungen des DC-Filters.....	50
3	HYBRIDSPEKTRUM DER SPRACHKAPAZITÄT.....	54
	STICHWORTE ZUM (I/I)-FILTER (siehe Limitationen).....	55
	Nachträge 2003 oder Hybridität der Sprachperformanz.....	55
	KOMPLEMENTSTRUKUREN DER SPRACHFORMATION.....	57
	1 I-Sprachformation und S-Sprachformation.....	58
	2 Grenzen der Universalgrammatik.....	60
	3 Elemente der S-Sprachformation.....	64
	4 Sprachqualifikationen.....	69
	5 Komplementärelemente der Sprachstruktur.....	72
	EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN (siehe Limitationen).....	77
	ANHANG (VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS, siehe Limitationen).....	78
	LITERATUR.....	79

1 DIESSEITS UND JENSEITS DER UNIVERSALGRAMMATIK

LIMITATIONEN DER SPRACHDISZIPLINEN

Der identische Text findet sich in Teil II, „Limitationen der Sprachdisziplin“, S. 69 ff. AB.

X-GRÖßEN DER SPRACHKAPAZITÄT

Der identische Text findet sich in Teil II, „Limitationen der Linguistik“, S. 24 ff. AB.

STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE

In der achten Auflage seiner zweifelsfrei klassischen „Prinzipien der Sprachgeschichte“, die in erster Auflage 1880 erschienen sind, trifft Hermann Paul im zehnten Paragraphen der Einleitung eine bemerkenswerte Feststellung. Er schreibt: „Ich habe es noch kurz zu rechtfertigen, dass ich den Titel *P r i n z i p i e n d e r S p r a c h g e s c h i c h t e* gewählt habe. Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nicht geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden, wenn auch vielleicht ohne sich klar darüber zu sein.“¹ Diese Sätze gab Paul, nahezu erblindet, noch 1920, also zu Beginn dieses Jahrhunderts in den Druck.¹ In der heutigen Zeit, kurz vor dem Eintritt in das 21. Jahrhundert, dürfte die von Paul mit ihnen getroffene Feststellung ihrerseits von der Mehrzahl der Linguisten in Abrede gestellt werden. Genauer gesagt: das, was Paul vergleichsweise umstandslos voraussetzt – nämlich die Alleingültigkeit des Paradigmas der historischen Spracherklärung –, ist für die Mehrzahl der Linguisten obsolet geworden. Für sie besteht der Versuch, „den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen“, im Normalfall gerade nicht darin, die historische Genese der sprachlichen Fakten zu spezifizieren – für sie geht es primär vielmehr darum, diese Fakten auf der Basis universeller Prinzipien zu erklären und zu beschreiben. An die Stelle des Paradigmas der historischen Spracherklärung sind andere Paradigmen getreten, so etwa ein Paradigma, das auf eine Kausalerklärung der sprachlichen Fakten abzielt, oder ein Paradigma, in dessen Rahmen es um eine funktionale Erklärung sprachlicher Prozesse geht. Der Erklärungsweg, der für Hermann Paul noch der einzig mögliche war, wird aus vielerlei Gründen als nicht mehr mit Aussicht auf explanativen Erfolg gangbar, vielleicht sogar als Irrweg angesehen. Der Versuch, „den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen“, macht es vielmehr erforderlich, Kausalstrukturen oder Funktionsstrukturen aufzudecken, aus denen sich der Zusammenhang und die Erscheinungen deduzieren lassen. Er macht es insofern erforderlich, auf (noch näher zu spezifizierende) Gegebenheiten zu rekurrieren, die einer rein historischen Betrachtung nicht zugänglich sind. Der Erklärungsweg, der in der Linguistik derzeit im Normalfall beschriftet wird, ist ein Weg, der diesseits oder jenseits des Weges verläuft, den die Linguistik Paul zufolge zu beschreiten hat. So paradox es auf den ersten Blick hin anmuten mag: auch die Erklärung der Tatbestände des Sprachwandels, um die es in diesem Band vor allem geht, ist nicht mehr primär dem Paradigma der historischen Spracherklärung verpflichtet. Sie wird vielmehr, wie die in diesem Band zusammengestellten Beiträge deutlich genug vor Augen stellen, im Rahmen von vollkommen anders konzipierten Paradigmen ins Werk zu setzen versucht.

Die Gründe für die Ablösung des Paradigmas der historischen Spracherklärung sind vielfältig, und sie sind im wesentlichen wohlbekannt. Gleichwohl ist es von Nutzen, zwei dieser Gründe –

¹ Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Adaptation der Einleitung zu Kanngießer/Vogel (1999). Diese Adaptation unterscheidet sich von dieser Studie, die unter dem Titel „Einleitung oder Probleme des Sprachwandels“ vorgelegt wurde, insbesondere in folgenden Hinsichten: Sie enthält *diverse* Generalisierungen der 1999 veröffentlichten Überlegungen, durch die die Grundzüge *aller* Standardmodelle der Sprachdiachronie deutlicher herausgestellt werden, als dies in der Arbeit von 1999 möglich war. Insofern beinhaltet die vorliegende Studie eine allgemeine Methodologie der Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie; das heißt: sie liefert eine *Explikation* des Begriffs „Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie“. In Konsequenz dieser Explikation dürfte auch die grundsätzliche Differenz, die zwischen diesen Standarderklärungen und den Nicht- Standarderklärungen – den Erklärungen der Sprachdynamik, wie sie in einer einschlägig modifizierten Version der von Chomsky (1981) begründeten und von Chomsky (1986) weiterentwickelten (P&P)-Theorie möglich werden (cf. hierzu Kanngießer 2004) – hinreichend deutlich ins Blickfeld geraten. *Ferner* stellt die vorliegende Adaptation den Versuch, die prinzipiellen Grenzen herauszuarbeiten, die allen Versuchen, Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie beizubringen, gesetzt sind; das heißt: Sie beinhaltet eine *grundsätzliche Kritik* der Standardmodelle der Sprachdiachronie. Schließlich beinhaltet die Adaptation nur insofern eine Bezugnahme auf die Beiträge zu Kanngießer/Vogel (1999), wie dies aus systematischen (und nicht nur, wie in der Arbeit von 1999, aus editorischen Gründen) geboten ist. In Summa kommt die vorliegende Studie in Folge dieser Ergänzungen und Erweiterungen somit einer *vollkommenen Umarbeitung* der Arbeit von 1999 aus; eine partielle Textidentität der beiden Arbeiten lässt die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede nur umso deutlicher hervortreten.

Gründe, denen wohl unstrittig ein besonderes Gewicht zukommt – kurz zu rekapitulieren. Sie tragen zur Spezifizierung der Perspektive bei, innerhalb derer sich die Untersuchung des Sprachwandels derzeit vor allem vollzieht.

Zum ersten hat die von de Saussure (1916) entwickelte rigide Unterscheidung zwischen Sprachsynchronie und Sprachdiachronie dem Paradigma der historischen Spracherklärung weitgehend den Boden entzogen, denn in Konsequenz dieser Unterscheidung bot sich erstmals die Möglichkeit einer dezidiert nicht-historischen Sprachbetrachtung. Mehr noch: sie hatte die Notwendigkeit einer nicht-historischen Sprachbetrachtung zur Folge. Die Untersuchung der Tatbestände der Sprachsynchronie ließ sich nur als strukturell-funktionale Untersuchung bewerkstelligen – damit war die Abkehr von dem von Paul propagierten Paradigma vollzogen. Sie wurde stabilisiert durch die mit der genannten Unterscheidung verbundene – und nachfolgend nahezu generell akzeptierte – These vom Primat der Betrachtung der Sprachsynchronie gegenüber der Betrachtung der Sprachdiachronie, derzufolge die Erklärung sprachdiachroner Prozesse die Erklärung sprachsynchrone Gegebenheiten voraussetzt. Das aber heißt, dass die Möglichkeit des Sprachwandels aus Gegebenheiten der Sprachsynchronie resultiert: nur wenn geklärt ist, wie Sprachwandel sprachsynchron möglich ist, kann – in einem zweiten Erklärungsschritt – erklärt werden, wie dieser Wandel verläuft und wie er strukturiert ist. Eben deshalb nehmen die gegenwärtigen Versuche zur Erklärung des Sprachwandels – die in diesem Band zusammengestellten Beiträge bilden hier keine Ausnahme – bei der Untersuchung sprachsynchrone Gegebenheiten ihren Anfang; der hier relevante Erklärungsweg führt von der Sprachsynchronie in die Sprachdiachronie. Er führt von der Erklärung der Prozesse des Sprachwandels und ihrer Möglichkeit dann auch, gekoppelt mit anderen Untersuchungen, eventuell zu einer Erklärung der Sprachgeschichte. Sprachgeschichte ist sicherlich mehr als nur Sprachwandel, aber ebenso sicher ist, dass Sprachgeschichte Sprachwandel voraussetzt; erstere ist ohne letzteren nicht möglich. Bevor eine Erklärung der Sprachgeschichte (im vollen Umfang dieses Begriffes) in Reichweite gerät, stehen diverse zweifelsfrei vorgelagerte Erklärungsaufgaben zur Lösung an, die mit Sicherheit nicht-historischer Natur sind.

Zum zweiten hat die Reaktivierung der universalgrammatischen Tradition, die von Chomsky (1980) allgemein, also philosophisch-linguistisch avisiert und von Chomsky (1981) dann auch technisch präzisiert wurde, der These von der Alleingültigkeit der historischen Spracherklärung ihr Gewicht genommen. Chomsky zufolge verhält es sich bekanntlich so, dass sich die natürlichen Sprachen – und in Entsprechung die verschiedenen Zustände oder Entwicklungsabschnitte, die eine Sprache durchläuft – als Realisationsvarianten einer abstrakten, zugrundeliegenden Struktur begreifen lassen, deren Spezifizierung die Hauptaufgabe der linguistischen Forschung ist. Der Versuch, dieser Hauptaufgabe gerecht zu werden, macht historische Untersuchungen offenkundig nicht erforderlich. Mehr noch: im Rahmen eines solchen Versuches ist nicht einmal mehr Raum für historische Betrachtungen. Die Untersuchung der abstrakten, universellen, zugrundeliegenden Struktur – einer Struktur, die Chomsky (1980) zufolge ein Produkt der Evolution der menschlichen Spezies, also genetisch bedingt ist – erklärt hinreichend, warum die natürlichen Sprachen so sind, wie sie sind; sie erklärt, warum eine natürliche Sprache unvermeidlich so beschaffen sein *muss*, wie sie beschaffen ist. – Damit kein Missverständnis entsteht: der Ansatz Chomskys ist, obwohl er sehr wohl die linguistische Theoriebildung dominiert, im Zuge der weiteren Entwicklung der Disziplin verschiedentlich durchaus variiert worden. Die Annahme, dass es genetisch bedingte Prinzipien der Sprachstrukturierung gibt, ist gelegentlich dahingehend abgewandelt worden, dass es sich bei diesen Prinzipien um allgemein-kognitive, nicht genetisch bedingte Prinzipien oder um funktionale Prinzipien oder um Prinzipien noch anderer Art handelt. Diese Varianten haben sicher ihr Gewicht. Aber das ändert nichts daran, dass auch im Rahmen dieser Varianten Spracherklärungen im Rekurs auf Sprachstrukturierungsprinzipien ins Werk gesetzt werden. Wenn mit der de Saussureschen Erneuerung der Linguistik die These vom Primat der Sprachsynchronie verbunden war, so ist mit dem, was üblicherweise als die Chomskysche Revolution der Linguistik bezeichnet wird, die These vom Primat der Universalgrammatik verbunden.

Die beiden Primat-Thesen haben selbstverständlich Konsequenzen für das Gewicht, das den Tatbeständen des Sprachwandels beigemessen werden kann. Die Untersuchung von Sprachsynchronien scheint, jedenfalls auf den ersten Blick hin, durchaus möglich zu sein, ohne dabei die Prozesse des Sprachwandels mit in Rechnung stellen zu müssen. Entsprechendes gilt für die Untersuchung universalgrammatisch determinierter Strukturierungen, in deren Rahmen die Thematisierung des Sprachwandels zunächst einmal von keinerlei Interesse sein kann. Man kann sich

über die Neugewichtung der Probleme des Sprachwandels, die mit den beiden Primat-Thesen verbunden war, schwerlich irgendwelche Illusionen machen: diese Probleme wurden in der Tradition als zentrale Probleme der linguistischen Forschung betrachtet. In Konsequenz der beiden Primat-Thesen sind sie zu vergleichsweise marginalen, wenn nicht sogar randständigen Problemen der Linguistik geworden. Der explanative Ertrag, den die Untersuchung von Sprachwandel-Prozessen zu erbringen vermag, scheint zwangsläufig gering zu sein. Sie trägt, zumindest auf den ersten Blick hin, nichts bei zur Erklärung des Funktionierens und der Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchroie, und von ihr ist nicht zu erwarten, dass sie irgendwelche Aufschlüsse über die universellen Prinzipien der Sprachstrukturierung liefert. Insofern scheint die Untersuchung des Sprachwandels allenfalls am Rande von Interesse zu sein. Sie scheint explanativ weitgehend unergiebig zu sein – und der Forschungsstand, der auf dem Gebiet des Sprachwandels nachweisbar ist, bestätigt diese Einschätzung weitgehend: die einschlägige Forschung wird entweder traditionell, also im Sinne der Paulschen These und damit unabhängig von den theoretischen Entwicklungen, die die Linguistik genommen hat, ins Werk gesetzt – oder aber sie unterbleibt weitestgehend. Die Erforschung des Sprachwandels relativ zu den theoretischen Einsichten der Linguistik findet allenfalls am Rande der Linguistik statt; sie ist insofern eher ein Desiderat als systematisch realisierte Forschungspraxis. Und mit Blick auf die beiden Primat-Thesen scheint es auch nicht dringlich zu sein, diesem Desiderat nachzukommen – eine Forschungslücke, die nicht als schwerwiegend betrachtet wird, aufzufüllen, erübrigt sich weitgehend. Denn warum soll Energie auf die Untersuchung marginaler Probleme verwendet werden, wenn es doch noch eine Vielzahl unstrittig zentraler Probleme gibt, deren Lösung noch aussteht?

So scheint die Lage der Dinge zu sein. Aber verhält es sich wirklich so, dass die Untersuchung des Sprachwandels nichts zur Erklärung des Funktionierens und der Struktur einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchroie beiträgt? Liefert sie tatsächlich keinerlei Aufschlüsse über universelle Prinzipien der Sprachstrukturierung? Oder ist es eine – zwar verbreitete, aber nichtsdestoweniger missliche und bedauerliche – Fehldeutung der beiden Primat-Thesen, die zu der Einschätzung führt, die Untersuchung des Sprachwandels sei explanativ weitgehend unergiebig?

Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass die Genese des Sprachwandels unter den Bedingungen der Sprachsynchroie erfolgt. Dass sie so und nicht anders erfolgt, ist ebenso unstrittig wie die Faktizität des Sprachwandels – also muss der Sprachwandel möglich sein. Aber wie wird er unter den Bedingungen der Sprachsynchroie möglich? Die Antwort auf diese Frage ist klar: das Funktionieren und die Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchroie muss die Möglichkeit des Sprachwandels von vornherein *beinhalten*. Um sie aber beinhalten zu können, muss die synchron gegebene Sprachstrukturierung eine *dynamische* Strukturierung sein – Sprachwandel ist dann nichts anderes als die (durch Prinzipien determinierte) Freisetzung dieser strukturimmanenten Dynamik. Wenn dem aber so ist, dann trägt die Untersuchung des Sprachwandels nicht nur etwas aus zur Erklärung von Sprachsynchronien bei, sondern sie ist für diese Erklärung unverzichtbar: nur so lässt sich Aufschluss über die Tatbestände der Sprachdynamik und deren Konsequenzen für die Sprachstrukturierung gewinnen. Die angesprochene Marginalisierung der Probleme des Sprachwandels ist nur dann möglich, wenn die These vom Primat der Sprachsynchroie dahingehend gedeutet wird, dass eine natürliche Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchroie ein *statisches* System ist. Diese Deutung aber ist kontrafaktisch, wie ein schlichter Blick auf die Daten zeigt, und insofern ist die genannte Problem-Marginalisierung unhaltbar und unzulässig. Zugleich aber wird damit auch deutlich, dass das zuvor angesprochene Forschungsdefizit nicht als belanglos abgetan werden kann, sondern – im Gegenteil – hochgradig zu Buche schlägt. Wenn die Statik-Voraussetzung – wie es nach Lage der Dinge unabdingbar ist – aufgegeben und durch eine Dynamik-Voraussetzung ersetzt wird, gerät ein Forschungsfeld ins Blickfeld, das noch kaum vermessen ist, dessen Vermessung jedoch zwingend notwendig ist, und zwar gerade deshalb, um das Funktionieren und die *dynamische* Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchroie systematisch erklären und beschreiben zu können. (Ersichtlich ergibt es keinen sonderlichen Sinn, in eine historisch erstreckte Sprache zwei synchrone Schnitte zu legen und dann zu versuchen, diese beiden Schnitte diachron miteinander zu relationieren. Die Schnitte liefern statische Strukturierungen, und es bleibt unerklärlich, wie eine statische Strukturierung in eine andere statische Strukturierung übergehen kann. Die Statik der Schnitte schließt es aus, dass es in ihnen ein dynamisches, den Übergang ermöglichendes Potential geben kann. Und der Rekurs auf dieses Potential schließt es aus, historisch erstreckte Sprachen statisch zu schneiden: die Schnitte sind notwendig kontrafaktisch.)

Der zweite, genauere Blick auf die erste Primat-These zeigt wohl hinreichend deutlich, dass diese These keinerlei Anlass dazu bietet, die Probleme des Sprachwandels zu marginalisieren. Im Gegenteil: es dürfte evident geworden sein, dass diese Probleme hochgradig gewichtig sind – ohne ihre Lösung besteht keinerlei Aussicht darauf, das Funktionieren und die Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie abschließend erklären und beschreiben zu können. – Relativ zu diesem Befund dürfte es nicht überraschen, dass entsprechendes auch dann gilt, wenn die zweite Primat-These genauer betrachtet wird. Auch hier zeigt die genauere Betrachtung, dass sich jede Problem-Marginalisierung verbietet. Der Blick auf die Probleme des Sprachwandels macht vielmehr deutlich, dass die diversen Systematisierungen der Universalgrammatik unvollständig – und mithin auf eine nicht-triviale Art defizitär – sind, und dies deshalb, weil auch sie eine Statik-Voraussetzung implizieren, wo eine Dynamik-Annahme unvermeidlich ist. Warum dies so ist, ist leicht zu zeigen.

Sicher lassen sich irgendzwei Sprachen – etwa das aktuelle Englisch und das aktuelle Deutsch – als Realisationsvarianten ein und derselben abstrakten, universalgrammatisch gegebenen Struktur betrachten. Und ebenso sicher ist, dass sich irgendzwei Erstreckungsabschnitte (Zustände, Stadien) einer Sprache – etwa, im Fall des Deutschen, das Frühneuhochdeutsche (FNHD) und das Neuhochdeutsche (NHD) – in entsprechender Art betrachten lassen. Aber ersichtlich liefert eine solche Betrachtung keinerlei Erklärung dessen, was zur Erklärung ansteht: nämlich eine Erklärung der Veränderungen, die das FNHD derart erfahren hat, dass das FNHD in das NHD überführt worden ist. Sie liefert keine Erklärung der zwischen FNHD und NHD bestehenden Transitionsbeziehung – abgekürzt: der Beziehung TB(FNHD, NHD) – und damit der einschlägigen Prozesse des Sprachwandels. Was die genannte Betrachtung allenfalls liefert, sind zwei synchrone, als statisch zu verstehende Schnitte, die dann strukturell miteinander verglichen werden können. Aber solche Strukturvergleiche sind in keiner Weise eine Erklärung der Transitionsbeziehung TB. Um eine solche Erklärung liefern zu können, muss die Universalgrammatik eine Theorie der (möglichen) Transitionsbeziehungen beinhalten und mithin Transitionsprinzipien inkorporieren. Es kann keine Rede davon sein, dass irgendeine der vorliegenden Systematisierungen der Universalgrammatik Prinzipien dieser Art mit umfasst, und das heißt – nicht nur in letzter Instanz –, dass beim derzeitigen Stand der Dinge eine hinlänglich konklusive Erklärung der Prozesse des Sprachwandels, die universalgrammatisch fundiert ist, schlechterdings nicht verfügbar ist. Es liegt auf der Hand, dass die zweite Primat-These insofern auf ein theoretisches Defizit verweist, das im Rahmen einer einschlägigen Komplettierung der Universalgrammatik kompensiert werden muss. Es liegt ferner auf der Hand, dass diese Kompensation nicht umstandslos möglich ist, sondern intensive universalgrammatische Forschung erfordert. Es liegt schließlich auf der Hand, dass sich jede Marginalisierung der hier angesprochenen Problematik von selbst verbietet – es sei denn, man intendiert ernsthaft, die Universalgrammatik selbst in Ansehung der Prozesse des Sprachwandels zu marginalisieren und zu trivialisieren. – Das Fazit, das zu ziehen ist, ergibt sich von selbst: Entgegen gängigen, aber unhaltbaren Einschätzungen sind die Probleme des Sprachwandels hochgradig gewichtige Probleme, ohne deren Lösung es nicht möglich ist, den Erklärungsaufgaben und Beschreibungsaufgaben Rechnung zu tragen, denen die Linguistik nachkommen muss.

Bislang war sehr allgemein, damit aber auch unspezifiziert von den Problemen des Sprachwandels die Rede. Der folgende – ohne Anspruch auf Vollständigkeit und mit unterschiedlicher Detailliertheit vorgelegte – Fragenkatalog gibt Auskunft darüber, welche Fragen (unter anderen) zur Erörterung anstehen, wenn die Probleme des Sprachwandels thematisiert werden:

Frage (F1). Sind Sprachwandelprozesse notwendig, und wenn ja: worin ist die Notwendigkeit des Sprachwandels begründet?

Frage (F2). Worin ist die Möglichkeit des Sprachwandels begründet?

Frage (F3). Wie sind Sprachwandelprozesse strukturiert, und warum und wie werden diese Prozesse ausgelöst?

Frage (F4). Welchen Restriktionen unterliegen die Prozesse des Sprachwandels?

Frage (F5). Gibt es verschiedene Arten von Sprachwandelprozessen, oder unterliegen alle Sprachwandelprozesse denselben Prinzipien?

Frage (F6). Sind Sprachwandelprozesse gerichtet?

Frage (F7). Sind Sprachwandelprozesse umkehrbar – und wenn ja: warum, und wenn nein: warum nicht?

Frage (F8). Stehen Sprachwandelprozesse und die aus ihnen resultierenden Sprachveränderungen in einem hierarchisch-implikativen Verhältnis zueinander? Ist der Sprachwandel stetig oder sind in ihm „Sprünge“, diskontinuierliche Abfolgen möglich?

Frage (F9). Welche Rolle spielen Analogie und Restrukturierung im Sprachwandel?

Frage (F10). Werden Sprachwandelprozesse sprachintern oder sprachextern ausgelöst?

Frage (F11). Unterliegt der Sprachwandel einer Anpassungsfunktion? – Und wenn ja: woran passt der Sprachwandel eine Sprache an?

Schon ein flüchtiger Blick auf diesen Fragenkatalog dürfte unmissverständlich deutlich machen, dass der Versuch, die Prozesse des Sprachwandels zu erklären und zu beschreiben, die Beantwortung einer Vielzahl von Fragen erforderlich macht, von denen sich keine als marginal oder trivial abtun lässt. Jeder Beitrag zu diesem Band lässt sich als eine – direkte oder indirekte, implizite oder explizite – Reaktion auf mindestens eine der Fragen verstehen, die mit dem Katalog zur Debatte gestellt wurden. Die Prämissen, unter denen dabei versucht wurde, Problemen des Sprachwandels beizukommen, sind – wie beim derzeitigen Stand der linguistischen Forschung nicht anders möglich und insofern auch nicht anders zu erwarten – teilweise sehr unterschiedlich. Es sind diese Prämissen, die die Anordnung der Beiträge dieses Bandes bestimmen: die Teile dieses Bandes fassen in etwa prämissengleiche Ansätze zur Untersuchung des Sprachwandels zusammen.

In dem Beitrag, den *Rudi Keller* zu dem vorliegenden Band beigesteuert hat, trifft er die kategorische Feststellung, dass man die Linguisten, die sich mit dem Sprachwandel befassen, in zwei – natürlich disjunkte – Gruppen aufteilen kann: in Funktionalisten und Antifunktionalisten. Ganz sicher sind mit dieser Disjunktion die beiden zentralen Ansatzpunkte ins Blickfeld gerückt, auf die bei dem Versuch, Prozesse des Sprachwandels zu erklären, im Normalfall rekuriert wird. Sprachwandelprozesse sind entweder funktional zu erklären – und das heißt, kurz gesagt, dass die *Gründe* spezifiziert werden müssen, aus denen heraus diese Prozesse zustandekommen –, oder sie sind nicht-funktional, also kausal zu erklären – und das heißt, wiederum kurz gesagt, dass die *Ursachen* spezifiziert werden müssen, in deren Konsequenz diese Prozesse zustandegekommen sind. Evident sind Gründe etwas anderes als Ursachen, und umgekehrt. Die Disjunktion, die Keller bemüht, scheint insofern wohlbegründet zu sein. Aber das heißt natürlich nicht, dass jeder Linguist, der sich mit den Problemen des Sprachwandels befasst, sozusagen unablässig bemüht sein muss, entweder Gründe oder Ursachen für die von ihm betrachteten Sprachveränderungen beizubringen – es gibt Untersuchungen des Sprachwandels, die sehr wohl zu tiefgehenden und weitreichenden Einsichten zu führen vermögen, ohne es dabei erforderlich zu machen, dass der Urheber dieser Untersuchungen für ein Funktionskonzept oder ein Kausalkonzept der Erklärung des Sprachwandels optiert. Es gibt Fragestellungen, die den Sprachwandel zentral betreffen, und die konklusiv beantwortet werden können, ohne dass dabei entschieden werden muss, welcher der beiden genannten, alternativen Erklärungswege mit Aussicht auf Erfolg gegangen werden kann.

Damit sind die Kriterien genannt, nach denen die Beiträge dieses Bandes geordnet sind. Im ersten, „Funktionselemente des Sprachwandels“ überschriebenen Teil des Bandes, sind die Beiträge zusammengefasst, die zur Spezifizierung der funktionalistischen Position beitragen oder ihr verpflichtet sind. Im zweiten Teil des Bandes sind unter dem Titel „Universalien des Sprachwandels“ diejenigen Beiträge zusammengefasst, die dem Konzept einer kausalen Erklärung des Sprachwandels verpflichtet sind oder zu dessen weiterer Elaborierung beitragen. Es kann dabei nicht verwundern, dass zwei Beiträge zum zweiten Teil an das Prinzipien- und Parameter-Modell der Universalgrammatik – kurz: an das (P&P)-Modell der UG – anschließen, denn es ist dieses Modell – das Chomskysche Modell, wie auch immer es im einzelnen spezifiziert sein mag –, innerhalb dessen linguistische Erklärungen grundsätzlich als Kausalerklärungen zu entwickeln sind. Der dritte Beitrag

zum zweiten Teil zeigt, dass es auch unabhängig vom Chomskyschen Modell möglich ist, Kausalerklärungen des Sprachwandels und mithin auch Universalien des Sprachwandels zu formulieren – in dieser Hinsicht hat das Chomskysche Modell durchaus keine Monopolstellung. Im dritten Teil des Bandes, „Prozesse des Sprachwandels“, sind dann die Beiträge zusammengestellt, die – nicht zuletzt deshalb, weil sie (selbstverständlich in einem theoretisch signifikanten Rahmen) eine starke empirische Orientierung aufweisen – vergleichsweise neutral gegenüber den beiden kontroversen Positionen sind. Die Aufteilung der Beiträge auf die genannten drei Teile ist dabei natürlich nicht in dem Sinne zwingend, dass sie anders nicht möglich gewesen wäre. Sie wäre sehr wohl auch anders möglich gewesen, und dies nicht zuletzt deshalb, weil die theoretischen und empirischen Ansprüche, die mit den Beiträgen geltend gemacht werden, einander vielfach überschneiden. Dies ist sicher kein Nachteil; die Überschneidungen zeigen an, dass der Band eine thematische Kohärenz aufweist, die für Sammelbände nicht selbstverständlich ist.

Im ersten Beitrag des ersten Teiles versucht *Rudi Keller*, der seinen Aufsatz unter den Titel „Gibt es funktionale Erklärungen von Sprachwandel?“ gestellt hat, zu klären, was unter einer funktionalen Erklärung des Sprachwandels sinnvollerweise zu verstehen ist. Er erörtert dabei die klassische funktionalistische und die klassische antifunktionalistische Position, wobei er Dik (1986) als den Proponenten der ersteren und Lass (1980) als den Opponenten zur letzteren Position betrachtet. Das Ergebnis seiner Erörterung setzt, letztendlich, sowohl den Proponenten als auch den Opponenten ins Unrecht: er attestiert den Argumentationen beider begriffliche Unschärfen, die so nachhaltig ins Gewicht fallen, dass sie es unmöglich machen, die von ihm zentral gestellte Frage befriedigend zu beantworten. Der positive Ertrag, den Keller diesem negativen Befund abgewinnt, findet sich in seiner Unterscheidung zwischen einer *teleologischen* und einer *logisch-mathematischen* Version des Funktionalismus. Relativ zu letzterer lassen sich natürliche Sprachen strukturell als „nicht-intentionale Nebeneffekte intentionaler Handlungen“ begreifen: die Sprache beziehungsweise die Sprachstruktur ist keine zielgerichtet und zweckbestimmt induzierte Größe; sie hat insofern keine Funktion – eine Funktion haben die Handlungen der Sprecher/Hörer, auch und gerade ihre kommunikativen Handlungen. Ihnen muss, zweifelsfrei, Intentionalität zugeschrieben werden. Da Sprachen beziehungsweise Sprachstrukturen nicht-intentionale Resultate intentionaler Gegebenheiten sind, nennt Keller sie – in expliziter Anlehnung an Steven Spielberg – Phänomene der dritten Art. Für diese Phänomene der dritten Art ist charakteristisch, dass sie erstens eine spontane Ordnung sind, und dass zweitens der für ihren Wandel charakteristische Erklärungsmodus die *Invisible-hand*-Erklärung – kurz: die IH-Erklärung – ist. Eine IH-Erklärung kombiniert intentionale mikrostrukturelle Gegebenheiten mit nicht-intentionalen makrostrukturellen Gegebenheiten. Es ist nicht vorhersagbar, welche makrostrukturellen Gegebenheiten aus mikrostrukturellen Gegebenheiten resultieren – und das heißt selbstverständlich, dass auch der Wandel der Phänomene der dritten Art beziehungsweise der Wandel ihrer Struktur nicht prognostizierbar ist. Keller ist hier ganz unmissverständlich; er schreibt: „Die Entwicklung einer Sprache ist nicht vorhersagbar. [...] Prognosen im deduktiv-nomologischen Sinn kann es nicht geben. Eine Sprache hat kein Ziel.“ Und er spezifiziert: „Nehmen wir an, Erklärungsziel, also das Explanandum, sei der Bedeutungswandel [...]. Der Bedeutungswandel ist nicht intendiert. Er ist nicht Teil der Ziele der kommunizierenden Sprachbenutzer. Er hat keine Funktion. Da der Bedeutungswandel selbst ein kausales Phänomen ist, ist er funktionaler Erklärung unzugänglich.“ – Es dürfte deutlich geworden sein, in welchem Sinne funktionale Erklärungen der Sprachstruktur und des Sprachwandels möglich, geradezu unverzichtbar sind. Deutlich geworden sein dürfte auch, was mit diesen Erklärungen geleistet werden kann – und was nicht mit ihnen geleistet werden kann. Keller hat in seinem Beitrag umrissen, wie der funktionalistische Erklärungsansatz möglich wird, wie weit er reicht – und wie weit er nicht reicht.

Der zweite Beitrag im ersten Teil ist von *Utz Mass* unter dem Titel „Kategorienrutschbahnen: mar. arab. *tʕala* „komm!“, *bæl :ati* „langsam“, infaka FUT. POS. u.a.“ vorgelegte Aufsatz. Der zentrale Begriff dieser primär empirisch ausgerichteten Studie ist der Begriff der Kategorienrutschbahn, der praktisch eine Wiederaufnahme des von Ross (1972) eingeführten Begriffs der Kategorienmarmelade darstellt. Auf einer Kategorienrutschbahn befinden sich sozusagen in Bewegung gekommene Kategorien, wie sie auch unter den Prämissen der Grammatikalisierungstheorie betrachtet werden. Als die beweglichsten Kategorien einer Rutschbahn werden verbale Kategorien angesehen. Die Kategorien, die relativ rutschfest fest sind, und auf die die anderen Kategorien der Bahn gerichtet „zurutschen“, sind die nominalen Kategorien („Endstation Hauptwort“ – so hat Ross diesen Tatbestand in der damals üblichen, vergleichsweise exzentrischen

Terminologie der sogenannten Generativen Semantik charakterisiert). Die Rutschbahn reflektiert somit nach Maas die Dynamik einer „Kategorien-Osmose“, und eben diese Dynamik weist Maas im marokkanischen Arabisch nach. Sie manifestiert sich in der Veränderung von Wortbedeutungen, aber auch und gerade in der Veränderung von etablierten Distributionsbeziehungen und Kookkurrenzbeschränkungen. Den Veränderungsprozess erklärt Maas relativ zu den Einflüssen, die religiös bestimmte Praktiken der islamischen Kultur auf die sprachlichen Gegebenheiten – auch auf die grammatischen Sprachstrukturierungsfakten – haben. Sprachveränderungen sind für ihn „Optionen“, deren „Wahl“ von kontingenten Kriterien abhängt, die in außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs fundieren“. Es ist wesentlich zu sehen, dass die Kriterien, von denen die Wahl und damit der Sprachwandel abhängt, Maas zufolge *kontingente* Kriterien sind. Die Kontingenz dieser Kriterien macht es natürlich unmöglich, die Annahme einzugehen, dass es irgendwelche Gesetzmäßigkeiten für Kategorienrutschbahnen – Gesetzmäßigkeiten der Grammatikalisierung, anders gesagt – geben könnte. Die Suche nach solchen Kriterien hält Maas ohnehin für ein „fundamentalistisches Bemühen“, dem keinerlei Aussicht auf Erfolg beschieden sein kann. Die Kontingenz der entscheidenden Kriterien lässt den Versuch, Universalien der Grammatikalisierung – der Kategorienrutschbahn – ausfindig zu machen, nur noch als müßig erscheinen. Ein solcher Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels ist sicher funktional, in einem der zuvor erörterten Sinne dieses Begriff, und dies rechtfertigt es, den Beitrag von Maas in den ersten Teil des Bandes einzuordnen.

Die Arbeiten, die im zweiten Teil des Bandes unter dem Titel „Universalien des Sprachwandels“ zusammengestellt sind, beruhen – implizit oder explizit, aber durchgängig – auf der Annahme, dass eine Kausalerklärung des Sprachwandels sinnvoll und effizient möglich ist: eben dies ist es, was die Formulierung von Universalien – Universalien sind dezidiert nicht-funktionale Größen – möglich macht. Die ersten beiden Arbeiten des zweiten Teiles schließen an das (P&P)-Modell der Universalgrammatik an. Deshalb kann in keiner dieser beiden Arbeiten die Voraussetzung geltend gemacht werden, die für den Funktionalismus konstitutiv ist und den Rekurs auf IH-Erklärungen allererst erforderlich macht: die Voraussetzung nämlich, dass eine natürliche Sprache eine spontane Ordnung ist. Die Grundannahmen, auf denen diese Arbeiten beruhen, sind dieser Voraussetzung vielmehr diametral entgegengesetzt. Unter den Prämissen des (P&P)-Modells ist eine natürliche Sprache ein hochgradig strukturiertes Gebilde, wobei die Struktur dieses Gebildes genetisch bedingt, also evolutionär erzeugt ist – Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache zu sein, heißt also – um eine von Christopher Habel gelegentlich in der Diskussion gebrauchte Wendung zu paraphrasieren –, ein evolutionär erprobtes System grammatischer Kenntnisse zu sein. Die UG ist ein Kodifikat dieser Kenntnisse. Die UG-Prinzipien determinieren den Raum der Strukturen, die in einer natürlichen Sprache überhaupt möglich sind. Die UG-Parameter legen fest, wie diese Prinzipien in den natürlichen Sprachen realisiert werden – insofern sind die natürlichen Sprachen in der Tat Realisationsvarianten einer abstrakten, zugrundeliegenden, durch die UG determinierten Struktur. Die Belegung der UG-Parameter erfolgt in kanonischer Art relativ zu den verfügbaren grammatischen Evidenzen; sie ist also eine – determinierte und deshalb kausal erklärbare – strikt sprachinterne Reaktion auf rein sprachinterne Gegebenheiten, die vollkommen unabhängig von der Intentionalität des sprachlichen Handelns zustandekommt. Der Sprachwandel stellt sich in dieser Perspektive als die Konsequenz einer Umparametrisierung der UG dar, also als die Konsequenz einer Ersetzung von Parameter durch Parameter im Zuge einer Neubelegung von Parametern oder als die Konsequenz einer Ersetzung von Parameterwerten durch Parameterwerte. Auch diese Umparametrisierung erfolgt mit kausaler Notwendigkeit und mithin unabhängig von den Intentionen, die das sprachliche Handeln der Individuen bestimmen. – Dass es auch eine andere, eine nicht dem (P&P)-Modell der UG verpflichtete Möglichkeit gibt, von Universalien des Sprachwandels reden zu können, zeigt dann der dritte Beitrag in diesem zweiten Teil des Bandes.

Im ersten, „Diachrone Syntax in der Prinzipien- und Parametertheorie“ überschriebenen Beitrag zum zweiten Teil des Bandes entwickelt *Priya Bondre-Beil* die Grundzüge des (P&P)-Modells der UG und spezifiziert, wie sich aus ihm systematische Konsequenzen für die Erklärung des Sprachwandels ziehen lassen. Entscheidend dafür, dass sich solche Konsequenzen ziehen lassen, ist, dass gezeigt werden kann, dass bereits belegte Parameter einer Umbelegung zugänglich beziehungsweise dass Parameterwerte einer Ersetzung durch von ihnen verschiedene Parameterwerte fähig sind: Sprachveränderungen lassen sich dann als das Ergebnis kausal bedingter Umparametrisierungen erklären. Die Situation, die solche Umparametrisierungen ermöglicht –

genauer gesagt: sogar erzwingt –, ist, wie Bondre-Beil im Anschluss an die einschlägige Literatur ausführt, die Spracherwerbssituation. Sprachwandel ist insofern im Spracherwerb begründet. Um es in den Worten von Clark/Roberts zu sagen: in der Spracherwerbssituation „the appropriate choice of grammar is underdetermined by the linguistic environment, even given the learner’s rich internal structure. (...). Since the external environment is not decisive in these cases, diachronic change reflects pure learnability considerations. Thus, diachronic change reflects what is, in a sense, „pathological“ learning, (...).“ (Clark/Roberts 1993:302). Diesen spracherwerbstheoretisch fundierten Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels, wie der für das (P&P)-Modell der UG charakteristisch ist, führt Bondre-Beil näher aus und bringt diverse Evidenzen für den parametrischen Wandel bei. Sie schließt daraus, „dass Syntaxwandel keineswegs eine Abweichung von einem grammatischen System darstellt, sondern umgekehrt stets mit syntaktischen Regularitäten im Sinne von natürlichsprachlichen grammatischen Prinzipien kompatibel ist“.

In dem anschließenden, unter dem Titel „UG-Elemente der Sprachdynamik“ vorgelegten, vergleichsweise programmatisch abgefassten Aufsatz versucht *Siegfried Kanngießer* zu zeigen, dass ein dem (P&P)-Modell verpflichteter Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels die genannte spracherwerbstheoretische Fundierung nicht erforderlich macht, sondern unabhängig von ihr möglich ist. Dazu entwickelt Kanngießer ein von der Spracherwerbssituation unabhängiges Konzept der Sprachwandel erzeugenden Umparametrisierung. Ein so induzierter Sprachwandel ist Kanngießer zufolge durch die Prinzipien der Inklusion und Alternation strukturiert; Sprachveränderung ist ihm zufolge die UG-basierte Verwirklichung von Sprachstrukturierungsalternativen. Die Alternativenverwirklichung ist kausal bedingt. – Falls es zutrifft, dass Erklärungen des Sprachwandels, die auf das (P&P)-Modell der UG zurückgehen, im Normalfall eine spracherwerbstheoretische Fundierung voraussetzen, kann man in den Überlegungen Kanngießers eine Alternative zu dem Erklärungsansatz sehen, der für die einschlägige Forschung charakteristisch ist.

Unter dem Titel „Nominalisierungen im Deutschen und Englischen: Überlegungen zu einer Theorie sprachlichen Wandels“ legt *Ulrike Demske* eine detailreiche und tiefgehende Untersuchung zu diversen Tatbeständen des Sprachwandels vor, und zwar mit dem Ziel, diese Tatbestände nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären. Die Zielsetzung, die Demske – unerachtet der Fülle und Mannigfaltigkeit der von ihr untersuchten Daten – verfolgt, ist insofern letztendlich eine theoretische. Um sie erreichen zu können – und beispielsweise erklären zu können, warum das Englische die einzige germanische Sprache ist, in der die Kategorie des Gerundiums ausgebildet werden konnte –, bezieht sie sich allenfalls indirekt auf das (P&P)-Modell der UG. Zwar hält Demske – mit Bondre-Beil und wie die Mehrzahl der Linguisten, die der Erklärung des Sprachwandels das (P&P)-Modell zugrundelegen – an der Hypothese fest, dass Sprachveränderung eine Funktion des Spracherwerbs ist. Aber sie verwendet den UG-Begriff in einem Sinn, der sich sehr von dem unterscheidet, in dem in den beiden voranstehenden Beiträgen von der UG die Rede ist. Insbesondere fasst Demske – im Anschluss an Haider (1991) – die UG als ein System von Verarbeitungsroutinen auf, das grammatische Informationsstrukturen prozessiert. „Ausgehend von der Annahme, dass Sprachwandel mittels Abduktion während des Spracherwerbs erfolgt [...], betrifft Sprachwandel dann gerade diejenigen Informationsstrukturen, die durch diachronische Veränderungen in der Phonologie, Morphologie, Semantik oder Syntax der einzelsprachlichen Grammatik für den Sprachlerner zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Sprachgeschichte nicht mehr effektiv verarbeitbar sind. Die Reanalyse dieser Strukturen mündet dann in einer Grammatik, die sich von der des erwachsenen Sprecher unterscheidet“. Von dieser Position aus weist Demske die Auffassung, den Syntaxwandel im Sinne des (P&P)-Modells der UG als Parameterwandel erklären zu können, explizit zurück; ein solcher Ansatz impliziert ihr zufolge eine „Reduktion historischer Syntax auf eine statische Betrachtungsweise“ (Demske). Sie demonstriert die Produktivität ihres Ansatzes an einer reichen Fülle von Material, verteidigt ihn aber auch gegen diverse theoretische Einwände. Insbesondere verteidigt sie ihn gegen die von Lass (1980) und Kroch (1989) geltend gemachte Auffassung, dass die Sprachveränderung verursachenden Faktoren auf Grund der Komplexität ihrer Interaktion nicht isoliert werden könnten (die Nicht-Isolierbarkeit dieser Faktoren macht den von Demske avisierten Erklärungsansatz, aber auch andere Erklärungsansätze ersichtlich unmöglich). Die Isolierbarkeit der Faktoren kann Demske zufolge durch sprachkomparative Untersuchungen erreicht werden, da durch sie Tatbestände aufgedeckt werden können, die bei einer nicht-komparativen Untersuchung nicht ins Blickfeld geraten; nach Demske sind es gerade diese Tatbestände, die die erforderliche Isolation der Faktoren ermöglichen. – Demskes Modell des Sprachwandels ist, dem Anspruch nach – es geht im

Rahmen dieses Modells durchaus um die Explikation von Universalien des Sprachwandels –, explanativ, aber es ist – wie sie selbst ausführt – nicht prognostisch: „Da es nie eine einzige optimale Lösung für die effektive Verarbeitung von Informationsstrukturen gibt, kann die Vorhersagbarkeit von Sprachwandel nie gegeben sein, sondern reduziert sich auf die Vorhersage von Möglichkeiten“. – Der Kontrast zu den Auffassungen von Kanngießer und wohl auch Bondre-Beil ist offenkundig. Unter den Prämissen des (P&)-Modells ist klar, dass auch Prognosen des Sprachwandels möglich sind – sofern die Prinzipien und Bedingungen bekannt sind, denen der Sprachwandel unterliegt, sind diese Prognosen geradezu trivialerweise möglich. Der Universalismus, der mit Demskes Modell verbunden ist, ist insofern weit schwächer als der Universalismus, den das (P&P)-Modell der UG ermöglicht – oder zu dem es, je nach Betrachtungsweise, seine Vertreter nötigt.

Der Beitrag von Demske ist, obwohl mit ihm zweifelsfrei ein theoretischer Anspruch geltend gemacht wird, primär empirisch orientiert. Insofern leitet er über zu den im dritten Teil unter dem Titel „Prozesse des Sprachwandels“ zusammengestellten Beiträgen. Auch diesen Beiträgen ist, selbstverständlich, ein theoretischer Anspruch immanent, aber sie sind doch vor allem empirisch orientiert: in ihnen werden einzelne Aspekte des Sprachwandels thematisiert; aus der Untersuchung dieser Aspekte, die unter bestimmten theoretischen Prämissen ins Werk gesetzt wird, werden dann allgemeine Einsichten in die Struktur und das Funktionieren des Sprachwandels abgeleitet. Die Beiträge des dritten Teils liefern somit primär empirisch angeleitete Einsichten in die Prozesse des Sprachwandels.

Der erste Beitrag des dritten Teils ist der von *Christoph Schwarze* unter dem Titel „Repräsentation und Variation. Zur Entwicklung der romanischen Auxiliarsyntax“ vorgelegte Aufsatz. Schwarze, der seine Ergebnisse im Rahmen der LFG repräsentiert, setzt seine Untersuchung unter der Prämisse ins Werk, „dass unser Modell der menschlichen Sprachfähigkeit so beschaffen sein muss, dass es auch den Sprachwandel erfasst, und dass letzteres nicht einfach durch die Behauptung geschehen kann, der Sprachwandel lasse sich hinreichend und ausschließlich aus den Bedingungen des kindlichen Spracherwerbs erklären“. Sprachwandel setzt nach Schwarze Sprachvariation voraus, wobei Variation – sie ist lokal und global möglich – besagt, dass eine abstrakte, gegebene Struktur – eine Repräsentation, in der Terminologie Schwarzes – auf unterschiedliche Art realisiert sein kann. Die Auswahl unterschiedlicher Varianten unterliegt Restriktionen und Präferenzen. Der Sprachwandel lässt sich unter diesen Prämissen als die Transformation einer Realisationsvariante in eine mögliche, aber nicht aktualisierte Realisationsvariante begreifen, die eine Aktualisierung erfährt. Nach Schwarze sind insbesondere zwei Prinzipien, die die Lernbarkeit grammatischer Strukturen garantieren, für den so verstandenen Sprachwandel konstitutiv. Es sind dies das Abbildungsprinzip, das die Existenz von Entsprechungen zwischen konzeptueller und grammatischer Struktur erfordert, und das Homogenitätsprinzip, das die formale Homogenität struktureller Systeme oder struktureller Subsysteme verlangt. Das Zusammenwirken dieser beiden Prinzipien löst den Sprachwandel aus, wobei das Homogenitätsprinzip die Expansion von Innovationen in der Weise bewirkt, dass die Grenzen zwischen bereits existierenden Subsystemen respektiert werden. Im Zuge des Sprachwandels können eher abbildungsbetonte und eher homogenitätsbetonte Sprachzustände einander ablösen. – In dem so gegebenen theoretischen Rahmen setzt Schwarze dann seine Erklärung der romanischen Auxiliarsyntax ins Werk. Sie besagt – grob, aber nicht allzu vergrößernd gesagt –, dass die Innovationen, die die romanische Auxiliarsyntax erfahren hat, das Ergebnis einer lokalen, sprachgebrauchsbedingten Variation sind, wobei die Variationsergebnisse dann im Rahmen einer globalen Variation sozusagen „grammatisiert“ wurden. Diese „Grammatisierung“ ist insofern letztlich das Ergebnis einer durch Lernbarkeitsprinzipien bedingten Variation.

Der von *Petra M. Vogel* verfasste zweite Beitrag zum dritten Teil des Bandes steht unter dem Titel „Sprachwandel und Degrammatikalisierung: Der Zusammenbruch des Wortartensystems im Englischen“. Dass Sprachveränderungsprozesse sich als Grammatikalisierungsprozesse begreifen lassen, ist mittlerweile zum Gemeingut der Linguistik geworden – weniger prominent dagegen sind die von Vogel untersuchten dazu konversen Prozesse: die Prozesse der Degrammatikalisierung. Vogel zeigt am Beispiel des im Titel ihres Beitrags genannten Phänomenbereichs, wie diese Prozesse zustandekommen, und demonstriert die sprachstrukturellen Konsequenzen, die diese Prozesse haben. Sprachveränderung ist, im Sinne dieses Beitrags, unter gewissen Bedingungen eben auch Sprachstrukturverlust; es liegt auf der Hand, dass dieser Tatbestand alle Sprachwandel-Theorien widerlegt, die auf der Annahme beruhen, dass der Sprachwandel in einer sukzessiven Anreicherung der Sprachstruktur besteht.

Den dritten Beitrag zum dritten Teil wurde hat *Wolf Thümmel* unter dem Titel „Sind Sprachwandelprozesse umkehrbar?“ vorgelegt. Thümmel, der seine Untersuchungen relativ zu der von ihm spezifizierten Hypothese der Nichtprojektivität entwickelt – man vergleiche hierzu auch Thümmel (1996) und Grunig (1981) –, klärt zunächst einmal, was – exakt – unter der Umkehrbarkeitsfrage – der Frage (F7) des zuvor mitgeteilten Fragenkataloges – zu verstehen ist. Relativ zu dieser Klärung ergibt sich für ihn, dass die Umkehrbarkeitsfrage mit Blick auf den phonologischen und morphologischen Bereich sinnvollerweise nicht gestellt werden kann – die Frage, ob Sprachwandelprozesse reversibel sind, ist für Thümmel eine Frage, die sinnvollerweise nur im Hinblick auf syntaktische Sprachwandelprozesse gestellt werden kann. Und im Hinblick auf diese Sprachwandelprozesse muss sie laut Thümmel in mindestens drei Fällen positiv beantwortet werden. Den ersten dieser Fälle geben die sogenannten instabilen Konstruktionen – man vergleiche hierzu Thümmel (1985) – ab. Die relativ zu solchen Konstruktionen möglichen Stabilisierungsprozesse können sich umkehren, wenn die die Stabilisierung bedingenden Faktoren im Zuge weiterer Sprachwandelprozesse entfallen. Zweitens erweisen sich umgebungsbedingte Desambiguierungen als reversibel. Der dritte Reversibilitätsfall gerät im Lichte einer Hypothese ins Blickfeld, die Thümmel im Anschluss an Grunig (1981), (1995) entwickelt hat. Sie besagt, dass im Verlauf des Spracherwerbs Dependenzstrukturen in Konstituentenstrukturen überführt werden (Konstituenten sind für Thümmel hochgradig abstrakte Entitäten, die als solche von vollkommen anderer Art sind als die Gebilde, die unter den Prämissen des Distributionalismus als Konstituenten identifiziert werden) überführt werden. Das heißt auch, dass eine natürliche Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie zweifach strukturiert ist: sie ist – in Teilen – dependentiell strukturiert, und sie ist – in wiederum anderen Teilen – durch Konstituenten strukturiert. Diese Hypothese, die keineswegs gängig ist, ist zweifellos nicht-trivial. Unter der Voraussetzung ihrer Geltung allerdings ist es naheliegend zu fragen, ob der Prozess, der von Dependenzstrukturen zu Konstituentenstrukturen führt, sich umkehren kann. Die Antwort, die laut Thümmel auf diese Frage zu geben ist, ist positiv. Damit hat er, relativ zu seiner Hypothese, eine alte Streitfrage der Linguistik – eben die Umkehrbarkeitsfrage – entschieden: es gibt Sprachwandelprozesse, die umkehrbar sind. Relativ zu diesem Ergebnis gibt Thümmel dann auch eine Antwort auf die Frage (F5) des Katalogs. Er behauptet die Mehrsortigkeit des Sprachwandels – in dem Sinne, dass relativ zu gewissen syntaktischen Sprachwandelprozessen die zu ihnen konversen Prozesse möglich sind. Insofern impliziert die Reversibilität des syntaktischen Wandels seine – syntaktische – Mehrsortigkeit. Es liegt auf der Hand, dass dies ein möglicher Mehrsortigkeitsbegriff ist. Es liegt aber auch auf der Hand, dass mit der Etablierung dieses Begriffs das Potential der fünften Frage noch nicht ausgeschöpft ist. Die Antwort, die Thümmel auf sie gibt, besagt ersichtlich nichts darüber, ob der Sprachwandel in dem Sinne mehrsortig ist, dass die Prinzipien, die den syntaktischen Wandel bestimmen, von grundsätzlich anderer Art als die Prinzipien sind, denen der semantische Wandel unterliegt. Um diese Frage beantworten zu können, ist sicher noch weitere – und weiterführende – Forschung erforderlich.

In vielen Beiträgen des Bandes ist von den semantischen Implikationen oder den semantischen Voraussetzungen des sprachlichen Wandels die Rede. Die Redeweise ist durchgängig informell; sie ist letztlich unsystematisch und prätheoretisch. Dies ist keine Kritik, denn beim derzeitigen Forschungsstand kann die Situation nicht anders sein, als sie ist. Es fehlt schlicht und einfach an einer systematischen, auf Prinzipien gegründeten und auch formal präzisierten Theorie der Denotationsdiachronie – es fehlt an einer Theorie, die diesen Namen verdient. Dies hat seinen Grund sicher auch darin, dass alle derzeit verfügbaren Semantiken entweder universalistisch oder konform mit der Prämisse vom Primat der Sprachsynchronie konzipiert sind. Es ist derzeit schwer absehbar, wie diese Semantiken so weiterentwickelt werden können, dass der Aufbau einer Theorie der Denotationsdiachronie möglich wird. Ohne Bezugnahme auf eine solche Theorie aber muss die Redeweise von einem semantischen Sprachwandel zwangsläufig im Allgemeinen, damit aber auch im Vagen verbleiben. Es dürfte unstrittig sein, dass die Entwicklung einer Theorie der Denotationsdiachronie – oder, anders gesagt, der Denotationsdynamik – eines der zentralen Desiderate der linguistischen Forschung ist.

Im vierten Beitrag zum vierten Teil – und damit im letzten Beitrag des Bandes – versucht *Urs Egli*, der seinen Beitrag unter dem Titel „Ein Programm für eine dynamische Denotationstheorie“ vorlegt, eine Perspektive zu entwickeln, innerhalb derer diesem Desiderat Rechnung getragen werden kann. Egli schließt dabei direkt an die de Saussuresche Linguistik an – ein Anschluss, der ihm nicht zuletzt deshalb möglich ist, weil der die de Saussuresche Theorie der Syntagmen kompositionell, also

Fregesch und damit konform mit der Tradition der Semantik deutet. Den Ansatz, den er avisiert, motiviert Egli im Zuge einer Erörterung diverser – und dabei sozusagen grundgelehrter – Fallbeispiele, die Veränderungen von Wortbedeutungen vor Augen führen sollen. Die Resultante, die Egli aus seinen Betrachtungen zieht, besagt – kurz gefasst –, dass Denotationsstrukturen *Wissensstrukturen bestimmter Art* sind, die im Rahmen einer modelltheoretisch aufgebauten, getypten Semantik mit Modaloperatoren zu repräsentieren sind. Dies ist in gewisser Hinsicht ein – sehr wohl geläufiger – Standardansatz zur Repräsentation von Denotationsstrukturen, der als solcher noch keine Dynamisierung der Semantik ermöglicht. Diese Dynamisierung erreicht Egli in einem zweiten Schritt. Da ihm zufolge Denotationsstrukturen *Wissensstrukturen einer bestimmter Art* – nämlich *instabile Wissensstrukturen* – sind, kann er sie als Elemente eines Glaubenssystems im Sinne der epistemischen Logik begreifen. Die im Rahmen einer solchen Logik modellierbaren Prozesse des Glaubenswechsels sind dann als denotationsdynamische Prozesse aufzufassen. Die Instabilität der Denotationsstrukturen hat ihren Grund in einer ihnen inhärenten Nicht-Monotonie, die konstitutiv für die Möglichkeit des Glaubenswechsels ist. Damit ist der nicht-monotonen Logik, die im wesentlichen im Rahmen der Künstlichen Intelligenz (KI) entwickelt wurde, im Rahmen des Programms von Egli ein zentraler Platz zugewiesen, denn es ist eben diese Logik, die es gestattet, die genannten Instabilitäten zu modellieren. – Logiken der zuvor angesprochenen Art sind in der Linguistik wohlbekannt (eine ihrer Instantiierungen ist beispielsweise die Montague-Semantik); entsprechendes gilt für die epistemische Logik. Die nicht-monotone Logik dagegen dürfte in der Linguistik weit weniger geläufig sein. Insofern ist es wohl nicht unangebracht, knapp zu erläutern, was unter einer nicht-monotonen Logik zu verstehen ist – und dies auch deshalb, weil Egli selbst diese Logik, obwohl sie ein Kernelement seines Programms ist, in seinem nicht-technisch abgefassten Beitrag so allgemein charakterisiert, dass diese Charakterisierung wohl nur für denjenigen aufschlussreich sein dürfte, der sich ohnehin mit ihr auskennt. – Die kurze Darstellung der nicht-monotonen Logik, die nachfolgend gegeben wird, schließt an Habel (1986) an.

Eine grundlegende Eigenschaft der klassischen Logik (KL) ist die Monotonie-Eigenschaft. Wie diese Eigenschaft zu verstehen ist, ist leicht zu sehen. Es seien A und B KL-Satzmengen, und p sei ein weiterer KL-Satz. Dann ist der folgende Schluß KL-gültig:

Falls $A \Vdash p$, dann gilt: $A \cup B \Vdash p$.

Dabei steht das Zeichen „ \Vdash “ für „folgt aus“. Betrachtet man nun A , B als Mengen von Denotationselementen beziehungsweise von Wissensstrukturen und p als Denotationselement oder Wissensstruktur, so besagt der zuvor mitgeteilte Schluß, dass ein aus A geschlossenes Denotationselement beziehungsweise die aus A geschlossene Wissensstruktur, nämlich p , auf Grund neuer Information, nämlich B , nicht verändert werden kann. Für die von Egli ins Auge gefasste Theorie der Denotationsdynamik ist es aber wesentlich, dass sinnvoll von Denotationsveränderungen die Rede sein kann, und dass diese Veränderungen signifikant repräsentiert werden können. Das aber ist im KL-Rahmen nicht möglich – keines der drei von Egli betrachteten Fallbeispiele lässt sich im KL-Rahmen repräsentieren.

Die Nicht-Monotonie-Eigenschaft der KL resultiert, wie Minsky (1974) gezeigt hat, aus der Permissivität der in der KL zulässigen Inferenzen. Die Permissivität dieser Regeln garantiert, dass die Eigenschaft eines Satzes, ein KL-Theorem zu sein, nicht mehr verloren gehen kann. Im Hinblick auf Eglis Programm bedeutet dies, dass die Menge der Denotate nur erweitert oder unverändert gelassen werden kann – unter Verwendung permissiver Schlussregeln lässt sich sein Programm nicht realisieren. Folglich muss er auf eine Logik rekurrieren, deren Inferenzregeln nicht permissiv sind. Eine solche Logik ist die nicht-monotone Logik. Das nicht-monotone Schließen – der wohl prominenteste Fall des nicht-monotonen Schließens ist das Default-Schließen, also das Schließen auf der Basis von Standardannahmen – unterliegt restriktiven Regeln, die einen Schluß wie den folgenden ermöglichen:

Wenn A_1, \dots, A_n nicht Theoreme sind, dann ist B Theorem.

Natürlich sind auch Logiken möglich, die neben restriktiven Regeln auch permissive Regeln enthalten – das ändert nichts an der grundsätzlichen Nicht-Monotonie dieser gemischten Systeme. Für das nicht-monotone Schließen ist die Abwesenheit von Information spezifisch: B gilt solange, bis eines der

Nicht-Theoreme als Theorem erwiesen wird; wenn dies der Fall ist, verliert B seine Gültigkeit. Wenn B für die Aussage „Alle Vögel können fliegen“ steht, so gilt B solange, bis der Standard-Ausnahme-Vogel der KI, der Pinguin Tweety, auftritt. Tweety ist zweifelsfrei ein Vogel ist, aber Tweety kann nicht fliegen – Tweety macht B also falsch. Das Theorem muss also zurückgenommen werden – und es kann im Rahmen der nicht-monotonen Logik zurückgenommen werden. An Stelle von B ist dann ein anderes Theorem, etwa C, defaultmäßig ableitbar. Es liegt auf der Hand, dass die Denotationsdynamik – so wie Egli sie illustriert – im Rahmen der nicht-monotonen Logik modelliert werden kann. Die Denotationsdynamik erweist sich nicht als reiner Erhaltungsprozess, sondern als ein in beide Richtungen offener Prozess – als ein Prozess, in dessen Verlauf Denotationselemente hinzukommen und verloren gehen können.

Die voranstehenden Hinweise dürften deutlich gemacht haben, dass es nicht gerade umstandslos möglich sein wird, das von Egli propagierte Programm zu realisieren. Aber sie dürften wohl auch deutlich gemacht haben, dass die Realisierung eines solchen Programms erforderlich ist, um systematisch über den semantischen Wandel reden zu können. Dem zuvor mitgeteilten Desiderat, demzufolge der Aufbau einer Theorie der Denotationsdiachronie unabdingbar ist, lässt sich sozusagen kostengünstiger nicht nachkommen: der semantische Wandel ist ein sehr komplexes Phänomen. Es ist nicht zu erwarten, dass seine Erklärung geringere Anstrengungen als die erfordert, die die Erklärung anderer Arten des Sprachwandels erfordert.

Die Beiträge dieses Bandes wurden in den voranstehenden Betrachtungen weitgehend unabhängig voneinander darstellt. Es wurde nicht explizit dargelegt, wie sie sich zueinander verhalten. Aber das ist schwerlich ein Schaden, denn implizit dürfte deutlich genug geworden sein, welche Beiträge aus welchen Gründen in welchen Hinsichten miteinander überstimmen – und es dürfte deutlich geworden sein, welche Beiträge aus welchen Gründen in welchen Hinsichten im Widerspruch zueinander stehen. Durch beides – durch die Übereinstimmungen wie auch durch die Widersprüche – dürfte deutlicher ins Blickfeld gekommen sein, welchen Stand die Forschung auf dem Gebiet des Sprachwandels erreicht hat. Es dürfte deutlich geworden sein, was – relativ zu welcher Position – erreicht worden ist – und was noch zu tun ist, um das Erreichte zu können, was noch erreicht werden muss, um hinlänglich konklusiven Lösungen der noch anstehenden Probleme zumindest näher kommen zu können.

Die Beiträge dieses Bandes wurden in den voranstehenden Ausführungen im wesentlichen unter theoretischen Gesichtspunkten betrachtet. Eine solche Betrachtung ist im Rahmen einer Einleitung wohl die angemessene. Sie sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in den in diesem Band zusammengestellten Beiträgen auch – und zwar nicht nur am Rande, sondern durchaus zentral – um die Untersuchung der sprachlichen Fakten geht. In ihnen werden – um nur einige Beispiele zu geben – Probleme der Verbstellung und der Extraposition behandelt. Thematisiert werden Probleme der Derivation und der Flexion. Nominalisierungsprobleme werden abgehandelt, Auxiliarisierungsprobleme und Wortartenprobleme. Probleme der Kongruenz werden ebenso zur Debatte gestellt wie Probleme der Partizipialkonstruktionen. Dabei gerät eine Vielzahl von Sprachen ins Blickfeld, die genauer untersucht, zumindest aber problemorientiert angesprochen werden. Zu nennen sind hier: das Frühjiddische, das Neujiddische, das Niederländische, das Altenglische, das Althochdeutsche, das Mittelhochdeutsche, das Frühneuhochdeutsche, das Neuhochdeutsche, das Spanische, das Französische, das Polnische, das Ungarische, das Dänische, das Russische und das marokkanische Arabisch. Angesichts dieser Sachlage wird man die Frage, ob die in diesem Band angestellten theoretischen Betrachtungen einen hinlänglichen empirischen Gehalt haben, wohl positiv beantworten dürfen.

Hermann Paul hat seine klassische Untersuchung unter dem Titel „Prinzipien der Sprachgeschichte“ vorgelegt. Es dürfte klar geworden sein, warum in diesem Band nicht von Sprachgeschichte die Rede sein kann, sondern von Sprachwandel die Rede sein muss. Aber ist in diesem Band nicht auch – und dies nicht nur am Rande – von Prinzipien, von Prinzipien des Sprachwandels die Rede? – Gewiss. Aber in der derzeitigen Situation der Linguistik dürfte wohl niemand, der sich mit den Problemen des Sprachwandels befasst, dazu in der Lage sein, mit eben der durch die Forschungstradition gegebenen Sicherheit von den Prinzipien des Sprachwandels zu reden, mit der Paul von den Prinzipien der Sprachgeschichte glaubte reden zu dürfen. Wenn die hier zusammengestellten – theoretischen und empirischen – Elemente des Sprachwandels einiges dazu beitragen können, dass in einer hoffentlich absehbaren Zukunft gesichert von Prinzipien des Sprachwandels geredet werden kann, ist das Ziel erreicht, dass mit diesem Band sinnvollerweise verfolgt werden konnte.

SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK

Dass eine I-Sprache nicht invariant ist, zeigt sich für Chomsky in dem von ihm angeführten Beispiel vor allem darin, dass in (altes) I-Sprachen-Wort – das Wort *think*₁, *denken*₁ – durch ein (neues) I-Sprachen-Wort – das Wort *think*₂, *denken*₂ – ersetzt worden ist. I-Sprachveränderungen resultieren für Chomsky also primär aus Wortersetzungen. Im folgenden soll – und zwar an Hand des von Chomsky selbst bemühten Beispiels – zunächst erörtert werden, ob diese Charakterisierung der Natur von I-Sprachveränderungen zutrifft. Es geht also zunächst einmal nicht darum, das von Chomsky ausgemachte Problem einer (bestimmten) I-Sprachveränderung zu lösen (dieser Versuch wird im Fortgang der Untersuchung an anderer Stelle noch unternommen). Es geht also allein darum, zunächst einmal zu klären, ob dieser bestimmte, von Chomsky avisierte Fall einer I-Sprachveränderung – insbesondere in Anbetracht seiner Voraussetzungen und Implikationen – in der Tat so marginal ist, wie Chomsky es darstellt. Zu klären ist also, ob dieser Fall in der Tat in nichts Anderem ist als einer bloßen Wortersetzung der skizzierten Art besteht. Und an dieser Auffassung sind sicher Zweifel möglich. So könnte man, jedenfalls auf den ersten Blick hin, die These vertreten, dass das, was bei dem von Chomsky als Wortersetzung dargestellten Prozess entscheidend ist, dieses ist: dass die Selektionsbeschränkungen, denen das I-Sprachen-Wort *denken* unterliegt, sich geändert haben. Diese Veränderung – die der hier bemühten These zufolge den Kern der Sache ausmacht – kann charakterisiert werden, ohne den Begriff der Wortersetzung bemühen zu müssen. Sie scheint sogar sehr viel besser charakterisiert zu sein, wenn dieser Begriff nicht benutzt wird, wie (1) angegebene – informelle, nicht mit dem Anspruch auf systematische Adäquatheit formulierte – Sprachveränderungsregel verdeutlicht:

(1) *denk*/ NP, [+hum] ____ ⇒ *denk*/ NP, [±hum] ____

Die Notation bedarf wohl keiner Erläuterung; sie dürfte selbstevident sein. (1) macht deutlich, dass im in Rede stehenden Fall von einer Wortersetzung letztlich nicht die Rede sein kann – das Verb *denk* bleibt, was es war. Aber die Selektionsbeschränkungen, denen es unterliegt, haben sich geändert – und das ist es was zählt.

Aber die Dinge liegen nicht so einfach, denn offensichtlich korrespondiert das in (2) noch einmal mitgeteilte Veränderungsergebnis dann, wenn das Merkmal *hum* den Wert + hat, dem in (3) angeführten Lexikoneintrag:

(2) *denk*-/ NP, [±hum] ____

(3) *ess*-/ NP[+hum] ____

Mit (2) und (3) sind, wie unmittelbar ersichtlich sein dürfte, auf der Basis von (1) auch (4) und (19) lizenziert:

(4) Die Sportskameraden essen Eisbein mit Sauerkraut

(5) Die Maschinen essen Eisbein mit Sauerkraut

(4) ist sicher wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch; von (5) wird man dies nicht sagen können – (5) ist aus eben den Gründen sortal inkorrekt, aus denen heraus Carnaps berühmter, in (7) angeführter Beispielsatz sortal inkorrekt ist:

(7) Cäsar ist eine Primzahl

Sortale Inkorrektheit aber ist gleichbedeutend mit inadäquater Selektionsbeschränkung; folglich können in Ansehung von (5) die Sprachveränderungsregel in (1) und ihr in (2) noch einmal angeführtes Resultat nicht korrekt sein. Um das hier anfallende Problem, dass Chomsky als ein Wortersetzungsproblem darstellt, in einer ersten Näherung lösen zu können, tut man wohl gut daran,

sich noch einmal einiger elementarer Eigenschaften des Verbs *denk-* und des Nomens *Maschine* zu versichern. Das Verb *denk-* – soviel sollte unstrittig sein – ein Brückenverb, und zwar ein Brückenverb vom Typ I. Es erfordert also eine Subjekt-NP und ein CP-Komplement. Das Subjekt-NP muss – auch dies dürfte unstrittig sein – die Projektion eines Nomens aus der Klasse der Nomina sein, die zur Bezeichnung intelligenter oder kognitiver Entitäten verwendet werden; das heißt: die NP erfordert das Merkmal [+kog]. Der Lexikoneintrag für das Brückenverb *denk-* lässt sich also so wie in (8) angeben formulieren:

(8) *denk-/* NP, [+kog] ___ CP

Das Nomen *Maschine* wird üblicherweise zur Klasse der Nomina gerechnet, die zur Bezeichnung von Artefakten verwendet werden; es erfordert also das Merkmal [+art]. Der Lexikoneintrag für *Maschine* lässt sich also in der hier interessierenden Hinsicht wie folgt formulieren:

(9) *Maschine/* NP, [+art]

Aus (8) und (9) folgt, dass (6) nicht wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch ist, sondern eine sortale Inkorrektheit aufweist, wie sie auch (10) auszeichnet:

(10) Die Maschinen denken, dass 2 + 2 meistens gleich 4 ist

Aus Chomskys zuvor angeführten Bemerkungen ergibt sich, dass die Wohlgeformtheit von (5) die Konsequenz eines Wortersetzungsprozesses ist, der – wiederum informell – in (11) charakterisiert ist:

(11) $think_1, denk_1 \Rightarrow think_2, denk_2$

Die Wortersetzung in (11) allein besagt aber nichts darüber, warum in welcher Hinsicht sich $think_2, denk_2$ grammatisch anders als $think_1, denk_1$ verhalten; der bloße Hinweis auf sie bleibt also grammatisch uninformativ. Informativ ist (11) erst dann, wenn mit der Betrachtung der Wortersetzung eine Betrachtung der Veränderung der Selektionsbeschränkungen, denen die Verben in (11) unterliegen, einhergeht beziehungsweise eine Betrachtung der Veränderung des für diese Verben charakteristischen Subkategorisierungsrahmen. Aber worin sollte diese Veränderung bestehen können? In welcher Hinsicht sollte auch nur eines der Verben in (11) nicht mit dem Lexikoneintrag in (9) konform sein? Diese Hinsicht kann es ersichtlich nicht geben. Fazit: in dem von Chomsky besprochenen Fall geht es in keiner Weise um die in (24) angegebene Wortersetzung, und es geht in keiner Weise um irgendwelche Veränderungen von Selektionsbeschränkungen beziehungsweise von Subkategorisierungsrahmen. () gilt unerachtet der von Chomsky dingfest gemachten I-Sprachveränderung; der Lexikoneintrag in () gilt, so wie er ist – er ist invariant.

Andererseits: daran, dass den von Chomsky thematisierten Veränderungsfall gibt, kann kein Zweifel bestehen. Wo aber ist diese Veränderung zu lokalisieren, wenn sie nicht bei dem Verb *denk-* zu lokalisieren ist? Die Antwort kann nur lauten: wenn dieses Verb keine Veränderungen erfahren hat, muss das Nomen *Maschine* diese Veränderung erfahren haben. Bei der in Rede stehenden Veränderung muss es sich also um eine Subkategorisierungsveränderung handeln, und man könnte versucht sein, diese Subkategorisierungsveränderung wie folgt zu charakterisieren:

(12) *Maschine/* NP, [+art] \Rightarrow *Maschine/* NP, [+kog]

Durch (12) – das heißt: durch die Veränderung der subkategoriellen Struktur des Wortes *Maschine* – wird *Maschine* in eine Klasse von Nomina eingeordnet, denen dieses Nomen zuvor nicht angehörte. Subkategorisierungen aber sind projektionsrelevant. Falls man den Begriff der Projektion vermöge des Begriffs der Unifikation expliziert – und es bestehen, wie zuvor angedeutet, gute Gründe dafür, dies zu tun –, kann man sagen, dass das neu etablierte Maschinenwort ein anderes Projektions- und Unifikationsverhalten als das alte, nach wie vor auch zum Vokabular gehörende Maschinenwort an den Tag legt; mehr noch: man wird sogar sagen dürfen, dass der entscheidende Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Maschinewort genau darin besteht, dass diese beiden Maschinenwörter sich unter der Projektion und der Unifikation ganz anders verhalten. In Konsequenz der subkategoriellen

Struktur des Maschinenwortes, die zum einem Projektionsverhalten und Unifikationsverhalten dieses Wortes führt, dass das alte Maschinenwort gerade nicht aufweist, ist der Satz in (23) lizenziert: das ist der wesentliche Gehalt von (12). Und mit (12) sind – da das Verb *wissen* ein ebensolches Brückenverb wie das Verb *denken* ist – auch die folgenden Sätze lizenziert:

- (14) Die Frauen wissen, dass Alberich Grappa trinkt
 (15) Die Maschinen wissen, dass Alberich Grappa trinkt

Allgemein gesagt: in Konsequenz von (14) sind alle Vorkommen von *Frauen salva grammatizitate* durch Vorkommen von *Maschinen* substituierbar, und umgekehrt. Entsprechend sind mit den Sätzen in (14) auch die Sätze in (16) lizenziert:

- (16) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
 (b) Die Frauen wurden zur Reparatur eingeschickt
 (17) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
 (b) Die Maschinen tranken Bier und Schnaps

Daran, dass (16) und (17) wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch sind, ist wohl schwer ein Zweifel möglich. Und daran, dass (16) und (17) eher den Status des in () mitgeteilten Carnap-Satzes haben, wohl auch nicht. Die in (1) formulierte I-Sprachveränderungsregel hat also unerwünschte Nebeneffekte; sie ist zu weit gefasst. Warum? Die Antwort liegt auf der Hand: Die Regel eröffnet einen Substitutionsspielfeldraum, der zu weit gefasst ist. Die Sätze in (16) und (17) sind nur in diesem zu weit gefassten Substitutionsspielfeldraum lizenziert. Wodurch aber werden Substitutionsräume restringiert?

Bei der bisherigen Argumentation wurde – konform mit dem (P&P)-Modell – davon ausgegangen, dass die UG Systeme von *grammatischen Merkmalen* inkorporiert. Zwischen diesen Merkmalen bestehen Beziehungen; insbesondere bestehen zwischen ihnen *auch Kookkurrenzbeziehungen*. Diese Kookkurrenzbeziehungen lassen sich in Form von *Implikationen* formulieren. Es ist üblich, bei der Formulierung dieser Implikationen eine abkürzende Schreibweise zu benutzen. Von besonderen Interesse sind im hier betrachteten Fall die beiden folgenden, unter Verwendung der abkürzenden Schreibweise und in einer üblichen Notation formulierten Implikationen:

- (18) [+kog] \supset [+hum]
 (19) [+art] \supset [-hum]

Es ist klar, dass diese – nicht-umkehrbaren – Implikationen der zuvor bereits betrachteten – ebenfalls nicht umkehrbaren – Hyponymiebeziehung affin sind. Und es ist klar, dass es die Implikationen in (18) und (19) sind, die die Substitutionen blockieren, die zu den Sätzen in (16) und (17) geführt haben. Denn die Lexikoneinträge für *Frauen* und *Maschinen* werden sicher auch die in (20) und (21) angegebenen Spezifizierungen integrieren:

- (20) *Frau* N, [+hum]
 (21) *Maschine* N, [-hum]

Damit ist klar, warum die Sprachveränderungsregel in (1) zu weit gefasst ist: sie verstösst gegen Implikationen in (18) und (19). Und damit kommt auch ins Blickfeld, was den Kern der Problematik ausmacht, die der von Chomsky exemplarisch betrachtete Fall einer I-Sprachveränderung aufwirft. Man betrachte hierzu (22) und (23):

- (22) *Maschine* N, [-hum, +art, +kog]
 (23) *Frau* N, [+hum, -art, +kog]

Natürlich ist (22) ebenso wie (23) nicht einmal näherungsweise UG-konform formuliert: (22) und (23) bestehen aus einem Agglomerat von Merkmalen; einige von ihnen lassen sich als Bestandteile von

Lexikoneinträgen identifizieren; andere haben ihren systematischen Ort in ganz anderen Teilen des UG-Systems der grammatischen Merkmale. Aber gerade deshalb lässt sich unter Bezugnahme auf (22) und (23) verdeutlichen, worum es beim in Rede stehenden Fall vor allem geht. Die Merkmalkataloge in () und () sind nicht disjunkt, und () ist konsistent mit () und (), denn der Katalog enthält Merkmale, die kraft dieser Implikationen nicht miteinander kookkurrieren dürfen. () ist somit intern inkonsistent, und diese Inkonsistenz durchzieht dann in Folge das gesamte UG-System der grammatischen Merkmale. Der Haupteffekt der von Chomsky avisierten, in (1) sozusagen in nullter Näherung charakterisierten I-Sprachveränderung besteht somit darin, dass die Kohärenz und Konsistenz des UG-Systems der grammatischen Merkmale verloren geht. Das System büßt dadurch erheblich an klassifikatorischer Kraft ein, es tendiert zu Überkreuzklassifikationen und verliert dadurch die Möglichkeit, die relevanten Generalisierungen signifikant zu erfassen. (25) hat somit einen beträchtlichen Deformationseffekt. Dieser Deformationseffekt tritt jedoch nicht in dieser krassen Form in Erscheinung, wenn angenommen wird, dass das Wort *Maschine* nicht in allen seinen grammatisch möglichen Vorkommen durch das Merkmal [+kog] gekennzeichnet ist, sondern nur bei bestimmten Vorkommen dieses Merkmal aufweist. Was damit ins Blickfeld rückt, lässt sich wieder an Hand der Wortbildung verdeutlichen. Sicher sind die beiden Nominalkomposita in (35) wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch:

- (24) (a) Kaffeemaschine
(b) Denkmaschine

Aber sicher ist nur der Satz in (25)(a) sortal wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch; der Satz in (25)(b) ist nach wie vor sortal genauso inkorrekt wie der zuvor mitgeteilte Carnap-Satz:

- (25) (a) Die Denkmaschine vermutete, dass $2 + 2$ meistens gleich 4 ist
(b) Die Kaffeemaschine vermutete, dass $2 + 2$ meistens gleich 4 ist

Die sortale Inkorrektheit von (25)(b) lässt nun darauf schließen, dass das Wort *Maschine* nur bei der Nominalkomposition in (25)(b) das Merkmal [+kog] aufweist; in (25)(a) bleibt *Maschine* jedoch das Merkmal [+art], das diesem Nomen traditionellerweise zukommt, erhalten. Das aber könnte die Annahme nahelegen, dass die in Rede stehende I-Sprachveränderung vielleicht doch nichts anderes ist als ein Wortersetzungsprozess – nur, dass es sich – entgegen den Ausführungen von Chomsky – nicht so verhält, dass das alte Verb *think*₁, *denk*₁ durch ein neues Verb *think*₂, *denk*₂ ersetzt worden ist. Vielmehr verhält es sich so, dass das althergebrachte Nomen *Maschine*₁ durch ein neues Nomen *Maschine*₂ ersetzt worden ist. Aber auch das ist nicht ganz korrekt. Denn der in Rede stehende Prozess besteht ja gerade nicht darin, dass das Nomen *Maschine*₁ durch ein neues Nomen *Maschine*₂ ersetzt und in Konsequenz dieser Ersetzung aus der I-Sprache L verdrängt worden ist, denn das althergebrachte Nomen *Maschine*₁ hat ja, wie die Komposition in (24)(a) vor Augen führt, nach wie vor lizenzierte Verwendungen in L. Das, was bislang als Wortersetzung bezeichnet wurde, erweist sich also bei genauerer Betrachtung als etwas, was man als *Wortteilung* bezeichnen könnte. Die entsprechende I-Sprachveränderungsregel lässt sich somit, zumindest in erster Näherung, wie in (26) angeben formulieren:

- (26) $Maschine_1 \Rightarrow Maschine_2 \text{ und } Maschine_3$

Und auch mit (26) ist die in Rede stehende I-Sprachveränderung noch nicht annähernd vollständig charakterisiert, denn die in (26) angegebene Regel besagt nicht über die Konsequenzen der durch sie erfassten Wortteilung. Denn in Konsequenz von (26) gilt auch, dass „*Maschine*₁“ – also das althergebrachte Wort für Maschine – und „*Maschine*₃“ – also das bei der Wortteilung erhaltene, althergebrachte Wort für Maschine – füreinander substituiert werden können, während „*Maschine*₂“ weder für „*Maschine*₁“ noch für „*Maschine*₃“ substituiert werden kann und die Substitution auch in der umgekehrten Richtung nicht möglich ist. Diese Beschränkung der Substitutionsmöglichkeiten ist aber trivialerweise dem in () informell mitgeteilten Wortteilungsprozess nicht zu entnehmen: um sie explizieren zu können, ist die Einsicht erforderlich, dass der in Rede stehende I-Sprachveränderungsprozess eben nicht nur ein Wortteilungsprozess ist – dieser Wortteilungsprozess involviert zugleich und vor allem eine Veränderung des Subkategorisierungsrahmens der an ihm

beteiligten Nomina. Diese Veränderung ist – wiederum in nullter Näherung – erfasst, wenn man (26) wie in (27) angegeben reformuliert:

(27) Maschine₁[+art] \Rightarrow Maschine₂[+kog] *und* Maschine₃[+art]

Allerdings reicht auch (27) noch nicht aus, um die zuvor konstatierte Beschränkung der Klasse der möglichen Substitutionen deduzieren zu können. Diese Substitutionsbeschränkung kann jedoch abgeleitet werden, wenn man von der wohl unproblematischen Annahme ausgeht, dass die UG auch dass in (28) in nullter Näherung formulierte Substitutionsprinzip enthält, bei dessen Formulierung – um nicht unübliche Abkürzungen zu verwenden – „subst“ für die Substitutionsbeziehung und „Subcat“ für den Subkategorisierungsrahmen eines L-Terminales stehen:

(28) Falls a, b L-Terminale sind, dann subst(a, b), falls Subcat(a) = Subcat(b).

Substituierbarkeit setzt also Subkategorisierungsgleichheit voraus. Ersichtlich kann aus () und () abgeleitet werden, dass für die betrachteten Wörter für Maschine die zuvor angeführten Substitutionsmöglichkeiten bestehen beziehungsweise nicht bestehen. Denn mit () und () gilt auch (29) und (30):

(29) subst(Maschine₁[+art], Maschine₃[+art])

(30) (a) \neg subst(Maschine₂, [+kog], Maschine₃, [+art])
(b) \neg subst(Maschine₂, [+kog], Maschine₃, [+art])

(29) und (30) reflektiert genau die Substitutionsmöglichkeit und die Substitutionsunmöglichkeiten, die sich in Konsequenz der erörterten I-Sprachveränderung ergeben. Aber auch damit ist diese Veränderung noch nicht hinreichend charakterisiert. Vor allem zwei Aspekte sind es, die im Zusammenhang mit (38) noch herauszustellen sind.

Erstens. Zuvor wurde behauptet, dass im I-sprachlichen Deutsch die in (29) und (30) behaupteten Implikationen gelten, die in (42) noch einmal zusammengefasst rekapituliert sind:

(42) ([+kog] \supset [+hum]) \wedge ([+art] \supset [-hum])

Während das Zweitglied der Konjunktion – also (30) – unerachtet der Regel in (38) nach wie vor für das I-sprachliche Deutsch gilt, kann das Erstglied dieser Konjunktion – also (29) – auf Grund von (38) nicht mehr gelten gemacht werden. (38) hat also eine Veränderung der für das I-sprachliche Deutsch geltenden Merkmalskookkurrenzen zur Folge.

Zweitens. Man zieht wohl leicht ein, dass sich in Konsequenz von (38) im I-sprachlichen Deutsch die in (43) mitgeteilte Synonymiebeziehung („syn“) ergibt, im Hinblick auf die wohl problemlos angenommen werden kann, dass auch die in (44) formulierte Beziehung der Subkategorisierungsgleichheit existiert:

(43) Syn(Maschine₂, Computer)

(44) Subcat(Maschine₂) = Subcat(Computer).

Das aber bedeutet, dass modulo (39) im I-sprachlichen Deutsch die in (45) mitgeteilten Sätze äquivalent miteinander sind:

(45) (a) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt
(b) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt

Ebenso müssen die in (46) angeführten Sätze als wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch betrachtet werden:

(46) (a) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt
(b) Die Maschinen denken, dass Alberich Grappa trinkt

(c) Die Frauen denken, dass Alberich Grappa trinkt

Das bedeutet auch, dass im I-sprachlichen Deutsch die folgenden Substitutionsbeziehungen vorliegen:

(47) $\text{subst}(\text{Maschine}, \text{Frau}) \wedge \text{subst}(\text{Computer}, \text{Maschine}) \wedge \text{subst}(\text{Frau}, \text{Computer})$

Allerdings sind – *und das ist entscheidend* – die in (47) exemplifizierten Substitutionsmöglichkeiten nur dann gegeben, wenn die bereits in (21) angeführte und hier noch einmal in (48) rekapitulierte Brückenverb-vom-Typ I-Bedingung erfüllt ist:

(48) *denk-/* NP, [+kog] ___ CP

Mit anderen Worten: zwischen den Nomina „Computer“, „Maschine“ einerseits und den Nomina „Frau“, „Mann“ andererseits besteht eine Substitutionsbeziehung dann und nur dann, wenn sie als Subjektnomen eines Matrix-Satzes verwendet werden, der ein Brückenverb enthält. Und als Subjektnomen eines solchen Matrixsatzes kann „Maschine“ nur im Maschine₂-Sinn verwendet werden. Falls (48) nicht erfüllt ist, können ([+kog],[+hum])-Nomina und ([+art], [+kog])-Nomina im I-sprachlichen Deutsch nicht *salva grammatizitate* füreinander substituiert werden. Die folgenden Sätze führen diese Beschränkung der Substitutionsmöglichkeiten deutlich vor Augen:

(49) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
(b) Die Frauen wurden zur Reparatur eingeschickt

(50) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
(b) Die Maschinen tranken Bier und Schnaps

Die (a)-Sätze in (49) und (50) sind zweifelsfrei grammatisch im I-sprachlichen Deutsch. Die (b)-Sätze in (49) und (50), die entstehen, wenn „Maschinen“ für „Frauen“ substituiert wird, sind dagegen auf der Ebene der Subkategorisierungen ungrammatisch im I-sprachlichen Deutsch; sie können, wenn sie geäußert werden, im Gegensatz zu den (a)-Sätzen nicht direkt interpretiert werden. Eine Interpretationsmöglichkeit ist für sie nur unter speziellen situativen Bedingungen gegeben; sie müssen in einem nicht wörtlichen, übertragenen Sinn verstanden werden. Dieser Interpretationsaufwand ist nicht erforderlich, wenn ([+kog],[+hum])-Nomina in einem von der Brückenverbbedingung unabhängigen Bereich füreinander substituiert werden. In den Sätzen in (51) sind die ([+art], [-kog])-Nomina „Maschine“ und „Fahrräder“ ebenso *salva grammatizitate* füreinander substituierbar wie in den Sätzen in (52) die ([+kog],[+hum])-Nomina „Männer“ und „Frauen“ füreinander *salva grammatizitate* substituierbar sind:

(51) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
(b) Die Fahrräder wurden zur Reparatur eingeschickt

(50) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
(b) Die Männer tranken Bier und Schnaps

In keinem dieser Fälle führt die Substitution zu einer Vermehrung des Interpretationsaufwands; die Substitutionen in (51) und (52) sind I-sprachlich konsistent.

Damit ist ein Zwischenbefund bezüglich der von Chomsky avisierten I-Sprachveränderung möglich. Diese I-Sprachveränderung besteht darin, dass die subkategorielle Struktur des Wortes „Maschine“ verändert wird. Diese Veränderung soll als SUBKAT-Veränderung bezeichnet werden. Die SUBKAT-Veränderung ist grammatisch konsistent nur dann möglich, wenn „Maschine“ als Subjektnomen eines Matrixsatzes vorkommt, der ein Brückenverb (vom Typ I) enthält. Die grammatische Konsistenz der SUBKAT-Veränderung erhellt in Anbetracht des Tatbestands, dass „Maschine“ und ([+kog],[+hum])-Nomina, falls die Brückenverb-Bedingung erfüllt ist, uneingeschränkt *salva veritate* füreinander substituiert werden können. Falls diese Bedingung nicht erfüllt ist, ist diese Substitutionsmöglichkeit nicht gegeben. Die SUBKAT-Veränderung ist also an sehr spezielle Bedingungen gebunden; insofern ist sie ein durchaus *lokaler* Tatbestand. Dieser

Tatbestand verdeutlicht, dass das subkategoriell veränderte Wort „Maschine“ *partiell*, aber eben nicht vollständig an das grammatische Verhalten der ([+kog],[+hum])-Nomina angeglichen ist. Dass die Angleichung nur *partiell* ist, führt vor Augen, dass die SUBKAT-Veränderung eine Inkonsistenz im grammatischen Verhalten der Nomina des I-sprachlichen Deutsch zur Folge hat. Die Inkonsistenz zeigt sich darin, dass die SUBKAT-Veränderung die Möglichkeit, Nomina für Nomina zu substituieren, speziellen Beschränkungen unterliegt. Diese Beschränkungen *deformieren* den Möglichkeitsraum der nominalen Substitutionen. Dieser Deformationseffekt ist wohl nicht falsch verstanden, wenn er dahingehend erklärt wird, dass die SUBKAT-Veränderung eine nur lokale, aber keine *globale* Erscheinung im Bereich der Nomina des I-sprachlichen Deutsch ist. Diese Lokalität ist ein Indikator dafür, dass die SUBKAT-Veränderung noch nicht *abgeschlossen* ist. Abgeschlossen wäre diese Veränderung erst dann, wenn das System der Nomina im I-sprachlichen Deutsch so verändert wird, dass das subkategoriell veränderte Nomen „Maschine“ *vollständig* in dieses System integriert ist. Auf Grund der Unvollständigkeit der Integration hat die SUBKAT-Veränderung die Etablierung eines nur *partiell* wohlgeformten Nomens „Maschine“ zur Folge. Die Partialität der nominalen Wohlgeformtheit manifestiert sich in den Limitationen, denen die Substitutionsmöglichkeiten unterliegen, die für das subkategoriell veränderte Nomen „Maschine“ im I-sprachlichen Deutsch existieren. Der Abbau dieser Limitationen ist nur durch eine einschlägige *Reformation* des durch die SUBKAT-Veränderung *deformierten* Systems der Nomina des I-sprachlichen Deutsch zu erreichen; in Konsequenz einer solchen Reformation ist dann das nur *partiell* grammatische ([+kog],[+art])-Nomen „Maschine“ *vollgrammatisch* im I-sprachlichen Deutsch. Falls die Reformation zustandekommt, kann man die SUBKAT-Veränderung *post festum* als den ersten Schritt auf dem Wege zu einer grundsätzlichen Veränderung des Systems der Nominalien des I-sprachlichen Deutschen und ihres grammatischen Verhaltens identifizieren.

Es kann hier (bis auf weiteres, also vorerst) offen bleiben, ob es zu einer solchen Reformation des Systems der Nominalien des I-sprachlichen Deutschen jemals kommen wird. Wichtiger als die Erörterung dieser Frage ist es, herauszustellen, dass es durchaus unklar ist, welche UG-Systeme als Deformationsmechanismen und welche als Deformationsausgleichssysteme identifiziert werden können. Es ist, darüber hinaus, nicht einmal klar, ob eine mit dem (P&P)-Modell konforme UG – etwa die von Chomsky (1981) im GB-Format vorgelegte UG – überhaupt über solche Mechanismen verfügt oder verfügen kann. Und dies zu konstatieren heißt natürlich auch, ob es unter den Prämissen des (P&P)-Modells der UG überhaupt sinnvoll ist oder sinnvoll sein kann, wie zuvor – in Anbetracht der SUBKAT-Veränderung – von *partieller Grammatizität* zu sprechen. Aber dies alles ändert nichts daran, dass das Faktum der SUBKAT-Veränderung schlicht und einfach nicht in Abrede gestellt werden kann: diese Veränderung hat stattgefunden; es gibt also I-Sprachveränderungen. Die Resultante, die aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist, ist somit eindeutig: allein dieser eine hier nur andiskutierte Fall einer I-Sprachveränderung – ein Fall, den Chomsky (2000) selbst bemüht – führt im Rahmen des Prinzipien- und Parameter-Modells zu erheblichen Problemen. Und diese Probleme gewinnen noch an Gewicht, wenn man bedenkt, welchen Status Chomsky I-Sprachveränderungen beimisst.

2 DYNAMIK DER GRAMMATIZITÄT

VORAUSSETZUNGEN DER UNIVERSALGRAMMATIK

Die Belegung der Parameter einer unter den Prämissen des (P&P)-Modells aufgebauten Universalgrammatik (UG) setzt zweifelsfrei die Existenz vorgängig gegebener externer sprachlicher Daten (ESD) voraus. Die ESD werden durch die L-Performanz der Individuen ermöglicht. Andererseits ist die performativische Produktion der ESD ist jedoch nur dann möglich, wenn die UG-Parameter belegt sind. Insofern scheint mit der L-Performanz/L-Kompetenz-Konfiguration (P+K-Konfiguration) eine Paradoxie verbunden zu sein, die zu einer Paradoxie der UG-Parametrisierung verschärft werden kann. Die Paradoxie der (P+K)-Konfiguration wird in mehreren möglichen Versionen abgeleitet und historisch-systematisch besprochen. In einer dieser Versionen besagt die Paradoxie, dass eine notwendige Bedingung für das Sprecher/Hörer-Sein der Individuen die Existenz einer nicht leeren sprachlichen Sprecher/Hörer-Umgebung ist, und eine nicht-leere sprachliche Sprecher/Hörer-Umgebung nur dann möglich ist, wenn es Individuen gibt, die Sprecher/Hörer sind. Diese Version der Paradoxie macht deutlich, dass mit der Paradoxie letztlich die im Rahmen des (P&P)-Modells allein nicht beantwortbare (und vielleicht grundsätzlich unbeantwortbare) Frage nach dem Ursprung der Sprache zur Debatte gestellt ist.

1 UG-Eingabe, UG-Struktur, UG-Ausgabe

Eine Universalgrammatik (UG) im Sinne des Prinzipien- und Parameter-Modells, kurz: des (P&P)-Modells, wie es von Chomsky (1981), (1986) inauguriert wurde, lässt sich – aus wohlbekannten, hier nicht weiter zu spezifizierenden Gründen heraus – als ein Eingabe/Ausgabe-Mechanismus betrachten. Die UG gibt eine Menge von Strukturbeschreibungen; diese Strukturbeschreibungsmenge ist das, was unter einer im Chomskyschen Sinne internen, individuellen und intensionalen Sprache, kurz: unter einer I-Sprache L – zu verstehen ist.² Mit dieser Ausgabe reagiert die UG eine Menge von *externen sprachlichen Daten* (ESD), die die UG-Eingabe ausmachen. Bei dieser Eingabe handelt es sich um eine letztlich amorphe, weil keinerlei weiteren Qualifikationen unterliegende Satzmasse **M**. Die **M**-Elemente instanziiieren bestimmte grammatische Strukturen – also I-sprachliche Gegebenheiten – und lösen, auf Grund dieser ihrer instantiiierenden Funktion bestimmte Parametrisierungen der UG aus. Die **M**-Elemente instantiiieren Strukturen, aber sie *sind* keine Strukturen: sie gehören durchaus zum Raum der E-sprachlichen Tatbestände (Cf. Anm.1. Der Umstand, dass es möglich ist, die **M**-Elemente als Elemente einer S-Sprache zu identifizieren, spielt dafür, dass sie als Elemente der UG-Eingabe fungieren, schlicht und einfach keine Rolle.)

Begreift man also die UG als einen Eingabe/Ausgabe-Mechanismus, so stellt sie sich als ein Mechanismus dar, der auf eine E-sprachliche Eingabe – die Satzmasse **M** – mit einer I-sprachlichen Ausgabe – einer Menge von Strukturbeschreibungen – reagiert. Es ist wesentlich zu sehen, dass die Existenz dieser Eingabe notwendig, ist, denn: „Experience is necessary to fix the values of parameters of core grammar“ (Chomsky 1981: 8). Mit anderen Worten: in einer Situation, in der die Individuen keine sprachlichen Erfahrungen, genauer: keine E-sprachlichen Erfahrungen machen können, ist eine Belegung der UG-Parameter nicht möglich; *die Existenz der ESD-Elemente ist eine notwendige Vorbedingung für die Parametrisierung der UG*. Sprachliche Erfahrung und insbesondere grammatische Erfahrung ist für die Sprecher/Hörer-Individuen nur im Zuge der Konfrontation mit den Elementen der Satzmasse **M** möglich. Dabei ist es den Individuen im Zuge dieser Konfrontation nicht bewusst, dass sie *bestimmte* grammatische Erfahrungen machen; es ist ihnen nicht einmal bewusst, dass sie überhaupt *grammatische* Erfahrungen machen. Die ESD-Erfahrungen, die sie machen, sind

² Diese Charakterisierung ist nicht ganz korrekt. Chomsky (1986) identifiziert letztlich die I-Sprache mit der UG; cf. hierzu auch Chomsky (2000). Hier dagegen wird zwischen der UG und der I-Sprache L strikt unterschieden, und die I-Sprache L wird als eine von der UG determinierte Größe begriffen. Diese terminologisch-begriffliche Differenz spielt für die Argumentation im folgenden jedoch keine Rolle und kann hier entsprechend vernachlässigt werden. Es ist jedoch daran zu erinnern, dass der Komplementärbegriff der I-Sprache der Begriff der externen Sprache, kurz: der E-Sprache ist. Eine E-Sprache rückt im Zuge einer Extensionalisierung der UG ins Blickfeld, und in Konsequenz einer solchen Extensionalisierung kann man unter einer E-Sprache – in erster Näherung – etwa die Menge der terminalen Endschnittbilder der UG-konformen Strukturbäume verstehen. Von den I-Sprachen und den E-Sprachen ist eine dritte Art von Sprachen zu unterscheiden: nämlich die Sprachen, die unter Voraussetzung eines naiven Sprachbegriffs als in Sprachgemeinschaften gesprochene Sprachen – wie etwa das Deutsche, das Chinesische, das Mongolische, und so weiter – ausgezeichnet werden. Diese Sprachen werden hier als Sprachgemeinschaftssprachen, kurz: als S-Sprachen bezeichnet. Sie stehen hier nicht zur Debatte. Die Bezugnahme auf I-Sprachen oder auf E-Sprachen involviert jedoch in keiner Form die Bezugnahme auf S-Sprachen: S-Sprachen sind somit Gebilde, die außerhalb des Raumes signifikant möglicher grammatischer, speziell universalgrammatischer Betrachtungen liegen.

*reine Triggererfahrungen.*³ Durch sie wird die Parametrisierung der UG in Gang gesetzt; die Existenz von ESD ist somit, wie auch Chomsky konstatiert, eine *notwendige* Voraussetzung für die Parametrisierung der UG. ESD – und damit **M**-Elemente – geben also die *externe* Basis jeder überhaupt möglichen UG-Parametrisierung ab; ohne die Existenz von **M**-Elementen ist eine UG-Parametrisierung schlicht und einfach nicht möglich. Entsprechend stellt sich im Vorfeld der Frage, wie UG-Parametrisierungen zustandekommen können und wie sie strukturiert sind, naheliegenderweise die Frage, wodurch die Möglichkeit von Satzmassen **M** und damit die Möglichkeit von ESD und damit die Möglichkeit der UG-Parametrisierung extern garantiert ist. (Die *interne* Möglichkeit der UG-Parametrisierung ist selbstverständlich durch die Art des Aufbaus des Systems der UG-Prinzipien und UG-Parameter und somit insbesondere etwa durch das CP/IP-System garantiert. Diese interne Möglichkeit der UG-Parametrisierung steht hier nicht zur Debatte. Zur Debatte steht vielmehr die Frage nach der *externen* Möglichkeit der UG-Parametrisierung und damit die Frage nach der Möglichkeit des Erfahrungsraums, in dem die Individuen Triggererfahrungen machen können.)

Die Frage, die hier zur Erörterung ansteht, ist also die Frage nach der Möglichkeit der Existenz der externen sprachlichen Daten. Auf diese Frage gibt es natürlich eine klare Antwort, und diese Antwort ist zweifellos konklusiv – sie ist sogar so konklusiv, dass es als geradezu abwegig erscheinen könnte, auch nur näherungsweise anzunehmen, dass mit der Frage nach der Möglichkeit der ESD irgendwelche nicht-trivialen Probleme verbunden sein könnten. Diese klare Antwort lässt sich sehr leicht entwickeln. Die Universalgrammatik ist ein Teilsystem der Sprachkapazität der Individuen, und dass die UG ein Teilsystem dieser ihrer Sprachkapazität – ihrer L-Kapazität, kurz gesagt – ist, heißt natürlich auch und vor allem, dass die L-Kapazität der Individuen sich nicht in ihrer intrinsischen, ihnen selbst nicht transparenten Kenntnis der UG erschöpft. Es gibt also, mit anderen Worten, noch weitere Teilsysteme der L-Kapazität, und eines dieser Teilsysteme ist die Sprachperformanz. Dieses Teilsystem – das System der Sprachperformanz – ist es, dass die externen sprachlichen Daten produziert, deren Existenz eine notwendige Vorbedingung für die Möglichkeit der Parametrisierung der UG ist. Kurz gesagt: die ESD sind eine performativisch ermöglichte und performativisch bedingte Größe; es kann die ESD geben – und es gibt sie –, weil die Individuen sprachperformativisch aktiv sein können und aktiv sind. Die Frage nach der Möglichkeit der ESD ist damit klar beantwortet, und wie dieser klaren Antwort ist auch die Frage beantwortet, warum die Möglichkeit der UG-Parametrisierung extern garantiert ist: sie ist durch die Sprachperformanz der Individuen garantiert. Irgendwelche tiefer gehenden Probleme scheinen mit dieser Art der externen Garantie nicht verbunden zu sein und auch nicht verbunden werden zu können. Weiterhin nach der Möglichkeit der ESD zu fragen, scheint insofern müßig zu sein; von Interesse könnte wohl allenfalls noch die Frage sein, wie die UG auf die ESD reagiert und sie im Modus der Parametrisierung auswertet – die performativisch gegebene Möglichkeit der ESD dagegen scheint auf unproblematische Art garantiert zu sein.

³ Mit anderen Worten: Die UG ist nicht Teil des Sprachbewusstseins der Individuen, cf. hierzu insbesondere Fodor (1983). Aus dem Umstand, dass die UG nicht Teil des Sprachbewusstseins ist – und die UG-Parametrisierung folglich auch kein dem Bewusstsein der Sprecher/Hörer *qua* Sprecher/Hörer zugänglicher Prozess ist (und, den Argumenten Fodors zufolge, auch nicht sein kann) – folgt im übrigen nicht, dass die Individuen über kein Sprachbewusstsein verfügen oder die linguistische Untersuchung dieses Sprachbewusstseins trivial wäre. Was folgt ist nur, dass die Tatbestände des Sprachbewusstseins vernachlässigt werden können, wenn – wie in dieser Studie – die Bedingungen der UG-Parametrisierung thematisiert werden. Dies gilt unerachtet des Umstands, dass Searle (1992)- obschon Searle die These von der genetischen Fundiertheit der UG-Zustände akzeptiert – die von Fodor skizzierte und auch hier vorausgesetzte Konzeption für unhaltbar hält. Searle zufolge kann es mentale Zustände nur als bewusste Zustände geben; da die Annahme, dass es Zustände einer unbewussten UG-Kenntnis gibt, mit Searles Auffassungen nicht übereinstimmt, folgert er, dass es die UG schlicht und einfach nicht gibt und nicht geben kann (cf. Searle 1992: 295ff.). Searles Auffassungen beruhen auf einer Position, die beispielsweise Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* wie folgt charakterisiert:

“Alle Vorstellungen haben eine notwendige Beziehung auf ein *mögliches* empirisches Bewußtsein: denn hätten sie dieses nicht, und wäre es gänzlich unmöglich, sich ihrer bewußt zu werden, so würde das soviel sagen, sie existierten gar nicht.”

Aber natürlich impliziert die Konzeption Fodors keineswegs, dass die den Sprecher/Hörern nicht-transparenten UG-Zustände einem empirischen Bewusstsein nicht zugänglich seien: Sie sind dem Bewusstsein des Linguisten zugänglich – die Aufgabe der Linguistik besteht wesentlich in der Explikation der den Sprecher/Hörern *qua* Sprecher/Hörern nicht-transparenten UG-Zustände. Zu behaupten, dass die genetisch fundierten UG-Zustände grundsätzlich Zustände des Sprecher/Hörer-Bewusstseins sind, heißt also zu behaupten, dass jeder Sprecher/Hörer grundsätzlich als ausgebildeter Linguist geboren ist – und zu dieser Behauptung dürfte sich selbst Searle nicht verstehen.

In Konsequenz dieses Zwischenbefunds soll im folgenden zunächst erörtert werden, wie die UG auf die ESD reagiert und sie auswertet. Erst im Lichte dieser Erörterung beziehungsweise der Ergebnisse, zu denen sie führt – Ergebnisse, die natürlich nicht abschließend sein und allenfalls illustrativen Charakter haben können –, soll dann die Frage erneut aufgeworfen werden, ob die Möglichkeit der ESD und damit die externe Möglichkeit der UG-Parametrisierung auf nachgerade triviale Art garantiert ist.

2 UG-Resistenz

Zu den zentralen begrifflichen Differenzierungen, die die Theorie der UG-Prinzipien und UG-Parameter an die Hand gibt, zählt die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Peripherie. Auf diese (in vielfacher Hinsicht erläuterungsbedürftige) Unterscheidung soll hier, im Rahmen der hier gewählten Terminologie, vermöge der Unterscheidung zwischen L-zentralen und L-peripheren I-sprachlichen Tatbeständen Bezug genommen werden. Chomsky spezifiziert den Gehalt dieser Unterscheidung dahingehend, dass jede aktuelle natürliche Sprache „will incorporate a periphery of borrowings, historical residues, inventions, and so on, which we can hardly expect to – and indeed would not want to – incorporate within a principled theory of UG.“ (Chomsky 1981: 8). Diese Spezifizierung oder andere mögliche Spezifizierungen des Charakters von L-zentralen und L-peripheren I-sprachlichen Gegebenheiten sind nicht Gegenstand der folgenden Betrachtungen, aber der Hinweis auf sie rückt einen zumeist vernachlässigten oder sogar übersehenen Tatbestand ins Blickfeld, der für die hier verhandelte Problematik (und nicht nur für sie) von einigen Interesse ist. Es ist sicher nicht unrealistisch anzunehmen, dass ein Sprecher/Hörer-Individuum X – genauer: die UG, für die X eine Instanz ist – ESD konfrontiert wird, unter denen sich auch Elemente befinden, die im erläuterten Sinne peripher sind. Damit tritt natürlich die Frage auf, wie die UG auf diese peripheren ESD-Elemente reagiert. Die zitierten Feststellungen Chomskys sind wohl nicht gänzlich missverstanden, wenn man diese Frage aus dem Geiste dieser Feststellungen heraus wie folgt beantwortet: Die UG reagiert auf L-periphere ESD-Elemente überhaupt nicht; sie werden von der UG als nicht parametrisierungsrelevant ausgesondert. Die UG verhält sich ihnen gegenüber resistent, und dieser Gesichtspunkt ist es, der hier herausgestellt werden sollte. Die UG zerlegt die Menge der ihr zugänglichen ESD in zwei disjunkte Teilmengen: in die Menge ESD1 der parametrisierungsrelevanten externen sprachlichen Daten, und in die Menge ESD2 der parametrisierungsirrelevanten externen sprachlichen Daten. Und dies festzustellen, heißt auch festzustellen, dass die UG diverse Prinzipien inkorporiert, die ihr Verhalten gegenüber den ihr zugänglichen ESD bestimmen. Dieses ihr Resistenzverhalten ist sicher auch durch die nachfolgend in (2-1) angegebenen Prinzipien bedingt:

(2-1) Die UG ist ein System von Modulen, das parametrisierungsresistent ist gegen in den ESD enthaltene

- (a) grammatische Irregularitäten,
- (b) L-periphere Tatbestände,
- (c) kommunikativ-pragmatische Elemente,
- (c) Elemente der S-Sprachformation.

Die in (2-1) zusammengefassten Resistenzbedingungen – die sicher nicht vollständig und sicher auch präzisierungsbedürftig, aber eben so sicher auch präzisierungsfähig sind – ergeben zusammengefasst das, was hier als das *Resistenzprinzip*. Es dürfte sich erübrigen, dieses Prinzip hier näher zu erläutern; seine Funktion dürfte evident sein: Das Prinzip ist ein Filter, den die externen sprachlichen Daten passieren müssen, um Belegungen der UG-Parameter triggern zu können. In Ansehung der Klausel (a) aus (2-1) – sie zumindest ist in der einschlägigen Literatur in der einen oder anderen Form des öfteren diskutiert worden, weil die Unterbestimmtheit der ESD (Endlichkeit, weitgehende Defektheit) als Indikator für die Existenz der UG genommen wurde – heißt das, dass der Sprecher/Hörer für die UG als ein performerisch perfektes System in Erscheinung tritt, das nicht von Verschiebungen seiner kommunikativen Interessen und seiner kommunikativen Aufmerksamkeit beeinflusst wird, das über ein unbegrenztes Gedächtnis verfügt, und das keine grammatischen Fehler macht (cf. etwa Chomsky (1965), Kap. 1, *passim*). In Konsequenz dieser Perfektionsannahme, die unstrittig einer Idealisierung gleichkommt, lässt sich zwischen Sprachkompetenz – und das heißt hier: der UG – und

Sprachperformanz eine 1:1-Beziehung ausmachen, und die grammatische Kompetenz entsprechend als eine „potentielle grammatische Performanz“ begreifen. Das ändert jedoch nichts daran, dass die ESD eine notwendige, und zwar eine notwendige *externe* Bedingung für die UG-Parametrisierung sind. Die Bezugnahme auf das Resistenzprinzip hat noch einmal vor Augen geführt, dass und warum die ESD keine internen, strukturbildenden Konsequenzen für den Aufbau der UG haben. Anders gesagt: die UG ist *systematisch unabhängig* von den ESD. Vorausgesetzt für die Parametrisierung der UG ist somit allein die *Existenz* der ESD. Diese Existenzvoraussetzung ist nachfolgend in (2-2) noch einmal explizit herausgestellt:

(2-2) Die Existenz von ESD ist eine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit der UG-Parametrisierung.

Hat diese Betrachtung, die wohl insbesondere zu der (wohl durchaus nicht sonderlich originellen) Einsicht geführt hat, dass die ESD von der UG bei ihrer Auswertung im Modus der Parametrisierung gefiltert werden, etwas dazu beigetragen, der zunächst gestellten und zunächst für nahezu trivial befundenen Frage nach der Möglichkeit der ESD neues Gewicht verliehen? Auf den ersten Blick hin sicherlich nicht. Sie haben gezeigt, dass die Beziehungen zwischen Sprachperformanz und Sprachkompetenz – zwischen L-Performanz und L-Kompetenz, kurz gesagt – in einer sicher nicht unwesentlichen Hinsicht durch das in (2-1) skizzierte Resistenzprinzip bestimmt werden. Aber dieser Befund trägt für die Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit der ESD sicher nur am Rande etwas aus. Deutlich geworden sein dürfte jedoch auch – und das ist hier entscheidend –, dass die Frage nach der Möglichkeit der ESD praktisch mit der Frage nach der Möglichkeit der Sprachperformanz zusammenfällt. Entsprechend bleibt zu fragen, wie das System **P** der Sprachperformanz der Individuen möglich wird. Und *diese* Frage wurde in den bisherigen Betrachtungen nicht einmal am Rande gestreift. Vielmehr wurde vorausgesetzt, dass die L-Performanz unproblematisch möglich ist, und aus dieser Voraussetzung folgt dann natürlich rein logisch, dass auch die performanzbedingten ESD unproblematisch möglich sind. Aber diese Folgerung stellt natürlich keine Antwort auf die Frage dar, warum und wie die L-Performanz möglich wird. Um den Gang der Argumentation noch einmal knapp zu rekapitulieren: Die ESD sind performatorisch ermöglichte und performatorisch bedingte Größen; es kann die ESD geben, weil die Individuen L-performatorisch aktiv sein können. Die Frage nach der Möglichkeit der ESD ist damit klar beantwortet, und diese Antwort impliziert eine Antwort die Frage, warum die Möglichkeit der UG-Parametrisierung extern garantiert ist. Die Antwort lautet, dass sie ist durch die L-Performanz der Individuen garantiert ist. Wie aber – so ist jetzt zu fragen – wird das System **P** ihre L-Performanz möglich? Die Erörterungen im folgenden sind der Versuch, diese Frage, einer Antwort zumindest näher zu bringen

3 L-Performanz und L-Kompetenz

Die Sprachkapazität der Individuen ist ein System, das aus mehreren Teilsystemen besteht. Eines dieser Teilsysteme macht die durch die intrinsische, ihnen selbst nicht transparente UG-Kennntnis gegebene L-Kompetenz der Individuen aus, und ein anderes Teilsystem ist das System **P** ihrer L-Performanz. Im Hinblick auf die beiden Teilsysteme soll – unter Verwendung naheliegender, wohl selbstevidenter Abkürzungen – von der (P+K)-Konfiguration der Sprachkompetenz geredet werden. Die naheliegende und im Anschluss an die voranstehenden Ausführungen zu stellende Frage, wie die (P+K)-Konfiguration strukturiert ist, ist natürlich identisch mit der Frage, wie L-Performanz und L-Kompetenz sich zueinander verhalten.

Diese Frage wurde – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – durch die Betrachtungen im voranstehenden Abschnitt keineswegs beantwortet. Warum die Bezugnahme auf das Resistenzprinzip in (2-1) und die Existenzvoraussetzung in (2-2) diese Frage nicht einmal tangiert, ist leicht einzusehen: Das Resistenzprinzip bestimmt einen Aspekt der Beziehungen, die zwischen zwischen der UG und den externen sprachlichen Daten. Die ESD werden durch das System **P** erzeugt; insofern ist die Existenz eines nicht-leeren Systems **P** eine notwendige Bedingung dafür, dass die Existenzvoraussetzung in (2-2) erfüllt werden kann. Aber das ändert nichts daran, dass diese Existenzvoraussetzung externe Größen betrifft, also Größen, *die außerhalb der(P+K)-Konfiguration zu lokalisieren sind*. Aber das System **P** der L-Performanz ist keine solche konfigurationsexterne

Größe; es ist vielmehr eins der beiden für die Konfiguration konstitutiven Elemente. Das System **P** ist also – im Gegensatz zu den ESD, die durch diese System erzeugt werden – gerade keine konfigurationsexterne, sondern eine durch und durch *konfigurationsinterne* Größe. Und die Frage nach der Möglichkeit dieses konfigurationsinternen Systems schließt sicher die Frage ein, wie sich dieses System *innerhalb der (P+K)-Konfiguration* zu dem anderen für diese Konfiguration konstitutiven Element – also der Universalgrammatik – verhält.

Um diese Frage einer Antwort näher zu bringen, ist es vielleicht nicht unangebracht, sich kurz auf das folgende Gedankenexperiment einzulassen. Man stelle sich eine *leere* UG vor. Ein L-Sprecher/Hörer X, der diese leere UG instanziiert, ist somit ein grammatisch leerer Organismus. Ein solcher grammatisch leerer Organismus ist natürlich zugleich ein grammatisch defekter Organismus, da die UG ab *in initio* zur genetisch gegebenen Sprecher/Hörer-Ausstattung gehört – das Gedankenexperiment beruht also auf der Voraussetzung, dass genetische Defekte derart möglich sind, dass sie eine leere UG zur Folge haben. Aber der pathologische Charakter dieser Voraussetzung beeinträchtigt die Signifikanz des Gedankenexperiments durchaus nicht. Denn die Frage, die hier zur Debatte gestellt werden soll, lautet: kann innerhalb einer (P+K)-Konfiguration, in der eines ihrer zentralen Elemente – die UG – leer ist, das System **P** die parametrisierungsrelevante Masse der ESD produzieren? Oder, kürzer gefragt: kann ein grammatisch leerer Organismus ESD produzieren? Die Antwort auf diese Frage kann offenbar nur negativ ausfallen: wenn das System **P** auf die UG zugreift, die UG aber leer ist, kann es nicht der Fall sein, dass das System **P** irgendeine ESD erzeugt. Der grammatisch leere Organismus *kann* keine ESD produzieren; er kann sich, als grammatischen Organismus, folglich auch nicht reproduzieren. Was das Gedankenexperiment – und zwar gerade wegen der pathologischen Voraussetzung, auf der es beruht – deutlich macht, ist somit dieses: die Existenz einer nicht-leeren UG ist *innerhalb der (P+K)-Konfiguration* eine notwendige Voraussetzung für das Funktionieren des Systems **P** der L-Performanz. Kürzer (und in anderen Worten) gesagt: Die Existenz einer L-Kompetenz ist die notwendige Voraussetzung für die L-Performanz der Individuen. Wenn diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, können – da die Voraussetzung ja eine notwendige Voraussetzung ist – durch das System **P** keine ESD produziert werden.

Damit ist in einer ersten, aber hier hinreichenden Näherung die Beziehung zwischen L-Performanz und L-Kompetenz geklärt. Die hier herbeigeführte Klärung entspricht den Annahmen, die in der Literatur üblicherweise über die Art der Beziehungen gemacht werden, die zwischen L-Kompetenz und L-Performanz bestehen. Es ist üblich anzunehmen, dass die UG Element einer (P+K)-Konfiguration ist – die nachfolgend angeführte Feststellung Chomskys ist wohl korrekt verstanden, wenn sie in diesem Sinne verstanden wird: „When we say that Jones has the language L, we now mean that Jones’s language faculty is in the state L, which we identify with a generative procedure embedded in performance systems“. (Chomsky 1995: 15). Innerhalb der (P+K)-Konfiguration spielt die L-Kompetenz – also die UG – die zentrale, grundlegende Rolle. Wenn Chomsky seine berühmte zweite Frage der generativen Grammatik aufwirft – nämlich die Frage, „how does Jones put his knowledge to use?“ (Chomsky 1995: 17) –, und feststellt, dass diese Frage calls for the development of performance theories, among them, theories of production and interpretation“ (Chomsky 1995: 18), dann zeichnet er – implizit, aber doch unmissverständlich – die UG als das zugrundeliegende, durch das System **P** der L-Performanz lediglich „in Betrieb genommene“ System aus (was im Sinne des Gedankenexperimentes eben auch heißt, dass es nichts gibt, das in Betrieb genommen werden kann, wenn die UG leer ist: und wenn die UG nicht in Betrieb genommen werden kann, kann das System **P** der L-Performanz nicht funktionieren). Die L-Performanz wirkt also nicht auf die UG ein; die UG ist – ganz im Gegenteil – das zugrundeliegende System; die L-Performanz dagegen ist eine Größe, die von der UG grammatisch instruiert wird. Dabei gilt natürlich, dass diese UG-Instruktionen für das System **P** (und vielleicht für weitere kognitive Systeme oder Organe) „lesbar“ sein müssen (cf. hierzu Chomsky 1995; eine durchaus kritische Betrachtung der Konzeption dieser „Lesbarkeitsbedingungen“ bietet Schnelle 2000). Aber dieses Lesbarkeitserfordernis ändert natürlich nichts daran, dass die UG innerhalb der (P+K)-Konfiguration die zentrale, grundlegende Rolle spielt.

Mit diesem Befund, der keinen Vertreter der generativen Grammatik auch nur näherungsweise überraschen kann, sind die *innerhalb* der (P+K)-Konfiguration bestehenden Beziehungen zwischen L-Performanz und L-Kompetenz in einer hier hinreichenden Näherung geklärt. Die Ausführungen im folgenden werden zeigen, dass dieser nicht überraschende und vielleicht sogar trivial anmutende Befund sich durchaus durch seinen eigenen Charme auszeichnet. Denn relativ zu ihm und den anderen

voranstehenden Ausführungen wird deutlich, dass die (P+K)-Konfiguration ganz wesentlich durch eine Paradoxie bestimmt ist.⁴

4 Paradoxie der (P+K)-Konfiguration

Der Ertrag der Überlegungen, die in den voranstehenden Abschnitten vorgetragen wurden, lässt sich zusammenfassend kurz wie folgt charakterisieren: Die L-Performanz der Individuen – das System **P** – ist die Komponente der (P+K)-Konfiguration, die die für die Parametrisierung der UG erforderlichen ESD produziert. Die Existenz dieser ESD ist eine notwendige *externe* Voraussetzung für die Belegung der UG-Parameter. Sie sind damit eine notwendige Bedingung für die Existenz einer parametrisch gesättigten UG. Die L-Kompetenz – und das heißt hier: die Existenz einer nicht-leeren, parametrisch gesättigten UG – ist eine notwendige Bedingung für die konfigurationsinterne Möglichkeit der L-Performanz. Mit diesem Befund scheinen keinerlei Probleme verbunden zu sein; mit ihm scheinen nur die in der einschlägigen Literatur gängige Binsenwahrheiten reproduziert worden zu sein. Aber die zugestandene Umständlichkeit und die aus ihr resultierende Komplexität, mit der dieser Befund formuliert wurde, täuscht möglicherweise darüber hinweg, dass der (P+K)-Konfiguration eine Konstellation immanent ist, die man sehr wohl eine paradoxe Konstellation nennen kann. Diese Konstellation resultiert aus dem Tatbestand, dass für die (P+K)-Konfiguration zwei Existenzvoraussetzungen – die Voraussetzung der Existenz einer parametrisch gesättigten UG, und die Voraussetzung der Existenz der ESD – essentiell, also unverzichtbar sind, und die folglich konjugiert werden können. Die Konjunktion dieser beiden Existenzvoraussetzungen ergibt das, was die der (P+K)-Konfiguration immanente Paradoxie ausmacht. Sie wird sichtbar, wenn man die Redeweise von internen und externen Bedingungen vernachlässigt und nur die sich aus dem Aufbau der (P&K)-Konfiguration ergebenden Abhängigkeitsbeziehungen ins Blickfeld nimmt. Dann nämlich wird eine Paradoxie im Aufbau der Konfiguration sichtbar, die man in erster Näherung wie in (4-1) angeben formulieren kann:⁵

⁴ Von Paradoxien ist hier in eben dem weiten Sinne dieses Begriffs die Rede, in dem beispielsweise Sainsbury in seiner klassischen Arbeit zur Paradoxienproblematik von Paradoxien spricht, cf Sainsbury (1988). Dieser Hinweis beinhaltet sicher auch das Zugeständnis, dass der Paradoxienbegriff hier in einem eher untechnischen, intuitiven Sinn verwendet sind. So werden beispielsweise Antinomien umstandslos zu den Paradoxien gerechnet. Die damit verbundene begriffliche Unschärfe liegt auf der Hand. Aber diese Unschärfe, die hier bewusst in Kauf genommen wird, geht nicht so weit, dass die Argumentation im folgenden den Einwänden ausgesetzt wäre, die gegen eine Vorfassung dieser Arbeit geltend gemacht wurden. Aus gewissermaßen prophylaktischen Gründen ist es deshalb vermutlich nicht unangebracht, wenn diese Einwände im folgenden am Rande kurz thematisiert werden. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf einen (schriftlich vorgetragenen und deshalb zitierfähigen) Einwand, demzufolge der hier praktizierte Sprachgebrauch auf einem „Kategorienfehler“ beruht, da dass, was hier als Paradoxien bezeichnet wird, eben „keine Paradoxien, sondern Zirkelschlüsse sind.“ Der Unterschied zwischen Paradoxien und Zirkelschlüssen wird dann wie folgt erklärt: „Die logische Struktur von Paradoxien und Zirkelschlüssen ist unterschiedlich. Ein Paradoxon liegt vor, wenn eine Aussage A genau dann wahr ist, wenn sie falsch ist; hingegen spricht man von einem Zirkelschluss, wenn aus einer Aussage A die Aussage B folgt und aus der Aussage B die Aussage A folgt.“ Das ist, rein logisch betrachtet, mehr als starker Tobak. Nach klassischer logisch-mathematischer Lehrmeinung ist eine Aussage entweder wahr oder falsch (*Prinzip der Zweiwertigkeit*). Dieses Prinzip, das man nur unter Folterqualen aufzugeben bereit sein dürfte, wird im ersten Teilsatz des zweiten Satzes dieser Erklärung außer Kraft gesetzt, indem die Falschheit einer Aussage zur Bedingung ihrer Wahrheit gemacht wird. Es versteht sich, dass die Argumentation im folgenden nicht auf eine derartige Revolutionierung der Logik und Mathematik hinausläuft; in ihr wird schlicht am Prinzip der Zweiwertigkeit festgehalten. Ansonsten sei auf Anm. 4 und Anm. 5 verwiesen.

⁵ Als Beispiel für eine „richtige“ Paradoxie im Sinne der bereits angesprochenen Einwände, die gegen eine Vorfassung diese Arbeit geltend gemacht wurde, wird namentlich die Russellsche Paradoxie genannt. Wäre sie eine richtige Paradoxie im Sinne der Einwände, so es müsste in Russels Beweisführung nachweisbar sein, dass Russell die Falschheit einer Aussage zur Bedingung ihrer Wahrheit macht. Man betrachte die Sache genauer: Mengen können durch definierende Bedingungen charakterisiert werden. Es sei M eine Menge, und ist *in sich selbst enthalten* ($M \in M$) beziehungsweise *ist nicht in sich selbst enthalten* ($M \notin M$) eine definierende Eigenschaft. Dann kann eine Menge R – die Russellmenge – definiert werden, die aus allen Mengen M besteht, die sich nicht selbst enthalten; das heißt: $R = \{M \mid M \notin M\}$. Offenkundig ist es sinnvoll zu fragen, ob R sich selbst enthält oder nicht, und auf diese Frage gibt es zwei Antworten: (a) Wenn R sich selbst nicht enthält, dann erfüllt R die definierende Eigenschaft $R \notin R$ und folglich muss $R \in R$ gelten, und (2) Wenn R sich selbst enthält, dann erfüllt R die definierende Eigenschaft $R \notin R$ nicht und daher kann $R \in R$ nicht gelten. Aus (a) folgt, dass R sich genau dann enthält, wenn R sich nicht enthält, und aus (b) folgt, dass R sich genau dann nicht enthält, wenn R sich enthält; und aus (a) und (b) zusammengenommen die in (1) mitgeteilte Folgerung:

$$(1) (R \notin R) \wedge (R \in R).$$

(4-1) Die (P+K)-Konfiguration ist aus zwei Teilsystemen aufgebaut: der durch die parametrisch gesättigte UG gegebenen L-Kompetenz, und dem System **P** der L-Performanz, das die für die UG-Parametrisierung notwendige ESD produziert. Dabei gilt:

- (a) Voraussetzung für die Möglichkeit der L-Performanz ist die Existenz einer parametrisch gesättigten UG.
- (b) Voraussetzung für die Möglichkeit einer parametrisch gesättigten UG ist die Existenz einer ESD produzierenden L-Performanz.

Mit anderen Worten: Sowohl L-Kompetenz als auch L-Performanz sind für die L-Kapazität der Individuen notwendig, aber die L-Performanz kann es nur geben, wenn es die parametrisch gesättigte UG – die L-Kompetenz – gibt, die es aber nur dann geben kann, wenn es die L-Performanz gibt, da sonst die externe Bedingung für die UG-Parametrisierung nicht erfüllt werden kann, die aber für die UG-Parametrisierung notwendigerweise erfüllt sein muss. Die Konjunktion der Klauseln (a) und (b) aus (4-1) macht die (P+K)-Konfiguration zu einem intern paradoxen System. Man beachte, dass diese Demonstration der (P+K)-Paradoxie es an keiner Stelle erforderlich macht anzunehmen, dass die L-Performanz einen strukturellen Einfluss auf die L-Kompetenz hat, oder dass die L-Kompetenz einen wie auch immer gearteten strukturellen Einfluss auf die L-Performanz hat – L-Performanz und L-Kompetenz werden in (4-1) sehr wohl als zwei Größen betrachtet, die strukturell voneinander unabhängig sind. Die Paradoxie der (P+K)-Konfiguration besteht allein darin, dass (4-1) zwei Existenzbedingungen beinhaltet, die nicht unabhängig voneinander erfüllt werden können – Klausel (a) setzt Klausel (b) voraus, und Klausel (b) setzt Klausel (a) voraus, die die Wechselseitigkeit dieser Voraussetzungen macht die Paradoxie der (P+K)-Konfiguration aus

Die Paradoxie der (P+K)-Konfiguration wurde, um die interne Struktur der Paradoxie und die Bedingungen ihrer Ableitbarkeit transparent zu machen, in (2-1) mit einer gewissen zugestandenen umständlichen Weitschweifigkeit formuliert. Sie lässt sich jedoch sehr viel kompakter formulieren, wenn man sich die Einsicht zunutze macht, dass die UG nur durch die Menge **M** – also durch eine performativ gegebene Größe, eben die ESD – *instanziiert* wird.⁶ Unter Verwendung des – wohl selbstevidenten und sicher nicht problematischen – Instanzierungsbegriffs lässt sich die Konjunktion der Klauseln (a) und (b), die die Paradoxie der (P+K)-Konfiguration ergibt, bündig wie in (4-2) nachfolgend angegeben rekonstruieren. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass durch (4-2) der Formulierung in (4-1) keinerlei neue Information hinzu gefügt wird; bei (4-2) handelt es sich lediglich um eine kompaktere Version von (4-1):

(1) ist die Russellsche Paradoxie; sie liegt dann vor, wenn aus einem Axiomensystem – im in Rede stehenden Fall: den Frege-Axiomen – eine Aussage *und* ihr Negat abgeleitet werden kann. Es ist klar, dass (1) in keinsten Weise gegen das Zweiwertigkeitsprinzip verstößt, sondern es im Gegenteil voraussetzt. Es versteht sich im übrigen, dass die nachfolgend in (4-1) entwickelte Paradoxie keine Entsprechung in der Russellschen Paradoxie hat; bei ihrer Formulierung wird nicht einmal im Ansatz von einer mengentheoretischen Sprechweise Gebrauch gemacht. Aber selbstverständlich wird bei dieser ihrer Formulierung vom Prinzip der Zweiwertigkeit Gebrauch gemacht.

⁶ Es ist vermutlich nicht unangebracht, an dieser Stelle nochmals – und wiederum in prophylaktischer Absicht – auf einen der bereits angesprochenen Einwände, die gegen eine Vorfassung dieser Studie geltend gemacht wurden, kurz einzugehen. Denn dieser Einwand bezieht sich auf die im Text konstatierte wechselseitige Abhängigkeit der Klauseln (a) und (b), die aber – so der Einwand – eben keine Paradoxie ergibt, sondern einen Zirkelschluss darstellt. Ein Zirkelschluss liegt diesem (ebenfalls schriftlich vorgebrachten) Einwand zufolge dann vor, „wenn aus einer Aussage A die Aussage B folgt und aus der Aussage B die Aussage A folgt.“ Man sollte der Versuchung, diesem Einwand zu folgen, tunlichst nicht nachgeben. Denn mit der Erklärung dessen, was – im Sinne des Einwands – ein Zirkelschluss ist, ist zugleich der Bereich dessen, was der logischen Vernunft zugänglich ist, verlassen. Im Sinn des Einwands liegt ein Zirkelschluss nämlich genau dann vor, wenn die Aussage A die Aussage B impliziert, symbolisch: $A \supset B$, und wenn auch $B \supset A$ gilt. Aber die Konjunktion dieser beiden Aussagen – symbolisch: $(A \supset B) \wedge (B \supset A)$ – beinhaltet keinerlei Zirkel; aus ihr folgt ganz einfach, dass A und B miteinander äquivalent sind. Es gilt also

$$(1) \quad [(A \supset B) \wedge (B \supset A)] \equiv [A \Leftrightarrow B],$$

und bei (1) handelt es sich nicht um einen Zirkelschluss, sondern – wie in jedem Logik-Lehrbuch unter den Stichworten „Bimplikation“, „Äquivalenz“, etc. nachgelesen werden kann – schlicht einfach um eine Tautologie der Aussagenlogik. Und das in (4-1) im Text die Klauseln (a) und (b) äquivalent miteinander seien, und dass (4-1) insgesamt eine aussagenlogische Tautologie instanziiert, wird man schwerlich, behaupten wollen. Die Probleme, die mit (4-1) – mit der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration – verbunden sind, liegen nicht in der logischen Struktur von (4-1), sie liegen an ganz anderer Stelle. Cf. hierzu § 7 im folgenden.

(4-2) Voraussetzung für die Parametrisierung der UG ist die Instanziierung der UG, und Voraussetzung für die Instanziierung der UG ist die Parametrisierung der UG.

Im Hinblick auf (4-1) und (4-2) mag sich, wer unerachtet des Auftretens der Paradoxie am (P&P)-Modell der UG festzuhalten bereit ist, mit der Feststellung beruhigen, dass die Paradoxie ja nicht UG-intern auftritt, sondern die UG nur deshalb affiziert ist, weil sie ein Element der (P+K)-Konfiguration ist. Aber eine solche Beruhigung liefe auf einen Selbstbetrug hinaus. Dann natürlich lässt sich aus (4-1) und (4-2), wie man wohl leicht einsieht, eine enger gefasste Version der Paradoxie ableiten, die die UG sehr wohl betrifft. Diese enger gefasste Version, die man als *Paradoxie der UG-Parametrisierung* bezeichnen kann, ist nachfolgend in einer auf das Äusserste komprimierten Fassung in (4-3) mitgeteilt:

(4-3) Die UG-Parameter müssen belegt sein, damit sie belegt werden können.

Es liegt auf der Hand, dass man am (P&P)-Modell der UG nicht mit Vernunft festhalten kann, wenn man gezwungen ist, innerhalb dieses Modells die in (4-3) mitgeteilte Feststellung zu behaupten. In Anbetracht dieser Konsequenz ist es sicher nicht unangebracht, nochmals herauszustellen, dass (4-3) eine *abgeleitete* Version der Paradoxie ist; das heißt: (4-3) setzt zweifelsfrei (4-1) voraus – die Paradoxie der UG-Parametrisierung ist also eine Paradoxie, die sich *innerhalb* der (P+K)-Konfiguration ergibt. Aber das ändert nichts daran, dass die Paradoxie in dieser ihrer abgeleiteten Version, die UG ganz direkt betrifft.

Natürlich kann – und muss – man sich fragen, ob durch das Auftreten der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration die Signifikanz des (P&P)-Modells der UG, die ein integraler Bestandteil dieser Konfiguration ist, von Grund auf in Frage gestellt wird, und natürlich kann – und muss – man sich in Ansehung der Paradoxie der UG-Parametrisierung, die die UG nun zweifelsfrei ganz direkt betrifft, fragen, ob es möglich ist, das (P&P)-Modell noch systematisch aufrecht zu erhalten. Genau diese (vielleicht doch nicht gänzlich marginalen) Fragen sind es, die im folgenden erörtert und zu beantworten versucht werden. Bevor dieser Versuch ins Werk gesetzt wird, ist es jedoch von Nutzen, zunächst eine andere Frage zu thematisieren, nämlich ob die Frage, ob das Auftreten der Paradoxie an die speziellen Bedingungen des (P&P)-Modells der UG gebunden ist. Mit anderen Worten: zu fragen ist, ob die Paradoxie nicht abgeleitet werden kann, wenn eine andere Grammatik als eine UG im Sinne des (P&P)-Modells als Bestandteil der (P+K)-Konfiguration fungiert. Sicher ist diese Frage relativ zu den hier zu verfolgenden, zuvor genannten Hauptfragen nur von nebengeordneter Bedeutung. Gleichwohl ist – wie sich zeigen wird – die Antwort auf sie aufschlussreich. Um sie beibringen zu können, ist ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der generativen Grammatik unerlässlich.

5 Rückblick auf die Geschichte der generativen Grammatik

Man überzeugt sich leicht davon, dass das Auftreten der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration keineswegs an die speziellen Bedingungen des (P&P)-Modells gebunden ist. Im Gegenteil: die Paradoxie hat sozusagen ihre Geschichte, innerhalb und teilweise auch außerhalb der generativen Grammatik. Ein Kapitel aus dieser ihrer Geschichte soll hier kurz rekapituliert werden. Der Begriff der ESD ist der Tradition der generativen Grammatik nicht fremd. Er ist mit konstitutiv für das von Chomsky (1965) entwickelte *Standardmodell* der generativen Grammatik. „Using the term “grammar” with a systematic ambiguity (to refer, first, to the native speaker’s internally represented “theory of language” and, second, to the linguist’s account of this), we can say that the child has developed and internally represented a generative grammar, in the sense described. He has done this on the basis of observation of what we may call *primary linguistic data*. This must include examples of linguistic performance that are taken to be well-formed sentences, and may include also examples designated as non-sentences, and no doubt much other information of the sort that is required for language learning, whatever this may be [...].“ (Chomsky 1965: 25). Es steht außer Frage, dass die „examples of linguistic performance that are taken to be well-formed sentences“ das abgeben, was zuvor als ESD bezeichnet wurde. Die parametrisierungsnotwendigen ESD liefern allerdings entsprechend dem in (2-1) angegebenen Resistenzprinzip ausschließlich *positive grammatische Evidenzen*. Insofern steht auch außer Frage, dass der von Chomsky (1965) eingeführte Begriff der primären sprachlichen Daten (PSD) – in der deutschen Literatur wird “primary linguistic data” oft und reichlich missverständlich

mit „primäre linguistische Daten“ wiedergegeben – reicher ist als der zuvor benutzte ESD-Begriff: Zu den PSD zählen eben nicht nur die PGE im Sinne des (P&P)-Modells, sondern auch *negative* sprachliche Daten, nämlich die „examples designated as non-sentences“, und weitere, von Chomsky allerdings nicht näher spezifizierte Daten. Die PSD stellen, wie aus dem angeführten Zitat unmissverständlich hervorgeht, die Eingabe für einen Sprachkenntniserwerbsmechanismus dar, dessen Ausgabe die Grammatik ist, die „internally represented“ – kurz: die *internalisierte* Grammatik – ist. Sicher ist der (sozialpsychologische) Begriff des internalisierten grammatischen Wissens ein *im Typ* anderer Begriff als der Begriff des intrinsischen, genetisch determinierten grammatischen Wissens, der im (P&P)-Modell die grundlegende Rolle spielt. Aber es dürfte gleichwohl auf der Hand liegen, dass sich in Entsprechung zu (4-1) und (4-2) die in (5-1) angegebene Paradoxie ableiten lässt, die man als die *Internalisierungsparadoxie der Grammatik* bezeichnen kann:

(5-1) Eine Internalisierung der Grammatik ist nur dann möglich, wenn PSD zur Verfügung stehen, und PSD können nur dann zur Verfügung stehen, wenn eine Grammatik internalisiert ist.

Es ist offensichtlich, dass die Internalisierungsparadoxie die gleiche Struktur wie die Paradoxie der (P+K)-Paradoxie hat. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Variante dieser Paradoxie; sie ist gewissermaßen die Vorläuferparadoxie dieser Paradoxie in der Geschichte der generativen Grammatik. Es ist somit nicht nur so, dass der ESD-Begriff, der im PSD-Begriff enthalten ist, zur Tradition der Chomskyschen Sprach- und Grammatiktheorie gehört: auch die Paradoxie hat – gleichviel, ob sie nun als Internalisierungsparadoxie oder wie in (4-1) entwickelt wird – traditionellerweise einen systematischen Ort in der Chomskyschen Sprach- und Grammatiktheorie. Und sie bleibt, wie es zumindest auf den ersten Blick hin scheint, dieser Theorie auch in der nächsten Zukunft erhalten. Allerdings gilt dies nicht nur im Hinblick auf die Chomskysche Sprach- und Grammatiktheorie: in *jeder* solchen Theorie lässt sich – sofern in ihren Rahmen der PSD-Begriff oder ein ihm vergleichbarer Begriff verwendet und die kognitive Interpretierbarkeit der Grammatik reklamiert wird – lässt sich eine der Paradoxie in (4-1) beziehungsweise der Internalisierungsparadoxie vergleichbare Paradoxie herleiten. Eine solche Paradoxie lässt sich mithin auch im Rahmen des von Chomsky (1995) entwickelten minimalistischen Programms (MP) entwickeln, das im Rahmen der Chomskyschen Konzeption an die Stelle des (P&P)-Modells getreten ist (,wobei hier offen bleiben soll, ob das MP in der Tat das ist, was es Chomsky zufolge zweifelsfrei ist: nämlich ein *Fortschritt* gegenüber dem (P&P)-Modell – oder ob es sich bei dem MP nicht vielleicht doch eher um einen (vielleicht sogar erheblichen) *Rückschritt* gegenüber dem (P&P)-Modell handelt).

Es ist nicht unwichtig zu sehen, dass eine Variante der zuvor besprochenen Paradoxien auch dann abgeleitet werden kann, wenn ein anderer – und zwar ein sehr viel strikterer – Begriff der UG-Eingabe verwendet wird als der, von dem bislang Gebrauch gemacht wurde. Diesem strikteren Begriff zufolge ist die UG-Eingabe auf inadäquate Art unterspezifiziert, wenn sie allein unter grammatischen Aspekten als ESD oder als PSD charakterisiert wird. Denn auf diese Art wird suggeriert, dass die Sprecher/Hörer – sie sind es ja, die die UG-Eingabe liefern – nur und ausschließlich dieses seien: nämlich parametrisierungsrelevante beziehungsweise internalisierungsrelevante Sprachfakten liefernde Systeme. Durch einen solchen Sprecher/Hörer-Begriff wird jedoch – so das Unterspezifizierungs-Argument – systematisch ausgeblendet, dass die Sprecher/Hörer *wesentlich* sprachlich handelnde Individuen sind, und die ESD beziehungsweise die PSD entsprechend nur dann angemessen begriffen sind, wenn sie – und damit die UG-Eingabe – als Resultate der sprachlichen Handlungspraxis der Individuen begriffen werden. Dieses angemessenere Verständnis der UG-Eingabe schließt es dann jedoch aus, in der UG-Eingabe allein eine nicht weiter qualifizierte, letztlich unstrukturierte Faktenmasse **M** zu sehen: Die UG-Eingabe muss vielmehr als eine Faktenmasse **M*** begriffen werden, *kommunikativ strukturiert* ist. Die **M***-Elemente sind die Resultate einer zielgerichtet und zweckbestimmt ins Werk gesetzten sprachlichen Handlungspraxis und genügen deren Bedingungen, und dadurch, dass sie diese Bedingungen erfüllen, ist **M*** strukturiert – eben kommunikativ-pragmatisch strukturiert. Es liegt in Konsequenz dieser Argumentation, die sich zumeist gegen die generative Grammatik in allen ihren Versionen richtet, natürlich nahe, anzunehmen, dass die kommunikativ-pragmatische **M***-Struktur in die Parametrisierung der UG beziehungsweise in die Internalisierung der Grammatik eingehen, was – und dies sicher nicht nur in letzter Instanz – bedeutet, dass die Grammatik zu einer **M***-abhängigen, also kommunikativ-pragmatisch bestimmten Größe wird. Es erübrigt sich an dieser Stelle, auf diesen Einwand gegen die Konzeption der

generativen Grammatik einzugehen: Er scheitert an dem in (2-1) mitgeteilten Resistenzprinzip, durch das ausgeschlossen ist, dass irgendwelche kommunikativ-pragmatischen Faktoren Einfluss auf die UG-Parametrisierung haben. In Ansehung dieses Prinzips sind die Sprecher/Hörer, sofern die UG-Eingabe zur Debatte steht, in der Tat nur dieses: parametrisierungsrelevante Sprachfakten produzierende Automaten. Für das Internalisierungskonzept der Grammatik wird man einen vergleichbaren Sprecher/Hörer-Begriff in Anspruch nehmen dürfen.

Es ist hier nicht der Ort, Argumente zur Rechtfertigung des Resistenzprinzips beizubringen, und es ist hier auch nicht der Ort, Betrachtungen darüber anzustellen, ob der Aufbau einer signifikanten Theorie der L-Performanz, in deren Rahmen allein die Redeweise von einer von den Individuen ausgeübten kommunikativ-sprachlichen Handlungspraxis systematischen Gehalt haben kann, in relevanten Umfängen möglich ist. Was hier zur Debatte steht, ist allein die Vorgeschichte der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration. Und zu dieser Vorgeschichte zählt es, dass eine Vorläuferparadoxie dieser Paradoxie auch dann abgeleitet werden kann, wenn der Begriff der ESD beziehungsweise der PSD pragmatisch, also kommunikativ-handlungstheoretisch gefasst wird. Dann nämlich lässt sich die Paradoxie wie nachfolgend in (5-2) angegeben aussprechen:

(5-2) Eine Internalisierung der Grammatik beziehungsweise eine Parametrisierung der UG ist nur dann möglich,

wenn die Individuen eine sprachlich-kommunikative Handlungspraxis SKH derart ausüben, dass gilt: durch SHK werden freigesetzt

- (a) internalisierungsrelevante PSD
- (b) parametrisierungsrelevante ESD

und

eine SKH derart, dass gilt, dass durch SKH internalisierungsrelevante PSD beziehungsweise parametrisierungsrelevante ESD freigesetzt werden,

auszuüben ist für die Individuen nur dann möglich, wenn

- (a) die Grammatik internalisiert ist.
- (b) die UG-Parameter einschlägig sind.

Man beachte, dass die Paradoxie in der in (5-2) angegebenen Form nur dann abgeleitet werden kann, wenn auch bei einer pragmatisch-handlungstheoretischen Fassung des Konzepts der UG-Eingabe – also des PSD-Begriffs beziehungsweise des ESD-Begriffs – *in irgendeiner Form* die dichotomische Unterscheidung zwischen L-Performanz und L-Kompetenz respektiert wird. Ist dies nicht der Fall – wird also das Resistenzprinzip nicht akzeptiert, und werden die durch dieses Prinzip blockierten Konsequenzen gezogen –, kann die Paradoxie nicht mehr abgeleitet werden. Wer also die Auffassung vertritt, dass eine Grammatik eine vollständig durch pragmatisch-kommunikative Prozesse bestimmte Größe ist, läuft nicht die Gefahr, der Paradoxie in irgendeiner ihrer Versionen ausgesetzt zu sein. Dafür, dass er durch den Versicht auf die dichotomische Unterscheidung zwischen L-Performanz und L-Kompetenz und insbesondere auf das Resistenzprinzip die Ableitbarkeit der Paradoxie vermeidet, muss er allerdings einen Preis zahlen.

Erstens muss er sich nämlich zu der Auffassung verstehen, dass es eine Universalgrammatik – eine UG im Sinne des (P&P)-Modells – nicht gibt und nicht geben kann. Denn eine unter (P&P)-Prämissen konzipierte UG muss als ein mentales Organ und damit als genetisch determinierte Größe verstanden werden. Eine genetisch determinierte Größe kann jedoch niemals eine durch kommunikativ-pragmatische Prozesse bestimmte Größe sein. Folglich muss, wer die Ableitbarkeit der Paradoxie unter den genannten Bedingungen zu vermeiden versucht, behaupten, dass es eine UG im Sinne des (P&P)-Modells nicht gibt und nicht geben kann. – Nun wird vielleicht nicht jeder einen Nachteil darin sehen, dass er zu dieser Behauptung gezwungen ist; nicht wenige werden darin sogar eher einen Vorteil sehen: Sie werden sagen, dass sie *diesen* Preis für die Vermeidung der Paradoxie gerne zahlen, da sie in der Konzeption einer UG im Sinne des (P&P)-Modells und der für diese Konzeption mit konstitutiven dichotomischen Unterscheidung zwischen L-Performanz und L-Kompetenz schon immer eine Fehlentwicklung der Linguistik gesehen haben, und sie werden sich

zudem durch das Auftreten der (P+K)-Paradoxie *innerhalb* dieser Konzeption in dieser ihrer Einschätzung nachhaltig bestätigt sehen.

Die Freude darüber, sich in ihren (vielleicht lang gehegten Vormeinungen) bestätigt zu sehen, sollte sie jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie nun ihrerseits gezwungen sind, die sozusagen konstruktiven Teile ihrer Vormeinungen zu rechtfertigen. Und das heißt, dass sie demonstrieren müssen, dass – da ihnen das Konzept einer genetischen Fundierung nicht zur Verfügung steht – die internalisierte Grammatik voll und ganz eine Funktion induktiver Prozesse ist. Eine solche Demonstration ist im Rahmen des linguistischen Strukturalismus zu dessen Rechtfertigung vielfach versucht worden; sie ist immer wieder misslungen. Und es ist mehrfach konklusiv gezeigt worden, dass eine solche Demonstration aus prinzipiellen Gründen heraus auch nicht gelingen kann (Chomsky/Fodor (1980) bieten die vermutlich kürzeste Widerlegung aller Induktionskonzepte der Grammatik. Cf. auch die dort angegebene Literatur). Der Versuch, sich durch die Rückkehr zum linguistischen Strukturalismus eine Position zu verschaffen, die der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration nicht ausgesetzt ist, kommt also der Rückkehr auf einen Irrweg gleich, und zwar der Rückkehr auf einen Irrweg, der bereits oft genug beschritten wurde. Irrwege aber sind – jedenfalls üblichen, gut begründbaren Auffassungen zufolge – Wege, die man vermeiden sollte. Und der skizzierte Irrweg ist ein vermeidbarer Irrweg; es besteht kein vernünftiger Grund, ihn gleichwohl zu beschreiten.

Welche Resultante ist daher zu ziehen? Es gibt hinreichend viele und hinreichend gute Gründe, am (P&P)-Modell der UG festzuhalten. Wer aber am (P&P)-Modell der UG festhält, ist offenbar gezwungen, sich – wohl wissend, dass mit dem Auftreten der Paradoxie der (P+K)-Konfiguration und insbesondere mit der in (4-3) mitgeteilten Paradoxie der UG-Parametrisierung die Konsistenz und Signifikanz des Modells grundsätzlich in Frage gestellt ist – mit dem Auftreten eben dieser Paradoxien einfach abzufinden. Oder doch nicht?

6 Paradoxie der X-Umgebungen

Es dürfte vollkommen außer Zweifel stehen, dass mit dem Auftreten der Parametrisierungsparadoxie, die in (4-3) explizit mitgeteilt wurde, das (P&P)-Modell der UG – und mit ihm ein zentraler Teil der Chomskyschen Sprach- und Grammatiktheorie – von Grund auf in Frage gestellt ist. Um es deutlich auszusprechen: wenn das Modell in der Tat zu der zweifelsfrei absurden Konsequenz nötigt, dass UG-Parameter belegt sein müssen, um belegt werden zu können, ist es mit Vernunft nicht mehr haltbar. Insofern ist die Paradoxie tödlich. Wer an dem (P&P)-Modell gleichwohl festhalten möchte – und dies tun zu können, ist in Anbetracht der in einer Vielzahl von Hinsichten zweifelsfrei gegebenen explanativen Kraft des Modells ein mehr als verständlicher Wunsch –, ist daher gehalten zu zeigen, *dass, warum* und *wie* die Ableitung der Paradoxie sich modellintern blockieren lässt. Bei einem solchen Blockierungsversuch wird man zu zeigen versuchen, dass die Ableitung der Paradoxie auf stillschweigend eingegangenen, aber nicht haltbaren oder zumindest nicht modellkonformen Prämissen beruht, oder begriffliche Ungenauigkeiten enthält, deren Eliminierung die Ableitung der Paradoxie dann unmöglich macht. *Ein* solcher Blockierungsversuch – es mag noch weitere geben – könnte von einer Betrachtung des Spracherwerbs seinen Ausgang nehmen, und sich in der nachfolgend umrissenen *Gegenargumentation* niederschlagen.

Wer die Kenntnis einer Sprache erwirbt, macht *grammatische Erfahrungen*, und diese Erfahrungen sind es, die als *Auslöser* für die Belegung der UG-Parameter fungieren. Warum kann ein Individuum X diese die UG-Parametrisierung auslösenden Erfahrungen machen? Die Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand: X kann diese Erfahrungen machen, *weil X in einer nicht-leeren sprachlichen Umgebung existiert. In dieser nicht-leeren X-Umgebung U ist die UG immer schon instanziiert ist, sodass relativ zu diesen X-externen UG-Instanziiierungen X-interne Belegungen von UG-Parametern möglich werden.* Die Existenz dieser UG-Instanziiierungen bereitstellenden Umgebung ist zweifellos die Bedingung der Möglichkeit des Spracherwerbs überhaupt – in einer leeren sprachlichen Umgebung *kann* es nicht zur Parametrisierung der UG und damit zum Spracherwerb kommen. Es ist wesentlich zu sehen, dass die UG-Instanziiierungen bereitstellende und damit grammatische Erfahrungen ermöglichende sprachliche Umgebung U von X eine für X *externe* Größe ist, an deren Herstellung X keinen Anteil hat, sondern die X vorgegeben ist – X ist in diese Umgebung U sozusagen hineingeboren ist. Dies festzustellen heißt auch, festzustellen, dass X durch

die umgebungsrelativ verfügbare PGE eine Menge von UG-Instanziierungen vorgegeben ist, auf deren Grundlage die Parametrisierung der UG für X möglich ist. Zusammenfassend gesagt: es gibt einen X-unabhängig gegebenen Raum möglicher grammatischer Erfahrungen, innerhalb dessen die Belegung der UG-Parameter möglich wird und zustandekommt. Wenn von der UG-Parametrisierung die Rede ist, ist dieser Erfahrungsraum mit in Rechnung zu stellen, und das heißt: es ist in Rechnung zu stellen, dass X nicht im luftleeren Raum, sondern relativ zu einer nicht-leeren sprachlichen Umgebung U zum Sprecher/Hörer wird. Die X-Externalität dieses Erfahrungsraumes aber wird – so könnte man im Rahmen der Gegenargumentation konstatieren – bei der Ableitung der Paradoxie der UG-Parametrisierung unzulässigerweise ausgeblendet; folglich ist die Ableitung der Paradoxie unkorrekt, und in Anbetracht dieses Ableitungsfehlers ist die Redeweise von einer Paradoxie der UG-Parametrisierung hinfällig. Denn es ist klar, dass man ohne jeden Anflug von Paradoxie sagen kann, dass die Parametrisierung der UG durch X die Existenz von X-extern gegebenen UG-Instanziierungen voraussetzt, und dass X-extern gegebene UG-Instanziierungen möglich sind. Das, was zuvor als Paradoxie der UG-Parametrisierung bezeichnet wurde, kann also nicht abgeleitet werden, und die – wie man jetzt vielleicht zu sagen geneigt ist – *vermeintliche* Paradoxie kann nicht abgeleitet werden, weil dadurch, dass der bislang implizit verwendete Begriff der nicht-leeren sprachlichen Umgebung explizit gemacht worden ist, die Möglichkeit gegeben ist, zwei Sorten von Prozessen, die strikt voneinander zu unterscheiden sind, begrifflich klar auseinander zu halten: *nämlich den X-externen Prozess der UG-Instanziierung und den X-internen Prozess der UG-Parametrisierung*. Im Lichte dieser Unterscheidung wird auch offensichtlich, welche Voraussetzungen einzugehen sind, um die vermeintliche Paradoxie der UG-Parametrisierung ableiten zu können – und es wird auch deutlich, warum diese Voraussetzungen unhaltbar sind, die Paradoxie also in der Tat eine Pseudo-Paradoxie ist.

Voraussetzung für die Ableitung der Paradoxie – der *vermeintlichen* Paradoxie, wie man ja unter Voraussetzung der Gegenargumentation sagen muss – scheint also die stillschweigend eingegangene Annahme zu sein, dass die Prozesse der UG-Instanziierung und UG-Parametrisierung *sortal gleiche* Prozesse sind, und zwar werden beide Prozesse als X-interne Prozesse betrachtet. Diese Voraussetzung der sortalen Gleichheit der Prozesse – genauer: die Voraussetzung ihrer X-Internalität – ist im übrigen evidentenmaßen äquivalent mit der Annahme, dass X in einer leeren sprachlichen Umgebung existiert, also keine grammatischen Erfahrungen machen kann. Aber daraus wird nicht der naheliegende Schluss gezogen, dass X sich damit in einer Situation befindet, in der eine Parametrisierung der UG und mithin der Erwerb von Sprachkenntnissen grundsätzlich nicht möglich ist – geschlossen wird, um die Paradoxie ableiten zu können, vielmehr, dass es X möglich sein muss, die leere sprachliche Umgebung U, in der X sich befindet, durch X-interne UG-Instanziierungsprozesse in eine nicht-leere Umgebung U zu transformieren. Nachdem die kontrafaktische Annahme der leeren sprachlichen Umgebung von X erst einmal eingegangen ist, wird die – offenkundig sinnlose – Frage thematisiert, wie X selbst seine eigene sprachliche Umgebung herstellen kann. Es scheint der Versuch, diese – sinnlose – Frage zu beantworten, zu sein, der zu der Paradoxie führt, bei deren Ableitung – wiederum kontrafaktisch – angenommen wird, dass die UG-Parametrisierung nicht das Ergebnis der Analyse *vorgegebener, X-externer* PGE, sondern das Ergebnis der Analyse *X-intern erzeugter* PGE ist. Die Ableitung der vermeintlichen Paradoxie der UG-Parametrisierung beruht somit – der skizzierten Argumentation zufolge – auf einem ganzen Bündel falscher Voraussetzungen. Geht man diese Voraussetzungen nicht ein – und es gibt keinen vernünftigen Grund dafür, diese Voraussetzungen einzugehen –, entfällt die Möglichkeit, die Paradoxie herleiten zu können.

Zusammenfassend gesagt: die vermeintliche Paradoxie der UG-Parametrisierung ergibt sich nur auf der Basis falscher Voraussetzungen. Genau deshalb handelt es sich bei dieser Paradoxie um eine Pseudo-Paradoxie; das (P&P)-Modell beinhaltet – das ist die Kernaussage der umrissenen Gegenargumentation – somit keine Paradoxie.

Aber man sieht sofort ein, dass die Gegenargumentation zu kurz greift, um die Ableitung der Paradoxie blockieren zu können. Denn auch im Rahmen dieser Argumentation kann die Paradoxie abgeleitet werden; in einer sehr allgemeinen, aber mit der Argumentation vollkommen konsistenten Fassung lässt sie sich etwa wie folgt aussprechen: *Damit X Sprecher/Hörer werden kann, muss es eine nicht-leere sprachliche Umgebung U von X geben, und damit es eine nicht-leere sprachliche Umgebung U von X geben kann, muss X Sprecher/Hörer sein*. Man könnte hier einwenden, dass in dieser Fassung der Paradoxie wiederum nicht zwischen X-internen und X-externen Gegebenheiten strikt unterschieden wird, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen – aber dieser Einwand trägt

nicht. Denn man kann natürlich die Verwendung der Variablen X und damit die Bezugnahme auf ein bestimmtes Individuum bei der Formulierung der Paradoxie vermeiden, und Paradoxie etwa wie folgt aussprechen:

(6-1) Um Sprecher/Hörer werden zu können, muss es eine nicht-leere sprachliche Sprecher/Hörer-Umgebung geben, und damit es eine nicht-leere sprachliche Sprecher/Hörer-Umgebung geben kann, muss es Sprecher/Hörer geben.

Mit dieser Formulierung wird deutlich, dass das Argument, das zur Ableitung der Paradoxie führt, sozusagen in die Umgebungen der Sprecher/Hörer fortgesetzt werden kann. Eben deshalb lässt sich die Paradoxie der UG-Parametrisierung immer wieder ableiten. Es bleibt somit dabei: Die (P+K)-Konfiguration beinhaltet eine Paradoxie, und damit beinhaltet auch das (P&P)-Modell der UG eine Paradoxie.

7 L-Phylogenese

Oder doch nicht? Denn der Umstand, dass die zur Paradoxie führende Frage iteriert, also in beliebige Sprecher/Hörer-Umgebungen fortgesetzt werden kann, macht deutlich, dass mit der Paradoxie letztendlich die folgende Frage zur Debatte gestellt ist: was existiert eher – die sprachlichen Sprecher/Hörer-Umgebungen oder die Sprecher/Hörer? Geht die UG-Parametrisierung der UG-Instanziierung voraus, oder ist das Umgekehrte der Fall? Ist die L-Performanz *genetisch* früher als die L-Kompetenz oder ist das Umgekehrte der Fall? Natürlich reflektieren diese Fragen in geradezu exemplarischer Art ein Henne-und-Ei-Problem, und dieses Henne-und-Ei-Problem ist – so, wie es sich hier stellt – Ausdruck eines linguistischen Fundamentalproblems. *Es dies das Problem des Ursprungs der Sprache, also des Ursprungs der Sprachkapazität* – und das Auftreten der Paradoxie der UG-Parametrisierung bringt vor allem in Erinnerung, dass dieses Fundamentalproblem noch immer nicht gelöst ist. Und zumindest dieses wird man bei der abschließenden Beurteilung des Auftretens der Paradoxie zugestehen müssen: *die (P+K)-Konfiguration und das (P&P)-Modell der UG sind nicht mit dem Anspruch entwickelt worden, dass durch sie die Frage nach dem Ursprung der Sprachkapazität beantwortet werden kann*. Die Ableitbarkeit der Paradoxie kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber der Umstand, dass sie im Rahmen des (P&P)-Modells abgeleitet werden kann, bleibt für das (P&P)-Modell der UG folgenlos.

Oder doch nicht? Immerhin zeigt das Auftreten der Paradoxie, dass der Begriff der Sprecher/Hörer-Umgebung keine mit guten Gründen zu vernachlässigende Größe ist. Und das heißt auch, dass der Begriff der E-Sprache nicht so marginal sein kann, wie Chomsky – man vergleiche hierzu insbesondere Chomsky (1995) – zu glauben machen versucht. Anders gesagt: eine Theorie der UG kann wohl nicht nur auf das UG-Ausgabeverhalten reduziert werden, sondern muss auch das UG-Verhalten unter Eingabebedingungen erklären und beschreiben. Oder noch anders gesagt: Untersuchungen zur *schwachen* Kapazität von Grammatiken sind in der Tat sicher weniger wichtig als Untersuchungen zur *starken* generativen Kapazität. Aber aus dieser *Gewichtung* folgt ganz und gar nicht, dass Untersuchungen der schwachen generativen Kapazität der UG ganz und gar unwichtig seien.

Vielleicht macht das Auftreten der Paradoxie – genauer: des als Paradoxie dargestellten Henne-und-Ei-Problems – deutlich, dass sich im Rahmen der von Chomsky propagierten radikal internalistischen Konzeption der UG eben doch nicht alle die Horizonte erschließen, die bei der Untersuchung der Sprache und des Geistes erschlossen werden müssen. Deutlich dürfte zumindest geworden sein, dass die Sprachkapazität als *eine Einheit* betrachtet werden muss, wenn sie adäquat thematisiert werden soll, und diese ihre adäquate Betrachtung muss es ausschließen, dass zwischen den Teilsystemen dieser Einheit *genetisch* differenziert werden kann oder sogar muss. Das heißt, da die Sprachkapazität der Individuen durch die UG und das System **P** der L-Performanz gegeben ist, dass die beiden Teilsysteme des Gesamtsystems genetisch nicht zerlegt werden können und dürfen, denn genau das war es ja, was zu den erörterten Problemen geführt hat: dass die Systeme UG und **P** nicht integrale Teilsysteme eines und nur eines Gesamtsystems – des Systems $\Sigma = (UG, \mathbf{P})$ der Sprachkapazität – behandelt und auch für die Möglichkeit ihrer genetischen Deutung auf sozusagen fatale Art wirksame Voraussetzungsrelationen zwischen ihnen betrachtet wurden. Aber wenn das

System $\Sigma = (UG, \mathbf{P})$ der Sprachkapazität kann – auch und gerade in Ansehung seiner Teilsysteme – nur einen Ursprung haben, und das wiederum heißt: Die Systeme UG und \mathbf{P} sind nicht genetisch voneinander verschiedene Systeme; sie haben einen und nur einen – und zwar einen *gemeinsamen* – Ursprung. Im Lichte dieses gemeinsamen Ursprungs – also im Lichte der L-Phylogenese – erledigen sich die entwickelten Paradoxien, die – wie man zusammenfassend wohl sagen kann – *Geneseparadoxien* sind. Und das die Paradoxien sich erledigen, heißt, dass die mit ihnen verbundenen Probleme aufhören, *logische* Probleme zu sein – sie erweisen sich, in der umrissenen Perspektive, als *empirische* Probleme. Sozusagen hinter den Paradoxien geraten die Probleme der L-Phylogenese ins Blickfeld. Und dass diese Probleme ins Blickfeld geraten, macht deutlich, dass die Annahme, dass die UG ein genetisch gegebenes System – und zwar ein innerhalb der (P+K)-Konfiguration gegebenes System – genau das nicht ist, als das sie zuweilen gerade von Linguisten dargestellt wird: nämlich ein letztlich entbehrlisches terminologisch-begriffliches Beiwerk des (P&P)-Modells der UG. Ohne eine systematische genetische Fundierung – und das heißt: ohne ihre Deduktion aus biologischen Basisannahmen – bleibt diese Konzeption der UG und natürlich auch das Konzept der (P+K)-Konfiguration auf eine nicht mehr legitimierbare Art epistemisch lückenhaft.

Das aber heißt, dass ein hinreichend konklusives und näherungsweise abschließendes Verständnis der (P+K)-Konfiguration insgesamt und mithin auch ihrer Teilsysteme, insbesondere auch der UG, nur im Lichte der Lösung eben dieser Probleme der L-Phylogenese zu erreichen ist. Eine Lösung dieser Probleme ist jedoch bis auf weiteres nicht in Sicht, und das heißt auch, dass die Universalgrammatik – auch und gerade in ihrer durch das (P&P)-Modell gegebenen Version auf phylogenetischen Voraussetzungen beruht, die sich jedenfalls einstweilen noch jeder epistemischen Kontrolle entziehen.

Einstweilen noch? Kann es nicht auch der Fall, dass eine systematische Erklärung der Prozesse der Phylogenese innerhalb der der menschlichen Vernunft gesetzten Gründen grundsätzlich unmöglich ist? Diese Frage ist nicht unvernünftig: Kein Wissenschaftler kann jemals mit der Entität epistemisch gleichziehen, die Carnap ironisierend den allwissenden Hans zu nennen pflegte. Allwissend zu sein, ist kein menschenmöglicher Zustand; anders gesagt: Es gibt für die wissenschaftliche Vernunft des Menschen systematische, unüberschreitbare Erkenntnisgrenzen. Liegen die Probleme der L-Phylogenese innerhalb oder außerhalb dieser Erkenntnisgrenzen?

Diese Frage ist, vielleicht entgegen dem ersten Eindruck, durchaus nicht von weit hergeholt, sondern überaus naheliegend. Chomsky hat verschiedentlich zu demonstrieren versucht, dass bereits der Versuch des Aufbaus einer Theorie der L-Performanz sehr bald an solchen definitiven, unüberschreitbaren Erkenntnisgrenzen sein Ende finden muss (cf. beispielsweise Chomsky 1980, 2000).

Man betrachte Herrn X, 24 Jahre alt. Es dürfte im Rahmen der menschenmöglichen Erkenntnis nicht möglich sein, *systematisch vorauszusagen*, was Herr X im Alter von 54 Jahren am Freitag, der 9. Woche, um 20.34 *sagen* wird, welche Sprechakte er also vollziehen wird, in welcher Umgebung er sie vollziehen wird, und wie diese seine Umgebung auf diese seine Sprechakte reagieren wird. Der Fall von Herrn X zeigt – wie wohl kaum jemand mit Vernunft wird bestreiten wollen –, dass der menschlichen Erkenntnis, wie zuvor behauptet, definitive, unüberschreitbare Grenzen gesetzt sind. Diese Erkenntnisgrenzen sind im Fall des Herrn X zugleich Grenzen die der Reichweite jeder möglichen Theorie der L-Performanz gesetzt sind. Denn dies dürfte unmittelbar einsehbar sein: dass es die Theorie der L-Performanz ist, die die für das Äußerungsverhalten der Individuen sozusagen zuständige Theorie ist, und die mithin auch die Theorie ist, die für die prognostische Erklärung und Beschreibung dieses Verhaltens zuständig ist. Und unmittelbar einleuchtend dürfte auch sein, dass der skizzierte Fall des Herrn X. ein Fall ist, der vollkommen außerhalb der prognostischen Kapazität jeder denkbaren Theorie der L-Performanz liegt. Allen Theorien der L-Performanz sind – auch dies dürfte niemand ernsthaft bestreiten – unüberschreitbare Reichweitengrenzen gesetzt. Aber wie soll es möglich sein, die phylogenetischen Grundlagen der L-Performanz ausfindig zu machen, wenn die L-Performanz nur in Teilaspekten sehr unterschiedlichen Gewichts systematisch beschrieben und erklärt werden kann? Wie sollen die Fundamente – hier: die phylogenetischen Fundamente – einer Größe ausfindig gemacht werden, von der nicht hinreichend klar ist, was auch in den relevanten Details unter ihr überhaupt zu verstehen ist?⁷ Es dürfte nicht unmittelbar einleuchtend sein, wenn man feststellt,

⁷ Pointiert gefragt: wie soll man ein der Sprachkapazität zugrundeliegendes Sprachgen – oder besser gesagt: ein *cluster* von Genen, dass für die Sprachkapazität der Individuen konstitutiv, wobei dieser Hinweis etwa im Sinne der von

dass genau deshalb, weil jeder denkbaren Theorie der L-Performanz unüberschreitbare Reichweitengrenzen gesetzt sind, eine systematische Theorie der L-Phylognese – also eine Erklärung des Sprachursprungs – außerhalb der Reichweite der menschlichen Vernunft liegt. Aber genauso und nicht anders ist es wohl. Und wenn es so ist, ist es auch nicht möglich, eine signifikante und in einer vernünftigen Näherung vollständige Theorie der phylogenetischen Grundlagen der (P+K)-Konfiguration und damit der UG zu entwickeln.

Wissenschaft ist – einer gängigen und zweifellos nicht unvernünftigen Auffassung zufolge – der systematisch ins Werk gesetzte Versuch, Unwissen zu reduzieren. Es spricht wenig für die Annahme, dass diesem Versuch *keine* Grenzen gesetzt sind. Es gibt Reduzierbarkeitsgrenzen. Es gibt Grenzen der möglichen (wissenschaftlichen) Erkenntnis. Und vielleicht ist das Auftreten der skizzierten Paradoxien am angemessensten verstanden, wenn man dieses ihr Auftreten als den Verweis darauf versteht, dass auch der linguistischen Erkenntnis Grenzen gesetzt sind, über die hinaus sie nicht voranschreiten kann.

MODALRÄUME DER SPRACHDYNAMIK

„Ihr fünf spielt jetzt vier gegen drei.“
Fritz Langer, Bundesligatrainer, 1966

Jeder mit Aussicht auf Erfolg ins Werk gesetzte Versuch, eine Theorie der Dynamik einer I-Sprache L aufzubauen, muss von der Annahme ausgehen, dass die L-Dynamik notwendig und mithin auch notwendigerweise möglich sein muss. Diese unverzichtbare Grundannahme ist jedoch genuin modallogischer Natur und erfordert entsprechend eine modallogische Systematisierung. Diese Systematisierung, die im Kern auf die Systematisierung einer Aussage, die aufgeschichtete Modaloperatoren enthält, hinausläuft, trifft jedoch auf Schwierigkeiten, die sich in Anbetracht der Prinzipien ergeben, die im Rahmen der Modallogik die Möglichkeiten der Operatoreniteration und der Reduktion von Sequenzen von Operatoren bestimmen. Es wird gezeigt, dass eine Behebung dieser Schwierigkeiten innerhalb der Standardsysteme der Modallogik nicht möglich ist. Sie ist jedoch in einem Nicht-Standardsystem der Modallogik, dem sogenannten Brouwerschen System, ohne weiteres möglich. Abschließend wird gezeigt, dass dem Versuch, eine Theorie der Dynamik einer I-Sprache L auf der Basis der skizzierten Grundannahme aufzubauen, keinerlei modallogische Probleme entgegen stehen, wenn diese Grundannahme im Rahmen des Brouwerschen Systems gedeutet wird.

1 Räume der L-Dynamik

Eine natürliche Sprache – und das heißt hier: eine I-Sprache L, im von Chomsky (1981), (2000) eingeführten, explizierten und erläuterten technischen Sinn dieses Begriffes – ist ein durch die Universalgrammatik (UG), also ein (endliches) System von Prinzipien und Parametern, determiniertes Gebilde. Diese Determinationsleistung der UG ergibt sich mit einer Notwendigkeit, die der Notwendigkeit gleichkommt, die üblicherweise (und durchaus zu Recht) für die Geltung der Naturgesetze, also etwa der Gesetze der Physik, in Anspruch genommen wird. Entsprechend muss, wer glaubt, Gründe für die Behauptung zu haben, dass die I-Sprache L eine Größe ist, die Veränderungen erfahren kann und Veränderungen erfährt – kurz: wer die These vertritt, dass die I-Sprache L eine dynamische Größe ist –, diese seine These in der Dimension der Notwendigkeit spezifizieren. Mit anderen Worten: wer die These vertritt, dass es Fakten der I-Sprachdynamik gibt, muss auch die These vertreten, dass es diese Fakten der I-Sprachdynamik *mit Notwendigkeit* gibt. Er kann sich in Ansehung eines Faktums einer I-Sprachveränderung v also nicht mit der These bescheiden, dass dieses Faktum auch hätte nicht zustandekommen kommen und die Veränderung also auch hätte ausbleiben können: Er ist zu der These gezwungen, dass diese Veränderung v , wenn sie nachweislich stattgefunden hat, mit Notwendigkeit stattgefunden hat. v muss also als Funktion der UG, also des Prinzipien- und Parameter des Systems, begriffen werden können. Das heißt, mit anderen Worten: Die Existenz von v muss so begriffen werden können, dass sie die Notwendigkeit von v impliziert. Damit die I-Sprachveränderung v aber als notwendige L-Veränderung gekennzeichnet werden kann, muss v – trivialerweise – möglich sein: Eine L-Veränderung, die nicht möglich ist, kann – wiederum trivialerweise – nicht notwendigerweise möglich sein.

Es gibt also, mit einer wohl selbstevidenten Metaphorik gesagt, zwei Räume der Sprachdynamik, genauer: der I-Sprachdynamik: einen Möglichkeitsraum und einen Notwendigkeitsraum. Die Existenz dieser Räume kann man als eine Vorbedingung für die Dynamik der I-Sprache L begreifen: Nur innerhalb dieser Räume kann eine I-Sprachveränderung konstatiert werden. Dabei legen die zuvor getroffenen Feststellungen die Annahme nahe, dass der Möglichkeitsraum der I-Sprachveränderung – der L-Dynamik – mit Notwendigkeit gegeben sein muss. Wer der Auffassung ist, dass eine I-Sprache L zwangsläufig eine dynamische Größe ist, scheint damit genötigt zu sein, diese seine Auffassung in Form der folgenden, unter Benutzung einer modallogischen Standardnotation formulierten Behauptung vertreten zu müssen:

Dynamikbehauptung für eine I-Sprache L. Es sei L eine I-Sprache, und v eine L-Veränderung. Dann gilt:

- (a) $v(L) \supset \Box \Diamond v(L)$
 (b) $v(L) \supset \Box v(L)$

Wer die Klausel (a) der voranstehenden Behauptung der L-Dynamik zu Recht behauptet, muss im Hinblick auf jede L-Veränderung v offenbar demonstrieren können, dass v möglich ist, und er muss demonstrieren können, dass die Möglichkeit von v notwendigerweise gegeben ist. Genau diese Demonstration aber ist durchaus nicht selbstverständlich möglich. Sie bereitet Schwierigkeiten im Bereich der Linguistik.⁸ Sie bereitet aber Schwierigkeiten bereits im Feld der Modallogik, also im Vorfeld der eigentlich linguistischen Problematik. Diese Vorfeldschwierigkeiten sind durchaus gewichtig. Wenn ihnen nicht beizukommen ist, jeder Versuch, zu einer signifikanten linguistischen Theorie der I-Sprachdynamik zu kommen, letztlich von vornherein zum Scheitern verurteilt. Worin diese Schwierigkeiten bestehen, ist leicht auszumachen. Sie ergeben sich nicht wegen der auf den ersten Blick hin vielleicht kontraintuitiven Klausel (b) der Dynamikbehauptung, die – wie nachfolgend kurz gezeigt wird – eine modallogisch sehr wohl gehaltvolle, gut demonstrierbare Aussage beinhaltet. Dass dies in entsprechender Art auch für die Klausel (a) der Dynamikbehauptung gilt, ist jedoch durchaus nicht sicher. Denn diese Klausel enthält eine Aufschichtung der Modaloperatoren nämlich $\Box \Diamond$. Diese Aufschichtung ist es, dies möglich macht, davon reden zu können – was aus genuin linguistischen Gründen unerlässlich ist –, dass der Möglichkeitsraum der I-Sprachdynamik mit Notwendigkeit gegeben ist. Andererseits ist es genau diese die Fakten der I-Sprachdynamik sehr wohl adäquat reflektierende Operatorenaufschichtung die die in Klausel (a) angeführte Aussage modallogisch problematisch macht. Warum dies so ist, ist leicht einzusehen.

Man erinnere sich: In den Basissystemen der Modallogik ist die Aufschichtung der Operatoren beliebig möglich. Mit der Aussage „ $\Box \Diamond p$ “ sind also auch Aussagen wie die nachfolgend mitgeteilten möglich:

$$\Box \Box \Diamond p \Box \Diamond p, \Box \Box \Box \Diamond p, \Box \Box \Box \Box \Diamond p, \Box \Box \Diamond \Diamond p, \Box \Box \Box \Diamond \Diamond p, \dots$$

Diese Aussagen scheinen eine zunehmende Abschwächung der in Klausel (a) angeführten Anfangsaussage – der Aussage „ $\Box \Diamond p$ “ – zu beinhalten, *de facto* jedoch werden diese Aussagen zunehmend unverständlicher, je mehr Operatorenaufschichtungen sie beinhalten. Denn was – beispielsweise – soll es heißen, dass es notwendig ist, dass es notwendig ist, dass es notwendig ist, dass es möglich ist, dass es möglich ist, dass p – dass also L eine Veränderung $v(L)$ erfährt? Vor diesem Hintergrund besteht wenig Anlass dazu, zu versuchen, die Klausel (a) der Dynamikbehauptung im Rahmen der Basissysteme der Modallogik zu entwickeln; dieser Versuch würde daran scheitern, dass die Klausel (a) selbst auf Grund der zunehmenden Unverständlichkeit ihrer Implikationen immer unverständlicher wird.

In einer solchen Situation könnte man zu der Auffassung neigen, dass die modallogische Begründung der Klausel (a) der Dynamikbehauptung eben nicht im Rahmen der Basissysteme der Modallogik, sondern in hochstufigen modallogischen Systemen ins Werk zu setzen sei. In diesen Systemen – etwa in den Systemen S4 oder S5 der Lewis-Hierarchie – ist es möglich, Sequenzen von aufgeschichteten Operatoren auf den intuitiv verständlichen Rest „herunterzustreichen“. In der Tat war es sogar ein wesentlicher Grund für die Entwicklung dieser Systeme, die zunehmend unverständlicher werdende Aufschichtung von Operatoren unter eine systematische Kontrolle zu bringen. Insofern scheint der Ausweg in die hochstufigen Systeme der Lewis-Hierarchie eben der Weg zu sein, den man

⁸ Allerdings können diese Schwierigkeiten ausgeräumt werden. Eine I-Sprachveränderung $v(L)$ ist möglich, weil positionelle Veränderungen innerhalb des CP/IP-Systems der UG möglich sind, und $v(L)$ ist notwendig, weil die Besetzung von Positionen innerhalb des CP/IP-Systems notwendig ist, wobei ein in den Standardversionen der UG nicht vorgesehenes, der UG „zugeschaltetes“, genauer: in sie integriertes System – die Attributivgrammatik (AG) – darüber informiert, unter welchen Bedingungen welche CP/IP-Positionen zu besetzen sind. I-Sprachdynamik ist somit, zusammenfassend gesagt, die Dynamik positioneller Besetzungen. Im Rahmen der vorliegenden Studie geht es jedoch nicht darum, eine Theorie dieser I-Sprachdynamik zu skizzieren. In ihr geht es lediglich darum, einige elementare modallogische Probleme aus der Welt zu schaffen, die – wenn sie ungelöst bleiben – bereits der Versuch des Aufbaus einer solchen Theorie als hoffnungslos erscheinen lassen.

beschreiten muss, um Klausel (a) der Dynamikbehauptung modallogisch rechtfertigen zu können. Aber auch dieser Ausweg, der sich anzubieten scheint, könnte sich als Irrweg erweisen, und zwar gerade deshalb, weil er zu den Systemen führt, in denen Sequenzen von Operatoren heruntergestrichen werden können. Die Operatorenaufschichtung in Klausel (a) ist – wie bereits mehrfach herausgestellt – linguistisch wohl motiviert. Was aber wäre gewonnen, wenn sich herausstellt, dass in einem der hochstufigen Systeme der Lewis-Hierarchie die Operatoresequenz $\Box \Diamond$ auf \Box heruntergestrichen werden kann? Was wäre gewonnen, wenn „es ist notwendig, dass es möglich ist, dass p“ einfach heißt „es ist notwendig, dass p“? Oder wenn die Implikation

$$\Box \Diamond p \supset \Box p$$

in diesen Systemen bewiesen werden kann? Oder wenn bewiesen werden kann, dass die Implikation

$$\Box \Diamond p \supset \Diamond p$$

gilt? – Ersichtlich wäre nichts damit gewonnen; im Gegenteil: im ersten Fall wäre die linguistisch nachweislich produktive Redeweise von der Notwendigkeit eines Möglichkeitsraums der I-Sprachdynamik wäre als modallogisch gehaltlos erwiesen, weil sich die Aussage „es ist notwendig, dass es möglich ist, dass p“ auf „es ist notwendig, dass p“ reduzieren lässt, sodass der Möglichkeitsraum der L-Dynamik modallogisch nicht systematisch in Blickfeld genommen werden kann; im zweiten würde sich diese Redeweise ebenfalls als modallogisch gehaltlos erweisen, weil sich die Aussage „es ist notwendig, dass es möglich ist, dass p“ auf „es ist möglich, dass p“ reduzieren lässt, sodass der Notwendigkeitsraum der L-Dynamik aus dem modallogischen Blickfeld gerät.

Wer die Klausel (a) der Dynamikbehauptung vertritt, bewegt sich somit in einem Gebiet, in dem er zwischen der Scylla der Operatoreniteration und der Charybdis der Operatorenreduktion wählen kann. Diese Wahl führt, wie immer sie ausfällt, zu einem unersprießlichen Ergebnis. Folglich muss, wer die Dynamikbehauptung geltend macht, einen modallogisch gangbaren Weg finden, auf dem es ihm möglich, an der Klausel (a) dieser Behauptung festzuhalten. Wenn dieser Weg nicht gefunden wird oder sogar nicht gefunden werden kann, erübrigt es sich offensichtlich, die mit der Dynamikbehauptung für I-Sprachen verbundene linguistische Problematik weiter zu thematisieren. Jeder Versuch dies zu tun, kann dann schon als von vornherein im modallogischen Vorfeld gescheitert betrachtet werden. Um diesen Scheitern vermeiden und den zwischen der Scylla der Operatoreniteration und der Charybdis der Operatorenreduktion verlaufenden Weg finden zu können, dürfte es unerlässlich sein, die bislang informell verwendeten und weitgehend im Vagen belassenen modallogischen Redeweisen zu präzisieren. Mit dem nachfolgenden Abschnitt dürfte für einen solchen Präzisierungsversuch einiges gewonnen sein.

2 Kripke-Systeme

Zuvor war von den Standardsystemen der Modallogik die Rede, und der Präzisierungsversuch hat sicher bei dieser Redeweise anzusetzen. Was also ist ein Standardsystem der Modallogik? Die Antwort auf diese Frage ist leicht beizubringen: Ein Standardsystem der Modallogik ist ein System, für das sich – grob gesprochen – *irgendeine* Form einer Kripke-Semantik angeben lässt. Unter einer solchen Semantik ist ein Tripel $\langle W, R, V \rangle$ zu verstehen, wobei W eine nicht-leere Menge von Welten, R irgendeine Zugänglichkeitsrelation über W und V eine Bewertungsrelation ist, bezüglich derer die unter anderen die in (2-1) getroffene Feststellung gilt:

(2-1) $V(i, \Box p)$ ist wahr falls gilt: $V(j, p)$ ist wahr in allen Welten j mit iRj .

Im Rahmen dieser Semantik ist die in (2-2) angeführte Aussage modallogisch gültig; ebenso gilt die in (2-3) angeführte Notwendigkeitsregel:

(2-2) $\Box (p \supset q) \supset (\Box p \supset \Box q)$

(2-3) Wenn p beweisbar ist, dann ist auch $\Box p$ beweisbar.

Es liegt auf der Hand, dass vermöge (2-3) die Klausel (b) der Dynamikbehauptung abgeleitet werden kann; das heißt: wenn $v(L)$ gilt, dann gilt auch $\Box v(L)$ und genau dies ist mit der Klausel (b) der Dynamikbehauptung – also mit $v(L) \supset \Box v(L)$ – festgestellt. Klausel (b) der Dynamikbehauptung ist also modallogisch unproblematisch; dass die Dynamikbehauptung modallogische Probleme aufwirft, liegt allein daran, dass sie als integralen und gewichtigen Bestandteil die in Klausel (a) angeführte Aussage beinhaltet. Wie kann die in dieser Aussage enthaltene Operatoreniteration im Rahmen der modallogischen Standardsysteme behandelt werden?

Es sei Σ ein Standardsystem der Modallogik, in dem zusätzlich die in Klausel (a) mitgeteilte Operatoreniteration semantisch möglich, also die nachfolgend in (1) nochmals aufgeführte Aussage beweisbar ist:

(1) $\Box \Diamond p$

Mit (1) werden in Σ offenbar auch die nachfolgend in (2) angeführten Aussagen beweisbar, und zwar vermöge (2-3):

(2) $\Box \Box \Diamond p, \Box \Box \Box \Diamond p, \Box \Box \Box \Box \Diamond p, \dots$

Damit ist jedoch noch nicht garantiert, dass in Σ auch die auf den ersten Blick hin schwächeren, nachfolgend in (3) mitgeteilten Aussagen bewiesen werden können:

(3) $\Box \Box \Diamond \Diamond p, \Box \Box \Box \Diamond \Diamond p, \dots$

Die Aussagen in (3) sind in Σ deshalb nicht beweisbar, weil das nachfolgend in (4) angeführte, intuitiv sich einleuchtende Prinzip ebensowenig Kripke-gültig ist wie seine nachfolgend in (5) mitgeteilten Abschwächungen:

(4) $p \supset \Diamond p$

(5) $\Diamond p \supset \Diamond \Diamond p, \Diamond \Diamond p \supset \Diamond \Diamond \Diamond p, \dots$

Die entscheidende Frage lautet damit, ob es überhaupt ein konsistentes (und nicht triviales) Standardsystem der Modallogik gibt, in dem Klausel (a) der Dynamik-Behauptung gilt.

Ein Problem, das sich in Konsequenz dieser Klausel ergibt, ist wohl unweidlich; es ergibt sich in Anbetracht der in der Modallogik üblichen Substitutionsprinzipien.⁹ Auf Grund dieser Prinzipien gilt mit (1) offenbar auch die in (6) angeführte Aussage:

(6) $\Box \Diamond \neg p$

Wenn (6) gilt, gilt auf Grund der üblichen Vertauschungsprinzipien auch die in (7) mitgeteilte Aussage:

(7) $\neg \Diamond \Box p$

Das aber heißt, dass derjenige, der die Klausel (a) der Dynamik-Behauptung geltend macht, in letzter Instanz dazu gezwungen ist, zu behaupten, dass jede Aussage p notwendigerweise möglich und damit auch unmöglicherweise notwendigerweise wahr ist. Zu einer solchen Behauptung aber dürfte man

⁹ Es ist klar, dass diese Prinzipien auch im Rahmen einer Theorie der I-Sprachdynamik *uneingeschränkt* zur Geltung kommen. Es kann also nicht darum gehen, eine spezielle Modallogik für die Aussage „ $v(L)$ “ zu entwickeln, in deren Rahmen es unmöglich ist, für eben diese Aussage die Aussage „ $\neg v(L)$ “ zu substituieren. Vor der Instanz der Modallogik sind alle Aussagen gleich; auch für linguistische Aussagen über die L-Dynamik kann keine modallogische Sonderbehandlung in Anspruch genommen werden. Und das heißt eben auch, dass auch diese Aussagen den in der Modallogik generell geltenden Substitutionsprinzipien unterliegen.

schwerlich bereit sein; auch eine ausgearbeitete Theorie der I-Sprachdynamik vermag sie nicht zu rechtfertigen. Heißt das, dass man (1) und damit die Klausel (a) der Dynamikbehauptung preisgeben muss? Es heißt zunächst nur, dass der Weg, der zwischen der Scylla der Operatoreniteration und der Charybdis der Operatorenreduktion hindurchführt, im Rahmen der Systeme, die zuvor als die Standardsysteme der Modallogik bezeichnet wurden, nicht gebahnt werden kann. Das aber heißt nicht, dass es grundsätzlich unmöglich ist, die Klausel (a) der Dynamikbehauptung auf eine modallogisch sinnvolle Art zu rekonstruieren. Denn es gibt nicht nur diese Standardsysteme. Es gibt auch Nicht-Standardsysteme der Modallogik, und was im Rahmen der Standardsysteme nicht geleistet werden kann, kann vielleicht im Rahmen der Nicht-Standardsysteme geleistet werden.

3 Brouwersche Fundamente der I-Sprachdynamik

Es bleibt damit die Aufgabe, zu überprüfen, ob es außerhalb der Standardsysteme und damit innerhalb der Nicht-Standardsysteme der Modallogik eine Möglichkeit gibt, sich einen Weg zu erschließen, der sowohl an der Scylla der Operatoreniteration als auch an der Charybdis der Operatorenreduktion vorbeiführt. Mit der Verwendung des Begriffs der Nicht-Standardsysteme wird dabei nicht auf Systeme referiert, die sich durch irgendwelche Absonderlichkeiten oder Befremdlichkeiten auszeichnen. Auch die Nicht-Standardsysteme haben die angesprochenen Eigenschaften, die man kurz als die Kripkeschen Eigenschaften bezeichnen kann. Aber sie haben nicht nur diese Eigenschaften; sie haben noch andere Eigenschaften als die Kripkeschen Eigenschaften. Ein solches Nicht-Standardsystem ergibt sich, wenn man den Kripkeschen Basiskalkül – dem Standardsystem T – das sogenannte Brouwersche Axiom hinzufügt, das besagt, dass jedenfalls jede wahre Aussage notwendigerweise möglich ist. Durch die Hinzufügung erweitert man System T somit um die nachfolgend in (8) angeführte Aussage:

$$(8) p \supset \Box \Diamond p$$

Die Hinzufügung der Aussage in (8) zum System T kommt offenbar seiner Erweiterung um das nachfolgend in (9) mitgeteilte „Wahrheitsaxiom“ gleich:

$$(9) \Box p \supset p$$

Diese Erweiterungen führen zu einem Nicht-Standardsystem der Modallogik, nämlich zu dem sogenannten Brouwerschen System. Dieses System – das System B – ist nachweislich konsistent (cf. Hughes/Cresswell 1968: 59). Allerdings ist das System B – ebensowenig wie die Systeme T, S4 und S5 – im strengen Sinn vollständig (cf. Hughes/Cresswell 1968: Kap. 5 und Kap. 6). Aber das System B hat den Vorzug, dass in ihm das zuvor angeführte, durchaus unerwünschte, weil intuitiv und linguistisch inadäquate Prinzip

$$\Box \Diamond p \supset \Box p$$

nicht gilt. Es gilt deshalb nicht, weil das System B schwächer als S5 und unabhängig von S4 ist.¹⁰ Damit ist offenbar der Weg gefunden, der zwischen der Scylla der Operatoreniteration und der Charybdis der Operatorenreduktion hindurchführt.¹¹ Die Dynamikbehauptung ist eine System B

¹⁰ Der Versuch, einen Beweis für diese Feststellung beizubringen, würde den der vorliegenden Skizze gesetzten Rahmen bei weitem übersteigen. Er findet sich jedoch in detaillierter Form in der klassischen Einführung von Hughes/Cresswell (1968: 257). Es versteht sich am Rande, dass die im Text angestellten Betrachtungen in vielfacher Hinsicht dem Werk von Hughes und Cresswell verpflichtet sind. Verpflichtet sind sie auch diversen hilfreichen Hinweisen meines Osnabrücker Kollegen Wolfgang Lenzen, der ein herausragender Modallogiker ist – im Gegensatz zum Verfasser dieser Skizze, dem das Gebiet der Modallogik so fremd ist, wie es einem Linguisten üblicherweise ist. Immerhin ist es auf Lenzens Hinweise zurückzuführen, dass ich – bis zu einem gewissen Grade – sogar etwas Gefallen an den modallogischen Problemen gefunden habe. Dabei erübrigt es sich, eigens herauszustellen, dass alle Unzulänglichkeiten, die die hier angestellten Überlegungen aufweisen, keinesfalls Cresswell, Hughes oder Lenzen anzulasten sind, sondern allein auf mein Konto gehen. Der Ordnung halber sei jedoch angemerkt, dass dies so ist.

¹¹ Dieser Weg wurde – wie bereits herausgestellt – eröffnet, indem dem System T das Brouwersche Axiom hinzugefügt wurde, und dadurch ein System – das System B – zur Verfügung stand, das schwächer als S5 und unabhängig von S4 ist.

fundierbare Behauptung. Dies ist unmittelbar einsehbar: Im System B gilt mit (8) auch die folgende Implikation: Wenn L eine I-Sprache und v eine L-Veränderung ist, dann ist $v(L)$ notwendigerweise möglich. Das aber ist die Klausel (a) der Dynamikbehauptung. Mithin ist diese Klausel im Rahmen des Systems B modallogisch adäquat rekonstruierbar. Die Klausel (b) der Dynamikbehauptung ergibt sich – wie bereits angemerkt – in Konsequenz der Anwendung der Notwendigkeitsregel. Das aber heißt, dass sich die Dynamikbehauptung insgesamt sehr wohl in einer modallogisch unproblematischen, nämlich System B-fundierten Art interpretieren lässt. Und diese System B-fundierte Deutung der Behauptung hat nicht nur den Vorzug, modallogisch zulässig zu sein: Sie hat zudem den weiteren Vorteil, dass mit ihr den Sprachfakten – den Fakten der L-Dynamik – auf linguistisch adäquate Art Rechnung getragen werden kann. Es gibt also keine gravierenden modallogischen Vorfeldprobleme, die einer weiteren Ausarbeitung der Dynamikbehauptung als unüberwindbare Hindernisse entgegenstehen.

Fügt man das Brouwersche Axiom nicht dem System T, sondern dem auf Makinson (1966) zurückgehenden Basissystem K, das schwächer ist als T, dürfte sich ein System ergeben, das schwächer ist als das System B, in dem aber gleichwohl die Dynamikbehauptung rekonstruierbar ist. Es erübrigt sich jedoch, diesen Abschwächungsweg weiter zu verfolgen. Die Bezugnahme auf das System B reicht aus, die Dynamikbehauptung modallogisch rechtfertigen zu können, und mit diesem Befund sind die hier verfolgten Argumentationsziele erreicht. Die Frage, ob die System B-Interpretation der Dynamikbehauptung die modallogisch *optimale* Interpretation der Behauptung ist, stellt sich im Hinblick auf diese Ziele nicht.

MODALITÄTEN DER L-DYNAMIK

1 Implikationen der UG-Parametrisierung

Für eine Vielzahl von Versuchen, nachweisbare Tatbestände der Veränderung einer I-Sprache L im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben, ist es charakteristisch, dass in ihrem Rahmen die zugrundeliegende L-Dynamik als eine Funktion der Umbelegung von UG-Parametern betrachtet wird. Das aber heißt, dass man in ihrem Rahmen von einer mit der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version definitiv nicht vereinbaren grundsätzlichen Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung ausgeht. Dieses Nicht-Monotoniekonzept wirft jedoch so viele gravierende interne Probleme auf, dass es wenig attraktiv ist und daher zu vermeiden versucht wird. Eine dieser Vermeidungsstrategien resultiert dabei nicht aus guten Gründen, sondern wird aus einer Art epistemisch-methodologischen Trotzes heraus verfolgt: Sie läuft auf den Versuch hinaus, die Tatbestände der L-Dynamik unter den klassischen Monotoniebedingungen auf der Ebene der Parameterbelegungen zu erklären. Diese Trotzhaltung führt zur Entwicklung einer Theorie der L-Dynamik, in der die Tatbestände dieser Dynamik nurmehr als Funktionen von Parametrisierungspathologien erklärt werden können, die aus organischen Defekten der grammatischen Individuen resultieren. Die offensichtliche Unsinnigkeit einer solchen Theorie der L-Dynamik wird abschließend kurz demonstriert. Damit ist auch demonstriert, dass epistemisch-methodologischer Trotz nicht notwendig zu einer guten Forschungsstrategie führt.

Wer auf der Ebene der Parameter von den universalgrammatischen Grundlagen der Sprachveränderung – der I-Sprachveränderung, genauer gesagt – zu reden bereit ist, ist dazu verpflichtet, *in irgendeinem Sinne* dieses Begriffs das Konzept einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung geltend zu machen. Wer dies nicht tut, sondern aus verständlichen Gründen an der Konzeption einer monotonen UG-Parametrisierung festhält, gleichwohl aber auf der Ebene der Parameter von den universalgrammatischen Grundlagen der Sprachveränderung – der I-Sprachveränderung – zu reden beabsichtigt, hat ganz einfach schlechte Karten.

Man erinnere sich: Im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiter elaborierten Prinzipien- und Parameter-Theorie (kurz: der (P&P)-Theorie) der Universalgrammatik (UG) wird die UG-Parametrisierung – also die Fixierung der Parameterwerte auf der Basis externer sprachlicher Daten (ESD) – als ein strikt monotoner Vorgang begriffen, der *erstens* mit naturgesetzlicher Notwendigkeit abläuft und der *zweitens* und vor allem keinerlei Störungen unterliegt und unterliegen kann. Eben deshalb impliziert die Konzeption der UG-Parametrisierung – sie ist, wie gesagt, die klassische, im Rahmen der (P&P)-Theorie üblicherweise vertretene Konzeption der UG-Parametrisierung – das, was Niyogi und Berwick die Paradoxie der Sprachveränderung nennen. Genauer müsste man hier wohl von der Paradoxie der I-Sprachveränderung reden, denn die I-Sprachen und nur sie sind es, die als UG-determinierte Größen begriffen werden können. Dabei ist klar, dass I-Sprachen erst in Konsequenz zahlreicher, jeweils aber gut begründbarer Abstraktionen und Idealisierungen identifiziert und einer linguistischen Untersuchung zugänglich gemacht werden können. Wer man die von Chomsky mehrfach – zum Beispiel in Chomsky (1981), vor allem aber in Chomsky (2000) – geltend gemachte Invarianzbehauptung für I-Sprachen nicht zu akzeptieren bereit ist, weil Gründe für die Annahme hat (oder zu haben glaubt), dass auch eine I-Sprache L eine dynamische, also eine veränderungsfähige und sich verändernde Größe ist, sieht sich dann zwangsläufig dem konfrontiert, was Niyogi und Berwick die Paradoxie der Sprachveränderung nennen. Diese Paradoxie – die Paradoxie der I-Sprachveränderung – formulieren Niyogi und Berwick wie folgt:

„After all, if all children successfully attain the grammars of their parents and they continue to do this generation after generation, then the linguistic composition of every generation would look exactly like the linguistic composition of the previous generation and languages would not change with time. Yet, they do.“ (Niyogi/Berwick 1998, 192/3).

Mit anderen Worten: Aus den Annahmen, dass die UG-Parametrisierung *erstens* mit naturgesetzlicher Notwendigkeit abläuft und der *zweitens* und vor allem keinerlei Störungen unterliegt und unterliegen kann, folgt, dass in der Abfolge der Generationen die stets gleiche UG-Parametrisierung reproduziert wird, und damit folgt natürlich die ewige Wiederkehr des grammatisch Gleichen. Und diese Folgerung zu ziehen, heißt nur, Chomskys Invarianzbehauptung für I-Sprachen geltend zu machen.

Wer diese Invarianzbehauptung und damit die These von der ewigen Wiederkehr des grammatisch Gleichen für falsch hält und der Auffassung ist, dass es gute Gründe dafür gibt, auch und gerade auf der Ebene der Parameter von einer internen Dynamik der I-Sprache L zu reden zu müssen, die einer parametrischen Erklärung bedürftig und auch zugänglich ist, kommt ersichtlich nicht umhin, auch das skizzierte Konzept der UG-Parametrisierung für falsch zu halten. Um diesen seinen Falschheitsbefund substantizieren zu können, muss er insbesondere zu demonstrieren in der Lage sein, dass die UG-Parametrisierung nur dann richtig verstanden ist, wenn sie als ein systematisch Störungen unterliegender Vorgang verstanden wird, in dessen Rahmen störungsbedingte Parametrisierungsfehleistungen immer wieder korrigiert werden. Er muss also die UG-Parametrisierung als einen nicht-monotonen Prozess (im bekannten technischen Sinne des Begriffs), also als einen Prozess begreifen, dessen Ergebnisse sozusagen immer nur Zwischenergebnisse sind – also UG-Parametrisierungen, die sowohl revisionsfähig als auch revisionsbedürftig sind. Die vorausgesetzte L-Dynamik kann dann als eine Funktion solcher Parametrisierungsrevisionen erklärt werden – allgemeiner gesagt: Sie erweist sich als eine UG-interne Adjustierungsreaktion auf störungsbedingte UG-Parametrisierungen.

Natürlich wirft diese Konzeption einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung diverse Probleme auf, und zwar gravierende Probleme, die sich sowohl in empirischer, als auch – und vielleicht sogar vor allem – in theoretischer Hinsicht unter logischen und mathematischen Aspekten stellen. Angesichts dieser Sachlage, ist es zweifellos nicht unbedingt attraktiv, für die Konzeption einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung zu votieren. Wer ein solches Votum vermeiden kann, wird es entsprechend zu vermeiden versuchen. Und er wird nach Möglichkeit am Konzept einer monotonen UG-Parametrisierung festhalten und versuchen, auf dessen Basis die Tatbestände der vorausgesetzten L-Dynamik parametrisch zu erklären. Damit aber ist vor eine Aufgabe gestellt, die der vergleichbar ist, die Quadratur des Kreises nachweisen zu müssen.

Denn wer von der Annahme ausgeht, dass die UG-Parametrisierung ein strikt monotoner Prozess ist, ist – wenn er sich nicht in einem Raum diesseits oder jenseits jeglicher Logik positionieren will – auf die Chomskysche Invarianzbehauptung für I-Sprachen verpflichtet. Wenn er gleichwohl die Dynamik der I-Sprache L behaupten will – eine Dynamik, die darin sichtbar wird, dass L sich in der Abfolge der Generationen verändert –, kommt er nicht um die Annahme herum, dass die L-Sprecher/Hörer der Generation G₂, mit: G₁ < G₂, einen Parametrisierungsfehler gemacht haben. Er kommt also nicht um eine Annahme herum, die Clark und Roberts wie folgt formulieren, wobei „p(v)“ für „Parameterwert“ steht:

„Strictly speaking, the learner had failed to learn. More puzzling still, the property c_i of the input text that allowed adults to induce $p_n(v_i)$ when they were learning the language should be present in the speech that they, in turn, address to children. How is that, for one generation, property c_i causes learners to hypothesize $p_n(v_i)$ whereas in a succeeding generation it loses its causal force?“ (Clark/Roberts 1991: 300).

Allgemein gesagt: Eine vermutete oder nachgewiesene L-Dynamik kann unter diesen Voraussetzungen nur eine Funktion von gravierenden Parametrisierungsfehlern sein – von *gravierenden* Parametrisierungsfehlern, also nicht von Parametrisierungsfehlern, die denen vergleichbar sind, die eine nach Voraussetzung störungsanfällige, aber auch korrigierbare nicht-monotonen UG-Parametrisierung nach sich ziehen mag. Welche nicht nicht-monotoniebedingten Parametrisierungsfehler aber, so bleibt zu fragen, lassen sich als gravierende Parametrisierungsfehler betrachten?

Man erinnere sich nochmals: eine UG, im hier vorausgesetzten, Chomskyschen Sinne des Begriffs, ist ein biologisches System. Biologische Systeme aber können defekt sein; die genetische Ausstattung des Individuums, das eine UG parametrisiert, kann defekt sein. Insofern kann es, kurz gesagt, Parametrisierungspathologien geben. Wer unter der Voraussetzung der Monotonie der UG-Parametrisierung an der Auffassung festhält, dass L ein dynamisches System ist, kommt somit – um ein Fazit aus diesen Überlegungen zu ziehen – letztendlich nicht um die Auffassung herum, dass I-Sprachveränderungen das Ergebnis pathologischer Parametrisierungen sind. Solche Parametrisierungen sind das Produkt *defekter* grammatischer Organismen. I-Sprachveränderungen sind – dies muss behauptet werden, wenn man unter Monotonieprämissen auf der These von der I-Sprachdynamik insistiert – nur insoweit möglich, wie es grammatisch defekte – also *kranke* –

Organismen gibt. Die „Paradoxie der Sprachveränderung“, von der Niyogi und Berwick sprechen, ist somit korrekt verstanden, wenn sie als Ausdruck einer Parametrisierungspathologie verstanden wird.

Besteht irgendein Anlass zu der Annahme, dass die hier skizzierte Konzeption der L-Dynamik, die man als die Pathologiekonzeption dieser Dynamik bezeichnen kann, adäquat ist? Besteht irgendein Anlass zu der Annahme, dass I-Sprachveränderungen – wenn sie sich denn nachweisen lassen – grundsätzlich Ausdruck einer grammatischen Krankheit – einer Parametrisierungspathologie – sind? Man betrachte hierzu einen empirischer Befund, den bereits Fourquet (1974) unter den Prämissen des linguistischen Strukturalismus geltend gemacht hat. Dieser Befund besagt, grob gesprochen, in etwa das folgende: Das, „was noch jetzt die Stellungsgrammatik des Deutschen, Niederländischen und der skandinavischen Sprachen kennzeichnet, die Zweitstellung des Verbs im Aussagesatz, im Gegensatz zur Spitzenstellung hauptsächlich in der Satzfrage und im Aufforderungssatz, erst im Altgermanischen (etwa vom 6. nachchristl. Jahrhundert an) [...] aufgekommen“ (Fourquet 1974: 314/315) ist. Fourquet unterscheidet also zwei Verstellungsphasen $Ph_1(L)$ und $Ph_2(L)$, mit: $Ph_1(L) < Ph_2(L)$; die zweite Phase ist also der grammatische Nachfolger der ersten Phase (wobei diese Nachfolgerbeziehung missverstanden wäre, wenn sie als eine grammatische Bedingungsrelation verstanden wird). Als exemplarisch für die zuvor angesprochene Phase $Ph_1(L)$ und damit für die V3-Struktur der I-Sprache L betrachtet Fourquet (1974) den in (1) nachfolgend angegebenen Satz:

(1) he him aþas swor.

Wörtlich übersetzt lautet dieser Satz: „Er ihnen Eide schwor“, wobei diese Übersetzung natürlich gerade wegen der V3-Stellung ungrammatisch in der sich im Neuhochdeutschen manifestierenden I-Sprache L – genauer: in der zuvor angesprochene Phase $Ph_1(L)$ – ist. Aus den entsprechenden Gründen – eben weil er sich durch eine V2-Stellung auszeichnet – ist der nachfolgend in (2) mitgeteilte Satz, der grammatisch in Phase $Ph_2(L)$ ist, ungrammatisch in Phase $Ph_1(L)$:

(2) Er schwor ihnen Eide.

Zwischen den beiden L-Phasen besteht also eine Grammatizitätsdifferenz; die V2-Stellung, die in der einen Phase grammatizitätsnotwendig ist, führt in der anderen L-Phase zur Ungrammatizität, entsprechendes gilt, unter umgekehrten Vorzeichen, für die V3-Stellung.

Fourquets Befund ist im wesentlichen auf strukturalistischer Basis beigebracht; er lässt sich jedoch auf eine hier nicht näher zu spezifizierende Art im Rahmen der generativen Grammatik und damit im Rahmen der (P&P)-Theorie rekonstruieren. Im Zuge dieser Rekonstruktion erweist sich die in Rede stehende I-Sprachveränderung wegen der angesprochenen Grammatizitätsdifferenz als eine nicht-marginale I-Sprachveränderung, denn sie betrifft ersichtlich nicht rein I-terminale Gegebenheiten. Es handelt sich bei ihr vielmehr um einen klaren Fall einer syntaktischen I-Sprachveränderung, und insofern ist es mehr als gerechtfertigt, ihn als Indikator für eine fundamentale Dynamik der L-Struktur zu betrachten.

Bedarf es zur Erklärung dieses schlüssig nachweisbaren Tatbestandes einer I-Sprachveränderung der Annahme, dass die Individuen etwa vom 6. nachchristl. Jahrhundert an einer generellen Parametrisierungspathologie anheimgefallen sind, und dass diese sich damals ausbreitende grammatische Krankheit sich bis ins 21. nachchristl. Jahrhundert erhalten hat? Natürlich ist diese Frage eine nur rhetorisch gestellte Frage; aber schon der Umstand, dass sie gestellt werden kann – und unter den zuvor skizzierten Voraussetzungen sogar gestellt werden muss, und zwar in der angegebenen Form gestellt werden muss, macht deutlich, wie unsinnig die Pathologiekonzeption der L-Dynamik ist. Man erinnere sich deshalb daran, dass diese Konzeption auch nicht aus allgemeinen Gründen unabhängig deduziert wurde, sondern als Ergebnis eines – unterstellten – epistemisch-methodologischen Trotzes dargestellt wurde. Aber wer sich bei dem Versuch, die Tatbestände der L-Dynamik im Rahmen der (P&P)-Theorie zu beschreiben und, vor allem, zu erklären, nicht in den Fallstricken eines Nicht-Monotoniekonzeptes der UG-Parametrisierung verfangen will – was, wie gesagt durchaus verständlich ist –, sollte nicht eine Trotzhaltung einnehmen und die Quadratur des Kreises zu demonstrieren versuchen, sondern die Erklärung dieser Tatbestände innerhalb der (P&P)-Theorie auf einer Ebene avisieren, die *unterhalb* der Ebene der Parameter (und der Prinzipien) liegt. Und dann hat er, vielleicht, wieder ganz gute Karten.

2 V2-Konstellation

Oder kommt in der Redeweise von der Existenz eines Erklärungsdefizits und einer damit verbundenen Kontrafaktizität der (P&P)-Theorie eben doch eine mangelnde Einsicht in diese Theorie und ihre explanative Kapazität zum Ausdruck? Ist es dieser eben dieser Mangel an Einsicht, der dazu geführt hat, die soeben mitgeteilte Resultante zu ziehen? Lassen sich die Fakten der I-Sprachveränderung, die klar und eindeutig ausgemacht werden können, *ohne* dass „optische Täuschungen“ dabei den Blick trüben, konsistent und kohärent erklären, wenn man die Theorie hinlänglich verstanden hat? Diverse Ausführungen von Lenerz (1984) legen eine solche Auffassung nahe. Es ist angebracht, einen einschlägigen Abschnitt der Argumentation von Lenerz in voller Länge zur Kenntnis zu nehmen – auch deshalb, auch deshalb, weil diese Argumentation sich direkt auf die zuvor besprochene (V3S < V2S)-Veränderung bezieht. Lenerz erklärt diese Veränderung wie folgt:

„Damit ist der folgende syntaktische Wandel vom Germ. bis zum Nhd. anzunehmen: Ursprünglich gab es wohl Sätze ohne COMP, – angesichts der starken SOV-Züge des Germ. keine ungewöhnliche Erscheinung, da SOV-Sprachen typischerweise kein satzeinleitendes COMP besitzen. Diese Sätze weisen notwendigerweise Verb-Endstellung auf, da das satzschließend generierte finite Verb (V + INFL) nirgendwo hin bewegt werden kann: es gibt keinen geeigneten „Landeplatz“, weil COMP nicht generiert ist.

Andererseits kann COMP als satzeinleitende Position in eingebetteten Sätzen generiert und durch eine subordinierende Konjunktion realisiert werden. Diese syntaktische Struktur wird, wie auch das Entstehen neuer Konjunktionen zeigt, offenbar generalisiert. Die gelegentlich anzutreffende Voranstellung des finiten Verbs mag dabei auch als Realisierung eines satzeinleitenden COMP analysiert worden sein, sodass COMP nun zusätzlich Eigenschaften von INFL annimmt (\pm Tense) und damit als geeigneter „Landeplatz“ für eine Voranstellung des finiten Verbs angesehen wird: eine stilistische Voranstellung ist als „strukturerhaltend“, also als „move α “ re-analysiert worden.

Damit sind uneingeleitete Sätze mit Verb-Endstellung vom Ahd. bis zum Nhd. als zunehmend markierte „Ausnahmen“ anzusehen, die zudem deutlich einen antiquierten Charakter haben. In der Regel verlangen nun nämlich alle Sätze obligatorisch ein COMP. Die stilistische Bewertung der uneingeleiteten Sätze mit Verb-Endstellung und ihre sprachhistorisch abnehmende Verwendung sprechen für diese Annahme. Der syntaktische Wandel besteht offenbar darin, dass im Rahmen des COMP/INFL-Parameters eine Veränderung vorgenommen und schließlich generalisiert wurde, sodass die „Ausnahmefälle“ immer seltener und in immer restringierterer Funktion auftreten [...].“ (Lenerz 1984: 164).

Man beachte, dass diese Argumentation – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – *nicht* den Begriff der Umbelegung der UG-Parameter involviert. Von einer Umparametrisierung der UG muss deshalb nicht die Rede sein, weil Lenerz – entgegen den zuvor geltend gemachten Prämissen – von der Voraussetzung ausgeht, dass die UG im V3S-Zustand (noch) *nicht vollständig gegeben ist*. Die (V3S < V2S)-Veränderung stellt er entsprechend als den Prozess einer sukzessiven Vervollständigung der UG dar. Lenerz bestreitet also (1-2) und damit natürlich auch (1-1): Die CZS führt mithin nicht zur vollständigen UG-Kennntnis der Individuen; es gibt vielmehr eine UG-Kennntnis, die sich diesseits oder jenseits der CZS ergibt. Diese zusätzliche UG-Kennntnis resultiert aus (bekanntlich nur induktiv möglichen) Generalisierung subordinierender Konjunktionen, die zur Etablierung einer neuen COMP-Kategorie führt. Diese „neue“ COMP-Kategorie ist nicht das Resultat einer Umparametrisierung eines (metaphorisch gesprochen) V3-COMP, sondern sie ist das Ergebnis diverser, dieses bezüglich seines Geltungsbereichs limitierten V3-COMP generalisierenden Induktionsprozesse, die über Strukturen wie der von Lenerz (1984: 162) angeführten, hier nachfolgend in (17) wiedergegebenen, offenkundig nicht CP/IP-konform aufgebauten Struktur ablaufen:

(17) [X [X^v ir beider liebe] [S^v [COMP doch] [S vil sorgen truoc]]]

Durch derartige Induktionsprozesse – die Möglichkeit solcher Prozesse, genauer: ihre *grammatische* Möglichkeit einmal vorausgesetzt – wird offenbar zugleich ein neuer Landeplatz für die von der α -

Transformation bewegten Objekte erzeugt wird. Die induktive Generalisierung von V3-COMP, die die Erzeugung dieses neuen Landeplatzes zur Folge hat, beruht wesentlich auf einer „Grammatisierung“ stilistischer Strukturen, was – am Rande bemerkt – es letztlich zur Folge hat, dass eine Teilmenge syntaktischer Strukturen eine Funktion vorgängig gegebener stilistischer Faktoren ist. Schließlich involviert die (V3S < V2S)-Veränderung dieser Darstellung zufolge die Aussonderung der V3-Strukturen aus L und ihre Auslagerung in die L-Peripherie ℓ ; dieser Auslagerung fällt dann auch auf irgendeine Art das limitierte V3-COMP und der es determinierende UG-Parameter zum Opfer.

Es liegt auf der Hand, dass eine solche Konzeption einer durch Induktionsprozesse sukzessiv zu komplettierenden parametrisch unvollständigen UG von Grund auf inkonsistent mit der (P&P)-Theorie ist. Eine Grammatik, die parametrisch unvollständig ist, kann keine Universalgrammatik sein, vor der – wie es in Anbetracht einer Universalgrammatik der Fall zu sein hat – *alle* Sätze gleich sind. Die Annahme der Existenz eines die (gerade nicht induktiv erworbene, sondern genetisch bedingte) UG-Kennntnis der erweiternden Induktionsmechanismus hat in der Chomskyschen UG-Konzeption schlicht und einfach keinen Platz und kann ihn nicht haben (cf. Chomsky/Fodor 1980 zu einer konzisen Kritik aller Konzepte einer grammatischen Induktion). Es dürfte sich erübrigen, weitere Details der Analyse von Lenerz herauszustellen: Es dürfte klar sein, dass eine solche Analyse die Feststellung impliziert, dass die (P&P)-Theorie und insbesondere die in (1-1) – (1-7) gegebene Charakterisierung der Universalgrammatik falsch ist.¹² Da es hier aber nicht darum geht, die (P&P)-Theorie gegen wie auch immer geartete Einwände zu verteidigen, sondern lediglich um den Versuch, im Rahmen dieser Theorie einer Erklärung und Beschreibung der I-Sprachdynamik zumindest näher zu kommen, erübrigt es sich, den angesprochenen, aus der (P&P)-Theorie definitiv hinausführenden Analyseansatz weiter zu verfolgen.

3 Schaltungen des DC-Filters

Ein Kernelement der Universalgrammatik (UG), wie sie im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiterentwickelten Prinzipien- und Parameter-Theorie, kurz: der (P&P)-Theorie betrachtet wird, ist das CP/IP-System. Für dieses System ist es charakteristisch, dass in seinem Rahmen zwei COMP-Positionen voneinander unterschieden werden: die SpecC-Position und die C-Position. Ob diese beiden Positionen echt leer – also weder durch Spurenelemente noch durch I-Terminale besetzt – leer sein können oder müssen, oder ob sie echt – also durch I-Terminale – besetzt oder unecht – durch Spurenelemente – besetzt sein können oder müssen, oder ob nur eine dieser Positionen echt oder unecht besetzt, die andere dagegen echt leer sein kann oder muss, kann selbstverständlich nicht durch das CP/IP-Systems entschieden werden. Die Besetzung von Positionen – also auch die Besetzung der beiden COMP-Positionen – wird durch α -Transformation bewirkt; sie ist mithin letztendlich eine Funktion der allgemeinen – also in ihrer Geltung nicht auf eine bestimmte I-Sprache beschränkten – Restriktionen, denen die α -Transformation unterliegt: Das System dieser Restriktionen entscheidet darüber, ob eine Position innerhalb des CP/IP-Systems durch die Transformation angesteuert und besetzt werden kann oder ob dies nicht der Fall ist. Nun verhält es sich jedoch bekanntlich so, dass die universellen Restriktionen, denen die α -Transformation unterliegt, die Besetzung der beiden COMP-Positionen weder erzwingen noch ausschließen; das heißt: Es scheint sich so verhalten, dass die Besetzbarkeit der beiden COMP-Positionen universalgrammatisch unterbestimmt ist. Darin kann man – auf den ersten Blick hin – einen Mangel der (P&P)-Theorie sehen. Denn die Fakten führen hinlänglich deutlich vor Augen, dass in vielen Sprachen Satzkonjunktionen und W-Phrasen komplementär verteilt auftreten, was bedeutet, dass es nicht möglich ist, dass eine der beiden COMP-Positionen mit einer W-Phrase und die andere mit einer Satzkonjunktion besetzt sein kann. Man betrachte hierzu die folgenden, aus Fanselow/Felix (1987, II,

¹² Um Missverständnisse von vornherein auszuschließen: Diese Feststellungen werden dem Buch von Lenerz in keiner Weise gerecht. Dieses Buch, das zu einem Zeitpunkt geschrieben worden ist, als das CP/IP-System noch nicht durch die grammatische Forschung ins Blickfeld gerückt worden war – es schließt in vielen Hinsichten auf der REST-Konzeption der UG an –, enthält eine Vielzahl von tiefgehenden und weitreichenden Einsichten sowohl in die Konstanz als auch in die Kontingenz grammatischer Strukturen, die bei jedem Versuch, eine Theorie der I-Sprachdynamik aufzubauen, in Rechnung zu stellen sind. Aber das ändert nichts daran, dass die von Lenerz (1984) vorgelegten Analysen zentrale Annahmen beinhalten, die mit der (P&P)-Theorie schlicht und einfach nicht in Einklang zu bringen sind.

141) übernommenen Sätze in (1) – (3), die – in dieser Reihenfolge – dem I-sprachlichen Englisch, dem I-sprachlichen Französisch und dem I-sprachlichen Deutsch angehören:

- (1a) John didn't know that Bill wants to sell his car
 (1b) John didn't know what Bill wants to sell
 (1c) *John didn't know what that Bill wants to sell

- (2a) je me demande pourquoi Jean s'est allé
 (2b) *je me demande pourquoi que Jean s'est allé

- (3a) die Arbeit die Wendelin gestern beendet hat
 (3b) *die Arbeit die dass Wendelin gestern beendet hat

Am Tatbestand der Komplementärverteilung von W-Phrasen und Satzkonjunktionen ist also schwerlich ein Zweifel möglich. Lässt das darauf schließen, dass die Besetzung der COMP-Positionen universalgrammatisch unterbestimmt ist? – Die ebenfalls aus Fanselow/Felix (1987, II, 141/142) übernommenen Sätze in (4) – (6) – die gehören Sätze in (4) und (5) gehören dem I-sprachlichen Polnischen und dem I-sprachlichen Bairisch, respektive, an; bei (6) handelt es sich um einen schon von Jespersen (1926: 198) bemühten Satz des I-sprachlichen 'Mittelenglischen – führen vor Augen, dass es sehr wohl möglich ist, dass die beiden COMP-Positionen zugleich („simultan“) mit einer W-Phrase und einer Satzkonjunktionen besetzt sind:

- (4a) Maria my'sli zé co Janek kupil
 (4b) „Maria denkt dass was Hans kauft“
 (4c) „was glaubt Maria kauft Hans“

- (5a) ich weiß nicht wen dass der Alberich eingeladen hat
 (5b) das ist der Fußballspieler den wo wir eingeladen haben

- (6a) yet wol we us avyse *whom that* we wol that shal ben our justise
 (6b) „noch wollen wir uns beraten wen dass wir wollen dass soll sein unser Richter“
 (6c) „wir wollen uns noch beraten, wen wir als unseren Richter wollen“

Das Fazit, dass aus diesen Beobachtungen zu ziehen ist, liegt auf der Hand: Die Komplementärverteilung von Satzkonjunktionen und W-Phrasen ist in vielen Sprachen, aber nicht in allen Sprachen nachweisbar. In vielen Sprachen ist eben auch die Simultaneität des Vorkommens von W-Phrasen nachweisbar. In Anbetracht dieser Sachlage hat es wenig Sinn anzunehmen dass die Besetzung der COMP-Positionen universalgrammatisch unterbestimmt sei. Sie ist universalgrammatisch nicht unterbestimmt – sie ist universalgrammatisch unbestimmbar. Die Besetzung der COMP-Position stellt sich – wie in der einschlägigen Literatur übereinstimmend konstatiert wird – als eine Funktion I-sprachlicher Besonderheiten dar. Die Bezugnahme nicht auf die UG, sondern diese Besonderheiten erklärt dann die Ungrammatizität der in (1c), (2b) und (3b) angeführten Fälle.

Aber auch, wenn dieser Befund zutreffen sollte, enthebt dies nicht von der Notwendigkeit, diese Besonderheiten – sozusagen diesseits oder jenseits der UG – unter explanative und deskriptive Kontrolle zu bringen. Eine Reaktion auf dieses Desiderat ist beispielsweise der I-sprachspezifisch, nämlich in Ansehung der Tatbestände des I-sprachlichen Englischen formulierte sogenannte *doubly-filled-COMP-Filter* (abgekürzt: DFCF oder DCF), der hier als DC-Filter bezeichnet wird. Der DC-Filter schließt es aus, dass im I-sprachlichen Englischen eine Satzkonjunktion und eine W-Phrase simultan die beiden COMP-Positionen besetzen. Der DC-Filter erklärt somit die Ungrammatizität des in (1c) angeführten Falles. Etwas systematischer formuliert hat er die in (7) angegebene Form:

- (7) *DC-Filter, Version 1.* *[_{CP} [_{SpecC} α][_C [C β] [_{IP} ...]]], mit:
 (a) α = SpecC ist phonetisch nicht leer = α ist eine I-terminale W-Phrase.
 (b) β = C ist phonetisch nicht leer = β ist ein I-terminale Satzkonjunktion.

Man beachte, dass der DC-Filter – so wie er in (7) formuliert wurde – eine bestimmte Art der Besetzung der beiden COMP-Positionen ausschließt: Er schließt die echte Besetzung der beiden COMP-Positionen aus. Man beachte ferner, dass der Filter – so wie er in (7) formuliert wurde – nur dann wirksam wird, wenn es um eine ganz bestimmte Besetzung dieser beiden Positionen geht, nämlich um ihre Besetzung mit einer W-Phrase und einem C-Element, einem Komplementierer, also einer Satzkonjunktion. Mit anderen Worten: der DC-Filter – so wie er in (7) formuliert wurde – hat einen äußerst restringierten Geltungsbereich, und über die Besetzung von Positionen innerhalb des CP/IP-Systems, die außerhalb dieses seines restringierten Geltungsbereichs liegen, besagt der DC-Filter – so wie er in (7) formuliert wurde – nicht das Mindeste.

Einer gängigen Auffassung zufolge impliziert der DC-Filter, dass bei Auftreten einer strukturellen Konfiguration wie der in (7) angegeben α oder β oder α und β getilgt werden müssen. Der DC-Filter impliziert also das Erfordernis einer Tilgungsoperation; diese Operation wird üblicherweise als *frei Tilgung in COMP* bezeichnet. Der Relativsatz im I-sprachlichen Englisch instanziiert, wie die nachfolgend angegebenen Fälle verdeutlichen, die drei genannten Tilgungsmöglichkeiten:

- (8a) the book which we read
- (8b) the book that we read
- (8c) the book we read
- (8d) *the book which that we read

Der DC-Filter impliziert also, dass Tilgungstransformationen – im folgenden kurz: NIL-Transformationen – zum Zuge kommen, durch die es verhindert wird, dass wohlgeformte Strukturen, wie die in (9) näherungsweise angegebenen, innerhalb des CP/IP-Systems zu einer nichtwohlgeformten Struktur, wie der in (10) näherungsweise angegebenen, miteinander verschmolzen werden können:

- (9a) [_{CP} ... [_{CP} which we read] ...]
- (9b) [_{CP} ... [_{CP} that we read] ...]
- (10)) [_{NP} ... [_{CP} [_{SpecC} which][_C [_C that] [_{IP} ...]]]]

Damit ist zunächst alles gesagt, was über den DC-Filter zu sagen ist. Zusammenfassend ist zunächst festzustellen, dass der Filter ist *kein* Element der UG ist. Der DC-Filter reflektiert vielmehr eine einzelsprachliche, nämlich für das I-sprachliche Englisch – also für eine I-Sprache, die sich – wie die romanischen Sprachen – grob als eine VO-Sprache charakterisieren lässt, während das I-sprachliche Deutsch dagegen der Klasse der OV-Sprachen zuzurechnen ist – nachweisbare grammatische Regularität, die sich etwa wie nachfolgend in (11) angegeben formulieren lässt:

- (11) *DC-Filter, Version 2.* Es sein L_E das I-sprachliche Englisch. Dann gilt für die Besetzung der beiden COMP-Positionen SpecC und C mit W-Phrasen und Komplementierern:
 - (a) Modulo L_E ist es möglich, dass gilt:
 - (1) SpecC ist echt leer.
 - (2) C ist echt leer.
 - (b) Modulo L_E ist es nicht möglich, dass gilt:
 - (1) SpecC ist echt besetzt.
 - (2) C ist echt besetzt.
 - (c) Falls modulo L_E die COMP-Positionen innerhalb des CP/IP echt besetzt sind kommen die NIL-Transformationen derart zum Zuge, dass (1) oder (2) gilt:
 - (1) Die COMP-Positionen sind echt leer.
 - (2) Nur eine der COMP-Positionen ist echt besetzt.

Natürlich ist (11) nur eine etwas spezifiziertere Version der in (7) angegebenen Version des DC-Filters. Man beachte jedoch, dass (11) explizit enthält, was in (7) – wie der gesamten vorausgegangenen Betrachtung – nur implizit enthalten war: nämlich einen Modaloperator („es ist möglich, dass“; „Besetzungsmöglichkeit“) und die Negation („es ist nicht möglich, dass“;

„Besetzungsunmöglichkeit“). Es wird zu prüfen sein, ob die – naheliegende – Verwendung des Möglichkeitsoperators und der Negation der Etablierung einer zwar nützlichen, aber im Grunde genommen informellen Sprechweise gleichkommt, oder ob die Verwendung des Operators und der Negation einen angebaren grammatiktheoretischen Gehalt hat. Man beachte ferner, dass (11) die Fälle der echten Besetzung und der echten Nicht-Besetzung betrifft. Mit anderen Worten: (11) besagt nichts darüber, ob modulo L_E die COMP-Positionen mit Spurenelementen besetzt oder nicht besetzt sein können.

Die zweite, in (11) angegebene Version des DC-Filters dürfte nochmals deutlich gemacht haben, dass der Filter einen äußerst limitierten Geltungsbereich hat: Er betrifft lediglich das I-sprachliche Englisch – also eine VO-Sprache –, und im Hinblick auf diese strukturiert er die echte Besetzung oder die echte Nicht-Besetzung der beiden COMP-Positionen mit W-Phrasen und Komplementierern. Es ist eigentlich nicht zu erwarten, dass ein nicht-universalgrammatisches System mit einer derart restringierten Geltungsdomäne auch außerhalb dieses seines Bereiches noch eine Anwendung haben könnte. Aber diese Erwartung trügt. Es ist in der Literatur durchaus üblich, die Geltung des DC-Filters auch für das I-sprachliche Deutsch L_D – also für eine OV-Sprache – in Anspruch zunehmen. Diese Inanspruchnahme ergibt sich in Konsequenz der nachfolgend in (12) mitgeteilten Annahme:

(12) *COMP-Position in L_D* . In L_D muss genau eine COMP-Position echt besetzt sein.

Sprachspezifische Restriktion, die besagt, dass der Komplementierer in COMP sichtbar ist, was heißt, dass das Auftreten von *dass* reguliert ist und dass in Infinitivsätzen der Komplementierer sichtbar ist. Daraus folgt, dass es im Deutschen keine infinitivischen Fragesätze geben kann.

DC-Filter: Gilt als Bedingung an die S-Struktur für das Deutsche.

DC-Filter ermöglicht die Beschreibung von skopusgebundenen W-Phrasen in COMP

(13a) Was glaubst du_{[CP wer [e [IP t angerufen hat]]]}?

(13b) Glaubst du_{[CP e[dass [IP Alberich angerufen hat]]]}?

(13c) Was glaubst du [wen [dass [IP Alberich angerufen hat]]]?

(14) *DC-Filter, Version 3*. Es sein L_D das I-sprachliche Deutsch. Dann gilt für die Besetzung der beiden COMP-Positionen SpecC und C mit W-Phrasen und Komplementierern:

(a) Modulo L_D ist es nicht möglich, dass gilt:

(1) SpecC ist echt leer.

(2) C ist echt leer.

(b) Modulo L_E ist entweder SpecC oder C echt besetzt.

(c) Modulo L_D ist es nicht möglich, dass gilt:

(1) SpecC ist echt besetzt.

(2) C ist echt besetzt.

(d) Falls modulo L_D die COMP-Positionen innerhalb des CP/IP echt besetzt sind kommen die NIL-Transformationen derart zum Zuge, dass gilt: Nur eine der COMP-Positionen ist echt besetzt.

$[_{CP} [_{Spec,C} Alberich_i] [_{C^1} [_{C} säuft_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

$[_{CP} [_{Spec,C} he_i] [_{C^1} [_{C} swor_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

$[_{CP} [_{SpecC} he_i] [_{C^1} [_{C}] [_{IP} t_i swor]]]$

3 HYBRIDSPEKTRUM DER SPRACHKAPAZITÄT

STICHWORTE ZUM (I/I)-FILTER

Die folgenden Abschnitte finden sich in Teil II, „Limitationen der Linguistik“, S. 50 ff.:

1 Davidsons These, rekapituliert und kommentiert

2 (i/i)-Filter

3 Spektrum der Sprachperformanz

Lediglich die Nachträge sind hier dazugekommen. AB

Nachträge 2003 oder Hybridität der Sprachperformanz

Ein Hybridsystem H ist ein System, das aus Teilsystemen H_1, \dots, H_n besteht, die paarweise voneinander verschieden sind. Ist also jedes System S , das aus Teilsystemen T_1, \dots, T_n besteht, und für das gilt: $n \geq 2$ und $T_1 \neq T_j$, ein Hybridsystem H ? Wenn auf diese Frage eine positive Antwort gegeben werden muss, würde mit dieser Antwort der Begriff des Hybridsystems offenbar trivialisiert; sie würde nämlich besagen, dass jedes System, das aus mindestens zwei voneinander verschiedenen Komponenten besteht, ein Hybridsystem ist. Eine Universalgrammatik (UG) beispielsweise ist ein System, das bekanntlich aus einer Mehrzahl von voneinander verschiedenen Modulen M_1, \dots, M_n besteht, und zwar derart, dass die oben angeführten Bedingungen – die Anzahlbedingung und die Verschiedenheitsbedingung – erfüllt sind. Entsprechend wäre die UG im Sinne der zuvor skizzierten Explikation als etwas zu betrachten, das sie – einem üblichen und wohlbegründeten Verständnis der UG zufolge – dezidiert nicht ist: nämlich als Hybridsystem. Dies macht hinlänglich deutlich, dass die oben eingeführte Explikation des Begriffs des Hybridsystems zu weit gefasst ist; sie muss also, um den Begriff des Hybridsystems gehaltvoll verwenden zu können, genauer gefasst, also spezialisiert werden. Anders gesagt: die $n \geq 2, T_1 \neq T_j$ -Bedingung ist *notwendige*, aber sie ist keine *hinreichende* Bedingung dafür, dass ein System ein Hybridsystem ist. Und die sinnvolle Verwendung des Begriffs des Hybridsystems setzt es voraus, dass die hinreichenden Bedingungen, denen ein System genügen muss, um als Hybridsystem gekennzeichnet werden zu können, wenigstens soweit bekannt sind, dass relativ zu ihnen klar zwischen Systemen, die Hybridsysteme sind, und solchen Systemen, die dies nicht sind, unterschieden werden kann. Was also macht ein System, das die $n \geq 2, T_1 \neq T_j$ -Bedingung erfüllt, zu einem Hybridsystem?

Die $n \geq 2, T_1 \neq T_j$ -Bedingung ist nicht trivial: Es wird keine bestimmte Anzahl von Subsystemen verlangt und es wird der $T_1 \subset T_j$ -Fall, möglicherweise sogar der $T_1 \subseteq T_j$ -Fall nicht ausgeschlossen.

UG = $\langle M_1, \dots, M_n \rangle$ und der $M_1 \subset M_j$ -Fall und erst recht der $M_1 \subseteq M_j$ -Fall ist ausgeschlossen. Nicht notwendigerweise ausgeschlossen dagegen ist der Fall der $\langle M_1, \dots, M_n \rangle$ -Redundanz und damit auch nicht der Fall einer paarweisen $\langle M_1, \dots, M_n \rangle$ -Redundanz. Wie wird diese Redundanz möglich, welche Resultante ist aus dem Tatbestand der UG-Redundanz zu ziehen?

$\langle M_1, \dots, M_n \rangle$ -Aufgaben $\langle A_1, \dots, A_m \rangle$, ohne dass sich die M_i, A_j eineindeutig aufeinander abbilden lassen: UG-Redundanz entsteht, wenn irgendzwei M_i, M_j die gleiche Aufgabe A_i ganz oder teilweise erledigen, wobei der Partialitätsfall dann gegeben ist, wenn A_i in Teilaufgaben $\langle a_1, \dots, a_r \rangle$ zerfällt und sowohl M_i als auch M_j für die Bearbeitung der Teilaufgabe a_1 zuständig sind.

Ungleichheiten: $A(UG) \neq A(M_i), A_j(M_i) \neq a_h(M_i)$. Granularitätsdifferenzen und Domänendifferenzen.

Spezifizierungen der Verschiedenheitsbedingungen.

Falls $S = H$, dann gilt: Es gibt eine (u.U. sehr komplexe (Gesamt-) Aufgabe A , und H ist die Lösung von A , mit:

- (a) A zerfällt in die Teilaufgaben A_1, \dots, A_m und nur in diese Teilaufgaben.

- (b) Für jedes Teilsystem H_i von H gilt, dass H_i Bedingung (1) oder Bedingung (2) erfüllt
- (1) H_i trägt zur Lösung einer Teilaufgabe bei..
 - (2) H_i integriert Lösungen von Teilsystemen beigebrachten Lösungen von Teilaufgaben so, dass die Integration die Lösung von A ermöglicht.

Domänenspezifik, Domänengleichheit: intuitiver Domänenbegriff, Ausdifferenzierungen
Gegenbegriff: Systemuniformität

KOMPLEMENTSTRUKTUREN DER SPRACHFORMATION

Die Sprecher/Hörer einer Sprache sind hybride Systeme, denn ihre Sprachkenntnis setzt sich aus sortal voneinander verschiedenen Subsystemen zusammen. Insbesondere verfügen die Sprecher/Hörer einerseits über implizite, ihnen selbst nicht transparente und folglich auch ihrem Bewusstsein nicht zugängliche Sprachkenntnisse – namentlich ihre grammatischen Sprachkenntnisse sind von dieser Art – und andererseits über explizite, also in ihrem Bewusstsein verankerte Sprachkenntnisse. Ihre stilistischen Sprachkenntnisse, ihre Varietätenkenntnisse und ihre Sprachidentifikationskenntnisse sind in relevanten Hinsichten Kenntnisse dieser Art. Diese Systeme expliziter, also bewusster Sprachkenntnis sind im Kern qualifikatorische Sprachkenntnissysteme. Sie umfassen insbesondere eine präferentielle Komponente und sind systematisch nicht-monoton. Diese ihre Nicht-Monotonie ist die Grundlage für die immanente Dynamik des expliziten sprachlichen Wissens der Sprecher/Hörer-Individuen.

Im Rahmen einer ziemlich verwickelten, konsequenzenreichen und auch voraussetzungsreichen Argumentation demonstriert Wittgenstein, dass es eine Privatsprache nicht geben kann. Das heißt, wie Kripke in seiner Interpretation der Argumentation Wittgensteins nachweist, dass es eine Sprache, auf die das private Modell des Regelfolgens zutrifft, nicht geben kann. Im Zuge einer Folge von rhapsodistischen Bemerkungen zu Kripke Wittgenstein-Interpretation stellt Stegmüller fest, dass Chomskys Sprachkonzeption – also die Konzeption der I-Sprache – die Konsequenz habe, dass die I-Sprache als eine Privatsprache im Sinn Kripkes begriffen werden muss, das heißt: als eine Sprache, „auf die genau das private Modell des Regelfolgens zutrifft“ (Stegmüller 1989: 158). Stellt also Chomskys Sprachkonzeption – ihre Korrektheit einmal vorausgesetzt – eine Widerlegung der Argumentation Wittgensteins dar? Oder stellt die Argumentation Wittgensteins, wenn deren Korrektheit nachgewiesen werden kann, eine Widerlegung der Sprachtheorie Chomskys dar? Oder ist Kripkes Interpretation der Argumentation Wittgensteins von Grund auf verfehlt, sodass die genannte Alternative sich faktisch als eine Pseudoalternative erweist, wenn Wittgensteins Argumentation und Chomskys Sprachtheorie korrekt rekonstruiert werden? Oder verhält es sich so, dass Stegmüllers Befund das Ergebnis einer Fehldeutung von Kripkes Interpretation der Argumentation Wittgensteins – vielleicht sogar das Ergebnis einer Fehldeutung der von Kripke zu verantwortenden Fehlinterpretation der Argumentation Wittgensteins – ist, sodass dieser Befund ganz und gar unhaltbar ist? Um einer Antwort auf diese Fragen, die – wie sich zeigen wird – nicht nur Fragen der Wittgenstein-Rezeption sind, sondern Fragen, die ins Zentrum der linguistischen Theoriebildung führen, zumindest näher kommen zu können, ist es angebracht, die Grundzüge der Argumentation Wittgensteins kurz zu rekapitulieren und zur Diskussion zu stellen.

„Denken wir uns eine Sprache, für die die Beschreibung, wie Augustinus sie gegeben hat, stimmt: Die Sprache soll der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar nach der Reihe, wie A sie braucht. Zu diesem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: „Würfel“, „Säule“, „Platte“, „Balken“. A ruft sie aus; – B bringt den Stein, den er gelernt hat, auf diesen Ruf zu bringen. – Fasse dies als eine vollständige primitive Sprache auf.“ (§ 2).

„Augustinus beschreibt, könnten wir sagen, ein System der Verständigung; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System.“ (§ 3).

„[...]“

Indem ich die Stange mit dem Hebel verbinde, setze ich die Bremse instand.“ – Ja, gegeben den ganzen übrigen Mechanismus. Nur mit diesem ist er der Bremshebel; und losgelöst von seiner Unterstützung ist er nicht einmal Hebel, sondern kann alles Mögliche sein, oder nichts.“ (§ 6)

„In der Praxis des Gebrauchs der Sprache (2) ruft der eine Teil die Wörter, der andere handelt nach ihnen; [...].“

Ich will diese Spiele „*Sprachspiele*“ nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden.

[...].

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das „Sprachspiel“ nennen.“ (§ 7).

„Sehen wir eine Erweiterung der Sprache (2) an. Außer den vier Wörtern „Würfel“, „Säule“, etc. enthalte sie eine Wörterreihe, die verwendet wird, wie der Kaufmann in (1) die Zahlwörter verwendet (es kann die Reihe der Buchstaben des Alphabets sein); ferner, zwei Wörter, sie mögen „dorthin“ und „dieses“ lauten (weil dies schon ungefähr ihren Zweck andeutet), sie werden in Verbindung mit einer zeigenden Handbewegung gebraucht; und endlich eine Anzahl von Farbmustern. A gibt einen Befehl von der Art „d-Platte-dorthin“. Dabei lässt er den Gehilfen ein Farbmuster sehen, und beim Worte „dorthin“ zeigt er an eine Stelle des Bauplatzes. B nimmt von dem Vorrat der Platten je eine von der Farbe des Musters für jeden Buchstaben des Alphabets bis zum „d“ und bringt sie an den Ort, den A bezeichnet. – Bei anderen Gelegenheiten gibt A. den Befehl „dieses-dorthin“. Bei „dieses“ zeigt er auf einen Baustein. Usw.“ (§ 8).

„Dass die Sprachen (2) und (8) nur aus Befehlen bestehen, lass dich nicht stören. Willst du sagen, sie seien darum nicht vollständig, so frage dich, ob unsere Sprache vollständig ist; – ob sie es war, ehe ihr der chemische Symbolismus und die Infinitesimalnotation einverleibt wurden; denn dies sind, sozusagen, Vorstädte unserer Sprachen. (Und mit wieviel Häusern, oder Straßen, fängt eine Stadt an, eine Stadt zu sein.) Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“ (L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 18. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984 (= Werkausgabe Band 1).

Erstens: Das Konzept einer Wahrheitsbedingungen-Semantik wird ersetzt durch das Konzept der Behauptbarkeits- und Zustimmungsbedingungen für sprachliche Äußerungen – allgemeiner gesagt: durch das Konzept der Rechtfertigungsbedingungen für den Vollzug bestimmter Züge im Sprachspiel. Zweitens: Es geht um die Demonstration der Rolle und des Nutzens,

„Die skeptische Kritik ist keine Kritik am Bedeutungsbegriff und seinen Spielarten, sondern eine Kritik, welche die Möglichkeiten des Erfassens von Bedeutungen in Frage stellt. Immerhin liefert sie dadurch auch eine indirekte Kritik am Bedeutungsbegriff. Denn was immer man unter Bedeutungen, Begriffen oder Regeln verstehen mag, alle diese Begriffe werden vollkommen nutzlos, wenn es prinzipiell keine Möglichkeit gibt, sich Begriffe anzueignen, Bedeutungen zu erfassen oder Regeln zu beherrschen. [...] Dabei spielt die genauere Analyse dieser Entitäten keine Rolle.“ (Stegmüller 1989: 77).

„Wenn X unter „+“ die Addition versteht, dann wird er auf die Frage „Was ist $117 + 159$ “ antworten „276“.“ (Stegmüller 1989: 102).

Wenn X auf die Frage „Was ist $117 + 159$ “ nicht antwortet „276“, dann versteht X unter „+“ nicht die Addition.

Nicht: $A \supset B$, sondern $\neg B \supset \neg A$. (Kripkes Kontrapositionstheorie der C-Konformität). Nicht: Weil wir alle unter „+“ dasselbe verstehen, stimmen wir in den Resultaten der Addition überein. Sondern: weil wir in unserer (spontanen) Additionspraxis übereinstimmen, können wir sagen, dass wir mit „+“ dasselbe meinen.

„Es ist sicher ein Kernstück des traditionellen Empirismus, anzunehmen, dass Meinen, Verstehen, Intendieren *geistige* Zustände sind, dass alle solchen geistigen Zustände *innere* Zustände darstellen und dass schließlich jeder dieser inneren Zustände mit einer nur für ihn charakteristischen *Qualität* ausgestattet ist.“ (Stegmüller 1989: 60).

1 I-Sprachformation und S-Sprachformation

Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache L, die in einem bestimmten Zeitintervall in einer Sprachgemeinschaft C gesprochen wird – also Sprecher/Hörer einer *aktualen*, kurz: einer A-Sprache L

vom Typ N der natürlichen Sprachen –, zu sein, heißt primär, im Besitz der einschlägigen Sprachkenntnisse zu sein: jeder Sprecher/Hörer instanziiert ein System von Sprachkenntnissen. *Dieses Sprachkenntnissystem ist nicht homogen* – es zerfällt vielmehr in sortal voneinander verschiedene Subsysteme. Vermöge der Existenz dieser sortalen Differenz zwischen den Subsystemen ist jeder Sprecher/Hörer ein hybrides System, im technischen Sinn dieses Begriffs.

Ein zentrales Element dieser Subsysteme ist natürlich die grammatische Sprachkenntnis der Individuen. Unter einer wohl unproblematischen Voraussetzung – nämlich unter der Voraussetzung eines Prinzipien- und Parameter-Modells der Universalgrammatik (UG), kurz: eines (P&P)-Modells der UG, wie es von Chomsky (1981), (1986) konzipiert wurde – kann man sagen, dass das System der grammatischen Sprachkenntnis der Individuen durch die Prinzipien der UG und die L-spezifische Belegung der UG-Parameter gegeben ist. Dieses Sprachkenntnissystem – und das ist im hier betrachteten Zusammenhang entscheidend – *ist den L-Sprechern/Hörern selbst nicht transparent*. Das heißt: die L-Sprecher/Hörer verfügen über ein zwar absolut sicheres, aber für sie intrinsisches grammatisches Wissen – also über ein Wissen, das nicht Bestandteil des ihnen bewusst verfügbaren Wissens, also ihres expliziten Wissens ist. Sie sind im Besitz der intrinsischen Kenntnis der parametrisierten UG – aber die Kenntnis der etwa im Rahmen des (P&P)-Modells der UG explizierten UG-Prinzipien und UG-Parameter – beispielsweise die Kenntnis des Prinzips des c-Kommandos und der leeren Kategorie und die Kenntnis des Domänenparameters – ist nicht Bestandteil der expliziten Sprachkenntnis der Individuen. Die grammatische Sprachkenntnis der Individuen ist ein System intrinsischer Kenntnisse. Die Zuschreibung solcher Kenntnisse ist – entgegen gängigen, aber zumeist undifferenziert vorgetragenen Vormeinungen – keine spekulative oder vielleicht sogar gänzlich arbiträre Unternehmung. Denn diese den Sprecher/Hörern selbst nicht transparenten grammatischen Kenntnisse *manifestieren* sich, und zwar im grammatischen Verhalten der Individuen, *vor allem aber in den Grammatizitätsurteilen*, die die Sprecher/Hörer auf der Basis dieser ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis fällen. Grammatizitätsurteile sind, wie die Experimente in den Naturwissenschaften, reproduzierbare Größen – in dem Sinne, dass irgendzwei voneinander verschiedene Sprecher/Hörer bei gleicher Aufgabenstellung unter gleichen Bedingungen auf Grund ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis zu den gleichen Grammatizitätsurteilen kommen. In der Reproduzierbarkeit der Grammatizitätsurteile dokumentiert sich zugleich die Kollektivierbarkeit der Sprachstruktur – also der Umstand, dass es sinnvoll ist, eine A-Sprache L vom Typ N als die Sprache einer Sprachgemeinschaft C zu betrachten und nicht nur von individuen-spezifischen A-Sprachen vom Typ N auszugehen. Die Zuschreibung intrinsischer grammatischer Kenntnisse ist relativ zu diesen Grammatizitätsurteilen, also auf der Basis reproduzierbarer und kollektivierbarer Größen, empirisch sehr wohl gehaltvoll, denn sie ist in dieser Hinsicht systematisch empirisch überprüfbar. Diese Feststellung besagt im übrigen nicht, dass das System der intrinsischen Sprachkenntnisse ein in sich homogenes Kenntnissystem ist. Es ist dies durchaus nicht der Fall; das Sprachkenntnissystem vom Typ der intrinsischen Sprachkenntnisse umfasst vielmehr – wie hier nicht näher auszuführen ist – Subsysteme intrinsischer Sprachkenntnis sehr unterschiedlicher Art und ist eben deshalb, vermöge dieser Artenmannigfaltigkeit von Sprachkenntnissystemen innerhalb des gleichen Sprachkenntnistyps, wie die Sprachkenntnis der Individuen insgesamt ein hybrides System. Wie gesagt, erübrigt es sich hier, diesen Gesichtspunkt weiter auszudifferenzieren, aber es mag von Nutzen sein, ihn zu *terminologisieren*. Wenn die Artenmannigfaltigkeit von Sprachkenntnissystemen *innerhalb* des gleichen Sprachkenntnistyps in Rede steht, soll von einer *schwachen Hybridizität* der Sprachkenntnis die Rede sein. Steht dagegen der Tatbestand zur Debatte, dass die Sprachkenntnis der Individuen sich aus Kenntnissystemen zusammensetzt, die – wie etwa ihre implizite Sprachkenntnis einerseits und ihre explizite Sprachkenntnis andererseits – *im Typ* voneinander verschieden sind, dann soll von einer *starken Hybridizität* der Sprachkenntnis die Rede sein.

Der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme – also kognitive Systeme – sind, haftet also, wie man mit Chomsky (1979) und insbesondere Chomsky (1980) zusammenfassend sagen kann, nichts Spekulatives an. Sie kann als empirisch gesichert gelten – als empirisch gesichert im Rahmen der empirischen Forschung, die innerhalb der Linguistik möglich ist. Die Sprachkapazität selbst – das Sprachvermögen der Individuen – ist eine genetisch gegebene Größe; als solche aber liegt sie außerhalb der Reichweite der linguistischen Empirie. Innerhalb der Reichweite der linguistischen Empirie liegen nur die Manifestationen der Sprachkapazität, die im Rahmen eines Systems von Idealisierungen betrachteten Äußerungen beziehungsweise die Resultate von Äußerungen, also insbesondere Sätze, Worte und

Texte. Diese Manifestationsempirie ist eine indirekte Empirie. Aber diese indirekte Empirie hält den strengen Anforderungen stand, die zu Recht an die empirische Forschung gestellt werden. Die Annahme, dass die Sprecher/Hörer im Besitz der Kenntnis von ihnen nicht transparenten Sprachkenntnissen sind, beinhaltet keine Spekulation – sie beinhaltet eine empirisch gesicherte Feststellung.

Man wird nicht in Abrede stellen können, dass die Chomskysche derzeit nicht nur die prädominante, sondern auch die avancierteste Linguistik-Konzeption ist. Jedenfalls dürfte es sich so verhalten, dass die linguistische Arbeit zwar nicht notwendigerweise unter der Übernahme Chomskyscher Positionen, aber doch im Zuge einer expliziten Auseinandersetzung mit ihnen ins Werk gesetzt werden muss. Die folgenden Ausführungen dienen diesem Zweck. Dabei ist es von Vorteil, die Chomskysche Konzeption in ihren Grundzügen zu rekonstruieren – nicht zuletzt deshalb, weil diese Konzeption oft und oft sogar gröblich missverstanden worden ist.

Den Objektbereich der Linguistik charakterisiert Chomsky – was oft verdrängt wird – wie folgt:

The basic concern [of linguistics] is to determine and characterize the linguistic capacities of particular individuals. We are concerned, then, with states of the language faculty [...]. The language faculty has an initial state, genetically determined; in the normal course of development it passes through a series of states in early childhood, reaching a relatively stable state that undergoes little subsequent change, apart from the lexicon. To a good first approximation, the initial state appears to be uniform for the species. Adapting traditional terms to a special usage, we call the theory of the state attained its *grammar* and the theory of the initial state *Universal Grammar (UG)*” (N. Chomsky, *The Minimalist Program*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1995. S. 14).

Gegenstand der Linguistik ist also die Sprachkapazität. Sprecher/Hörer sind grammatische Organismen, und die Sprachkapazität ist ein mentales Organ dieses Organismus. Dieses Organ selbst, das selbstverständlich eine biologische Grundlage im Individuum hat, ist der Linguistik nicht zugänglich; die *linguistische* Forschung vermag lediglich die *Manifestationen* der Sprachkapazität – also Äußerungsmengen, Wortmengen, Satzmengen, und so weiter – ins Blickfeld zu rücken. Und wie es mit Organen nun einmal so ist: nur Individuen haben sie; die Menschen haben Herzen und Nieren, aber die Menschheit oder eine menschliche Gesellschaft hat kein Herz und keine Nieren. Eigenschaften, die ein Individuum hat, sind trivialerweise nicht notwendigerweise Eigenschaften der Kollektive, denen diese Individuen angehören.

So verfügen Einzel-Sprecher/Hörer über „linguistic capacities, aber die Kollektive, denen sie angehören – Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachgemeinschaften, Sprachbünde – haben keine Sprachkapazität. Deshalb ist Chomskys Theorie – konsequenterweise – eine *individualistische*, und zwar eine radikal individualistische und damit insbesondere auch eine *nicht-kollektivistische* Theorie. Begriffe wie „Englisch“, „Chinesisch“ – also Begriffe von Sprachgemeinschaft-Sprachen, kurz: von S-Sprachen – haben in ihr überhaupt keinen Sinn.

2 Grenzen der Universalgrammatik

Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass die UG im CZS-Zustand L gesättigt ist, und das heißt: neue UG-Eingaben führen nicht mehr zu UG-Veränderungen; die Parametrisierung ist im Zustand L abgeschlossen. Diese gesättigte UG ist es, die Chomsky (1981) als *Kerngrammatik*, genauer: als die Kerngrammatik einer Einzelsprache bezeichnet. Aber diese Kerngrammatik – die gesättigte UG – determiniert die Größe, die hier als Einzelsprache bezeichnet wurde, nicht vollständig. Diesen Tatbestand charakterisiert Chomsky wie folgt: „[...] each actual „language“ will incorporate a periphery of borrowings, historical residues, inventions, and so on, which we can hardly expect to – and indeed would not want to – incorporate within a principled theory of UG. For such reasons as these, it is reasonable to suppose that UG determines a set of core grammars and that what is actually represented in the mind of an individual [...] would be a core grammar with a periphery of marked elements and constructions“. (Chomsky 1981: 8). Die Größen, die diese Peripherie von markierten Elementen determinieren, mögen – im Anschluss an eine in der Wissenschaftstheorie übliche, in der

(P&P)-Literatur jedoch nicht gängige, gleichwohl aber naheliegende Terminologie – *Kernerweiterungen* heißen. Im Rahmen der soeben etablierten Terminologie kann man dann sagen, dass eine Einzelsprachgrammatik G aus einer Kerngrammatik K – der gesättigten UG – und einer Menge von Kernerweiterungen E_1, \dots, E_n besteht; abgekürzt: $G = \langle K, E_1, \dots, E_n \rangle$. Weiterhin soll im folgenden davon die Rede sein, dass durch die Kerngrammatik die *zentralen Strukturen* der Einzelsprache und durch die Kernerweiterungen die *peripheren Strukturen* der Einzelsprache determiniert werden.¹³

Die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterungen – zwischen zentralen und peripheren Sprachstrukturen – ist durchaus nicht so unproblematisch, wie sie anmuten mag, und warum sie dies nicht ist, ist im folgenden knapp skizziert. Man kann, wie bereits ausgeführt, die UG – genauer: die Kerngrammatik K – als sein System von Wohlgeformtheitsbedingungen betrachten; diese Bedingungen gelten für Strukturen, genauer: für Baumstrukturen (oder kurz: für Bäume). Das zuvor bereits angesprochene X -bar-Prinzip ist sicher ein besonders gewichtiges Element in der Menge dieser Wohlgeformtheitsbedingungen. Betrachtet man die Dinge im Rahmen gewisser, hier sicher zulässiger Vereinfachungen, kann man feststellen, dass das Prinzip besagt, dass jede Phrase einen Kopf hat (im technischen Sinn der Begriffe „Phrase“ und „Kopf“), und dass die Kopfelemente bis zum maximalen Element projizieren. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier anzumerken, dass der mit der \bar{X} -Theorie gegebene Projektionsbegriff in allen wesentlichen Hinsichten mit dem Unifikationsbegriff übereinstimmt. Und es ist vielleicht auch nicht überflüssig, hier anzumerken, dass die \bar{X} -Theorie in einem gewissen, hier nicht näher zu spezifizierenden Sinn *binäre Verzweigungen* (Bäume, Baumstrukturen) auszeichnet.

Man kann nun leicht zeigen, dass die Annahme einer generellen projektiven Binarität nicht unproblematisch ist. Man betrachte hierzu den folgenden Satz, der sicher nicht von einer überwältigenden grammatischen Komplexität ist (wie immer auch der Begriff der grammatischen Komplexität systematisch zu explizieren sein mag):

(21) Max läuft und Moritz läuft und ... und Peter läuft und Paul läuft und ... und Hans läuft

Dieser Satz instanziiert eine Koordinationsstruktur, und zwar eine konjunktive Koordinationsstruktur (im Gegensatz etwa zu einer disjunktiven Koordinationsstruktur). Es ist klar, dass mit (7) auch alle S -Permutationen – genauer muss hier natürlich von CP -Permutationen die Rede sein – von (7) grammatische Sätze sind, und es ist ferner klar, dass das dominierende S -Element (CP -Element) der Struktur nicht minimal, also binär, sondern mehrfach verzweigt. Mit anderen Worten: sofern das \bar{X} -Prinzip binäre Verzweigungen auszeichnet, genügt der Satz in (7) strukturell diesem Prinzip nicht; ebensowenig genügen ihm seine grammatisch zulässigen Permutationen.

Daraus kann man den Schluss ziehen, dass das Prinzip falsch ist. Man kann aber auch versuchen, für Sätze wie den in (7) Verzweigungsbinarität sozusagen zu erzwingen. Die von Gazdar, Klein, Pullum, Sag (1985) entwickelte GPSG beinhaltet einen Versuch in diese Richtung. Dieser Versuch beruht auf der Annahme, dass Konjunkturen (wie etwa „und“) selbst Kopfelemente sind. Bei der Elaborierung dieser Hypothese wird ein enormer Aufwand getrieben – es werden beispielsweise Metaregeln und Regelschemata verwendet –, ohne dass man sagen könnte, dass mit dieser Theorie die Koordinationsprobleme gelöst worden seien. Man betrachte hierzu den Satz in (8):

(22) Alberich vertilgte ein Bier, eine Sülze und einen Schnaps

In (8) werden drei NP konjunktiv koordiniert, und zwar – in dieser Reihenfolge – eine Neutrum- NP , eine Femininum- NP und eine Maskulinum- NP . Es liegt jedoch auf der Hand – und lässt sich gerade im Rahmen einer Unifikationsgrammatik (die GPSG ist eine Unifikationsgrammatik, und das X -bar-Prinzip ist eine unifikationsgrammatische UG -Komponente) leicht zeigen –, dass Neutra, Feminina und Maskulina nicht unifiziert werden können. Der GPSG-basierte Versuch, eine dem X -bar-Prinzip konforme Strukturierung für den Satz in (8) zu erzwingen, kann insofern nicht als gelungen bezeichnet

¹³ Man beachte, dass der Begriff der Einzelsprache hier lediglich zu expositorischen Zwecken verwendet wird; er ist in eben dem Sinn zu verstehen, in dem in der linguistischen Tradition von Einzelsprachen die Rede ist. Der hier verwendete Einzelsprachbegriff hat also keinen systematischen Status; er ist also weder mit dem Begriff der I -Sprache noch mit dem Begriff der S -Sprache gleich zu setzen. Systematischere Ausführungen zum Begriff der Einzelsprache finden sich in den anschließenden Betrachtungen sowie insbesondere in Kap. 1 und Kap. 3.

werden. Aber dieser Versuch kann natürlich auch dann nicht gelingen, wenn er im GB-Format der UG ins Werk gesetzt wird – aus eben den Gründen, aus denen heraus er unter GB-Prämissen scheitert, muss er auch unter GB-Prämissen scheitern. Das Fazit, das zu ziehen ist, ist leicht gezogen: elementare Tatbestände der Koordination – und zwar sowohl der konjunktiven als auch der disjunktiven Koordination – lassen sich im Rahmen dessen, was als Kerngrammatik zu begreifen ist, nicht abhandeln. Denn diese Tatbestände sind mit dem X-bar-Prinzip nicht konform.

Was folgt daraus? Relativ zu der zuvor eingeführten Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterungen kann daraus folgern, dass die Tatbestände der Koordination, da sie außerhalb der Reichweite der Kerngrammatik liegen, peripherer Natur sind und folglich im Rahmen einer der möglichen Kernerweiterungen abgehandelt werden müssen. Es ist dies der Schluss, den von Stechow/Sternefeld (1988) ziehen, wenn sie konstatieren: „Insbesondere steuert die Betrachtung von Koordinationen nichts an Einsichten in die allgemeinen Gesetzmässigkeiten für den Bau von Phrasen bei, um die es uns hier geht. Wir können sie für eine Theorie der Phrasenstruktur deshalb vernachlässigen. Es handelt sich um periphere Erscheinungen, deren Bau durch Parallelismuserfordernisse geregelt zu sein scheint, die nicht unmittelbar etwas mit der Theorie der Phrasenstruktur zu tun haben. (Stechow/Sternefeld 1988: 143). Man wird hier zugestehen müssen, dass Phrasen endozentrisch organisiert sind und dass Koordinationen nicht-endozentrische Strukturen sind, und man wird auch zugestehen müssen, dass die Untersuchung nicht-endozentrischer Strukturen nicht unbedingt aufschlussreich für die Betrachtung endozentrischer Strukturen sein muss. Aber ist das ein hinreichender Grund dafür, Koordinationsphänomene, denen man doch eine auf Hand liegende Universalität und damit einhergehende historische Invarianz schwerlich wird absprechen können, als strukturell peripher einzustufen? Ist die Koordination in der Tat nichts anderes als ein historisches Sprachstrukturresiduum, in etwa dem Sinne, in dem die „borrowings“, von denen Chomsky spricht, Sprachresiduen sind? Soll man den Befund, zudem von Stechow und Sternefeld kommen, dahingehend interpretieren, dass es sinnvoll ist, die Existenz einer bestimmten Kernerweiterung vorauszusetzen, die den strukturellen Parallelismus regelt? Und sind die Sätze in (7) und (8) überhaupt auf die gleiche Art parallel strukturiert? Und, vor allem, was überhaupt ist eine Kernerweiterung; wie wird sie möglich? Und wie nimmt sich die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterung und die korrespondierende Unterscheidung zwischen zentralen und peripheren Strukturen im Lichte der zuvor rekonstruierten Uniformitätsforderung aus? Ist es im Lichte eben dieser Uniformitätsforderung nicht sehr viel naheliegender, von der Existenz eines Nicht-Endozentrität-Moduls auszugehen, das die Tatbestände der Koordination bestimmt? Oder von der Existenz mehrerer solcher Module, sodass sowohl Sätze wie *Max singt laut* als auch Sätze wie *Max sind laut und Moritz trinkt ein Bier* UG-basiert, und das heißt: im Rahmen einer *einheitlichen, uniform aufgebauten Theorie*, grammatisch-strukturell repräsentiert werden können? Möglicherweise liefert die \bar{X} -Theorie doch nicht das Mass aller grammatischen Dinge.¹⁴ Diese Theorie muss ohnehin auf eine nicht-triviale verallgemeinert werden, um Adjunkte und Wortbildungsstrukturen UG-basiert repräsentieren zu können. Adjunktionsknoten haben, da ihre Erzeugung nicht mit einer Exponentenerhöhung einhergeht, im Hinblick auf das X-bar-Schema einen Sonderstatus; Adjunktionsstrukturen sind insofern allenfalls in einem schwachen Sinn des Begriffs endozentrisch. Entsprechendes gilt für Kompositionen und Derivationen. Aber darin sieht üblicherweise niemand einen Grund dafür, diese Strukturen – Adjunktionsstrukturen und Wortbildungsstrukturen, und damit schwach endozentrische Strukturen – als periphere Strukturen einzuordnen beziehungsweise auszugrenzen. Nun sind Koordinationsstrukturen sind sicher nicht einmal im schwachen Sinne endozentrisch; sie sind in der Tat nicht-endozentrisch. Aber ist diese ihre Nicht-Endozentrität ein hinreichender Grund – ein *hinreichender grammatischer Grund* – dafür, diesen Strukturen peripheren Charakter zu attestieren? Und: das \bar{X} -Schema ist ein Element der Basis der UG. Was aber, wenn demonstriert werden können sollte, dass Koordinationen nicht basisgeneriert sind? Wenn demonstriert werden können sollte, dass Koordinationen transformationell generiert werden? Wenn sich nachweisen lässt, dass Koordinationen keine Elemente der D-Struktur, sondern ausschließlich Elemente der S-Struktur sind, spielt der Tatbestand, dass Koordinationen im Rahmen der \bar{X} -Theorie nicht adäquat repräsentiert werden können, offenkundig eine eher nebenrangige Rolle. Und was, wenn

¹⁴ Bezeichnenderweise spielt diese Theorie im minimalistischen Programm, das Chomsky (1995) als die überlegene Alternative zum von ihm selbst in Chomsky (1981) inaugurierten und hier adaptierten (P&P)-Modell propagiert hat, allenfalls noch eine marginale Rolle. Cf. hierzu die Ausführungen in Anhang A.

darüber hinaus gezeigt werden kann, dass es die α -Transformation ist, die es nicht erlaubt, Koordinationen transformationell zu erzeugen? Dann muss offenkundig eingeräumt werden, dass es *nicht* die Nicht-Endozentrität der Koordination ist, die ihre UG-konforme Repräsentation unmöglich macht, sondern einfach die mangelnde Kapazität der α -Transformation. Und wenn es sich hier, um Abhilfe schaffen zu können, als notwendig erweisen sollte, auf die Annahme zu rekurrieren, dass es die – aus Chomsky (1965) bekannten und in Chomsky (1995), also im Rahmen des minimalistischen Programs wie rehabilitierten – generalisierten Transformationen – kurz: die γ -Transformationen – und nur sie sind, die die Tatbestände der Koordination bestimmen? – Zusammen fassend gefragt: könnte es sich nicht als sinnvoll erweisen, *zwei* Arten von Sätzen – von CP-Elementen – voneinander zu unterscheiden, die *beide* in der Reichweite der UG liegen, nämlich endozentrisch konstruierte Sätze – also Sätze, die dem \bar{X} -Prinzip genügen – und nicht-endozentrisch konstruierte Sätze – also Sätze, die dem \bar{X} -Prinzip nicht genügen? Und könnte es sich nicht so verhalten, dass die eine Satzklasse – die Klasse der \bar{X} -Sätze – basisgeneriert ist, und dass die andere Satzklasse – die Klasse der Nicht- \bar{X} -Sätze, kurz: der \bar{X}^0 -Sätze – ganz oder doch in relevanten Teilen transformationell erzeugt wird, indem sie vermöge von γ -Transformationen aus der Klasse der \bar{X} -Sätze abgeleitet wird?¹⁵ Und wäre mit dieser Unterscheidung zwischen \bar{X} -Sätzen und \bar{X}^0 -Sätzen – also mit der Unterscheidung von zwei Arten von zentral strukturierten Sätzen – nicht die Möglichkeit gegeben, die und nur die Konstruktionen als periphere Konstruktionen zu betrachten, die in einem klar erkennbaren Sinn residual oder nur partiell regulär sind? Exemplarisch für in diesem Sinne periphere Elemente dürfte ein Kompositum wie etwa *T-Träger* sein, dessen Erstglied nicht – wie es regulär wäre – ein grammatisch kategorisierbares Element, sondern der Name eines Buchstabens des lateinischen Alphabets ist, und dessen Struktur in etwa wie folgt aussehen dürfte:

(23) [_N [_{Name(,t*)} T] [_N Träger]]

(9) stellt, um zu terminologisieren, eine *ikonische* Komposition dar, und ikonische Kompositionen sind zweifelsfrei periphere Größen, in jedem vernünftigen Sinne dieses Begriffs. Die konjunktiven Koordinationen in (7) und (8) haben erkennbar einen vollkommen anderen Status als die Komposition in (9). Ist angesichts dieses Sachverhaltes die konjunktive Koordination grammatisch wirklich gut verstanden, wenn sie als grammatisch peripheres Element abgetan wird?

Wohlgemerkt: dies alles sind nur Fragen, nichts als Fragen. Die voranstehenden Betrachtungen sollen durchaus keine Antwort auf sie nahelegen. Mit ihnen ist also nicht zum Ausdruck gebracht, dass es – beispielsweise – außer der α -Transformation eines zusätzlichen Systems von γ -Transformationen bedürfe, um repräsentationelle Adäquatheit erreichen zu können. Mit den voranstehenden Betrachtungen sollte vielmehr nur vor Augen gestellt werden, dass die Unterscheidung zwischen gesättigter UG und peripherer Grammatik – also zwischen zentralen Sprachstrukturen und peripheren Sprachstrukturen, im zuvor erläuterten Sinn dieser Begriffe – ausgesprochen unscharf ist. Man wird sicher keinerlei Schwierigkeiten haben, etwa Entlehnungen und idiomatische Wendungen – Wendungen, die sich, wie etwa *mit Fug und Recht*, dem semantischen Prinzip der Kompositionalität nicht fügen – in die Peripherie auszulagern. Kritisch allerdings wird es, wenn die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterung dazu erhalten muss, ganze Klassen von grammatischen Strukturen – und mithin auch die ihnen korrespondierenden Satzklassen – in die Peripherie, also in Bereiche jenseits der UG-Sättigung auszulagern, weil sie außerhalb der Reichweite der Kerngrammatik liegen. Eine solche Auslagerungsstrategie liefe auf eine Immunsierung des (P&P)-Modells der UG hinaus – auf eine Immunisierung der UG gegen „sperrige“ sprachliche Tatbestände –, und im Gefolge dieser Immunsierung auf eine sukzessive Marginalisierung der UG, da eine solche Abschottung der UG zwangsläufig mit einer skzessiven Reduktion der explanativen und deskriptiven Kapazität der UG verbunden ist. Die Grenze, die

¹⁵ Wer mit der Geschichte der generativen Grammatik vertraut ist, wird in dieser Charakterisierung unschwer eine Variante der Architektur der Transformationsgrammatik erkennen, die Chomsky (1957) propagiert hat. Diese Architektur schloss die Annahme ein, dass es eine Menge von Sätzen – die sogenannten Kernsätze – gibt, die basisgeneriert werden, und eine Menge von Sätzen, die aus Kernsätzen transformationell – und zwar auch und gerade durch generalisierte Transformationen – abgeleitet werden. Die Entsprechung Kernsätze/endozentrische Sätze einerseits und Nicht-Kern-Sätze/Nicht-endozentrische Sätze liegt auf der Hand. – Ob diese Rückbesinnung auf die Anfänge der generativen Grammatik in systematischer Hinsicht produktiv ist, wird zu überprüfen sein.

zwischen den peripheren und zentralen Strukturen verläuft, verliert sich beim derzeitigen Stand der Dinge irgendwo im Ungefähren. Es ist sicher erforderlich, ausfindig zu machen, wo diese Grenze exakt verläuft und welche Strukturen es sind, die auf der einen oder der anderen Seite dieser Grenze zu lokalisieren sind. Solange aber der genaue Grenzverlauf unbekannt ist, ist die Strategie der Auslagerung in die Peripherie nicht nur eine riskante, sondern auch eine kontraproduktive Forschungsstrategie. Statt sie zu praktizieren, sollte man eine Strategie der Maximierung der explanativen und deskriptiven Kapazität der UG verfolgen – also eine Strategie, derzufolge es um die Minimierung der Menge der Kernerweiterungen und um die weitere Ausdifferenzierung des Systems der möglichen UG-Module geht.

3 Elemente der S-Sprachformation

3.1 Von sozialen Bedingungen ist bei alledem nicht einmal näherungsweise die Rede – die UG ist keine sozial verfasste Größe, und die von der UG determinierten Satzmenge sind keine sozial verfassten Größen.

Im übrigen: natürlich sind der zuvor angegebene Domänenparameter und die zuvor angegebene Domänenstruktur Kodifikate eines grammatischen Wissens, in dessen Besitz die Individuen – die Sprecher/Hörer – sind. Dieses Wissen ist ein Teil der kognitiven Ausstattung der grammatischen Organismen, wobei diese Ausstattung eine CSK-Funktion ist. Aber diese ihre kognitive Ausstattung – also ihre grammatische Kenntnis – *ist den Individuen selbst nicht transparent*. Sie haben kein Wissen von diesem ihren Wissen; sie können es nicht begründen. Das heißt auch, dass die grammatischen Organismen *grammatische Erfahrungen machen, aber dass diese Erfahrungen und die Art ihre Auswertung diesseits oder jenseits ihres Bewusstseins liegen*. Die Auswertung dieser Erfahrungen tätigt nicht der Sprecher/Hörer sozusagen voluntativ, sondern diese Auswertung übernimmt die UG, und zwar im Zuge der Parametrisierung. Das grammatische Wissen der Individuen ist mithin ein ihnen nicht bewusstes Wissen – es ist ein *implizites* oder *intrinsisches* Wissen. Und dieses Wissen ist ein Wissen außerhalb des Bewusstseins.

Und weiter: Wenn für Chomkys UG gilt, dass sie eine Entität außerhalb des sozialen Raumes ist, dann gilt dies erst recht für Montagues Interpretationsfunktionen und seine Ableitungsbäume. Natürlich sind auch dies Entitäten außerhalb eines sozialen Raumes. Zweifellos ist Chomskys Konzeption sprachtheoretisch aufgeklärter als Montagues Ansatz – Montague ist, auch als er „Universal Grammar“ geschrieben hat, Mathematiker gewesen; Linguist ist er nie geworden (Philosoph im übrigen auch nicht) –, aber in einem stimmen Montague und Chomsky überein: die natürliche Sprache ist für sie kein sozialer Tatbestand; und wenn sie es denn doch sein sollte, dann gilt: *Grammatiken* kommen in einem Raum diesseits oder jenseits der Sozialität zustande. Das heißt: wenn von der Sprache als einem sozialen Tatbestand die Rede ist, muss von der Sprache *unabhängig von ihrer grammatischen Struktur* so die Rede sein, also in Ansehung von sprachlichen Strukturen und sprachlichen Tatbeständen, die *keine* grammatischen Strukturen und die *keine* grammatischen Tatbestände sind.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass Chomsky das, was üblicherweise Sprachwissenschaft genannt wird, auf etwas reduziert, was man Grammatikwissenschaft nennen könnte. Verkompliziert wird die Sache dadurch, dass die Grammatikwissenschaft nach Chomsky notwendigerweise unter der Prämisse zweier Idealisierungen betrieben werden muss: zum einen muss angenommen werden, dass der Sprecher/Hörer ein *perfekter Sprecher/Hörer* ist, und zum anderen muss angenommen werden, dass dieser perfekte Sprecher/Hörer in einer *vollkommen homogenen Sprachgemeinschaft* existiert. Vermöge der ersten Idealisierung ist es möglich, Sprachkompetenz und Sprachperformanz als in einer 1:1-Beziehung zueinander stehend zu begreifen, und vermöge der zweiten Idealisierung ist es möglich, sich der Probleme zu entledigen, die sich aus den unbestreitbaren Tatbeständen der sprachlichen Inhomogenität zu entledigen. Beide Idealisierungen sind natürlich diskussionsbedürftig.

3.2 Aus der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme sind, folgt – wiederum entgegen gängigen, aber noch undifferenzierter vorgetragenen Vormeinungen – nicht, dass die Sprecher/Hörer *keinerlei* explizite Kenntnis der von ihnen gesprochenen A-Sprache L vom Typ N haben. Es gibt sehr wohl Systeme der L-Kenntnis, die

für die L-Sprecher/Hörer transparent, also Teil ihrer expliziten L-Kenntnis sind, und die mithin auch im Bewusstsein der Individuen gegeben und somit auch abrufbar sind. Damit ist nicht so sehr ihre im Sprachunterricht erworbene zumeist sehr rudimentäre – und in linguistischer Hinsicht strikt oberflächliche – Kenntnis der grammatischen Struktur der von ihnen gesprochenen Sprache gemeint: dieses Kenntnissystem, das nicht sehr stabil ist, verliert sich sehr bald wieder und ist wenige Jahre nach der Schulzeit nahezu leer. Gemeint sind vielmehr nicht durch Instruktion, sondern in der ungesteuerten Kommunikation erworbene Sprachkenntnissysteme, die relativ stabil sind, und die es den Individuen erlauben, ihre sprachliche Umgebung zu strukturieren und sich selbst in ihr zu verorten. Mit anderen Worten: es geht um relativ stabile Strukturen des *Sprachbewusstseins*. Nun ist allerdings mit der Verwendung des Begriffs des Sprachbewusstseins – und damit des Bewusstseinsbegriffs generell – ein durchaus kritischer Bereich erreicht. Warum dieser Bereich kritisch ist, führt der folgende, fiktive Dialog vor Augen – also ein Dialog, der zwar so nicht geführt worden ist, aber der doch so hätte geführt werden können.

Philo. Ich sehe es mit uneingeschränkten Vergnügen, dass die Linguistik zunehmend den sicheren Gang einer Wissenschaft geht. Und ich sehe es mit äußersten Missvergnügen, dass sie sich anschicken, ihr diesen Weg wieder zu verlegen.

Letter. Wie kommen Sie darauf? Ich teile ihre Einschätzung vollkommen. Und ich weiß nicht, wieso ich der Linguistik den sicheren wissenschaftlichen Weg verlegen sollte – wobei ich mich hier über den Grad der Sicherheit, den dieser Weg verleiht, nicht weiter auslassen will.

Philo. Wenn Sie mir im Prinzip zustimmen, verstehe ich nicht, warum Sie der Linguistik unbedingt einen Bärenienst erweisen wollen.

Letter. Ich vermag nicht zu sehen, inwieweit ich der Linguistik einen Bärenienst erweise.

Philo. Das tun Sie sehr wohl, und zwar dadurch, dass Sie in die Linguistik den Begriff des Sprachbewusstseins und damit den Bewusstseinsbegriff einführen.

Letter. Ich vermag Ihnen nicht zu folgen. Es sollte doch unstrittig sein, dass es ein vom impliziten, ihnen nicht bewussten sprachlichen Wissen der Individuen – etwa von ihrem grammatischen Wissen – verschiedenes, bewusstes sprachliches Wissen gibt. Beispielsweise ist die Sprachidentifikationskenntnis der Sprecher/Hörer ein Wissen von dieser Art.

Philo. Das ändert nichts daran, dass der Bewusstseinsbegriff einer der zwar am häufigsten benutzten, aber zugleich auch einer der am schlechtesten explizierten Begriffe ist. Niemand weiss genau, was das ist: Bewusstsein. *Es gibt keine seriöse, stichhaltige und aussagekräftige Theorie des Bewusstseins.* Was es gibt, sind zahllose Probleme, die sich dem Aufbau einer solchen Theorie entgegenstellen – Probleme, zu denen die Forschung einstweilen noch keinen Zugang hat. Diese Probleme importieren Sie mit ihrem Begriff des Sprachbewusstseins in die Linguistik. Und die Linguistik ist mit Sicherheit nicht die Disziplin, in der die mit dem Bewusstseinsbegriff verbundenen Probleme gelöst oder auch nur ausgelotet werden können. Sie belasten die Linguistik mit Problemen, die außerhalb der Reichweite dieser Disziplin liegen.

Letter. Darauf kann ich nur erwidern, dass an der Existenz eines Sprachbewusstseins der Individuen kein ernsthafter Zweifel möglich ist, und dass es zu den Aufgaben der Linguistik gehört, dieses Sprachbewusstsein der Individuen zu erklären und zu beschreiben. Es mag sein, dass die Disziplin sich damit schwerwiegenden, primär disziplinextern auftretenden Problemen aussetzt – aber das entbindet sie nicht von den genannten Erklärungsaufgaben und Beschreibungspflichten. Wissenschaft zu betreiben, kann nicht heißen, es sich bequem zu machen – Wissenschaft zu betreiben, heißt immer auch, Risiken zu laufen. Aber die Vernunft gebietet auch, diese – unvermeidlichen – Risiken kontrolliert zu laufen, und insofern habe ich sicher Anlass, Ihre Hinweise zu respektieren. Dass es gibt keine seriöse, stichhaltige und aussagekräftige Theorie des Bewusstseins gibt ist mir durchaus klar, und ich räume auch ein, dass man im Zuge der Verwendung des Bewusstseinsbegriffs in ein Problemfeld gerät, das der linguistischen Kontrolle weitgehendst entzogen ist. Möglicherweise läuft man dadurch ein Risiko, das zu hoch ist. Ich werde deshalb in Zukunft auf die Verwendung des Bewusstseinsbegriffs verzichten, und nicht mehr zwischen dem bewussten und dem unbewussten sprachlichen Wissen der Individuen, sondern nurmehr zwischen ihren expliziten und ihren impliziten sprachlichen Wissen unterscheiden. Explizites sprachliches Wissen ist ein Wissen, von dem die Individuen wissen, dass sie es besitzen, und dass sie auf irgendeine Art begründen können. *Explizites Wissen ist ein begründbares und vermöge dieser seiner Begründbarkeit gewusstes Wissen.* Wenn ich vom Sprachbewusstsein der Individuen gesprochen habe, habe ich auf eine Wissensstruktur bezogen,

die genau in den beiden genannten Hinsichten von der Struktur des impliziten Wissens verschieden ist. Insofern kann man den genannten Begriff des expliziten sprachlichen Wissens als eine erste, provisorische Explikation des Begriffs des Sprachbewusstseins betrachten, die den Vorteil hat, dass man sich durch sie der allgemeinen mit dem Bewusstseinsbegriff verbundenen Probleme entledigt. Ich werde deshalb dieser Explikation den Vorzug vor der Verwendung des Begriffs des Sprachbewusstseins geben.

Philo. Ich bewundere Ihre Einsicht. Aber ich komme nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, dass sie vermöge dieser Explikation einer Problematik ausgesetzt sind, die kaum weniger schwer zu Buche schlägt als die Bewusstseinsproblematik.

Letter. Ich erwarte Ihre Belehrung.

Philo. Der klassischen, letztlich auf Platon zurückgehenden Auffassung zufolge weiß ein Individuum X eine Aussage p genau dann, wenn p wahr ist, wenn X glaubt, dass p der Fall ist – die durch p ausgedrückte Wahrheit für X also eine gewusste Wahrheit ist –, und wenn X gute Gründe dafür hat zu glauben, dass p; symbolisch – in einer wohl selbstevidenten Notation -: $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$. Ich erlaube mir anzumerken, dass mit diesem klassischen und nahezu durchgängig vertretenen Begriff des expliziten Wissens das eine oder andere Problem verbunden ist.

Letter. Und ich erlaube mir vorab anzumerken, dass der Wissensbegriff durch dieses letztlich platonische Wissenskonzept auf den Begriff des propositionalen Wissens reduziert wird. Aber gerade der, der Hybridsysteme der Sprachkapazität betrachtet, tut gut daran, davon auszugehen, dass es auch Systeme nicht-propositionalen Wissens gibt – etwa das System eines durch Diagramme gegebenen Wissens, oder allgemeiner: das System des depiktionalen Wissens. Es besteht keinerlei Anlass, für diese platonische Reduktion zu optieren.

Philo. Sie sprechen eines der Probleme an, auf die ich hinaus wollte. Aber es gibt noch andere, nicht weniger gewichtige Probleme. Beispielsweise enthält dieses platonische Wissenskonzept den Wahrheitsbegriff, und eine Aussage, die zum Zeitpunkt t wahr ist, kann zu einem Zeitpunkt t' , $t > t'$, nicht falsch sein. Nun ist es jedoch wohlbekannt, dass das Wissen – auch das wissenschaftliche Wissen, das man ja wohl als den Inbegriff des expliziten Wissens betrachten muss – eine veränderliche Größe ist. Wie wollen Sie die Historizität des expliziten Wissens – oder, anders gesagt, seine *Nicht-Monotonie* – mit der in $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$ enthaltenen Bedingung der ewigen Wahrheit in Einklang bringen? Natürlich beinhaltet diese Frage auch den Hinweis darauf, dass die Existenz der Beziehung "Gr_{xp}" nicht die Wahrheit von p garantiert; insofern aber ist die Begründungskomponente aus $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$ im Prinzip eliminierbar. Mit dieser Eliminierung aber ist nicht nur die Verwendung des Wahrheitsprädikates der epistemischen Kontrolle entzogen – insbesondere ist auch ihre provisorische Explikation des Bewusstseinsbegriffs zu Hälfte hinfällig geworden, da diese Explikation die Beziehung "Gr_{xp}" wesentlich mit umfasst. Wie wollen Sie diese Probleme – weitere ließen sich ohne weiteres beibringen –, die der platonischen Wissenskonzeption immanent sind, aus der Welt schaffen?

Letter. Ich will diese Probleme nicht aus der Welt schaffen – ich will diese Probleme vermeiden. Und ich will sie vermeiden, indem ich bei meiner epistemischen Rekonstruktion des Begriffs des Sprachbewusstseins nicht direkt an Platon anschließe, sondern den Wissensbegriff adaptiere, den Leonard Euler etabliert hat. Und die Probleme, die daraus resultieren, dass dieser Wissensbegriff zweifelsfrei platonische Restelemente involviert, will ich dadurch umgehen, indem ich diese Restelemente *maximal liberal* – und das heißt insbesondere: unabhängig vom Begriff des wissenschaftlichen Wissens – interpretiere.

Philo. Ich wünsche Ihnen viel Glück bei der Verfolgung dieser Ihrer Problemvermeidungsstrategie.

3.3 Sprachkollektive (Sprachgemeinschaften, Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachbünde) sind Kollektive (Populationen), deren Elemente über ein gemeinsames Wissen (einen gemeinsamen Glauben) verfügen. Gemeinsames Wissen (gemeinsamer Glauben) in einer Population P liegt dann vor, wenn (1) jedes Individuum der Population P weiß (glaubt), dass A, und wenn (2) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (1) gilt, und wenn (3) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (2), und so weiter.

Es gibt also sehr wohl interpersonelle Glaubens- und Wissensbegriffe, und deren Untersuchung wird man schwerlich der *ethnoscience* zurechnen können; sie ist vielmehr mit eben der Strenge möglich, mit der – beispielsweise – auch Untersuchungen von UG-Parametrisierungen möglich sind.

Soziale Tatsachen werden zu solchen, dass sie in P gemeinsam für wahr gehalten werden

(3-1) A ist eine (mögliche) soziale Sprachtatsache modulo Population P := A \Leftrightarrow GG(P, A)

(3-2) W(X, A) := G(X, A) \wedge A \wedge Gr(X, A)

Personelles Glaubensgesetz: G(X, A \supset B) \supset (G(X, A) \supset G(X, B)), zu dem in Entsprechung das interpersonelle Glaubensgesetz GG(P, A \supset B) \supset (GG(P, A) \supset GG(P, B)) gilt.

Zusammenhang zwischen G-Sätzen und W-Sätzen im Individualbereich:

(3-3) G(X, A) \supset W(X, G(X, A))

Entsprechung im Kollektivbereich:

(3-4) G(X, A) \supset W(X, G(X, A))

Der Kollektivbereich ist jedoch nicht auf den I-Bereich reduzierbar: Zwar gilt im Individualbereich

\neg G(X, A) \supset G(X, \neg G(X, A)) und sogar \neg G(X, A) \supset W(X, \neg G(X, A)),

aber die Entsprechung im Kollektivbereich, also

\neg GG(P, A) \supset GW(P, \neg GG(P, A))

gilt nicht, wie man leicht einsieht, denn

\neg GG(P, A)

gilt bei P = {X, Y} schon dann, wenn \neg G(X, A); daraus aber folgt keineswegs

G(Y, \neg G(X, A))

und damit gilt a fortiori auch nicht GW(P, \neg GG(P, A)). Die Logik der Individualbegriffe ist also nicht gleichzusetzen mit der Logik der Kollektivbegriffe.

Unterscheidung gemeinsamer Glaube und wechselseitiger Glaube: X kennt die Überzeugungen von Y, teilt sie aber nicht – X und Y haben also keine gemeinsame Überzeugungen.

3.5 Letter nimmt bei seiner Problemvermeidungsstrategie Bezug auf einen Wissensbegriff, den Leonhard Euler in seiner Schrift "Briefe an eine deutsche Prinzessin" genauer erörtert hat.¹⁶ Die Ergebnisse seiner Erörterung lassen sich in Form von drei Prinzipien aussprechen, die genauer zu betrachten im hier verhandelten Zusammenhang sehr wohl von Nutzen ist¹⁷:

Eulers erstes Prinzip (EP-1). Die Beweise der ersten Klasse kommen auf das Zeugnis der Sinne an, und ich sage: Diese Sache ist wahr, weil ich sie gesehen habe, oder weil ich durch meine Sinne überzeugt worden bin.

Eulers zweites Prinzip (EP-2). Die Wahrheiten der zweitens Klasse werden durch den Grundsatz bewiesen: Dass eine Sache wahr sei, wenn ich sie durch einen richtigen Schluss oder durch reguläre Syllogismen demonstrieren kann.

¹⁶ Leonard Euler, einer der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit und wohl einer der bedeutendsten Mathematiker überhaupt, schrieb während seiner Tätigkeit als Direktor der mathematischen Klasse der Berliner Akademie, an die ihn Friedrich II. 1741 berufen hatte, in den Jahren 1760 bis 1762 "Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und der Philosophie". Die Abfassung dieser Briefe diente der Fortführung des Unterrichts, den Euler 1759 der ältesten Tochter des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt erteilt hatte, nämlich der Prinzessin Sophie Friederike Charlotte Leopoldine Louise, einer entfernten Cousine des Königs. In diesen Briefen, die unter anderen auch eine noch heute interessante Auseinandersetzung mit dem Cartesianismus und mit der Leibnizschen Monadenlehre enthalten, entwickelt Euler den im folgenden dokumentierten Wissensbegriff. Im Moment am ehesten zugänglich sind die Briefe Eulers wohl in der folgenden Ausgabe: Leonhard Euler, *Briefe an eine deutsche Prinzessin. Philosophische Auswahl*. Aus dem Französischen nach der Übersetzung vom Jahre 1769 herausgegeben von Günter Kröber. Leipzig 1983: Verlag Philipp Reclam jun. (= Universalbibliothek Reclam Nr. 239).

¹⁷ Diese Prinzipien finden sich in der zuvor genannten Ausgabe der Briefe Eulers auf S. 123.

Eulers drittes Prinzip (EP-3). Ich gehe zur dritten Klasse fort, welche die Wahrheiten des Glaubens enthält. Diesen geben wir unseren Beifall, weil sie uns glaubwürdige Personen berichten oder weil wir sagen können: Die Sache ist wahr, denn eine oder mehrere glaubwürdige Personen haben sie uns versichert.

Ersichtlich sind die drei Eulerschen Wissensprinzipien nicht-trivial. Dies macht schon der Tatbestand deutlich, dass (EP-1) – (EP-3) – implizit oder explizit – den Wahrheitsbegriff, den Begriff der Begründung, den Begriff der Entscheidbarkeit der Wahrheit, den Beweisbarkeitsbegriff, den Begriff der sinnlichen Gewissheit und den Folgerungsbegriff beinhalten. Die – sehr wohl vorhandenen – speziellen philosophischen Probleme, die mit der Inkorporation dieser Begriffe in (EP-1) – (EP-3) verbunden sind, können an dieser Stelle jedoch ohne weiteres vernachlässigt werden. *In summa* kann man wohl feststellen, dass (EP-1) – (EP-3) im Kern die klassische platonische Konzeption beinhalten, derzufolge ein Individuum X eine Aussage p weiß, wenn p wahr ist, wenn X glaubt, dass p der Fall ist, und wenn X für diesen seinen Glauben, dass p, gute Gründe geltend machen kann. Darüber hinaus wird man jedoch auch feststellen dürfen, dass Euler mit der Angabe von (EP-1) – (EP) zugleich auch – und das vor allem ist es, was diesen Prinzipien im gegenwärtigen Zusammenhang interessant macht – drei *Wissensarten* voneinander unterscheidet.

(EP-1) gilt den Tatbeständen dessen, was man üblicherweise als das Erfahrungswissen der Individuen bezeichnet; mit (EP-2) wird auf die Tatbestände des inferentiell – genauer: deduktiv – erzeugten Wissens Bezug genommen. Beide Begriffe – der Begriff des Erfahrungswissens und der Begriff des inferentiell erzeugten Wissens – sind zweifellos hochgradig komplexe Begriffe, aber an dieser Stelle ist eine genauere Analyse dieser begrifflichen Komplexität sicher nicht erforderlich, denn diese Begriffe – für die im übrigen überzeugende und auch technisch sehr anspruchsvolle Explikationen zur Verfügung stehen – sind unerachtet ihrer Komplexität auch sozusagen präanalytisch hinlänglich transparent, um in den folgenden Betrachtungen auf unproblematische Art verwendet werden zu können. Das gilt sicher nicht in gleicher Weise für (EP-3). Mit diesem Prinzip wird sicher auch auf das durch Instruktion erzeugte Wissen Bezug genommen, ebenso sehr aber auch auf das tradierte und in der Tradition kodifizierte Wissen. Nun beruhen epistemische Instruktionen und epistemische Traditionen jedoch – wie man trivialerweise feststellen kann – auf Kommunikation, und entsprechend kann man verallgemeinernd wohl sagen, dass (EP-3) das kommunikativ erzeugte Wissen auszeichnet. Ein solches Wissen ist beispielsweise für die historischen Wissenschaften charakteristisch, aber es ist nicht nur für wissenschaftliches Wissen charakteristisch – man wird wohl sagen dürfen, dass der größte Teil des alltäglichen Wissens der Individuen ein Wissen ist, das der Wissensart zugerechnet werden muss, die durch (EP-3) festgelegt ist. Dabei ist auffällig, dass die Art des (EP-3)-Wissens – im Gegensatz zu den Arten des durch die anderen Prinzipien gegebenen (EP-1)-Wissens und (EP-2)-Wissens – in zentraler Hinsicht eine *autoritative Komponente* enthält. Das (EP-3)-Wissen ist eine Funktion der kommunikativen Praxis glaubwürdiger Personen. Aber unter welchen Bedingungen ist eine Person epistemisch glaubwürdig, und wie können aus dieser ihrer epistemischen Zuverlässigkeit epistemische Konsequenzen gezogen werden?

Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, ist es wohl entscheidend, den Tatbestand einzusehen, dass (EP-3) im Kern auf der Möglichkeit beruht, von Personen auf Propositionen zu schließen. (EP-3) lizenziert also ein Schlusschema wie "X behauptet, dass p. Also ist p der Fall." Aber es liegt auf der Hand, dass (EP-3) unhaltbar ist, sofern das von diesem Prinzip lizenzierte Schlusschema in der angegebenen Form ausgesprochen wird, denn aus der bloßen Behauptung einer Aussage folgt nie und nimmer ihre Geltung. (EP-3) ist also nur dann haltbar, wenn das von diesem Prinzip lizenzierte Schlusschema so spezifiziert werden kann, dass seine Gültigkeit transparent wird. Dies ist – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – sehr wohl möglich, und zwar dann, wenn man den Begriff der epistemischen Zuverlässigkeit der Person X in die Formulierung des Schlusschemas mit aufnimmt, und das Schema dann wie folgt rekonstruiert: "X ist für den Bereich B eine zuverlässige epistemische Autorität. p bezieht auf B. X behauptet, dass p. Also p." Natürlich wirft diese verbesserte Version des Schemas noch immer die Frage auf, unter welchen Bedingungen eine Person X als eine zuverlässige epistemische Autorität anerkannt werden soll. Die Antwort auf diese Frage fällt – vielleicht wiederum entgegen dem ersten Anschein – sehr leicht; sie lautet: X ist eine zuverlässige epistemische Autorität für den Bereich B, wenn die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, wahr ist. Relativ zu dieser Antwort – die offenkundig noch weiteren

naheliegenden, an dieser Stelle aber nicht erforderlichen Präzisierungen zugänglich ist – lässt sich dann (EP-3) wie folgt ergänzen:

Ergänzung (E-A) von (EP-3). Die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, ist wahr. p bezieht sich auf B, und X behauptet, dass p. Also ist p der Fall.

Die Ergänzung (E-A) beinhaltet einen gültigen statistischen Syllogismus; sie zeigt insofern, dass das, was für (EP-3) essentiell ist, im Prinzip durchaus möglich ist – nämlich der Schluss von Personen auf Propositionen. Es liegt auf der Hand, dass mit der Ergänzung (E-A), die so etwas wie das Prinzip des *argumentum ad personam* zum Ausdruck bringt, auch die nachfolgend mitgeteilte Ergänzung (E-B) von (EP-3) gilt. Wenn man davon ausgeht, dass die Person X für den Bereich B eine zuverlässige Anti-Autorität ist, erhält man das Prinzip des *argumentum contra personam*, dass sich wie folgt aussprechen lässt:

Ergänzung (E-B) von (EP-3). Die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, ist falsch. p bezieht sich auf B, und X behauptet, dass p. Also ist es nicht der Fall, dass p gilt.

Sicher ist das (EP-1)-Wissen der Individuen, ihr (EP-2)-Wissen und ihr (EP-3)-Wissen mit den voranstehenden Bemerkungen nur unzureichend charakterisiert. Und zweifellos hier ist noch weitere einschlägige Charakterisierungsarbeit zu leisten. Bevor sie ins Werk zu gesetzt wird, ist es jedoch sinnvoll, zunächst einmal eine Antwort auf die Frage geben, inwieweit die Unterscheidung zwischen den drei Wissensarten es ermöglicht, genauere Einsicht in das zu bekommen, was zuvor also das explizite sprachliche Wissen, als die im Sprecher/Hörer-Bewusstsein gegebene Sprachkenntnis bezeichnet wurde. Denn diese Frage war ja der Ausgangspunkt der Betrachtungen: die Frage, über welche Systeme expliziten sprachlichen Wissens die Sprecher/Hörer verfügen es, welchen Genesebedingungen diese Systeme unterliegen, und wie weit sie epistemisch reichen. Was also ist mit der Unterscheidung der Eulerschen Wissensarten für die Beantwortung dieser Frage gewonnen? Die folgenden Abschnitte beinhalten den Versuch, einer Klärung dieser Angelegenheit zumindest näher zu kommen.

Das (EP-1)-Wissen der Individuen ist ihr Erfahrungswissen. Was also macht das sprachliche Erfahrungswissen der Sprecher/Hörer aus? Auf diese Frage ist – um mögliche Missverständnisse noch einmal auszuschließen – zunächst einmal eine negative Antwort zu geben: die grammatische L-Kenntnis der Sprecher/Hörer ist nicht Teil ihrer sprachlichen E-Kenntnis – die grammatischen Erfahrungen, die die Sprecher/Hörer machen, werden von der UG auf der Basis der UG-Prinzipien, die hier als Bedingungen der Möglichkeit eben dieser Erfahrungen fungieren, ausgewertet und lösen die Parametrisierung der UG aus. Ihre UG-Kenntnis aber ist den Sprecher/Hörern nicht transparent; sie ist Teil ihrer I-Kenntnisse, nicht aber ihrer E-Kenntnisse. Welche Kenntnissysteme aber gibt es, die als Kandidaten für eine Integration in das System ihrer sprachlichen E-Kenntnisse in Betracht kommen? Oder anders – und nur vordergründig leichter – gefragt: welches sind die sprachlichen Erfahrungen, die die Sprecher/Hörer bewusst machen?

4 Sprachqualifikationen

4.1 Sicher erfahren die Sprecher/Hörer sich selbst als sprechende, als sprachbeherrschende Individuen. Aber diese Erfahrung machen sie primär im Modus der Kommunikation: indem sie sich selbst als Sprecher/Hörer erfahren, machen sie somit zugleich auch die Erfahrung des Anderen – des Anderen als Sprecher/Hörer. Sie machen damit – auch – die Erfahrung der Gleichheit der Grammatizität und damit die Erfahrung der Reproduzierbarkeit und Kollektivierbarkeit der Grammatizität. Aber sie machen nicht nur diese Gleichheitserfahrung; sie machen auch die Erfahrung der Existenz eines Raumes sprachlicher Gegebenheiten, die diesseits oder jenseits der ihnen möglichen, auf ihrer I-Kenntnis beruhenden Grammatizitätsurteile liegen. Sie machen damit die Erfahrung dessen, was ihnen grammatisch – mehr oder weniger – fremd ist, und mit dieser Fremdheitserfahrung machen sie zugleich *die Erfahrung der Existenz sprachlicher Mannigfaltigkeiten*. Das (EP-1)-Wissen der Sprecher/Hörer – also ihre E-Kenntnis, ihr explizites sprachlichen Wissen – ist – in einem noch näher

zu spezifizierenden Sinn – wesentlich und sogar primär die Kenntnis der Existenz sprachlicher Mannigfaltigkeiten. Ihr (EP-1)-Wissen beruht auf Mannigfaltigkeitserfahrungen.

Diese Mannigfaltigkeitserfahrungen werden unvermeidlich, wenn die Sprecher/Hörer in ihrer kommunikativen Praxis mit sprachlichen Tatbeständen konfrontiert werden, die ihrem Vermögen, sie unter Grammatizitätsgesichtspunkten beurteilen zu können, mehr oder weniger systematisch entzogen sind. Die erste derartige Mannigfaltigkeitserfahrung, die die Individuen machen, dürfte die Erfahrung der *stilistischen Mannigfaltigkeit* sein. Sie erfahren, dass unterschiedliche Individuen ein grammatisches Potential, das ihnen *gemeinsam* zu Gebote steht, im Modus des Sprachgebrauchs auf *unterschiedliche* Art nutzen, und sie erfahren, dass die unterschiedlichen Arten der Nutzung dieses Potentials in der Sprachgemeinschaft C auf unterschiedliche Art *bewertet* – also qualifiziert werden. Die erste Mannigfaltigkeitserfahrung, der die Individuen ausgesetzt sind, ist also nicht primär eine Spracherfahrung, sondern eine Sprachgebrauchserfahrung – sie erfahren die stilistische Diversität des Sprachgebrauchs.

Es dürfte angebracht sein, knapp zu umreißen, aus welchen Komponenten sich diese Diversitätserfahrung zusammensetzt. Es ist Teil der grammatischen Kompetenz der Individuen – und damit auch ihrer denotativen Kompetenz – zu wissen, dass ein und derselbe Sachverhalt – eine Proposition p – auf unterschiedliche Art zum Ausdruck gebracht werden kann. Wenn – um ein traditionsreiches Beispiel zu bemühen – etwa der Sachverhalt, dass es Gott war, der am Anfang der Schöpfung den Himmel und die Erde erschaffen hat, zum Ausdruck gebracht werden soll, so ist dies unter anderem dadurch möglich, dass einer der drei nachfolgend angeführten Sätze geäußert wird:

- (24) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde
- (25) Gott erschuf den Himmel und die Erde am Anfang
- (26) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde

Die Frage, ob die Sätze in (24) – (26) dasselbe bedeuten – ob sie dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen –, können die Individuen unzweideutig beantworten, ohne dass ihnen die syntaktischen und semantischen Kenntnisse, die ihnen diese unzweideutige – und zwar eindeutig positive – Antwort ermöglichen, selbst transparent wären – die Antwort beruht also auf ihrer sprachlichen I-Kennntnis. Aber der Tatbestand, *dass* die Sätze in Nr 1(1) – Nr 1(3) dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen, ist den Individuen sehr wohl transparent – er ist Teil ihrer E-Kennntnis der von ihnen gesprochenen Sprache und ist insofern ihrem Sprachbewusstsein zuzurechnen. Er beruht auf reproduzierbaren sprachlichen Erfahrungen; die Kenntnis des Tatbestandes, dass die Sätze in (24) – (26) dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen, ist insofern Element ihres sprachlichen (EP-1)-Wissens. Bei dieser Feststellung wird allerdings vorausgesetzt, dass die Anwendung des ersten Eulerschen Prinzips – wie es hier und auch im folgenden durchgängig geschieht – vernünftigerweise auf das Äußerste liberal gehandhabt wird. – Um den angesprochenen Tatbestand kurz zu systematisieren: Sätze, die dieselbe Proposition p auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, mögen als Sätze begriffen werden, die ein und derselben Expressionsklasse **E** angehören; die Elemente dieser Expressionsklasse mögen entsprechend als *Expressionen* bezeichnet werden. Der Expressionsbegriff und der Satzbegriff sind dabei – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – sehr wohl voneinander verschieden. Der Satzbegriff denotiert eine Menge von Entitäten, nämlich von Sätzen, und sonst gar nichts; Expressionen dagegen sind Sätze, die – da sie einer bestimmten Expressionsklasse angehören – *in einer bestimmten Relation zu anderen Sätzen stehen*. Relativ zu diesen terminologisch-begrifflichen Festlegungen kann man sagen, dass am Anfang der stilistischen Spracherfahrungen der Individuen *ihre Erfahrung der expressiven Varianz und der propositionalen Konstanz steht*. Es ist dies – verallgemeinernd gesagt – *ihre Erfahrung der expressiven Kapazität – oder der Expressivität – einer Sprache*, und diese ihre Expressivitätserfahrung überschreitet den Raum dessen, das auf bloßen Grammatizitätsurteilen beruht. Unter Wohlgeformtheitsgesichtspunkten sind die Sätze in Nr.1(1) – Nr.1(3) schnell abgetan – hier ist eben festzustellen, dass sie grammatisch in L – also im gegenwärtigen Deutsch – sind. Insofern aber – sofern nur und ausschließlich die Wohlgeformtheit zur Entscheidung ansteht – unterscheiden sich die Sätze in Nr. 1(1) – Nr.1(3) in nichts von den nachfolgend in Liste Nr.2 mitgeteilten Sätzen, denn auch diese Sätze sind wohlgeformt im gegenwärtigen Deutsch:

- (27) Vechta liegt zwischen Osnabrück und Bremen

(28) Vechta liegt zwischen Bremen und Osnabrück

Unter Wohlgeformtheitsgesichtspunkten sind die Sätze der angeführten Satzmengen also als gleich zu beurteilen. Unter Expressivitätsgesichtspunkten aber sind diese Sätze sehr wohl voneinander unterscheidbar, denn die Sätze in (24) – (26) gehören einer Expressionsklasse an, der die Sätze in (27) – (28) nicht angehören, und umgekehrt. Der Raum der Expressivität involviert insofern den Raum der Grammatizität, überschreitet ihn jedoch zugleich – die Erfahrung der Expressivität ist somit nicht auf die Erfahrung der Grammatizität zu reduzieren. Wenn von Expressionen die Rede ist, ist also von mehr als nur von Sätzen die Rede – und insbesondere ist – und das ist hier entscheidend – von Tatbeständen die Rede, die, da sie im – liberal verstandenen – sprachlichen (EP-1)-Wissen der Sprecher/Hörer verankert sind, dem Sprachbewusstsein der Individuen zugänglich und für dieses Bewusstsein transparent sind.

Es dürfte unmittelbar einsichtig sein, dass die stilistische Kenntnis der Sprecher/Hörer sich nicht in ihren Expressionskenntnissen erschöpft. Man betrachte hierzu die Liste der Sätze in (29) – (30) – sie ist in gewisser Hinsicht eine Verlängerung der Liste der in (24) – (26) angegebenen Sätze:

(29) Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes

(30) Die Erschaffung des Himmels und der Erde erfolgte von Seiten Gottes anfänglich

Es ist klar, dass die Sätze in (29) – (30) eben der Expressionsklasse zuzurechnen ist, der auch die Sätze in (24) – (26) zuzurechnen sind. Ebenso klar ist jedoch auch, dass jeder kompetente Sprecher/Hörer des gegenwärtigen Deutsch jeden der Sätze in (24) – (26) als stilistisch besser (adäquater, ..., angemessener) als die Sätze in (29) – (30) beurteilen wird – und das heißt: zur stilistischen Kenntnis der Sprache gehört nicht nur die Kenntnis der in einer Sprache möglichen Expressionsklassen, sondern auch die Kenntnis einer qualifikatorischen Präferenzrelation $<$ – der Relation "ist (stilistisch) besser als", durch die die Elemente einer Expressionsklasse in spezifischer Art *geordnet* werden. Welche Eigenschaften die Relation $<$ hat und wie das mit ihr verbundene Ordnungswissen ist, kann hier vorerst offen bleiben; insbesondere kann die Erörterung der naheliegenden Frage zurückgestellt werden, ob dieses Ordnungswissen Teil der sprachlichen I-Kenntnisse der Sprecher/Hörer oder Bestandteil ihrer sprachlichen E-Kenntnisse ist (oder ob es, was ja auch der Fall sein kann, in bestimmten Teilen zu I-Kenntnis und in bestimmten anderen Teilen zur E-Kenntnis zu rechnen ist) – diese Problematik wird im folgenden noch ausführlich behandelt. An dieser Stelle reicht es vorerst aus festzuhalten, dass die stilistische Kenntnis der Individuen nicht nur die Kenntnis von Expressionsklassen, sondern auch die Kenntnis einer diese Klasse strukturierenden Ordnungsrelation ist – kurz: diese ihre stilistische Kenntnis ist wesentlich die Kenntnis von Paaren $(E, <)$. Und nicht nur das: Expressionen werden in der Sprachgemeinschaft C oftmals *explizit bewertet beziehungsweise qualifiziert*, und diese ihre Bewertung oder Qualifikation wird oftmals zur *Begründung* der durch $<$ induzierten Ordnung herangezogen. Um diesen vielleicht trivial anmutenden, *de facto* jedoch geradezu abgründigen Tatbestand kurz zu illustrieren: man betrachte nochmals den Satz in (6), also den Satz "Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes". Qualifikationen, die dieser Satz in C erfährt, könnten etwa wie folgt lauten: "ungelenk", "umständlich", "bürokratisch" und so weiter. Qualifikationen anderen Typs, die sicher nicht auf den Satz in (6) bezogen werden können, könnten etwa lauten: "bündig", "exakt", "elegant", "pointiert", "vage" – und so weiter. Der Tatbestand, dass solche Qualifikationen möglich und in der Tat auch Teil der in C ausgeübten Praxis sind, zeigt zunächst einmal, dass die Individuen nicht nur im Besitz der Kenntnis von Expressionsklassen sind. Sie sind auch im Besitz der Kenntnis dessen, was man die Kenntnis der *stilistischen Register*, die die Sprecher/Hörer zu ziehen vermögen, nennen könnte – also im Besitz der Kenntnis der Modalitäten des Sprachgebrauchs, die in C einer expliziten Charakterisierung und damit einer expliziten Qualifikation zugänglich sind und ihr oftmals auch unterliegen. Zusammenfassend gesagt: die Individuen sind im Besitz der Kenntnis der Register R_1, \dots, R_n des Sprachgebrauchs – sie verfügen, abkürzend gesagt, über sprachliches R-Wissen. Es ist klar, dass relativ zu diesem ihren R-Wissen wiederum Satzklassen in L ausgezeichnet werden können und ausgezeichnet werden: etwa die Menge der bündigen Sätze, die Menge der umständlichen Sätze, ..., die Menge der vagen Sätze, die Menge der präzisen Sätze – und so weiter. Es steht außer Frage, dass in der Sprachgemeinschaft C auch hinsichtlich der Elemente dieser Mengen stilistische Präferenzen bestehen – derart etwa, dass präzise Sätze gegenüber vagen Sätzen ausgezeichnet sind, dass elegante Sätze gegenüber

umständlichen Sätzen ausgezeichnet sind – und so weiter. Zusammenfassend gesagt: auch bezüglich der Register des Sprachgebrauchs ist in C eine Präferenzrelation etabliert – ein Teil des in der Sprachgemeinschaft C verfügbaren stilistischen Wissens ist durch die Menge $\mathbf{R} = \{R_1, \dots, R_n; >\}$ – oder kurz: durch die Menge $\{\mathbf{R}, >\}$ – gegeben. Es soll hier vorerst offen bleiben, ob alle Sprecher/Hörer aus C im gleichen Umfang Zugang zu dieser Menge haben – festzuhalten ist hier vorerst nur, dass die Sprecher/Hörer, wie schon zuvor festgestellt, dieses ihr R-Wissen, das unzweideutig *nicht* Bestandteil ihrer Expressionskenntnis ist, häufig dazu verwenden, um die *innerhalb einer Expressionsklasse* hergestellte Präferenzordnung zu begründen. Steht "p \supset_X p" für "Sprecher/Hörer X leitet auf Grund seiner E-Kenntnis Aussage q aus der Aussage p ab", dann kann exemplarisch knapp verdeutlichen, worum es bei dieser Begründungsproblematik geht – es geht nämlich darum zu klären, wie weit Schlüsse wie etwa ($s_i \in R_i \ \& \ s_j \in R_j \ \& \ R_i < R_j$) $\supset_X (s_i < s_j)$ reichen, und wie tragfähig solche Schlüsse sind. Denn mit solchen Schlüssen wird von der Zugehörigkeit von irgendzwei Sätzen zu bestimmten, voneinander verschiedenen Registern auf eine zwischen diesen Sätzen bestehende Relation geschlossen. Hinsichtlich dieses Schlusses ist natürlich die Frage kritisch, ob die durch die beiden Relationen $<$ und $<$ gegebenen Ordnungen miteinander koinzidieren – und das heißt im hier betrachteten Zusammenhang natürlich, dass zu fragen, ob die implizite (stilistische) Sprachkenntnis der Individuen und ihre explizite (stilistische) Sprachkenntnis zwar nicht kointensional, aber koextensional miteinander sind. Falls diese Frage negativ zu beantworten ist, stellt sich natürlich die Frage, wie die stilistische I-Kenntnis und die stilistische E-Kenntnis der Sprecher/Hörer in ihrer kommunikativen Praxis miteinander interagieren – eine Frage, die natürlich mühelos verallgemeinert werden kann. Es ist hier nicht der Ort für den Versuch, diese Frage systematisch zu beantworten. Herauszustellen ist hier nur, dass der schlichte Tatbestand, dass es möglich ist diese Frage sinnvoll zu stellen, dass zwischen den I-Kenntnissen der Individuen und ihren E-Kenntnissen – obschon diese Kenntnissysteme disjunkt miteinander sind – sehr wohl Koinzidenzen bestehen können – aber natürlich auch Diskrepanzen. Beide, die Koinzidenzen wie auch die Diskrepanzen, sind es sehr wohl wert, linguistisch genauer analysiert zu werden.

5 Komplementärelemente der Sprachstruktur

Der sprachtheoretische Individualismus und der sprachtheoretische Kollektivismus verhalten sich komplementär zueinander. Insofern steht man als Linguist vor einem Dilemma: optiert man für den Individualismus, entscheidet man sich gegen die linguistische Tradition und suspendiert sich damit von allen Problemen, die sich aus der Sozialität der Sprache ergeben. Optiert man für den Kollektivismus, suspendiert man sich von der Möglichkeit, die Wege gehen zu können, die man ihm Rahmen der grammatischen Forschung gehen kann und gehen muss. Die Betrachtungen im folgenden sind der Versuch, dieses die Integrität und die Einheit der Linguistik bedrohende Dilemma aus der Welt zu schaffen. Um diesen Versuch mit Aussicht auf Erfolg ins Werk setzen zu können, ist es angebracht, noch einmal kurz die Konzeptionen zu rekapitulieren, die sich hier antithetisch gegenüber stehen.

These

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch vollkommen uninteressante Frage. Was linguistisch von Interesse ist, ist die Frage, was eine Grammatik und insbesondere eine *Universalgrammatik* (UG) ist. Auf diese Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine UG vom Chomsky-Typ ist eine Funktion F, die jedem Element einer Satzmasse \mathbf{M} mindestens eine Strukturbeschreibung zuordnet. Oder, anders aber auf äquivalente Art gesagt: die Funktion F – die Chomsky-Funktion – zerlegt \mathbf{M} erschöpfend in Teilmengen, und zwar in Teilmengen von Sätzen, die strukturgleich miteinander sind. Entsprechendes gilt, wenn man eine UG vom Montague-Typ betrachtet: dann ist die UG eine Funktion F', die \mathbf{M} erschöpfend in die Teilmengen der Sätze zerlegt, die intensional gleich strukturiert sind. Diese beiden UG-Versionen schließen einander nicht wechselseitig aus; sie lassen sich sehr integrieren. Diese Integration wird erst dann unmöglich, wenn man – wie Chomsky es tut – die Möglichkeit einer realistischen Interpretation der Montague-Semantik bestreitet. Aber niemand ist gezwungen, diese Interpretationsmöglichkeit zu bestreiten, und wer sie nicht bestreitet, kann auf unproblematische Art

mit den *beiden* Funktionen F und F' arbeiten. Er kann unter UG-Prämissen syntaktische *und* semantische Forschung betreiben.

Korollar

Relativ zu dem zuvor umrissenen grammatiktheoretischen Individualismus könnte man versucht sein zu sagen, dass es sich bei der Satzmasse **M** – um einen traditionellen linguistischen Begriff zu benutzen – einen Ideolekt einer A-Sprache L vom Typ N und damit um einen Ideolekt einer S-Sprache handelt, und L entsprechend als eine Menge von Ideolekten – eine Menge von Satzmassen – begreifen. Ein solches Verständnis von L ist sicher nicht falsch – aber mit ihm ist auch nicht sonderlich viel gewonnen. Warum nicht, liegt auf der Hand: denn die UG erlaubt es natürlich, *beliebige* Mengen von Satzmassen – von Ideolekten – zu bilden. Anders gesagt: die UG enthält *keine* Informationen darüber, unter welchen Bedingungen Ideolekte sinnvollerweise zu einer A-Sprache L vom Typ N und damit zu einer S-Sprache *gruppiert* werden können. Und wegen dieses Mangels an UG-gegebenen Gruppierungswissen ist die Auffassung, dass L eine Menge von Ideolekten ist, ebenso richtig wie nichtssagend.

Antithese

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch geradezu zentrale Frage. Und auf diese zentrale Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine solche Sprache ist eine soziale Praxis, die von einem Interesse an Kommunikation bestimmt ist, das die Individuen wechselseitig haben, und das Ausüben einer solchen Praxis ist ein Teil der Naturgeschichte des Menschen. Diese Praxis, die eine intellektuelle Komponente und eine praktische Komponente hat – es handelt sich bei ihr also um eine Praxis im Denken und im Handeln – ist eine rationale Praxis. Und diese rationale Praxis ist wesentlich eine sprachliche Praxis, die wesentlich in der Produktion von Äußerungen, im situationsadäquaten Vollzug von Sprechakten besteht, wobei die Individuen voraussetzen, dass sie einander in den Grundzügen entsprechen. Ihre sprachliche Kommunikationspraxis hat Wurzeln in der Vergangenheit, vollzieht sich in der Gegenwart und reicht in ihre Zukunft hinein.

Korollar

Es versteht sich von selbst, dass die sprachliche Kommunikationspraxis eine *kollektivierte* – und folglich auch *kollektivierbare* – Praxis ist; sie vollzieht sich jenseits des grammatischen Individualismus, auf den die These abzielt. Möglicherweise kann man auch sagen, dass die These eine eher theoretische Orientierung der Linguistik, die Antithese dagegen eine sozusagen „lebensnähere“ und insofern auch empirischere Orientierung der Linguistik erfordert. Jedenfalls lassen sich These und Antithese nicht ohne weiteres auf einen Nenner bringen.

Synthese

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Eine solche Sprache ist eine auf der Basis von UG-determiniert gegebenen Satzmassen ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Die Elemente dieser Handlungspraxis und die Satzmassen sind durch ein System von *Sprachqualifikationen* strukturiert, in denen das *explizite sprachliche Wissen* und damit *Elemente ihres Sprachbewusstseins* zum Ausdruck kommen. Sprachbewusstsein ist also explizites sprachliches Wissen, und dieses Wissen ist ein explizites sprachliches Wissen, weil und insofern die Individuen dieses ihr Wissen (mehr oder weniger gut) *begründen* können. In der Begründbarkeit dieses Wissens manifestiert sich der Umstand, dass dieses Wissen ein bewusstes Wissen ist. In dieser seiner Begründbarkeit manifestiert sich auch, dass die Individuen *bewusst* sprachliche Erfahrungen machen, und diese Erfahrungen *bewusst* auswerten. Sprachqualifikationen sind Kodifikate der Spracherfahrung.

Fundierung und Exemplifizierung

[1] Sprachqualifikationen kommen in Feststellungen wie etwa „Das ist Frankfurterisch, und das Frankfurterische ist dem Bayerischen viel ähnlicher als dem Hamburgischen“, „Das ist Deutsch“, „das ist ein deutscher Satz“, „in diesem Text stünde an der Stelle, an der der Satz s steht, besser der Satz s‘, der nicht so geschwollen klingt“, und so weiter, zum Ausdruck.¹⁸ Es liegt auf der Hand, dass solche Feststellungen nicht aus der UG abgeleitet werden können: der Begriff „Deutsch“ ist nicht Element der UG, ebensowenig wie der Begriff „geschwollener Satz“ – vor der UG sind alle Sätze gleich.

[2] Sprachqualifikationen sind Ausdruck eines Wissens, das gemeinsames und in vielen Fällen sogar mutuelles Wissen bestimmter Gruppen von Individuen ist. Im Rekurs auf dieses Wissen ist dieses Wissen begründbar, und ihm Rekurs auf dieses Wissen wird es begründet. Weil und insofern wie es begründbar und begründet ist, ist dieses Wissen explizites Wissen und somit Teil des Sprachbewusstseins. Man kann sagen, dass dieses gemeinsame und in vielen Fällen auch mutuelle Wissen einen *Wissensspeicher* darstellt, der den Individuen, die über bestimmte sprachqualifikatorische Kenntnisse verfügen, gemeinsam ist. Anders gesagt: die *expliziten* Sprachkenntnisse sind *kollektivierbare* und *kollektivierte* Kenntnissysteme. Dies gilt unerachtet des Umstandes, das unterschiedliche Individuen in unterschiedlichen Umfängen Zugang zu dem Wissensspeicher haben können und haben: die Möglichkeit und der Tatbestand der individuellen Varianz der expliziten Sprachkenntnisse (ESK) ändern nichts an der Möglichkeit und dem Tatbestand der Kollektivierung der ESK. Schließlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass die ESK mit großer Strenge – auch mit großer mathematischer Strenge – untersucht werden können und, z.B. im Rahmen der epistemischen Logik, auch schon untersucht worden sind.

[3] Die Feststellung, dass die ESK, weil sie begründbar sind, bewusstes Wissen sind, bedarf der abschwächenden Spezifizierung. Denn oftmals weiß ein Individuum zwar noch, das ein bestimmtes ESK-Element Element des gemeinsamen Speichers ist, aber es weiß nicht mehr, warum es Element des Speichers ist – so, wie ein Individuum wissen kann, dass $2 + 2 = 4$ ist, aber die Additionsgesetze längst vergessen hat, und zur Begründung der Feststellung „ $2 + 2 = 4$ “ allenfalls noch sagen kann: „Das habe ich in der Schule gelernt“. Es sind sogar ESK-Elemente denkbar, für die selbst eine derart schwache Begründung nicht mehr beigebracht werden kann. In dem Fall, in dem ein Individuum zwar noch weiß, dass p der Fall ist, aber nicht mehr weiß, *warum* p der Fall ist, soll gelten, dass dieses Individuum ein bestimmtes Wissen *internalisiert* hat. Aber dieses Internalisierung ändert nicht daran, dass auch das internalisierte Wissen begründbar ist – vielleicht nicht von jedem Individuum unter den gleichen Umständen in gleicher Art, *aber doch begründbar vermöge einer kollektiven Anstrengung der Population, der das Individuum*. Als Indikator dafür, dass auch die internalisierten ESK Teil des Sprachbewusstseins sind, muss der Tatbestand begriffen werden, dass ein Individuum – auf welche Weise auch immer – geltend machen kann, dass ein in Rede stehendes Wissensselement Bestandteil des Speichers ist. Im übrigen ist klar, dass die internalisierten ESK etwas vollkommen anderes sind, als die impliziten oder *intrinsic* (grammatischen) Kenntnisse (ISK) der grammatischen Organismen: die ISK sind einer kollektiven Abspeicherung überhaupt nicht zugänglich; sie können mithin auch nicht Bestandteil des Speichers sein, indem die internalisierten ESK abgelagert sind.

[4] Natürlich sind nicht nur Qualifikationen wie „Dies ist Samoanisch“ möglich, sondern auch Qualifikationen wie „Dies ist kein Frankfurter Geddbabbele“. Generell gesagt: es gibt *positive* Sprachqualifikationen, und es gibt *negative* Sprachqualifikationen. Dies gilt auch in Ansehung der *Selbstqualifikationen*, denen ein Individuum sich unterziehen kann („Ich kann nicht Frankfurterisch babbeln“, „Ich spreche nun einmal Berlinerisch“). Obwohl diese Selbstqualifikationen *individuen-spezifisch* sind, sind sie doch nicht *individualistisch* in dem Sinne, in dem die Kenntnisse der grammatischen Organismen individualistisch sind. Insbesondere gilt auch, dass diese selbstbezüglichen Sprachqualifikationen vermöge eines Wissens zustandekommen, das durchgängig *kollektives* Wissen ist.

¹⁸ Statt von Sprachqualifikationen kann man natürlich auch vollkommen äquivalent von Sprachbewertungen reden. Aber Bewertung konnotiert für mich „Noten geben“, „Präskriptivität“ – und deshalb ziehe ich die meiner Ansicht nach konnotativ neutralere Redeweise von Sprachqualifikationen vor.

[5] Es dürfte außer Frage stehen, dass die ESK auf spezifische Art mit dem Wissen interagieren, das die Individuen ansonsten noch über die Welt und speziell über den sozialen Raum, in dem sie leben, haben. Insofern sind die ESK ein sozial eingebundenes Wissenssystem.

Korollar 1

Ein Kenntnissystem, das aus zwei im Typ voneinander verschiedenen Kenntnissystemen besteht, die miteinander koexistieren, ist ein *hybrides* System. Die ESK und die ISK sind im Typ voneinander verschieden, und die Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer erschöpfen sich in ihren ISK und ESK: folglich sind die Sprecher/Hörer hybride Systeme. Die Behauptung der Hybridizität des gesamten Kenntnissystems impliziert nicht die Behauptung, dass die ISK und die ESK ihrerseits homogene Kenntnissysteme seien: es besteht sehr wohl Anlass zu der Annahme, dass sowohl die ISK als auch die ESK in *sortal* voneinander verschiedene Subsysteme zerfallen. In Ansehung dieser aus der Verschiedenheit der Subsysteme resultierenden Hybridizität *innerhalb des Typs* soll von einer *schwachen* Hybridizität die Rede sein, während die aus der Koexistenz von ISK und ESK resultierende Hybridizität als *starke* Hybridizität bezeichnet werden soll.

Korollar 2

Im Korollar zur These wurde die Möglichkeit verworfen, eine A-Sprache L vom Typ N als eine Menge von Ideolekten aufzufassen, weil die UG die erforderliche Ideolektgruppierungsinformation nicht bereit stellt. Die Synthese ermöglicht eine solche Sprachauffassung, da sie gestattet, da sie die zu gruppierenden Ideolekte vermöge einer qualifikatorischen Information zu bestimmen gestattet. Eine A-Sprache L ist eine Menge $L = \{\ell_1, \dots, \ell_n\}$ von Ideolekten, wobei *erstens* gilt, dass jeder Ideolekt ℓ_i UG-determiniert ist, und *zweitens* gilt, dass die ℓ_i *qualifikatorisch konnex* sind. Der hier informell eingeführte Begriff der qualifikatorischen Konnexität lässt sich ohne sonderlichen Aufwand auf die übliche Art präzisieren. Relativ zu einer solchen Präzisierung lässt sich dann der Begriff „Varietät einer A-Sprache L vom Typ N“ systematisch einführen, und als eine Menge von Ideolekten explizieren, die auf besondere Art qualifikatorisch konnex sind. (Es mag sein, dass dieser qualifikatorischen Konnexität im grammatischen Bereich eine spezifische, zwischen den L-Ideolekten bestehende *Relationalstruktur* „korrespondiert“. Aber der Rekurs auf eine solche Relationalstruktur ist nur im Zuge diverser nicht-trivialer Modifikationen der UG in allen ihren vorliegenden Versionen möglich, und insofern erübrigen sich an dieser Stelle aller weiteren Spekulationen über eine solche korrespondierende Struktur.) Natürlich ist eine (Varietäten integrierende) A-Sprache L vom Typ N die Sprache einer Sprachgemeinschaft, also eine S-Sprache. Die Formation einer S-Sprache wird also auf der Basis von UG-Informationen und auf der Basis von qualifikatorischen Informationen möglich. Mit der angegebenen Explikation von „S-Sprache“ ist natürlich auch der Begriff der Sprachgemeinschaft genauer gefasst. In Entsprechung zu dieser genaueren Fassung kann man dann auch sagen, dass ein *Sprachbund* eine Menge $\mathbf{L} = \{L_1, \dots, L_n\}$ von A-Sprachen L_i vom Typ N im angegebenen Sinne ist, und wiederum gilt, dass diese A-Sprachen vom Typ N qualifikatorisch konnex sind. Die angegebenen Hinweise dürften verdeutlichen, dass die Synthese in der Tat produktiv ist und ihr ein erhebliches integratives Potential inhärent ist.

Korollar 3

Es verhält sich also so, dass die A-Sprache L vom Typ N das Ergebnis einer qualifikatorischen Kollektivierung von UG-determinierten Ideolekten ist, durch die L in einem hier vorerst nicht näher zu spezifizierenden Sinn dieses Begriffes sozial „verortet“ wird. Diese Verortung ist das, was oft als die Soziogenese der Sprache bezeichnet wird; sie findet also relativ zu den Sprachqualifikationen und im Raum dieser Qualifikationen statt. Sie hat jedoch keinen oder allenfalls einen peripheren Einfluss auf die in allen wesentlichen Hinsichten durch die UG-Prinzipien und UG-Parameter bestimmte grammatische Struktur der Ideolekte, wohl aber hat sie Einfluss auf die auf der Grundlage dieser Ideolekte ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Diese Handlungspraxis ist wesentlich konventionell strukturiert, und es mag sein, dass der Zusammenhang zwischen Kollektiven von sprachgebrauchenden Individuen durch eine Konvention bestimmt ist, die Lewis dahingehend charakterisiert:

„A language L is *used* by a population P if and only if there prevails in P a convention of truth and trust in L, sustained by an interest in communication“. (D. Lewis, „Languages and Language“, in: Keith Gunderson (Hrsg.), *Language, Mind, and Knowledge* (= Minnesota Studies in the Philosophy of Sciences, Vol. VII), Minneapolis: University of Minnesota Press 1975. S. 10).

Mit dieser Konvention ist der zwischen Populationen und Sprachen bestehende Zusammenhang in einer Hinsicht vermutlich erfasst. Aber es ist wesentlich zu sehen, nicht das geleistet worden ist, was mit dem in der Synthese bemühten Konzept der Sprachqualifikation geleistet worden ist. Um nur einen Grund zu nennen: die Konvention gestattet es nicht, die Sprache L zu identifizieren – die Identifizierbarkeit von L wird für die Formulierung der Konvention vorausgesetzt. Wie diese Voraussetzung erfüllt werden kann, ist im zweiten Korollar zur Synthese gezeigt, und damit ist auch gezeigt, dass das Qualifikationskonzept weiter reicht als die *convention of truth and trust*.

Es versteht sich von selbst, dass das zuvor umrissene Synthese-Konzept noch diverser Spezifizierungen bedarf – etwa im Hinblick auf die Struktur des gemeinsamen und des mutuellen Wissens und im Hinblick auf die Eigenschaften der entsprechenden Wissenssysteme (Granularität, Nicht-Monotonie, und so weiter). Aber es versteht sich auch von selbst, dass diese Spezifizierungen sich im Prinzip beibringen lassen – das Synthese-Konzept ist somit alles andere als ein ungedeckter Scheck.

EXPRESSIONEN UND QUALIFIKATIONEN

Der Text zu diesem Kapitel findet sich in Teil II, „Limitationen der Linguistik“, S. 58 ff. AB.

ANHANG

Im Anhang hat sich der Text „VERMESSUNG DES CHINESISCHEN ZIMMERS“ befunden, der in Teil II „Limitationen der Linguistik“, S. 34 ff. nachgelesen werden kann. AB.

Literatur

- Bloomfield, L. (1933), *Language*. New York: Henry Holt
- Chomsky, N. (1975), „Knowledge of Language“, in: Gunderson (1975) 299–320
- Chomsky, N. (1979), *Language and Responsibility. Based on Conversation with Mitsou Ronat*. Sussex: The Harvester Press
- Chomsky, N. (1981), *Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures*. (Studies in Generative Grammar 9). Dordrecht: Foris
- Chomsky, N. (1986), *Barriers*. (Linguistic Inquiry Monograph 13). Cambridge, Mass.: MIT Press
- Comsky, Noam (2000), *New Horizons in the Study of Language and Mind*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Chomsky, N. und J. Fodor (1980), „Statement of the Paradox“. In: Piattelli-Palmarini (1980) 259–261.
- Davidson, D. (1986), „A Nice Derangement of Epitahps“, in: E. Lepore (1986) 433–446
- Dummett, M. (1986), „A Nice Derangement of Epitahps: Some Comments on Davidson and Hacking“, in: E. Lepore (1986) 459–476.
- Fodor, Jerry (1983), *The Modularity of Mind*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Gazdar, Gerald, Ewan Klein, Geoffrey Pullum, Ivan Sag (1985), *Generalized Phrase Structure Grammar*. Oxford: Blackwell.
- Gunderson, K. (Hrsg.) (1975), *Language, Mind, and Knowledge* (= Minnesota Studies in the Philosophy of Sciences, Vol. VII), Minneapolis: University of Minnesota Press
- Habel, Christopher, Siegfried Kanngießer, Gert Rickheit (1996), „Thesen zur Kognitiven Linguistik“. In: Christopher Habel, Siegfried Kanngießer, Gert Rickheit (Hrsg.), *Perspektiven der Kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 15–23.
- Kanngießer, Siegfried (2001), „Stichworte zum (i/i)-Filter.“ In: Lorenz Sichelschmidt, Hans Strohner (Hrsg.), *Sprache, Sinn und Situation*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, S. 29–42.
- Kuhn, Thomas S. (1969), *The Structure of Scientific Revolutions*. Zweite, ergänzte Auflage 1970. Chicago: Chicago University Press.
- Lepore, E. (Hrsg.) (1986), *Truth and Interpretation*. Oxford: Blackwell 1986
- Neville, H. J. Nicol, A. Barss, K. Forster, M. Garrett (1991), „Syntactically based Sentence Processing Classes: Evidence from Event-Related Brain Potentials“, in: *Journal of Cognitive Neuroscience* 3: 151–165.
- Newell, Alan N., Herbert A. Simon (1976), „Computer Science as Empirical Inquiry: Symbols and Search“, in: *Communications of the Association for Computing Machinery* 19: 113–126.
- Piattelli-Palmarini, M. (Hrsg.) (1980), *Language and Learning. The Debate between Jean Piaget and Noam Chomsky*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Pollard, Carl, Ivan. Sag (1994), *Head-driven Phrase Structure Grammar*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rickert, H. (1926/1986), *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Sechste und siebente durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen 1926: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck). Neuauflage Stuttgart 1986: Philipp Reclam jun.
- Saussure, F. de (1916/1967), *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Auflage. Übersetzt von Herman Lommel unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Berlin 1967: De Gruyter.
- Searle, John R. (1992), *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Mass: MIT-Press.
- Weizenbaum, Joseph (1976), „ELIZA – A Computer Programm for the Study of Natural Language Communication between Man and Machine“, in: *Communications of the Association for Computing Machinery* 9: 36–45.

Eine Sammlung verschiedener Texte aus dem Nachlass von Siegfried Kanngießer

Inhalt:

ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION I	3
1 UG-Determination der I-Sprache	3
2 CP-System und IP-System	3
3 Transformationsdomänen	3
4 F-Transformation und X-Transformation	5
5 L-Notwendigkeiten und L-Möglichkeiten	5
ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION II	7
1 UG-Implikationen und UG-Limitationen	7
2 Attribute	7
3 Fundamente der Attributivgrammatik	7
4 Attributivgrammatik	11
5 Potenzielle Grammatizität, Grammatizität, partielle Grammatizität	17
6 Alternativräume der Grammatizität	17
7 Dynamik der Grammatizität	17
Filteralgebra der Universalgrammatik	18
FORMATIONSBEDINGUNGEN DER L-PERIPHERIE	20
KOMPLEMENTSTRUKUREN DER SPRACHFORMATION	22
1 I-Sprachformation und S-Sprachformation	24
2 Grenzen der Universalgrammatik	25
3 Elemente der S-Sprachformation	29
4 Sprachqualifikationen	35
5 Komplementärelemente der Sprachstruktur	40
EXTREMKONZEPTION DER L-DYNAMIK	44
STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE	48
SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK	61
NULL-ERKLÄRUNG DER V2-FORMATION	68
MODALITÄTEN DER UG-UMFORMATION	70
I-Sprachen, E-Sprachen, S-Sprachen	107
Interaktion, Kommunikation, Intention	112
1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf	112
2 Spektrum der Ausdrückbarkeit	113
3 Wohlgeformtheit und Wahrheitsfunktionalität	115
Prospekt der Perspektive der Philosophie	116
G-Kenntnis und Q-Wissen	120
Stichworte zur PRO-Kontrolle I	122
Bemerkungen zu einem Brentano-Gedicht	124
Teil A. Textmaterial und Textformation	124
Teil B. Satzkommutativität und Textkommutativität	130
Teil C. Literarität und Kommutativität	135
KOORDINATIONSDYNAMIK UND KOORDINATIONSSTRUKTUR	145
1 Sprachveränderung, Sprachaktualität, Sprachverstehen	145
2 Konjunktive L-Koordination und konjunktive R-Koordination	148
3 Koordinationskontingenzen	154

4 Koordinationsdetermination und Koordinationsdiversifikation.....	156
EINLEITUNG ODER EINFÜHRUNGEN IN DIE PHILOSOPHIE	162
Herr F und Herr C und Herr H	162
IN LEIBNIZ‘ MÜHLE.....	164
1.PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL	164
Satz und Tatsache, Aktiv und Passiv, Wohlgeformtheit und Wahrheitsfunktionalität	165
STICHWORTE ZU DEN AUFGABEN DER SEMANTIK	166
THESEN ZUR PERSPEKTIVE DER LINGUISTIK.....	171
1. ORIENTIERUNGEN ZUR LINGUISTIK	171
2. GEWICHTUNGEN DER PROBLEME	171
NORMALISIERUNGSÄNGSTE ODER SCHALKE 04-ELEMENTE	175
KRITIK EINER FUNKTIONSERKLÄRUNG DER KATEGORIENDYNAMIK.....	178
JANUS-STRUKTUREN ODER FÄCHER UND DISZIPLINEN	183
STICHWORTE ZUR ENTWICKLUNG DER KOGNITIONSWISSENSCHAFT	189
REFLEXIONEN ZUR LINGUISTISCHEN EMPIRIE.....	195
DIENSTLEISTUNGSFAKULTÄTEN ODER ENDE DER ORCHIDEENZEIT.....	211
SZENEN AUS DEM LEBEN DES FB 7 DER UNIVERSITÄT ZU O.	212
REFLEXIONEN ZUR THEORIE DES ARTIKULATORS	216
SCRIPTORS BEFUND ODER ARTEN DER LITERATURBETRACHTUNG.....	225
PROLEGOMENA ZUR PARATAXENSYNTAX UND.....	233
McCARTHY’S THERMOSTAT AND SEARLE’S ROOM.....	243
1 Physical Systems and Mental Systems.....	243
2 Thermostats	244
3 Mixed Systems	244
4 Instances and Persons.....	246
References	248
SPRACHFUNKTIONEN, SPRACHSTRUKTUREN, SPRACHPROZESSE.....	249
1 Sprachaktualität, Sprachdynamik, Sprachpotentialität.....	249
PRÄFORMATIONEN DER SPRACHQUALIFIKATION	251
1 Hybridizität der Sprachkenntnis	251
2 I-Kenntnisse.....	252
3 E-Kenntnisse	252
WEGE DER NATURALISIERUNG DER ÄSTEHTIK	253
Literaturnachweis	255

ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION I

Siegfried Kanngießer

1 UG-Determination der I-Sprache

Der zentrale Gegenstand der linguistischen Forschung ist die Universalgrammatik (UG). Das wohl prominenteste und produktivste Modell der UG ist mit der von Chomsky (1961) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiter entwickelten Theorie der grammatischen Prinzipien und Parameter gegeben. Diese Theorie – kurz: die (P&P)-Theorie – zeichnet sich dadurch aus, dass sie strikt modular aufgebaut ist, das heißt: die diversen Theorieelemente – die Teiltheorien dieser Theorie, die die UG-Module reflektieren – sind logisch und empirisch unabhängig voneinander. Dieser Art des Theorieaufbaus korrespondiert die empirische Annahme, dass die UG-Module zwar miteinander kooperieren, aber nicht miteinander kommunizieren. Die UG ist also ein durch Prinzipien und Parameter bestimmtes Modulsystem, und dieses Modulsystem, das ein endliches System ist, das über eine unendliche Kapazität verfügt, ist *internes, individuenspezifisches* und *intensionales* System.

2 CP-System und IP-System

(2-1) Wenn s ein Satz der I-Sprache L , dann gilt:

- (a) Jeder Satz s weist eine präzedenzielle Struktur π auf.
- (b) Jeder Satz s ist durch eine Dominanzstruktur δ auf.
- (b) $\pi(s)$ und $\delta(s)$ harmonieren miteinander.

(2-2) s hat eine Bewegungsstruktur.

Mit konstitutiv für das CP/IP-System ist die Uniformitätshypothese: diese Hypothese besagt, dass alle Sätze C-Projektionen sind, und dass in allen L-Sätzen Komplementierer und finite Verben die C-Position einnehmen. Das wiederum heißt, dass alle L-Sätze – insbesondere auch, um es bewusst untechnisch auszudrücken, die Hauptsätze und die Nebensätze dieselbe Struktur haben; entsprechendes gilt mithin auch für Verb-Erst-Sätze, Verb-Zweit-Sätze und für Verb-Letzt-Sätze. Was das heißt, führen die Strukturen in (1) und (2) exemplarisch vor Augen:

- (1) [_{CP} [_C [C weil]] [_{IP} das nicht stimmen kann]]]
- (2) [_{CP} das_j [_C [C kann_i]] [_{IP} t_j nicht stimmen kann t_i]]]

Chomsky (1986) nimmt in diesem Zusammenhang die in (3) mitgeteilte Hauptsatzstruktur an:

- (3) [_{CP} XP [_C Finitum_i [_{IP} NP] [_{I'}] [_{VP} ... t_i ...] [_I t_i']]]]

3 Transformationsdomänen

α bewegt NP, S¹ (Extraposition) (Anna hat ein Paket, das mit Isolierband zugeklebt war, erhalten \Rightarrow Anna hat ein Paket erhalten, das mit Isolierband zugeklebt war) und W-Phrasen.

(3-1) α bewegt aus einer regierten Position heraus.

(3-2) α bewegt in eine Θ^0 -Position.

α unterliegt Beschränkungen. Bei diesen Beschränkungen handelt es sich – allgemein gesagt – um Beschränkungen der durch die α -Transformation herstellbaren *grammatischen Beziehungen* (in einem sehr allgemeinen Sinn dieses Begriffs). Zu nennen sind hier die in (3-3) charakterisierte – nach Ross (1967) auch Ross-Beschränkung angeführte CNPC-Beschränkung (Komplexe NP-Beschränkung) und die in (b) charakterisierte Subjektsatzbeschränkung:

(3-3) Eine grammatische Beziehung zwischen α und β ist in der Konstellation... α ... $[_{NP}$... $[_S$... β ...] $]$... α ... nicht möglich.

Mit der ... α ... $[_{NP}$... $[_S$... β ...] $]$... α ...-Schreibweise ist zum Ausdruck gebracht, dass die Beschränkung in (3-3) unabhängig davon gilt, ob α links oder rechts von der NP-Konstruktion steht.

(3-4) Subjektsätze sind Inseln für grammatische Beziehungen, also für Konstellationen wie ...X... $[_S$... $[_S$...Y...] $]$...X..., falls S' der Subjektsatz von S ist.

Zu nennen sind ferner die in (3-5) charakterisierte Finitheilsbeschränkungen (TSC = Tensed-S-Constraint), die in (3-6) charakterisierte Beschränkung des spezifizierten Subjekts und in (3-7)) charakterisierte (im Prinzip entbehrliche, weil aus unabhängigen Prinzipien ableitbare) Subjazenbeschränkung:

(3-5) Eine grammatische Beziehung zwischen X und Y ist in der Konstellation ...X ... $[_S$...Y...] $]$...X... nicht möglich, falls gilt:

- (a) S ist ein finiter Satz, und
- (b) X ist nicht in der COMP-Position von S.

(3-6) Eine grammatische Beziehung zwischen X und Y ist in der Konstellation ...X ... $[_S$...Z...Y...] $]$...X... nicht möglich, falls gilt:

- (a) Z ist das Subjekt von S, und
- (b) X ist nicht in der COMP-Position von S.

(3-7) Eine grammatische Beziehung zwischen X und Y ist in der Konstellation...X... $[_{\alpha}$... $[_{\beta}$...Y...] $]$...X... nicht möglich, falls gilt:

- (a) $\alpha, \beta = S$, oder
- (b) $\alpha, \beta = NP$.

Wird eine Kategorie α durch die α -Transformation versetzt, so hinterlässt sie eine koindizierte Kategorie α , die als *Spur* der Versetzung betrachtet wird.

(3-8) Eigenschaften der α -Transformation:

- (a) Die Spur ist regiert.
- (b) Das Antezedenz einer Spur ist nicht in einer Θ -Position.

Chomsky fügt (3-8) die spezielle (aber im Prinzip eliminierbare) Bedingung hinzu, dass die Antezedenz-Spur-Beziehung die Subjazenbedingung erfüllen muss.

(3-9) Durch die α -Transformation kann nur in eine leere, also bereits vorhandene Position hinein bewegt werden, und nach der Bewegung bleibt an der Ausgangsposition eine phonetisch leere Position zurück.

(3-10) Jede Transformation t gehört einem der drei folgenden Typen an:

- (a) t ist strukturerhaltend.
- (b) t ist lokal, *id est*: Sie betrifft nur benachbarte Knoten.
- (c) t ist eine Wurzeltransformation, *id est*: Sie nimmt nur auf den Matrixsatz Bezug.

Für die Transformation der V-Anhebung gilt, dass das eingebettete V1 wird an das höhere V2 rechts Chomsky-adjungiert wird, sodass sich die Reihenfolge spiegelbildlich ändert. Die Transformation hat also die in (3-11) angegebene allgemeine Form:

- (3-11) ... $[_{VP} [S... V1 v_2] \Rightarrow [_{VP} [S...] [_V V1 V2]]$... , mit:
- (a) Nicht strukturerhaltend
 - (b) Keine Wurzeltransformation
 - (c) lokal.

Das zwischen den V-Knoten intervenierende Element, das die V-Anhebung blockiert, ist das abtrennbare Präfix, das sich ähnlich wie eine Konstituente verhält.

Es wird bei der Finitumvoranstellung nicht mitgenommen.

(3-12) *SUBJ – AUX-Inversion*:

- (a) lokal
- (b) Wurzeltransformation

(3-13) Permutation

(3-14) Chomsky-Adjunktion

(3-15) *NP-Bewegung*:

Ziel der Bewegung ist eine nicht-thematische Kasusposition

Ausgangspunkt der Bewegung ist eine thematische Nicht-Kasusposition

Bewegt wird von einer A-Position in eine A-Position

4 F-Transformation und X-Transformation

(5) Das Wetter morgen_i besser werden soll_j \Rightarrow Morgen_i soll_j das Wetter besser werden

I = Topikalisierung, J = Finitumvoranstellung, mit:

- 1. nicht lokal
- 2. Wurzeltransformation

Ableitungsweg von Hauptsätzen:

- 1. Finitum wird vor das Subjekt gestellt.
- 2. Ein beliebiges Satzglied wird vor das finite Verb gestellt
= unter der Uniformitätsthese:
 - a. Finitum wird in die C-Position bewegt.
 - 2. Ein beliebiges Satzglied wird in die SpecC-Position bewegt.

5 L-Notwendigkeiten und L-Möglichkeiten

Es gehört zum gesicherten linguistischen Wissen, dass jede A-Sprache L vom Typ N, die jemals bekannt geworden ist, Veränderungen erfahren hat. Es gibt – unbestreitbar und auch unbestritten – den Tatbestand der Sprachveränderung. Es spricht wenig für die Annahme, dass die nachweisbaren L-Veränderungen Produkte eines eigentlich nicht vorhersehbaren, hochgradig unwahrscheinlichen Zufalls sind, der sich ergeben kann, aber nicht ergeben muss: der Tatbestand der Sprachveränderung tritt dermaßen systematisch auf, dass es ungleich naheliegender ist anzunehmen, dass es eine zentrale, systematisch gegebene Eigenschaft der A-Sprachen vom Typ N ist, Veränderungen erfahren zu können und Veränderungen zu erfahren. Wer sich diese Annahme, die in der Tradition mit konstitutiv für die linguistische Forschung war, zu eigen macht – und alle verfügbaren Fakten sprechen dafür, dies zu tun –, ist damit auf eine Hypothese festgelegt, die sich – unter Verwendung üblicher und selbstevidenter Abkürzungen – wie folgt aussprechen lässt:

(5-1) Wenn Sprachnatürlichkeit und Sprachaktualität notwendigerweise Sprachveränderung implizieren, dann gilt:

(a) $\Box \Diamond (L \text{ erfährt Veränderungen})$.

(b) $\Box (L \text{ erfährt Veränderungen})$.

(5-2) Wenn L eine A-Sprache vom Typ N ist, dann ist $\neg \Diamond (L \text{ ist permanent})$.

Die beiden Klauseln, aus denen sich die Annahme A zusammensetzt, sind natürlich im Kern äquivalent miteinander. Dem Notwendigkeitsbefund, den sie beinhalten, wird man auf der Ebene der Fakten nichts entgegensetzen können. Im Gegenteil: er wird durch alle verfügbaren Fakten bestätigt. Auf der Ebene der Fakten kann die Annahme 1 nicht widerlegt werden – sie kann auf dieser Ebene nur bestätigt werden.

Aber diese Bestätigung der Annahme durch die Fakten lässt den Befund, der mit der Annahme ausgesprochen ist, selbstverständlich durchaus unerklärt. Die Fakten erklären den Befund nicht – vielmehr sind sie es, die zur Erklärung anstehen. Zu erklären ist also, warum die Annahme A gilt – und das heißt, dass zu erklären ist, warum im Fall der A-Sprachen vom Typ N die Sprachveränderung unvermeidlich ist, also mit Notwendigkeit zustandekommt. Zu erklären ist, kurz gesagt, die Notwendigkeit der Nicht-Permanenz der A-Sprachen vom Typ N. Und zu erklären ist, wie die Prozesse der L-Veränderung möglich werden, und wie sie ablaufen.

Def M: $\Diamond \alpha := \neg \Box \neg \alpha$; Notwendigkeitsaxiom: $\Box p \supset p$; Syllogismus-Gesetze: $(p \supset q) \supset ((q \supset r) \supset (p \supset r))$ (Syll-1), $(q \supset r) \supset ((p \supset q) \supset (p \supset r))$ (Syll-2).

(5-3) $p \supset \Diamond p$

BEWEIS. Unter Voraussetzung des Notwendigkeitsaxioms wird $\neg p$ für p substituiert; damit gilt $\Box \neg p \supset \neg p$. Durch Kontraposition ergibt sich $\neg \neg p \supset \neg \Box \neg p$. Diese Aussage kann entsprechend dem Gesetz der doppelten Negation umgeformt werden; aus der Def. M und den Syllogismus-Gesetzen folgt dann $p \supset \Diamond p$. \square

Wenn L Veränderungen erfährt, ist es notwendig, dass es möglich ist, dass L Veränderungen erfährt:

(5-4) $p \supset \Box \Diamond p$

BEWEIS. Falls p , dann $\Diamond p$. Aus dem S5-Axiom $\Diamond p \supset \Box \Diamond p$ und den Syllogismus-Gesetzen folgt die Behauptung. \square

Andererseits: Wenn es möglich ist, dass es notwendig ist, dass L Veränderungen erfährt, dann erfährt L Veränderungen. Das ist – auf den ersten Blick hin – der eigentlich kritische Fall. Der zweite, genauere Blick zeigt jedoch, dass auch dieser Fall kein grundsätzliches Problem aufwirft, denn mit (5-4) – dem Brouwerschen Axiom – gilt auch (5-5):

(5-5) $\Diamond \Box p \supset p$

BEWEIS. Die Substitution von p durch $\neg p$ liefert in (5-4) $\neg p \supset \Box \Diamond \neg p$. Entsprechend den Regeln für die Vertauschbarkeit von \Box und \Diamond gilt damit auch $\neg p \supset \Diamond \Box \neg p$, und durch Kontraposition ergibt sich $\Diamond \Box p \supset p$. \square

ALTERNATIVRÄUME DER CP/IP-DETERMINATION II

Siegfried Kanngießer

1 UG-Implikationen und UG-Limitationen

2 Attribute

Die Attributierungen „*x* ist eine konjunktive Satzverknüpfung“ und „*x* ist eine disjunktive Satzverknüpfung“ sind, wie bereits gesagt, Unterfälle der Attributierung „*x* ist eine Satzverknüpfung“; insofern gehören diese beiden Attributierungen in einem intuitiven Sinn zusammen: sie sind Elemente der durch „*x* ist eine Satzverknüpfung“ gegebenen *Attributenfamilie*. Die Attributierungen „*x* ist eine Nominalkomposition“ und „*x* ist eine Adjektivkomposition“ sind keine Elemente dieser *Attributenfamilie*; sie gehören einer anderen, nämlich der durch „*x* ist eine Komposition“ gegebenen *Attributenfamilie*. Das bedeutet, allgemein gesprochen, dass sich die ESD-relevante AT-Kennntnis aus der Kennntnis der unterschiedlichen *Attributenfamilien* zusammensetzt, deren jede aus unterschiedlichen, durch eine Familienähnlichkeit miteinander verbundenen *Attributen* besteht. „*x* instanziiert eine Satzverknüpfung“ bezeichnet somit eine *Attributenfamilie*; „*x* instanziiert eine konjunktive Satzverknüpfung“ bezeichnet ein *Attribut* dieser *Attributenfamilie*. Die Attribute, die zu den diversen *Attributenfamilien* gehören, spannen – wie man mit einer gewissen Metaphorik sagen kann – insgesamt den *Attributraum* auf.

3 Fundamente der Attributivgrammatik

Die soeben eingeführte Terminologie und Begrifflichkeit ist aus Carnap (1971) übernommen. Ein Teil des Formalismus, den Carnap dort entwickelt – er wird von Stegmüller (1973) im Detail dargestellt –, gibt – zuzüglich einiger Erweiterungen – auch den Rahmen für die Systematisierungsarbeit ab, die im folgenden zu leisten ist. Um diese Arbeit ins Werk setzen zu können, ist es zunächst einmal wesentlich, sich der vergleichsweise elementaren Einsicht zu versichern, dass sowohl die diversen *Attributenfamilien* als auch die zu ihnen gehörigen Attribute sowie die Individuen, auf die Attribute sich beziehen – also die Sätze beziehungsweise Ausdrücke einer A-Sprache *L* vom Typ *N* – sich *durchnummerieren* lassen. Da jeder *L*-Satz beziehungsweise jeder *L*-Ausdruck attributierungsfähig ist, und da die Menge der *L*-Sätze beziehungsweise *L*-Ausdrücke unendlich ist, ist die Menge der durchzunummerierenden Individuen – die Satzmenge beziehungsweise die Ausdrucksmenge – unendlich. Die Attributierung dieser unendlich vielen Individuen ist – aus unabhängigen, hier nicht näher zu erörternden, da aus der Grammatiktheorie wohlbekannten Gründen – mit endlichen vielen attributiven Mitteln möglich. Daher ist es unproblematisch vorauszusetzen, dass es nur endlich viele Attribute sind, aus denen eine *Attributenfamilie* besteht, und dass auch die Klasse der Familien endlich ist. Diese Klasse **F** kann somit durch $\mathbf{F} = \{F^1, F^2, \dots, F^n\}$ charakterisiert werden. Jeder *Attributenfamilie* ist somit ein Index zugeordnet. Auf Grund der Endlichkeitsvoraussetzung gilt für die Indexmenge von **F** demzufolge $I_x(\mathbf{F}) = n$. Natürlich lassen sich auch die zu einer Familie gehörigen Attribute durchnummerieren. Mithin lässt sich eine weitere Indexmenge konstruieren, nämlich für jedes *i* aus $I_x(\mathbf{F})$ die Indexmenge $I_x(F^i)$ der *i*-ten Familie. Der Ausdruck „ A_j^i “ bezeichnet entsprechend das *j*-te Attribut der *i*-ten *Attributenfamilie*. Wie bereits gesagt, handelt es sich bei den Individuen, die attributiert werden, um – unter den zuvor eingegangenen, idealisierenden Voraussetzungen sozusagen dingfest gemachte- *L*-Sätze beziehungsweise *L*-Ausdrücke. Sie geben den Individuenbereich **Id** ab; auch dessen Elemente können – trivialerweise – durchnummeriert werden, sodass sich als dritte Indexmenge die Menge $I_x(\mathbf{Id})$ ergibt. Sofern auf Elemente dieser Indexmengen Bezug genommen wird, besagt „ $i \in I_x(\mathbf{Id})$ “, dass *i* eine Individuenvariable ist, „ $m \in I_x(\mathbf{F})$ “, dass *m* ein Familienindex ist, und „ $j \in I_x(F^m)$ “, dass *j* der Index eines Attributes ist, das zur *m*-ten *Attributenfamilie* gehört. Damit ist das für den hier avisierten Systematisierungsversuch erforderliche Begriffsgestüt im wesentlichen gegeben.

Um diesen Systematisierungsversuch durchführen zu können, ist zunächst einmal zu klären, wie die Attribute den Individuen a_1, a_2, \dots aus \mathbf{Id} zugeordnet sind. Üblicherweise wird diese Zuordnung durch eine *Zuordnungsfunktion* garantiert, die die Individuen und die Attribute miteinander relationiert. Um diese Funktion konstruieren zu können, ist es unerlässlich, den Modellbegriff verwenden zu können. Durch ein *Modell* wird ein möglicher – Attributierungszustand eindeutig festgelegt. Nun ist die Klasse der Individuen, die Klasse der Attributenfamilien und für jede Familie die Klasse der Attribute durch eine Indexmenge charakterisierbar, und entsprechend können Modelle als zweistellige Funktionen der Form $Z(m, i) = j$ aufgefasst werden: diese Funktion legt fest, dass dem i -ten Individuum das j -te Attribut der m -ten Familie zukommt. Es ist herauszustellen, dass der Fall der zweistelligen Funktion, der zweifellos ein Spezialfall ist, im Hinblick auf die hier verfolgten Zwecke vollkommen ausreichend ist. Es reicht also aus, zweistellige Funktionen zu betrachten.

Um den so in erster Näherung eingeführten Modellbegriff präzise fassen zu können, führt Carnap den Begriff der *Modellkomponente* ein. Eine Modellkomponente der Attributenfamilie F^m wird von Carnap als eine einstellige Funktion konstruiert, deren Argumentbereich die Menge $I_x(\mathbf{Id})$ – also die Individuennummern – und deren Bildbereich die Menge $I_x(F^m)$ – also die Attributenummern der m -ten Familie – sind. Die Klasse aller Modellkomponenten von F^m wird \mathbf{Z}^m genannt. Evident gibt es n -viele solcher Klassen, nämlich für jede der n -vielen Attributenfamilien jeweils genau eine. „ Z^m “ ist eine Variable für ein Element aus der Klasse der Modellkomponenten. Dass dem i -ten Individuum das l -te Attribut der m -ten Familie zukommt, kann dann durch die Gleichung $Z^m(i) = l$ zum Ausdruck gebracht werden. Damit kann Carnap den allgemeinen Begriff des Modells wie folgt einführen: es sei \mathbf{Z} die Klasse der Modelle. Die Aussage „ Z ist ein Modell“ ist wie nachfolgend angegeben definiert:

(3-1) $Z \in \mathbf{Z}$ genau dann, wenn Z eine zweistellige Funktion ist, und wenn eine Folge $\langle X^1; X^2; \dots; X^n \rangle$ derart existiert, dass für jedes $m \in I_x(\mathbf{F})$ gilt:

- (a) $X^m \in \mathbf{Z}^m$;
- (b) $Z(m, i) = X^m(i)$.

De facto führt Carnap also den Modellbegriff auf den Begriff der Folge von Modellkomponenten zurück. Er kann es dadurch vermeiden, den komplizierten Begriff der Folge von einstelligen Funktionen verwenden zu müssen; es reicht aus, mit zweistelligen Funktionen zu arbeiten. Selbstverständlich ist es möglich, (5-1) so zu verallgemeinern, dass auch der mehrstellige Fall in Betracht gezogen werden kann: F^r sei eine Familie k -stelliger Attribute, mit k größer oder gleich 2. In diesem Fall sind dann die Modellfunktionen von der Gestalt $Z(r, \langle i_1, \dots, i_k \rangle) = j$. Allerdings ist diese – technisch sehr wohl mögliche – Verallgemeinerung der Modellfunktion für die hier verfolgten Zwecke nicht erforderlich.

Im nächsten Schritt führt Carnap den Begriff der – atomaren – Proposition ein. Eine Atomproposition gibt für ein bestimmtes Individuum – ein bestimmtes Resultat der Äußerung eines sprachlichen Ausdrucks – an, dass ihm ein bestimmtes Attribut einer bestimmten Attributenfamilie zukommt. Wenn also m, i, j drei feste Zahlen mit $m \in I_x(\mathbf{F})$, $i \in I_x(\mathbf{Id})$ und $j \in I_x(F^m)$ sind, dann ist $P^m_j(a_i)$ diejenige Atomproposition, die besagt, dass das j -te Attribut der m -ten Familie dem i -ten Individuum zukommt. Entsprechend lässt sich definieren:

(3-2) $P^m_j(a_i) := \{Z \mid Z \in \mathbf{Z} \wedge Z(m, i) = j\}$

ERLÄUTERUNG 1. Evident besteht der Gehalt dieser Definition darin, dass der Gehalt der Atomproposition mit der Menge derjenigen Modelle identifiziert wird, die dann, wenn m als erstes und i als zweites Argument gegeben ist, den Wert j liefern.

ERLÄUTERUNG 2. Die Kenntnis der Atomproposition beinhaltet keine Kenntnis darüber, welche Attribute aus anderen Familien als der m -ten Familie dem i -ten Individuum zukommen.

ERLÄUTERUNG 3. Die Kenntnis der Atomproposition beinhaltet keine Kenntnis darüber, welche Attribute der diversen Familien anderen Individuen als dem i -ten Individuum zukommen.

Mit den Erläuterungen zu (3-2) wurde vor Augen gestellt, welche Aspekte der Relationierung von Resultaten von Äußerungen sprachlichen Ausdrücken mit Attributen beziehungsweise Attributenfamilien durch die beiden Definitionen offen gelassen werden. Den Carnapschen Ansatz im Hinblick auf die hier verfolgten Zwecke weiter zu spezifizieren, heißt primär natürlich, die Relationierungsaspekte, die unterbestimmt gelassen wurden, genauer zu bestimmen. Das nachfolgend mitgeteilte erste Axiom – die an das Axiom anschließenden Bemerkungen motivieren seine Einführung wohl hinlänglich – liefert einen wesentlichen Beitrag zum Abbau dieser Relationierungsunterbestimmtheit:

(3-3) Für eine Attributenfamilie F^m mit r -vielen Attributen gilt:

- (a) $\forall j, l \in \text{Ix}(F^m) \forall s_i \in \mathbf{Id}. A_j^m(s_i) \cap A_l^m(s_i) = \emptyset$.
 (b) $\forall s_i \in \mathbf{Id}. A_1^m(s_i) \vee A_2^m(s_i) \cup \dots \cup A_r^m(s_i) = \mathbf{Z}$.

ERLÄUTERUNG 1. Inhaltlich besagt das Axiom, dass einem Individuum aus \mathbf{Id} – einem L-Satz – ein und nur ein Attribut einer Attributenfamilie zukommt. Den mengentheoretischen Klauseln in (a) und (b) entsprechen mithin die beiden folgenden, in der Sprache einer monadischen PL1 formulierten Klauseln (a') $\forall j, l \in \text{Ix}(F^m) \forall s_i \in \mathbf{Id}. \neg [A_j^m(s_i) \wedge A_l^m(s_i)]$. und (b') $\forall s_i \in \mathbf{Id}. [A_1^m(s_i) \vee A_2^m(s_i) \vee \dots \vee A_r^m(s_i)]$. Allerdings wird im folgenden nicht auf eine PL1-Sprache zurückgegriffen, sondern prinzipiell von einer mengentheoretischen und in diesem Sinn sprachunabhängigen Darstellung Gebrauch gemacht. Eben deshalb ist es vielleicht nicht unangebracht, noch einmal die in der folgenden Tabelle niedergelegten, im hier verhandelten Zusammenhang besonders wichtigen Entsprechungen zwischen der logischen und mengentheoretischen Begrifflichkeit in Erinnerung zu rufen:

Logik	Mengenlehre
Negation	Komplementbildung modulo \mathbf{Z}
Disjunktion	Vereinigung
Existenzquantifizierung	Unendliche Vereinigung

Tabelle 1

ERLÄUTERUNG 2. Durch das Axiom werden insofern Attributierungswidersprüche ausgeschlossen. Eine Satzverknüpfung kann nicht zugleich eine konjunktive und eine disjunktive Satzverknüpfung sein. Das ist der Gehalt des ersten Axioms.

ERLÄUTERUNG 3. Mit dem Axiom ist nicht gesagt, dass sehr wohl instanzierungsfähige komplexe Satzverknüpfungen etwa der Form $(p \wedge q) \vee (q \wedge p)$ nicht möglich seien. Denn auch die disjunktive Verknüpfung zweier konjunktiver Verknüpfungen ist nicht zugleich auch eine konjunktive Verknüpfung. Und auch die komplexe Verknüpfung lässt sich – trivialerweise – durch eine geeignete – komplexe – Attributierung erfassen.

(3-4) Die Klasse $P_{m,i}^{at}$ der atomaren Propositionen mit dem Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ ist identisch mit der Klasse $\{P_j^m a_i \mid j \in \text{Ix}(F^m)\}$.

(3-5) $P^{at} = \bigcup \{P_{m,i}^{at} \mid m \in \text{Ix}(\mathbf{F}) \wedge i \in \text{Ix}(\mathbf{Id})\}$.

(3-6) Es seien m und i irgendzwei gegebene Indexnummern. Dann gilt: P^{at} ist disjunkt.

BEWEIS. Es seien $P_j^{am}(a_j)$ und $P_{j'}^{am}(a_{j'})$ zwei voneinander verschiedene Propositionen aus P^{at} relativ zu zwei gegebenen Indexnummern m und i . Folglich gilt $j \neq j'$. Es sei $Z \in P_j^{am}(a_j)$ und $Z' \in P_{j'}^{am}(a_{j'})$. Für den Nachweis der Disjunktheit ist zu zeigen, dass Z und Z' voneinander verschiedene Funktionen sind. Wegen (3-2) gilt: $Z(m, i) = j$ and $Z'(m, i) = j'$. Folglich sind Z und Z' voneinander verschiedene Funktionen, und das war zu zeigen. \square

$$(3-7) \bigcup P_{m,i}^{at} = \mathbf{Z}.$$

BEWEIS. Es sei $Z \in \mathbf{Z}$. Dann gibt es eine Indexnummer $j \in \text{Ix}(F^m)$ derart, dass $Z(m, i) = j$. Wegen (3-2) gilt $Z \in P_j^{\text{am}}(a_j)$, und wegen (3-4) gilt $P_j^{\text{am}}(a_j) \in P^{at}$. Folglich gilt $Z \in \bigcup P_{m,i}^{at}$, und das war zu zeigen. \square

BEMERKUNG. Wegen (3-6) und (3-7) ist P^{at} eine abzählbare Zerlegung von \mathbf{Z} .

(3-8). Es sei X eine nicht-leere Menge. \mathbf{A} sei eine Klasse von Teilmengen von X .

(a) \mathbf{A} ist ein Körper über X falls

- (1) $X \in \mathbf{A}$.
- (2) wenn $A \in \mathbf{A}$, dann $X - A \in \mathbf{A}$.
- (3) wenn $A, B \in \mathbf{A}$, dann $A \cup B \in \mathbf{A}$.

(b) \mathbf{A} ist ein σ -Körper über X , falls

- (1) \mathbf{D} ist ein Körper über X .
- (2) Für jede abzählbare Teilklasse \mathbf{B} von \mathbf{A} gilt: $\bigcup \mathbf{B} \in \mathbf{A}$.

ERLÄUTERUNG 1. Ein Körper ist abgeschlossen gegenüber allen endlichen Sequenzen von Booleschen Operationen (Vereinigung, Durchschnitt, Differenz).

ERLÄUTERUNG 2. Ein σ -Körper ist ein verfeinerter Körper: er ist abgeschlossen gegenüber allen abzählbaren Sequenzen Boolescher Operationen.

(3-9) Es sei X eine nicht-leere Menge, und \mathbf{A} sei eine Klasse von Teilmengen von X . \mathbf{B} ist der von \mathbf{A} erzeugte (a) Körper [(b) σ -Körper] =: \mathbf{B} ist der Durchschnitt derjenigen Körper [σ -Körper] über X , die \mathbf{A} enthalten.

(3-10) Die Klasse P^{mol} der molekularen Propositionen ist identisch mit dem durch P^{at} erzeugten Körper über \mathbf{Z} .

(3-11) Die Klasse \mathbf{P} der Propositionen ist identisch mit dem durch P^{at} erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} .

$$(3-12) P^{at} \subset P^{mol} \subset \mathbf{P}.$$

(3-13) Es seien P und P' Propositionen. Dann gilt:

- (a) P ist notwendig =: $P = \mathbf{Z}$.
- (b) P ist unmöglich =: $P = \emptyset$.
- (c) P ist möglich =: $P \neq \emptyset$.
- (d) P ist kontingent =: P ist weder notwendig noch unmöglich.
- (e) P ist in P' eingeschlossen (oder P strikt-impliziert P' , kurz: s -impliziert) =: $P \subset P'$.

ERLÄUTERUNG 1. Entsprechend der Definition des Körpers beziehungsweise des σ -Körpers ist die Klasse \mathbf{Z} aller Modelle Element des Körpers und somit eine Proposition: \mathbf{Z} ist die (logisch) notwendige Proposition. Da auch $\mathbf{Z} - \mathbf{Z} = \emptyset$ Element des Körpers ist, ist auch die leere Klasse \emptyset eine Proposition: die (logisch) unmögliche Proposition. Jede von \emptyset verschiedene Proposition ist eine (logisch) mögliche Proposition.

ERLÄUTERUNG 2. Propositionen, die weder notwendig noch unmöglich sind, sind kontingente Propositionen.

ERLÄUTERUNG 3. Gilt $P_1 \in \mathbf{P}$ und $P_2 \in \mathbf{P}$, dann wird $P_2 \in \mathbf{P}$ genau dann von $P_1 \in \mathbf{P}$ logisch impliziert, wenn $P_1 \subset P_2$. („ P_1 ist in P_2 eingeschlossen“).

Wesentliche Bezugnahme einer Proposition P auf ein Zahlenpaar, z. B. $\langle 7, 9 \rangle$:= Es ist nicht möglich, P zu konstruieren, wenn man alle Propositionen mit dem Zahlenpaar $\langle 7, 9 \rangle$ außer Betracht lässt.

(3-14). Es sei $P \in \mathbf{P}$. Dann gilt:

- (a) P w-bezieht sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ gdw. P nicht zu dem durch die Differenzklasse $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} gehört.
- (b) P w-bezieht sich auf F^m gdw. es eine Zahl i derart gibt, dass P sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ w-bezieht.
- (c) P w-bezieht sich auf a_i gdw. es eine Zahl i derart gibt, dass P sich auf das Zahlenpaar $\langle m, i \rangle$ w-bezieht.

(3-15) Es sei (m, i) ein Paar von Indexnummern. Dann gilt: \mathbf{Z} w-bezieht sich nicht auf (m, i) .

BEWEIS. Es sei $i' \in \text{Ix}(\mathbf{Id})$ verschieden von $i \in \text{Ix}(\mathbf{Id})$. Es sei A die atomare Proposition $P_j^{\text{am}}(a_{j\#})$ bezüglich einiger j . Dann gehört A zu $P_{m,i\odot}^{at}$, aber nicht zu $P_{m,i}^{at}$, und somit zu $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ und somit zu dem von $P^{at} - P_{m,i}^{at}$ erzeugten σ -Körper über \mathbf{Z} . Da $A \cup -A = \mathbf{Z}$ gilt, gehört \mathbf{Z} ebenfalls zu diesem σ -Körper. Mithin gilt wegen des Axioms (5-1), Klausel (a) die Behauptung. \square

(3-16) \emptyset w-bezieht sich nicht auf (m, i)

BEWEIS. Der Beweis entspricht dem für (5-15), mit $A \cap -A = \emptyset$. \square

ERLÄUTERUNG. Die Sätze in (5-15) und (5-16) zeigen, dass nur kontingente Propositionen sich auf etwas w-beziehen können.

4 Attributivgrammatik

Die UG-Parametrisierung erfolgt auf endlicher Grundlage. Das aber ändert nichts an dem Tatbestand, dass die UG, obschon sie selbst ein endliches System ist, eine unendliche strukturierende, also L-Sätze grammatisch determinierende Kapazität hat. Diese determinierende Kapazität der UG erschöpft sich also nicht in der Determination der ESD-Elemente, sondern reicht über die Menge dieser Elemente hinaus. Das aber kann nur heißen, dass die determinierende Kapazität der UG bis in den Bereich der \mathfrak{L} -Elemente hinein wirksam wird – also bis in den Bereich der L-Sätze und L-Ausdrücke hinein, die, da sie der grammatischen Erfahrung nicht zugänglich sind, im strikten Sinne nicht parametrisierungsrelevant sind. Die determinierende Kraft der UG reicht also weit über die Parametrisierungsbasis der UG hinaus.

Es ist eine oft, aber wohl letztlich doch wohl noch nicht abschließend diskutierte Frage, wie diese über den ESD-Bereich beziehungsweise den ESD-Bereich hinausführende determinierende Kraft der UG möglich wird. Chomsky beispielsweise verdeutlicht die Freisetzung der den ESD-Bereich überschreitenden determinierenden Kraft der UG exemplarisch wie folgt: „In the absence of evidence to the contrary, unmarked options are selected“ (Chomsky 1981, 8). Vermöge solcher Optionen überschreitet die UG-Parametrisierung den Bereich des grammatisch faktisch Gegebenen und reicht in den Bereich des grammatisch nicht Instanziierten – und zum Teil auch grammatisch nicht Instanziierten – hinein. Grob kann man wohl sagen, dass die *implikative Kraft* der UG es ermöglicht, den Bereich dessen, der grammatisch faktisch gegeben ist, grammatisch-determinativ zu überschreiten (man vergleiche hierzu Chomsky (1981) für weitere Einzelheiten dieses Konzepts von grammatischer Determination).

Der von Carnap (1971) eingeführte Begriff der *propositionalen Stichprobe* (abgekürzt: p.s.) ist ein Begriff, der eine w-Bezugnahme *sowohl* auf bestimmte Individuen – also Sätze aus \mathbf{Id} – *als auch* auf bestimmte Attributenfamilien beinhaltet. Spezifiziert man diesen Begriff im Rahmen der hier umrissenen Theorie, dann gilt: p.s. w-bezieht sich insbesondere auf die wie üblich als endlich

vorausgesetzte Menge \mathbf{Id} – also, da trivialerweise $\mathbf{Id} \subset L$ gilt – auf eine Teilmenge der unendlichen Menge L , und zwar auf die Teilmenge, die die relevante PGE umfasst. Es sei $\mathbf{F1}$ die eine für \mathbf{Id} einschlägige Attributenfamilie aus der Menge \mathbf{F} der möglichen Attributenfamilien. Unter der Klasse $\mathbf{P}^{\text{at}}_{\mathbf{Id}, \mathbf{F1}}$ der auf \mathbf{Id} und $\mathbf{F1}$ w -bezogenen atomaren Propositionen ist die Klasse $\cup \{ \mathbf{P}^{\text{at}}_{k,l} \mid k \in \mathbf{F1} \wedge l \in \mathbf{Id} \}$ zu verstehen, also die Klassen von Propositionen mit Zahlenpaaren $\langle k, l \rangle$ – oder, genauer gesagt, die Vereinigungsklasse dieser Propositionen. Diese Vereinigungsklasse umfasst alle atomaren Propositionen, die eine w -Bezugnahme auf mindestens ein \mathbf{Id} -Element und mindestens ein $\mathbf{F1}$ -Element beinhalten. Damit lässt sich der Begriff der propositionalen Stichprobe definitorisch wie folgt einführen, wobei die Inklusionen $\mathbf{Id}_1 \subset \mathbf{Id}$ und $\mathbf{F}_1 \subset \mathbf{F}$ gelten und von den Abkürzungen $\mathbf{I}' = \text{Ix}(\mathbf{Id}_1)$ und $\mathbf{F}' = \text{Ix}(\mathbf{F}_1)$ Gebrauch gemacht wird:

$$(4-1). \mathbf{P}^{\text{at}}_{\mathbf{I}', \mathbf{F}'} = \bigcup \{ \mathbf{P}^{\text{at}}_{m,i} \mid m \in \mathbf{F}' \wedge i \in \mathbf{I}' \}$$

(4-2). L ist eine schwache p.s. relativ zu \mathbf{Id}_1 modulo \mathbf{F}_1 =: Es existiert eine Klasse $\mathbf{A} \subset \mathbf{P}^{\text{at}}_{\mathbf{I}', \mathbf{F}'}$ derart, dass gilt:

- (a) Für jedes Zahlenpaar $\langle m, i \rangle \in \mathbf{F}' \times \mathbf{I}'$ enthält \mathbf{A} genau eine atomare Proposition aus $\mathbf{P}^{\text{at}}_{m,i}$.
- (b) $L = \bigcap \mathbf{A}$.

ERLÄUTERUNG 1. Wenn \mathbf{F}_1 nur eine Attributfamilie \mathbf{F}^m umfasst, so sagt man, dass die p.s. L ist Karinalzahlen s_1, \dots, s_k habe gdw. s_j für alle $j \leq k$ die Zahl der atomaren Propositionen \mathbf{A} mit $\mathbf{P} \subset \mathbf{A}$ ist, die den Attributindex j haben. Gelegentlich wird s_j als die Besetzungszahl des Attributes \mathbf{P}_j als in L bezeichnet und davon gesprochen, dass die p.s. L das k -Tupel $\langle s_1, \dots, s_k \rangle$ habe. Wenn $s = \sum_{i=1}^k s_i$, so heiße s die Summe des k -Tupels.

ERLÄUTERUNG 2. Eine Menge von s -vielen Individuen (L -Sätzen) heißt eine s -Stichprobe. Es ist häufig angebracht, nur die ersten s -vielen Individuen in der Nummerierung heranzuziehen. Man spricht dann von einer s -Vorderstichprobe. $\mathbf{F}_1 \subset \mathbf{F}$ vorgegeben. Dann ist $\mathbf{B}^{(s)}$ die Klasse aller p.s. für die s -Vorderstichprobe modulo \mathbf{F}_1 .

Es seien $\mathbf{Id}_1, \dots, \mathbf{Id}_n$ gewisse Teilmengen der Menge \mathbf{Id} , also der Menge, die den Individuenbereich ausmacht. Die Indexmenge der Menge dieser Teilmengen sei \mathbf{I}_1 ; da Missverständnisse nicht zu erwarten sind, werden eben die Zeichen als Indexvariable verwendet, die auch zur Indizierung von Individuen verwendet werden. Nach diesen Vorbereitungen ist es möglich, die folgenden Definitionen einzuführen, mit denen der Begriff der attributiven Äquivalenz – symbolisch: \equiv_A – und der Begriff des *Feldes* attributiv äquivalenter Individuen – kurz: der Begriff des A -Feldes – etabliert wird. Aus den Definitionen folgt der (2-7) mitgeteilte Satz, dessen Gehalt in den an ihn anschließenden Erläuterungen knapp verdeutlicht wird. Eine Exemplifizierung, mit der die Darstellung zum Abschluss gebracht wird, stellt vor Augen, was mit diesem Ansatz erreicht worden ist, um genauer ausmachen zu können, was unter PGE zu verstehen ist.

$$(4-3) a_i \equiv_A a_j := \forall m \in \text{Ix}(\mathbf{F}). X^m(i) = X^m(j).$$

$$(4-4) [a_i] := \{ a_i \in \mathbf{Id} \mid a_i \equiv_A a_j \}$$

$$(4-5) \forall i \in \mathbf{I}_1. \mathbf{I}_i \text{ ist ein } A\text{-Feld in } \mathbf{Id} := \exists a_i \in \mathbf{Id}. \mathbf{I}_i = [a_i].$$

$$(4-6) \cup \mathbf{I}_i = \mathbf{Id} \wedge \mathbf{I}_i \cap \mathbf{I}_j = \emptyset$$

BEWEIS. Nach (4-4) ist in der Menge \mathbf{Id} mit \equiv eine Äquivalenzrelation gegeben. Dann ist die Teilmenge $Z = \{ [a_i] = \{ x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A a \} \mid a \in \mathbf{Id} \}$ mit $[a_i]$ aus $\text{Pot}(\mathbf{Id})$ eine Zerlegung von \mathbf{Id} . Um dies zu zeigen, ist zunächst zu zeigen, dass jede Menge $[a_i]$ aus $\text{Pot}(\mathbf{Id})$ nicht leer ist. Nun enthält $[a_i]$

genau die Elemente aus \mathbf{Id} , die äquivalent mit dem festen Element a aus \mathbf{Id} sind. Da \equiv_A reflexiv ist, gilt für jedes $a \in \mathbf{Id} \mid a \equiv_A a$. Folglich ist a Element von $[a_i]$, es gilt also $Q_a \neq \emptyset$. Nun ist zu zeigen, dass zwei beliebige Elemente $[a_a] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A a\}$ und $[a_b] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A b\}$ von Z mit $[a_a] \neq [a_b]$ disjunkt miteinander sind. Wegen der Symmetrie und Transitivität von \equiv gilt: Ist $[a_a] \cap [a_b] \neq \emptyset$, so existiert ein $d \in \mathbf{Id}$ mit $d \in [a_a]$ und $d \in [a_b]$. Entsprechend gilt $d \equiv_A a$ und $d \equiv_A b$ und mithin $a \equiv_A d$ und $b \equiv_A d$. Daraus folgt $a \equiv_A b$, und damit gilt $[a_a] = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A a\} = \{x \in \mathbf{Id} \mid x \equiv_A b\} = [a_b]$. Die Vereinigung der Mengen $[a_i]$ mit $a \in \mathbf{Id}$ schließlich ergibt \mathbf{Id} : wegen $a \in [a_i]$ für jedes $a \in \mathbf{Id}$ ist $\cup [a_i] \supseteq \mathbf{Id}$, und aus $[a_i] \subseteq \mathbf{Id}$ für jedes $a \in \mathbf{Id}$ folgt $\cup [a_i] \subseteq \mathbf{Id}$. Folglich gilt $\cup [a_i] = \mathbf{Id}$ für $a \in \mathbf{Id}$. Damit ist das erste der beiden in (2-7) mitgeteilten Konjunkte bewiesen. Zum Beweis des zweiten Konjunks seien zwei Klassen $[a_x] = Q_x$ und $[a_y] = Q_y$ betrachtet, die das Element x beziehungsweise das Element y bei der Zerlegung Z enthalten. \equiv_A ist eine Äquivalenzrelation, denn es gilt: $x \equiv_A x$ wegen $Q_x = Q_x$ für jedes $x \in \mathbf{Id}$, und $x \equiv_A y \Rightarrow y \equiv_A x$ wegen $Q_x = Q_y \Rightarrow Q_y = Q_x$ für alle $x, y \in \mathbf{Id}$, und $x \equiv_A y \wedge y \equiv_A z \Rightarrow x \equiv_A z$ wegen $((Q_x = Q_y) \wedge (Q_y = Q_z)) \Rightarrow Q_x = Q_z$ für alle $x, y, z \in \mathbf{Id}$. \square

ERLÄUTERUNG 1. Der Satz – man kann ihn aus naheliegenden Gründen als das A-Feld-Theorem bezeichnen – charakterisiert einen wesentlichen Teil der L-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer. Die A-Feld-Kenntnisse, die die L-Sprecher/Hörer besitzen, sind ein System *elementarer* grammatischer Kenntnisse. Der Besitz dieser elementaren grammatischen Kenntnisse ist eine Vorbedingung für den Erwerb komplexer grammatischer Kenntnisse.

ERLÄUTERUNG 2. Die grammatisch elementare A-Feld-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer ist eine zentrale Komponente der PGE-Kenntnis, die ihnen L-spezifisch zur Verfügung steht. Ihre Attributkenntnis ist vernetzt mit ihrer UG-Kenntnis. Die UG-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer involviert insbesondere ihre Kenntnis der *Denotation eines UG-Parameters* π . Die zuvor umrissene Theorie der attributierten L-Ausdrücke beinhaltet eine partielle Explikation des Begriffs der Parameterdenotation. Es ist das Ziel der folgenden Kommentare zu (2-7), diese Explikation in ihren Grundzügen vor Augen zu führen.

ERLÄUTERUNG 3. Es gibt gute, vermutlich sogar zwingende Gründe, die Sneed (1971), (1976) im Detail dargelegt hat, eine Theorie als ein *Netz von Theorieelementen* aufzufassen. Insofern ist es naheliegend, auch die UG als ein Netz von Theorieelementen anzusehen. Ein Theorieelement ist – entgegen einer gängigen, aber zu kurz greifenden Sichtweise – nicht einfach ein Modell, sondern eine hochgradig komplexe *Modellstruktur*. Ergänzt um die einschlägigen Spezifizierungen kann der Ansatz von Sneed, der strikt allgemein gefasst ist, als Basis für den Aufbau einer Theorie der Parameterdenotation dienen.

ERLÄUTERUNG 4. Die Denotation eines UG-Parameters π ist durch eine komplexe Modellstruktur gegeben. Diese Struktur umfasst erstens die Menge PLM der *potentiellen lizenzierten Modelle*; sie umfasst zweitens die Menge M_{pp} der *potentiellen Partialmodelle* sowie die Menge M_p der potentiellen Modelle, und sie umfasst drittens die Menge M der Modelle. Teil der Modellstruktur ist ferner eine Restriktionsfunktion ρ und eine Menge B von Beschränkungen. Um der Explikation des Begriffs der Parameterdenotation näher zu kommen, ist es zunächst erforderlich zu zeigen, wie die genannten Elemente der Modellstruktur in das (P&P)-Modell der UG integriert werden können beziehungsweise in ihm – implizit – bereits enthalten sind.

ERLÄUTERUNG 5. Es dürfte offenkundig sein, dass es die Parameter der UG sind, die als Theorieelemente betrachtet werden können und müssen. Ferner ist es naheliegend, die Menge der Prinzipien der UG mit der Menge B der Beschränkungen zu identifizieren, die eine Theorie zum Ausdruck bringt. In Konsequenz dieser – wie gesagt: naheliegenden – Identifizierung ist man natürlich zu der Annahme gezwungen, dass die Prinzipien der UG Teil der Denotation eines UG-Parameters sind, und es mag als befremdlich erscheinen, UG-Prinzipien als Denotationselemente zu betrachten. Dieser Eindruck dürfte sich jedoch verlieren, wenn man bedenkt, dass die Extension eines jeden UG-Parameters konform mit den UG-Prinzipien sein und mithin den Beschränkungen genügen muss, die die UG-Prinzipien beinhalten. Insofern wird durch die Identifizierung lediglich zum Ausdruck gebracht, dass auch Parameterdenotationen den UG-Prinzipien genügen, und diesen vergleichsweise

trivialen Sachverhalt vermöge der Identifizierung zu konstatieren, kann in keiner Weise befremdlich sein. – Im übrigen sollten die *B*-Elemente nicht mit der unabhängig von ihnen – also den UG-Prinzipien – gegebenen Restriktionsfunktion ρ verwechselt werden: diese Funktion restringiert auf eine noch zu spezifizierende Art Komponente der Modellstruktur auf Komponenten der Modellstruktur. – Die folgenden Kommentare machen deutlich, dass die Theorie der attribuierten L-Ausdrücke es gestattet, die Komponenten M_{pp} und M_p der Modellstruktur zu identifizieren. Insofern gestattet es die Theorie, die Relation zu erklären, die zwischen der IN-Kenntnis und der UG-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer besteht: da die Komponenten M_{pp} und M_p der Modellstruktur Elemente der Parameterdenotation sind, impliziert die Theorie die Annahme, dass die IN-Kenntnis eine Subkomponente der UG-Kenntnis ist, und diese Annahme ist – wie noch deutlich werden wird – sowohl deskriptiv als auch explanativ überaus produktiv.

ERLÄUTERUNG 6. Bei der ersten Komponente der Modellstruktur handelt es sich um die Menge PLM. Die Elemente von PLM sind durch *Grobattribute* wie etwa *Satzverknüpfung*, *Satzeinbettung*, und so weiter gegeben. Behauptungen, die Grobattribute enthalten, betreffen fundamentale grammatische Eigenschaften. Die Grobattribute, die L-Ausdrücken zukommen, werden – im Sinne der folgenden Erläuterungen – innerhalb der Modellstruktur *verfeinert*.

ERLÄUTERUNG 7. Für die AT-Kenntnis der Sprecher/Hörer ist die Kenntnis der Komponente M_{pp} der Parameterdenotation in einer zentralen Hinsicht mit konstitutiv. Um die Struktur dieser besonderen Art von grammatischen Sprecher/Hörer-Wissen verdeutlichen zu können, ist es zweckmäßig, einen speziellen UG-Parameter zu betrachten: den Parameter **KKD** der konjunktiven Koordination von Deklarativsätzen, dessen Existenz hier für die Zwecke der Argumentation – und, wie sich sehr wohl und im Gegensatz zu diversen, gerade im GB-Umfeld gängigen Vormeinungen – zeigen lässt, darüber hinaus aus guten empirischen Gründen – vorausgesetzt wird. Die M_{pp} -Komponente der **KKD**-Denotation ist durch eine Attributfamilie gegeben; diese Attributfamilie determiniert im in Rede stehenden Fall die Menge aller konjunktiv koordinierten Deklarativsätze. Nun enthält diese Menge zweifellos sehr unterschiedliche konjunktiv koordinierte Deklarativsätze: etwa solche Sätze, in denen die konjunktive Koordination kommutativ ist, und solche Sätze, in denen sie nicht-kommutativ ist. Entsprechend kann die Menge weiter zerlegt werden, und diese Zerlegung wird durch weitere Attributierungen zum Ausdruck gebracht, etwa durch die Inkorporation des Attributs „kommutative konjunktive Deklarativsatzkoordination“. Insofern ist ein essentieller Teil der Modellstruktur und damit der Parameterdenotation durch Behauptungen der Form „ $j \in I_x(\mathbf{F}^m)$ “ gegeben. Behauptungen dieser Form determinieren die Klasse M_{pp} der potentiellen Partialmodelle eines UG-Parameters. Im Fall des vorausgesetzten **KKD**-Parameters ist beispielsweise die Menge aller konjunktiv koordinierten Deklarativsätze, die kommutativ sind, ein M_{pp} -Element und damit Teil der Parameterdenotation. Ein eben solches Element ist natürlich auch die Menge aller konjunktiv koordinierten Deklarativsätze, die nicht-kommutativ sind. Die beiden angeführten Mengen sind durch voneinander verschiedene Attribute gegeben, die zur gleichen Attributfamilie gehören. Da durch das Axiom in (2-3) die Möglichkeit ausgeschlossen ist, dass zwei Attribute, die zur selben Attributfamilie gehören, dieselbe Entität – dieselben Sätze, kurz gesagt – denotieren, müssen die beiden exemplarisch angeführten Mengen disjunkt miteinander sein. Diese Disjunktheitsanforderung ist im betrachteten Fall offenkundig erfüllt, und in diesem Sinne determinieren Behauptungen der Form „ $j \in I_x(\mathbf{F}^m)$ “ die potentiellen Partialmodelle eines UG-Parameters π . Sie reflektieren, metaphorisch gesprochen, den *äußeren* Bereich einer Parameterdenotation.

ERLÄUTERUNG 8. Eine zentrale Komponente der **KKD**-Denotation – und der Parameterdenotation überhaupt – ist durch Behauptungen der Form „ $j \in I_x(\mathbf{F}^m)$ “ gegeben. Aber Behauptungen dieser Form betreffen nur grammatische Verhalten von isoliert betrachteten konjunktiv koordinierten Deklarativsätzen; sie reflektieren nicht die interaktive Struktur, in die die konjunktive Koordination grammatisch eingebettet ist. Wie die Exemplifizierung im folgenden verdeutlicht, interagiert die konjunktive Koordination mit anaphorischen Relationen, und umgekehrt, und derartige Interaktionen werden durch Behauptungen der Form „ $j \in I_x(\mathbf{F}^m)$ “ nicht erfasst. Diese Interaktionen – oder die möglichen *Kookkurrenzen* der konjunktiven Koordination – machen aber den Gehalt des **KKD**-Parameters mit aus; sie müssen mithin als Bestandteil der Parameterdenotation aufgefasst werden. Und was für den **KKD**-Parameter gilt, gilt in Entsprechung natürlich für UG-Parameter überhaupt.

ERLÄUTERUNG 9. Innerhalb der Theorie, die mit (4-3) – (4-6) aufgebaut wurde, ist es die Theorie der A-Felder, die die möglichen Kookkurrenzen eines M_{pp} -Element – oder, anders gesagt, seinen *Kookkurrenzenraum* – reflektiert. Im Fall des **KKD**-Parameters etwa sind anaphorische Konstruktionen Teil dieses Kookkurrenzenraums. Dieser Kookkurrenzenraum ist durch endlich viele, voneinander verschiedene Attribute gegeben, wobei irgendzwei dieser Attribute zu voneinander verschiedenen Attributfamilien gehören, aber auf dieselbe Entität – dieselbe Satzmenge – zutreffen. Dies ist konsistent mit den mit dem Axiom in (2-3) geltend gemachten Anforderungen. Das Axiom schließt zwar die Möglichkeit aus, dass zwei zur gleichen Attributenfamilie gehörende Attribute auf denselben Satz zutreffen, aber es erlaubt die Zuordnung einer Mehrzahl von Attributen zu ein und derselben Entität – unter der Voraussetzung, dass diese Attribute voneinander verschiedenen Attributfamilien angehören. Kookkurrenzenräume, im angedeuteten Sinn dieses Begriffs, erfüllen diese Verschiedenheitsbedingung, und sie erlauben deshalb die Mehrfachattributierung eines Satzes. Der Kookkurrenzenraum liefert, *zusammen mit dem M_{pp} -Element der Parameterdenotation*, ein potentielles Modell eines UG-Parameters π . Mit anderen Worten: die potentiellen Modelle eines UG-Parameters sind A-Felder, im definierten Sinn des Wortes. Metaphorisch gesprochen: diese Modelle – also die A-Felder – sind der *innere* Bereich einer Parameterdenotation. (Die Modelle, also das Kernelement der Parameterdenotation, liefert die Anwendung der Restriktionsfunktion ρ auf A-Felder; das Resultat der Anwendung dieser Funktion ist im Fall des **KKD**-Parameters ein Verband, im technischen Sinn des Wortes. Da die Modelle im ersten Teil dieser Untersuchung keine wichtige Rolle spielen, kann ihre Betrachtung zunächst vernachlässigt werden).

EXEMPLIFIZIERUNG. Um den empirischen Gehalt der zuvor umrissenen Konzeption der Parameterdenotation – und des dadurch implizit induzierten Parametrisierungskonzeptes – wie auch des Begriffs des A-Feldes vor Augen führen zu können, ist es zweckmäßig, wiederum den zuvor vorausgesetzten **KKD**-Parameter zu betrachten – wobei die Ausführungen im folgenden einiges dazu beitragen dürften, deutlich zu machen, dass diese Voraussetzung durchaus ihre Berechtigung hat. Im Hinblick auf diese Voraussetzung ist klar, dass der in (1) mitgeteilte L-Satz den **KKD**-Parameter instanziiert, der in (2) angeführte L-Satz jedoch nicht, da der Satz in (2) – im Gegensatz zu dem Satz in (1) – eine disjunktive und keine konjunktive Koordination beinhaltet:

- (1) Max singt und Moritz trinkt
 (2) Max singt oder Moritz trinkt

Es ist zunächst einmal dieser Unterschied zwischen den beiden Sätzen, der exemplifizierungsrelevant ist.

[1] Auf der Ebene der Grobattribute gilt, dass der genannte Unterschied zwischen den beiden Sätzen nicht konstaterbar ist: die Grobattribute, die auf den einen Satz zutreffen, treffen auch auf den anderen Satz zu, und umgekehrt. Auf beide Sätze trifft etwa das Grobattribut „Satzverknüpfung“ zu. Dass die beiden Sätze unterschiedliche Arten der Satzverknüpfung instanziiieren, ist für die Grobattributierung irrelevant.

[2] Die Unterschiedlichkeit der instanziierten Satzverknüpfungen kann auf der Ebene der Attribute und Attributfamilien ausgedrückt werden. Mit anderen Worten: die Sätze in (1) und (2), die grobattributiv nicht voneinander unterscheidbar sind, sind attributiv voneinander unterscheidbar. Der Satz in (1) kann attributiv identifiziert werden, da ein Konjunktionsattribut – es möge dies das 29te Attribut der 11ten Attributenfamilie sein – auf ihn, nicht aber auf den Satz in (2) zutrifft.

[3] Wenn die Kette in (1) ein L-Satz ist – und daran, dass dies der Fall ist, ist ein sinnvoller Zweifel wohl nicht möglich –, dann ist auch die in (3) mitgeteilte Kette ein Satz der Sprache L:

- (3) Moritz trinkt und Max singt

Das heißt, dass die Vertauschung der Konjunkte eine Vertauschung *salva grammatizitate* und *salva veritate* ist. Die konjunktive Koordination zweier Deklarativsätze weist somit die Eigenschaft der *Symmetrie* auf – mit der Kette „Moritz trinkt und Max singt“ ist auch die Kette in (1) grammatisch, also ein L-Satz, und umgekehrt. Der Symmetrietatbestand sei durch das 7te Attribut der 31ten Familie zum Ausdruck gebracht. Die konjunktive Deklarativsatzkoordination ist jedoch nicht nur

symmetrisch; sie ist überdies auch *kommutativ*: wenn der Satz in (1) wahr (falsch) ist, dann ist auch der Satz in (3) wahr (falsch), und umgekehrt. Die Kommutativitätseigenschaft sei durch das 8te Attribut der 33ten Familie charakterisiert. Durch diese Attributierungen ist ein A-Feld in **Id** – das A-Feld \mathbf{A}_{13} , um ihm einen Namen zu geben – gegeben; es lässt sich wie folgt charakterisieren:

$$(4) \mathbf{A}_{13} = \{ F^{11}_{29}(a_9), F^{31}_7(a_9), F^{33}_8(a_9) \}$$

Natürlich ist die Entität a_9 der in (1) angegebene Satz; dieser Satz ist einer der möglichen *Repräsentanten* des A-Feldes \mathbf{A}_{13} . Natürlich ist der Repräsentant nicht das einzige Element des A-Feldes \mathbf{A}_{13} ; zu ihm zählt auch der Satz in (1) und zu ihm rechnen zahlreiche weitere Sätze. Es erübrigt sich hier, die Extension $\text{EXT}(\mathbf{A}_{13})$ weiter zu exemplifizieren.

[4] Das A-Feld \mathbf{A}_{13} umfasst alle Deklarativsätze, die konjunktiv koordiniert, symmetrisch und kommutativ sind. Deshalb ist der Satz in (3) *kein* Element dieses A-Feldes, obwohl auch er die Eigenschaften der Symmetrie und der Kommutativität aufweist: er instanziiert nicht die konjunktive, sondern die disjunktive Koordination, und deshalb *kann* der Satz in (3) kein \mathbf{A}_{13} -Element sein. Er ist Element eines anderen A-Feldes, etwa des A-Feldes \mathbf{A}_{81} , das alle Deklarativsätze umfassen möge, die symmetrisch, kommutativ und disjunktiv miteinander verknüpft sind. Natürlich sind diese beiden A-Felder, wie es mit dem A-Feldtheorem behauptet wird, disjunkt miteinander; das heißt, es gilt $\text{EXT}(\mathbf{A}_{13}) \cap \text{EXT}(\mathbf{A}_{21}) = \emptyset$. An dieser Disjunktheit ändert der Umstand, dass die voneinander verschiedenen attributiven Charakterisierungen teilweise, da sie dieselben Elemente enthalten, miteinander übereinstimmen, definitiv nichts – diese Übereinstimmungen eröffnen vielmehr die Möglichkeit attributiver Generalisierungen, die im folgenden noch zu besprechen sein werden. Um den Disjunktheitstatbestand nochmals an einem nicht-sprachlichen Beispiel zu verdeutlichen: man betrachte die Menge der Göttinger, die 38 Jahre alt sind – die Menge $\{\text{GÖ}, 38\}$ –, und die Menge der Göttinger, die 39 Jahre alt sind – die Menge $\{\text{GÖ}, 39\}$. Die Charakterisierungen dieser Mengen stimmen teilweise miteinander überein, und sie müssen teilweise miteinander übereinstimmen, weil beide Mengen Göttinger als Elemente umfassen. Aber diese Übereinstimmungen ändern nichts daran, dass $\{\text{GÖ}, 38\} \cap \{\text{GÖ}, 39\} = \emptyset$ gilt, da kein Göttinger zugleich 38 Jahre und 39 Jahre alt sein kann. Daran, dass A-Felder disjunkt miteinander sind, kann ein ernsthafter Zweifel nicht bestehen.

[5] Die Exemplifizierung kann damit als abgeschlossen betrachtet werden. Was sind die Ergebnisse der voranstehenden Bemerkungen? Zumindest die folgenden Resultate sind herauszustellen:

(R-1) Die Exemplifizierung hat gezeigt, dass es auf unproblematische Art möglich ist, **Id**-Elementen und sprachlichen Ausdrücken überhaupt Grobattribute zuzuordnen.

(R-2) Die Exemplifizierung hat gezeigt, dass es sehr wohl einen empirischen Gehalt hat, wenn Behauptungen der Form „ $j \in \text{Ix}(\mathbf{F}^m)$ “ als Charakterisierungen von Elementen der Denotation eines UG-Parameters begriffen werden. Der **KKD**-Parameter hat die Menge \mathbf{F}^{31}_7 von symmetrischen Deklarativsatzverknüpfungen als eines seiner möglichen Partialmodelle, und er hat die Menge \mathbf{F}^{33}_8 von kommutativen Deklarativsätzen als eines seiner möglichen Partialmodelle. Die Kenntnis dieser Modelle ist Bestandteil der IN-Kenntnis der L-Sprecher/Hörer. Diese Kenntnis ist die Grundlage ihrer Kenntnis von möglichen Modellen. Mögliche Modelle sind durch A-Felder gegeben: (10) – das A-Feld \mathbf{A}_{13} – ist eines der möglichen Modelle des **KKD**-Parameters. A-Felder restringieren potentielle Partialmodelle auf potentielle Modelle. (Es ist wesentlich zu sehen, dass ein mögliches Modell – ein A-Feld – im Normalfall nicht einfach aus einer „Addition“ von potentiellen Partialmodellen hervorgeht, was anzunehmen die voranstehenden Betrachtungen nahe legen könnten.) – *Weil die AT-Kenntnis der Sprecher/Hörer, die ein integraler Teil ihrer Sprachkenntnis überhaupt ist, wesentlich in der Kenntnis von potentiellen Partialmodellen und potentiellen Modellen besteht, ist die Sprachkenntnis der Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht die Kenntnis eines grammatischen Möglichkeitsraumes.*

(R-3) Die Exemplifizierung hat gezeigt, dass es empirisch legitimiert ist, AT-Kenntnisse als Teil der Sprachkenntnis der Sprecher/Hörer zu betrachten. Sie hat insofern auch gezeigt, dass es empirisch legitimiert ist, den Sprecher/Hörern die Kenntnis eines grammatischen Möglichkeitsraums zuzuschreiben. – *Ende der Exemplifizierung.*

Um zusammen zu fassen: die UG wird unter den Bedingungen der Sprachaktualität attributiv instanziiert; diese Instanziiierung inkorporiert potentielle Partialmodelle und potentielle Modelle. Die

M_{pp} -Elemente und die M_p -Elemente reflektieren die IN-Kenntnis der Sprecher/Hörer einer A-Sprache L vom Typ N . Die Instanziierung der UG impliziert eine *partielle Belegung* der UG-Parameter. Diese partielle Belegung – die Belegung in einem Möglichkeitsraum – ist die Voraussetzung für die weitere – und weiter ausdifferenzierende – Belegung der UG-Parameter. Es ist offenkundig, dass diese Konzeption der UG-Parametrisierung – die Mehrebenen-Konzeption der UG-Parametrisierung, um ihr einen Namen zu geben – sich von der Standardkonzeption der UG-Parametrisierung grundlegend unterscheidet, der zufolge die Parametrisierung der UG auf einer und nur einer Ebene erfolgt, und zwar auf der Ebene der vollständigen und abschließenden Belegung der UG-Parameter. Die innerhalb des (P&P)-Modells der UG nicht weiter explizierte, aber stillschweigend gemachte Annahme, dass die UG-Parameter vollständig und abschließend belegt werden, dürfte eine der Hauptschwierigkeiten sein, die dem Versuch entgegen stehen, die Strukturen und Prozesse der Sprachdynamik zu erklären und zu beschreiben. Um diese Hauptschwierigkeit genau verorten zu können, ist es jedoch erforderlich, die zuvor umrissene theoretische Konzeption weiter auszuführen und weiter auszudifferenzieren: es besteht kein Anlass dazu, den gleichen Fehler unter anderen Bedingungen noch einmal zu machen – nur wenn hinlänglich geklärt ist, warum die Fragen A und B, die zum Schluss des ersten Abschnittes aufgeworfen wurden, unter der Voraussetzung der Standardkonzeption der UG-Parametrisierung nicht beantwortet werden können, kann es möglich werden, diese beiden zentralen Fragen im Rahmen der Mehrebenen-Konzeption der UG-Parametrisierung mit Aussicht auf Adäquatheit zu beantworten. Die Betrachtungen im folgenden beinhalten den Versuch, diese Beantwortungsmöglichkeit weiter zu erschließen.

Annahme I. $Den(\pi) = \langle GA, M_{pp}, M_p, M, C, \rho \rangle$, mit:

- (a) GA ist eine Satzmenge.
- (b) M_{pp} ist eine p.s..
- (c) M_p ist ein A-Feld.
- (d) M ist ein Verband und die Menge der mit diesem Verband verträglichen Strukturbäume.
- (e) C ist die Menge der UG-Prinzipien.
- (f) ρ ist eine Restriktion von GA auf M_{pp} auf M_p auf M .

Annahme II. Bei der AG/UG-Kooperation entwickelt UG

- (a) so wenig Knoten wie möglich.
- (b) so viele Knoten wie nötig.
- (c) integriert UG so viele A-Felder wie möglich.

Allgemein gefasst kann man sagen, dass die Annahme II (a) das *Prinzip der maximalen Generalisierung* beinhaltet, die Annahme II (b) das *Prinzip der maximalen Spezialisierung* und die Annahme II (c) das *Prinzip der maximalen Subsumption* beziehungsweise das *Prinzip der maximalen Feldintegration*.

5 Potenzielle Grammatizität, Grammatizität, partielle Grammatizität

6 Alternativräume der Grammatizität

7 Dynamik der Grammatizität

FILTERALGEBRA DER UNIVERSALGRAMMATIK

Das zentrale Element der hier entwickelten Theorie der Dynamik von I-Sprachen ist ohne Zweifel die konform mit dem Monotonieprinzip aufgebaute Theorie der durch die Unifikationsbedingung beschränkten Filterschaltungen. UG-Filter sind Größen, die *Verknüpfungsoperationen* unterworfen werden können, und die, um die Tatbestände der I-Sprachdynamik erklären zu können, in der Tat auch Verknüpfungsoperationen unterworfen werden müssen. In diesem Fall ist in der Menge der UG-Filter insbesondere, wie Kap. 3 deutlich gemacht haben dürfte, die *einstellige* Verknüpfungsoperation der Negation (mengentheoretisch gesprochen: die Operation der *Komplementbildung*) wirksam; ferner sind zwei *zweistellige* Verknüpfungsoperationen wirksam: die Adjunktion (die in der linguistischen Literatur zumeist als *Disjunktion* bezeichnet wird); mengentheoretisch gesprochen also die Operation der Vereinigung, und die Konjunktion; mengentheoretisch gesprochen also die Durchschnittsoperation. Abstrahiert man von der einschränkenden Unifikationsbedingung – betrachtet also den allgemeinen Fall –, stellt sich die Menge F der UG-Filter somit als ein Verknüpfungsgebilde dar – als ein Verknüpfungsgebilde im Standardsinn dieses Begriffs. Die Verknüpfungsoperationen, die in F wirksam sind, werden durch $+$, \circ , $\bar{}$ symbolisiert; dabei steht $+$ für die Operation der Adjunktion beziehungsweise Vereinigung; \circ steht für die Konjunktion beziehungsweise die Durchschnittsoperation; $\bar{}$ schließlich steht für die Negation beziehungsweise die Komplementbildung. Entsprechend lässt sich die Menge der UG-Filter als ein Verknüpfungsgebilde $(F; +, \circ, \bar{})$ darstellen, mit $f_1, f_2, f_3, \dots \in F$. Dass dieses Verknüpfungsgebilde $(F; +, \circ, \bar{})$ Verknüpfungsgebilde im Standardsinn dieses Begriffs ist, heißt einfach, dass in $(F; +, \circ, \bar{})$ die nachfolgend mitgeteilten Verknüpfungsgesetze gelten:

(1) Kommutativitätsgesetze

(a) $f_1 \circ f_2 = f_2 \circ f_1$

(b) $f_1 + f_2 = f_2 + f_1$

(2) Assoziativitätsgesetze

(a) $(f_1 \circ f_2) \circ f_3 = f_1 \circ (f_2 \circ f_3)$

(b) $(f_1 + f_2) + f_3 = f_1 + (f_2 + f_3)$

(3) Distributivitätsgesetze

(a) $f_1 \circ (f_2 + f_3) = (f_1 \circ f_2) + (f_1 \circ f_3)$

(b) $f_1 + (f_2 \circ f_3) = (f_1 + f_2) \circ (f_1 + f_3)$

(4) Idempotenzgesetze

(a) $(f_1 \circ f_1) = f_1$

(b) $(f_1 + f_1) = f_1$

(5) Absorptionsgesetze (Verschmelzungsgesetze)

(a) $f_1 \circ (f_1 + f_2) = f_1$

(b) $f_1 + (f_1 \circ f_2) = f_1$

(6) Gesetze der neutralen Elemente

(a) $f_1 \circ 0 = f_1$

(b) $f_1 + 1 = f_1$

(c) $f_1 \circ 1 = 1$

(d) $f_1 + 0 = 0$

(7) Komplementgesetze

(a) $f_1 \circ \bar{f_1} = 1$

(b) $f_1 + \bar{f_1} = 0$

(8) Gesetz des Komplement des Komplements

$$(f_1 \overline{\overline{}}) = f_1$$

(9) De Morgan-Gesetze

$$(a) (f_1 \circ f_2) \overline{\overline{}} = f_1 \overline{\overline{}} \circ f_2 \overline{\overline{}}$$

$$(b) (f_1 + f_2) \overline{\overline{}} = f_1 \overline{\overline{}} + f_2 \overline{\overline{}}$$

Offenbar handelt es sich bei den in (1) – (9) angeführten Gesetzen um nichts anderes als um Gesetze, die ganz allgemein für Boolesche Algebren gelten. Sie lassen sich somit aus einem einschlägigen Axiomensystem ableiten oder als Axiome eines solchen Systems begreifen. Relativ zu einem solchen Axiomensystem lässt sich dann das in Kap. 3 betrachtete System von UG-Filtern als eine Boolesche Algebra begreifen. Ein Axiomensystem, das eine Boolesche Algebra von UG-Filtern festlegt, ist nachfolgend in (10) angegeben:

(10) Ein Verknüpfungsgebilde $(F; +, \circ, \overline{\overline{}})$ mit $f_1, f_2, f_3, \dots \in F$ ist eine Boolesche Algebra von UG-Filtern genau dann, wenn $(F; +, \circ, \overline{\overline{}})$ den folgenden Axiomen genügt:

$$(a) \forall f_1 \in F \forall f_2 \in F. f_1 \circ f_2 = f_2 \circ f_1.$$

$$(b) \forall f \in F \forall f_2 \in F. f_1 + f_2 = f_2 + f_1.$$

$$(c) \forall f_1 \in F \forall f_2 \in F \forall f_3 \in F. f_1 \circ (f_2 + f_3) = (f_1 \circ f_2) + (f_1 \circ f_3).$$

$$(d) \forall f_1 \in F \forall f_2 \in F \forall f_3 \in F. f_1 + (f_2 \circ f_3) = (f_1 + f_2) \circ (f_1 + f_3).$$

$$(e) \exists 0 \in F \forall f \in F. f_1 \circ 0 = f_1.$$

$$(f) \exists 1 \in F \forall f \in F. f_1 + 1 = f_1.$$

$$(g) \forall f \in F. (f_1 \circ f_1 \overline{\overline{}} = 1) \wedge (f_1 + f_1 \overline{\overline{}} = 0).$$

Es ist wohlbekannt, dass die in (10) angegebene Axiomatik widerspruchsfrei ist. Ein spezieller Tatbestand ist es wert, in diesem Zusammenhang in Erinnerung gebracht zu werden: Die Erklärung des Komplements als einstellige Verknüpfung impliziert die Annahme, dass zu dem $f_1 \in F$ genau ein $f_1 \overline{\overline{}} \in F$ existiert. Dieses $f_1 \overline{\overline{}}$ muss zusammen mit $f_1 \in F$ die Bedingung (10)(g) erfüllen. Aber auch wenn dies der Fall ist, ist noch nicht ausgeschlossen, dass es in F noch weitere, von $f_1 \overline{\overline{}}$ verschiedene Elemente gibt, die zusammen mit f_1 die Bedingung (10)(g) erfüllen. Auf der Basis von (10) lässt sich jedoch beweisen, dass es solche Elemente nicht gibt; das heißt: zusammen mit f_1 erfüllt *nur* das Komplement $f_1 \overline{\overline{}}$ die Bedingung (10)(g).

(11) Aus den Axiomen (a), (b), (c) (g) aus (10) ist $f_1 + 0 = 0$, also (6)(d) ableitbar.

Beweis. $(f_1 \circ 0)$

$$= (f_1 \circ 0) + 0 \quad (6)(b)$$

$$= (f_1 \circ 0) + (f_1 \circ f_1 \overline{\overline{}}) \quad (10)(g)$$

$$= f_1 \circ (0 + f_1 \overline{\overline{}}) \quad (3)(b)$$

$$= f_1 \circ (f_1 \overline{\overline{}} + 0) \quad (1)(a)$$

$$= f_1 \circ f_1 \overline{\overline{}} \quad (6)(a)$$

$$= 0 \quad (10)(g)$$

□

FORMATIONSBEDINGUNGEN DER L-PERIPHERIE

Siegfried Kanngießer

Sprachperipherie

Jede A-Sprache L inkorporiert modulo ℓ

„a periphery of borrowings, historical residues, inventions, and so on, which we can hardly expect to – and indeed would not want to – incorporate within a principled theory of UG. For such reasons as these, it is reasonable to suppose that UG determines a set of core grammars and that what is actually represented in the mind of an individual even under the idealization to a homogeneous speech community would be a core grammar with a periphery of marked elements and constructions.“ (Chomsky 1981: 8).

UG-Determination

Wenn UG sich im Zustand Z der parametrischen Sättigung befindet, determiniert UG die I-Sprache L vollständig.

CP/IP-System und α -Transformation

Im Zustand Z ist das CP/IP-System und die α -Transformation vollständig gegeben. Grundlegend für die Projektivität des CP/IP-Systems ist das \bar{X} -Prinzip.

Satzstruktur

[CP.....[CP [C¹ [C⁰ IP[XP_{subj}..I¹ [I¹ VP]]]]]]

A-Sprache L vom Typ N

Wenn L eine aktuelle Sprache vom Typ N der natürlichen Sprachen ist, dann gilt:

- (a) Die I-Sprache L ist mit konstitutiv für L .
- (b) Es gibt in L eine L-Peripherie ℓ .

S-Sprache

In L existiert eine S-Sprache \mathbf{L} , mit:

- (a) L ist strukturell in \mathbf{L} echt inkludiert.
- (b) \mathbf{L} ist epistemisch komplementär zu L .

L-Peripherie ℓ

ℓ ist eine Menge von markierten Fällen.

L/ ℓ -Grenze in L

Die L/ ℓ -Grenze in L ist durch das CP/IP-System gegeben.

ℓ -Elemente

Außerhalb der Reichweite des \bar{X} -Prinzips und damit in ℓ liegen

- (a) Wortbildungsfälle
- (b) die konjunktive Koordination
- (c) die disjunktive Koordination

·
·
·

Frage

Wie wird die ℓ -Peripherie in L möglich?

Hypothese der parametrischen Residualität

ℓ ist parametrisch residual.

Beispiel

V3-Sätze sind in L parametrisch residual modulo V2-Sätzen.

Voraussetzung

Die Hypothese der parametrischen Residualität setzt voraus, dass gilt:

- (a) L ist eine dynamische, veränderliche Größe.
- (b) Das $\langle \text{CP/IP}, \alpha \rangle$ -System ist ein dynamisches System.

UG-Dynamik

V3-Parameter (Nullparameter) $<$ V2-Parameter

V2-Parameter

- | | |
|------------------------------|----------|
| a. V moves to I | (yes/no) |
| b. V/I moves C | (yes/no) |
| c. Spec, IP is an A position | (yes/no) |

Ans van Kemenade/ Nigel Vincent, Parameters and morphosyntactic change, in: Kemenade/Vincent, Parameters of morphosyntactic change, Cambridge: Cambridge University Press 1997, S. 10)

Einwand 1

Das CP/IP-System ist invariant.

Einwand 2

Die α -Transformation ist nicht umkehrbar.

Feststellung

Nur dann, wenn die α -Transformation invertiert werden kann, ist es möglich, L als dynamische Größe zu begreifen.

Koexistenzhypothese

Die ℓ -Peripherie in L ist die Funktion eines mit der UG koexistierenden und zu ihr komplementären epistemischen Systems Σ .

Hybridität

Die L -Kapazität ist ein Hybridsystem $H = \langle \text{UG}, \Sigma, \Pi, \dots \rangle$.

Σ -Elemente

Σ -Elemente sind

- a. Generalisierte Transformationen
- b. Analogiemechanismen

KOMPLEMENTSTRUKUREN DER SPRACHFORMATION

Siegfried Kanngießer

Die Sprecher/Hörer einer Sprache sind hybride Systeme, denn ihre Sprachkenntnis setzt sich aus sortal voneinander verschiedenen Subsystemen zusammen. Insbesondere verfügen die Sprecher/Hörer einerseits über implizite, ihnen selbst nicht transparente und folglich auch ihrem Bewusstsein nicht zugängliche Sprachkenntnisse – namentlich ihre grammatischen Sprachkenntnisse sind von dieser Art – und andererseits über explizite, also in ihrem Bewusstsein verankerte Sprachkenntnisse. Ihre stilistischen Sprachkenntnisse, ihre Varietätenkenntnisse und ihre Sprachidentifikationskenntnisse sind in relevanten Hinsichten Kenntnisse dieser Art. Diese Systeme expliziter, also bewusster Sprachkenntnis sind im Kern qualifikatorische Sprachkenntnissysteme. Sie umfassen insbesondere eine präferentielle Komponente und sind systematisch nicht-monoton. Diese ihre Nicht-Monotonie ist die Grundlage für die immanente Dynamik des expliziten sprachlichen Wissens der Sprecher/Hörer-Individuen.

Im Rahmen einer ziemlich verwickelten, konsequenzenreichen und auch voraussetzungsreichen Argumentation demonstriert Wittgenstein, dass es eine Privatsprache nicht geben kann. Das heißt, wie Kripke in seiner Interpretation der Argumentation Wittgensteins nachweist, dass es eine Sprache, auf die das private Modell des Regelfolgens zutrifft, nicht geben kann. Im Zuge einer Folge von rhapsodistischen Bemerkungen zu Kripke Wittgenstein-Interpretation stellt Stegmüller fest, dass Chomskys Sprachkonzeption – also die Konzeption der I-Sprache – die Konsequenz habe, dass die I-Sprache als eine Privatsprache im Sinn Kripkes begriffen werden muss, das heißt: als eine Sprache, „auf die genau das private Modell des Regelfolgens zutrifft“ (Stegmüller 1989: 158). Stellt also Chomskys Sprachkonzeption – ihre Korrektheit einmal vorausgesetzt – eine Widerlegung der Argumentation Wittgensteins dar? Oder stellt die Argumentation Wittgensteins, wenn deren Korrektheit nachgewiesen werden kann, eine Widerlegung der Sprachtheorie Chomskys dar? Oder ist Kripkes Interpretation der Argumentation Wittgensteins von Grund auf verfehlt, sodass die genannte Alternative sich faktisch als eine Pseudoalternative erweist, wenn Wittgensteins Argumentation und Chomskys Sprachtheorie korrekt rekonstruiert werden? Oder verhält es sich so, dass Stegmüllers Befund das Ergebnis einer Fehldeutung von Kripkes Interpretation der Argumentation Wittgensteins – vielleicht sogar das Ergebnis einer Fehldeutung der von Kripke zu verantwortenden Fehlinterpretation der Argumentation Wittgensteins – ist, sodass dieser Befund ganz und gar unhaltbar ist? Um einer Antwort auf diese Fragen, die – wie sich zeigen wird – nicht nur Fragen der Wittgenstein-Rezeption sind, sondern Fragen, die ins Zentrum der linguistischen Theoriebildung führen, zumindest näher kommen zu können, ist es angebracht, die Grundzüge der Argumentation Wittgensteins kurz zu rekapitulieren und zur Diskussion zu stellen.

„Denken wir uns eine Sprache, für die die Beschreibung, wie Augustinus sie gegeben hat, stimmt: Die Sprache soll der Verständigung eines Bauenden A mit einem Gehilfen B dienen. A führt einen Bau auf aus Bausteinen; es sind Würfel, Säulen, Platten und Balken vorhanden. B hat ihm die Bausteine zuzureichen, und zwar nach der Reihe, wie A sie braucht. Zu diesem Zweck bedienen sie sich einer Sprache, bestehend aus den Wörtern: „Würfel“, „Säule“, „Platte“, „Balken“. A ruft sie aus; – B bringt den Stein, den er gelernt hat, auf diesen Ruf zu bringen. – Fasse dies als eine vollständige primitive Sprache auf.“ (§ 2).

„Augustinus beschreibt, könnten wir sagen, ein System der Verständigung; nur ist nicht alles, was wir Sprache nennen, dieses System.“ (§ 3).

„[...]“

Indem ich die Stange mit dem Hebel verbinde, setze ich die Bremse instand.“ – Ja, gegeben den ganzen übrigen Mechanismus. Nur mit diesem ist er der Bremshebel; und losgelöst von seiner Unterstützung ist er nicht einmal Hebel, sondern kann alles Mögliche sein, oder nichts.“ (§ 6)

„In der Praxis des Gebrauchs der Sprache (2) ruft der eine Teil die Wörter, der andere handelt nach ihnen; [...]“

Ich will diese Spiele „*Sprachspiele*“ nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden.

[...].

Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das „Sprachspiel“ nennen.“ (§ 7).

„Sehen wir eine Erweiterung der Sprache (2) an. Außer den vier Wörtern „Würfel“, „Säule“, etc. enthalte sie eine Wörterreihe, die verwendet wird, wie der Kaufmann in (1) die Zahlwörter verwendet (es kann die Reihe der Buchstaben des Alphabets sein); ferner, zwei Wörter, sie mögen „dorthin“ und „dieses“ lauten (weil dies schon ungefähr ihren Zweck andeutet), sie werden in Verbindung mit einer zeigenden Handbewegung gebraucht; und endlich eine Anzahl von Farbmustern. A gibt einen Befehl von der Art „d-Platte-dorthin“. Dabei lässt er den Gehilfen ein Farbmuster sehen, und beim Worte „dorthin“ zeigt er an eine Stelle des Bauplatzes. B nimmt von dem Vorrat der Platten je eine von der Farbe des Musters für jeden Buchstaben des Alphabets bis zum „d“ und bringt sie an den Ort, den A bezeichnet. – Bei anderen Gelegenheiten gibt A. den Befehl „dieses-dorthin“. Bei „dieses“ zeigt er auf einen Baustein. Usw.“ (§ 8).

„Dass die Sprachen (2) und (8) nur aus Befehlen bestehen, lass dich nicht stören. Willst du sagen, sie seien darum nicht vollständig, so frage dich, ob unsere Sprache vollständig ist; – ob sie es war, ehe ihr der chemische Symbolismus und die Infinitesimalnotation einverleibt wurden; denn dies sind, sozusagen, Vorstädte unserer Sprachen. (Und mit wieviel Häusern, oder Straßen, fängt eine Stadt an, eine Stadt zu sein.) Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“ (L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 18. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984 (= Werkausgabe Band 1).

Erstens: Das Konzept einer Wahrheitsbedingungen-Semantik wird ersetzt durch das Konzept der Behauptbarkeits- und Zustimmungsbedingungen für sprachliche Äußerungen – allgemeiner gesagt: durch das Konzept der Rechtfertigungsbedingungen für den Vollzug bestimmter Züge im Sprachspiel. Zweitens: Es geht um die Demonstration der Rolle und des Nutzens,

„Die skeptische Kritik ist keine Kritik am Bedeutungsbegriff und seinen Spielarten, sondern eine Kritik, welche die Möglichkeiten des Erfassens von Bedeutungen in Frage stellt. Immerhin liefert sie dadurch auch eine indirekte Kritik am Bedeutungsbegriff. Denn was immer man unter Bedeutungen, Begriffen oder Regeln verstehen mag, alle diese Begriffe werden vollkommen nutzlos, wenn es prinzipiell keine Möglichkeit gibt, sich Begriffe anzueignen, Bedeutungen zu erfassen oder Regeln zu beherrschen. [...] Dabei spielt die genauere Analyse dieser Entitäten keine Rolle.“ (Stegmüller 1989: 77).

„Wenn X unter „+“ die Addition versteht, dann wird er auf die Frage „Was ist $117 + 159$ “ antworten „276.““ (Stegmüller 1989: 102).

Wenn X auf die Frage „Was ist $117 + 159$ “ nicht antwortet „276“, dann versteht X unter „+“ nicht die Addition.

Nicht: $A \supset B$, sondern $\neg B \supset \neg A$. (Kripkes Kontrapositionstheorie der C-Konformität). Nicht: Weil wir alle unter „+“ dasselbe verstehen, stimmen wir in den Resultaten der Addition überein. Sondern: weil wir in unserer (spontanen) Additionspraxis übereinstimmen, können wir sagen, dass wir mit „+“ dasselbe meinen.

„Es ist sicher ein Kernstück des traditionellen Empirismus, anzunehmen, dass Meinen, Verstehen, Intendieren *geistige* Zustände sind, dass alle solchen geistigen Zustände *innere* Zustände darstellen und dass schließlich jeder dieser inneren Zustände mit einer nur für ihn charakteristischen *Qualität* ausgestattet ist.“ (Stegmüller 1989: 60).

1 I-Sprachformation und S-Sprachformation

Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache L, die in einem bestimmten Zeitintervall in einer Sprachgemeinschaft C gesprochen wird – also Sprecher/Hörer einer *aktualen*, kurz: einer A-Sprache L vom Typ N der natürlichen Sprachen –, zu sein, heißt primär, im Besitz der einschlägigen Sprachkenntnisse zu sein: jeder Sprecher/Hörer instanziiert ein System von Sprachkenntnissen. *Dieses Sprachkenntnissystem ist nicht homogen* – es zerfällt vielmehr in sortal voneinander verschiedene Subsysteme. Vermöge der Existenz dieser sortalen Differenz zwischen den Subsystemen ist jeder Sprecher/Hörer ein hybrides System, im technischen Sinn dieses Begriffs.

Ein zentrales Element dieser Subsysteme ist natürlich die grammatische Sprachkenntnis der Individuen. Unter einer wohl unproblematischen Voraussetzung – nämlich unter der Voraussetzung eines Prinzipien- und Parameter-Modells der Universalgrammatik (UG), kurz: eines (P&P)-Modells der UG, wie es von Chomsky (1981), (1986) konzipiert wurde – kann man sagen, dass das System der grammatischen Sprachkenntnis der Individuen durch die Prinzipien der UG und die L-spezifische Belegung der UG-Parameter gegeben ist. Dieses Sprachkenntnissystem – und das ist im hier betrachteten Zusammenhang entscheidend – *ist den L-Sprechern/Hörern selbst nicht transparent*. Das heißt: die L-Sprecher/Hörer verfügen über ein zwar absolut sicheres, aber für sie intrinsisches grammatisches Wissen – also über ein Wissen, das nicht Bestandteil des ihnen bewusst verfügbaren Wissens, also ihres expliziten Wissens ist. Sie sind im Besitz der intrinsischen Kenntnis der parametrisierten UG – aber die Kenntnis der etwa im Rahmen des (P&P)-Modells der UG explizierten UG-Prinzipien und UG-Parameter – beispielsweise die Kenntnis des Prinzips des c-Kommandos und der leeren Kategorie und die Kenntnis des Domänenparameters – ist nicht Bestandteil der expliziten Sprachkenntnis der Individuen. Die grammatische Sprachkenntnis der Individuen ist ein System intrinsischer Kenntnisse. Die Zuschreibung solcher Kenntnisse ist – entgegen gängigen, aber zumeist undifferenziert vorgetragenen Vormeinungen – keine spekulative oder vielleicht sogar gänzlich arbiträre Unternehmung. Denn diese den Sprecher/Hörern selbst nicht transparenten grammatischen Kenntnisse *manifestieren* sich, und zwar im grammatischen Verhalten der Individuen, *vor allem aber in den Grammatizitätsurteilen*, die die Sprecher/Hörer auf der Basis dieser ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis fällen. Grammatizitätsurteile sind, wie die Experimente in den Naturwissenschaften, reproduzierbare Größen – in dem Sinne, dass irgendzwei voneinander verschiedene Sprecher/Hörer bei gleicher Aufgabenstellung unter gleichen Bedingungen auf Grund ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis zu den gleichen Grammatizitätsurteilen kommen. In der Reproduzierbarkeit der Grammatizitätsurteile dokumentiert sich zugleich die Kollektivierbarkeit der Sprachstruktur – also der Umstand, dass es sinnvoll ist, eine A-Sprache L vom Typ N als die Sprache einer Sprachgemeinschaft C zu betrachten und nicht nur von individuen-spezifischen A-Sprachen vom Typ N auszugehen. Die Zuschreibung intrinsischer grammatischer Kenntnisse ist relativ zu diesen Grammatizitätsurteilen, also auf der Basis reproduzierbarer und kollektivierbarer Größen, empirisch sehr wohl gehaltvoll, denn sie ist in dieser Hinsicht systematisch empirisch überprüfbar. Diese Feststellung besagt im übrigen nicht, dass das System der intrinsischen Sprachkenntnisse ein in sich homogenes Kenntnissystem ist. Es ist dies durchaus nicht der Fall; das Sprachkenntnissystem vom Typ der intrinsischen Sprachkenntnisse umfasst vielmehr – wie hier nicht näher auszuführen ist – Subsysteme intrinsischer Sprachkenntnis sehr unterschiedlicher Art und ist eben deshalb, vermöge dieser Artenmannigfaltigkeit von Sprachkenntnissystemen innerhalb des gleichen Sprachkenntnistyps, wie die Sprachkenntnis der Individuen insgesamt ein hybrides System. Wie gesagt, erübrigt es sich hier, diesen Gesichtspunkt weiter auszudifferenzieren, aber es mag von Nutzen sein, ihn zu *terminologisieren*. Wenn die Artenmannigfaltigkeit von Sprachkenntnissystemen *innerhalb* des gleichen Sprachkenntnistyps in Rede steht, soll von einer *schwachen Hybridizität* der Sprachkenntnis die Rede sein. Steht dagegen der Tatbestand zur Debatte, dass die Sprachkenntnis der Individuen sich aus Kenntnissystemen zusammensetzt, die – wie etwa ihre implizite Sprachkenntnis einerseits und ihre explizite Sprachkenntnis andererseits – *im Typ* voneinander verschieden sind, dann soll von einer *starken Hybridizität* der Sprachkenntnis die Rede sein.

Der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme – also kognitive Systeme – sind, haftet also, wie man mit Chomsky (1979) und insbesondere Chomsky (1980) zusammenfassend sagen kann, nichts Spekulatives an. Sie kann als empirisch gesichert gelten – als empirisch gesichert im Rahmen der empirischen Forschung, die innerhalb der Linguistik möglich ist. Die Sprachkapazität selbst – das Sprachvermögen der

Individuen – ist eine genetisch gegebene Größe; als solche aber liegt sie außerhalb der Reichweite der linguistischen Empirie. Innerhalb der Reichweite der linguistischen Empirie liegen nur die Manifestationen der Sprachkapazität, die im Rahmen eines Systems von Idealisierungen betrachteten Äußerungen beziehungsweise die Resultate von Äußerungen, also insbesondere Sätze, Worte und Texte. Diese Manifestationsempirie ist eine indirekte Empirie. Aber diese indirekte Empirie hält den strengen Anforderungen stand, die zu Recht an die empirische Forschung gestellt werden. Die Annahme, dass die Sprecher/Hörer im Besitz der Kenntnis von ihnen nicht transparenten Sprachkenntnissen sind, beinhaltet keine Spekulation – sie beinhaltet eine empirisch gesicherte Feststellung.

Man wird nicht in Abrede stellen können, dass die Chomskysche derzeit nicht nur die prädominante, sondern auch die avancierteste Linguistik-Konzeption ist. Jedenfalls dürfte es sich so verhalten, dass die linguistische Arbeit zwar nicht notwendigerweise unter der Übernahme Chomskyscher Positionen, aber doch im Zuge einer expliziten Auseinandersetzung mit ihnen ins Werk gesetzt werden muss. Die folgenden Ausführungen dienen diesem Zweck. Dabei ist es von Vorteil, die Chomskysche Konzeption in ihren Grundzügen zu rekonstruieren – nicht zuletzt deshalb, weil diese Konzeption oft und oft sogar gröblich missverstanden worden ist.

Den Objektbereich der Linguistik charakterisiert Chomsky – was oft verdrängt wird – wie folgt:

The basic concern [of linguistics] is to determine and characterize the linguistic capacities of particular individuals. We are concerned, then, with states of the language faculty [...]. The language faculty has an initial state, genetically determined; in the normal course of development it passes through a series of states in early childhood, reaching a relatively stable state that undergoes little subsequent change, apart from the lexicon. To a good first approximation, the initial state appears to be uniform for the species. Adapting traditional terms to a special usage, we call the theory of the state attained its *grammar* and the theory of the initial state *Universal Grammar (UG)*” (N. Chomsky, *The Minimalist Program*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1995. S. 14).

Gegenstand der Linguistik ist also die Sprachkapazität. Sprecher/Hörer sind grammatische Organismen, und die Sprachkapazität ist ein mentales Organ dieses Organismus. Dieses Organ selbst, das selbstverständlich eine biologische Grundlage im Individuum hat, ist der Linguistik nicht zugänglich; die *linguistische* Forschung vermag lediglich die *Manifestationen* der Sprachkapazität – also Äußerungsmengen, Wortmengen, Satzmengen, und so weiter – ins Blickfeld zu rücken. Und wie es mit Organen nun einmal so ist: nur Individuen haben sie; die Menschen haben Herzen und Nieren, aber die Menschheit oder eine menschliche Gesellschaft hat kein Herz und keine Nieren. Eigenschaften, die ein Individuum hat, sind trivialerweise nicht notwendigerweise Eigenschaften der Kollektive, denen diese Individuen angehören.

So verfügen Einzel-Sprecher/Hörer über „linguistic capacities, aber die Kollektive, denen sie angehören – Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachgemeinschaften, Sprachbünde – haben keine Sprachkapazität. Deshalb ist Chomskys Theorie – konsequenterweise – eine *individualistische*, und zwar eine radikal individualistische und damit insbesondere auch eine *nicht-kollektivistische* Theorie. Begriffe wie „Englisch“, „Chinesisch“ – also Begriffe von Sprachgemeinschaft-Sprachen, kurz: von S-Sprachen – haben in ihr überhaupt keinen Sinn.

2 Grenzen der Universalgrammatik

2.1 Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass die UG im CZS-Zustand L gesättigt ist, und das heißt: neue UG-Eingaben führen nicht mehr zu UG-Veränderungen; die Parametrisierung ist im Zustand L abgeschlossen. Diese gesättigte UG ist es, die Chomsky (1981) als *Kerngrammatik*, genauer: als die Kerngrammatik einer Einzelsprache bezeichnet. Aber diese Kerngrammatik – die gesättigte UG – determiniert die Größe, die hier als Einzelsprache bezeichnet wurde, nicht vollständig. Diesen Tatbestand charakterisiert Chomsky wie folgt: „[...] each actual „language“ will incorporate a periphery of borrowings, historical residues, inventions, and so on, which we can hardly expect to – and indeed would not want to – incorporate within a principled theory of UG. For such reasons as

these, it is reasonable to suppose that UG determines a set of core grammars and that what is actually represented in the mind of an individual [...] would be a core grammar with a periphery of marked elements and constructions“ (Chomsky 1981: 8). Die Größen, die diese Peripherie von markierten Elementen determinieren, mögen – im Anschluss an eine in der Wissenschaftstheorie übliche, in der (P&P)-Literatur jedoch nicht gängige, gleichwohl aber naheliegende Terminologie – *Kernerweiterungen* heißen. Im Rahmen der soeben etablierten Terminologie kann man dann sagen, dass eine Einzelsprachgrammatik G aus einer Kerngrammatik K – der gesättigten UG – und einer Menge von Kernerweiterungen E_1, \dots, E_n besteht; abgekürzt: $G = \langle K, E_1, \dots, E_n \rangle$. Weiterhin soll im folgenden davon die Rede sein, dass durch die Kerngrammatik die *zentralen Strukturen* der Einzelsprache und durch die Kernerweiterungen die *peripheren Strukturen* der Einzelsprache determiniert werden.¹

Die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterungen – zwischen zentralen und peripheren Sprachstrukturen – ist durchaus nicht so unproblematisch, wie sie anmuten mag, und warum sie dies nicht ist, ist im folgenden knapp skizziert. Man kann, wie bereits ausgeführt, die UG – genauer: die Kerngrammatik K – als sein System von Wohlgeformtheitsbedingungen betrachten; diese Bedingungen gelten für Strukturen, genauer: für Baumstrukturen (oder kurz: für Bäume). Das zuvor bereits angesprochene \bar{X} -Prinzip ist sicher ein besonders gewichtiges Element in der Menge dieser Wohlgeformtheitsbedingungen. Betrachtet man die Dinge im Rahmen gewisser, hier sicher zulässiger Vereinfachungen, kann man feststellen, dass das Prinzip besagt, dass jede Phrase einen Kopf hat (im technischen Sinn der Begriffe „Phrase“ und „Kopf“), und dass die Kopfelemente bis zum maximalen Element projizieren. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier anzumerken, dass der mit der \bar{X} -Theorie gegebene Projektionsbegriff in allen wesentlichen Hinsichten mit dem Unifikationsbegriff übereinstimmt. Und es ist vielleicht auch nicht überflüssig, hier anzumerken, dass die \bar{X} -Theorie in einem gewissen, hier nicht näher zu spezifizierenden Sinn *binäre Verzweigungen* (Bäume, Baumstrukturen) auszeichnet.

Man kann nun leicht zeigen, dass die Annahme einer generellen projektiven Binarität nicht unproblematisch ist. Man betrachte hierzu den folgenden Satz, der sicher nicht von einer überwältigenden grammatischen Komplexität ist (wie immer auch der Begriff der grammatischen Komplexität systematisch zu explizieren sein mag):

(21) Max läuft und Moritz läuft und ... und Peter läuft und Paul läuft und ... und Hans läuft

Dieser Satz instanziiert eine Koordinationsstruktur, und zwar eine konjunktive Koordinationsstruktur (im Gegensatz etwa zu einer disjunktiven Koordinationsstruktur). Es ist klar, dass mit (7) auch alle S-Permutationen – genauer muss hier natürlich von CP-Permutationen die Rede sein – von (7) grammatische Sätze sind, und es ist ferner klar, dass das dominierende S-Element (CP-Element) der Struktur nicht minimal, also binär, sondern mehrfach verzweigt. Mit anderen Worten: sofern das \bar{X} -Prinzip binäre Verzweigungen auszeichnet, genügt der Satz in (7) strukturell diesem Prinzip nicht; ebensowenig genügen ihm seine grammatisch zulässigen Permutationen.

Daraus kann man den Schluss ziehen, dass das Prinzip falsch ist. Man kann aber auch versuchen, für Sätze wie den in (7) Verzweigungsbinarität sozusagen zu erzwingen. Die von Gazdar, Klein, Pullum, Sag (1985) entwickelte GPSG beinhaltet einen Versuch in diese Richtung. Dieser Versuch beruht auf der Annahme, dass Konjunkturen (wie etwa „und“) selbst Kopfelemente sind. Bei der Elaborierung dieser Hypothese wird ein enormer Aufwand getrieben – es werden beispielsweise Metaregeln und Regelschemata verwendet –, ohne dass man sagen könnte, dass mit dieser Theorie die Koordinationsprobleme gelöst worden seien. Man betrachte hierzu den Satz in (8):

(22) Alberich vertilgte ein Bier, eine Sülze und einen Schnaps

¹ Man beachte, dass der Begriff der Einzelsprache hier lediglich zu expositorischen Zwecken verwendet wird; er ist in eben dem Sinn zu verstehen, in dem in der linguistischen Tradition von Einzelsprachen die Rede ist. Der hier verwendete Einzelsprachbegriff hat also keinen systematischen Status; er ist also weder mit dem Begriff der I-Sprache noch mit dem Begriff der S-Sprache gleich zu setzen. Systematischere Ausführungen zum Begriff der Einzelsprache finden sich in den anschließenden Betrachtungen sowie insbesondere in Kap. 1 und Kap. 3.

In (8) werden drei NP konjunktiv koordiniert, und zwar – in dieser Reihenfolge – eine Neutrum-NP, eine Femininum-NP und eine Maskulinum-NP. Es liegt jedoch auf der Hand – und lässt sich gerade im Rahmen einer Unifikationsgrammatik (die GPSG ist eine Unifikationsgrammatik, und das X-bar-Prinzip ist eine unifikationsgrammatische UG-Komponente) leicht zeigen –, dass Neutra, Feminina und Maskulina nicht unifiziert werden können. Der GPSG-basierte Versuch, eine dem X-bar-Prinzip konforme Strukturierung für den Satz in (8) zu erzwingen, kann insofern nicht als gelungen bezeichnet werden. Aber dieser Versuch kann natürlich auch dann nicht gelingen, wenn er im GB-Format der UG ins Werk gesetzt wird – aus eben den Gründen, aus denen heraus er unter GB-Prämissen scheitert, muss er auch unter GB-Prämissen scheitern. Das Fazit, das zu ziehen ist, ist leicht gezogen: elementare Tatbestände der Koordination – und zwar sowohl der konjunktiven als auch der disjunktiven Koordination – lassen sich im Rahmen dessen, was als Kerngrammatik zu begreifen ist, nicht abhandeln. Denn diese Tatbestände sind mit dem X-bar-Prinzip nicht konform.

Was folgt daraus? Relativ zu der zuvor eingeführten Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterungen kann daraus folgern, dass die Tatbestände der Koordination, da sie außerhalb der Reichweite der Kerngrammatik liegen, peripherer Natur sind und folglich im Rahmen einer der möglichen Kernerweiterungen abgehandelt werden müssen. Es ist dies der Schluss, den von Stechow/Sternefeld (1988) ziehen, wenn sie konstatieren: „Insbesondere steuert die Betrachtung von Koordinationen nichts an Einsichten in die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten für den Bau von Phrasen bei, um die es uns hier geht. Wir können sie für eine Theorie der Phrasenstruktur deshalb vernachlässigen. Es handelt sich um periphere Erscheinungen, deren Bau durch Parallelismuserfordernisse geregelt zu sein scheint, die nicht unmittelbar etwas mit der Theorie der Phrasenstruktur zu tun haben. (Stechow/Sternefeld 1988: 143). Man wird hier zugestehen müssen, dass Phrasen endozentrisch organisiert sind und dass Koordinationen nicht-endozentrische Strukturen sind, und man wird auch zugestehen müssen, dass die Untersuchung nicht-endozentrischer Strukturen nicht unbedingt aufschlussreich für die Betrachtung endozentrischer Strukturen sein muss. Aber ist das ein hinreichender Grund dafür, Koordinationsphänomene, denen man doch eine auf Hand liegende Universalität und damit einhergehende historische Invarianz schwerlich wird absprechen können, als strukturell peripher einzustufen? Ist die Koordination in der Tat nichts anderes als ein historisches Sprachstrukturresiduum, in etwa dem Sinne, in dem die „borrowings“, von denen Chomsky spricht, Sprachresiduen sind? Soll man den Befund, zudem von Stechow und Sternefeld kommen, dahingehend interpretieren, dass es sinnvoll ist, die Existenz einer bestimmten Kernerweiterung vorauszusetzen, die den strukturellen Parallelismus regelt? Und sind die Sätze in (7) und (8) überhaupt auf die gleiche Art parallel strukturiert? Und, vor allem, was überhaupt ist eine Kernerweiterung; wie wird sie möglich? Und wie nimmt sich die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterung und die korrespondierende Unterscheidung zwischen zentralen und peripheren Strukturen im Lichte der zuvor rekonstruierten Uniformitätsforderung aus? Ist es im Lichte eben dieser Uniformitätsforderung nicht sehr viel naheliegender, von der Existenz eines Nicht-Endozentrität-Moduls auszugehen, das die Tatbestände der Koordination bestimmt? Oder von der Existenz mehrerer solcher Module, sodass sowohl Sätze wie *Max singt laut* als auch Sätze wie *Max sind laut und Moritz trinkt ein Bier* UG-basiert, und das heißt: im Rahmen einer *einheitlichen, uniform aufgebauten Theorie*, grammatisch-strukturell repräsentiert werden können? Möglicherweise liefert die \bar{X} -Theorie doch nicht das Maß aller grammatischen Dinge.² Diese Theorie muss ohnehin auf eine nicht-triviale verallgemeinert werden, um Adjunkte und Wortbildungsstrukturen UG-basiert repräsentieren zu können. Adjunktionsknoten haben, da ihre Erzeugung nicht mit einer Exponentenerhöhung einhergeht, im Hinblick auf das X-bar-Schema einen Sonderstatus; Adjunktionsstrukturen sind insofern allenfalls in einem schwachen Sinn des Begriffs endozentrisch. Entsprechendes gilt für Kompositionen und Derivationen. Aber darin sieht üblicherweise niemand einen Grund dafür, diese Strukturen – Adjunktionsstrukturen und Wortbildungsstrukturen, und damit schwach endozentrische Strukturen – als periphere Strukturen einzuordnen beziehungsweise auszugrenzen. Nun sind Koordinationsstrukturen sind sicher nicht einmal im schwachen Sinne endozentrisch; sie sind in der Tat nicht-endozentrisch. Aber ist diese ihre Nicht-Endozentrität ein hinreichender Grund – ein *hinreichender grammatischer Grund* – dafür, diesen Strukturen peripheren

² Bezeichnenderweise spielt diese Theorie im minimalistischen Programm, das Chomsky (1995) als die überlegene Alternative zum von ihm selbst in Chomsky (1981) inaugurierten und hier adaptierten (P&P)-Modell propagiert hat, allenfalls noch eine marginale Roll. Cf. hierzu die Ausführungen in Anhang A.

Charakter zu attestieren? Und: das \bar{X} -Schema ist ein Element der Basis der UG. Was aber, wenn demonstriert werden können sollte, dass Koordinationen nicht basisgeneriert sind? Wenn demonstriert werden können sollte, dass Koordinationen transformationell generiert werden? Wenn sich nachweisen lässt, dass Koordinationen keine Elemente der D-Struktur, sondern ausschließlich Elemente der S-Struktur sind, spielt der Tatbestand, dass Koordinationen im Rahmen der \bar{X} -Theorie nicht adäquat repräsentiert werden können, offenkundig eine eher nebenrangige Rolle. Und was, wenn darüber hinaus gezeigt werden kann, dass es die α -Transformation ist, die es nicht erlaubt, Koordinationen transformationell zu erzeugen? Dann muss offenkundig eingeräumt werden, dass es *nicht* die Nicht-Endozentrität der Koordination ist, die ihre UG-konforme Repräsentation unmöglich macht, sondern einfach die mangelnde Kapazität der α -Transformation. Und wenn es sich hier, um Abhilfe schaffen zu können, als notwendig erweisen sollte, auf die Annahme zu rekurrieren, dass es die – aus Chomsky (1965) bekannten und in Chomsky (1995), also im Rahmen des minimalistischen Programms wie rehabilitierten – generalisierten Transformationen – kurz: die γ -Transformationen – und nur sie sind, die die Tatbestände der Koordination bestimmen? – Zusammen fassend gefragt: könnte es sich nicht als sinnvoll erweisen, *zwei* Arten von Sätzen – von CP-Elementen – voneinander zu unterscheiden, die *beide* in der Reichweite der UG liegen, nämlich endozentrisch konstruierte Sätze – also Sätze, die dem \bar{X} -Prinzip genügen – und nicht-endozentrisch konstruierte Sätze – also Sätze, die dem \bar{X} -Prinzip nicht genügen? Und könnte es sich nicht so verhalten, dass die eine Satzklasse – die Klasse der \bar{X} -Sätze – basisgeneriert ist, und dass die andere Satzklasse – die Klasse der Nicht- \bar{X} -Sätze, kurz: der \bar{X}^0 -Sätze – ganz oder doch in relevanten Teilen transformationell erzeugt wird, indem sie vermöge von γ -Transformationen aus der Klasse der \bar{X} -Sätze abgeleitet wird?³ Und wäre mit dieser Unterscheidung zwischen \bar{X} -Sätzen und \bar{X}^0 -Sätzen – also mit der Unterscheidung von zwei Arten von zentral strukturierten Sätzen – nicht die Möglichkeit gegeben, die und nur die Konstruktionen als periphere Konstruktionen zu betrachten, die in einem klar erkennbaren Sinn residual oder nur partiell regulär sind? Exemplarisch für in diesem Sinne periphere Elemente dürfte ein Kompositum wie etwa *T-Träger* sein, dessen Erstglied nicht – wie es regulär wäre – ein grammatisch kategorisierbares Element, sondern der Name eines Buchstabens des lateinischen Alphabets ist, und dessen Struktur in etwa wie folgt aussehen dürfte:

(23) [_N [_{Name(„t“) T}] [_N Träger]]

(9) stellt, um zu terminologisieren, eine *ikonische* Komposition dar, und ikonische Kompositionen sind zweifelsfrei periphere Größen, in jedem vernünftigen Sinne dieses Begriffs. Die konjunktiven Koordinationen in (7) und (8) haben erkennbar einen vollkommen anderen Status als die Komposition in (9). Ist angesichts dieses Sachverhaltes die konjunktive Koordination grammatisch wirklich gut verstanden, wenn sie als grammatisch peripheres Element abgetan wird?

Wohlgemerkt: dies alles sind nur Fragen, nichts als Fragen.⁴ Die voranstehenden Betrachtungen sollen durchaus keine Antwort auf sie nahelegen. Mit ihnen ist also nicht zum Ausdruck gebracht, dass es – beispielsweise – außer der α -Transformation eines zusätzlichen Systems von γ -Transformationen bedürfe, um repräsentationelle Adäquatheit erreichen zu können. Mit den voranstehenden Betrachtungen sollte vielmehr nur vor Augen gestellt werden, dass die Unterscheidung zwischen gesättigter UG und peripherer Grammatik – also zwischen zentralen Sprachstrukturen und peripheren Sprachstrukturen, im zuvor erläuterten Sinn dieser Begriffe – ausgesprochen unscharf ist. Man wird sicher keinerlei Schwierigkeiten haben, etwa Entlehnungen und

³ Wer mit der Geschichte der generativen Grammatik vertraut ist, wird in dieser Charakterisierung unschwer eine Variante der Architektur der Transformationsgrammatik erkennen, die Chomsky (1957) propagiert hat. Diese Architektur schloss die Annahme ein, dass es eine Menge von Sätzen – die sogenannten Kernsätze – gibt, die basisgeneriert werden, und eine Menge von Sätzen, die aus Kernsätzen transformationell – und zwar auch und gerade durch generalisierte Transformationen – abgeleitet werden. Die Entsprechung Kernsätze/endozentrische Sätze einerseits und Nicht-Kern-Sätze/Nicht-endozentrische Sätze liegt auf der Hand. – Ob diese Rückbesinnung auf die Anfänge der generativen Grammatik in systematischer Hinsicht produktiv ist, wird zu überprüfen sein.

⁴ Eine gründlichere Erörterung dieser Fragen findet sich in Kap.3, wo insbesondere die Tatbestände der Koordination, aber auch verwandte Fakten – Subordination, Adjunktion, Extraposition, Inversion, um nur einige von ihnen zu nennen – thematisiert werden.

idiomatische Wendungen – Wendungen, die sich, wie etwa *mit Fug und Recht*, dem semantischen Prinzip der Kompositionalität nicht fügen – in die Peripherie auszulagern. Kritisch allerdings wird es, wenn die Unterscheidung zwischen Kerngrammatik und Kernerweiterung dazu herhalten muss, ganze Klassen von grammatischen Strukturen – und mithin auch die ihnen korrespondierenden Satzklassen – in die Peripherie, also in Bereiche jenseits der UG-Sättigung auszulagern, weil sie außerhalb der Reichweite der Kerngrammatik liegen. Eine solche Auslagerungsstrategie liefe auf eine Immunisierung des (P&P)-Modells der UG hinaus – auf eine Immunisierung der UG gegen „sperrige“ sprachliche Tatbestände –, und im Gefolge dieser Immunisierung auf eine sukzessive Marginalisierung der UG, da eine solche Abschottung der UG zwangsläufig mit einer sukzessiven Reduktion der explanativen und deskriptiven Kapazität der UG verbunden ist. Die Grenze, die zwischen den peripheren und zentralen Strukturen verläuft, verliert sich beim derzeitigen Stand der Dinge irgendwo im Ungefähren. Es ist sicher erforderlich, ausfindig zu machen, wo diese Grenze exakt verläuft und welche Strukturen es sind, die auf der einen oder der anderen Seite dieser Grenze zu lokalisieren sind. Solange aber der genaue Grenzverlauf unbekannt ist, ist die Strategie der Auslagerung in die Peripherie nicht nur eine riskante, sondern auch eine kontraproduktive Forschungsstrategie. Statt sie zu praktizieren, sollte man eine Strategie der Maximierung der explanativen und deskriptiven Kapazität der UG verfolgen – also eine Strategie, derzufolge es um die Minimierung der Menge der Kernerweiterungen und um die weitere Ausdifferenzierung des Systems der möglichen UG-Module geht.

3 Elemente der S-Sprachformation

3.1 Von sozialen Bedingungen ist bei alledem nicht einmal näherungsweise die Rede – die UG ist keine sozial verfasste Größe, und die von der UG determinierten Satzmengen sind keine sozial verfassten Größen.

Im übrigen: natürlich sind der zuvor angegebene Domänenparameter und die zuvor angegebene Domänenstruktur Kodifikate eines grammatischen Wissens, in dessen Besitz die Individuen – die Sprecher/Hörer – sind. Dieses Wissen ist ein Teil der kognitiven Ausstattung der grammatischen Organismen, wobei diese Ausstattung eine CSK-Funktion ist. Aber diese ihre kognitive Ausstattung – also ihre grammatische Kenntnis – *ist den Individuen selbst nicht transparent*. Sie haben kein Wissen von diesem ihren Wissen; sie können es nicht begründen. Das heißt auch, dass die grammatischen Organismen *grammatische Erfahrungen machen, aber dass diese Erfahrungen und die Art ihre Auswertung diesseits oder jenseits ihres Bewusstseins liegen*. Die Auswertung dieser Erfahrungen tätigt nicht der Sprecher/Hörer sozusagen voluntativ, sondern diese Auswertung übernimmt die UG, und zwar im Zuge der Parametrisierung. Das grammatische Wissen der Individuen ist mithin ein ihnen nicht bewusstes Wissen – es ist ein *implizites* oder *intrinsisches* Wissen. Und dieses Wissen ist ein Wissen außerhalb des Bewusstseins.

Und weiter: Wenn für Chomskys UG gilt, dass sie eine Entität außerhalb des sozialen Raumes ist, dann gilt dies erst recht für Montagues Interpretationsfunktionen und seine Ableitungsbäume. Natürlich sind auch dies Entitäten außerhalb eines sozialen Raumes. Zweifellos ist Chomskys Konzeption sprachtheoretisch aufgeklärter als Montagues Ansatz – Montague ist, auch als er „Universal Grammar“ geschrieben hat, Mathematiker gewesen; Linguist ist er nie geworden (Philosoph im übrigen auch nicht) –, aber in einem stimmen Montague und Chomsky überein: die natürliche Sprache ist für sie kein sozialer Tatbestand; und wenn sie es denn doch sein sollte, dann gilt: *Grammatiken* kommen in einem Raum diesseits oder jenseits der Sozialität zustande. Das heißt: wenn von der Sprache als einem sozialen Tatbestand die Rede ist, muss von der Sprache *unabhängig von ihrer grammatischen Struktur* so die Rede sein, also in Ansehung von sprachlichen Strukturen und sprachlichen Tatbeständen, die *keine* grammatischen Strukturen und die *keine* grammatischen Tatbestände sind.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass Chomsky das, was üblicherweise Sprachwissenschaft genannt wird, auf etwas reduziert, was man Grammatikwissenschaft nennen könnte. Verkompliziert wird die Sache dadurch, dass die Grammatikwissenschaft nach Chomsky notwendigerweise unter der Prämisse zweier Idealisierungen betrieben werden muss: zum einen muss angenommen werden, dass der Sprecher/Hörer ein *perfekter Sprecher/Hörer* ist, und zum anderen muss angenommen werden, dass dieser perfekte Sprecher/Hörer in einer *vollkommen homogenen*

Sprachgemeinschaft existiert. Vermöge der ersten Idealisierung ist es möglich, Sprachkompetenz und Sprachperformanz als in einer 1:1-Beziehung zueinander stehend zu begreifen, und vermöge der zweiten Idealisierung ist es möglich, sich der Probleme zu entledigen, die sich aus den unbestreitbaren Tatbeständen der sprachlichen Inhomogenität zu entledigen. Beide Idealisierungen sind natürlich diskussionsbedürftig.

3.2 Aus der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme sind, folgt – wiederum entgegen gängigen, aber noch undifferenzierter vorgetragenen Vormeinungen – nicht, dass die Sprecher/Hörer *keinerlei* explizite Kenntnis der von ihnen gesprochenen A-Sprache L vom Typ N haben. Es gibt sehr wohl Systeme der L-Kenntnis, die für die L-Sprecher/Hörer transparent, also Teil ihrer expliziten L-Kenntnis sind, und die mithin auch im Bewusstsein der Individuen gegeben und somit auch abrufbar sind. Damit ist nicht so sehr ihre im Sprachunterricht erworbene zumeist sehr rudimentäre – und in linguistischer Hinsicht strikt oberflächliche – Kenntnis der grammatischen Struktur der von ihnen gesprochenen Sprache gemeint: dieses Kenntnissystem, das nicht sehr stabil ist, verliert sich sehr bald wieder und ist wenige Jahre nach der Schulzeit nahezu leer. Gemeint sind vielmehr nicht durch Instruktion, sondern in der ungesteuerten Kommunikation erworbene Sprachkenntnissysteme, die relativ stabil sind, und die es den Individuen erlauben, ihre sprachliche Umgebung zu strukturieren und sich selbst in ihr zu verorten. Mit anderen Worten: es geht um relativ stabile Strukturen des *Sprachbewusstseins*. Nun ist allerdings mit der Verwendung des Begriffs des Sprachbewusstseins – und damit des Bewusstseinsbegriffs generell – ein durchaus kritischer Bereich erreicht. Warum dieser Bereich kritisch ist, führt der folgende, fiktive Dialog vor Augen – also ein Dialog, der zwar so nicht geführt worden ist, aber der doch so hätte geführt werden können.

Philo. Ich sehe es mit uneingeschränkten Vergnügen, dass die Linguistik zunehmend den sicheren Gang einer Wissenschaft geht. Und ich sehe es mit äußersten Missvergnügen, dass sie sich anschicken, ihr diesen Weg wieder zu verlegen.

Letter. Wie kommen Sie darauf? Ich teile ihre Einschätzung vollkommen. Und ich weiß nicht, wieso ich der Linguistik den sicheren wissenschaftlichen Weg verlegen sollte – wobei ich mich hier über den Grad der Sicherheit, den dieser Weg verleiht, nicht weiter auslassen will.

Philo. Wenn Sie mir im Prinzip zustimmen, verstehe ich nicht, warum Sie der Linguistik unbedingt einen Bärenienst erweisen wollen.

Letter. Ich vermag nicht zu sehen, inwieweit ich der Linguistik einen Bärenienst erweise.

Philo. Das tun Sie sehr wohl, und zwar dadurch, dass Sie in die Linguistik den Begriff des Sprachbewusstseins und damit den Bewusstseinsbegriff einführen.

Letter. Ich vermag Ihnen nicht zu folgen. Es sollte doch unstrittig sein, dass es ein vom impliziten, ihnen nicht bewussten sprachlichen Wissen der Individuen – etwa von ihrem grammatischen Wissen – verschiedenes, bewusstes sprachliches Wissen gibt. Beispielsweise ist die Sprachidentifikationskenntnis der Sprecher/Hörer ein Wissen von dieser Art.

Philo. Das ändert nichts daran, dass der Bewusstseinsbegriff einer der zwar am häufigsten benutzten, aber zugleich auch einer der am schlechtesten explizierten Begriffe ist. Niemand weiß genau, was das ist: Bewusstsein. *Es gibt keine seriöse, stichhaltige und aussagekräftige Theorie des Bewusstseins.* Was es gibt, sind zahllose Probleme, die sich dem Aufbau einer solchen Theorie entgegenstellen – Probleme, zu denen die Forschung einstweilen noch keinen Zugang hat. Diese Probleme importieren Sie mit ihrem Begriff des Sprachbewusstseins in die Linguistik. Und die Linguistik ist mit Sicherheit nicht die Disziplin, in der die mit dem Bewusstseinsbegriff verbundenen Probleme gelöst oder auch nur ausgelotet werden können. Sie belasten die Linguistik mit Problemen, die außerhalb der Reichweite dieser Disziplin liegen.

Letter. Darauf kann ich nur erwidern, dass an der Existenz eines Sprachbewusstseins der Individuen kein ernsthafter Zweifel möglich ist, und dass es zu den Aufgaben der Linguistik gehört, dieses Sprachbewusstsein der Individuen zu erklären und zu beschreiben. Es mag sein, dass die Disziplin sich damit schwerwiegenden, primär disziplinextern auftretenden Problemen aussetzt – aber das entbindet sie nicht von den genannten Erklärungsaufgaben und Beschreibungspflichten. Wissenschaft zu betreiben, kann nicht heißen, es sich bequem zu machen – Wissenschaft zu betreiben, heißt immer auch, Risiken zu laufen. Aber die Vernunft gebietet auch, diese – unvermeidlichen – Risiken kontrolliert zu laufen, und insofern habe ich sicher Anlass, Ihre Hinweise zu respektieren. Dass es gibt

keine seriöse, stichhaltige und aussagekräftige Theorie des Bewusstseins gibt ist mir durchaus klar, und ich räume auch ein, dass man im Zuge der Verwendung des Bewusstseinsbegriffs in ein Problemfeld gerät, das der linguistischen Kontrolle weitgehend entzogen ist. Möglicherweise läuft man dadurch ein Risiko, das zu hoch ist. Ich werde deshalb in Zukunft auf die Verwendung des Bewusstseinsbegriffs verzichten, und nicht mehr zwischen dem bewussten und dem unbewussten sprachlichen Wissen der Individuen, sondern nurmehr zwischen ihren expliziten und ihren impliziten sprachlichen Wissen unterscheiden. Explizites sprachliches Wissen ist ein Wissen, von dem die Individuen wissen, dass sie es besitzen, und dass sie auf irgendeine Art begründen können. *Explizites Wissen ist ein begründbares und vermöge dieser seiner Begründbarkeit gewusstes Wissen.* Wenn ich vom Sprachbewusstsein der Individuen gesprochen habe, habe ich auf eine Wissensstruktur bezogen, die genau in den beiden genannten Hinsichten von der Struktur des impliziten Wissens verschieden ist. Insofern kann man den genannten Begriff des expliziten sprachlichen Wissens als eine erste, provisorische Explikation des Begriffs des Sprachbewusstseins betrachten, die den Vorteil hat, dass man sich durch sie der allgemeinen mit dem Bewusstseinsbegriff verbundenen Probleme entledigt. Ich werde deshalb dieser Explikation den Vorzug vor der Verwendung des Begriffs des Sprachbewusstseins geben.

Philo. Ich bewundere Ihre Einsicht. Aber ich komme nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, dass sie vermöge dieser Explikation einer Problematik ausgesetzt sind, die kaum weniger schwer zu Buche schlägt als die Bewusstseinsproblematik.

Letter. Ich erwarte Ihre Belehrung.

Philo. Der klassischen, letztlich auf Platon zurückgehenden Auffassung zufolge weiß ein Individuum X eine Aussage p genau dann, wenn p wahr ist, wenn X glaubt, dass p der Fall ist – die durch p ausgedrückte Wahrheit für X also eine gewusste Wahrheit ist –, und wenn X gute Gründe dafür hat zu glauben, dass p; symbolisch – in einer wohl selbstevidenten Notation -: $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$. Ich erlaube mir anzumerken, dass mit diesem klassischen und nahezu durchgängig vertretenen Begriff des expliziten Wissens das eine oder andere Problem verbunden ist.

Letter. Und ich erlaube mir vorab anzumerken, dass der Wissensbegriff durch dieses letztlich platonische Wissenskonzept auf den Begriff des propositionalen Wissens reduziert wird. Aber gerade der, der Hybridsysteme der Sprachkapazität betrachtet, tut gut daran, davon auszugehen, dass es auch Systeme nicht-propositionalen Wissens gibt – etwa das System eines durch Diagramme gegebenen Wissens, oder allgemeiner: das System des depiktionalen Wissens. Es besteht keinerlei Anlass, für diese platonische Reduktion zu optieren.

Philo. Sie sprechen eines der Probleme an, auf die ich hinaus wollte. Aber es gibt noch andere, nicht weniger gewichtige Probleme. Beispielsweise enthält dieses platonische Wissenskonzept den Wahrheitsbegriff, und eine Aussage, die zum Zeitpunkt t wahr ist, kann zu einem Zeitpunkt t' , $t > t'$, nicht falsch sein. Nun ist es jedoch wohlbekannt, dass das Wissen – auch das wissenschaftliche Wissen, das man ja wohl als den Inbegriff des expliziten Wissens betrachten muss – eine veränderliche Größe ist. Wie wollen Sie die Historizität des expliziten Wissens – oder, anders gesagt, seine *Nicht-Monotonie* – mit der in $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$ enthaltenen Bedingung der ewigen Wahrheit in Einklang bringen? Natürlich beinhaltet diese Frage auch den Hinweis darauf, dass die Existenz der Beziehung "Gr_{xp}" nicht die Wahrheit von p garantiert; insofern aber ist die Begründungskomponente aus $W_{xp} := p \ \& \ Gl_{xp} \ \& \ Gr_{xp}$ im Prinzip eliminierbar. Mit dieser Eliminierung aber ist nicht nur die Verwendung des Wahrheitsprädikates der epistemischen Kontrolle entzogen – insbesondere ist auch ihre provisorische Explikation des Bewusstseinsbegriffs zu Hälfte hinfällig geworden, da diese Explikation die Beziehung "Gr_{xp}" wesentlich mit umfasst. Wie wollen Sie diese Probleme – weitere ließen sich ohne weiteres beibringen –, die der platonischen Wissenskonzeption immanent sind, aus der Welt schaffen?

Letter. Ich will diese Probleme nicht aus der Welt schaffen – ich will diese Probleme *vermeiden*. Und ich will sie vermeiden, indem ich bei meiner epistemischen Rekonstruktion des Begriffs des Sprachbewusstseins nicht direkt an Platon anschließe, sondern den Wissensbegriff adaptiere, den Leonard Euler etabliert hat. Und die Probleme, die daraus resultieren, dass dieser Wissensbegriff zweifelsfrei platonische Restelemente involviert, will ich dadurch umgehen, indem ich diese Restelemente *maximal liberal* – und das heißt insbesondere: unabhängig vom Begriff des wissenschaftlichen Wissens – interpretiere.

Philo. Ich wünsche Ihnen viel Glück bei der Verfolgung dieser Ihrer Problemvermeidungsstrategie.

3.3 Sprachkollektive (Sprachgemeinschaften, Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachbünde) sind Kollektive (Populationen), deren Elemente über ein gemeinsames Wissen (einen gemeinsamen Glauben) verfügen. Gemeinsames Wissen (gemeinsamer Glauben) in einer Population P liegt dann vor, wenn (1) jedes Individuum der Population P weiß (glaubt), dass A, und wenn (2) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (1) gilt, und wenn (3) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (2), und so weiter.

Es gibt also sehr wohl interpersonelle Glaubens- und Wissensbegriffe, und deren Untersuchung wird man schwerlich der *ethnoscience* zurechnen können; sie ist vielmehr mit eben der Strenge möglich, mit der – beispielsweise – auch Untersuchungen von UG-Parametrisierungen möglich sind.

Soziale Tatsachen werden zu solchen, dass sie in P gemeinsam für wahr gehalten werden

(3-1) A ist eine (mögliche) soziale Sprachtatsache modulo Population P := $A \Leftrightarrow GG(P, A)$

(3-2) $W(X, A) := G(X, A) \wedge A \wedge Gr(X, A)$

Personelles Glaubensgesetz: $G(X, A \supset B) \supset (G(X, A) \supset G(X, B))$, zu dem in Entsprechung das interpersonelle Glaubensgesetz $GG(P, A \supset B) \supset (GG(P, A) \supset GG(P, B))$ gilt.

Zusammenhang zwischen G-Sätzen und W-Sätzen im Individualbereich:

(3-3) $G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Entsprechung im Kollektivbereich:

(3-4) $G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Der Kollektivbereich ist jedoch nicht auf den I-Bereich reduzierbar: Zwar gilt im Individualbereich $\neg G(X, A) \supset G(X, \neg G(X, A))$ und sogar $\neg G(X, A) \supset W(X, \neg G(X, A))$, aber die Entsprechung im Kollektivbereich, also

$\neg GG(P, A) \supset GW(P, \neg GG(P, A))$

gilt nicht, wie man leicht einsieht, denn

$\neg GG(P, A)$

gilt bei $P = \{X, Y\}$ schon dann, wenn $\neg G(X, A)$; daraus aber folgt keineswegs

$G(Y, \neg G(X, A))$

und damit gilt a fortiori auch nicht $GW(P, \neg GG(P, A))$. Die Logik der Individualbegriffe ist also nicht gleichzusetzen mit der Logik der Kollektivbegriffe.

Unterscheidung gemeinsamer Glaube und wechselseitiger Glaube: X kennt die Überzeugungen von Y, teilt sie aber nicht – X und Y haben also keine gemeinsame Überzeugungen.

3.5 Letter nimmt bei seiner Problemvermeidungsstrategie Bezug auf einen Wissensbegriff, den Leonhard Euler in seiner Schrift "Briefe an eine deutsche Prinzessin" genauer erörtert hat.⁵ Die

⁵ Leonard Euler, einer der bedeutendsten Mathematiker seiner Zeit und wohl einer der bedeutendsten Mathematiker überhaupt, schrieb während seiner Tätigkeit als Direktor der mathematischen Klasse der Berliner Akademie, an die ihn Friedrich II. 1741 berufen hatte, in den Jahren 1760 bis 1762 "Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und der Philosophie". Die Abfassung dieser Briefe diente der Fortführung des Unterrichts, den Euler 1759 der ältesten Tochter des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt erteilt hatte, nämlich der Prinzessin Sophie Friederike Charlotte Leopoldine Louise, einer entfernten Cousine des Königs. In diesen Briefen, die unter anderen auch eine noch heute interessante Auseinandersetzung mit dem Cartesianismus und mit der Leibnizschen Monadenlehre enthalten, entwickelt Euler den im folgenden dokumentierten Wissensbegriff. Im Moment am ehesten zugänglich sind die Briefe Eulers wohl in der folgenden Ausgabe: Leonhard Euler, *Briefe an eine deutsche Prinzessin. Philosophische Auswahl*. Aus dem Französischen nach der Übersetzung vom Jahre 1769 herausgegeben von Günter Kröber. Leipzig 1983: Verlag Philipp Reclam jun. (= Universalbibliothek Reclam Nr. 239).

Ergebnisse seiner Erörterung lassen sich in Form von drei Prinzipien aussprechen, die genauer zu betrachten im hier verhandelten Zusammenhang sehr wohl von Nutzen ist⁶:

Eulers erstes Prinzip (EP-1). Die Beweise der ersten Klasse kommen auf das Zeugnis der Sinne an, und ich sage: Diese Sache ist wahr, weil ich sie gesehen habe, oder weil ich durch meine Sinne überzeugt worden bin.

Eulers zweites Prinzip (EP-2). Die Wahrheiten der zweitens Klasse werden durch den Grundsatz bewiesen: Dass eine Sache wahr sei, wenn ich sie durch einen richtigen Schluss oder durch reguläre Syllogismen demonstrieren kann.

Eulers drittes Prinzip (EP-3). Ich gehe zur dritten Klasse fort, welche die Wahrheiten des Glaubens enthält. Diesen geben wir unseren Beifall, weil sie uns glaubwürdige Personen berichten oder weil wir sagen können: Die Sache ist wahr, denn eine oder mehrere glaubwürdige Personen haben sie uns versichert.

Ersichtlich sind die drei Eulerschen Wissensprinzipien nicht-trivial. Dies macht schon der Tatbestand deutlich, dass (EP-1) – (EP-3) – implizit oder explizit – den Wahrheitsbegriff, den Begriff der Begründung, den Begriff der Entscheidbarkeit der Wahrheit, den Beweisbarkeitsbegriff, den Begriff der sinnlichen Gewissheit und den Folgerungsbegriff beinhalten. Die – sehr wohl vorhandenen – speziellen philosophischen Probleme, die mit der Inkorporation dieser Begriffe in (EP-1) – (EP-3) verbunden sind, können an dieser Stelle jedoch ohne weiteres vernachlässigt werden. *In summa* kann man wohl feststellen, dass (EP-1) – (EP-3) im Kern die klassische platonische Konzeption beinhalten, derzufolge ein Individuum X eine Aussage p weiß, wenn p wahr ist, wenn X glaubt, dass p der Fall ist, und wenn X für diesen seinen Glauben, dass p, gute Gründe geltend machen kann. Darüber hinaus wird man jedoch auch feststellen dürfen, dass Euler mit der Angabe von (EP-1) – (EP-3) zugleich auch – und das vor allem ist es, was diesen Prinzipien im gegenwärtigen Zusammenhang interessant macht – drei *Wissensarten* voneinander unterscheidet.

(EP-1) gilt den Tatbeständen dessen, was man üblicherweise als das Erfahrungswissen der Individuen bezeichnet; mit (EP-2) wird auf die Tatbestände des inferentiell – genauer: deduktiv – erzeugten Wissens Bezug genommen. Beide Begriffe – der Begriff des Erfahrungswissens und der Begriff des inferentiell erzeugten Wissens – sind zweifellos hochgradig komplexe Begriffe, aber an dieser Stelle ist eine genauere Analyse dieser begrifflichen Komplexität sicher nicht erforderlich, denn diese Begriffe – für die im übrigen überzeugende und auch technisch sehr anspruchsvolle Explikationen zur Verfügung stehen – sind unerachtet ihrer Komplexität auch sozusagen präanalytisch hinlänglich transparent, um in den folgenden Betrachtungen auf unproblematische Art verwendet werden zu können. Das gilt sicher nicht in gleicher Weise für (EP-3). Mit diesem Prinzip wird sicher auch auf das durch Instruktion erzeugte Wissen Bezug genommen, ebenso sehr aber auch auf das tradierte und in der Tradition kodifizierte Wissen. Nun beruhen epistemische Instruktionen und epistemische Traditionen jedoch – wie man trivialerweise feststellen kann – auf Kommunikation, und entsprechend kann man verallgemeinernd wohl sagen, dass (EP-3) das kommunikativ erzeugte Wissen auszeichnet. Ein solches Wissen ist beispielsweise für die historischen Wissenschaften charakteristisch, aber es ist nicht nur für wissenschaftliches Wissen charakteristisch – man wird wohl sagen dürfen, dass der größte Teil des alltäglichen Wissens der Individuen ein Wissen ist, das der Wissensart zugerechnet werden muss, die durch (EP-3) festgelegt ist. Dabei ist auffällig, dass die Art des (EP-3)-Wissens – im Gegensatz zu den Arten des durch die anderen Prinzipien gegebenen (EP-1)-Wissens und (EP-2)-Wissens – in zentraler Hinsicht eine *autoritative Komponente* enthält. Das (EP-3)-Wissen ist eine Funktion der kommunikativen Praxis glaubwürdiger Personen. Aber unter welchen Bedingungen ist eine Person epistemisch glaubwürdig, und wie können aus dieser ihrer epistemischen Zuverlässigkeit epistemische Konsequenzen gezogen werden?

Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, ist es wohl entscheidend, den Tatbestand einzusehen, dass (EP-3) im Kern auf der Möglichkeit beruht, von Personen auf Propositionen zu schließen. (EP-3) lizenziert also ein Schlusschema wie "X behauptet, dass p. Also ist p der Fall." Aber es liegt auf der Hand, dass (EP-3) unhaltbar ist, sofern das von diesem Prinzip lizenzierte

⁶ Diese Prinzipien finden sich in der zuvor genannten Ausgabe der Briefe Eulers auf S. 123.

Schlusschema in der angegebenen Form ausgesprochen wird, denn aus der bloßen Behauptung einer Aussage folgt nie und nimmer ihre Geltung. (EP-3) ist also nur dann haltbar, wenn das von diesem Prinzip lizenzierte Schlusschema so spezifiziert werden kann, dass seine Gültigkeit transparent wird. Dies ist – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – sehr wohl möglich, und zwar dann, wenn man den Begriff der epistemischen Zuverlässigkeit der Person X in die Formulierung des Schlusschemas mit aufnimmt, und das Schema dann wie folgt rekonstruiert: "X ist für den Bereich B eine zuverlässige epistemische Autorität. p bezieht auf B. X behauptet, dass p. Also p." Natürlich wirft diese verbesserte Version des Schemas noch immer die Frage auf, unter welchen Bedingungen eine Person X als eine zuverlässige epistemische Autorität anerkannt werden soll. Die Antwort auf diese Frage fällt – vielleicht wiederum entgegen dem ersten Anschein – sehr leicht; sie lautet: X ist eine zuverlässige epistemische Autorität für den Bereich B, wenn die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, wahr ist. Relativ zu dieser Antwort – die offenkundig noch weiteren naheliegenden, an dieser Stelle aber nicht erforderlichen Präzisierungen zugänglich ist – lässt sich dann (EP-3) wie folgt ergänzen:

Ergänzung (E-A) von (EP-3). Die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, ist wahr. p bezieht sich auf B, und X behauptet, dass p. Also ist p der Fall.

Die Ergänzung (E-A) beinhaltet einen gültigen statistischen Syllogismus; sie zeigt insofern, dass das, was für (EP-3) essentiell ist, im Prinzip durchaus möglich ist – nämlich der Schluss von Personen auf Propositionen. Es liegt auf der Hand, dass mit der Ergänzung (E-A), die so etwas wie das Prinzip des *argumentum ad personam* zum Ausdruck bringt, auch die nachfolgend mitgeteilte Ergänzung (E-B) von (EP-3) gilt. Wenn man davon ausgeht, dass die Person X für den Bereich B eine zuverlässige Anti-Autorität ist, erhält man das Prinzip des *argumentum contra personam*, das sich wie folgt aussprechen lässt:

Ergänzung (E-B) von (EP-3). Die überwiegende Anzahl der Aussagen, die X bezüglich B macht, ist falsch. p bezieht sich auf B, und X behauptet, dass p. Also ist es nicht der Fall, dass p gilt.

Sicher ist das (EP-1)-Wissen der Individuen, ihr (EP-2)-Wissen und ihr (EP-3)-Wissen mit den voranstehenden Bemerkungen nur unzureichend charakterisiert. Und zweifellos hier ist noch weitere einschlägige Charakterisierungsarbeit zu leisten. Bevor sie ins Werk zu gesetzt wird, ist es jedoch sinnvoll, zunächst einmal eine Antwort auf die Frage geben, inwieweit die Unterscheidung zwischen den drei Wissensarten es ermöglicht, genauere Einsicht in das zu bekommen, was zuvor also das explizite sprachliche Wissen, als die im Sprecher/Hörer-Bewusstsein gegebene Sprachkenntnis bezeichnet wurde. Denn diese Frage war ja der Ausgangspunkt der Betrachtungen: die Frage, über welche Systeme expliziten sprachlichen Wissens die Sprecher/Hörer verfügen es, welchen Genesebedingungen diese Systeme unterliegen, und wie weit sie epistemisch reichen. Was also ist mit der Unterscheidung der Eulerschen Wissensarten für die Beantwortung dieser Frage gewonnen? Die folgenden Abschnitte beinhalten den Versuch, einer Klärung dieser Angelegenheit zumindest näher zu kommen.

Das (EP-1)-Wissen der Individuen ist ihr Erfahrungswissen. Was also macht das sprachliche Erfahrungswissen der Sprecher/Hörer aus? Auf diese Frage ist – um mögliche Missverständnisse noch einmal auszuschließen – zunächst einmal eine negative Antwort zu geben: die grammatische L-Kenntnis der Sprecher/Hörer ist nicht Teil ihrer sprachlichen E-Kenntnis – die grammatischen Erfahrungen, die die Sprecher/Hörer machen, werden von der UG auf der Basis der UG-Prinzipien, die hier als Bedingungen der Möglichkeit eben dieser Erfahrungen fungieren, ausgewertet und lösen die Parametrisierung der UG aus. Ihre UG-Kenntnis aber ist den Sprecher/Hörern nicht transparent; sie ist Teil ihrer I-Kenntnisse, nicht aber ihrer E-Kenntnisse. Welche Kenntnissysteme aber gibt es, die als Kandidaten für eine Integration in das System ihrer sprachlichen E-Kenntnisse in Betracht kommen? Oder anders – und nur vordergründig leichter – gefragt: welches sind die sprachlichen Erfahrungen, die die Sprecher/Hörer bewusst machen?

4 Sprachqualifikationen

4.1 Sicher erfahren die Sprecher/Hörer sich selbst als sprechende, als sprachbeherrschende Individuen. Aber diese Erfahrung machen sie primär im Modus der Kommunikation: indem sie sich selbst als Sprecher/Hörer erfahren, machen sie somit zugleich auch die Erfahrung des Anderen – des Anderen als Sprecher/Hörer. Sie machen damit – auch – die Erfahrung der Gleichheit der Grammatizität und damit die Erfahrung der Reproduzierbarkeit und Kollektivierbarkeit der Grammatizität. Aber sie machen nicht nur diese Gleichheitserfahrung; sie machen auch die Erfahrung der Existenz eines Raumes sprachlicher Gegebenheiten, die diesseits oder jenseits der ihnen möglichen, auf ihrer I-Kennntnis beruhenden Grammatizitätsurteile liegen. Sie machen damit die Erfahrung dessen, was ihnen grammatisch – mehr oder weniger – fremd ist, und mit dieser Fremdheitserfahrung machen sie zugleich *die Erfahrung der Existenz sprachlicher Mannigfaltigkeiten*. Das (EP-1)-Wissen der Sprecher/Hörer – also ihre E-Kennntnis, ihr explizites sprachlichen Wissen – ist – in einem noch näher zu spezifizierenden Sinn – wesentlich und sogar primär die Kennntnis der Existenz sprachlicher Mannigfaltigkeiten. Ihr (EP-1)-Wissen beruht auf Mannigfaltigkeitserfahrungen.

Diese Mannigfaltigkeitserfahrungen werden unvermeidlich, wenn die Sprecher/Hörer in ihrer kommunikativen Praxis mit sprachlichen Tatbeständen konfrontiert werden, die ihrem Vermögen, sie unter Grammatizitätsgesichtspunkten beurteilen zu können, mehr oder weniger systematisch entzogen sind. Die erste derartige Mannigfaltigkeitserfahrung, die die Individuen machen, dürfte die Erfahrung der *stilistischen Mannigfaltigkeit* sein. Sie erfahren, dass unterschiedliche Individuen ein grammatisches Potential, das ihnen *gemeinsam* zu Gebote steht, im Modus des Sprachgebrauchs auf *unterschiedliche* Art nutzen, und sie erfahren, dass die unterschiedlichen Arten der Nutzung dieses Potentials in der Sprachgemeinschaft C auf unterschiedliche Art *bewertet* – also qualifiziert werden. Die erste Mannigfaltigkeitserfahrung, der die Individuen ausgesetzt sind, ist also nicht primär eine Spracherfahrung, sondern eine Sprachgebrauchserfahrung – sie erfahren die stilistische Diversität des Sprachgebrauchs.

Es dürfte angebracht sein, knapp zu umreißen, aus welchen Komponenten sich diese Diversitätserfahrung zusammensetzt. Es ist Teil der grammatischen Kompetenz der Individuen – und damit auch ihrer denotativen Kompetenz – zu wissen, dass ein und derselbe Sachverhalt – eine Proposition p – auf unterschiedliche Art zum Ausdruck gebracht werden kann. Wenn – um ein traditionsreiches Beispiel zu bemühen – etwa der Sachverhalt, dass es Gott war, der am Anfang der Schöpfung den Himmel und die Erde erschaffen hat, zum Ausdruck gebracht werden soll, so ist dies unter anderem dadurch möglich, dass einer der drei nachfolgend angeführten Sätze geäußert wird:

- (24) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde
- (25) Gott erschuf den Himmel und die Erde am Anfang
- (26) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde

Die Frage, ob die Sätze in (24) – (26) dasselbe bedeuten – ob sie dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen –, können die Individuen unzweideutig beantworten, ohne dass ihnen die syntaktischen und semantischen Kennntnisse, die ihnen diese unzweideutige – und zwar eindeutig positive – Antwort ermöglichen, selbst transparent wären – die Antwort beruht also auf ihrer sprachlichen I-Kennntnis. Aber der Tatbestand, *dass* die Sätze in Nr. 1(1) – Nr. 1(3) dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen, ist den Individuen sehr wohl transparent – er ist Teil ihrer E-Kennntnis der von ihnen gesprochenen Sprache und ist insofern ihrem Sprachbewusstsein zuzurechnen. Er beruht auf reproduzierbaren sprachlichen Erfahrungen; die Kennntnis des Tatbestandes, dass die Sätze in (24) – (26) dieselbe Proposition p zum Ausdruck bringen, ist insofern Element ihres sprachlichen (EP-1)-Wissens. Bei dieser Feststellung wird allerdings vorausgesetzt, dass die Anwendung des ersten Eulerschen Prinzips – wie es hier und auch im folgenden durchgängig geschieht – vernünftigerweise auf das Äußerste liberal gehandhabt wird. – Um den angesprochenen Tatbestand kurz zu systematisieren: Sätze, die dieselbe Proposition p auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, mögen als Sätze begriffen werden, die ein und derselben Expressionsklasse **E** angehören; die Elemente dieser Expressionsklasse mögen entsprechend als *Expressionen* bezeichnet werden. Der Expressionsbegriff und der Satzbegriff sind dabei – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – sehr wohl voneinander verschieden. Der Satzbegriff denotiert eine Menge von Entitäten, nämlich von Sätzen, und sonst gar nichts; Expressionen dagegen sind Sätze, die – da sie einer bestimmten

Expressionsklasse angehören – *in einer bestimmten Relation zu anderen Sätzen stehen*. Relativ zu diesen terminologisch-begrifflichen Festlegungen kann man sagen, dass am Anfang der stilistischen Spracherfahrungen der Individuen *ihre Erfahrung der expressiven Varianz und der propositionalen Konstanz steht*. Es ist dies – verallgemeinernd gesagt – *ihre Erfahrung der expressiven Kapazität – oder der Expressivität – einer Sprache*, und diese ihre Expressivitätserfahrung überschreitet den Raum dessen, das auf bloßen Grammatizitätsurteilen beruht. Unter Wohlgeformtheitsgesichtspunkten sind die Sätze in Nr.1 (1) – Nr.1 (3) schnell abgetan – hier ist eben festzustellen, dass sie grammatisch in L – also im gegenwärtigen Deutsch – sind. Insofern aber – sofern nur und ausschließlich die Wohlgeformtheit zur Entscheidung ansteht – unterscheiden sich die Sätze in Nr. 1(1) – Nr. 1 (3) in nichts von den nachfolgend in Liste Nr. 2 mitgeteilten Sätzen, denn auch diese Sätze sind wohlgeformt im gegenwärtigen Deutsch:

(27) Vechta liegt zwischen Osnabrück und Bremen

(28) Vechta liegt zwischen Bremen und Osnabrück

Unter Wohlgeformtheitsgesichtspunkten sind die Sätze der angeführten Satzmengen also als gleich zu beurteilen. Unter Expressivitätsgesichtspunkten aber sind diese Sätze sehr wohl voneinander unterscheidbar, denn die Sätze in (24) – (26) gehören einer Expressionsklasse an, der die Sätze in (27) – (28) nicht angehören, und umgekehrt. Der Raum der Expressivität involviert insofern den Raum der Grammatizität, überschreitet ihn jedoch zugleich – die Erfahrung der Expressivität ist somit nicht auf die Erfahrung der Grammatizität zu reduzieren. Wenn von Expressionen die Rede ist, ist also von mehr als nur von Sätzen die Rede – und insbesondere ist – und das ist hier entscheidend – von Tatbeständen die Rede, die, da sie im – liberal verstandenen – sprachlichen (EP-1)-Wissen der Sprecher/Hörer verankert sind, dem Sprachbewusstsein der Individuen zugänglich und für dieses Bewusstsein transparent sind.

Es dürfte unmittelbar einsichtig sein, dass die stilistische Kenntnis der Sprecher/Hörer sich nicht in ihren Expressionskenntnissen erschöpft. Man betrachte hierzu die Liste der Sätze in (29) – (30) – sie ist in gewisser Hinsicht eine Verlängerung der Liste der in (24) – (26) angegebenen Sätze:

(29) Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes

(30) Die Erschaffung des Himmels und der Erde erfolgte von Seiten Gottes anfänglich

Es ist klar, dass die Sätze in (29) – (30) eben der Expressionsklasse zuzurechnen ist, der auch die Sätze in (24) – (26) zuzurechnen sind. Ebenso klar ist jedoch auch, dass jeder kompetente Sprecher/Hörer des gegenwärtigen Deutsch jeden der Sätze in (24) – (26) als stilistisch besser (adäquater, ..., angemessener) als die Sätze in (29) – (30) beurteilen wird – und das heißt: zur stilistischen Kenntnis der Sprache gehört nicht nur die Kenntnis der in einer Sprache möglichen Expressionsklassen, sondern auch die Kenntnis einer qualifikatorischen Präferenzrelation $<$ – der Relation "ist (stilistisch) besser als", durch die die Elemente einer Expressionsklasse in spezifischer Art *geordnet* werden. Welche Eigenschaften die Relation $<$ hat und wie das mit ihr verbundene Ordnungswissen ist, kann hier vorerst offen bleiben; insbesondere kann die Erörterung der naheliegenden Frage zurückgestellt werden, ob dieses Ordnungswissen Teil der sprachlichen I-Kenntnisse der Sprecher/Hörer oder Bestandteil ihrer sprachlichen E-Kenntnisse ist (oder ob es, was ja auch der Fall sein kann, in bestimmten Teilen zu I-Kenntnis und in bestimmten anderen Teilen zur E-Kenntnis zu rechnen ist) – diese Problematik wird im folgenden noch ausführlich behandelt. An dieser Stelle reicht es vorerst aus festzuhalten, dass die stilistische Kenntnis der Individuen nicht nur die Kenntnis von Expressionsklassen, sondern auch die Kenntnis einer diese Klasse strukturierenden Ordnungsrelation ist – kurz: diese ihre stilistische Kenntnis ist wesentlich die Kenntnis von Paaren ($\mathbf{E}, <$). Und nicht nur das: Expressionen werden in der Sprachgemeinschaft C oftmals *explizit bewertet beziehungsweise qualifiziert*, und diese ihre Bewertung oder Qualifikation wird oftmals zur *Begründung* der durch $<$ induzierten Ordnung herangezogen. Um diesen vielleicht trivial anmutenden, *de facto* jedoch geradezu abgründigen Tatbestand kurz zu illustrieren: man betrachte nochmals den Satz in (6), also den Satz "Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes". Qualifikationen, die dieser Satz in C erfährt, könnten etwa wie folgt lauten: "ungelenk", "umständlich", "bürokratisch" und so weiter. Qualifikationen anderen Typs, die sicher nicht auf den Satz in (6) bezogen werden können, könnten etwa lauten: "bündig", "exakt", "eleganter", "pointiert", "vage" – und so weiter. Der

Tatbestand, dass solche Qualifikationen möglich und in der Tat auch Teil der in C ausgeübten Praxis sind, zeigt zunächst einmal, dass die Individuen nicht nur im Besitz der Kenntnis von Expressionsklassen sind. Sie sind auch im Besitz der Kenntnis dessen, was man die Kenntnis der *stilistischen Register*, die die Sprecher/Hörer zu ziehen vermögen, nennen könnte – also im Besitz der Kenntnis der Modalitäten des Sprachgebrauchs, die in C einer expliziten Charakterisierung und damit einer expliziten Qualifikation zugänglich sind und ihr oftmals auch unterliegen. Zusammenfassend gesagt: die Individuen sind im Besitz der Kenntnis der Register R_1, \dots, R_n des Sprachgebrauchs – sie verfügen, abkürzend gesagt, über sprachliches R-Wissen. Es ist klar, dass relativ zu diesem ihren R-Wissen wiederum Satzklassen in L ausgezeichnet werden können und ausgezeichnet werden: etwa die Menge der bündigen Sätze, die Menge der umständlichen Sätze, ..., die Menge der vagen Sätze, die Menge der präzisen Sätze – und so weiter. Es steht außer Frage, dass in der Sprachgemeinschaft C auch hinsichtlich der Elemente dieser Mengen stilistische Präferenzen bestehen – derart etwa, dass präzise Sätze gegenüber vagen Sätzen ausgezeichnet sind, dass elegante Sätze gegenüber umständlichen Sätzen ausgezeichnet sind – und so weiter. Zusammenfassend gesagt: auch bezüglich der Register des Sprachgebrauchs ist in C eine Präferenzrelation etabliert – ein Teil des in der Sprachgemeinschaft C verfügbaren stilistischen Wissens ist durch die Menge $\mathbf{R} = \{R_1, \dots, R_n; >\}$ – oder kurz: durch die Menge $\{\mathbf{R}, >\}$ – gegeben. Es soll hier vorerst offen bleiben, ob alle Sprecher/Hörer aus C im gleichen Umfang Zugang zu dieser Menge haben – festzuhalten ist hier vorerst nur, dass die Sprecher/Hörer, wie schon zuvor festgestellt, dieses ihr R-Wissen, das unzweideutig *nicht* Bestandteil ihrer Expressionskenntnis ist, häufig dazu verwenden, um die *innerhalb einer Expressionsklasse* hergestellte Präferenzordnung zu begründen. Steht "p \supset_X q" für "Sprecher/Hörer X leitet auf Grund seiner E-Kennntnis Aussage q aus der Aussage p ab", dann kann exemplarisch knapp verdeutlichen, worum es bei dieser Begründungsproblematik geht – es geht nämlich darum zu klären, wie weit Schlüsse wie etwa $(s_i \in R_i \ \& \ s_j \in R_j \ \& \ R_i < R_j) \supset_X (s_i < s_j)$ reichen, und wie tragfähig solche Schlüsse sind. Denn mit solchen Schlüssen wird von der Zugehörigkeit von irgendzwei Sätzen zu bestimmten, voneinander verschiedenen Registern auf eine zwischen diesen Sätzen bestehende Relation geschlossen. Hinsichtlich dieses Schlusses ist natürlich die Frage kritisch, ob die durch die beiden Relationen $<$ und $<$ gegebenen Ordnungen miteinander koinzidieren – und das heißt im hier betrachteten Zusammenhang natürlich, dass zu fragen, ob die implizite (stilistische) Sprachkenntnis der Individuen und ihre explizite (stilistische) Sprachkenntnis zwar nicht kointensional, aber koextensional miteinander sind. Falls diese Frage negativ zu beantworten ist, stellt sich natürlich die Frage, wie die stilistische I-Kennntnis und die stilistische E-Kennntnis der Sprecher/Hörer in ihrer kommunikativen Praxis miteinander interagieren – eine Frage, die natürlich mühelos verallgemeinert werden kann. Es ist hier nicht der Ort für den Versuch, diese Frage systematisch zu beantworten. Herauszustellen ist hier nur, dass der schlichte Tatbestand, dass es möglich ist diese Frage sinnvoll zu stellen, dass zwischen den I-Kennntnissen der Individuen und ihren E-Kennntnissen – obschon diese Kenntnissysteme disjunkt miteinander sind – sehr wohl Koinzidenzen bestehen können – aber natürlich auch Diskrepanzen. Beide, die Koinzidenzen wie auch die Diskrepanzen, sind es sehr wohl wert, linguistisch genauer analysiert zu werden.

4.2 Es dürfte unstrittig sein, dass die Stilistik – so wie sie derzeit verfasst ist – dringend der Systematisierung bedarf. Um einer solchen Systematisierung zumindest näherkommen zu können, ist es angebracht, zuvor knapp und exemplarisch zu verdeutlichen, worum es in der Stilistik – *inter alia* – geht – und worum es in der Stilistik – *inter alia* – nicht geht. Dazu seien die nachfolgend mitgeteilten Sätze betrachtet:

- (31) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde
- (32) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde
- (33) Den Himmel und die Erde erschuf Gott am Anfang

Ersichtlich sind die Sätze in (A) – (C) miteinander äquivalent: sie bringen dieselbe Proposition – die Proposition p – zum Ausdruck. Aber diese Sätze bringen p, da sie syntaktisch unterschiedlich strukturiert sind, auf unterschiedliche Arten zum Ausdruck: der Satz in (A) bringt p auf eine Strukturierungsart α_1 zum Ausdruck, der Satz in (B) auf eine Strukturierungsart α_2 und der Satz in (C) auf eine Strukturierungsart α_3 . Sie bringen p überdies in demselben Kontext zum Ausdruck – dem Kontext κ , der im Fall von (A) – (C) durch einen Kontext, den Anfang der deutschen Bibelübersetzung,

gegeben ist, aber der nicht notwendigerweise durch einen Kontext gegeben sein muss, sondern auch durch eine Situation gegeben sein kann. Ein 4-Tupel wie das Tupel $\langle s_1, \alpha_1, p, \kappa \rangle$ – also ein Tupel, bestehend aus einem Satz, einer Strukturierungsart, einer Proposition und einem Kontext – möge eine *Expression* heißen. Expressionen, die in demselben Kontext dieselbe Proposition auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, bilden eine *Expressionsklasse* – die Expressionsklasse **E**. Die Sätze in (A) – (C) gehören somit zu Expressionen, die Elemente einer Expressionsklasse sind. Expressionsklassen umfassen die unterschiedlichen, zueinander *alternativen* Arten, auf die eine Proposition p sprachlich zum Ausdruck gebracht werden kann. Diese Ausdrucksalternativen – also die Expressionsklassen – sind, aus Gründen heraus, die gleich deutlich werden, die primären Objekte der Stilistik. (Naheliegende Erweiterungen dieses Ansatzes, die sehr wohl erforderlich sind, werden im zweiten Abschnitt dieser Skizze vorgenommen.)

Bezüglich einer Expressionsklasse lassen sich Fragen stellen, die man als paradigmatisch für stilistische Fragen betrachten kann. So lässt sich im Hinblick auf die angegebenen Beispielsätze die Frage stellen, ob die Expression, zu der der Satz in (A) gehört, die Proposition p „besser“ – stilistisch angemessener oder adäquater, was auch, aber nicht nur heißt: dem Vorkommenskontext κ besser angepasst – zum Ausdruck bringt als die Expression, zu der der Satz in (B) gehört, oder ob das Umgekehrte der Fall ist. Ebenso lässt sich fragen, ob die Expressionen, zu denen die Sätze in (B) und (C) gehören, die Proposition p gleich gut – oder gleich schlecht – zum Ausdruck bringen. Allgemein gesagt: in Relation zu anderen Expressionen, die derselben Expressionsklasse angehören, lässt sich die *Ausdrucksgüte* einer Expression beurteilen oder *qualifizieren* – Expressionsqualifikationen der angedeuteten Art prägen einer Expressionsklasse eine Struktur auf. Sie spezifizieren, welche der alternativ möglichen Ausdruckarten optimaler sind als andere alternativ mögliche Ausdrucksarten und welche Ausdrucksarten gleich optimal – oder eben gleichermaßen suboptimal – sind. Es ist traditionellerweise das Hauptgeschäft der Stilistik, solche Spezifizierungen zu liefern. Der primäre Gegenstand der Stilistik sind Expressionsklassen; sie sind das Objekt der stilistischen Beschreibung. Ihren Erklärungsaufgaben kommt die Stilistik nach, indem sie diese Expressionsklassen mit einer Qualifikationsstruktur versieht.

„((A) ist besser als (B) und (C)) und ((B) und (C) sind in etwa gleich gut))“

Natürlich gibt es eine Mehrzahl von Möglichkeiten, um eine Systematisierung von Komparationsrelationen herbeizuführen. Man kann jedoch davon ausgehen, dass es einen Standardfall der stilistischen Betrachtung ist, dass die Expressionsklasse **E** so strukturiert ist, wie es im Zusammenhang der Erörterung von (*) vorausgesetzt wurde: nämlich durch zwei Komparationsrelationen – etwa die Relation „ x ist (in etwa) gleich adäquat (gut, angemessen) wie y “ und (um die Inverse der im Zusammenhang von (*) bemühten Vergleichsbeziehung zu nehmen) die Relation „ x ist weniger adäquat (gut, angemessen) als y “. Die erste dieser beiden Relationen soll durch das Symbol „ \approx “, die zweite durch das Symbol „ $<$ “, bezeichnet werden. a, b, c, \dots stehen für **E**-Elemente. Es liegt nahe anzunehmen, dass die beiden Komparationsrelationen den folgenden Bedingungen genügen, deren Geltung intuitiv wohl unmittelbar einsichtig sein dürfte:

$$(4-1) a \approx b$$

$$(4-2) a \approx b \Rightarrow b \approx a$$

$$(4-3) a \approx b \wedge b \approx c \Rightarrow a \approx c$$

$$(4-5) a < b \wedge b < c \Rightarrow a < c$$

$$(4-6) a \approx b \Rightarrow \neg a < b$$

$$(4-7) a \approx b \vee a < b \vee b < a$$

Die Notation in (1-A) – (1-F) ist, wie auch im folgenden, Standard; es gelten die üblichen Bindungskonventionen. Offenbar ist \approx gemäß (1-A) – (1-C) eine Äquivalenzrelation, und nach (1-D) ist $<$ transitiv. \approx und $<$ sind entsprechend (1-E) unverträglich miteinander, und wegen (1-F) ist $<$ konnex modulo \approx . – Definitorsch kann man nun eine Relation \leq , die die beiden bisher betrachteten Relationen disjunktiv integriert, wie folgt einführen:

$$(4-8) a \leq b := a < b \vee a \approx b$$

Mit (2) gelten auf Grund von (1-A) – (1-F) offenbar die beiden nachfolgend mitgeteilten Theoreme:

$$(4-9) a \leq b \vee b \leq a$$

$$(4-10) a \leq b \wedge b \leq c \Rightarrow a \leq c$$

Nach diesen Vorbereitungen ist es möglich, die Betrachtung der beiden Grundrelationen \approx und $<$ auf die Betrachtung der einen Grundrelation \leq zu reduzieren. Vorausgesetzt wird dabei, dass (3-A) und (3-B) die beiden Axiome sind, die diese Grundrelation strukturieren. Relativ zu diesen Axiomen kann man dann die Relationen $<$ und \approx definitorisch wie folgt einführen:

$$(4-11) a < b := \neg b \leq a$$

$$(4-12) a \approx b := a \leq b \wedge b \leq a$$

$$(4-13) a > b := b < a$$

Bezüglich der Relation \approx ist anzumerken, dass für sie das Substitutionsprinzip gilt, und zwar in der nachfolgend angegebenen Form: $a \approx b \Rightarrow (A[a] \Rightarrow A[b])$; dabei ist $A[a]$ nur mit dem Grundprädikat \leq aufgebaut. – Auf der Basis von (3-A) – (3-B) und mit (4-A) – (4-C) lassen sich, wie unschwer einzusehen ist, die in (1-A) – (1-F) mitgeteilten Aussagen als Theoreme beweisen. Ferner gilt (5-A):

$$(4-14) \forall x (a \approx x \equiv b \approx x) \Rightarrow a \approx b$$

Auch dies ist unschwer einzusehen: wegen $a \leq a$ und $b \leq b$ folgt aus (5-A) $a \leq b \wedge b \leq a$; mithin gilt $a \approx b$. Trivialerweise gilt auch (5-B):

$$(4-15) \forall x (x \leq a \equiv x \leq b) \Rightarrow a \approx b$$

Wenn für \leq die Axiome (3-A) und (3-B) gelten, bezeichnet man die durch das Paar $\langle \mathbf{E}, \leq \rangle$ gegebene Struktur als eine *Quasireihe*. Der Begriff der Quasireihe wurde von Hempel (1952) eingeführt; die Darstellung, die hier gegeben wird, schließt in vielen Details an die von Kutschera (1972) gegebene Darstellung der Konzeption Hempels an. Hempel hat den Begriff der Quasireihe in Entsprechung zum Begriff der Quasiordnung entwickelt. Eine Quasiordnung liegt vor, wenn die Beziehung \leq reflexiv und transitiv ist. Eine Ordnung ist partiell, wenn diese Beziehung auch antisymmetrisch ist, also $a \leq b \wedge b \leq a \Rightarrow a = b$ gilt. Eine Ordnung ist gegeben, wenn eine partielle Ordnung vorliegt, die die Konnexivitätseigenschaft aufweist, sodass gilt: $a < b \vee b < a \vee a = b$. Eine Quasireihe ist insofern eine Ordnung, in der die Identität zu der Beziehung \approx abgeschwächt ist. Wegen eben dieser Abschwächung decken Quasireihen mehr mögliche Komparationsaspekte ab als Ordnungen. Man kann die Quasireihe in Ansehung der Komparationsmöglichkeiten, die sie eröffnet, geradezu als die Grundform komparativer Relationierungen betrachten. Und auch die Expressionsqualifikation instanziiert diese Grundform: der in (*) betrachtete Fall einer Expressionsqualifikation ist sicher exemplarisch, und es ist evident, dass sich dieser Fall im Rahmen des mit (3-A) und (3-B) gegebenen Axiomensystems darstellen lässt. Das Axiomensystem *ist* die Systematisierung der Expressionsqualifikation, die zuvor als erforderlichlich nachgewiesen wurde.

Man könnte es als eine Beschränkung der Reichweite der Axiomatik betrachten, dass sie nur Expressionsqualifikationen relativ zur einer Expressionsklasse \mathbf{E} erlaubt. Aber dieser Einwand der Reichweitenbeschränkung der Axiomatik geht an der Sache vorbei. Die Struktur, die zuvor umrissen wurde, kann so ausdifferenziert werden, dass alle relevanten Fälle der Expressionsqualifikation durch die Axiomatik erfasst werden können. Mit der Axiomatik ist verlangt, dass die ins Spiel gebrachten Komparationsrelationen (3-A) und (3-B) genügen – es ist nicht verlangt, dass diese Relationen – wie die im Zusammenhang mit (*) betrachteten Relationen – zweistellig sind. Auch höherstellige Relationen können den Axiomen genügen, trivialerweise, und das bedeutet, dass die Klasse der Fälle, die axiomatisch erfasst werden können, sehr viel reicher ist, als es auf den ersten flüchtigen Blick hin scheinen mag. Unter Bezugnahme auf höherstellige Komparationsrelationen ist dann auch das möglich, was *prima facie* ausgeschlossen zu sein scheint: nämlich die qualifikatorische Komparation von Expressionen, die voneinander verschiedenen Expressionsklassen angehören.

5 Komplementärelemente der Sprachstruktur

Der sprachtheoretische Individualismus und der sprachtheoretische Kollektivismus verhalten sich komplementär zueinander. Insofern steht man als Linguist vor einem Dilemma: optiert man für den Individualismus, entscheidet man sich gegen die linguistische Tradition und suspendiert sich damit von allen Problemen, die sich aus der Sozialität der Sprache ergeben. Optiert man für den Kollektivismus, suspendiert man sich von der Möglichkeit, die Wege gehen zu können, die man ihm Rahmen der grammatischen Forschung gehen kann und gehen muss. Die Betrachtungen im folgenden sind der Versuch, dieses die Integrität und die Einheit der Linguistik bedrohende Dilemma aus der Welt zu schaffen. Um diesen Versuch mit Aussicht auf Erfolg ins Werk setzen zu können, ist es angebracht, noch einmal kurz die Konzeptionen zu rekapitulieren, die sich hier antithetisch gegenüber stehen.

THESE

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch vollkommen uninteressante Frage. Was linguistisch von Interesse ist, ist die Frage, was eine Grammatik und insbesondere eine *Universalgrammatik* (UG) ist. Auf diese Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine UG vom Chomsky-Typ ist eine Funktion F , die jedem Element einer Satzmasse \mathbf{M} mindestens eine Strukturbeschreibung zuordnet. Oder, anders aber auf äquivalente Art gesagt: die Funktion F – die Chomsky-Funktion – zerlegt \mathbf{M} erschöpfend in Teilmengen, und zwar in Teilmengen von Sätzen, die strukturgleich miteinander sind. Entsprechendes gilt, wenn man eine UG vom Montague-Typ betrachtet: dann ist die UG eine Funktion F' , die \mathbf{M} erschöpfend in die Teilmengen der Sätze zerlegt, die intensional gleich strukturiert sind. Diese beiden UG-Versionen *schließen* einander nicht wechselseitig aus; sie lassen sich sehr integrieren. Diese Integration wird erst dann unmöglich, wenn man – wie Chomsky es tut – die Möglichkeit einer realistischen Interpretation der Montague-Semantik bestreitet. Aber niemand ist gezwungen, diese Interpretationsmöglichkeit zu bestreiten, und wer sie nicht bestreitet, kann auf unproblematische Art mit den *beiden* Funktionen F und F' arbeiten. Er kann unter UG-Prämissen syntaktische *und* semantische Forschung betreiben.

KOROLLAR

Relativ zu dem zuvor umrissenen grammatiktheoretischen Individualismus könnte man versucht sein zu sagen, dass es sich bei der Satzmasse \mathbf{M} – um einen traditionellen linguistischen Begriff zu benutzen – einen Ideolekt einer A-Sprache L vom Typ N und damit um einen Ideolekt einer S-Sprache handelt, und L entsprechend als eine Menge von Ideolekten – eine Menge von Satzmassen – begreifen. Ein solches Verständnis von L ist sicher nicht falsch – aber mit ihm ist auch nicht sonderlich viel gewonnen. Warum nicht, liegt auf der Hand: denn die UG erlaubt es natürlich, *beliebige* Mengen von Satzmassen – von Ideolekten – zu bilden. Anders gesagt: die UG enthält *keine* Informationen darüber, unter welchen Bedingungen Ideolekte sinnvollerweise zu einer A-Sprache L vom Typ N und damit zu einer S-Sprache *gruppiert* werden können. Und wegen dieses Mangels an UG-gegebenen Gruppierungswissen ist die Auffassung, dass L eine Menge von Ideolekten ist, ebenso richtig wie nichtssagend.

ANTITHESE

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch geradezu zentrale Frage. Und auf diese zentrale Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine solche Sprache ist eine soziale Praxis, die von einem Interesse an Kommunikation bestimmt ist, das die Individuen wechselseitig haben, und das Ausüben einer solchen Praxis ist ein Teil der Naturgeschichte des Menschen. Diese Praxis, die eine intellektuelle Komponente und eine praktische Komponente hat – es handelt sich bei ihr also um eine Praxis im Denken und im Handeln – ist eine rationale Praxis. Und diese rationale Praxis ist wesentlich eine

sprachliche Praxis, die wesentlich in der Produktion von Äußerungen, im situationsadäquaten Vollzug von Sprechakten besteht, wobei die Individuen voraussetzen, dass sie einander in den Grundzügen entsprechen. Ihre sprachliche Kommunikationspraxis hat Wurzeln in der Vergangenheit, vollzieht sich in der Gegenwart und reicht in ihre Zukunft hinein.

KOROLLAR

Es versteht sich von selbst, dass die sprachliche Kommunikationspraxis eine *kollektivierte* – und folglich auch *kollektivierbare* – Praxis ist; sie vollzieht sich jenseits des grammatischen Individualismus, auf den die These abzielt. Möglicherweise kann man auch sagen, dass die These eine eher theoretische Orientierung der Linguistik, die Antithese dagegen eine sozusagen „lebensnähere“ und insofern auch empirischere Orientierung der Linguistik erfordert. Jedenfalls lassen sich These und Antithese nicht ohne weiteres auf einen Nenner bringen.

SYNTHESE

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Eine solche Sprache ist eine auf der Basis von UG-determiniert gegebenen Satzmassen ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Die Elemente dieser Handlungspraxis und die Satzmassen sind durch ein System von *Sprachqualifikationen* strukturiert, in denen das *explizite sprachliche Wissen* und damit *Elemente ihres Sprachbewusstseins* zum Ausdruck kommen. Sprachbewusstsein ist also explizites sprachliches Wissen, und dieses Wissen ist ein explizites sprachliches Wissen, weil und insofern die Individuen dieses ihr Wissen (mehr oder weniger gut) *begründen* können. In der Begründbarkeit dieses Wissens manifestiert sich der Umstand, dass dieses Wissen ein bewusstes Wissen ist. In dieser seiner Begründbarkeit manifestiert sich auch, dass die Individuen *bewusst* sprachliche Erfahrungen machen, und diese Erfahrungen *bewusst* auswerten. Sprachqualifikationen sind Kodifikate der Spracherfahrung.

FUNDIERUNG UND EXEMPLIFIZIERUNG

[1] Sprachqualifikationen kommen in Feststellungen wie etwa „Das ist Frankfurterisch, und das Frankfurterische ist dem Bayerischen viel ähnlicher als dem Hamburgischen“, „Das ist Deutsch“, „das ist ein deutscher Satz“, „in diesem Text stünde an der Stelle, an der der Satz s steht, besser der Satz s‘, der nicht so geschwollen klingt“, und so weiter, zum Ausdruck.⁷ Es liegt auf der Hand, dass solche Feststellungen nicht aus der UG abgeleitet werden können: der Begriff „Deutsch“ ist nicht Element der UG, ebensowenig wie der Begriff „geschwollener Satz“ – vor der UG sind alle Sätze gleich.

[2] Sprachqualifikationen sind Ausdruck eines Wissens, das gemeinsames und in vielen Fällen sogar mutuelles Wissen bestimmter Gruppen von Individuen ist. Im Rekurs auf dieses Wissen ist dieses Wissen begründbar, und ihm Rekurs auf dieses Wissen wird es begründet. Weil und insofern wie es begründbar und begründet ist, ist dieses Wissen explizites Wissen und somit Teil des Sprachbewusstseins. Man kann sagen, dass dieses gemeinsame und in vielen Fällen auch mutuelles Wissen einen *Wissensspeicher* darstellt, der den Individuen, die über bestimmte sprachqualifikatorische Kenntnisse verfügen, gemeinsam ist. Anders gesagt: die *expliziten* Sprachkenntnisse sind *kollektivierbare* und *kollektivierte* Kenntnissysteme. Dies gilt unerachtet des Umstandes, das unterschiedliche Individuen in unterschiedlichen Umfängen Zugang zu dem Wissensspeicher haben können und haben: die Möglichkeit und der Tatbestand der individuellen Varianz der expliziten Sprachkenntnisse (ESK) ändern nichts an der Möglichkeit und dem Tatbestand der Kollektivierung der ESK. Schließlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass die ESK mit großer Strenge – auch mit großer mathematischer Strenge – untersucht werden können und, z.B. im Rahmen der epistemischen Logik, auch schon untersucht worden sind.

[3] Die Feststellung, dass die ESK, weil sie begründbar sind, bewusstes Wissen sind, bedarf der abschwächenden Spezifizierung. Denn oftmals weiß ein Individuum zwar noch, das ein bestimmtes ESK-Element Element des gemeinsamen Speichers ist, aber es weiß nicht mehr, warum es Element

⁷ Statt von Sprachqualifikationen kann man natürlich auch vollkommen äquivalent von Sprachbewertungen reden. Aber Bewertung konnotiert für mich „Noten geben“, „Präskriptivität“ – und deshalb ziehe ich die meiner Ansicht nach konnotativ neutralere Redeweise von Sprachqualifikationen vor.

des Speichers ist – so, wie ein Individuum wissen kann, dass $2 + 2 = 4$ ist, aber die Additionsgesetze längst vergessen hat, und zur Begründung der Feststellung „ $2 + 2 = 4$ “ allenfalls noch sagen kann: „Das habe ich in der Schule gelernt“. Es sind sogar ESK-Elemente denkbar, für die selbst eine derart schwache Begründung nicht mehr beigebracht werden kann. In dem Fall, in dem ein Individuum zwar noch weiß, dass p der Fall ist, aber nicht mehr weiß, *warum* p der Fall ist, soll gelten, dass dieses Individuum ein bestimmtes Wissen *internalisiert* hat. Aber diese Internalisierung ändert nicht daran, dass auch das internalisierte Wissen begründbar ist – vielleicht nicht von jedem Individuum unter den gleichen Umständen in gleicher Art, *aber doch begründbar vermöge einer kollektiven Anstrengung der Population, der das Individuum*. Als Indikator dafür, dass auch die internalisierten ESK Teil des Sprachbewusstseins sind, muss der Tatbestand begriffen werden, dass ein Individuum – auf welche Weise auch immer – geltend machen kann, dass ein in Rede stehendes Wissensselement Bestandteil des Speichers ist. Im übrigen ist klar, dass die internalisierten ESK etwas vollkommen anderes sind, als die impliziten oder *intrinsischen* (grammatischen) Kenntnisse (ISK) der grammatischen Organismen: die ISK sind einer kollektiven Abspeicherung überhaupt nicht zugänglich; sie können mithin auch nicht Bestandteil des Speichers sein, indem die internalisierten ESK abgelagert sind.

[4] Natürlich sind nicht nur Qualifikationen wie „Dies ist Samoanisch“ möglich, sondern auch Qualifikationen wie „Dies ist kein Frankfurter Geddbabbele“. Generell gesagt: es gibt *positive* Sprachqualifikationen, und es gibt *negative* Sprachqualifikationen. Dies gilt auch in Ansehung der *Selbstqualifikationen*, denen ein Individuum sich unterziehen kann („Ich kann nicht Frankfurterisch babbelen“, „Ich spreche nun einmal Berlinerisch“). Obwohl diese Selbstqualifikationen *individuen-spezifisch* sind, sind sie doch nicht *individualistisch* in dem Sinne, in dem die Kenntnisse der grammatischen Organismen individualistisch sind. Insbesondere gilt auch, dass diese selbstbezüglichen Sprachqualifikationen vermöge eines Wissens zustandekommen, das durchgängig *kollektives* Wissen ist.

[5] Es dürfte außer Frage stehen, dass die ESK auf spezifische Art mit dem Wissen interagieren, das die Individuen ansonsten noch über die Welt und speziell über den sozialen Raum, in dem sie leben, haben. Insofern sind die ESK ein sozial eingebundenes Wissenssystem.

KOROLLAR 1

Ein Kenntnissystem, das aus zwei im Typ voneinander verschiedenen Kenntnissystemen besteht, die miteinander koexistieren, ist ein *hybrides* System. Die ESK und die ISK sind im Typ voneinander verschieden, und die Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer erschöpfen sich in ihren ISK und ESK: folglich sind die Sprecher/Hörer hybride Systeme. Die Behauptung der Hybridizität des gesamten Kenntnissystems impliziert nicht die Behauptung, dass die ISK und die ESK ihrerseits homogene Kenntnissysteme seien: es besteht sehr wohl Anlass zu der Annahme, dass sowohl die ISK als auch die ESK in *sortal* voneinander verschiedene Subsysteme zerfallen. In Ansehung dieser aus der Verschiedenheit der Subsysteme resultierenden Hybridizität *innerhalb des Typs* soll von einer *schwachen* Hybridizität die Rede sein, während die aus der Koexistenz von ISK und ESK resultierende Hybridizität als *starke* Hybridizität bezeichnet werden soll.

KOROLLAR 2

Im Korollar zur These wurde die Möglichkeit verworfen, eine A-Sprache L vom Typ N als eine Menge von Ideolekten aufzufassen, weil die UG die erforderliche Ideolektgruppierungsinformation nicht bereit stellt. Die Synthese ermöglicht eine solche Sprachauffassung, da sie gestattet, da sie die zu gruppierenden Ideolekte vermöge einer qualifikatorischen Information zu bestimmen gestattet. Eine A-Sprache L ist eine Menge $L = \{\ell_1, \dots, \ell_n\}$ von Ideolekten, wobei *erstens* gilt, dass jeder Ideolekt ℓ_i UG-determiniert ist, und *zweitens* gilt, dass die ℓ_i *qualifikatorisch konnex* sind. Der hier informell eingeführte Begriff der qualifikatorischen Konnexität lässt sich ohne sonderlichen Aufwand auf die übliche Art präzisieren. Relativ zu einer solchen Präzisierung lässt sich dann der Begriff „Varietät einer A-Sprache L vom Typ N “ systematisch einführen, und als eine Menge von Ideolekten explizieren, die auf besondere Art qualifikatorisch konnex sind. (Es mag sein, dass dieser qualifikatorischen Konnexität im grammatischen Bereich eine spezifische, zwischen den L -Ideolekten bestehende *Relationalstruktur* „korrespondiert“. Aber der Rekurs auf eine solche Relationalstruktur ist nur im Zuge diverser nicht-trivialer Modifikationen der UG in allen ihren vorliegenden Versionen

möglich, und insofern erübrigen sich an dieser Stelle aller weiteren Spekulationen über eine solche korrespondierende Struktur.) Natürlich ist eine (Varietäten integrierende) A-Sprache L vom Typ N die Sprache einer Sprachgemeinschaft, also eine S-Sprache. Die Formation einer S-Sprache wird also auf der Basis von UG-Informationen und auf der Basis von qualifikatorischen Informationen möglich. Mit der angegebenen Explikation von „S-Sprache“ ist natürlich auch der Begriff der Sprachgemeinschaft genauer gefasst. In Entsprechung zu dieser genaueren Fassung kann man dann auch sagen, dass ein *Sprachbund* eine Menge $\mathbf{L} = \{L_1, \dots, L_n\}$ von A-Sprachen L_i vom Typ N im angegebenen Sinne ist, und wiederum gilt, dass diese A-Sprachen vom Typ N qualifikatorisch konnex sind. Die angegebenen Hinweise dürften verdeutlichen, dass die Synthese in der Tat produktiv ist und ihr ein erhebliches integratives Potential inhärent ist.

KOROLLAR 3

Es verhält sich also so, dass die A-Sprache L vom Typ N das Ergebnis einer qualifikatorischen Kollektivierung von UG-determinierten Ideolekten ist, durch die L in einem hier vorerst nicht näher zu spezifizierenden Sinn dieses Begriffes sozial „verortet“ wird. Diese Verortung ist das, was oft als die Soziogenese der Sprache bezeichnet wird; sie findet also relativ zu den Sprachqualifikationen und im Raum dieser Qualifikationen statt. Sie hat jedoch keinen oder allenfalls einen peripheren Einfluss auf die in allen wesentlichen Hinsichten durch die UG-Prinzipien und UG-Parameter bestimmte grammatische Struktur der Ideolekte, wohl aber hat sie Einfluss auf die auf der Grundlage dieser Ideolekte ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Diese Handlungspraxis ist wesentlich konventionell strukturiert, und es mag sein, dass der Zusammenhang zwischen Kollektiven von sprachgebrauchenden Individuen durch eine Konvention bestimmt ist, die Lewis dahingehend charakterisiert:

„A language L is *used* by a population P if and only if there prevails in P a convention of truth and trust in L, sustained by an interest in communication“. (D. Lewis, „Languages and Language“, in: Keith Gunderson (Hrsg.), *Language, Mind, and Knowledge* (= Minnesota Studies in the Philosophy of Sciences, Vol. VII), Minneapolis: University of Minnesota Press 1975. S. 10).

Mit dieser Konvention ist der zwischen Populationen und Sprachen bestehende Zusammenhang in einer Hinsicht vermutlich erfasst. Aber es ist wesentlich zu sehen, nicht das geleistet worden ist, was mit dem in der Synthese bemühten Konzept der Sprachqualifikation geleistet worden ist. Um nur einen Grund zu nennen: die Konvention gestattet es nicht, die Sprache L zu identifizieren – die Identifizierbarkeit von L wird für die Formulierung der Konvention vorausgesetzt. Wie diese Voraussetzung erfüllt werden kann, ist im zweiten Korollar zur Synthese gezeigt, und damit ist auch gezeigt, dass das Qualifikationskonzept weiter reicht als die *convention of truth and trust*.

Es versteht sich von selbst, dass das zuvor umrissene Synthese-Konzept noch diverser Spezifizierungen bedarf – etwa im Hinblick auf die Struktur des gemeinsamen und des mutuellen Wissens und im Hinblick auf die Eigenschaften der entsprechenden Wissenssysteme (Granularität, Nicht-Monotonie, und so weiter). Aber es versteht sich auch von selbst, dass diese Spezifizierungen sich im Prinzip beibringen lassen – das Synthese-Konzept ist somit alles andere als ein ungedeckter Scheck.

EXTREMKONZEPTION DER L-DYNAMIK

Siegfried Kanngießer

Für eine Vielzahl von Versuchen, nachweisbare Tatbestände der Veränderung einer I-Sprache L im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben, ist es charakteristisch, dass in ihrem Rahmen die zugrundeliegende L-Dynamik als eine Funktion der Umbelegung von UG-Parametern betrachtet wird. Das aber heißt, dass man in ihrem Rahmen von einer mit der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version definitiv nicht vereinbaren grundsätzlichen Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung ausgeht. Dieses Nicht-Monotoniekonzept wirft jedoch so viele gravierende interne Probleme auf, dass es wenig attraktiv ist und daher zu vermeiden versucht wird. Eine dieser Vermeidungsstrategien resultiert dabei nicht aus guten Gründen, sondern wird aus einer Art epistemisch-methodologischen Trotzes heraus verfolgt: Sie läuft auf den Versuch hinaus, die Tatbestände der L-Dynamik unter den klassischen Monotoniebedingungen auf der Ebene der Parameterbelegungen zu erklären. Diese Trotzhaltung führt zur Entwicklung einer Theorie der L-Dynamik, in der die Tatbestände dieser Dynamik nurmehr als Funktionen von Parametrisierungspathologien erklärt werden können, die aus organischen Defekten der grammatischen Individuen resultieren. Die offensichtliche Unsinnigkeit einer solchen Theorie der L-Dynamik wird abschließend kurz demonstriert. Damit ist auch demonstriert, dass epistemisch-methodologischer Trotz nicht notwendig zu einer guten Forschungsstrategie führt.

Wer auf der Ebene der Parameter von den universalgrammatischen Grundlagen der Sprachveränderung – der I-Sprachveränderung, genauer gesagt – zu reden bereit ist, ist dazu verpflichtet, *in irgendeinem Sinne* dieses Begriffs das Konzept einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung geltend zu machen. Wer dies nicht tut, sondern aus verständlichen Gründen an der Konzeption einer monotonen UG-Parametrisierung festhält, gleichwohl aber auf der Ebene der Parameter von den universalgrammatischen Grundlagen der Sprachveränderung – der I-Sprachveränderung – zu reden beabsichtigt, hat ganz einfach schlechte Karten.

Man erinnere sich: Im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten und von Chomsky (1986) weiter elaborierten Prinzipien- und Parameter-Theorie (kurz: der (P&P)-Theorie) der Universalgrammatik (UG) wird die UG-Parametrisierung – also die Fixierung der Parameterwerte auf der Basis externer sprachlicher Daten (ESD) – als ein strikt monotoner Vorgang begriffen, der *erstens* mit naturgesetzlicher Notwendigkeit abläuft und der *zweitens* und vor allem keinerlei Störungen unterliegt und unterliegen kann. Eben deshalb impliziert die Konzeption der UG-Parametrisierung – sie ist, wie gesagt, die klassische, im Rahmen der (P&P)-Theorie üblicherweise vertretene Konzeption der UG-Parametrisierung – das, was Niyogi und Berwick die Paradoxie der Sprachveränderung nennen. Genauer müsste man hier wohl von der Paradoxie der I-Sprachveränderung reden, denn die I-Sprachen und nur sie sind es, die als UG-determinierte Größen begriffen werden können. Dabei ist klar, dass I-Sprachen erst in Konsequenz zahlreicher, jeweils aber gut begründbarer Abstraktionen und Idealisierungen identifiziert und einer linguistischen Untersuchung zugänglich gemacht werden können. Wer man die von Chomsky mehrfach – zum Beispiel in Chomsky (1981), vor allem aber in Chomsky (2000) – geltend gemachte Invarianzbehauptung für I-Sprachen nicht zu akzeptieren bereit ist, weil Gründe für die Annahme hat (oder zu haben glaubt), dass auch eine I-Sprache L eine dynamische, also eine veränderungsfähige und sich verändernde Größe ist, sieht sich dann zwangsläufig dem konfrontiert, was Niyogi und Berwick die Paradoxie der Sprachveränderung nennen. Diese Paradoxie – die Paradoxie der I-Sprachveränderung – formulieren Niyogi und Berwick wie folgt:

„After all, if all children successfully attain the grammars of their parents and they continue to do this generation after generation, then the linguistic composition of every generation would look exactly like the linguistic composition of the previous generation and languages would not change with time. Yet, they do.“ (Niyogi/Berwick 1998, 192/3).

Mit anderen Worten: Aus den Annahmen, dass die UG-Parametrisierung *erstens* mit naturgesetzlicher Notwendigkeit abläuft und der *zweitens* und vor allem keinerlei Störungen unterliegt und unterliegen kann, folgt, dass in der Abfolge der Generationen die stets gleiche UG-Parametrisierung reproduziert

wird, und damit folgt natürlich die ewige Wiederkehr des grammatisch Gleichen. Und diese Folgerung zu ziehen, heißt nur, Chomskys Invarianzbehauptung für I-Sprachen geltend zu machen.

Wer diese Invarianzbehauptung und damit die These von der ewigen Wiederkehr des grammatisch Gleichen für falsch hält und der Auffassung ist, dass es gute Gründe dafür gibt, auch und gerade auf der Ebene der Parameter von einer internen Dynamik der I-Sprache L zu reden zu müssen, die einer parametrischen Erklärung bedürftig und auch zugänglich ist, kommt ersichtlich nicht umhin, auch das skizzierte Konzept der UG-Parametrisierung für falsch zu halten. Um diesen seinen Falschheitsbefund substantzieren zu können, muss er insbesondere zu demonstrieren in der Lage sein, dass die UG-Parametrisierung nur dann richtig verstanden ist, wenn sie als ein systematisch Störungen unterliegender Vorgang verstanden wird, in dessen Rahmen störungsbedingte Parametrisierungsfehleistungen immer wieder korrigiert werden. Er muss also die UG-Parametrisierung als einen nicht-monotonen Prozess (im bekannten technischen Sinne des Begriffs), also als einen Prozess begreifen, dessen Ergebnisse sozusagen immer nur Zwischenergebnisse sind – also UG-Parametrisierungen, die sowohl revisionsfähig als auch revisionsbedürftig sind. Die vorausgesetzte L-Dynamik kann dann als eine Funktion solcher Parametrisierungsrevisionen erklärt werden – allgemeiner gesagt: Sie erweist sich als eine UG-interne Adjustierungsreaktion auf störungsbedingte UG-Parametrisierungen.

Natürlich wirft diese Konzeption einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung diverse Probleme auf, und zwar gravierende Probleme, die sich sowohl in empirischer, als auch – und vielleicht sogar vor allem – in theoretischer Hinsicht unter logischen und mathematischen Aspekten stellen. Angesichts dieser Sachlage, ist es zweifellos nicht unbedingt attraktiv, für die Konzeption einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung zu votieren. Wer ein solches Votum vermeiden kann, wird es entsprechend zu vermeiden versuchen. Und er wird nach Möglichkeit am Konzept einer monotonen UG-Parametrisierung festhalten und versuchen, auf dessen Basis die Tatbestände der vorausgesetzten L-Dynamik parametrisch zu erklären. Damit aber ist vor eine Aufgabe gestellt, die der vergleichbar ist, die Quadratur des Kreises nachweisen zu müssen.

Denn wer von der Annahme ausgeht, dass die UG-Parametrisierung ein strikt monotoner Prozess ist, ist – wenn er sich nicht in einem Raum diesseits oder jenseits jeglicher Logik positionieren will – auf die Chomskysche Invarianzbehauptung für I-Sprachen verpflichtet. Wenn er gleichwohl die Dynamik der I-Sprache L behaupten will – eine Dynamik, die darin sichtbar wird, dass L sich in der Abfolge der Generationen verändert –, kommt er nicht um die Annahme herum, dass die L-Sprecher/Hörer der Generation G₂, mit: G₁ < G₂, einen Parametrisierungsfehler gemacht haben. Er kommt also nicht um eine Annahme herum, die Clark und Roberts wie folgt formulieren, wobei „p(v)“ für „Parameterwert“ steht:

„Strictly speaking, the learner had failed to learn. More puzzling still, the property c_i of the input text that allowed adults to induce $p_n(v_j)$ when they were learning the language should be present in the speech that they, in turn, address to children. How is that, for one generation, property c_i causes learners to hypothesize $p_n(v_j)$ whereas in a succeeding generation it loses its causal force?“ (Clark/Roberts 1991: 300).

Allgemein gesagt: Eine vermutete oder nachgewiesene L-Dynamik kann unter diesen Voraussetzungen nur eine Funktion von gravierenden Parametrisierungsfehlern sein – von *gravierenden* Parametrisierungsfehlern, also nicht von Parametrisierungsfehlern, die denen vergleichbar sind, die eine nach Voraussetzung störungsanfällige, aber auch korrigierbare nicht-monotonen UG-Parametrisierung nach sich ziehen mag. Welche nicht nicht-monotoniebedingten Parametrisierungsfehler aber, so bleibt zu fragen, lassen sich als gravierende Parametrisierungsfehler betrachten?

Man erinnere sich nochmals: eine UG, im hier vorausgesetzten, Chomskyschen Sinne des Begriffs, ist ein biologisches System. Biologische Systeme aber können defekt sein; die genetische Ausstattung des Individuums, das eine UG parametrisiert, kann defekt sein. Insofern kann es, kurz gesagt, Parametrisierungspathologien geben. Wer unter der Voraussetzung der Monotonie der UG-Parametrisierung an der Auffassung festhält, dass L ein dynamisches System ist, kommt somit – um ein Fazit aus diesen Überlegungen zu ziehen – letztendlich nicht um die Auffassung herum, dass I-Sprachveränderungen das Ergebnis pathologischer Parametrisierungen sind. Solche Parametrisierungen sind das Produkt *defekter* grammatischer Organismen. I-Sprachveränderungen

sind – dies muss behauptet werden, wenn man unter Monotonieprämissen auf der These von der I-Sprachdynamik insistiert – nur insoweit möglich, wie es grammatisch defekte – also *krank* – Organismen gibt. Die „Paradoxie der Sprachveränderung“, von der Niyogi und Berwick sprechen, ist somit korrekt verstanden, wenn sie als Ausdruck einer Parametrisierungspathologie verstanden wird.

Besteht irgendein Anlass zu der Annahme, dass die hier skizzierte Konzeption der L-Dynamik, die man als die Pathologiekonzeption dieser Dynamik bezeichnen kann, adäquat ist? Besteht irgendein Anlass zu der Annahme, dass I-Sprachveränderungen – wenn sie sich denn nachweisen lassen – grundsätzlich Ausdruck einer grammatischen Krankheit – einer Parametrisierungspathologie – sind? Man betrachte hierzu einen empirischer Befund, den bereits Fourquet (1974) unter den Prämissen des linguistischen Strukturalismus geltend gemacht hat. Dieser Befund besagt, grob gesprochen, in etwa das folgende: Das, „was noch jetzt die Stellungsgrammatik des Deutschen, Niederländischen und der skandinavischen Sprachen kennzeichnet, die Zweitstellung des Verbs im Aussagesatz, im Gegensatz zur Spitzenstellung hauptsächlich in der Satzfrage und im Aufforderungssatz, erst im Altgermanischen (etwa vom 6. nachchristl. Jahrhundert an) [...] aufgekommen“ (Fourquet 1974: 314/315) ist. Fourquet unterscheidet also zwei Verstellungsphasen $Ph_1(L)$ und $Ph_2(L)$, mit: $Ph_1(L) < Ph_2(L)$; die zweite Phase ist also der grammatische Nachfolger der ersten Phase (wobei diese Nachfolgerbeziehung missverstanden wäre, wenn sie als eine grammatische Bedingungsrelation verstanden wird). Als exemplarisch für die zuvor angesprochene Phase $Ph_1(L)$ und damit für die V3-Struktur der I-Sprache L betrachtet Fourquet (1974) den in (1) nachfolgend angegebenen Satz:

(1) he him aþas swor

Wörtlich übersetzt lautet dieser Satz: „Er ihnen Eide schwor“, wobei diese Übersetzung natürlich gerade wegen der V3-Stellung ungrammatisch in der sich im Neuhochdeutschen manifestierenden I-Sprache L – genauer: in der zuvor angesprochenen Phase $Ph_1(L)$ – ist. Aus den entsprechenden Gründen – eben weil er sich durch eine V2-Stellung auszeichnet – ist der nachfolgend in (2) mitgeteilte Satz, der grammatisch in Phase $Ph_2(L)$ ist, ungrammatisch in Phase $Ph_1(L)$:

(2) Er schwor ihnen Eide

Zwischen den beiden L-Phasen besteht also eine Grammatizitätsdifferenz; die V2-Stellung, die in der einen Phase grammatizitätsnotwendig ist, führt in der anderen L-Phase zur Ungrammatizität, entsprechendes gilt, unter umgekehrten Vorzeichen, für die V3-Stellung.

Fourquets Befund ist im wesentlichen auf strukturalistischer Basis beigebracht; er lässt sich jedoch auf eine hier nicht näher zu spezifizierende Art im Rahmen der generativen Grammatik und damit im Rahmen der (P&P)-Theorie rekonstruieren. Im Zuge dieser Rekonstruktion erweist sich die in Rede stehende I-Sprachveränderung wegen der angesprochenen Grammatizitätsdifferenz als eine nicht-marginale I-Sprachveränderung, denn sie betrifft ersichtlich nicht rein I-terminale Gegebenheiten. Es handelt sich bei ihr vielmehr um einen klaren Fall einer syntaktischen I-Sprachveränderung, und insofern ist es mehr als gerechtfertigt, ihn als Indikator für eine fundamentale Dynamik der L-Struktur zu betrachten.

Bedarf es zur Erklärung dieses schlüssig nachweisbaren Tatbestandes einer I-Sprachveränderung der Annahme, dass die Individuen etwa vom 6. nachchristl. Jahrhundert an einer generellen Parametrisierungspathologie anheimgefallen sind, und dass diese sich damals ausbreitende grammatische Krankheit sich bis ins 21. nachchristl. Jahrhundert erhalten hat? Natürlich ist diese Frage eine nur rhetorisch gestellte Frage; aber schon der Umstand, dass sie gestellt werden kann – und unter den zuvor skizzierten Voraussetzungen sogar gestellt werden *muss*, und zwar in der angegebenen Form gestellt werden muss, macht deutlich, wie unsinnig die Pathologiekonzeption der L-Dynamik ist. Man erinnere sich deshalb daran, dass diese Konzeption auch nicht aus allgemeinen Gründen unabhängig deduziert wurde, sondern als Ergebnis eines – unterstellten – epistemisch-methodologischen Trotzes dargestellt wurde. Aber wer sich bei dem Versuch, die Tatbestände der L-Dynamik im Rahmen der (P&P)-Theorie zu beschreiben und, vor allem, zu erklären, nicht in den Fallstricken eines Nicht-Monotoniekonzeptes der UG-Parametrisierung verfangen will – was, wie gesagt durchaus verständlich ist –, sollte nicht eine Trotzhaltung einnehmen und die Quadratur des Kreises zu demonstrieren versuchen, sondern die Erklärung dieser Tatbestände innerhalb der (P&P)-

Theorie auf einer Ebene avisieren, die *unterhalb* der Ebene der Parameter (und der Prinzipien) liegt. Und dann hat er, vielleicht, wieder ganz gute Karten.

STANDARDMODELLE DER SPRACHDIACHRONIE

Siegfried Kanngießer

In der achten Auflage seiner zweifelsfrei klassischen „Prinzipien der Sprachgeschichte“, die in erster Auflage 1880 erschienen sind, trifft Hermann Paul im zehnten Paragraphen der Einleitung eine bemerkenswerte Feststellung. Er schreibt: „Ich habe es noch kurz zu rechtfertigen, dass ich den Titel *P r i n z i p i e n d e r S p r a c h g e s c h i c h t e* gewählt habe. Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. Was man für eine nicht geschichtliche und doch wissenschaftliche Betrachtung der Sprache erklärt, ist im Grunde nichts als eine unvollkommen geschichtliche, unvollkommen teils durch Schuld des Betrachters, teils durch Schuld des Beobachtungsmaterials. Sobald man über das bloße Konstatieren von Einzelheiten hinausgeht, sobald man versucht den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen, so betritt man auch den geschichtlichen Boden, wenn auch vielleicht ohne sich klar darüber zu sein.“ Diese Sätze gab Paul, nahezu erblindet, noch 1920, also zu Beginn dieses Jahrhunderts in den Druck.⁸ In der heutigen Zeit, kurz vor dem Eintritt in das 21. Jahrhundert, dürfte die von Paul mit ihnen getroffene Feststellung ihrerseits von der Mehrzahl der Linguisten in Abrede gestellt werden. Genauer gesagt: das, was Paul vergleichsweise umstandslos voraussetzt – nämlich die Alleingültigkeit des Paradigmas der historischen Sprachklärung –, ist für die Mehrzahl der Linguisten obsolet geworden. Für sie besteht der Versuch, „den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen“, im Normalfall gerade nicht darin, die historische Genese der sprachlichen Fakten zu spezifizieren – für sie geht es primär vielmehr darum, diese Fakten auf der Basis universeller Prinzipien zu erklären und zu beschreiben. An die Stelle des Paradigmas der historischen Sprachklärung sind andere Paradigmen getreten, so etwa ein Paradigma, das auf eine Kausalerklärung der sprachlichen Fakten abzielt, oder ein Paradigma, in dessen Rahmen es um eine funktionale Erklärung sprachlicher Prozesse geht. Der Erklärungsweg, der für Hermann Paul noch der einzig mögliche war, wird aus vielerlei Gründen als nicht mehr mit Aussicht auf explanativen Erfolg gangbar, vielleicht sogar als Irrweg angesehen. Der Versuch, „den Zusammenhang zu erfassen, die Erscheinungen zu begreifen“, macht es vielmehr erforderlich, Kausalstrukturen oder Funktionsstrukturen aufzudecken, aus denen sich der Zusammenhang und die Erscheinungen deduzieren lassen. Er macht es insofern erforderlich, auf (noch näher zu spezifizierende) Gegebenheiten zu rekurrieren, die einer rein historischen Betrachtung nicht zugänglich sind. Der Erklärungsweg, der in der Linguistik derzeit im Normalfall beschritten wird, ist ein Weg, der diessseits oder jenseits des Weges verläuft, den die Linguistik Paul zufolge zu beschreiten hat. So paradox es auf den ersten Blick hin anmuten mag: auch die Erklärung der Tatbestände des Sprachwandels, um die es in diesem Band vor allem geht, ist nicht mehr primär dem Paradigma der historischen Sprachklärung verpflichtet. Sie wird vielmehr, wie die in diesem Band zusammengestellten Beiträge deutlich genug

⁸ Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Adaptation der Einleitung zu Kanngießer/Vogel (1999). Diese Adaptation unterscheidet sich von dieser Studie, die unter dem Titel „Einleitung oder Probleme des Sprachwandels“ vorgelegt wurde, insbesondere in folgenden Hinsichten: Sie enthält *diverse* Generalisierungen der 1999 veröffentlichten Überlegungen, durch die die Grundzüge *aller* Standardmodelle der Sprachdiachronie deutlicher herausgestellt werden, als dies in der Arbeit von 1999 möglich war. Insofern beinhaltet die vorliegende Studie eine allgemeine Methodologie der Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie; das heißt: sie liefert eine *Explikation* des Begriffs „Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie“. In Konsequenz dieser Explikation dürfte auch die grundsätzliche Differenz, die zwischen diesen Standarderklärungen und den Nicht- Standarderklärungen – den Erklärungen der Sprachdynamik, wie sie in einer einschlägig modifizierten Version der von Chomsky (1981) begründeten und von Chomsky (1986) weiterentwickelten (P&P)-Theorie möglich werden (cf. hierzu Kanngießer 2004) – hinreichend deutlich ins Blickfeld geraten. *Ferner* stellt die vorliegende Adaptation den Versuch, die prinzipiellen Grenzen herauszuarbeiten, die allen Versuchen, Standarderklärungen der Prozesse der Sprachdiachronie beizubringen, gesetzt sind; das heißt: Sie beinhaltet eine *grundsätzliche Kritik* der Standardmodelle der Sprachdiachronie. Schließlich beinhaltet die Adaptation nur insofern eine Bezugnahme auf die Beiträge zu Kanngießer/Vogel (1999), wie dies aus systematischen (und nicht nur, wie in der Arbeit von 1999, aus editorischen Gründen) geboten ist. In Summa kommt die vorliegende Studie in Folge dieser Ergänzungen und Erweiterungen somit einer *vollkommenen Umarbeitung* der Arbeit von 1999 aus; eine partielle Textidentität der beiden Arbeiten lässt die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede nur umso deutlicher hervortreten.

vor Augen stellen, im Rahmen von vollkommen anders konzipierten Paradigmen ins Werk zu setzen versucht.

Die Gründe für die Ablösung des Paradigmas der historischen Spracherklärung sind vielfältig, und sie sind im wesentlichen wohlbekannt. Gleichwohl ist es von Nutzen, zwei dieser Gründe – Gründe, denen wohl unstrittig ein besonderes Gewicht zukommt – kurz zu rekapitulieren. Sie tragen zur Spezifizierung der Perspektive bei, innerhalb derer sich die Untersuchung des Sprachwandels derzeit vor allem vollzieht.

Zum ersten hat die von de Saussure (1916) entwickelte rigide Unterscheidung zwischen Sprachsynchronie und Sprachdiachronie dem Paradigma der historischen Spracherklärung weitgehend den Boden entzogen, denn in Konsequenz dieser Unterscheidung bot sich erstmals die Möglichkeit einer dezidiert nicht-historischen Sprachbetrachtung. Mehr noch: sie hatte die Notwendigkeit einer nicht-historischen Sprachbetrachtung zur Folge. Die Untersuchung der Tatbestände der Sprachsynchronie ließ sich nur als strukturell-funktionale Untersuchung bewerkstelligen – damit war die Abkehr von dem von Paul propagierten Paradigma vollzogen. Sie wurde stabilisiert durch die mit der genannten Unterscheidung verbundene – und nachfolgend nahezu generell akzeptierte – These vom Primat der Betrachtung der Sprachsynchronie gegenüber der Betrachtung der Sprachdiachronie, derzufolge die Erklärung sprachdiachroner Prozesse die Erklärung sprachsynchrone Gegebenheiten voraussetzt. Das aber heißt, dass die Möglichkeit des Sprachwandels aus Gegebenheiten der Sprachsynchronie resultiert: nur wenn geklärt ist, wie Sprachwandel sprachsynchron möglich ist, kann – in einem zweiten Erklärungsschritt – erklärt werden, wie dieser Wandel verläuft und wie er strukturiert ist. Eben deshalb nehmen die gegenwärtigen Versuche zur Erklärung des Sprachwandels – die in diesem Band zusammengestellten Beiträge bilden hier keine Ausnahme – bei der Untersuchung sprachsynchrone Gegebenheiten ihren Anfang; der hier relevante Erklärungsweg führt von der Sprachsynchronie in die Sprachdiachronie. Er führt von der Erklärung der Prozesse des Sprachwandels und ihrer Möglichkeit dann auch, gekoppelt mit anderen Untersuchungen, eventuell zu einer Erklärung der Sprachgeschichte. Sprachgeschichte ist sicherlich mehr als nur Sprachwandel, aber ebenso sicher ist, dass Sprachgeschichte Sprachwandel voraussetzt; erstere ist ohne letzteren nicht möglich. Bevor eine Erklärung der Sprachgeschichte (im vollen Umfang dieses Begriffes) in Reichweite gerät, stehen diverse zweifelsfrei vorgelagerte Erklärungsaufgaben zur Lösung an, die mit Sicherheit nicht-historischer Natur sind.

Zum zweiten hat die Reaktivierung der universalgrammatischen Tradition, die von Chomsky (1980) allgemein, also philosophisch-linguistisch avisiert und von Chomsky (1981) dann auch technisch präzisiert wurde, der These von der Alleingültigkeit der historischen Spracherklärung ihr Gewicht genommen. Chomsky zufolge verhält es sich bekanntlich so, dass sich die natürlichen Sprachen – und in Entsprechung die verschiedenen Zustände oder Entwicklungsabschnitte, die eine Sprache durchläuft – als Realisationsvarianten einer abstrakten, zugrundeliegenden Struktur begreifen lassen, deren Spezifizierung die Hauptaufgabe der linguistischen Forschung ist. Der Versuch, dieser Hauptaufgabe gerecht zu werden, macht historische Untersuchungen offenkundig nicht erforderlich. Mehr noch: im Rahmen eines solchen Versuches ist nicht einmal mehr Raum für historische Betrachtungen. Die Untersuchung der abstrakten, universellen, zugrundeliegenden Struktur – einer Struktur, die Chomsky (1980) zufolge ein Produkt der Evolution der menschlichen Spezies, also genetisch bedingt ist – erklärt hinreichend, warum die natürlichen Sprachen so sind, wie sie sind; sie erklärt, warum eine natürliche Sprache unvermeidlich so beschaffen sein *muss*, wie sie beschaffen ist. – Damit kein Missverständnis entsteht: der Ansatz Chomskys ist, obwohl er sehr wohl die linguistische Theoriebildung dominiert, im Zuge der weiteren Entwicklung der Disziplin verschiedentlich durchaus variiert worden. Die Annahme, dass es genetisch bedingte Prinzipien der Sprachstrukturierung gibt, ist gelegentlich dahingehend abgewandelt worden, dass es sich bei diesen Prinzipien um allgemein-kognitive, nicht genetisch bedingte Prinzipien oder um funktionale Prinzipien oder um Prinzipien noch anderer Art handelt. Diese Varianten haben sicher ihr Gewicht. Aber das ändert nichts daran, dass auch im Rahmen dieser Varianten Spracherklärungen im Rekurs auf Sprachstrukturierungsprinzipien ins Werk gesetzt werden. Wenn mit der de Saussureschen Erneuerung der Linguistik die These vom Primat der Sprachsynchronie verbunden war, so ist mit dem, was üblicherweise als die Chomskysche Revolution der Linguistik bezeichnet wird, die These vom Primat der Universalgrammatik verbunden.

Die beiden Primat-Thesen haben selbstverständlich Konsequenzen für das Gewicht, das den Tatbeständen des Sprachwandels beigemessen werden kann. Die Untersuchung von

Sprachsynchronien scheint, jedenfalls auf den ersten Blick hin, durchaus möglich zu sein, ohne dabei die Prozesse des Sprachwandels mit in Rechnung stellen zu müssen. Entsprechendes gilt für die Untersuchung universalgrammatisch determinierter Strukturierungen, in deren Rahmen die Thematisierung des Sprachwandels zunächst einmal von keinerlei Interesse sein kann. Man kann sich über die Neugewichtung der Probleme des Sprachwandels, die mit den beiden Primat-Thesen verbunden war, schwerlich irgendwelche Illusionen machen: diese Probleme wurden in der Tradition als zentrale Probleme der linguistischen Forschung betrachtet. In Konsequenz der beiden Primat-Thesen sind sie zu vergleichsweise marginalen, wenn nicht sogar randständigen Problemen der Linguistik geworden. Der explanative Ertrag, den die Untersuchung von Sprachwandel-Prozessen zu erbringen vermag, scheint zwangsläufig gering zu sein. Sie trägt, zumindest auf den ersten Blick hin, nichts bei zur Erklärung des Funktionierens und der Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie, und von ihr ist nicht zu erwarten, dass sie irgendwelche Aufschlüsse über die universellen Prinzipien der Sprachstrukturierung liefert. Insofern scheint die Untersuchung des Sprachwandels allenfalls am Rande von Interesse zu sein. Sie scheint explanativ weitgehend unergiebig zu sein – und der Forschungsstand, der auf dem Gebiet des Sprachwandels nachweisbar ist, bestätigt diese Einschätzung weitgehend: die einschlägige Forschung wird entweder traditionell, also im Sinne der Paulschen These und damit unabhängig von den theoretischen Entwicklungen, die die Linguistik genommen hat, ins Werk gesetzt – oder aber sie unterbleibt weitestgehend. Die Erforschung des Sprachwandels relativ zu den theoretischen Einsichten der Linguistik findet allenfalls am Rande der Linguistik statt; sie ist insofern eher ein Desiderat als systematisch realisierte Forschungspraxis. Und mit Blick auf die beiden Primat-Thesen scheint es auch nicht dringlich zu sein, diesem Desiderat nachzukommen – eine Forschungslücke, die nicht als schwerwiegend betrachtet wird, aufzufüllen, erübrigt sich weitgehend. Denn warum soll Energie auf die Untersuchung marginaler Probleme verwendet werden, wenn es doch noch eine Vielzahl unstrittig zentraler Probleme gibt, deren Lösung noch aussteht?

So scheint die Lage der Dinge zu sein. Aber verhält es sich wirklich so, dass die Untersuchung des Sprachwandels nichts zur Erklärung des Funktionierens und der Struktur einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie beiträgt? Liefert sie tatsächlich keinerlei Aufschlüsse über universelle Prinzipien der Sprachstrukturierung? Oder ist es eine – zwar verbreitete, aber nichtsdestoweniger missliche und bedauerliche – Fehldeutung der beiden Primat-Thesen, die zu der Einschätzung führt, die Untersuchung des Sprachwandels sei explanativ weitgehend unergiebig?

Zuvor wurde bereits ausgeführt, dass die Genese des Sprachwandels unter den Bedingungen der Sprachsynchronie erfolgt. Dass sie so und nicht anders erfolgt, ist ebenso unstrittig wie die Faktizität des Sprachwandels – also muss der Sprachwandel möglich sein. Aber wie wird er unter den Bedingungen der Sprachsynchronie möglich? Die Antwort auf diese Frage ist klar: das Funktionieren und die Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie muss die Möglichkeit des Sprachwandels von vornherein *beinhalten*. Um sie aber beinhalten zu können, muss die synchron gegebene Sprachstrukturierung eine *dynamische* Strukturierung sein – Sprachwandel ist dann nichts anderes als die (durch Prinzipien determinierte) Freisetzung dieser strukturimmanenten Dynamik. Wenn dem aber so ist, dann trägt die Untersuchung des Sprachwandels nicht nur etwas aus zur Erklärung von Sprachsynchronien bei, sondern sie ist für diese Erklärung unverzichtbar: nur so lässt sich Aufschluss über die Tatbestände der Sprachdynamik und deren Konsequenzen für die Sprachstrukturierung gewinnen. Die angesprochene Marginalisierung der Probleme des Sprachwandels ist nur dann möglich, wenn die These vom Primat der Sprachsynchronie dahingehend gedeutet wird, dass eine natürliche Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie ein *statisches* System ist. Diese Deutung aber ist kontrafaktisch, wie ein schlichter Blick auf die Daten zeigt, und insofern ist die genannte Problem-Marginalisierung unhaltbar und unzulässig. Zugleich aber wird damit auch deutlich, dass das zuvor angesprochene Forschungsdefizit nicht als belanglos abgetan werden kann, sondern – im Gegenteil – hochgradig zu Buche schlägt. Wenn die Statik-Voraussetzung – wie es nach Lage der Dinge unabdingbar ist – aufgegeben und durch eine Dynamik-Voraussetzung ersetzt wird, gerät ein Forschungsfeld ins Blickfeld, das noch kaum vermessen ist, dessen Vermessung jedoch zwingend notwendig ist, und zwar gerade deshalb, um das Funktionieren und die *dynamische* Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie systematisch erklären und beschreiben zu können. (Ersichtlich ergibt es keinen sonderlichen Sinn, in eine historisch erstreckte Sprache zwei synchrone Schnitte zu legen und dann zu versuchen, diese beiden Schnitte diachron miteinander zu relationieren. Die Schnitte liefern statische Strukturierungen, und es bleibt

unerklärlich, wie eine statische Strukturierung in eine andere statische Strukturierung übergehen kann. Die Statik der Schnitte schließt es aus, dass es in ihnen ein dynamisches, den Übergang ermöglichendes Potential geben kann. Und der Rekurs auf dieses Potential schließt es aus, historisch erstreckte Sprachen statisch zu schneiden: die Schnitte sind notwendig kontrafaktisch.)

Der zweite, genauere Blick auf die erste Primat-These zeigt wohl hinreichend deutlich, dass diese These keinerlei Anlass dazu bietet, die Probleme des Sprachwandels zu marginalisieren. Im Gegenteil: es dürfte evident geworden sein, dass diese Probleme hochgradig gewichtig sind – ohne ihre Lösung besteht keinerlei Aussicht darauf, das Funktionieren und die Strukturierung einer Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie abschließend erklären und beschreiben zu können. – Relativ zu diesem Befund dürfte es nicht überraschen, dass entsprechendes auch dann gilt, wenn die zweite Primat-These genauer betrachtet wird. Auch hier zeigt die genauere Betrachtung, dass sich jede Problem-Marginalisierung verbietet. Der Blick auf die Probleme des Sprachwandels macht vielmehr deutlich, dass die diversen Systematisierungen der Universalgrammatik unvollständig – und mithin auf eine nicht-triviale Art defizitär – sind, und dies deshalb, weil auch sie eine Statik-Voraussetzung implizieren, wo eine Dynamik-Annahme unvermeidlich ist. Warum dies so ist, ist leicht zu zeigen.

Sicher lassen sich irgendzwei Sprachen – etwa das aktuelle Englisch und das aktuelle Deutsch – als Realisationsvarianten ein und derselben abstrakten, universalgrammatisch gegebenen Struktur betrachten. Und ebenso sicher ist, dass sich irgendzwei Erstreckungsabschnitte (Zustände, Stadien) einer Sprache – etwa, im Fall des Deutschen, das Frühneuhochdeutsche (FNHD) und das Neuhochdeutsche (NHD) – in entsprechender Art betrachten lassen. Aber ersichtlich liefert eine solche Betrachtung keinerlei Erklärung dessen, was zur Erklärung ansteht: nämlich eine Erklärung der Veränderungen, die das FNHD derart erfahren hat, dass das FNHD in das NHD überführt worden ist. Sie liefert keine Erklärung der zwischen FNHD und NHD bestehenden Transitionsbeziehung – abgekürzt: der Beziehung TB(FNHD, NHD) – und damit der einschlägigen Prozesse des Sprachwandels. Was die genannte Betrachtung allenfalls liefert, sind zwei synchrone, als statisch zu verstehende Schnitte, die dann strukturell miteinander verglichen werden können. Aber solche Strukturvergleiche sind in keiner Weise eine Erklärung der Transitionsbeziehung TB. Um eine solche Erklärung liefern zu können, muss die Universalgrammatik eine Theorie der (möglichen) Transitionsbeziehungen beinhalten und mithin Transitionsprinzipien inkorporieren. Es kann keine Rede davon sein, dass irgendeine der vorliegenden Systematisierungen der Universalgrammatik Prinzipien dieser Art mit umfasst, und das heißt – nicht nur in letzter Instanz –, dass beim derzeitigen Stand der Dinge eine hinlänglich konklusive Erklärung der Prozesse des Sprachwandels, die universalgrammatisch fundiert ist, schlechterdings nicht verfügbar ist. Es liegt auf der Hand, dass die zweite Primat-These insofern auf ein theoretisches Defizit verweist, das im Rahmen einer einschlägigen Komplettierung der Universalgrammatik kompensiert werden muss. Es liegt ferner auf der Hand, dass diese Kompensation nicht umstandslos möglich ist, sondern intensive universalgrammatische Forschung erfordert. Es liegt schließlich auf der Hand, dass sich jede Marginalisierung der hier angesprochenen Problematik von selbst verbietet – es sei denn, man intendiert ernsthaft, die Universalgrammatik selbst in Ansehung der Prozesse des Sprachwandels zu marginalisieren und zu trivialisieren. – Das Fazit, das zu ziehen ist, ergibt sich von selbst: Entgegen gängigen, aber unhaltbaren Einschätzungen sind die Probleme des Sprachwandels hochgradig gewichtige Probleme, ohne deren Lösung es nicht möglich ist, den Erklärungsaufgaben und Beschreibungsaufgaben Rechnung zu tragen, denen die Linguistik nachkommen muss.

Bislang war sehr allgemein, damit aber auch unspezifiziert von den Problemen des Sprachwandels die Rede. Der folgende – ohne Anspruch auf Vollständigkeit und mit unterschiedlicher Detailliertheit vorgelegte – Fragenkatalog gibt Auskunft darüber, welche Fragen (unter anderen) zur Erörterung anstehen, wenn die Probleme des Sprachwandels thematisiert werden:

Frage 1. Sind Sprachwandelprozesse notwendig, und wenn ja: worin ist die Notwendigkeit des Sprachwandels begründet?

Frage 2. Worin ist die Möglichkeit des Sprachwandels begründet?

Frage 3. Wie sind Sprachwandelprozesse strukturiert, und warum und wie werden diese Prozesse ausgelöst?

Frage 4. Welchen Restriktionen unterliegen die Prozesse des Sprachwandels?

Frage 5. Gibt es verschiedene Arten von Sprachwandelprozessen, oder unterliegen alle Sprachwandelprozesse denselben Prinzipien?

Frage 6. Sind Sprachwandelprozesse gerichtet?

Frage 7. Sind Sprachwandelprozesse umkehrbar – und wenn ja: warum, und wenn nein: warum nicht?

Frage 8. Stehen Sprachwandelprozesse und die aus ihnen resultierenden Sprachveränderungen in einem hierarchisch-implikativen Verhältnis zueinander? Ist der Sprachwandel stetig oder sind in ihm „Sprünge“, diskontinuierliche Abfolgen möglich?

Frage 9. Welche Rolle spielen Analogie und Restrukturierung im Sprachwandel?

Frage 10. Werden Sprachwandelprozesse sprachintern oder sprachextern ausgelöst?

Frage 11. Unterliegt der Sprachwandel einer Anpassungsfunktion? – Und wenn ja: woran passt der Sprachwandel eine Sprache an?

Schon ein flüchtiger Blick auf diesen Fragenkatalog dürfte unmissverständlich deutlich machen, dass der Versuch, die Prozesse des Sprachwandels zu erklären und zu beschreiben, die Beantwortung einer Vielzahl von Fragen erforderlich macht, von denen sich keine als marginal oder trivial abtun lässt. Jeder Beitrag zu diesem Band lässt sich als eine – direkte oder indirekte, implizite oder explizite – Reaktion auf mindestens eine der Fragen verstehen, die mit dem Katalog zur Debatte gestellt wurden. Die Prämissen, unter denen dabei versucht wurde, Problemen des Sprachwandels beizukommen, sind – wie beim derzeitigen Stand der linguistischen Forschung nicht anders möglich und insofern auch nicht anders zu erwarten – teilweise sehr unterschiedlich. Es sind diese Prämissen, die die Anordnung der Beiträge dieses Bandes bestimmen: die Teile dieses Bandes fassen in etwa prämissengleiche Ansätze zur Untersuchung des Sprachwandels zusammen.

In dem Beitrag, den *Rudi Keller* zu dem vorliegenden Band beigesteuert hat, trifft er die kategorische Feststellung, dass man die Linguisten, die sich mit dem Sprachwandel befassen, in zwei – natürlich disjunkte – Gruppen aufteilen kann: in Funktionalisten und Antifunktionalisten. Ganz sicher sind mit dieser Disjunktion die beiden zentralen Ansatzpunkte ins Blickfeld gerückt, auf die bei dem Versuch, Prozesse des Sprachwandels zu erklären, im Normalfall rekuriert wird. Sprachwandelprozesse sind entweder funktional zu erklären – und das heißt, kurz gesagt, dass die *Gründe* spezifiziert werden müssen, aus denen heraus diese Prozesse zustandekommen –, oder sie sind nicht-funktional, also kausal zu erklären – und das heißt, wiederum kurz gesagt, dass die *Ursachen* spezifiziert werden müssen, in deren Konsequenz diese Prozesse zustandegekommen sind. Evident sind Gründe etwas anderes als Ursachen, und umgekehrt. Die Disjunktion, die Keller bemüht, scheint insofern wohlbegründet zu sein. Aber das heißt natürlich nicht, dass jeder Linguist, der sich mit den Problemen des Sprachwandels befasst, sozusagen unablässig bemüht sein muss, entweder Gründe oder Ursachen für die von ihm betrachteten Sprachveränderungen beizubringen – es gibt Untersuchungen des Sprachwandels, die sehr wohl zu tiefgehenden und weitreichenden Einsichten zu führen vermögen, ohne es dabei erforderlich zu machen, dass der Urheber dieser Untersuchungen für ein Funktionskonzept oder ein Kausalkonzept der Erklärung des Sprachwandels optiert. Es gibt Fragestellungen, die den Sprachwandel zentral betreffen, und die konklusiv beantwortet werden können, ohne dass dabei entschieden werden muss, welcher der beiden genannten, alternativen Erklärungswege mit Aussicht auf Erfolg gegangen werden kann.

Damit sind die Kriterien genannt, nach denen die Beiträge dieses Bandes geordnet sind. Im ersten, „Funktionselemente des Sprachwandels“ überschriebenen Teil des Bandes, sind die Beiträge zusammengefasst, die zur Spezifizierung der funktionalistischen Position beitragen oder ihr verpflichtet sind. Im zweiten Teil des Bandes sind unter dem Titel „Universalien des Sprachwandels“ diejenigen Beiträge zusammengefasst, die dem Konzept einer kausalen Erklärung des Sprachwandels verpflichtet sind oder zu dessen weiterer Elaborierung beitragen. Es kann dabei nicht verwundern, dass zwei Beiträge zum zweiten Teil an das Prinzipien- und Parameter-Modell der Universalgrammatik –

kurz: an das (P&P)-Modell der UG – anschließen, denn es ist dieses Modell – das Chomskysche Modell, wie auch immer es im einzelnen spezifiziert sein mag –, innerhalb dessen linguistische Erklärungen grundsätzlich als Kausalerklärungen zu entwickeln sind. Der dritte Beitrag zum zweiten Teil zeigt, dass es auch unabhängig vom Chomskyschen Modell möglich ist, Kausalerklärungen des Sprachwandels und mithin auch Universalien des Sprachwandels zu formulieren – in dieser Hinsicht hat das Chomskysche Modell durchaus keine Monopolstellung. Im dritten Teil des Bandes, „Prozesse des Sprachwandels“, sind dann die Beiträge zusammengestellt, die – nicht zuletzt deshalb, weil sie (selbstverständlich in einem theoretisch signifikanten Rahmen) eine starke empirische Orientierung aufweisen – vergleichsweise neutral gegenüber den beiden kontroversen Positionen sind. Die Aufteilung der Beiträge auf die genannten drei Teile ist dabei natürlich nicht in dem Sinne zwingend, dass sie anders nicht möglich gewesen wäre. Sie wäre sehr wohl auch anders möglich gewesen, und dies nicht zuletzt deshalb, weil die theoretischen und empirischen Ansprüche, die mit den Beiträgen geltend gemacht werden, einander vielfach überschneiden. Dies ist sicher kein Nachteil; die Überschneidungen zeigen an, dass der Band eine thematische Kohärenz aufweist, die für Sammelbände nicht selbstverständlich ist.

Im ersten Beitrag des ersten Teiles versucht *Rudi Keller*, der seinen Aufsatz unter den Titel „Gibt es funktionale Erklärungen von Sprachwandel?“ gestellt hat, zu klären, was unter einer funktionalen Erklärung des Sprachwandels sinnvollerweise zu verstehen ist. Er erörtert dabei die klassische funktionalistische und die klassische antifunktionalistische Position, wobei er Dik (1986) als den Proponenten der ersteren und Lass (1980) als den Opponenten zur letzteren Position betrachtet. Das Ergebnis seiner Erörterung setzt, letztendlich, sowohl den Proponenten als auch den Opponenten ins Unrecht: er attestiert den Argumentationen beider begriffliche Unschärfen, die so nachhaltig ins Gewicht fallen, dass sie es unmöglich machen, die von ihm zentral gestellte Frage befriedigend zu beantworten. Der positive Ertrag, den Keller diesem negativen Befund abgewinnt, findet sich in seiner Unterscheidung zwischen einer *teleologischen* und einer *logisch-mathematischen* Version des Funktionalismus. Relativ zu letzterer lassen sich natürliche Sprachen strukturell als „nicht-intentionale Nebeneffekte intentionaler Handlungen“ begreifen: die Sprache beziehungsweise die Sprachstruktur ist keine zielgerichtet und zweckbestimmt induzierte Größe; sie hat insofern keine Funktion – eine Funktion haben die Handlungen der Sprecher/Hörer, auch und gerade ihre kommunikativen Handlungen. Ihnen muss, zweifelsfrei, Intentionalität zugeschrieben werden. Da Sprachen beziehungsweise Sprachstrukturen nicht-intentionale Resultate intentionaler Gegebenheiten sind, nennt Keller sie – in expliziter Anlehnung an Steven Spielberg – Phänomene der dritten Art. Für diese Phänomene der dritten Art ist charakteristisch, dass sie erstens eine spontane Ordnung sind, und dass zweitens der für ihren Wandel charakteristische Erklärungsmodus die *Invisible-hand*-Erklärung – kurz: die IH-Erklärung – ist. Eine IH-Erklärung kombiniert intentionale mikrostrukturelle Gegebenheiten mit nicht-intentionalen makrostrukturellen Gegebenheiten. Es ist nicht vorhersagbar, welche makrostrukturellen Gegebenheiten aus mikrostrukturellen Gegebenheiten resultieren – und das heißt selbstverständlich, dass auch der Wandel der Phänomene der dritten Art beziehungsweise der Wandel ihrer Struktur nicht prognostizierbar ist. Keller ist hier ganz unmissverständlich; er schreibt: „Die Entwicklung einer Sprache ist nicht vorhersagbar. [...] Prognosen im deduktiv-nomologischen Sinn kann es nicht geben. Eine Sprache hat kein Ziel.“ Und er spezifiziert: „Nehmen wir an, Erklärungsziel, also das Explanandum, sei der Bedeutungswandel [...]. Der Bedeutungswandel ist nicht intendiert. Er ist nicht Teil der Ziele der kommunizierenden Sprachbenutzer. Er hat keine Funktion. Da der Bedeutungswandel selbst ein kausales Phänomen ist, ist er funktionaler Erklärung unzugänglich.“ – Es dürfte deutlich geworden sein, in welchem Sinne funktionale Erklärungen der Sprachstruktur und des Sprachwandels möglich, geradezu unverzichtbar sind. Deutlich geworden sein dürfte auch, was mit diesen Erklärungen geleistet werden kann – und was nicht mit ihnen geleistet werden kann. Keller hat in seinem Beitrag umrissen, wie der funktionalistische Erklärungsansatz möglich wird, wie weit er reicht – und wie weit er nicht reicht.

Der zweite Beitrag im ersten Teil ist von *Utz Mass* unter dem Titel „Kategorienrutschbahnen: mar. arab. *tʕala* „komm!“, *bʕal :ati* „langsam“, infaka FUT. POS. u.a.“ vorgelegte Aufsatz. Der zentrale Begriff dieser primär empirisch ausgerichteten Studie ist der Begriff der Kategorienrutschbahn, der praktisch eine Wiederaufnahme des von Ross (1972) eingeführten Begriffs der Kategorienmarmelade darstellt. Auf einer Kategorienrutschbahn befinden sich sozusagen in Bewegung gekommene Kategorien, wie sie auch unter den Prämissen der Grammatikalisierungstheorie betrachtet werden. Als die beweglichsten Kategorien einer Rutschbahn

werden verbale Kategorien angesehen. Die Kategorien, die relativ rutschfest sind, und auf die die anderen Kategorien der Bahn gerichtet „zurutschen“, sind die nominalen Kategorien („Endstation Hauptwort“ – so hat Ross diesen Tatbestand in der damals üblichen, vergleichsweise exzentrischen Terminologie der sogenannten Generativen Semantik charakterisiert). Die Rutschbahn reflektiert somit nach Maas die Dynamik einer „Kategorien-Osmose“, und eben diese Dynamik weist Maas im marokkanischen Arabisch nach. Sie manifestiert sich in der Veränderung von Wortbedeutungen, aber auch und gerade in der Veränderung von etablierten Distributionsbeziehungen und Kookkurrenzbeschränkungen. Den Veränderungsprozess erklärt Maas relativ zu den Einflüssen, die religiös bestimmte Praktiken der islamischen Kultur auf die sprachlichen Gegebenheiten – auch auf die grammatischen Sprachstrukturierungsfaktoren – haben. Sprachveränderungen sind für ihn „Optionen“, deren „Wahl“ von kontingenten Kriterien abhängt, die in außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs fundieren“. Es ist wesentlich zu sehen, dass die Kriterien, von denen die Wahl und damit der Sprachwandel abhängt, Maas zufolge *kontingente* Kriterien sind. Die Kontingenz dieser Kriterien macht es natürlich unmöglich, die Annahme einzugehen, dass es irgendwelche Gesetzmäßigkeiten für Kategorienrutschbahnen – Gesetzmäßigkeiten der Grammatikalisierung, anders gesagt – geben könnte. Die Suche nach solchen Kriterien hält Maas ohnehin für ein „fundamentalistisches Bemühen“, dem keinerlei Aussicht auf Erfolg beschieden sein kann. Die Kontingenz der entscheidenden Kriterien lässt den Versuch, Universalien der Grammatikalisierung – der Kategorienrutschbahn – ausfindig zu machen, nur noch als müßig erscheinen. Ein solcher Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels ist sicher funktional, in einem der zuvor erörterten Sinne dieses Begriff, und dies rechtfertigt es, den Beitrag von Maas in den ersten Teil des Bandes einzuordnen.

Die Arbeiten, die im zweiten Teil des Bandes unter dem Titel „Universalien des Sprachwandels“ zusammengestellt sind, beruhen – implizit oder explizit, aber durchgängig – auf der Annahme, dass eine Kausalerklärung des Sprachwandels sinnvoll und effizient möglich ist: eben dies ist es, was die Formulierung von Universalien – Universalien sind dezidiert nicht-funktionale Größen – möglich macht. Die ersten beiden Arbeiten des zweiten Teiles schließen an das (P&P)-Modell der Universalgrammatik an. Deshalb kann in keiner dieser beiden Arbeiten die Voraussetzung geltend gemacht werden, die für den Funktionalismus konstitutiv ist und den Rekurs auf IH-Erklärungen allererst erforderlich macht: die Voraussetzung nämlich, dass eine natürliche Sprache eine spontane Ordnung ist. Die Grundannahmen, auf denen diese Arbeiten beruhen, sind dieser Voraussetzung vielmehr diametral entgegengesetzt. Unter den Prämissen des (P&P)-Modells ist eine natürliche Sprache ein hochgradig strukturiertes Gebilde, wobei die Struktur dieses Gebildes genetisch bedingt, also evolutionär erzeugt ist – Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache zu sein, heißt also – um eine von Christopher Habel gelegentlich in der Diskussion gebrauchte Wendung zu paraphrasieren –, ein evolutionär erprobtes System grammatischer Kenntnisse zu sein. Die UG ist ein Kodifikat dieser Kenntnisse. Die UG-Prinzipien determinieren den Raum der Strukturen, die in einer natürlichen Sprache überhaupt möglich sind. Die UG-Parameter legen fest, wie diese Prinzipien in den natürlichen Sprachen realisiert werden – insofern sind die natürlichen Sprachen in der Tat Realisationsvarianten einer abstrakten, zugrundeliegenden, durch die UG determinierten Struktur. Die Belegung der UG-Parameter erfolgt in kanonischer Art relativ zu den verfügbaren grammatischen Evidenzen; sie ist also eine – determinierte und deshalb kausal erklärbare – strikt sprachinterne Reaktion auf rein sprachinterne Gegebenheiten, die vollkommen unabhängig von der Intentionalität des sprachlichen Handelns zustandekommt. Der Sprachwandel stellt sich in dieser Perspektive als die Konsequenz einer Umparametrisierung der UG dar, also als die Konsequenz einer Ersetzung von Parameter durch Parameter im Zuge einer Neubelegung von Parametern oder als die Konsequenz einer Ersetzung von Parameterwerten durch Parameterwerte. Auch diese Umparametrisierung erfolgt mit kausaler Notwendigkeit und mithin unabhängig von den Intentionen, die das sprachliche Handeln der Individuen bestimmen. – Dass es auch eine andere, eine nicht dem (P&P)-Modell der UG verpflichtete Möglichkeit gibt, von Universalien des Sprachwandels reden zu können, zeigt dann der dritte Beitrag in diesem zweiten Teil des Bandes.

Im ersten, „Diachrone Syntax in der Prinzipien- und Parametertheorie“ überschriebenen Beitrag zum zweiten Teil des Bandes entwickelt *Priya Bondre-Beil* die Grundzüge des (P&P)-Modells der UG und spezifiziert, wie sich aus ihm systematische Konsequenzen für die Erklärung des Sprachwandels ziehen lassen. Entscheidend dafür, dass sich solche Konsequenzen ziehen lassen, ist, dass gezeigt werden kann, dass bereits belegte Parameter einer Umbelegung zugänglich beziehungsweise dass Parameterwerte einer Ersetzung durch von ihnen verschiedene Parameterwerte

fähig sind: Sprachveränderungen lassen sich dann als das Ergebnis kausal bedingter Umparametrisierungen erklären. Die Situation, die solche Umparametrisierungen ermöglicht – genauer gesagt: sogar erzwingt –, ist, wie Bondre-Beil im Anschluss an die einschlägige Literatur ausführt, die Spracherwerbssituation. Sprachwandel ist insofern im Spracherwerb begründet. Um es in den Worten von Clark/Roberts zu sagen: in der Spracherwerbssituation „the appropriate choice of grammar is underdetermined by the linguistic environment, even given the learner’s rich internal structure. (...). Since the external environment is not decisive in these cases, diachronic change reflects pure learnability considerations. Thus, diachronic change reflects what is, in a sense, „pathological“ learning, (...).“ (Clark/Roberts 1993:302). Diesen spracherwerbstheoretisch fundierten Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels, wie der für das (P&P)-Modell der UG charakteristisch ist, führt Bondre-Beil näher aus und bringt diverse Evidenzen für den parametrischen Wandel bei. Sie schließt daraus, „dass Syntaxwandel keineswegs eine Abweichung von einem grammatischen System darstellt, sondern umgekehrt stets mit syntaktischen Regularitäten im Sinne von natürlichsprachlichen grammatischen Prinzipien kompatibel ist“.

In dem anschließenden, unter dem Titel „UG-Elemente der Sprachdynamik“ vorgelegten, vergleichsweise programmatisch abgefassten Aufsatz versucht *Siegfried Kanngießler* zu zeigen, dass ein dem (P&P)-Modell verpflichteter Ansatz zur Erklärung des Sprachwandels die genannte spracherwerbstheoretische Fundierung nicht erforderlich macht, sondern unabhängig von ihr möglich ist. Dazu entwickelt Kanngießler ein von der Spracherwerbssituation unabhängiges Konzept der Sprachwandel erzeugenden Umparametrisierung. Ein so induzierter Sprachwandel ist Kanngießler zufolge durch die Prinzipien der Inklusion und Alternation strukturiert; Sprachveränderung ist ihm zufolge die UG-basierte Verwirklichung von Sprachstrukturierungsalternativen. Die Alternativenverwirklichung ist kausal bedingt. – Falls es zutrifft, dass Erklärungen des Sprachwandels, die auf das (P&P)-Modell der UG zurückgehen, im Normalfall eine spracherwerbstheoretische Fundierung voraussetzen, kann man in den Überlegungen Kanngießlers eine Alternative zu dem Erklärungsansatz sehen, der für die einschlägige Forschung charakteristisch ist.

Unter dem Titel „Nominalisierungen im Deutschen und Englischen: Überlegungen zu einer Theorie sprachlichen Wandels“ legt *Ulrike Demske* eine detailreiche und tiefgehende Untersuchung zu diversen Tatbeständen des Sprachwandels vor, und zwar mit dem Ziel, diese Tatbestände nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären. Die Zielsetzung, die Demske – unerachtet der Fülle und Mannigfaltigkeit der von ihr untersuchten Daten – verfolgt, ist insofern letztendlich eine theoretische. Um sie erreichen zu können – und beispielsweise erklären zu können, warum das Englische die einzige germanische Sprache ist, in der die Kategorie des Gerundiums ausgebildet werden konnte –, bezieht sie sich allenfalls indirekt auf das (P&P)-Modell der UG. Zwar hält Demske – mit Bondre-Beil und wie die Mehrzahl der Linguisten, die der Erklärung des Sprachwandels das (P&P)-Modell zugrundelegen – an der Hypothese fest, dass Sprachveränderung eine Funktion des Spracherwerbs ist. Aber sie verwendet den UG-Begriff in einem Sinn, der sich sehr von dem unterscheidet, in dem in den beiden voranstehenden Beiträgen von der UG die Rede ist. Insbesondere fasst Demske – im Anschluss an Haider (1991) – die UG als ein System von Verarbeitungsroutinen auf, das grammatische Informationsstrukturen prozessiert. „Ausgehend von der Annahme, dass Sprachwandel mittels Abduktion während des Spracherwerbs erfolgt [...], betrifft Sprachwandel dann gerade diejenigen Informationsstrukturen, die durch diachronische Veränderungen in der Phonologie, Morphologie, Semantik oder Syntax der einzelsprachlichen Grammatik für den Sprachlerner zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Sprachgeschichte nicht mehr effektiv verarbeitbar sind. Die Reanalyse dieser Strukturen mündet dann in einer Grammatik, die sich von der des erwachsenen Sprecher unterscheidet“. Von dieser Position aus weist Demske die Auffassung, den Syntaxwandel im Sinne des (P&P)-Modells der UG als Parameterwandel erklären zu können, explizit zurück; ein solcher Ansatz impliziert ihr zufolge eine „Reduktion historischer Syntax auf eine statische Betrachtungsweise“ (Demske). Sie demonstriert die Produktivität ihres Ansatzes an einer reichen Fülle von Material, verteidigt ihn aber auch gegen diverse theoretische Einwände. Insbesondere verteidigt sie ihn gegen die von Lass (1980) und Kroch (1989) geltend gemachte Auffassung, dass die Sprachveränderung verursachenden Faktoren auf Grund der Komplexität ihrer Interaktion nicht isoliert werden könnten (die Nicht-Isolierbarkeit dieser Faktoren macht den von Demske avisierten Erklärungsansatz, aber auch andere Erklärungsansätze ersichtlich unmöglich). Die Isolierbarkeit der Faktoren kann Demske zufolge durch sprachkomparative Untersuchungen erreicht werden, da durch sie Tatbestände aufgedeckt werden können, die bei einer nicht-komparativen Untersuchung nicht ins

Blickfeld geraten; nach Demske sind es gerade diese Tatbestände, die die erforderliche Isolation der Faktoren ermöglichen. – Demskes Modell des Sprachwandels ist, dem Anspruch nach – es geht im Rahmen dieses Modells durchaus um die Explikation von Universalien des Sprachwandels –, explanativ, aber es ist – wie sie selbst ausführt – nicht prognostisch: „Da es nie eine einzige optimale Lösung für die effektive Verarbeitung von Informationsstrukturen gibt, kann die Vorhersagbarkeit von Sprachwandel nie gegeben sein, sondern reduziert sich auf die Vorhersage von Möglichkeiten“. – Der Kontrast zu den Auffassungen von Kanngießer und wohl auch Bondre-Beil ist offenkundig. Unter den Prämissen des (P&)-Modells ist klar, dass auch Prognosen des Sprachwandels möglich sind – sofern die Prinzipien und Bedingungen bekannt sind, denen der Sprachwandel unterliegt, sind diese Prognosen geradezu trivialerweise möglich. Der Universalismus, der mit Demskes Modell verbunden ist, ist insofern weit schwächer als der Universalismus, den das (P&P)-Modell der UG ermöglicht – oder zu dem es, je nach Betrachtungsweise, seine Vertreter nötigt.

Der Beitrag von Demske ist, obwohl mit ihm zweifelsfrei ein theoretischer Anspruch geltend gemacht wird, primär empirisch orientiert. Insofern leitet er über zu den im dritten Teil unter dem Titel „Prozesse des Sprachwandels“ zusammengestellten Beiträgen. Auch diesen Beiträgen ist, selbstverständlich, ein theoretischer Anspruch immanent, aber sie sind doch vor allem empirisch orientiert: in ihnen werden einzelne Aspekte des Sprachwandels thematisiert; aus der Untersuchung dieser Aspekte, die unter bestimmten theoretischen Prämissen ins Werk gesetzt wird, werden dann allgemeine Einsichten in die Struktur und das Funktionieren des Sprachwandels abgeleitet. Die Beiträge des dritten Teils liefern somit primär empirisch angeleitete Einsichten in die Prozesse des Sprachwandels.

Der erste Beitrag des dritten Teils ist der von *Christoph Schwarze* unter dem Titel „Repräsentation und Variation. Zur Entwicklung der romanischen Auxiliarsyntax“ vorgelegte Aufsatz. Schwarze, der seine Ergebnisse im Rahmen der LFG repräsentiert, setzt seine Untersuchung unter der Prämisse ins Werk, „dass unser Modell der menschlichen Sprachfähigkeit so beschaffen sein muss, dass es auch den Sprachwandel erfasst, und dass letzteres nicht einfach durch die Behauptung geschehen kann, der Sprachwandel lasse sich hinreichend und ausschließlich aus den Bedingungen des kindlichen Spracherwerbs erklären“. Sprachwandel setzt nach Schwarze Sprachvariation voraus, wobei Variation – sie ist lokal und global möglich – besagt, dass eine abstrakte, gegebene Struktur – eine Repräsentation, in der Terminologie Schwarzes – auf unterschiedliche Art realisiert sein kann. Die Auswahl unterschiedlicher Varianten unterliegt Restriktionen und Präferenzen. Der Sprachwandel lässt sich unter diesen Prämissen als die Transformation einer Realisationsvariante in eine mögliche, aber nicht aktualisierte Realisationsvariante begreifen, die eine Aktualisierung erfährt. Nach Schwarze sind insbesondere zwei Prinzipien, die die Lernbarkeit grammatischer Strukturen garantieren, für den so verstandenen Sprachwandel konstitutiv. Es sind dies das Abbildungsprinzip, das die Existenz von Entsprechungen zwischen konzeptueller und grammatischer Struktur erfordert, und das Homogenitätsprinzip, das die formale Homogenität struktureller Systeme oder struktureller Subsysteme verlangt. Das Zusammenwirken dieser beiden Prinzipien löst den Sprachwandel aus, wobei das Homogenitätsprinzip die Expansion von Innovationen in der Weise bewirkt, dass die Grenzen zwischen bereits existierenden Subsystemen respektiert werden. Im Zuge des Sprachwandels können eher abbildungsbetonte und eher homogenitätsbetonte Sprachzustände einander ablösen. – In dem so gegebenen theoretischen Rahmen setzt Schwarze dann seine Erklärung der romanischen Auxiliarsyntax ins Werk. Sie besagt – grob, aber nicht allzu vergrößernd gesagt –, dass die Innovationen, die die romanische Auxiliarsyntax erfahren hat, das Ergebnis einer lokalen, sprachgebrauchsbedingten Variation sind, wobei die Variationsergebnisse dann im Rahmen einer globalen Variation sozusagen „grammatisiert“ wurden. Diese „Grammatisierung“ ist insofern letztlich das Ergebnis einer durch Lernbarkeitsprinzipien bedingten Variation.

Der von *Petra M. Vogel* verfasste zweite Beitrag zum dritten Teil des Bandes steht unter dem Titel „Sprachwandel und Degrammatikalisierung: Der Zusammenbruch des Wortartensystems im Englischen“. Dass Sprachveränderungsprozesse sich als Grammatikalisierungsprozesse begreifen lassen, ist mittlerweile zum Gemeingut der Linguistik geworden – weniger prominent dagegen sind die von Vogel untersuchten dazu konversen Prozesse: die Prozesse der Degrammatikalisierung. Vogel zeigt am Beispiel des im Titel ihres Beitrags genannten Phänomenbereichs, wie diese Prozesse zustandekommen, und demonstriert die sprachstrukturellen Konsequenzen, die diese Prozesse haben. Sprachveränderung ist, im Sinne dieses Beitrags, unter gewissen Bedingungen eben auch Sprachstrukturverlust; es liegt auf der Hand, dass dieser Tatbestand alle Sprachwandel-Theorien

widerlegt, die auf der Annahme beruhen, dass der Sprachwandel in einer sukzessiven Anreicherung der Sprachstruktur besteht.

Den dritten Beitrag zum dritten Teil wurde hat *Wolf Thümmel* unter dem Titel „Sind Sprachwandelprozesse umkehrbar?“ vorgelegt. Thümmel, der seine Untersuchungen relativ zu der von ihm spezifizierten Hypothese der Nichtprojektivität entwickelt – man vergleiche hierzu auch Thümmel (1996) und Grunig (1981) –, klärt zunächst einmal, was – exakt – unter der Umkehrbarkeitsfrage – der Frage Nr. 7 des zuvor mitgeteilten Fragenkataloges – zu verstehen ist. Relativ zu dieser Klärung ergibt sich für ihn, dass die Umkehrbarkeitsfrage mit Blick auf den phonologischen und morphologischen Bereich sinnvollerweise nicht gestellt werden kann – die Frage, ob Sprachwandelprozesse reversibel sind, ist für Thümmel eine Frage, die sinnvollerweise nur im Hinblick auf syntaktische Sprachwandelprozesse gestellt werden kann. Und im Hinblick auf diese Sprachwandelprozesse muss sie laut Thümmel in mindestens drei Fällen positiv beantwortet werden. Den ersten dieser Fälle geben die sogenannten instabilen Konstruktionen – man vergleiche hierzu Thümmel (1985) – ab. Die relativ zu solchen Konstruktionen möglichen Stabilisierungsprozesse können sich umkehren, wenn die die Stabilisierung bedingenden Faktoren im Zuge weiterer Sprachwandelprozesse entfallen. Zweitens erweisen sich umgebungsbedingte Desambiguierungen als reversibel. Der dritte Reversibilitätsfall gerät im Lichte einer Hypothese ins Blickfeld, die Thümmel im Anschluss an Grunig (1981), (1995) entwickelt hat. Sie besagt, dass im Verlauf des Spracherwerbs Dependenzstrukturen in Konstituentenstrukturen überführt werden (Konstituenten sind für Thümmel hochgradig abstrakte Entitäten, die als solche von vollkommen anderer Art sind als die Gebilde, die unter den Prämissen des Distributionalismus als Konstituenten identifiziert werden) überführt werden. Das heißt auch, dass eine natürliche Sprache unter den Bedingungen der Sprachsynchronie zweifach strukturiert ist: sie ist – in Teilen – dependentiell strukturiert, und sie ist – in wiederum anderen Teilen – durch Konstituenten strukturiert. Diese Hypothese, die keineswegs gängig ist, ist zweifellos nicht-trivial. Unter der Voraussetzung ihrer Geltung allerdings ist es naheliegend zu fragen, ob der Prozess, der von Dependenzstrukturen zu Konstituentenstrukturen führt, sich umkehren kann. Die Antwort, die laut Thümmel auf diese Frage zu geben ist, ist positiv. Damit hat er, relativ zu seiner Hypothese, eine alte Streitfrage der Linguistik – eben die Umkehrbarkeitsfrage – entschieden: es gibt Sprachwandelprozesse, die umkehrbar sind. Relativ zu diesem Ergebnis gibt Thümmel dann auch eine Antwort auf die Frage Nr. 5 des Katalogs. Er behauptet die Mehrsortigkeit des Sprachwandels – in dem Sinne, dass relativ zu gewissen syntaktischen Sprachwandelprozessen die zu ihnen konversen Prozesse möglich sind. Insofern impliziert die Reversibilität des syntaktischen Wandels seine – syntaktische – Mehrsortigkeit. Es liegt auf der Hand, dass dies ein möglicher Mehrsortigkeitsbegriff ist. Es liegt aber auch auf der Hand, dass mit der Etablierung dieses Begriffs das Potential der fünften Frage noch nicht ausgeschöpft ist. Die Antwort, die Thümmel auf sie gibt, besagt ersichtlich nichts darüber, ob der Sprachwandel in dem Sinne mehrsortig ist, dass die Prinzipien, die den syntaktischen Wandel bestimmen, von grundsätzlich anderer Art als die Prinzipien sind, denen der semantische Wandel unterliegt. Um diese Frage beantworten zu können, ist sicher noch weitere – und weiterführende – Forschung erforderlich.

In vielen Beiträgen des Bandes ist von den semantischen Implikationen oder den semantischen Voraussetzungen des sprachlichen Wandels die Rede. Die Redeweise ist durchgängig informell; sie ist letztlich unsystematisch und prätheoretisch. Dies ist keine Kritik, denn beim derzeitigen Forschungsstand kann die Situation nicht anders sein, als sie ist. Es fehlt schlicht und einfach an einer systematischen, auf Prinzipien gegründeten und auch formal präzisierten Theorie der Denotationsdiachronie – es fehlt an einer Theorie, die diesen Namen verdient. Dies hat seinen Grund sicher auch darin, dass alle derzeit verfügbaren Semantiken entweder universalistisch oder konform mit der Prämisse vom Primat der Sprachsynchronie konzipiert sind. Es ist derzeit schwer absehbar, wie diese Semantiken so weiterentwickelt werden können, dass der Aufbau einer Theorie der Denotationsdiachronie möglich wird. Ohne Bezugnahme auf eine solche Theorie aber muss die Redeweise von einem semantischen Sprachwandel zwangsläufig im Allgemeinen, damit aber auch im Vagen verbleiben. Es dürfte unstrittig sein, dass die Entwicklung einer Theorie der Denotationsdiachronie – oder, anders gesagt, der Denotationsdynamik – eines der zentralen Desiderate der linguistischen Forschung ist.

Im vierten Beitrag zum vierten Teil – und damit im letzten Beitrag des Bandes – versucht *Urs Egli*, der seinen Beitrag unter dem Titel „Ein Programm für eine dynamische Denotationstheorie“ vorlegt, eine Perspektive zu entwickeln, innerhalb derer diesem Desiderat Rechnung getragen werden

kann. Egli schließt dabei direkt an die de Saussuresche Linguistik an – ein Anschluss, der ihm nicht zuletzt deshalb möglich ist, weil der die de Saussuresche Theorie der Syntagmen kompositionell, also Fregesch und damit konform mit der Tradition der Semantik deutet. Den Ansatz, den er avisiert, motiviert Egli im Zuge einer Erörterung diverser – und dabei sozusagen grundgelehrter – Fallbeispiele, die Veränderungen von Wortbedeutungen vor Augen führen sollen. Die Resultante, die Egli aus seinen Betrachtungen zieht, besagt – kurz gefasst –, dass Denotationsstrukturen *Wissensstrukturen bestimmter Art* sind, die im Rahmen einer modelltheoretisch aufgebauten, getypten Semantik mit Modaloperatoren zu repräsentieren sind. Dies ist in gewisser Hinsicht ein – sehr wohl geläufiger – Standardansatz zur Repräsentation von Denotationsstrukturen, der als solcher noch keine Dynamisierung der Semantik ermöglicht. Diese Dynamisierung erreicht Egli in einem zweiten Schritt. Da ihm zufolge Denotationsstrukturen *Wissensstrukturen einer bestimmter Art* – nämlich *instabile Wissensstrukturen* – sind, kann er sie als Elemente eines Glaubenssystems im Sinne der epistemischen Logik begreifen. Die im Rahmen einer solchen Logik modellierbaren Prozesse des Glaubenswechsels sind dann als denotationsdynamische Prozesse aufzufassen. Die Instabilität der Denotationsstrukturen hat ihren Grund in einer ihnen inhärenten Nicht-Monotonie, die konstitutiv für die Möglichkeit des Glaubenswechsels ist. Damit ist der nicht-monotonen Logik, die im wesentlichen im Rahmen der Künstlichen Intelligenz (KI) entwickelt wurde, im Rahmen des Programms von Egli ein zentraler Platz zugewiesen, denn es ist eben diese Logik, die es gestattet, die genannten Instabilitäten zu modellieren. – Logiken der zuvor angesprochenen Art sind in der Linguistik wohlbekannt (eine ihrer Instanzierungen ist beispielsweise die Montague-Semantik); entsprechendes gilt für die epistemische Logik. Die nicht-monotone Logik dagegen dürfte in der Linguistik weit weniger geläufig sein. Insofern ist es wohl nicht unangebracht, knapp zu erläutern, was unter einer nicht-monotonen Logik zu verstehen ist – und dies auch deshalb, weil Egli selbst diese Logik, obwohl sie ein Kernelement seines Programms ist, in seinem nicht-technisch abgefassten Beitrag so allgemein charakterisiert, dass diese Charakterisierung wohl nur für denjenigen aufschlussreich sein dürfte, der sich ohnehin mit ihr auskennt. – Die kurze Darstellung der nicht-monotonen Logik, die nachfolgend gegeben wird, schließt an Habel (1986) an.

Eine grundlegende Eigenschaft der klassischen Logik (KL) ist die Monotonie-Eigenschaft. Wie diese Eigenschaft zu verstehen ist, ist leicht zu sehen. Es seien A und B KL-Satzmengen, und p sei ein weiterer KL-Satz. Dann ist der folgende Schluss KL-gültig:

Falls $A \Vdash p$, dann gilt: $A \cup B \Vdash p$.

Dabei steht das Zeichen „ \Vdash “ für „folgt aus“. Betrachtet man nun A, B als Mengen von Denotationselementen beziehungsweise von Wissensstrukturen und p als Denotationselement oder Wissensstruktur, so besagt der zuvor mitgeteilte Schluss, dass ein aus A geschlossenes Denotationselement beziehungsweise die aus A geschlossene Wissensstruktur, nämlich p, auf Grund neuer Information, nämlich B, nicht verändert werden kann. Für die von Egli ins Auge gefasste Theorie der Denotationsdynamik ist es aber wesentlich, dass sinnvoll von Denotationsveränderungen die Rede sein kann, und dass diese Veränderungen signifikant repräsentiert werden können. Das aber ist im KL-Rahmen nicht möglich – keines der drei von Egli betrachteten Fallbeispiele lässt sich im KL-Rahmen repräsentieren.

Die Nicht-Monotonie-Eigenschaft der KL resultiert, wie Minsky (1974) gezeigt hat, aus der Permissivität der in der KL zulässigen Inferenzen. Die Permissivität dieser Regeln garantiert, dass die Eigenschaft eines Satzes, ein KL-Theorem zu sein, nicht mehr verloren gehen kann. Im Hinblick auf Eglis Programm bedeutet dies, dass die Menge der Denotate nur erweitert oder unverändert gelassen werden kann – unter Verwendung permissiver Schlussregeln lässt sich sein Programm nicht realisieren. Folglich muss er auf eine Logik rekurrieren, deren Inferenzregeln nicht permissiv sind. Eine solche Logik ist die nicht-monotone Logik. Das nicht-monotone Schließen – der wohl prominenteste Fall des nicht-monotonen Schließens ist das Default-Schließen, also das Schließen auf der Basis von Standardannahmen – unterliegt restriktiven Regeln, die einen Schluss wie den folgenden ermöglichen:

Wenn A_1, \dots, A_n nicht Theoreme sind, dann ist B Theorem.

Natürlich sind auch Logiken möglich, die neben restriktiven Regeln auch permissive Regeln enthalten – das ändert nichts an der grundsätzlichen Nicht-Monotonie dieser gemischten Systeme. Für das nicht-monotone Schließen ist die Abwesenheit von Information spezifisch: B gilt solange, bis eines der Nicht-Theoreme als Theorem erwiesen wird; wenn dies der Fall ist, verliert B seine Gültigkeit. Wenn B für die Aussage „Alle Vögel können fliegen“ steht, so gilt B solange, bis der Standard-Ausnahme-Vogel der KI, der Pinguin Tweety, auftritt. Tweety ist zweifelsfrei ein Vogel ist, aber Tweety kann nicht fliegen – Tweety macht B also falsch. Das Theorem muss also zurückgenommen werden – und es kann im Rahmen der nicht-monotonen Logik zurückgenommen werden. An Stelle von B ist dann ein anderes Theorem, etwa C, defaultmäßig ableitbar. Es liegt auf der Hand, dass die Denotationsdynamik – so wie Egli sie illustriert – im Rahmen der nicht-monotonen Logik modelliert werden kann. Die Denotationsdynamik erweist sich nicht als reiner Erhaltungsprozess, sondern als ein in beide Richtungen offener Prozess – als ein Prozess, in dessen Verlauf Denotationselemente hinzukommen und verloren gehen können.

Die voranstehenden Hinweise dürften deutlich gemacht haben, dass es nicht gerade umstandslos möglich sein wird, das von Egli propagierte Programm zu realisieren. Aber sie dürften wohl auch deutlich gemacht haben, dass die Realisierung eines solchen Programms erforderlich ist, um systematisch über den semantischen Wandel reden zu können. Dem zuvor mitgeteilten Desiderat, demzufolge der Aufbau einer Theorie der Denotationsdiachronie unabdingbar ist, lässt sich sozusagen kostengünstiger nicht nachkommen: der semantische Wandel ist ein sehr komplexes Phänomen. Es ist nicht zu erwarten, dass seine Erklärung geringere Anstrengungen als die erfordert, die die Erklärung anderer Arten des Sprachwandels erfordert.

Die Beiträge dieses Bandes wurden in den voranstehenden Betrachtungen weitgehend unabhängig voneinander darstellt. Es wurde nicht explizit dargelegt, wie sie sich zueinander verhalten. Aber das ist schwerlich ein Schaden, denn implizit dürfte deutlich genug geworden sein, welche Beiträge aus welchen Gründen in welchen Hinsichten miteinander überstimmen – und es dürfte deutlich geworden sein, welche Beiträge aus welchen Gründen in welchen Hinsichten im Widerspruch zueinander stehen. Durch beides – durch die Übereinstimmungen wie auch durch die Widersprüche – dürfte deutlicher ins Blickfeld gekommen sein, welchen Stand die Forschung auf dem Gebiet des Sprachwandels erreicht hat. Es dürfte deutlich geworden sein, was – relativ zu welcher Position – erreicht worden ist – und was noch zu tun ist, um das Erreichte zu können, was noch erreicht werden muss, um hinlänglich konklusiven Lösungen der noch anstehenden Probleme zumindest näher kommen zu können.

Die Beiträge dieses Bandes wurden in den voranstehenden Ausführungen im wesentlichen unter theoretischen Gesichtspunkten betrachtet. Eine solche Betrachtung ist im Rahmen einer Einleitung wohl die angemessene. Sie sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in den in diesem Band zusammengestellten Beiträgen auch – und zwar nicht nur am Rande, sondern durchaus zentral – um die Untersuchung der sprachlichen Fakten geht. In ihnen werden – um nur einige Beispiele zu geben – Probleme der Verbstellung und der Extraposition behandelt. Thematisiert werden Probleme der Derivation und der Flexion. Nominalisierungsprobleme werden abgehandelt, Auxiliarisierungsprobleme und Wortartenprobleme. Probleme der Kongruenz werden ebenso zur Debatte gestellt wie Probleme der Partizipialkonstruktionen. Dabei gerät eine Vielzahl von Sprachen ins Blickfeld, die genauer untersucht, zumindest aber problemorientiert angesprochen werden. Zu nennen sind hier: das Frühjiddische, das Neujiddische, das Niederländische, das Altenglische, das Althochdeutsche, das Mittelhochdeutsche, das Frühneuhochdeutsche, das Neuhochdeutsche, das Spanische, das Französische, das Polnische, das Ungarische, das Dänische, das Russische und das marokkanische Arabisch. Angesichts dieser Sachlage wird man die Frage, ob die in diesem Band angestellten theoretischen Betrachtungen einen hinlänglichen empirischen Gehalt haben, wohl positiv beantworten dürfen.

Hermann Paul hat seine klassische Untersuchung unter dem Titel „Prinzipien der Sprachgeschichte“ vorgelegt. Es dürfte klar geworden sein, warum in diesem Band nicht von Sprachgeschichte die Rede sein kann, sondern von Sprachwandel die Rede sein muss. Aber ist in diesem Band nicht auch – und dies nicht nur am Rande – von Prinzipien, von Prinzipien des Sprachwandels die Rede? – Gewiss. Aber in der derzeitigen Situation der Linguistik dürfte wohl niemand, der sich mit den Problemen des Sprachwandels befasst, dazu in der Lage sein, mit eben der durch die Forschungstradition gegebenen Sicherheit von den Prinzipien des Sprachwandels zu reden, mit der Paul von den Prinzipien der Sprachgeschichte glaubte reden zu dürfen. Wenn die hier zusammengestellten – theoretischen und empirischen – Elemente des Sprachwandels einiges dazu

betragen können, dass in einer hoffentlich absehbaren Zukunft gesichert von Prinzipien des Sprachwandels geredet werden kann, ist das Ziel erreicht, dass mit diesem Band sinnvollerweise verfolgt werden konnte.

Literaturnachweise

[Chomsky 1980] Chomsky, Noam: *Rules and Representation*. New York: Columbia University Press 1980.

[Chomsky 1981] Chomsky, Noam: *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht: Foris 1981

[Clark & Roberts] Clark, Robin & Roberts, Ian: *A Computational Model of Language Learnability and Language Change*. – Linguistic Inquiry 24 (1993) 299-345.

[Dik 1986] Dik, Simon: *On the Notion „Functional Explanation“*. – Belgian Journal of Linguistics 1 (1986) 11-52.

[Grunig 1981] Grunig, Blanche-Noëlle: *Structure sous-jacente: essai sur les fondements théoriques*. Thèse présentée devant l'Université de Paris X le 28 janvier 1978. Lille: Atelier Reproduction des thèses, Université de Lille III 1981. Diffusion: Libraire Honoré Champion, 7, quai Malaquais, Paris

[Grunig 1995] Grunig, Blanche-Noëlle: *Instabilité et mutation de la dépendance*. – Lucien Tesnière aujourd'hui. Actes du Colloque International C.N.R.S. URA 1164 – Université Rouen 16-18 novembre 1992. [Ed. par] Françoise Mandray et Jeannine Richard-Zappella. – Louvain & Paris: Peeters 1995. S. 113-118.

[Haider 1991] Haider, Hubert: *Die menschliche Sprachfähigkeit – exaptiv und kognitiv opak*. – Kognitionswissenschaft 2 (1991) 11-26.

[Habel 1986] Habel, Christopher: *Prinzipien der Referentialität. Untersuchungen zur propositionalen Repräsentation von Wissen*. Informatik-Fachberichte 122. Subreihe Künstliche Intelligenz. Berlin – Heidelberg – New York: Springer 1986.

[Kroch 1989] Kroch, Anthony S.: *Reflexes of Grammar in Patterns of Language Change*. – Language Variation and Change 1 (1989) 199-244.

[Lass 1980] Lass, Roger: *On Explaining Language Change*. – Cambridge: Cambridge University Press 1980.

[Minsky 1974] Minsky, Marvin: *A Framework for Representing Knowledge*. MIT: AI-Lab. Memo 306. 1974. – Teilabdruck in: P.H. Winston (ed.), *The Psychology of Computer Vision*. New York: McGraw Hill: New York 1975, 211-277. – Teilabdruck in: J. Haugeland, *Mind Design*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1981, 95-128.

[Ross 1972] Ross, John, *The Category Squish: Endstation Hauptwort*. Papers from the eight Regional Meeting, Chicago: Chicago Linguistic Society 1972, 316-328.

[Thümmel 1985] Thümmel, Wolf: *Erfassung instabiler Konstruktionen mit kontextfreien Syntaxen*. – Ursula Klenk (Hrsg.), *Kontextfreie Syntaxen und verwandte Systeme*. Vorträge eines Kolloquiums in Ventron (Vogesen) im Oktober 1984. Tübingen: Niemeyer 1985, 49-60.

[Thümmel 1996] Thümmel, Wolf: *Die Architektur der Theorie des Artikulators*. – Wolf Thümmel (Hrsg.), *Sprachstrukturen und Sprachprozesse*. Studien zur Repräsentation und Simulation grammatischen Wissens (= Artikulation und Sprache 1). Osnabrück: secolo 1996, 6-49.

SUBKATEGORISIERUNGSDYNAMIK UND SUBSTITUTIONSDYNAMIK

Dass eine I-Sprache nicht invariant ist, zeigt sich für Chomsky in dem von ihm angeführten Beispiel vor allem darin, dass in (altes) I-Sprachen-Wort – das Wort *think*₁, *denken*₁ – durch ein (neues) I-Sprachen-Wort – das Wort *think*₂, *denken*₂ – ersetzt worden ist. I-Sprachveränderungen resultieren für Chomsky also primär aus Wortersetzungen. Im folgenden soll – und zwar an Hand des von Chomsky selbst bemühten Beispiels – zunächst erörtert werden, ob diese Charakterisierung der Natur von I-Sprachveränderungen zutrifft. Es geht also zunächst einmal nicht darum, das von Chomsky ausgemachte Problem einer (bestimmten) I-Sprachveränderung zu lösen (dieser Versuch wird im Fortgang der Untersuchung an anderer Stelle noch unternommen). Es geht also allein darum, zunächst einmal zu klären, ob dieser bestimmte, von Chomsky avisierte Fall einer I-Sprachveränderung – insbesondere in Anbetracht seiner Voraussetzungen und Implikationen – in der Tat so marginal ist, wie Chomsky es darstellt. Zu klären ist also, ob dieser Fall in der Tat in nichts Anderem ist als einer bloßen Wortersetzung der skizzierten Art besteht. Und an dieser Auffassung sind sicher Zweifel möglich. So könnte man, jedenfalls auf den ersten Blick hin, die These vertreten, dass das, was bei dem von Chomsky als Wortersetzung dargestellten Prozess entscheidend ist, dieses ist: dass die Selektionsbeschränkungen, denen das I-Sprachen-Wort *denken* unterliegt, sich geändert haben. Diese Veränderung – die der hier bemühten These zufolge den Kern der Sache ausmacht – kann charakterisiert werden, ohne den Begriff der Wortersetzung bemühen zu müssen. Sie scheint sogar sehr viel besser charakterisiert zu sein, wenn dieser Begriff nicht benutzt wird, wie (1) angegebene – informelle, nicht mit dem Anspruch auf systematische Adäquatheit formulierte – Sprachveränderungsregel verdeutlicht:

(1) *denk*/ NP, [+hum] ____ ⇒ *denk*/ NP, [±hum] ____

Die Notation bedarf wohl keiner Erläuterung; sie dürfte selbstevident sein. (1) macht deutlich, dass im in Rede stehenden Fall von einer Wortersetzung letztlich nicht die Rede sein kann – das Verb *denk* bleibt, was es war. Aber die Selektionsbeschränkungen, denen es unterliegt, haben sich geändert – und das ist es was zählt.

Aber die Dinge liegen nicht so einfach, denn offensichtlich korrespondiert das in (2) noch einmal mitgeteilte Veränderungsergebnis dann, wenn das Merkmal *hum* den Wert + hat, dem in (3) angeführten Lexikoneintrag:

(2) *denk*-/ NP, [±hum] ____

(3) *ess*-/ NP[+hum] ____

Mit (2) und (3) sind, wie unmittelbar ersichtlich sein dürfte, auf der Basis von (1) auch (4) und (19) lizenziert:

(4) Die Sportskameraden essen Eisbein mit Sauerkraut

(5) Die Maschinen essen Eisbein mit Sauerkraut

(4) ist sicher wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch; von (5) wird man dies nicht sagen können – (5) ist aus eben den Gründen sortal inkorrekt, aus denen heraus Carnaps berühmter, in (7) angeführter Beispielsatz sortal inkorrekt ist:

(7) Cäsar ist eine Primzahl

Sortale Inkorrektheit aber ist gleichbedeutend mit inadäquater Selektionsbeschränkung; folglich können in Ansehung von (5) die Sprachveränderungsregel in (1) und ihr in (2) noch einmal angeführtes Resultat nicht korrekt sein. Um das hier anfallende Problem, dass Chomsky als ein Wortersetzungsproblem darstellt, in einer ersten Näherung lösen zu können, tut man wohl gut daran, sich noch einmal einiger elementarer Eigenschaften des Verbs *denk*- und des Nomens *Maschine* zu

versichern. Das Verb *denk-* – soviel sollte unstrittig sein – ein Brückenverb, und zwar ein Brückenverb vom Typ I. Es erfordert also eine Subjekt-NP und ein CP-Komplement. Das Subjekt-NP muss – auch dies dürfte unstrittig sein – die Projektion eines Nomens aus der Klasse der Nomina sein, die zur Bezeichnung intelligenter oder kognitiver Entitäten verwendet werden; das heißt: die NP erfordert das Merkmal [+kog]. Der Lexikoneintrag für das Brückenverb *denk-* lässt sich also so wie in (8) angeben formulieren:

(8) *denk-*/ NP, [+kog] ___ CP

Das Nomen *Maschine* wird üblicherweise zur Klasse der Nomina gerechnet, die zur Bezeichnung von Artefakten verwendet werden; es erfordert also das Merkmal [+art]. Der Lexikoneintrag für *Maschine* lässt sich also in der hier interessierenden Hinsicht wie folgt formulieren:

(9) *Maschine*/ NP, [+art]

Aus (8) und (9) folgt, dass (6) nicht wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch ist, sondern eine sortale Inkorrektheit aufweist, wie sie auch (10) auszeichnet:

(10) Die Maschinen denken, dass 2 + 2 meistens gleich 4 ist

Aus Chomskys zuvor angeführten Bemerkungen ergibt sich, dass die Wohlgeformtheit von (5) die Konsequenz eines Wortersetzungsprozesses ist, der – wiederum informell – in (11) charakterisiert ist:

(11) $think_1, denk_1 \Rightarrow think_2, denk_2$

Die Wortersetzung in (11) allein besagt aber nichts darüber, warum in welcher Hinsicht sich $think_2, denk_2$ grammatisch anders als $think_1, denk_1$ verhalten; der bloße Hinweis auf sie bleibt also grammatisch uninformativ. Informativ ist (11) erst dann, wenn mit der Betrachtung der Wortersetzung eine Betrachtung der Veränderung der Selektionsbeschränkungen, denen die Verben in (11) unterliegen, einhergeht beziehungsweise eine Betrachtung der Veränderung des für diese Verben charakteristischen Subkategorisierungsrahmen. Aber worin sollte diese Veränderung bestehen können? In welcher Hinsicht sollte auch nur eines der Verben in (11) nicht mit dem Lexikoneintrag in (9) konform sein? Diese Hinsicht kann es ersichtlich nicht geben. Fazit: in dem von Chomsky besprochenen Fall geht es in keiner Weise um die in (24) angegebene Wortersetzung, und es geht in keiner Weise um irgendwelche Veränderungen von Selektionsbeschränkungen beziehungsweise von Subkategorisierungsrahmen. () gilt unerachtet der von Chomsky dingfest gemachten I-Sprachveränderung; der Lexikoneintrag in () gilt, so wie er ist – er ist invariant.

Andererseits: daran, dass den von Chomsky thematisierten Veränderungsfall gibt, kann kein Zweifel bestehen. Wo aber ist diese Veränderung zu lokalisieren, wenn sie nicht bei dem Verb *denk-* zu lokalisieren ist? Die Antwort kann nur lauten: wenn dieses Verb keine Veränderungen erfahren hat, muss das Nomen *Maschine* diese Veränderung erfahren haben. Bei der in Rede stehenden Veränderung muss es sich also um eine Subkategorisierungsveränderung handeln, und man könnte versucht sein, diese Subkategorisierungsveränderung wie folgt zu charakterisieren:

(12) $Maschine/ NP, [+art] \Rightarrow Maschine/ NP, [+kog]$

Durch (12) – das heißt: durch die Veränderung der subkategoriellen Struktur des Wortes *Maschine* – wird *Maschine* in eine Klasse von Nomina eingeordnet, denen dieses Nomen zuvor nicht angehörte. Subkategorisierungen aber sind projektionsrelevant. Falls man den Begriff der Projektion vermöge des Begriffs der Unifikation expliziert – und es bestehen, wie zuvor angedeutet, gute Gründe dafür, dies zu tun –, kann man sagen, dass das neu etablierte Maschinenwort ein anderes Projektions- und Unifikationsverhalten als das alte, nach wie vor auch zum Vokabular gehörende Maschinenwort an den Tag legt; mehr noch: man wird sogar sagen dürfen, dass der entscheidende Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Maschinewort genau darin besteht, dass diese beiden Maschinenwörter sich unter der Projektion und der Unifikation ganz anders verhalten. In Konsequenz der subkategoriellen Struktur des Maschinenwortes, die zu einem Projektionsverhalten und Unifikationsverhalten dieses

Wortes führt, dass das alte Maschinenwort gerade nicht aufweist, ist der Satz in (23) lizenziert: das ist der wesentliche Gehalt von (12). Und mit (12) sind – da das Verb *wissen* ein ebensolches Brückenverb wie das Verb *denken* ist – auch die folgenden Sätze lizenziert:

- (14) Die Frauen wissen, dass Alberich Grappa trinkt
 (15) Die Maschinen wissen, dass Alberich Grappa trinkt

Allgemein gesagt: in Konsequenz von (14) sind alle Vorkommen von *Frauen salva grammatizitate* durch Vorkommen von *Maschinen* substituierbar, und umgekehrt. Entsprechend sind mit den Sätzen in (14) auch die Sätze in (16) lizenziert:

- (16) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
 (b) Die Frauen wurden zur Reparatur eingeschickt

- (17) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
 (b) Die Maschinen tranken Bier und Schnaps

Daran, dass (16) und (17) wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch sind, ist wohl schwer ein Zweifel möglich. Und daran, dass (16) und (17) eher den Status des in () mitgeteilten Carnap-Satzes haben, wohl auch nicht. Die in (1) formulierte I-Sprachveränderungsregel hat also unerwünschte Nebeneffekte; sie ist zu weit gefasst. Warum? Die Antwort liegt auf der Hand: Die Regel eröffnet einen Substitutionsspielfeldraum, der zu weit gefasst ist. Die Sätze in (16) und (17) sind nur in diesem zu weit gefassten Substitutionsspielfeldraum lizenziert. Wodurch aber werden Substitutionsräume restringiert?

Bei der bisherigen Argumentation wurde – konform mit dem (P&P)-Modell – davon ausgegangen, dass die UG Systeme von *grammatischen Merkmalen* inkorporiert. Zwischen diesen Merkmalen bestehen Beziehungen; insbesondere bestehen zwischen ihnen *auch Kookkurrenzbeziehungen*. Diese Kookkurrenzbeziehungen lassen sich in Form von *Implikationen* formulieren. Es ist üblich, bei der Formulierung dieser Implikationen eine abkürzende Schreibweise zu benutzen. Von besonderen Interesse sind im hier betrachteten Fall die beiden folgenden, unter Verwendung der abkürzenden Schreibweise und in einer üblichen Notation formulierten Implikationen:

- (18) [+kog] \supset [+hum]
 (19) [+art] \supset [-hum]

Es ist klar, dass diese – nicht-umkehrbaren – Implikationen der zuvor bereits betrachteten – ebenfalls nicht umkehrbaren – Hyponymiebeziehung affin sind. Und es ist klar, dass es die Implikationen in (18) und (19) sind, die die Substitutionen blockieren, die zu den Sätzen in (16) und (17) geführt haben. Denn die Lexikoneinträge für *Frauen* und *Maschinen* werden sicher auch die in (20) und (21) angegebenen Spezifizierungen integrieren:

- (20) *Frau* N, [+hum]
 (21) *Maschine* N, [-hum]

Damit ist klar, warum die Sprachveränderungsregel in (1) zu weit gefasst ist: sie verstößt gegen Implikationen in (18) und (19). Und damit kommt auch ins Blickfeld, was den Kern der Problematik ausmacht, die der von Chomsky exemplarisch betrachtete Fall einer I-Sprachveränderung aufwirft. Man betrachte hierzu (22) und (23):

- (22) *Maschine* N, [-hum, +art, +kog]
 (23) *Frau* N, [+hum, -art, +kog]

Natürlich ist (22) ebenso wie (23) nicht einmal näherungsweise UG-konform formuliert: (22) und (23) bestehen aus einem Agglomerat von Merkmalen; einige von ihnen lassen sich als Bestandteile von Lexikoneinträgen identifizieren; andere haben ihren systematischen Ort in ganz anderen Teilen des

UG-Systems der grammatischen Merkmale. Aber gerade deshalb lässt sich unter Bezugnahme auf (22) und (23) verdeutlichen, worum es beim in Rede stehenden Fall vor allem geht. Die Merkmalkataloge in () und () sind nicht disjunkt, und () ist konsistent mit () und (), denn der Katalog enthält Merkmale, die kraft dieser Implikationen nicht miteinander kookkurrieren dürfen. () ist somit intern inkonsistent, und diese Inkonsistenz durchzieht dann in Folge das gesamte UG-System der grammatischen Merkmale. Der Haupteffekt der von Chomsky avisierten, in (1) sozusagen in nullter Näherung charakterisierten I-Sprachveränderung besteht somit darin, dass die Kohärenz und Konsistenz des UG-Systems der grammatischen Merkmale verloren geht. Das System büßt dadurch erheblich an klassifikatorischer Kraft ein, es tendiert zu Überkreuzklassifikationen und verliert dadurch die Möglichkeit, die relevanten Generalisierungen signifikant zu erfassen. (25) hat somit einen beträchtlichen Deformationseffekt. Dieser Deformationseffekt tritt jedoch nicht in dieser krassen Form in Erscheinung, wenn angenommen wird, dass das Wort *Maschine* nicht in allen seinen grammatisch möglichen Vorkommen durch das Merkmal [+kog] gekennzeichnet ist, sondern nur bei bestimmten Vorkommen dieses Merkmal aufweist. Was damit ins Blickfeld rückt, lässt sich wieder an Hand der Wortbildung verdeutlichen. Sicher sind die beiden Nominalkomposita in (35) wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch:

- (24) (a) Kaffeemaschine
(b) Denkmaschine

Aber sicher ist nur der Satz in (25)(a) sortal wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch; der Satz in (25)(b) ist nach wie vor sortal genauso inkorrekt wie der zuvor mitgeteilte Carnap-Satz:

- (25) (a) Die Denkmaschine vermutete, dass $2 + 2$ meistens gleich 4 ist
(b) Die Kaffeemaschine vermutete, dass $2 + 2$ meistens gleich 4 ist

Die sortale Inkorrektheit von (25)(b) lässt nun darauf schließen, dass das Wort *Maschine* nur bei der Nominalkomposition in (25)(b) das Merkmal [+kog] aufweist; in (25)(a) bleibt *Maschine* jedoch das Merkmal [+art], das diesem Nomen traditionellerweise zukommt, erhalten. Das aber könnte die Annahme nahelegen, dass die in Rede stehende I-Sprachveränderung vielleicht doch nichts anderes ist als ein Wortersetzungsprozess – nur, dass es sich – entgegen den Ausführungen von Chomsky – nicht so verhält, dass das alte Verb *think*₁, *denk*₋₁ durch ein neues Verb *think*₂, *denk*₋₂ ersetzt worden ist. Vielmehr verhält es sich so, dass das althergebrachte Nomen *Maschine*₁ durch ein neues Nomen *Maschine*₂ ersetzt worden ist. Aber auch das ist nicht ganz korrekt. Denn der in Rede stehende Prozess besteht ja gerade nicht darin, dass das Nomen *Maschine*₁ durch ein neues Nomen *Maschine*₂ ersetzt und in Konsequenz dieser Ersetzung aus der I-Sprache L verdrängt worden ist, denn das althergebrachte Nomen *Maschine*₁ hat ja, wie die Komposition in (24)(a) vor Augen führt, nach wie vor lizenzierte Verwendungen in L. Das, was bislang als Wortersetzung bezeichnet wurde, erweist sich also bei genauerer Betrachtung als etwas, was man als *Wortteilung* bezeichnen könnte. Die entsprechende I-Sprachveränderungsregel lässt sich somit, zumindest in erster Näherung, wie in (26) angeben formulieren:

- (26) *Maschine*₁ ⇒ *Maschine*₂ und *Maschine*₃

Und auch mit (26) ist die in Rede stehende I-Sprachveränderung noch nicht annähernd vollständig charakterisiert, denn die in (26) angegebene Regel besagt nicht über die Konsequenzen der durch sie erfassten Wortteilung. Denn in Konsequenz von (26) gilt auch, dass „*Maschine*₁“ – also das althergebrachte Wort für Maschine – und „*Maschine*₃“ – also das bei der Wortteilung erhaltene, althergebrachte Wort für Maschine – füreinander substituiert werden können, während „*Maschine*₂“ weder für „*Maschine*₁“ noch für „*Maschine*₃“ substituiert werden kann und die Substitution auch in der umgekehrten Richtung nicht möglich ist. Diese Beschränkung der Substitutionsmöglichkeiten ist aber trivialerweise dem in () informell mitgeteilten Wortteilungsprozess nicht zu entnehmen: um sie explizieren zu können, ist die Einsicht erforderlich, dass der in Rede stehende I-Sprachveränderungsprozess eben nicht nur ein Wortteilungsprozess ist – dieser Wortteilungsprozess involviert zugleich und vor allem eine Veränderung des Subkategorisierungsrahmens der an ihm

beteiligten Nomina. Diese Veränderung ist – wiederum in nullter Näherung – erfasst, wenn man (26) wie in (27) angegeben reformuliert:

(27) Maschine₁[+art] \Rightarrow Maschine₂[+kog] *und* Maschine₃[+art]

Allerdings reicht auch (27) noch nicht aus, um die zuvor konstatierte Beschränkung der Klasse der möglichen Substitutionen deduzieren zu können. Diese Substitutionsbeschränkung kann jedoch abgeleitet werden, wenn man von der wohl unproblematischen Annahme ausgeht, dass die UG auch dass in (28) in nullter Näherung formulierte Substitutionsprinzip enthält, bei dessen Formulierung – um nicht unübliche Abkürzungen zu verwenden – „subst“ für die Substitutionsbeziehung und „Subcat“ für den Subkategorisierungsrahmen eines L-Terminals stehen:

(28) Falls a, b L-Terminale sind, dann subst(a, b), falls Subcat(a) = Subcat(b).

Substituierbarkeit setzt also Subkategorisierungsgleichheit voraus. Ersichtlich kann aus () und () abgeleitet werden, dass für die betrachteten Wörter für Maschine die zuvor angeführten Substitutionsmöglichkeiten bestehen beziehungsweise nicht bestehen. Denn mit () und () gilt auch (29) und (30):

(29) subst(Maschine₁[+art], Maschine₃[+art])

(30) (a) \neg subst(Maschine₂, [+kog], Maschine₃, [+art])
(b) \neg subst(Maschine₂, [+kog], Maschine₃, [+art])

(29) und (30) reflektiert genau die Substitutionsmöglichkeit und die Substitutionsunmöglichkeiten, die sich in Konsequenz der erörterten I-Sprachveränderung ergeben. Aber auch damit ist diese Veränderung noch nicht hinreichend charakterisiert. Vor allem zwei Aspekte sind es, die im Zusammenhang mit (38) noch herauszustellen sind.

Erstens. Zuvor wurde behauptet, dass im I-sprachlichen Deutsch die in (29) und (30) behaupteten Implikationen gelten, die in (42) noch einmal zusammengefasst rekapituliert sind:

(42) ([+kog] \supset [+hum]) \wedge ([+art] \supset [-hum])

Während das Zweitglied der Konjunktion – also (30) – unerachtet der Regel in (38) nach wie vor für das I-sprachliche Deutsch gilt, kann das Erstglied dieser Konjunktion – also (29) – auf Grund von (38) nicht mehr gelten gemacht werden. (38) hat also eine Veränderung der für das I-sprachliche Deutsch geltenden Merkmalskookkurrenzen zur Folge.

Zweitens. Man zieht wohl leicht ein, dass sich in Konsequenz von (38) im I-sprachlichen Deutsch die in (43) mitgeteilte Synonymiebeziehung („syn“) ergibt, im Hinblick auf die wohl problemlos angenommen werden kann, dass auch die in (44) formulierte Beziehung der Subkategorisierungsgleichheit existiert:

(43) Syn(Maschine₂, Computer)

(44) Subcat(Maschine₂) = Subcat(Computer).

Das aber bedeutet, dass modulo (39) im I-sprachlichen Deutsch die in (45) mitgeteilten Sätze äquivalent miteinander sind:

(45) (a) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt
(b) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt

Ebenso müssen die in (46) angeführten Sätze als wohlgeformt im I-sprachlichen Deutsch betrachtet werden:

(46) (a) Die Computer denken, dass Alberich Grappa trinkt
(b) Die Maschinen denken, dass Alberich Grappa trinkt

(c) Die Frauen denken, dass Alberich Grappa trinkt

Das bedeutet auch, dass im I-sprachlichen Deutsch die folgenden Substitutionsbeziehungen vorliegen:

(47) subst(Maschine, Frau) \wedge subst(Computer, Maschine) \wedge subst(Frau, Computer)

Allerdings sind – und das ist entscheidend – die in (47) exemplifizierten Substitutionsmöglichkeiten nur dann gegeben, wenn die bereits in (21) angeführte und hier noch einmal in (48) rekapitulierte Brückenverb-vom-Typ I-Bedingung erfüllt ist:

(48) *denk-/* NP, [+kog] ___ CP

Mit anderen Worten: zwischen den Nomina „Computer“, „Maschine“ einerseits und den Nomina „Frau“, „Mann“ andererseits besteht eine Substitutionsbeziehung dann und nur dann, wenn sie als Subjektnomen eines Matrix-Satzes verwendet werden, der ein Brückenverb enthält. Und als Subjektnomen eines solchen Matrixsatzes kann „Maschine“ nur im Maschine₂-Sinn verwendet werden. Falls (48) nicht erfüllt ist, können ([+kog],[+hum])-Nomina und ([+art], [+kog])-Nomina im I-sprachlichen Deutsch nicht *salva grammaticitate* füreinander substituiert werden. Die folgenden Sätze führen diese Beschränkung der Substitutionsmöglichkeiten deutlich vor Augen:

(49) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
(b) Die Frauen wurden zur Reparatur eingeschickt

(50) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
(b) Die Maschinen tranken Bier und Schnaps

Die (a)-Sätze in (49) und (50) sind zweifelsfrei grammatisch im I-sprachlichen Deutsch. Die (b)-Sätze in (49) und (50), die entstehen, wenn „Maschinen“ für „Frauen“ substituiert wird, sind dagegen auf der Ebene der Subkategorisierungen ungrammatisch im I-sprachlichen Deutsch; sie können, wenn sie geäußert werden, im Gegensatz zu den (a)-Sätzen nicht direkt interpretiert werden. Eine Interpretationsmöglichkeit ist für sie nur unter speziellen situativen Bedingungen gegeben; sie müssen in einem nicht wörtlichen, übertragenen Sinn verstanden werden. Dieser Interpretationsaufwand ist nicht erforderlich, wenn ([+kog],[+hum])-Nomina in einem von der Brückenverbbedingung unabhängigen Bereich füreinander substituiert werden. In den Sätzen in (51) sind die ([+art], [-kog])-Nomina „Maschine“ und „Fahrräder“ ebenso *salva grammaticitate* füreinander substituierbar wie in den Sätzen in (52) die ([+kog],[+hum])-Nomina „Männer“ und „Frauen“ füreinander *salva grammaticitate* substituierbar sind:

(51) (a) Die Maschinen wurden zur Reparatur eingeschickt
(b) Die Fahrräder wurden zur Reparatur eingeschickt

(52) (a) Die Frauen tranken Bier und Schnaps
(b) Die Männer tranken Bier und Schnaps

In keinem dieser Fälle führt die Substitution zu einer Vermehrung des Interpretationsaufwands; die Substitutionen in (51) und (52) sind I-sprachlich konsistent.

Damit ist ein Zwischenbefund bezüglich der von Chomsky avisierten I-Sprachveränderung möglich. Diese I-Sprachveränderung besteht darin, dass die subkategorielle Struktur des Wortes „Maschine“ verändert wird. Diese Veränderung soll als SUBKAT-Veränderung bezeichnet werden. Die SUBKAT-Veränderung ist grammatisch konsistent nur dann möglich, wenn „Maschine“ als Subjektnomen eines Matrixsatzes vorkommt, der ein Brückenverb (vom Typ I) enthält. Die grammatische Konsistenz der SUBKAT-Veränderung erhellt in Anbetracht des Tatbestands, dass „Maschine“ und ([+kog],[+hum])-Nomina, falls die Brückenverb-Bedingung erfüllt ist, uneingeschränkt *salva veritate* füreinander substituiert werden können. Falls diese Bedingung nicht erfüllt ist, ist diese Substitutionsmöglichkeit nicht gegeben. Die SUBKAT-Veränderung ist also an sehr spezielle Bedingungen gebunden; insofern ist sie ein durchaus *lokaler* Tatbestand. Dieser

Tatbestand verdeutlicht, dass das subkategoriiell veränderte Wort „Maschine“ *partiell*, aber eben nicht vollständig an das grammatische Verhalten der ([+kog],[+hum])-Nomina angeglichen ist. Das die Angleichung nur *partiell* ist, führt vor Augen, dass die SUBKAT-Veränderung eine Inkonsistenz im grammatischen Verhalten der Nomina des I-sprachlichen Deutsch zur Folge hat. Die Inkonsistenz zeigt sich darin, dass die SUBKAT-Veränderung die Möglichkeit, Nomina für Nomina zu substituieren, speziellen Beschränkungen unterliegt. Diese Beschränkungen *deformieren* den Möglichkeitsraum der nominalen Substitutionen. Dieser Deformationseffekt ist wohl nicht falsch verstanden, wenn er dahingehen erklärt wird, dass die SUBKAT-Veränderung eine nur lokale, aber keine *globale* Erscheinung im Bereich der Nomina des I-sprachlichen Deutsch ist. Diese Lokalität ist ein Indikator dafür, dass die SUBKAT-Veränderung noch nicht *abgeschlossen* ist. Abgeschlossen wäre diese Veränderung erst dann, wenn das System der Nomina im I-sprachlichen Deutsch so verändert wird, dass das subkategoriiell veränderte Nomen „Maschine“ *vollständig* in dieses System integriert ist. Auf Grund der Unvollständigkeit der Integration hat die SUBKAT-Veränderung die Etablierung eines nur *partiell* wohlgeformten Nomens „Maschine“ zur Folge. Die Partialität der nominalen Wohlgeformtheit manifestiert sich in den Limitationen, denen die Substitutionsmöglichkeiten unterliegen, die für das subkategoriiell veränderte Nomen „Maschine“ im I-sprachlichen Deutsch existieren. Der Abbau dieser Limitationen ist nur durch eine einschlägige *Reformation* des durch die SUBKAT-Veränderung *deformierten* Systems der Nomina des I-sprachlichen Deutsch zu erreichen; in Konsequenz einer solchen Reformation ist dann das nur *partiell* grammatische ([+kog],[+art])-Nomen „Maschine“ *vollgrammatisch* im I-sprachlichen Deutsch. Falls die Reformation zustandekommt, kann man die SUBKAT-Veränderung *post festum* als den ersten Schritt auf dem Wege zu einer grundsätzlichen Veränderung des Systems der Nominalien des I-sprachlichen Deutschen und ihres grammatischen Verhaltens identifizieren.

Es kann hier (bis auf weiteres, also vorerst) offen bleiben, ob es zu einer solchen Reformation des Systems der Nominalien des I-sprachlichen Deutschen jemals kommen wird. Wichtiger als die Erörterung dieser Frage ist es, herauszustellen, dass es durchaus unklar ist, welche UG-Systeme als Deformationsmechanismen und welche als Deformationsausgleichssysteme identifiziert werden können. Es ist, darüber hinaus, nicht einmal klar, ob eine mit dem (P&P)-Modell konforme UG – etwa die von Chomsky (1981) im GB-Format vorgelegte UG – überhaupt über solche Mechanismen verfügt oder verfügen kann. Und dies zu konstatieren heißt natürlich auch, ob es unter den Prämissen des (P&P)-Modells der UG überhaupt sinnvoll ist oder sinnvoll sein kann, wie zuvor – in Anbetracht der SUBKAT-Veränderung – von *partieller Grammatizität* zu sprechen. Aber dies alles ändert nichts daran, dass das Faktum der SUBKAT-Veränderung schlicht und einfach nicht in Abrede gestellt werden kann: diese Veränderung hat stattgefunden; es gibt also I-Sprachveränderungen. Die Resultante, die aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist, ist somit eindeutig: allein dieser eine hier nur andiskutierte Fall einer I-Sprachveränderung – ein Fall, den Chomsky (2000) selbst bemüht – führt im Rahmen des Prinzipien- und Parameter-Modells zu erheblichen Problemen. Und diese Probleme gewinnen noch an Gewicht, wenn man bedenkt, welchen Status Chomsky I-Sprachveränderungen beimisst.

NULL-ERKLÄRUNG DER V2-FORMATION

Siegfried Kanngießer

Oder kommt in der Redeweise von der Existenz eines Erklärungsdefizits und einer damit verbundenen Kontrafaktizität der (P&P)-Theorie eben doch eine mangelnde Einsicht in diese Theorie und ihre explanative Kapazität zum Ausdruck? Ist es diese eben dieser Mangel an Einsicht, der dazu geführt hat, die soeben mitgeteilte Resultante zu ziehen? Lassen sich die Fakten der I-Sprachveränderung, die klar und eindeutig ausgemacht werden können, *ohne* dass „optische Täuschungen“ dabei den Blick trüben, konsistent und kohärent erklären, wenn man die Theorie hinlänglich verstanden hat? Diverse Ausführungen von Lenerz (1984) legen eine solche Auffassung nahe. Es ist angebracht, einen einschlägigen Abschnitt der Argumentation von Lenerz in voller Länge zur Kenntnis zu nehmen – auch deshalb, auch deshalb, weil diese Argumentation sich direkt auf die zuvor besprochene (V3S < V2S)-Veränderung bezieht. Lenerz erklärt diese Veränderung wie folgt:

„Damit ist der folgende syntaktische Wandel vom Germ. bis zum Nhd. anzunehmen: Ursprünglich gab es wohl Sätze ohne COMP, – angesichts der starken SOV-Züge des Germ. keine ungewöhnliche Erscheinung, da SOV-Sprachen typischerweise kein satzeinleitendes COMP besitzen. Diese Sätze weisen notwendigerweise Verb-Endstellung auf, da das satzschließend generierte finite Verb (V + INFL) nirgendwo hin bewegt werden kann: es gibt keinen geeigneten „Landeplatz“, weil COMP nicht generiert ist.

Andererseits kann COMP als satzeinleitende Position in eingebetteten Sätzen generiert und durch eine subordinierende Konjunktion realisiert werden. Diese syntaktische Struktur wird, wie auch das Entstehen neuer Konjunktionen zeigt, offenbar generalisiert. Die gelegentlich anzutreffende Voranstellung des finiten Verbs mag dabei auch als Realisierung eines satzeinleitenden COMP analysiert worden sein, sodass COMP nun zusätzlich Eigenschaften von INFL annimmt (\pm Tense) und damit als geeigneter „Landeplatz“ für eine Voranstellung des finiten Verbs angesehen wird: eine stilistische Voranstellung ist als „strukturerhaltend“, also als „move α “ re-analysiert worden.

Damit sind uneingeleitete Sätze mit Verb-Endstellung vom Ahd. bis zum Nhd. als zunehmend markierte „Ausnahmen“ anzusehen, die zudem deutlich einen antiquierten Charakter haben. In der Regel verlangen nun nämlich alle Sätze obligatorisch ein COMP. Die stilistische Bewertung der uneingeleiteten Sätze mit Verb-Endstellung und ihre sprachhistorisch abnehmende Verwendung sprechen für diese Annahme. Der syntaktische Wandel besteht offenbar darin, dass im Rahmen des COMP/INFL-Parameters eine Veränderung vorgenommen und schließlich generalisiert wurde, sodass die „Ausnahmefälle“ immer seltener und in immer restringierterer Funktion auftreten [...].“ (Lenerz 1984: 164).

Man beachte, dass diese Argumentation – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – *nicht* den Begriff der Umbelegung der UG-Parameter involviert. Von einer Umparametrisierung der UG muss deshalb nicht die Rede sein, weil Lenerz – entgegen den zuvor geltend gemachten Prämissen – von der Voraussetzung ausgeht, dass die UG im V3S-Zustand (noch) *nicht vollständig gegeben ist*. Die (V3S < V2S)-Veränderung stellt er entsprechend als den Prozess einer sukzessiven Vervollständigung der UG dar. Lenerz bestreitet also (1-2) und damit natürlich auch (1-1): Die CZS führt mithin nicht zur vollständigen UG-Kennntnis der Individuen; es gibt vielmehr eine UG-Kennntnis, die sich diesseits oder jenseits der CZS ergibt. Diese zusätzliche UG-Kennntnis resultiert aus (bekanntlich nur induktiv möglichen) Generalisierung subordinierender Konjunktionen, die zur Etablierung einer neuen COMP-Kategorie führt. Diese „neue“ COMP-Kategorie ist nicht das Resultat einer Umparametrisierung eines (metaphorisch gesprochen) V3-COMP, sondern sie ist das Ergebnis diverser, dieses bezüglich seines Geltungsbereichs limitierten V3-COMP generalisierenden Induktionsprozesse, die über Strukturen wie der von Lenerz (1984: 162) angeführten, hier nachfolgend in (17) wiedergegebenen, offenkundig nicht CP/IP-konform aufgebauten Struktur ablaufen:

(17) [_X [_{X'} ir beider liebe] [_{S'} [_{COMP} doch] [_S vil sorgen truoc]]]

Durch derartige Induktionsprozesse – die Möglichkeit solcher Prozesse, genauer: ihre *grammatische* Möglichkeit einmal vorausgesetzt – wird offenbar zugleich ein neuer Landeplatz für die von der α -Transformation bewegten Objekte erzeugt wird. Die induktive Generalisierung von V3-COMP, die die Erzeugung dieses neuen Landeplatzes zur Folge hat, beruht wesentlich auf einer „Grammatisierung“ stilistischer Strukturen, was – am Rande bemerkt – es letztlich zur Folge hat, dass eine Teilmenge syntaktischer Strukturen eine Funktion vorgängig gegebener stilistischer Faktoren ist. Schließlich involviert die (V3S < V2S)-Veränderung dieser Darstellung zufolge die Aussonderung der V3-Strukturen aus L und ihre Auslagerung in die L-Peripherie ℓ ; dieser Auslagerung fällt dann auch auf irgendeine Art das limitierte V3-COMP und der es determinierende UG-Parameter zum Opfer.

Es liegt auf der Hand, dass eine solche Konzeption einer durch Induktionsprozesse sukzessiv zu komplettierenden parametrisch unvollständigen UG von Grund auf inkonsistent mit der (P&P)-Theorie ist. Eine Grammatik, die parametrisch unvollständig ist, kann keine Universalgrammatik sein, vor der – wie es in Anbetracht einer Universalgrammatik der Fall zu sein hat – *alle* Sätze gleich sind. Die Annahme der Existenz eines die (gerade nicht induktiv erworbene, sondern genetisch bedingte) UG-Kennntnis der erweiternden Induktionsmechanismus hat in der Chomskyschen UG-Konzeption schlicht und einfach keinen Platz und kann ihn nicht haben (cf. Chomsky/Fodor 1980 zu einer konzisen Kritik aller Konzepte einer grammatischen Induktion). Es dürfte sich erübrigen, weitere Details der Analyse von Lenerz herauszustellen: Es dürfte klar sein, dass eine solche Analyse die Feststellung impliziert, dass die (P&P)-Theorie und insbesondere die in (1-1) – (1-7) gegebene Charakterisierung der Universalgrammatik falsch ist.⁹ Da es hier aber nicht darum geht, die (P&P)-Theorie gegen wie auch immer geartete Einwände zu verteidigen, sondern lediglich um den Versuch, im Rahmen dieser Theorie einer Erklärung und Beschreibung der I-Sprachdynamik zumindest näher zu kommen, erübrigt es sich, den angesprochenen, aus der (P&P)-Theorie definitiv hinausführenden Analyseansatz weiter zu verfolgen.

⁹ Um Missverständnisse von vornherein auszuschließen: Diese Feststellungen werden dem Buch von Lenerz in keiner Weise gerecht. Dieses Buch, das zu einem Zeitpunkt geschrieben worden ist, als das CP/IP-System noch nicht durch die grammatische Forschung ins Blickfeld gerückt worden war – es schließt in vielen Hinsichten auf der REST-Konzeption der UG an –, enthält eine Vielzahl von tiefgehenden und weitreichenden Einsichten sowohl in die Konstanz als auch in die Kontingenz grammatischer Strukturen, die bei jedem Versuch, eine Theorie der I-Sprachdynamik aufzubauen, in Rechnung zu stellen sind. Aber das ändert nichts daran, dass die von Lenerz (1984) vorgelegten Analysen zentrale Annahmen beinhalten, die mit der (P&P)-Theorie schlicht und einfach nicht in Einklang zu bringen sind.

MODALITÄTEN DER UG-UMFORMATION

Siegfried Kanngießer

Für eine Vielzahl von Versuchen, nachweisbare Tatbestände der Veränderung einer I-Sprache L im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben, ist es charakteristisch, dass sie die zugrundeliegende L-Dynamik als eine Funktion der Umbelegung von UG-Parametern oder, mehr noch, als die Funktion einer Umstrukturierung der UG, die noch über die Umbelegung der UG-Parameter hinausgeht, betrachten. Das aber heißt, dass man in ihrem Rahmen von einer mit der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version definitiv nicht vereinbaren grundsätzlichen Nicht-Monotonie der UG ausgeht. Dieses Nicht-Monotoniekonzept ist niemals systematisch ausgearbeitet worden, und es ist nicht zu sehen, wie es überhaupt ausgearbeitet werden kann. Insofern spricht wenig für die Annahme, dass die interne Dynamik von L-Sprachen auf der Basis des Konzeptes einer grundsätzlichen Nicht-Monotonie der UG systematisch erklärt werden kann. Die Preisgabe dieses Konzeptes aber hat es zur Konsequenz, dass am klassischen Konzept der Monotonie UG, dass die Monotonie der UG-Parametrisierung trivialerweise einschließt, festgehalten werden muss. In dessen Rahmen aber lässt sich die Idee einer Umbelegung von UG-Parametern nicht einmal sinnvoll formulieren. Das wiederum hat es zur Folge, dass sich die Tatbestände der L-Dynamik nicht auf der Ebene der UG-Parameter erklären lassen. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese Tatbestände grundsätzlich außerhalb der Reichweite der UG beziehungsweise der (P&P)-Theorie liegen, denn lassen sich innerhalb der Theorie sehr wohl auf der Ebene sprachspezifischer Grammatizitätsfilter und relativ zu einer internen Dynamik der Filter mit explanativen und deskriptiven Erfolg thematisieren, ohne dass das klassische Konzept einer monotonen UG-Parametrisierung auch nur tangiert würde. Im Rahmen dieser Filterkonzeption der L-Dynamik erweisen sich die Tatbestände dieser Dynamik als rein S-strukturelle Gegebenheiten. Der empirische Gehalt der Theorie wird durch eine exemplarische Untersuchung der Entstehung von V2-Strukturen unter Beweis gestellt.

Die Sprachen, die – aus den von Chomsky verschiedentlich, insbesondere von Chomsky (1981) und von Chomsky (2000) beigebrachten Gründen heraus – in einem nicht-metaphorischen, sondern in strikten Sinn als *natürliche* Sprachen begriffen werden müssen – also die I-Sprachen –, sind im Kern invariante Größen. Sie können keine grundsätzlichen, strukturellen Veränderungen erfahren, sondern allenfalls Veränderungen, die als marginal betrachtet werden müssen. Diese marginalen Veränderungen kann eine I-Sprache L im terminalen Bereich erfahren; das heißt, beispielsweise, dass ein Terminalelement t – besser sollte man wohl, in einem intuitiv wohl einleuchtenden Sinn dieses Terminus, von I-Terminalen sprechen – durch ein anderes I-Terminale t^* ersetzt werden kann. Aber solche Ersetzungen von I-Terminalen durch I-Terminale implizieren oder induzieren keinerlei Veränderungen der insbesondere durch das CP/IP-System und durch die Alpha-Transformation determinierten grammatischen Struktur der I-Sprache L; sie affizieren in keiner Weise die determinierende Kraft der Universalgrammatik (UG) und sind deshalb korrekt begriffen, wenn sie als marginale L-Veränderungen begriffen werden. Anders gesagt: die Variabilität im Bereich der I-Terminale, die eine I-Sprache L aufweisen mag, ändert nichts an der Invarianz der grammatischen Struktur von L. Von nicht-marginalen L-Veränderungen und einer diesen Veränderungen zugrundeliegenden internen Dynamik von L kann nur dann sinnvoll die Rede sein, wenn es sich bei ihnen um nicht-terminale, also um *grammatische* L-Veränderungen handelt; solche Veränderungen aber sind unter den Prämissen einer UG schlicht und einfach nicht möglich. Der Nachweis der Existenz auch nur einer nicht-marginalen L-Veränderung kommt insofern einer nachhaltigen Falsifikation der in ihren Grundzügen von Chomsky (1981), (1986) entwickelten (P&P)-Theorie der UG gleich. Mit anderen Worten: Man kann nicht einerseits von nicht-marginalen L-Veränderungen reden, und andererseits an der mit der (P&P)-Theorie gegebenen, nun wohl schon klassisch zu nennenden Konzeption der UG festhalten. Wer die Existenz nicht-marginaler L-Veränderungen nachzuweisen vermag, muss in Konsequenz dieses Nachweises tiefgehende und weitreichende Modifikationen der (P&P)-Theorie ins Werk setzen, wenn er *in irgendeinem Sinn* an der UG festhalten will; die klassische, mit der (P&P)-Theorie gegebene Konzeption der UG muss er dagegen als definitiv widerlegt betrachten.

Angesichts dieser Sachlage ist es – selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass die Chomskysche Invarianzbehauptung für I-Sprachen im Prinzip explanativ produktiv und deskriptiv

gehaltvoll ist – vernünftig zu erwarten, dass es nur *einige*, also *wenige* gravierende, also grammatische Veränderungen – kurz: G-Veränderungen – einer I-Sprache L gibt und geben kann – wenn es denn überhaupt möglich sein sollte, die Existenz von G-Veränderungen von L zweifelfrei nachzuweisen. Und es ist *ferner* vernünftig zu erwarten, dass der Nachweis der Existenz auch nur einer G-Veränderung von L den Versuch, gleichwohl an der klassischen Konzeption der (P&P)-Theorie festzuhalten, zu einem schwierigen, letztlich sogar unmöglichen Unternehmen macht, da die (P&)-Theorie in dieser ihrer klassischen Version nun einmal die Invarianzbehauptung für L impliziert. Wenn eine I-Sprache L sich durch eine interne, nicht-marginale Veränderungen ermöglichende und erzwingende G-Dynamik auszeichnen sollte, so kann diesem Tatbestand, den schlicht zu vernachlässigen aus Adäquatheitsgründen nicht möglich ist, innerhalb der (P&P)-Theorie nur dann Rechnung getragen werden, wenn die Theorie so umgebaut wird, dass die Chomskysche Invarianzbehauptung nicht aus ihr abgeleitet und diese G-Dynamik als eine Funktion der UG erklärt und beschrieben werden kann. Und es ist *schließlich* vernünftig, zu erwarten, dass dieser auf Grund der I-Sprachfakten dann unerlässliche Umbau der UG keineswegs umstandslos, gewissermaßen beiläufig erledigt werden kann, sondern eine erhebliche, tiefgehende und weitreichende theoretische Anstrengung erforderlich macht, von der keineswegs *a priori* sicher ist, dass sie zum Erfolg führen wird. Es also – zusammenfassend gesagt – vernünftig zu erwarten, dass nicht umstandslos zu erbringende, die (P&P)-Theorie falsifizierende empirische Befunde, von denen es nicht viele geben kann, dazu zwingen, die Theorie von Grund auf umzubauen, um die Fakten der G-Dynamik von L im Rahmen der Theorie signifikant und gehaltvoll erklären und beschreiben zu können.

Ein auch nur flüchtiger auf die einschlägige Literatur zeigt jedoch, dass es um die Vernunft dieser Erwartungen nicht allzu gut bestellt sein kann. Denn *erstens* scheint der Nachweis der Existenz von G-Veränderungen von keinerlei schwerwiegenden Probleme aufzuwerfen; solche Veränderungen scheint es vielmehr in Fülle zu geben. *Zweitens* scheint niemand dazu bereit zu sein, diesen Existenznachweisen ein sonderliches falsifikatorisches Potenzial beizumessen. Die durch diese Nachweise erforderlichen Modifikationen der (P&P)-Theorie scheinen keineswegs tiefgehend und weitreichend, sondern ihrerseits vergleichsweise marginal zu sein und gewissermaßen mit leichter Hand ins Werk gesetzt werden zu können. Zusammenfassend gesagt: das Datenspektrum, dem die Theorie konfrontiert ist, scheint sich durch den Nachweis der Existenz einer G-Dynamik von L nicht sonderlich verändert zu haben, und sonderliche theoretische Anstrengungen scheint dieser Existenznachweis erst recht nicht heraus zu fordern: Es scheint sozusagen nur einiger weniger Handgriffe zu bedürfen, um die (P&P)-Theorie so adjustieren zu können, dass man der veränderten Datenlage Rechnung tragen kann.

Dies gilt obwohl es die veränderte Datenlage schwer möglich machen dürfte, beispielsweise an der Behauptung festzuhalten, dass das für die UG zentrale CP/IP-System in der Tat das ist, was es der (P&P)-Theorie zufolge ist: nämlich ein *universelles* System. Vielmehr gilt, wie Kiparsky konstatiert, „[...] that I was introduced in the course of the OE period, and grammars with and without IP coexisted from the time when V-fronting first become possible in embedded clauses up the time when V-fronting and VO order became fully obligatory. [...] It is the change to obligatory I [...] is part of the major syntactic shift in the fourteenth century.“ (Kiparsky 1997: 469) Kiparskys Ausführungen dürften sehr deutlich machen, was, *inter alia*, unter einer G-Veränderung von L zu verstehen ist: nämlich der UG-interne Übergang von einem Nicht-IP-System zu einem IP-System; die UG hat sich somit Kiparsky zufolge relativ zu den sprachdiachron entstandenen Fakten intern verändert. Diese UG-interne Veränderung ist nicht umstandslos vonstatten gegangen: Das Nicht-IP-System und das IP haben vielmehr zeitweise UG-intern miteinander koexistiert, und Koexistenz dieser beiden Systeme kam einer Systemkonkurrenz gleich, in der das IP-System sich in Konsequenz eines Verdrängungswettbewerbs durchgesetzt und historisch herausgebildet hat. – Diese Feststellungen, die sicherlich keine unzulässigen Extrapolationen enthalten, lassen sich nun in der Tat schwer im Rahmen der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version rekonstruieren; beispielsweise ist der für Kiparskys Betrachtung zentrale Fall einer konfligierenden Koexistenz zweier UG-interner Systeme durch das *Prinzip der Uniformität der UG* definitiv ausgeschlossen. Schon deshalb wird man den Betrachtungen Kiparskys, obschon sie unter Verwendung von (P&P)-Begriffen formuliert sind, schwerlich Konformität mit der (P&P)-Theorie attestieren können; im Gegenteil: Kiparsky verwendet zwar (P&P)-Begriffe, aber er verwendet sie nicht so, wie sie unter den Bedingungen der (P&P)-Theorie zu verorten und zu verwenden sind – die Begrifflichkeit Kiparskys ist insofern in einem theoretischen Nirgendwo angesiedelt. Sie ist jedoch gleichwohl klar genug, um herausstellen zu können, dass das

IP-System, Kiparsky zufolge, gerade kein universelles System ist, sondern als ein System betrachtet werden muss, dass sich historisch, in Konsequenz eines sprachdiachronen Prozesses, herausgebildet hat. Denn das IP-System ist entweder ein universelles System oder es ist ein historisch bedingtes System, aber es kann nicht beides zugleich sein: sprachdiachron bedingt und universell. Oder kann dies, entgegen gängigen und gut begründbaren Vormeinungen, doch der Fall sein? Dafür, dass Kiparsky die skizzierte strikte Alternative zwischen UG-bedingten Größen und historisch-sprachdiachron bedingten Größen keineswegs für zwingend halten dürfte, spricht wohl der Umstand, dass sich das IP-System seinen Ausführungen zufolge *innerhalb* der UG herausgebildet hat, und zwar in Konsequenz eines UG-internen Verdrängungswettbewerbs mit einem anderen ebenfalls UG-internen System, das zuvor grob als das Nicht-IP-System gekennzeichnet wurde. Diese Auffassung lässt sich wohl dahingehend zusammenfassen, dass Kiparsky von der Annahme ausgeht, dass es UG-interne Prozesse gibt, die den in Rede stehenden sprachdiachronen Prozess exakt reflektieren. Dadurch scheint die zuvor umrissene Alternative außer Kraft gesetzt zu sein: Die Annahme einer UG-internen Dynamik scheint es zu erlauben, sowohl von UG-determinierten Systemen als auch von der sprachdiachronen Bedingtheit dieser Systeme zu reden. Und vermutlich zielen die diversen, beispielsweise in Kemenade/Vincent (1997) dokumentierten Versuche, eine sprachdynamische UG aufzubauen, letztendlich auf nichts anderes als darauf ab, diese beiden Redeweisen, die auf den ersten Blick hin unverträglich miteinander zu sein scheinen, entgegen den gängigen Vormeinungen miteinander in Einklang zu bringen.

Allerdings können diese Versuche, zu denen die Ausführungen von Kiparsky (1997) wohl auch rechnen sind, nur dann erfolgreich ins Werk gesetzt werden, wenn einige fundamentale Vorbedingung erfüllt werden können. Dazu gehört es mit Sicherheit auch, dass hinreichend klar und erschöpfend angegeben werden kann, worin die in Anspruch genommenen UG-internen Prozesse bestehen und wie möglich werden. Und mit ebensolcher Sicherheit gehört dazu auch, dass befriedigend erklärt werden kann, was es heißt, dass diese UG-internen Prozesse sprachdiachrone Prozesse, wie die von Kiparsky angesprochenen, exakt reflektieren oder vielleicht sogar allererst ermöglichen.

Ein Ansatz dazu, diese Vorbedingungen zu erfüllen, könnte aus einem Rekurs auf die UG-Dynamik resultieren. Die Parametrisierung der UG – das heißt: die Fixierung der Parameterwerte – geht auf der Basis externer sprachlicher Daten (ESD) vonstatten. Unterschiedliche ESD führen dann zu unterschiedlichen UG-Parametrisierungen; auf diese Art kann etwa zwischen kopffinialen und kopffinalen I-Sprachen parametrisch unterschieden werden. Sprachverschiedenheiten reflektieren insofern Verschiedenheiten der UG-Parametrisierung. Man könnte in Ansehung der resultierenden Erfolge bei der Erklärung der Sprachverschiedenheit versucht sein, die Prozesse der Sprachveränderung nach dem Vorbild der Erklärung der Sprachverschiedenheit zu erklären. Dazu scheinen einige wenige Grundannahmen, die den von Kiparsky angesprochenen Fall allerdings noch nicht erschöpfend erfassen, die aber doch hinreichend verdeutlichen dürften, worum es im Prinzip bei einem solchen Ansatz geht.

Man nimmt an, dass eine I-Sprache L durch eine Sequenz von L-Zuständen $Z_1(L)$, $1 \leq i \leq n$ gegeben ist, wobei die (nicht weiter wichtige) Annahme, dass die Sequenz endlich ist, hier aus Gründen der argumentativen Ökonomie, nicht aber aus systematischen Gründen heraus erfolgt. Ferner sei angenommen, dass jeder L-Zustand Zuständen $Z_1(L)$ von strikt korrespondierenden ESD_1 gegeben ist, wobei jede ESD_1 -Menge – die Lightfoot (1997) aus einsichtigen Gründen als Triggermenge bezeichnet – eine korrespondierende UG-Parametrisierung $\Pi_1(UG)$ auslöst, die damit einen L-Zustand $Z_1(L)$ eindeutig bestimmt, das heißt: determiniert. Im Rahmen dieser Konstruktion korrespondiert dann ESD_1 -basiert die Sequenz von L-Zuständen $Z_1(L)$ eindeutig einer Sequenz von UG-Parametrisierungszuständen $\Pi_1(UG)$. Der Kern der Betrachtungen Kiparskys lässt sich in diese Konstruktion mühelos einfügen: In einem Zustand der Sequenz, der durch die Nicht-IP-ESD gegeben ist, erfährt die UG eine Nicht-IP-Parametrisierung $\Pi_{\text{Nicht-IP}}(UG)$, die dann in einen (nach Voraussetzung direkt nachfolgenden, aber nichts liegt hier an dieser Voraussetzung) in einen Zustand der Sequenz, der durch die IP-ESD gegeben ist, überführt wird, der die IP-Parametrisierung $\Pi_{\text{IP}}(UG)$ auslöst. Der Koexistenzfall, den Kiparsky bemüht, lässt sich in die Konstruktion mühelos einfügen: Kiparskys in Ansehung dieses Falles grundlegende Annahme kann nur besagen, dass es Triggermengen geben kann und gibt, die disparate grammatische Information – hier: Nicht-IP-Information und IP-Information – beinhalten, und entsprechend zu einer gemischten, disparaten UG-Parametrisierung führen; das heißt: direkt *zwischen* den beiden zuvor angesprochenen Zuständen der

Sequenz gibt es einen Zustand, in dem die ESD Nicht-IP-Information *und* IP-Information freisetzen, sodass sich eine Nicht-IP-Parametrisierung $\Pi_{\text{Nicht-IP}}(\text{UG})$ und eine IP-Parametrisierung $\Pi_{\text{IP}}(\text{UG})$ – also eine $\Pi_{\text{Nicht-IP/IP}}(\text{UG})$ -Parametrisierung – ergibt. Nun ist die Annahme der Möglichkeit eines solchen Parametrisierungsfalls, der auf der Basis koexistierender und miteinander konfligierender ESD zu einer intern konfligierenden UG-Parametrisierung führt – eine Annahme, die im Kern der Annahme gleichkommt, dass nicht-eindeutige Triggerkonstellationen möglich sind –, relativ zur (P&P)-Theorie natürlich hochgradig problematisch, gleichwohl braucht dieser Extremfall einer UG-Parametrisierung, dessen Möglichkeit Kiparsky mehr oder weniger umstandslos als gegeben ansieht, hier nicht gesondert erörtert werden, da die Bezugnahme auf ihn würde zur Illustration der Prinzipien, die die Möglichkeit der *Zustandssequenz* bestimmen, nichts beitragen – aus Gründen heraus, die im folgenden deutlich genug werden dürften. Die Möglichkeit der Sequenz aber ist es, die Argumentation Kiparskys zugrundeliegt; insofern kann auch der von ihm bemühte Extremfall, der sich – wie skizziert – mühelos in die Konstruktion der Sequenz einfügen lässt, hier (bis auf weiteres) vernachlässigt werden. Und diese Prinzipien, aus den die Möglichkeit der Sequenz beruht, sind klar auszumachen: Die UG wird ESD-getrieben parametrisiert, unterschiedliche Trigger-ESD führen zu unterschiedlichen UG-Parametrisierungen, und wenn die Trigger-ESD in einer Sequenz auftreten, ergibt sich eine sprachdiachron interpretierbare Sequenz von Zuständen der UG-Parametrisierung. Kurz gesagt: L-spezifische ESD-Veränderungen führen UG-Veränderungen und damit zu L-Veränderungen; dabei ist unter L immer eine Sequenz von L-Zuständen zu verstehen.

Natürlich stellt sich damit primär die Frage, wie die Veränderungen der UG-Parametrisierung auslösenden ESD-Veränderungen möglich werden. Diese Frage ist durchaus gewichtig, denn nur dann, wenn eine UG-unabhängige Veränderlichkeit der Trigger-ESD nachgewiesen werden, kann die skizzierte Konstruktion in irgendeinem Sinne signifikant sein. Diese Auffassung könnte als unmittelbar einleuchtend erscheinen. Lightfoot dagegen, der in Vielzahl von Arbeiten eben diese ESD-getriebene interne UG-Dynamik als die Basis jeglicher L-Dynamik herausgestellt hat, ist nicht dieser Auffassung. Er vertritt vielmehr die Meinung, dass der Frage nach der Möglichkeit der (nach Voraussetzung doch in der Tat folgenreichen) Veränderlichkeit von ESD-Triggern Mengen keine sonderliche Bedeutung zu kommt; er hält sie sogar für vergleichsweise töricht: „Trigger experiences, i.e. sets of PLD [= *primary linguistic data*; PLD sind eben die im Text bemühten ESD], are“, konstatiert er, „always changing; that is the nature of the world and there is no reason to assume that any two people ever have identical trigger experiences.“ (Lightfoot 1997: 266) Mit anderen Worten: wer die Möglichkeit ins Auge fasst, dass es Ursachen für die Veränderung von ESD-Mengen geben müsse, hat die Natur der ESD nicht verstanden. Zu dieser ihrer Natur gehört es eben, sich zu verändern – und insofern kann die skizzierte Konstruktion auf unproblematische Art vertreten werden. Die Frage der Veränderlichkeit der ESD kann sich für Lightfoot also nicht in einem nicht-trivialen Sinn stellen; in einem nicht-trivialen Sinn kann sich für ihn allenfalls die Frage nach dem *Grad* der Veränderung stellen, die die ESD erfahren: „The issue is when trigger experiences differ critically, i. e. in such a way as to set some parameters differently. [...] sometimes we can identify points at which these have been clear shifts in parameter settings and sometimes also we can identify prior changes in the PLD. By hypothesis, this shows us changes in PLD having critical effects.“ (Lightfoot 1997: 266). In diesem Zusammenhang fühlt allerdings auch Lightfoot sich gehalten, eine Erklärung für die Veränderlichkeit der ESD beziehungsweise den Grad und die Modalitäten der ESD-Veränderung beizubringen. Um erklären zu können, wie die ESD zustandekommen konnten, die zur Herausbildung der Periphrase im Englischen – genauer: der I-Sprache, die der „das Englische“ genannten Sprachgemeinschafts-Sprache, kurz: der S-Sprache – geführt haben, notiert er: „Ellegård – [gemeint ist Ellegård 1953] – showed the periphrastic *do* was exploited first by poets for rhythmical purposes and rhyming (since its availability often permitted the infinitive to occur at the end of a line), pointing to some eastern writers who used the periphrastic in verse but only the causative in prose. As the periphrastic became more common, so the causative gave way to *make* and *cause*.“ (Lightfoot 1979: 117/118)

(1-A) $[\text{PLD}_1 \Rightarrow \text{PLD}_2] \supset [\text{UG}_1 \Rightarrow \text{UG}_2]$

„The idea of changes being motivated entirely through UG (i.e. in the absence of changes in the PLD) also seems to occur in Kiparsky’s (1994a) notion of „endogeneous optimization“ as a motivating force for changes.“ (Lightfoot 1997: 267)

Technisch gesprochen bedeutet das, dass die UG als eine Funktion begriffen werden muss, die die L-Phase $Ph_1(L)$ auf die L-Phase $Ph_2(L)$ abbildet. Die Rekonstruktion des Befunds, den Fourquet (1974) vorgelegt hat, im Rahmen der (P&P)-Theorie führt also im Kern zu der nachfolgend in (1) mitgeteilten, in erster, vermutlich sogar nur in nullter Näherung formulierten *Hypothese der L-Dynamik*. Die an (1) anschließenden Erläuterungen geben darüber Auskunft, wie diese Hypothese des genaueren zu verstehen ist – und wie sie jedenfalls *nicht* zu verstehen ist:

(1-B) *Hypothese der L-Dynamik*

$[Ph_1(L) < Ph_2(L), \text{ mit: } Ph_1(L) \neq Ph_2(L)] \wedge [UG: Ph_1(L) \rightarrow Ph_2(L)]$

ERLÄUTERUNG (E-1). Die Hypothese in (1) involviert die Annahme, dass eine I-Sprache L ein in einem Phasenraum gegebenes Gebilde ist. Die UG determiniert die im Phasenraum möglichen Prozesse, und das heißt vor allem: Die UG bildet L-Phasen auf L-Phasen ab. Über die *Anzahl* der möglichen L-Phasen enthält (1) keinerlei Angaben (und es soll im folgenden auch nicht versucht werden, solche Angaben beizubringen).

ERLÄUTERUNG (E-2). Der Phasenraum, in dem die I-Sprache L zu lokalisieren ist, weist eine präzedenzielle Struktur auf, die durch das Erstglied der Konjunktion in (1) angedeutet ist.

ERLÄUTERUNG (E-3). Irgendzwei L-Phasen, die in der Präzedenzrelation zueinander stehen, sind der Hypothese zufolge grundsätzlich voneinander verschieden. Das heißt insbesondere, dass die I-Sprache L, wenn sie sich in der L-Phase $Ph_1(L)$ befindet, grammatische Eigenschaften aufweist, die L nicht aufweist, wenn L sich in der L-Phase $Ph_2(L)$ befindet, und umgekehrt. Damit ist auch behauptet, dass die L-Dynamik Dynamik in einem Raum (unter bestimmten Bedingungen) möglicher und (unter bestimmten Bedingungen) nicht möglicher Grammatizität ist.

ERLÄUTERUNG (E-4). Die in der vorstehenden Erläuterung angesprochene Bedingung der grammatischen Phasenverschiedenheit ist erfüllt, wenn L in der L-Phase $Ph_1(L)$ die V3-Eigenschaft, in der L-Phase $Ph_2(L)$ dagegen die V2-Eigenschaft aufweist. Keine L-Phase kann zugleich eine V3-Phase und eine V2-Phase sein. Der von Fourquet beigebrachte Fall instanziiert somit die grammatische Phasenverschiedenheit, von der zuvor die Rede war.

Die vorstehenden Erläuterungen dürften verdeutlicht haben, dass die Hypothese in (1) faktisch auf eine Rekonstruktion der klassischen, auf de Saussure (1916) zurückgehenden Konzeption der Sprachdiachronie hinausläuft, soweit eine solche Rekonstruktion im Rahmen der (P&P)-Theorie überhaupt möglich ist. So entspricht die Redeweise von L-Phasen in etwa der Saussureschen Redeweise von Sprachzuständen beziehungsweise von Sprachstadien, und eine zwischen Sprachzuständen beziehungsweise von Sprachstadien bestehende Präzedenzrelation, die in etwa der in (1) informell in Anspruch genommenen Präzedenzrelation, die zwischen L-Phasen im Phasenraum entspricht, wird auch von de Saussure bemüht.

„Trigger experiences, i.e. sets of PLD, are always changing; that is the nature of the world and there is no reason to assume that any two people ever have identical trigger experiences.“ (Lightfoot 1997: 266)

„Ellegård showed“ – gemeint ist Ellegård (1953) – „that the periphrastic *do* was exploited first by poets for rhythmical purposes and rhyming (since its availability often permitted the infinitive to occur at the end of a line), pointing to some eastern writers who used the periphrastic in verse but only the causative in prose. As the periphrastic became more common, so the causative gave way to *make* and *cause*.“ (Lightfoot 1979: 117/118)

„The issue is when trigger experiences differ critically, i.e. in such a way as to set some parameters differently. [...] sometimes we can identify points at which these have been clear shifts in parameter settings and sometimes also we can identify prior changes in the PLD. By hypothesis, this shows us changes in PLD having critical effects.“ (Lightfoot 1997: 266)

$$[PLD_1 \Rightarrow PLD_2] \supset [UG_1 \Rightarrow UG_2]$$

„The idea of changes being motivated entirely through UG (i.e. in the absence of changes in the PLD) also seems to occur in Kiparsky's (1994a) notion of „endogenous optimization“ as a motivating force for changes.“ (Lightfoot 1997: 267)

[...] that I was introduced in the course of the OE period, and grammars with and without IP coexisted from the time when V-fronting first become possible in embedded clauses up the time when V-fronting and VO order became fully obligatory. [...] It is the change to obligatory I [...] is part of the major syntactic shift in the fourteenth century.“ (Kiparsky 1997: 469)

Eine grundlegende Eigenschaft der klassischen Logik (KL) ist die Monotonie-Eigenschaft. Wie diese Eigenschaft zu verstehen ist, ist leicht zu sehen. Es seien A und B KL-Satzmengen, und p sei ein weiterer KL-Satz. Dann ist der folgende Schluss KL-gültig:

Falls $A \Rightarrow p$, dann gilt: $A \cup B \Rightarrow p$.

Dabei steht das Zeichen „ \Rightarrow “ für „folgt aus“. Betrachtet man nun A, B als Mengen von Denotationselementen beziehungsweise von Wissensstrukturen und p als Denotationselement oder Wissensstruktur, so besagt der zuvor mitgeteilte Schluss, dass ein aus A geschlossenes Denotationselement beziehungsweise die aus A geschlossene Wissensstruktur, nämlich p, auf Grund neuer Information, nämlich B, nicht verändert werden kann.

Die Nicht-Monotonie-Eigenschaft der KL resultiert, wie Minsky (1974) gezeigt hat, aus der Permissivität der in der KL zulässigen Inferenzen. Die Permissivität dieser Regeln garantiert, dass die Eigenschaft eines Satzes, ein KL-Theorem zu sein, nicht mehr verloren gehen kann. Dies bedeutet, dass die Menge der Denotate nur erweitert oder unverändert gelassen werden kann. # Logik rekurren, deren Inferenzregeln nicht permissiv sind. Eine solche Logik ist die nicht-monotone Logik. Das nicht-monotone Schließen – der wohl prominenteste Fall des nicht-monotonen Schließens ist das Default-Schließen, also das Schließen auf der Basis von Standardannahmen – unterliegt restriktiven Regeln, die einen Schluss wie den folgenden ermöglichen:

Wenn A_1, \dots, A_n nicht Theoreme sind, dann ist B Theorem.

Natürlich sind auch Logiken möglich, die neben restriktiven Regeln auch permissive Regeln enthalten – das ändert nichts an der grundsätzlichen Nicht-Monotonie dieser gemischten Systeme. Für das nicht-monotone Schließen ist die Abwesenheit von Information spezifisch: B gilt solange, bis eines der Nicht-Theoreme als Theorem erwiesen wird; wenn dies der Fall ist, verliert B seine Gültigkeit. Wenn B für die Aussage „Alle Vögel können fliegen“ steht, so gilt B solange, bis der Standard-Ausnahme-Vogel der KI, der Pinguin Tweety, auftritt. Tweety ist zweifelsfrei ein Vogel ist, aber Tweety kann nicht fliegen – Tweety macht B also falsch. Das Theorem muss also zurückgenommen werden – und es kann im Rahmen der nicht-monotonen Logik zurückgenommen werden. An Stelle von B ist dann ein anderes Theorem, etwa C, defaultmäßig ableitbar. Die UG-Dynamik erweist sich nicht als reiner Erhaltungsprozess, sondern als ein in beide Richtungen offener Prozess – als ein Prozess, in dessen Verlauf L-Elemente hinzukommen und verloren gehen können.

Wenn eine I-Sprache L als eine dynamische, in einem Phasenraum gegebene Größe begriffen werden muss, muss der Phasenraum und müssen die im Phasenraum möglichen Prozesse als UG-determiniert betrachtet werden. Das heißt auch, dass die UG als eine Funktion $UG: Ph_1(L) \rightarrow Ph_2(L)$ begriffen werden, die L-Phasen auf L-Phasen abbildet. Um diese Abbildungsleistung erbringen zu können, muss sich die UG – wie anzunehmen zunächst einmal naheliegt – phasenspezifisch parametrisch umstrukturieren. Die Möglichkeit der parametrischen Selbstumstrukturierung der UG muss im Rahmen der (P&P)-Theorie, jedenfalls auf den ersten (und vielleicht allzu flüchtigen) Blick hin, in Ansehung des von Fourquet (1974) betrachteten Falls durch die Annahme erklärt werden, dass der V3-Parameter durch den V2-Parameter ersetzt worden ist, das heißt: die Belegung des V3-Parameter ist sozusagen annulliert worden; an ihre Stelle ist stattdessen die Belegung des V2-Parameters getreten. Evident ist involviert diese Erklärung ein massives Nicht-Monotonie-Konzept der UG-

Parametrisierung. Dieses Konzept ist, wie bereits angedeutet, mit der klassischen, auf Chomsky (1981) zurückgehenden Konzeption der UG-Parametrisierung natürlich nicht konsistent. Warum diese nicht-klassische Parametrisierungskonzept problematisch – und zwar hochgradig problematisch ist –, geht aus einer Feststellung hervor, die Clark und Roberts in einem Zusammenhang treffen, der dem hier betrachteten durchaus nicht unähnlich ist. Wenn ein Sprecher/Hörer Y, statt des V3-Parameters den V2-Parameter belegt, gilt natürlich: „Strictly speaking, the learner had failed to learn.“ (Clark/Roberts 1991: 300). Schon dieses Annahme – die Annahme, dass es möglich ist, dass Y – dass irgendein Sprecher/Hörer – Parametrisierungsfehler macht beziehungsweise machen kann, ist problematisch genug, denn unter den klassischen Bedingungen gilt, dass Y – wie jeder andere Sprecher/Hörer – die UG-Parameter mit naturgesetzlicher Notwendigkeit und folglich systematisch korrekt belegt. Der Begriff des Parametrisierungsfehlers hat keinen systematischen Ort in der (P&P)-Theorie. Führt man ihn gleichwohl in die Theorie ein, so ergibt sich ein Problem, das Clark und Roberts dahingehend charakterisieren (wobei diese ihre Charakterisierung dem hier in Rede stehenden Fall angepasst werden kann, indem man unter der von Clark und Roberts bemühten *property* c_i die V3-Eigenschaft und unter dem von Clark und Roberts ebenso bemühten Parameterwert $p_n(v_j)$ das versteht, was hier ganz pauschal als V3-Parameter bezeichnet wurde:

„More puzzling still, the property c_i of the input text that allowed adults to induce $p_n(v_j)$ when they were learning the language should be present in the speech that they, in turn, address to children. How is that, for one generation, property c_i causes learners to hypothesize $p_n(v_j)$ whereas in a succeeding generation it loses its causal force?“ (Clark/Roberts 1991: 300).

Die Probleme, die mit dem Konzept einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung verbunden sind, sind also geradezu mit den Händen zu greifen. Andererseits kann im Rahmen der klassischen Parametrisierungskonzeption, die ja die Invarianzbehauptung für I-Sprachen impliziert, Fourquets Fall, den in Abrede zu stellen mit Vernunft nicht möglich ist, nicht einmal näherungsweise erklärt werden, und das heißt: die (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Form wird durch die Fakten der I-Sprachdynamik und der in ihr begründeten Sprachveränderung definitiv widerlegt. Davon, dass die Theorie auch diese Fakten zu erklären und zu beschreiben vermag – also auch in Ansehung der Tatbestände der I-Sprachdynamik explanativ und deskriptiv adäquat ist –, scheint man nur dann sinnvoll reden zu können, wenn man die Theorie modifiziert, und das heißt hier: wenn man – mit allen sich daraus ergebenden nicht-trivialen Konsequenzen – das Konzept einer monotonen UG-Parametrisierung durch ein entsprechendes Nicht-Monotoniekonzept der UG-Parametrisierung ersetzt. Was dieses Nichtmonotoniekonzept leisten muss, ist schnell ausgemacht. Als exemplarisch für die zuvor angesprochene Phase $Ph_1(L)$ und damit für die V3-Struktur der I-Sprache L betrachtet Fourquet (1974) den in (2) nachfolgend angegebenen Satz:

(2) he him aþas swor

Wörtlich übersetzt lautet dieser Satz: „Er ihnen Eide schwor“, wobei diese Übersetzung natürlich gerade wegen der V3-Stellung ungrammatisch in der sich im Neuhochdeutschen manifestierenden I-Sprache L – genauer: in der zuvor angesprochenen Phase $Ph_1(L)$ – ist. Aus den entsprechenden Gründen – eben weil er sich durch eine V2-Stellung auszeichnet – ist der nachfolgend in (3) mitgeteilte Satz, der grammatisch in Phase $Ph_2(L)$ ist, ungrammatisch in Phase $Ph_1(L)$:

(3) Er schwor ihnen Eide

Zwischen den beiden L-Phasen besteht also eine Grammatizitätsdifferenz; die V2-Stellung, die in der einen Phase grammatizitätsnotwendig ist, führt in der anderen L-Phase zur Ungrammatizität, entsprechendes gilt, unter umgekehrten Vorzeichen, für die V3-Stellung.

Default-Logik (Reiter 1980). Nichtklassische Inferenzregeln werden zur Darstellung von Defaults eingesetzt. Extensionen werden als Fixpunkt eines Operators definiert, der garantiert, dass in einer Extension möglichst viele Defaults angewendet wurden.

Closed world assumption (CWA). Nur positive Information wird explizit gespeichert. Das Fehlen einer Information wird als deren Falschheit interpretiert.

DEFINITION. Es sei T eine Menge von Formeln. p ist modulo CWA ableitbar aus T gdw $T \cup \text{ASS}(T) \succ p$, mit $\text{ASS}(T) := \{\neg q \mid q \text{ ist atomar und } q \text{ ist nicht aus } T \text{ ableitbar}\}$.

Eine Default-Theorie ist ein Paar (D, W) , wobei W , eine Menge von PL1-Formeln, das sichere Wissen repräsentiert. D ist eine Menge von Defaults der Form

$$\frac{A: B_1, \dots, B_n}{C} \text{ beziehungsweise } A: B_1, \dots, B_n/C$$

wobei A , B_i und C klassische Formeln sind. Das heißt: Wenn A ableitbar ist und, für alle i ($1 \leq i \leq n$), $\neg B_i$ nicht abgeleitet werden kann, dann wird C abgeleitet. A ist die Vorbedingung, die B_i sind die Konsistenzbedingung und C die Konsequenz des Defaults.

Frage: Welches sind die durch (D, W) induzierten, Extensionen genannten Überzeugungsmengen S ?

Adäquatheitsbedingung:

1. S sollte W enthalten.
2. S sollte im KL-Sinne abgeschlossen sein.
3. Alle anwendbaren Defaults sollten angewendet werden können, wobei die Anwendbarkeit in Bezug auf S selbst definiert sein muss.
4. S sollte keine Formeln enthalten, die sich nicht aus W zusammen mit den Konsequenzen anwendbarer Defaults herleiten lässt.

Die ersten drei Bedingungen formalisiert:

DEFINITION. (D, W) Default-Theorie. S ist bezüglich (D, W) abgeschlossen falls

1. $W \subseteq S$,
2. $\text{Th}(S) = S$.
3. Falls $A: B_1, \dots, B_n/C \in D$, $A \in S$, $\neg B_i \notin S$ ($1 \leq i \leq n$), dann $C \in S$.

Kritisch die vierte Bedingung. Reiters Lösung: Test eines Kandidaten – einer Formelmenge S – auf folgende Weise: S wird umgeformt in die Menge $\Gamma(S)$: die kleinste Menge, die die ersten Adäquatheitsbedingungen erfüllt., wobei jedoch die Anwendbarkeit einer Default-Regel bezüglich S (und nicht $\Gamma(S)$) festgestellt wird. „ S hat den Test bestanden, ist also Extension, wenn es sich bei diesen Test reproduziert, wenn also $\Gamma(S) = S$. Es ist sofort zu sehen, dass nur solche Mengen diesen Test bestehen, die bezüglich (D, W) abgeschlossen sind. Aber auch Eigenschaft 4 muss erfüllt sein: wenn ein Kandidat Formeln enthält, die nicht aus W oder durch Anwendung von Defaults hergeleitet werden können, so werden diese bei dem Test nicht reproduziert, und der falsche Kandidat scheidet aus.“

DEFINITION (Extensionen). (D, W) Default-Theorie, S eine Formelmenge. Γ ist ein Operator derart, dass $\Gamma(S)$ die kleinste Menge ist für die gilt:

1. $W \subseteq \Gamma(S)$,
2. $\text{Th}(\Gamma(S)) = \Gamma(S)$,
3. Falls $A: B_1, \dots, B_n/C \in D$, $A \in \Gamma(S)$, $\neg B_i \notin S$ ($1 \leq i \leq n$), dann $C \in S$.

E ist eine Extension von (D, W) gdw. E Fixpunkt von Γ ist; das heißt: wenn $\Gamma(E) = E$.

Äquivalente, quasi-induktive Charakterisierung der Extensionen, die häufig in Beweisen verwendet sind und sehr deutlich macht, in welchem Sinn Formeln in der Prämissen begründet sein müssen:

E Formelmenge; modulo (D, W) eine Folge von Formelmengen wie folgt definiert:

$E_0 = W$, und für $i \geq 0$

$$E_{i+1} = \text{Th}(E_i) \cup \{C \mid A: B_1, \dots, B_n/C \in D, A \in E_i, \neg B_i \notin E_i\}.$$

Reiter hat gezeigt, dass E eine Extension von (D, W) ist gdw. $E = \bigcup_{i=0}^{\infty} E_i$. Das Vorkommen von E in der Definition von E_{i+1} macht diese Definition selbstverständlich nicht-konstruktiv.

Kontraposition: $A \Rightarrow B, \neg B \Rightarrow \neg A$, in Default-Theorien oft unerwünscht. Richtig: Grammatiker wissen normalerweise nicht über Nicht-Monotonie. Daraus folgt jedoch nicht, dass jemand der viel über Nicht-Monotonie weiß, normalerweise kein Grammatiker ist. – Durch die Verwendung von Defaults lassen sich solche unerwünschten Effekte vermeiden.

Wein-Beispiel:

1) Italiener: Trinkt_Wein/ Trinkt_Wein

2) Franzose: Trinkt_Wein/ Trinkt_Wein

3) Italiener \vee Franzose

Erwartung: Ableitung von Trinkt_Wein, denn eine der Default-Regeln sollte anwendbar sein, unabhängig davon, ob x Italiener oder Franzose ist. Aber in der Default-Logik kann ein Default nur dann abgeleitet werden, wenn die Vorbedingung bereits abgeleitet ist.

Die mit dieser Fallunterscheidung verbundenen Probleme werden zunehmend in der Begrifflichkeit metatheoretischer Eigenschaften nicht-monotoner Inferenzrelationen abgehandelt, wobei üblicherweise insbesondere eine OR genannte Eigenschaft dieser Relationen betrachtet wird. \triangleright bezeichne eine beliebige nicht-monotone Inferenzrelation (eine Relation mit einer Menge von Formeln links und einer Formel rechts). OR lässt sich wie folgt charakterisieren:

Wenn $X \cup \{y\} \triangleright a$ und $X \cup \{z\} \triangleright a$, dann $X \cup \{y \vee z\} \triangleright a$.

Um eine solche Relation geeignet zu definieren, wird üblicherweise die Menge D der Defaults festgehalten; das heißt: jede Menge D erzeugt ihre eigene Inferenzrelation \triangleright_D .

Es sei D eine Menge von Reiter-Defaults, W eine Menge von PL1-Formeln, p eine Formel. $W \triangleright_D p$ gdw. P in allen Extensionen von (D, W) enthalten ist.

Das Weinbeispiel zeigt, dass die so definierte Inferenzrelation die OR-Eigenschaft gerade nicht aufweist.

D	W	Fixpunkte
Bird(x): Flies(x); Flies(x)	Bird(Tw)	Th(W) \cup {Flies(Tw)}
Bird(x): Flies(x); Flies(x)	Bird(Tw) Peng(Tw) $\forall x. \text{Peng}(x) \Rightarrow \neg \text{Flies}(x)$.	Th(W)
Bird(x): Flies(x) \wedge \neg Peng(x); Flies(x) Peng(x): \neg Flies(x); \neg Flies(x)	Bird(Tw) Peng(Tw)	Th(W) \cup {Flies(Tw)}
Bird(x): Flies(x); Flies(x) Peng(x): \neg Flies(x); \neg Flies(x);	Bird(Tw) Peng(Tw)	Th(W) \cup {Flies(Tw)} Th(W) \cup { \neg Flies(Tw)}

Tweety-Tabelle: Einige einfache Beispiele für Defaults

Im Zuge einer Extrapolierung der gängigen Versuche, einen Befund wie den von Fourquet beigebracht und damit einen Fall der G-Dynamik der L-Struktur im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären, wird gezeigt, dass diese Versuche normalerweise auf der Annahme beruhen, dass es den Sprecher/Hörern einer I-Sprache möglich sei, die UG umzuparametrisieren, also UG-Parametrisierungen auf UG-Parametrisierungen abzubilden. Diese Annahme schließt die weitere Annahme ein, dass die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur es erforderlich machen, L-Phasen voneinander zu unterscheiden, wobei jede dieser L-Phasen durch eine bestimmte UG-Parametrisierung gegeben ist. Die Erörterung dieser Annahmen zeigt, dass sich im Rahmen der Theorie ein Universalitätsdilemma ableiten lässt: Wenn die UG L-Phasen voneinander unterscheidet, hört sie auf grammatisch universell zu sein, da sie phasenspezifisch parametrisiert, nicht alle L-Sätze gleichermaßen ins Blickfeld nehmen kann. Wenn die UG keine L-Phasen voneinander zu

unterscheiden vermag, ist sie nicht mehr in dem Sinne universell, dass sie auch dazu in der Lage ist, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur abzubilden. An die Entwicklung des Universalitätsdilemmas schließt sich eine Betrachtung des Parameterbegriffs an. Es wird gezeigt, dass ein UG-Parameter in der Standardversion, für die etwa der Kopfparameter exemplarisch ist, intern alternativ strukturiert ist. Versuche, vergleichbare Nicht-Alternativparameter auszuzeichnen – nämlich Instruktivparameter, die – wie etwa der V2-Parameter – nicht anderes sind als Ableitungsbeschränkungen beziehungsweise Anweisungen an die Alpha-Transformation – führen zur Deformation des Parameterbegriffs. Die Auszeichnung von Nicht-Standardparametern ist jedoch grundsätzlich vermeidbar. Im Anschluss an diese Betrachtungen werden einige der Probleme – nicht alle – erörtert, die sich aus der Existenz nicht eindeutiger ESD für die UG-Parametrisierung ergeben, und es wird skizziert, wie diese Probleme aus der Welt geschafft werden können. Abschließend wird demonstriert, dass alle Versuche, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur unter Bezugnahme auf die Idee der UG-Umparametrisierung zu erklären, auf die Konzeption einer (starken oder schwachen) Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung hinauslaufen, und dass die deskriptiven und explanativen Nachteile, die eine solche Parametrisierungskonzeption mit sich bringt, die möglichen Vorteile, die sie eventuell haben könnte, bei weitem überwiegen. Insofern bietet das Nicht-Monotoniekonzept der UG-Parametrisierung keine tragfähige Grundlage für den Versuch, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären.

Fourquets Befund, der mit Vernunft wohl nicht in Abrede gestellt werden kann – und das heißt insbesondere: der durch intuitiv einsehbarer und systematisch begründbarer Idealisierungen und Abstraktionen nicht aus der Welt geschafft werden kann – ist natürlich ein Falsifikator der Invarianzbehauptung für I-Sprachen, die Chomsky verschiedentlich – so etwa in Chomsky (1981) und speziell in Chomsky (2000) – verschiedentlich, implizit oder explizit, geltend macht. Diese Invarianzbehauptung ergibt sich als Folgerung aus der (P&P)-Theorie; genauer: Die Behauptung folgt aus dem von Chomsky (nicht explizit und auch nicht in der hier verwendeten Terminologie, aber der Sache nach zwingend) vorausgesetzten Monotonie der UG-Parametrisierung. Fourquets Befund ist somit nicht nur ein Falsifikator der Invarianzbehauptung, sondern damit zugleich auch ein Falsifikator der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Form; insbesondere scheint er ein Falsifikator der Voraussetzung der Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung zu sein. Sicher wird es – entsprechend der zuvor angesprochenen Geringzahligkeitshypothese – nicht viele solche Fälle geben, wie den, den Fourquet beigebracht hat – aber das ändert nichts daran, dass *jeder* derartige Fall das soeben angesprochene falsifikatorische Potenzial hat. Um es positiv auszudrücken: Jeder derartige Fall stellt die (P&P)-Theorie – namentlich diese Theorie in ihrer klassischen, auf Chomsky (1981) zurückgehenden Form – vor neue, beim Erst-Entwurf der Theorie nicht in Rechnung gestellte Erklärungsaufgaben und Beschreibungsaufgaben stellen, die eine Modifikation der Theorie unabdingbar machen. Um welche neu anfallenden Erklärungs- und Beschreibungsaufgaben es dabei geht, ist leicht auszumachen: Die Theorie muss es gestatten, die im Raum $\text{PhR}(L)$ der möglichen L-Phasen möglichen I-dynamischen Prozesse zu erklären und zu beschreiben; sie muss es folglich auch erlauben, auf Fourquets Befund explanativ und deskriptiv adäquat zu reagieren. Das heißt insbesondere auch, dass sie es gestatten muss, die in (5) markierte phasenspezifisch gegebene Grammatizitätsdifferenz auszumachen und als die Konsequenz eines zugrundeliegenden I-dynamischen Prozesses zu erklären. Um dies leisten zu können, muss die Theorie offenkundig modifiziert werden, da sie in ihrer klassischen Form diesen Aufgaben nicht gerecht zu werden vermag. Bei dieser Modifikation, die aus Adäquatheitsgründen unerlässlich ist, wird man natürlich bemüht sein, den erforderlichen Modifikationsaufwand möglichst gering zu halten – insbesondere darf die Modifikation nicht dazu führen, dass das explanative und deskriptive Potenzial, das die (P&P)-Theorie sozusagen diesseits oder jenseits des von Fourquet beigebrachten Falles und ihm vergleichbarer Fälle zweifelsfrei aufweist, verloren geht. Erforderlich ist also eine Modifikation, die neue Erklärungs- und Beschreibungsmöglichkeiten erschließt, ohne bereits gegebene Erklärungs- und Beschreibungsmöglichkeiten zu versperren. Eine Theoriemodifikation, die dieser Bedingung genügt, möge eine *konservative* Theoriemodifikation heißen. Die entscheidende Frage, die Fourquets Befund aufwirft, lässt sich damit wie folgt formulieren: Ist eine konservative Modifikation der (P&P)-Theorie derart möglich, dass der von Fourquet beigebrachte Fall und die ihm vergleichbaren Fälle einer G-Dynamik von L im Rahmen der konservativ modifizierten (P&P)-Theorie systematisch erklärt und beschrieben werden können?

Ein Blick auf die einschlägige Literatur – also auf die Literatur, die im (P&P)-Rahmen Fragen wie den hier angesprochenen gewidmet ist; die von Kemenade/Vincent (1997) zusammengestellten Beiträge dürften für diese Art von Literatur sehr wohl repräsentativ sein – erweckt den Eindruck, dass es keinerlei Schwierigkeiten bereitet, eine solche konservative Modifikation der (P&P)-Theorie ins Werk zu setzen und Fourquets Fall in ihrem Rahmen zu erklären und zu beschreiben. Eine Extrapolation der einschlägigen Bemühungen ergibt das folgende – vielleicht etwas grobe, aber sicher nicht verzeichnete Bild: Man nimmt zunächst einmal an dass $Ph_2(L)$ eine im wesentlichen durch die Belegung des V2-Parameters gegebene L-Phase ist. Ferner nimmt man – naheliegenderweise, wie man im Sinne der hier avisierten Extrapolation sagen muss – an, dass die L-Phase $Ph_1(L)$ in entsprechender Art durch einen wie auch immer im Einzelnen beschaffenen V3-Parameter bestimmt ist. in entsprechender Art durch einen wie auch immer im Einzelnen beschaffenen V3-Parameter bestimmt ist. Man nimmt also, allgemein gesagt, an, dass die voneinander zu unterscheidenden L-Phasen *parametrisch gegebene Phasen* sind. Das heißt, anders gesagt, man geht von der Existenz die L-Phasen eindeutig, vermutlich aber sogar eineindeutig bestimmender Parametrisierungsphasen aus. Die Annahmen, die für diese hier extrapolierte Konstruktion konstitutiv sind, seien nachfolgend noch einmal explizit herausgestellt:

[A] Man geht von der Existenz einer UG-Parametrisierungsphase, in der der (hier aus Gründen der argumentativen Einfachheit vorausgesetzte) V3-Parameter, nicht aber der V2-Parameter belegt ist; in dieser Parametrisierungsphase determiniert die UG – die UG/V3P, um eine selbstevidente Abkürzung zu benutzen – die L-Phase $Ph_1(L)$.

[B] Man geht ferner von der Existenz einer UG-Parametrisierungsphase, in der der (hier aus Gründen der argumentativen Einfachheit, aber auch aus in der Sache liegenden Gründen vorausgesetzte und nachfolgend noch genauer charakterisierte) V2-Parameter, nicht aber der V3-Parameter belegt ist; in dieser Parametrisierungsphase determiniert die UG – die UG/V2P, um die entsprechende selbstevidente Abkürzung zu benutzen – die L-Phase $Ph_2(L)$.

[C] Man nimmt weiterhin an, dass aus $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ folgt, dass $UG/V3P < UG/V2P$, wobei die Annahme der Existenz dieser UG-internen Präzedenzrelation die Annahme einschließt, dass die L-Phasen – wie zuvor schon gesagt – parametrisch gegebene Phasen sind. Dies impliziert die Annahme, dass die zwischen den in (2) und (3) mitgeteilten Sätzen bestehende Grammatizitätsdifferenz eine parametrisch gegebene Grammatizitätsdifferenz ist, und dass der für ihr Zustandekommen konstitutive I-dynamische Prozess auf Parameterebene – genauer: relativ zu UG-Parametrisierungen – erklärt und beschrieben werden muss. Das heißt: Die *Erklärung* des von Fourquet beigebrachten Befundes besteht letztlich natürlich in der Spezifizierung der Bedingungen, deren Erfülltsein dazu geführt hat, dass die UG/V3P sich zu einer UG/V2P umorganisiert hat. Diese Erklärungsansatz entspricht, wie gesagt, in der einschlägigen Literatur nachweisbaren Üblichkeiten. Ob er produktiv ist, wird zu prüfen sein.

Soweit die Extrapolation, die die in der einschlägigen Literatur nachweisbaren Üblichkeiten sehr wohl getreulich reflektiert; das heißt: [A] – [C] liefern, wie die in Kemenade/Vincent (1997) zusammengestellten Arbeiten unter Beweis zu stellen vermögen, ein wohl hinreichend realistisches Bild davon, wie man unter (P&P)-Prämissen vorgehen würde, um Fourquets Befund zu erklären und zu beschreiben. Insofern ist es sinnvoll zu fragen, ob [A] – [C] die zuvor angesprochene konservative Modifikation der (P&P)-Theorie, die zur Erklärung und Beschreibung der Tatbestände der G-Dynamik von L erforderlich ist, ermöglichen oder – implizit – bereits beinhalten. Diese Frage soll nachfolgend in einer Reihe von Schritten einer Antwort näher gebracht werden.

[1] Um den Gehalt und die Tragweite der Extrapolation in [A] – [C] beurteilen zu können, ist es zunächst einmal erforderlich, sich zu vergegenwärtigen, dass für UG/V3P andere L-Tatbestände strukturell sichtbar sind als für UG/V2P, und umgekehrt. Für UG/V3P sind alle $Ph_1(L)$ -Sätze – also alle V3-Sätze – strukturell sichtbar; diese Sätze sind die UG/V3P-determinierten Sätze. Alle anderen L-Sätze – also auch alle $Ph_2(L)$ -Sätze, also alle V2-Sätze – muss UG/V3P – also eine UG-Version, in der der V2-Parameter ja gerade nicht belegt ist – als modulo $Ph_1(L)$ ungrammatisch aussondern. Entsprechendes gilt – sozusagen unter V2-Vorzeichen – für UG/V2P. Das heißt: Beide UG-Versionen vermögen zu erkennen, dass zwischen den in (1) und (2) mitgeteilten Sätzen eine

Grammatizitätsdifferenz besteht – es ist dies die Differenz, die zwischen grammatisch wohlgeformten und ungrammatischen Sätzen besteht. UG/V3P qualifiziert den Satz in (1) als grammatisch und sondert den Satz in (2) als ungrammatisch aus; UG/V2P verfährt genau umgekehrt – und ebensowenig, wie UG/V3P dazu in der Lage ist, dem Satz in (2) eine Struktur zuzuordnen (allenfalls kann UG/V3P diesem Satz eine defekte, seine Ungrammatizität markierende Struktur zuordnen), ist UG/V2P dazu in der Lage ist, dem Satz in (2) eine Struktur zuzuordnen (allenfalls kann UG/V3P diesem Satz eine defekte, seine Ungrammatizität markierende Struktur zuordnen). Das heißt, zusammenfassend gesagt: die UG kann die in (4) herausgestellte Grammatizitätsdifferenz zwar erkennen – aber sie kann sie, da sie solche Differenzen nur relativ zu Parametrisierungsphasen zu konstatieren vermag, *nicht im vollen Umfang erkennen*. Die UG ist, wenn sie im Sinne der Extrapolation in [A] – [C] verstanden wird, nicht dazu in der Lage, *allen* L-Sätzen – also V3-Sätzen und V2-Sätzen, $Ph_1(L)$ -Sätzen und $Ph_2(L)$ -Sätzen – eine Struktur zuzuordnen. Das Fazit aus diesem Tatbestand ist schnell gezogen: In Konsequenz in der Extrapolation in [A] – [C] dargestellten Konstruktion ist die Universalgrammatik gerade keine – und die *contradictio in adjecto* offenkundig – universelle Grammatik mehr, sondern ein Gebilde, das im vollem Umfang nur L-phasenspezifisch gilt. – Damit scheint sich, generell betrachtet, ein Dilemma zu ergeben, das man das *Universalitätsdilemma* nennen könnte, und das sich vielleicht dahingehend charakterisieren lässt: *Wenn die UG L-Phasen voneinander unterscheidet, hört sie auf grammatisch universell zu sein. Wenn die UG keine L-Phasen voneinander zu unterscheiden vermag, ist sie nicht mehr in dem Sinne universell, dass sie auch dazu in der Lage ist, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur zu reflektieren*. – Ersichtlich besteht einiger Anlass dazu, Wege ausfindig machen versuchen, auf denen das Universalitätsdilemma, dem ganz offenkundig einiges Gewicht zukommt, aus der Welt geschafft werden kann. Bevor dieser Versuch unternommen wird, ist es angezeigt, eine dieses Dilemma zwar nicht affizierende, für die Betrachtung im folgenden jedoch wichtige Voraussetzung zu erörtern, auf der die zuvor umrissene Argumentation beruht: Vorausgesetzt wurde nämlich, dass die L-Phasen $Ph_1(L)$ und $Ph_2(L)$ durch die UG-Parameter V3 und V2 strikt voneinander getrennt sind; die Phasen also auf Parameterebene als disjunkte Phasen reflektiert werden können. Um die Berechtigung dieser – vergleichsweise unscheinbar anmutenden – Voraussetzung überprüfen zu können, ist es unvermeidlich, die in Rede stehenden UG-Parameter etwas genauer zu betrachten. Dazu soll nachfolgend unter [2] exemplarisch der V2-Parameter betrachtet werden.

[2] Im Zuge einer solchen Prüfung ist es sicher sinnvoll zu fragen, was – genau – unter dem beispielsweise von Kemenade/Vincent (1997) für solche Erklärungszwecke in Anspruch genommenen V2-Parameter zu verstehen ist. Eine Antwort auf diese Frage lässt sich ohne weiteres beibringen: Der V2-Parameter ist eine Ableitungsbeschränkung, genauer: *eine Beschränkung der Alpha-Transformation*. Noch genauer gesagt: Der V2-Parameter stellt eine Instruktion dar – er instruiert die UG darüber, welche Bewegungen durchgeführt werden müssen, damit $Ph_2(L)$ -Sätze abgeleitet werden können. Bei dem hier für Argumentationszwecke stipulativ in Anspruch genommenen V3-Parameter kann es sich nur um einen ebensolchen Instruktionsparameter handeln.

Die Instruktionen, die der V2-Parameter der UG erteilt, betreffen *zwei* Bewegungstransformationen: Zum einen eine Transformation, die die Finitum-Voranstellung bewirkt, und zum anderen um eine Transformation, die ein beliebiges Satzglied vor das vorangestellte finite Verb stellt. Die erste dieser beiden Transformationen soll aus ersichtlichen Gründen heraus kurz als die F-Transformation bezeichnet werden; die zweite dieser beiden Transformationen wird üblicherweise als Topikalisierungstransformation – kurz: als T-Transformation – bezeichnet. Im Hinblick auf das Zusammenwirken dieser beiden Transformationen soll kurz von den [F/T]-Transformationen die Rede sein, wobei das Präfix auch als Reihenfolgeindikator zu verstehen ist: Durch das Präfix soll verdeutlicht werden, dass die F-Transformation zum Zuge gekommen sein muss, damit die T-Transformation zum Zuge kommen kann. Unter Bezugnahme auf das CP/IP-System bedeutet dies, dass das Finitum wird durch die F-Transformation aus einer IP-Position (nach einem hier nicht interessierenden Zwischenschritt) in die C-Position bewegt wird, und dass durch die T-Transformation ein beliebiges, vom Finitum verschiedenes IP-Element in die SpecC-Position bewegt wird. Der Effekt der Aktivierung der [F/T]-Transformationen besteht damit, kurz gesagt, darin, dass die beiden COMP-Positionen – also die SpecC-Position und die C-Position – echt besetzt sind. Dies ist in der V3-Konstellation nicht der Fall; die zeichnet sich dadurch – und unterscheidet sich dadurch – von der V2-Konstellation –, dass nur eine der COMP-Positionen – die SpecC-Position – besetzt ist,

was bedeutet, dass das Verb in der V3-Konstellation VP-dominiert in der entsprechenden IP-Position verbleibt. – Der V2-Parameter besteht also letztendlich in nichts anderen als der Instruktion „Aktiviere die [F/T]-Transformationen“, aber über die Bedingungen, unter denen diese Aktivierung erfolgen muss, und über die zu diesen Bedingungen inversen Bedingungen, unter denen diese Aktivierung keinesfalls erfolgen darf, besagt der V2-Parameter nichts. Entsprechendes gilt für den V3-Parameter.

Die Aktivierung der Instruktionen – also der V2-Ableitung beziehungsweise der V3-Ableitung – wird dabei datengetrieben ausgelöst; das heißt: Es gibt externe sprachliche Daten (ESD) derart, dass eine ESD-Konstellation EDS_1 , für die der in (2) mitgeteilte Satz repräsentativ ist, zur Belegung des V3-Parameters führt – also die V3-Ableitung auslöst, und es gibt ESD derart, dass eine ESD-Konstellation EDS_2 , für die der in (3) mitgeteilte Satz repräsentativ ist, zur Belegung des V2-Parameters führt – also die V2-Ableitung auslöst. Bei diesem Parametrisierungskonzept, das dem von Chomsky (1981) inaugurierten Parametrisierungskonzept entspricht, wird offenbar vorausgesetzt, dass eine ESD-Konstellation EDS_i und eine UG-Parametrisierung $\Pi_i(UG)$ einander eineindeutig entsprechen, was im Rahmen der in [A] – [C] skizzierten Konstruktion bedeutet, dass EDS_1 die UG-Parametrisierung $\Pi_1(UG) = UG/V3P$ auslöst, durch die die L-Phase $Ph_1(L)$ determiniert ist, und dass EDS_2 die UG-Parametrisierung $\Pi_2(UG) = UG/V2P$ auslöst, durch die die L-Phase $Ph_2(L)$ determiniert ist, mit: $EDS_1 < EDS_2$, $\Pi_1(UG) = UG/V3P < \Pi_2(UG) = UG/V2P$ und $Ph_1(L) < Ph_2(L)$. – Die vielleicht nicht unmittelbar offensichtliche Problematik dieser Konsequenz und damit der gesamten extrapolierten Konstruktion in [A] – [C] wird im folgenden, speziell unter [6] und [7], genauer besprochen.

[3] Zwischen den beiden L-Phasen besteht, um es noch einmal herauszustellen, eine Grammatizitätsdifferenz; die V2-Stellung, die in der einen Phase grammatizitätsnotwendig ist, führt in der anderen L-Phase zur Ungrammatizität, entsprechendes gilt, unter umgekehrten Vorzeichen, für die V3-Stellung. Um den sich in dieser Grammatizitätsdifferenz manifestierenden Fall einer G-Dynamik der L-Struktur erklären zu können, muss im Rahmen der (P&P)-Theorie zunächst einmal die zwischen (2) und (3) bestehende Grammatizitätsdifferenz exakt dingfest gemacht werden, und es muss fernerhin und vor allem der zu ihr führende, durch die Feststellungen $\Pi_1(UG) = UG/V3P < \Pi_2(UG) = UG/V2P$ und $Ph_1(L) \neq Ph_2(L)$ und $Ph_1(L) < Ph_2(L)$ näherungsweise charakterisierte L-dynamische Prozess erklärt werden. Die erste dieser beiden Aufgaben – sie dürfte auf den ersten Blick hin als die weniger gewichtige anmuten – scheint im Rahmen der (P&P)-Theorie ohne weiteres lösbar zu sein. Entsprechend der extrapolierten Konstruktion ist davon auszugehen, dass die UG/V3P dem in (1) mitgeteilten Satz eine Struktur zuordnet, nämlich die nachfolgend in (5) angegebene:

(5) $[_{CP} [_{Spec} he_i] [_{C'} [_{C} [_{VP} [_{NP} im] [_{V'} [_{NP} a\acute{p}as]]]]] [_{IP} t_i swor]]]$

Auf ganz entsprechende Art wird UG/V2P verfahren und dem in (2) angeführten Satz eine Struktur zuzuordnen, nämlich die nachfolgend in (6) angegebene:

(6) $[_{CP} [_{Spec} er_i] [_{C'} [_{C} schwor_j]] [_{VP} [_{NP} ihnen] [_{V'} [_{NP} Eide]]]] [_{IP} t_i t_j]]]$

Relativ zu den in (5) und (6) angegebenen Strukturen sind die L-Phasen $Ph_1(L)$ und $Ph_2(L)$ grammatisch voneinander trennbar, und eben dieses – dass die L-Phasen grammatisch voneinander abgetrennt werden können – ist sicher eine Voraussetzung dafür, dass die in [A] – [C] entwickelte Konstruktion überhaupt irgendeinen Gehalt haben kann. Das mit dieser Konstruktion verbundene, unter [1] bereits angesprochene Problem besteht offenkundig darin, dass die UG *nicht* über die aus der Konjunktion von (5) und (6) resultierende grammatische Information verfügt: Die UG verfügt entweder – als UG/V3P – über die in (5) enthaltene grammatische Information, oder sie verfügt – als UG/V2P – über die in (6) enthaltene grammatische Information, aber sie verfügt, da es im Sinne von [A] – [C] eine UG = UG/V3P + UG/V2P nicht gibt und nicht geben kann, nicht sowohl über die in (5) als auch über die in (6) enthaltene grammatische Information. Es ist der UG deshalb auch nicht möglich, die zwischen (5) und (6) bestehende Grammatizitätsdifferenz exakt zu bestimmen. Zu behaupten, dass es diese UG = UG/V3P + UG/V2P gleichwohl geben kann, hieße relativ zu [A] – [C] zu behaupten, dass die UG nicht zwischen grammatischen und ungrammatischen L-Sätzen zu unterscheiden vermag – und dies von einem System zu behaupten, das Gott selbst auf Erden grammatisch vertritt, wäre dann doch wohl schwerlich zumutbar. Aber sieht man dieser Problematik,

in der das unter [1] bereits angesprochene Universalitätsdilemma zum Ausdruck kommt, bis auf weiteres ab, so scheint doch zumindest dieses klar zu sein: dass UG/V3P und UG/V2P, wie (5) und (6) verdeutlichen, über eine hinreichende Trennschärfe verfügen, um zwischen $Ph_1(L)$ -Sätzen wie dem in (1) angeführten und $Ph_2(L)$ -Sätzen wie dem in (2) angeführten unterscheiden und damit Grammatizitätsdifferenzen im Phasenraum verorten zu können, sodass die in (4) angeführte Information als der UG zugängliche Information qualifiziert werden muss. Insofern zumindest scheint die in [A] – [C] entwickelte Konstruktion wohl fundiert zu sein.

Aber liegen die Dinge wirklich so einfach? Ist die Grenze, die die UG zwischen $Ph_1(L)$ -Sätzen und $Ph_2(L)$ -Sätzen zieht, wirklich eine *systematisch gezogene*, unüberbrückbare Grenze? Mit dem Satz in (1) ist sicher auch der nachfolgend in (7) angeführte Satz grammatisch, ebenso, wie mit dem Satz in (2) auch der nachfolgend in (8) angeführte Satz zweifelsfrei grammatisch ist:

(7) er swor

(8) er schwor

Nimmt man – kontrafaktisch, aber aus für die Zwecke der Argumentation wohl zulässigen Gründen an – das der Name „Wendelin“ sowohl ein Name des *Beowulf*-Englischen – Fourquet (1974) entnimmt ihm die wesentlichen, seine Argumentation stützenden Daten – als auch des Neuhochdeutschen ist, dann sind mit den Sätzen in (7) und (8) zweifellos auch die in (9) und (10) mitgeteilten Sätze grammatisch – (9) im *Beowulf*-Englischen und (10) im Neuhochdeutschen:

(9) Wendelin swor

(10) Wendelin schwor

Diese beiden Sätze scheinen sich nunmehr nur noch auf der (unter grammatischen Aspekten zu vernachlässigenden) orthographischen Ebene voneinander zu unterscheiden – was nichts daran ändert, dass der *Beowulf*-Satz in (9) ein V3-Satz ist, dem durch die UG bei nicht belegten V2-Parameter und belegten V3-Parameter die in (11) angegebene Struktur zugeordnet wird, während der neuhochdeutsche Satz in (10) ein V2-Satz ist, dem durch die UG bei nicht belegten V3-Parameter und belegten V2-Parameter die in (12) angegebene Struktur zugeordnet wird:

(11) $[_{CP} [_{SpecC} \text{Wendelin}_i] [_{C'} [_{C}] [_{IP} t_i \text{swor}]]]$

(12) $[_{CP} [_{SpecC} \text{Wendelin}_i] [_{C'} [_{C} \text{schwor}_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

Aber was eigentlich soll die UG daran hindern, *Beowulf*-Satz in (9) bei nicht belegten V3-Parameter und belegten V2-Parameter als V2-Satz – also als wohlgeformt – zu behandeln und ihm eine entsprechende Struktur zuzuordnen? Diese Struktur ist nachfolgend in (13) angegeben:

(13) $[_{CP} [_{SpecC} \text{Wendelin}_i] [_{C'} [_{C} \text{schwor}_j] [_{IP} t_i t_j]]]$

Die Antwort auf die zuvor gestellte, eher rhetorische Frage liegt auf der Hand: Nichts und abernichts kann die UG an dieser Strukturzuordnung hindern; im Gegenteil: Wenn die UG, die sich in einem Zustand befindet, in dem der V2-Parameter belegt ist, mit ESD konfrontiert wird, zu denen der Satz *Wendelin swor* gehört, ist die UG dazu *gezwungen*, diesen Satz als V2-Satz – also falsch – zu behandeln und ihm die in (13) angeführte Struktur zuzuordnen. Wie aber soll es möglich sein, dass eine grammatisch allwissende UG Fehler macht und die Ungrammatizität eines Satzes nicht erkennt? Wie soll es möglich sein, dass ein grammatisch allwissendes System ungrammatische Sätze als grammatisch wohlgeformt behandelt? UG/V3P und UG/V2P verfügen also nicht über die ihnen zuvor attestierte Trennschärfe, Grammatizitätsdifferenzen im Phasenraum konklusiv verorten zu können. Und insofern ist die in [A] – [C] entwickelte Konstruktion eben doch nicht so wohl fundiert, wie sie zu sein schien.

Aber ist dieser Befund, der – wenn er denn konklusiv ist – sicher gewichtiges Argument gegen den Versuch abgibt, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur parametrisch zu erklären, unter den Prämissen der hier vorausgesetzten Konstruktion in [A] – [C] überhaupt ableitbar? Man erinnere sich: Für die Konstruktion ist die Annahme mit konstitutiv, dass Es-Konstellationen und UG-Parametrisierungen einander eineindeutig korrespondieren. Das heißt: einer ESD-Konstellation ESD_i

korrespondiert eine UG-Parametrisierung $\Pi_i(UG)$, und umgekehrt. Für den hier in Rede stehenden Fall bedeutet dies, dass einer ESD-Konstellation, die den in (1) mitgeteilten Satz, also, kurz und mit einer gewissen Vergrößerung gesagt, einen V3-Satz enthält – bei der es sich also, abkürzend gesagt, um eine ESD-Konstellation ESD_{V3} handelt – die UG/V3P korrespondiert, und einer ESD-Konstellation, die den in (2) mitgeteilten Satz, also einen V2-Satz enthält – bei der es sich um eine ESD-Konstellation ESD_{V2} handelt – die UG/V2P korrespondiert. Wie unter [1] entwickelt, gilt dabei, dass für UG/V3P V2-Sätze nur als ungrammatische Sätze sichtbar sind, wie umgekehrt für UG/V2P V3-Sätze nur als ungrammatische Sätze sichtbar sind, und das bedeutet: Der zuvor skizzierte Befund kann unter den Prämissen von [A] – [C] *nicht* abgeleitet werden – die UG nimmt, als UG/V3P, den in (10) angeführten Satz entweder als V3-Satz wahr und ordnet ihm die in (11) angegebene V3-Struktur zu oder dieser Satz wird durch sie als ungrammatisch ausgesondert. Entsprechendes gilt im V2-Fall – die UG nimmt, als UG/V2P, in diesem Fall den in (10) angeführten Satz entweder als V3-Satz wahr und ordnet ihm die in (12) angegebene V3-Struktur zu oder dieser Satz wird durch sie als ungrammatisch ausgesondert – *tertium non datur*. Und damit erledigt sich das hier angesprochene Problem: Auch – und gerade – unter den Prämissen von [A] – [C] sind UG-Fehlleistungen wie die zuvor angesprochene ausgeschlossen; sie kann nicht zu miteinander konfligierenden grammatischen Strukturierungen kommen. Wenn die ESD-Lage eindeutig ist, verhält die UG – in welcher Form auch immer – ESD-konform; es bleibt ihr sozusagen gar nichts anderes übrig, also dieses zu tun – und mithin intern konsistent zu sein. Im Rahmen der in [A] – [C] entwickelten Konstruktion kann somit, mit den angeführten Provisos, die zwischen den in (1) und (2) mitgeteilten Sätzen bestehende Grammatizitätsdifferenz auf UG-Basis konklusiv konstatiert werden. Die beiden informell betrachteten Parameter – der V3-Parameter und der V2-Parameter – verfügen über die hinreichende Trennschärfe, um die L-Phasen $Ph_1(L)$ und $Ph_2(L)$ grammatisch konklusiv voneinander trennen zu können. Dies gilt selbstverständlich unter der in [A] – [C] eingegangenen Voraussetzung, dass die jeweiligen ESD-Konstellationen eindeutig sind.

Anders verhalten sich die Dinge, wenn die ESD-Lage nicht eindeutig ist, also im Fall einer ESD, die sowohl den Satz in (1) als auch den Satz in (2) enthält, bei der sich also um eine „gemischte“ $ESD_{V3/V2}$ handelt, in der die (einander ausschließenden) V3-Evidenzen und V2-Evidenzen miteinander koexistieren. Unter den Prämissen von [A] – [C] würde dieser Koexistenzfall zur parametrischen Formierung einer UG/V3P.V2P führen – also zu einer UG, in der sowohl der V3-Parameter als auch der V2-Parameter belegt sind, obschon diese beiden Parametrisierungen miteinander inkonsistent sind. Die Konsequenz wäre eine interne parametrische Inkonsistenz, also eine defekte UG. Diese defekte UG würde zwar nicht mehr den Sichtbarkeitsbeschränkungen unterliegen, denen UG/V3P einerseits und UG/V2P andererseits unterliegt – aber darin kann man schwerlich einen Vorzug sehen, denn die UG wäre, als UG/V3P.V2P, grammatisch blind – sie würde zwangsläufig mit konfligierenden grammatischen Determinationen von der Art der zuvor, im Zusammenhang mit (13) besprochenen aufwarten müssen. Koexistenzfälle der skizzierten Art lassen sich im Feld der E-Sprachen empirisch sicher beibringen; auch Fourquets Befund lässt sich in eine Reihe V3/V2-Koexistenzen zerlegen. Sprechen die Möglichkeit und das Faktum solcher Koexistenzfälle gegen den Versuch, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur auf der Ebene der Parameter zu erklären? Oder sprechen sie, da sie doch die in [A] – [C] eingegangene Eineindeutigkeitsvoraussetzung klar zu falsifizieren scheinen, gegen das klassische Konzept der UG-Parametrisierung? Oder sind sie sogar als Falsifikatoren der Grundannahme zu betrachten, dass es eine Universalgrammatik, im Chomskyschen Sinne dieses Begriffs *gibt*, zu betrachten? Wie können unter den Prämissen der (P&P)-Theorie Koexistenzfälle der skizzierten Art konsistent abgehandelt werden? – Die Ausführungen im folgenden beinhalten den Versuch, diese und ähnlich gelagerte Fragen einer Antwort zumindest näher zu bringen.

[4] Koexistenzfälle wie der angesprochene sind – entsprechend den mit [A] – [C] eingegangenen Voraussetzungen – Phasen in der Sequenz der L-Phasen, und jede solche L-Phase hat einen *Anfang* und ein *Ende*. Der Koexistenzphase geht, wiederum entsprechend den mit [A] – [C] eingegangenen Voraussetzungen, eine L-Phase, bei der es sich eindeutig um eine V3-Phase handelt – die L-Phase $Ph_{V3}(L)$ – *direkt* voraus, und diese L-Phase ist der *direkte* Vorgänger einer L-Phase, bei der es sich eindeutig um eine V2-Phase handelt – die L-Phase $Ph_{V2}(L)$ – handelt. Die Koexistenzphase, die – wenn man sie unter zeitlichen Aspekten betrachtet – sehr lange andauern kann, ist also – wie lange auch immer sie andauern mag – eine *intermediäre* Phase, die zwischen zwei Nicht-Koexistenzphasen

liegt. Damit ist die entscheidende Frage natürlich die, welches Gewicht dieser intermediären Phase beizumessen ist. Ist die Koexistenzphase eine notwendige Konsequenz der L-Phase $Ph_{V_3}(L)$, oder ist sie eine notwendigerweise zu erfüllende Vorbedingung für die Formation der L-Phase $Ph_{V_3}(L)$, oder ist sogar beides der Fall, ist also die notwendige Konsequenz der L-Phase $Ph_{V_3}(L)$ zugleich die notwendigerweise zu erfüllende Vorbedingung für die Formation der L-Phase $Ph_{V_3}(L)$? Anders gefragt: ist die UG/V3P.V2P eine notwendige Konsequenz der UG/V3P und zugleich eine notwendige Vorbedingung der UG/V2P? Eine *positive* Antwort auf diese Fragen kann offenbar nur im Zuge einer Bezugnahme auf generelle Prinzipien gegeben werden, denen UG-Umparametrisierungen unterliegen: Eine positive Antwort ist somit nur dann begründet möglich, wenn sie aus solchen generellen UG-Umparametrisierungsprinzipien *abgeleitet* werden kann. Es ist wesentlich zu sehen, dass die [A] – [C] extrapolierte Konstruktion *keinerlei* solche Prinzipien umfasst. Daraus folgt sicherlich nicht, dass es linguistisch oder gar logisch unmöglich ist, die Suche nach solchen Prinzipien erfolgreich zum Abschluss zu bringen, aber nichtsdestoweniger gilt, die Bezugnahme auf die in [A] – [C] extrapolierte Konstruktion eben keiner Bezugnahme auf solche Prinzipien gleichkommt. Das heißt, mit anderen Worten, eine positive – oder auch negative, überhaupt eine – Antwort auf die zuvor avisierten Fragen kann im Rahmen der in [A] – [C] mitgeteilten Konstruktion nur unsystematisch, also vollkommen ad hoc beigebracht werden. Eine so beigebrachte Antwort aber ist weder explanativ noch deskriptiv von Nutzen. Unter solchen Umständen ist ein linguistischer Agnostizismus allemal einem linguistischen Dogmatismus vorzuziehen, wie er in einer auf der Basis von [A] – [C] gegebenen – positiven oder negativen – Antwort auf die zuvor angesprochenen Fragen zwangsläufig zum Ausdruck kommen muss.

Aber, so könnte man einzuwenden versucht sein, verhält es sich nicht so, dass die sprachlichen Fakten – Fakten, auf die sich auch Fourquet (1974) bezieht – es unabdingbar erfordern, eine positive Antwort auf diese Fragen zu geben? Ist eine Theorie, die den Koexistenzfall nicht zu erklären vermag – also nicht zu erklären vermag, wie eine konsistente UG-Parametrisierung auf der Basis nicht-eindeutiger, disparater ESD möglich werden kann – nicht notwendigerweise empirisch defizitär? Und muss die (P&P)-Theorie, wenn sie an dem Koexistenzfall scheitern sollte, nicht als eine empirisch inadäquate, also als falsifizierte Theorie betrachtet werden?

Die (P&P)-Theorie ist eine Theorie, deren Aufbau – wie der Aufbau jeder wissenschaftlichen Theorie – zahlreiche Idealisierungen und Abstraktionen involviert. Ist es begründet möglich, von dem Koexistenzfall idealisierend zu abstrahieren, also von der idealisierenden Annahme auszugehen, dass die Beziehung zwischen ESD und UG stets eindeutig ist und insofern aus der ESD-Beschaffenheit resultierende Mehrdeutigkeiten, Disparatheiten und Inkonsistenzen außer Betracht bleiben können? Ist es also möglich, die in Rede stehende Sequenz $UG/V3P < UG/V3P.V2P < UG/V2P$, die sich in Konsequenz der Konstellation $ESD_{V_3} < ESD_{V_3/V_2} < ESD_{V_2}$ ergibt, idealisierend auf die aus der unproblematischen, da keinerlei Koexistenzen involvierende Konstellation $ESD_{V_3} < ESD_{V_2}$ resultierende Sequenz $UG/V3P < UG/V2P$ zu reduzieren? Oder müsste eine solche Idealisierung als zu stark, als eine die (P&P)-Theorie gegen die Fakten immunisierende Maßnahme zurückgewiesen werden?

Man betrachte erneut was zur Erklärung ansteht: Zur Erklärung steht an, wie ein eindeutiger Fall – der V2-Fall – aus einem anderen eindeutigen Fall – dem V3-Fall – hervorgeht. Anders gesagt: Zur Erklärung steht an, wie UG/V3P zur UG/V2P umparametrisiert wird – wobei diese Erklärungsaufgabe sich natürlich nur dann stellt, wenn der Begriff der UG-Umparametrisierung überhaupt ein sinnvoll gebildeter Begriff ist. Eben dies wird zwar nachfolgend unter [7] in Abrede gestellt, aber die in [A] – [C] mitgeteilte Extrapolation beruht auf der Voraussetzung, dass sinnvollerweise von UG-Umparametrisierungen geredet werden kann und muss; sie wird deshalb auch hier für die Zwecke der Argumentation vorerst eingegangen. Unter dieser Voraussetzung stellt sich dann die genannte Umparametrisierungsfrage, und zwar stellt sie sich ganz unabhängig davon, ob die UG-Umparametrisierung $UG/V3P < UG/V2P$ direkt erfolgt oder irgendwelche Zwischenphasen involviert. Trägt nun die Betrachtung des UG/V2P.V3P-Falls, also einer Zwischenphase, irgendetwas zur Beantwortung der Umparametrisierungsfrage bei? Ersichtlich nicht – auch die Zwischenphase – also der Koexistenzfall – hat einen *Anfang* und ein *Ende*; die Anfangsphase des Koexistenzfalls ist die Endphase der V3-Parametrisierung und seine Endphase ist die Anfangsphase der V2-Parametrisierung. Mithin reicht es zur Beantwortung der Umparametrisierungsfrage aus, diese Anfangsphase und diese Endphase zu betrachten, und das heißt: der $UG/V3P < UG/V3P.V2P < UG/V2P$ - Fall kann auf unproblematische Art auf den $UG/V3P < UG/V2P$ -Fall reduziert werden. Die

zuvor angesprochene Idealisierung ist also keineswegs zu stark; sie kann im Rahmen der mit [A] – [C] gegebenen Konstruktion auf unproblematische Art eingegangen werden. Das sie auf unproblematische Art eingegangen werden kann, heißt vor allem, dass die Vernachlässigung der Betrachtung des Koexistenzfalls keinesfalls einer Immunisierung der (P&P)-Theorie gleichkommt. Mit diesen Hinweisen dürften, auch in Anbetracht der zuvor schon angesprochenen Prinzipienleerheit der in [A] – [C] skizzierten Konzeption, die aus der Betrachtung des Koexistenzfalls resultierenden Probleme zumindest bedingt aus der Welt geschafft sein.

Dies entspricht, positiv gewendet, der Einsicht, dass in einer Sequenz von ESD, deren Elemente bis auf einige wenige der Eindeutigkeitsforderung genügen, die nicht dieser Forderung genügenden Elemente der Sequenz idealisierend vernachlässigt werden können. Mit anderen Worten: Nur dann, wenn es eindeutige ESD-Fälle gibt, können die Fälle von nicht-eindeutigen ESD idealisierend ausgeblendet werden. Dann, wenn die ESD *grundsätzlich* nicht eindeutig sind, ist eine solche Idealisierung selbstverständlich methodologisch nicht zulässig. Allerdings kommt die Annahme einer grundsätzlichen Nicht-Eindeutigkeit der ESD einer Verabschiedung des im Rahmen der (P&P)-Theorie vorausgesetzten Begriffs der UG-Parametrisierung, letztlich wohl sogar einer Preisgabe der Idee der Universalgrammatik überhaupt gleich. Diese Zusammenhänge werden nachfolgend unter [7] etwas genauer erörtert.

Aus den voranstehenden Bemerkungen dürfte noch einmal deutlich hervorgegangen sein, dass der zentrale Begriff der in [A] – [C] skizzierten Konstruktion der Begriff der UG-Umparametrisierung ist. Um den Gehalt dieses Begriffs genauer ausmachen zu können, ist es nicht unangebracht, sich knapp des Begriffs des UG-Parameters zu vergewissern. Im Zuge einer solchen Vergewisserung stellt sich unter anderen die Frage, ob die Entitäten, die üblicherweise als UG-Parameter angesprochen werden, Entitäten von einerlei Art sind – oder ob es unterschiedliche Arten (Sorten) von UG-Parametern gibt. Die Ausführungen im folgenden beinhalten den Versuch, diese Frage zumindest einer provisorischen Antwort etwas näher zu bringen.

[5] Bei den bislang informell und kursorisch betrachteten Parametern – dem V3-Parameter und dem V2-Parameter – handelt es sich, um die zuvor etablierte Terminologie wieder aufzugreifen – um Instruktivparameter. Was ist, im Sinne der bisherigen Betrachtungen, ein Instruktivparameter? Die Antwort auf diese Frage ist vollkommen klar: Ein Instruktivparameter ist eine Ableitungsbeschränkung oder ein System von Beschränkungen, denen die Alpha-Transformation unterliegt; genauer: Der Parameter ist die ESD-getriebene gegebene Instruktion, eine bestimmten Beschränkungen unterliegende Alpha-Transformation auszulösen. So machen die im üblichen Sinne zu verstehenden [F/T]-Transformationen zusammen mit der Instruktion, die [F/T]-Transformationen auszulösen, eben das aus, was gemeinhin unter dem V2-Parameter verstanden wird. Die Auslösung der [F/T]-Transformationen führt zu der schon mehrfach angesprochenen grammatischen V2-Situation, für die der in (2) angeführte Satz repräsentativ ist. Das ist nahezu alles, was über den V2-Parameter zu sagen ist. Aber hat es wirklich einen gut einsehbaren Sinn, die Anweisung, eine bestimmten Beschränkungen unterliegende Alpha-Transformation auszulösen, als einen Parameter zu betrachten? Anders gefragt: hat der Begriff des Instruktivparameters einen systematischen Ort in der (P&P)-Theorie? Sind Instruktivparameter auf unproblematische Weise als UG-Elemente identifizierbar?

Eine Antwort auf diese Frage, die es darüber hinaus zugleich erlaubt, den bisher eher unsystematisch gebrauchten Begriff des UG-Parameters etwas genauer zu fassen, ergibt sich, wenn man die hier bemühten Instruktivparameter mit anderen UG-Parametern vergleicht, deren Signifikanz ganz außer Zweifel steht und die ganz zweifelfrei keine Instruktivparameter sind. Exemplarisch für einen solchen zweifelfrei signifikanten UG-Parameter, der kein Instruktivparameter ist, ist der Kopfparameter, der sich etwa wie nachfolgend in (14) angegeben formulieren lässt:

(14) Jede Phrase X eines L-Satzes hat einen Kopf κ , und für κ gilt, dass κ in X peripher steht, wobei entweder (a) oder (b) gilt:

- (a) κ steht linksperipher.
- (b) κ steht rechtsperipher.

Essentiell für (14) ist offenbar die zwischen den Klauseln (a) und (b) bestehende *Alternative*: Der Parameter legt zwei alternativ zueinander mögliche grammatische Strukturen fest, wobei die Alternative eben in zwei zueinander alternativen Kopfpositionen besteht. Die Option für einen der

beiden Ausgänge der Alternative wird ESD-getrieben – oder allgemeiner: I-sprachspezifisch – ins Werk gesetzt. Dabei gelten in jedem der beiden Fälle die generellen Kopf-Komplement-Beschränkungen; die Position des Kopfes in X hat auf ihre Geltung keinen Einfluss: Sie sind positionsunabhängig, fest, invariant – die Kopfposition ist dagegen flexibel und variabel. Genau diese Variabilität wird durch den Parameter erfasst: Der Parameter fixiert die verschiedenen möglichen Kopfpositionen, und diesem Raum positioneller Möglichkeiten ist eine Alternativenstruktur inhärent. Insofern kann man sehr wohl mit Grund davon reden, dass der Kopfparameter in (14) ein *Alternativparameter* ist.

Damit dürfte ins Blickfeld gerückt sein, was grundsätzlich unter einem UG-Parameter zu verstehen ist: *UG-Parameter sind Alternativparameter*. Durch sie wird ein Alternativenraum möglicher grammatischer Strukturen aufgespannt. Eine *UG-Parametrisierung* ist somit eine ESD-getriebene ins Werk gesetzte Auswahl aus parametrisch gegebenen grammatischen Strukturalternativen. – Ein Blick auf andere UG-Parameter zeigt, dass dieses hier nur cursorisch umrissene Konzept der UG-Parameter und der UG-Parametrisierung in der Tat wohl den Kern der Sache trifft. Der Kopfparameter in (14) betraf alternativ mögliche Kopfpositionen innerhalb des CP/IP-Systems, aber natürlich sind es nicht nur Aspekte des CP/IP-Systems die einer parametrischen Determination unterworfen sind. Ihr ist auch die Alpha-Transformation zugänglich; auch sie kann parametrisiert werden. Man betrachte in diesem Zusammenhang die nachfolgend in (15) angeführte mögliche Parametrisierung der Transformation:

(15) Durch die Alpha-Transformation wird ein I-Terminale x innerhalb eines L-Satzes von einer Position in eine Position bewegt, wobei entweder (a) oder (b) gilt:

- (a) $x = NP$ oder $x = \bar{S}$.
- (b) $x = NP$

Die Parametrisierung legt hier fest, welche möglichen kategorial identifizierten Objekte durch die α -Transformation innerhalb des CP/IP-Systems bewegt werden können: nämlich NP oder \bar{S} . Bewegungen, die andere Objekte als die in (15) aufgeführten betreffen, liegen somit außerhalb des Geltungsbereichs des in (15) angeführten Parameters. Auch dieser Parameter ist ein Alternativparameter, denn (a) und (b) verhalten sich alternativ zueinander: Im (b)-Fall kann nur NP durch die Alpha-Transformation bewegt werden; im (a)-Fall ist es möglich, dass die Transformation nicht nur NP, sondern auch \bar{S} bewegt. Dem entspricht, um die Alternative zu illustrieren, die Unterscheidung zwischen einer I-Sprache, in der Extrapositionen nicht möglich sind ((a)-Fall), und einer I-Sprache, in der Extrapositionen möglich sind ((b)-Fall). Das ist die Unterscheidung zwischen einer I-Sprache, in der mit (16) auch (17) grammatisch ist, und einer I-Sprache, in der wohl (16), aber nicht (17) grammatisch zulässig ist:

- (16) Wendelin hat die gebrauchten Reibekuchen, die die Post gebracht hat, geschlachtet
- (17) Wendelin hat die gebrauchten Reibekuchen geschlachtet, die die Post gebracht hat

Es liegt wohl auf der Hand, dass die Unterscheidung zwischen einer extraponierenden und einer Sprache, in der Extraposition nicht möglich ist, der Formulierung einer grammatischen Strukturierungsalternative gleichkommt, und insofern kommt man wohl nicht umhin, auch in (15) die Formulierung eines Alternativparameters zu sehen. – Mit dem Hinweis auf (14) und (15) ist die Feststellung, dass alle UG-Parameter Alternativparameter sind, sicher nicht abschließend demonstriert, aber sie dürften doch die Einsicht nahelegen, dass es eine vergleichsweise sehr gut begründbare Hypothese ist, dass es sich so verhält.

Falls diese Hypothese zutrifft, hat es offenkundig keinen Sinn mehr, von Instruktivparametern zu sprechen. Denn die Größen, die bislang als Instruktivparameter bezeichnet wurden, fixieren offenbar keinen Raum von grammatischen Strukturierungsalternativen; im Gegenteil: Sie zeichnen – indem sie die Auslösung einer bestimmten, bestimmten Beschränkungen unterliegenden α -transformationellen Derivation auszeichnen – eine bestimmte grammatische Struktur aus (und schließen damit implizit natürlich bestimmte andere Strukturen aus); aber dieser Auszeichnungsleistung ist kein wie immer geartetes grammatisches Strukturierungspotenzial inhärent. Instruktivparameter sind insofern Pseudoparameter; Ableitungsbeschränkungen sind keine Parameter.

Insofern ist auch die Größe, die zuvor als V2-Parameter bezeichnet wurde, ein Pseudoparameter. Damit stellt sich naheliegenderweise die Frage, ob es innerhalb der (P&P)-Theorie möglich ist, die Instruktivparameter ohne explanative oder deskriptive Verluste zu eliminieren und die in ihnen enthaltene derivationelle Information an anderer Stelle in die UG zu inkorporieren; ein Parameter – ein Pseudoparameter –, wie der V2-Parameter, wäre, wenn diese verlustfreie Eliminierung möglich ist, im Prinzip entbehrlich.

[6] Dies gilt unerachtet des Umstandes, dass Kemenade/Vincent (1997: 10.) – nicht im Zuge der Erörterung der Frage, was denn sinnvollerweise unter einem UG-Parameter zu verstehen ist, aber doch im Rahmen des Versuchs, die zuvor angesprochene V2-Formation parametrisch zu erklären – einige Mühe darauf verwenden, den von ihnen zu Erklärungszwecken verwendeten V2-Parameter als Alternativparameter zu formulieren. Ihrer Auffassung zufolge besteht der V2-Parameter aus drei JA/NEIN-Parametern, die sie wie nachfolgend in (18) angegeben formulieren:

(18a) V moves to I	(yes/no)
(18b) V/I moves to C	(yes/no)
(18c) Spec, IP is an A position	(yes/no)

Es liegt auf der Hand, dass die in (18) vorgesehenen Bewegungen im Kern keine anderen sind als die, die durch die zuvor bereits angesprochenen [F/T]-Transformationen bewirkt werden; insofern liefert (18) keine anderen grammatischen Informationen als die, die mit der Charakterisierung der [F/T]-Transformationen bereits geliefert wurden. Allerdings werden diese Informationen in (18) relativ zu einer JA/NEIN-Situation geliefert, und solche Situationen lassen sich sehr wohl als Alternativsituationen begreifen. Insofern ist es nicht müßig zu fragen, ob mit (18) der V2-Parameter als Alternativparameter etabliert ist.

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich, wenn man die drei Subparameter implikativ formuliert. (18) besagt dann, dass dann, wenn die drei Vorbedingungen erfüllt sind – also in allen drei Fällen mit JA geantwortet wird – die V2-Situation vorliegt – sonst, im Fall einer negativen Antwort, liegt sie nicht vor. Mit anderen Worten: die positiven Antworten fixieren die ableitungsbedingt – durch die Auslösung der [F/T]-Transformationen – gegebene V2-Situation; die negativen Antworten induzieren keine alternative, positiv auswertbare grammatische Information. (18) zeichnet eine Ableitung und damit eine I-sprachliche Struktur aus; sonst nichts – und das heißt, dass der V2-Parameter auch in der Formulierung in (18) ein bloßer Instruktivparameter und damit ein Pseudoparameter bleibt. Wenn Instruktivparameter generell eliminiert werden können, besteht somit keinerlei Anlass, an einem V2-Parameter (V3-Parameter) festzuhalten.

Dies gilt nicht zuletzt auch deshalb, weil Kemenade und Vincent die Auffassung geltend machen, dass (18) nicht das letzte Wort bei der Behandlung der im besprochenen Kontext einschlägigen Probleme – der V2-Probleme – sein kann; sie stellen fest (ihre Durchnummerierung ist der Durchnummerierung im vorliegenden Text angepasst):

„[...] one would like to couch these in more general terms; (18a) and (18b) could be viewed as instantiations of a more general property, which could be formulated as follows: if a functional head I or C in the functional extension of VP has a certain property X, then V must move to the head position.

Many attempts have been made to define this property X. Among the recent ones, there is a marked tendency, in the spirit of economy/minimalism, to formulate X in terms of morphological strength. Examples are Pollock (1989) and Zwart (1993). The virtue of this notion is that it can be generalized to derive other instances of movement. On the other hand, attempts to correlate „morphological“ strength with overt morphology in any empirically contentful way have not yielded much result so far“ (Kemenade/Vincent 1997: 10/11.)

Sicher sind (18a) und (18b) die Zentralelemente der (hier nicht im Detail zu besprechenden) F-Transformation. Eine Theorie der X-Eigenschaft, aus der (18a) und (18b) abgeleitet werden können, würde die (P&P)-Theorie zweifellos explanativ optimieren, und dies zumal dann, wenn durch die Theorie weitere, die V2-Bewegung übergreifende, aber einschließende V-Bewegungen abgeleitet werden können. Die einer solchen Theorie zugrundeliegende Idee, die Kemenade und Vincent

skizzieren, zeichnet zudem die Implikation in einer anderen, nicht-trivialen Richtung als der aus, die bei der Formulierung von (18) ausgezeichnet wurde: *Wenn* I oder C in der funktionalen Extension von VP liegen, *und* I und C die Eigenschaft X haben, *dann* liegen der V2-Fall und ihm vergleichbare Fälle vor. Der V2-Fall würde vermöge einer solchen Implikation UG-intern *erklärt* und nicht einfach als eine Funktion von Trigger-Evidenzen *konstatiert*. Aber die Suche nach der Eigenschaft X hat, wie Kemenade und Vincent selbst herausstellen, noch nicht zum Erfolg geführt; die Idee, in die (P&P)-Theorie eine Theorie der X-Eigenschaft zu integrieren – eine Theorie, die explanativ und deskriptiv stärker als die mit (18) gegebene Ableitungstheorie ist –, ist somit ein bloßes Forschungsprogramm, über dessen Erfolgsaussichten man durchaus geteilter Meinung sein. Aber angenommen, dieses Forschungsprogramm lässt sich realisieren: Ist dann zu erwarten, dass die Theorie der X-Eigenschaft zu Formulierung eines die V2-Phänomene strukturierenden Parameters – des X-Parameters – führen wird, der kein Instruktivparameter, sondern ein Alternativparameter ist? Ersichtlich ist diese Erwartung nicht angebracht: Die erfolgreiche Realisierung des Forschungsprogramms würde zur Optimierung der Theorie der Ableitung der V2-Struktur führen, und diese Ableitungstheorie kann man dann als die Kodifikation eines (optimiert gefassten) V2-Parameters begreifen. Aber auch dieser optimierte V2-Parameter wäre, da er nichts anderes als die Kodifikation der (optimierten) V2-Ableitung ist, ein Ableitungsparameter, also ein Instruktivparameter. Insofern ist nicht zu erwarten, dass mit der erfolgreichen Realisierung des Forschungsprogramms die Theorie der UG-Parametrisierung auch nur einen Schritt weiter gebracht und die Modalitäten der V2-Formation einer parametrischen Erklärung näher gebracht würden. Aber diese Einschätzung der Sachlage ist natürlich eine Spekulation – genauso, wie die Bezugnahme auf die X-Eigenschaft letztlich eine bloße Spekulation ist. Eine Antwort auf die zuvor gestellte Frage, ob es innerhalb der (P&P)-Theorie möglich ist, die Instruktivparameter ohne explanative oder deskriptive Verluste zu eliminieren und die in ihnen enthaltene derivationelle Information an anderer Stelle in die UG zu inkorporieren, ist mit diesen Spekulationen natürlich nicht gegeben. Aber diese Antwort lässt sich, abseits aller Spekulationen, sehr wohl geben. Diese Antwort, mit der das Raisonieren über mögliche, die V2-Formation erklärende UG-Umparametrisierungen grundsätzlich überflüssig gemacht werden könnte, wird im folgenden Abschnitt gegeben. Bevor sie entwickelt wird, ist es jedoch angebracht, knapp zu umreißen, warum das Raisonement über mögliche UG-Umparametrisierungen – entgegen gängigen, in [A] – [C] extrapolierend rekapitulierten Vormeinungen – weder deskriptiv noch explanativ produktiv ist – und letztlich auch nicht produktiv sein kann.

[7] Die entscheidende Voraussetzung, die der in [A] – [C] skizzierten Konstruktion zugrundeliegt, besteht in der Annahme, dass der Versuch, die Tatbestände der L-Dynamik im Rahmen der (P&P)-Theorie zu erklären, zwangsläufig das (wie immer im einzelnen beschaffene) Konzept einer Umformation der UG involviert. Im Hinblick auf Fourquets Befund bedeutet dies: Die V2-Formation wird im Rahmen der (P&P)-Theorie durch die Annahmen erklärt, dass zunächst eine durch die Belegung des V3-Parameters gegebene grammatische V3-Situation gegeben ist. Sodann wird angenommen, dass die V2-Formation eine Revision dieser Parameterbelegung erzwingt, in deren Konsequenz die umstrukturierte UG dann die grammatische V2-Situation determiniert. Damit ist klar, welche Grundannahmen es sind, die in [A] – [C] skizzierte Konstruktion bestimmen: *erstens* wird angenommen, dass sich die V2-Formation unabhängig von der UG – also diesseits oder jenseits des von der UG determinierten Grammatizitätsraums – vollzieht. Konstitutiv für die Konstruktion in [A] – [C] ist also die Annahme der Existenz einer *Determinationslücke* und damit verbunden die Annahme, dass es exakt diese Determinationslücke ist, in der die G-Dynamik der L-Struktur zustandekommen kann und zustandekommt. Konstitutiv ist für die Konstruktion in [A] – [C] *zweitens* die Annahme, dass die in dieser Determinationslücke zu lokalisierenden Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur dazu führen, dass Parameterbelegungen in Parameterbelegungen transformiert werden, was – allgemein formuliert – bedeutet, dass im Rahmen der Konstruktion in [A] – [C] die UG-Parametrisierung als ein *nicht-monotoner* Vorgang begriffen werden muss – im an anderer Stelle erläuterten, technischen Sinne dieses Begriffs. Die Konstruktion in [A] – [C] ist also dann und nur dann haltbar, wenn diese beiden für sie konstitutiven Grundannahmen – die Annahme der Existenz einer Determinationslücke und die Annahme der Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung – haltbar sind. Sind sie haltbar?

Um diese Fragen beantworten zu können, ist es angebracht, knapp zu rekapitulieren, was unter dem Konzept einer nicht-monotonen UG-Parametrisierung zu rekapitulieren. Das Nicht-

Monotonieprinzip besagt im hier in Rede stehenden Fall, dass das Auftreten neuer Information in der Trigger-ESD – also die Abänderung einer ESD-Menge X in die ESD-Menge X^* – dazu führt, dass eine UG-Parametrisierung $\Pi(UG)$ revidiert und in eine UG-Parametrisierung $\Pi^*(UG)$ abgeändert wird. Die Umparametrisierung der UG erfolgt also ESD-basiert, und damit sie möglich wird, muss die UG ein revisionsfähiges – und das heißt: ein intern dynamisches – System sein. Betrachtet man die UG im Lichte einer nicht-monotonen Logik – etwa der von Reiter (1980) konzipierten Default-Logik –, so heißt dies, dass die UG an zentraler Stelle ein Default-System enthalten beziehungsweise insgesamt ein Default-System sein muss. Es ist wesentlich zu sehen, dass es durchaus möglich ist, die UG als ein Defaultsystem im Sinne Reiters zu deuten – also als ein zweiseitiges Wissenssystem, das sich zum einen aus sicherem Wissen (S-Wissen) und zum anderen aus nicht-sicheren, revisionsfähigen Default-Wissen (D-Wissen) zusammensetzt. Im Sinne einer solchen Deutung der UG ist das S-Wissen exakt durch die UG-Prinzipien gegeben; das Parametrisierungswissen dagegen ist das D-Wissen. Diese UG-Deutung ist in der nachfolgend in der in (19) angegebenen Tabelle noch einmal schematisch rekapituliert:

(19) Die UG ist ein zweiseitiges Wissenssystem (S, D) derart, dass gilt:

S-Wissen	D-Wissen
UG-Prinzipien	Parameterwerte

Im Sinne einer solchen UG-Deutung müssen die Parameterwerte grundsätzlich als Default-Werte begriffen werden – was eben heißt, dass die Parameterwerte abgeändert werden können. Im Rahmen dieser Deutung der UG ist es dann möglich und erforderlich, die UG-Parametrisierung als einen grundsätzlich nicht-monotonen Prozess zu begreifen.

Die mit (19) gegebene UG-Deutung liefert das Konzept einer *schwachen* Nicht-Monotonie der UG. Das Konzept einer *starken* Nicht-Monotonie der UG erhält man, wenn man die in (19) enthaltene Zweiseitigkeitsannahme aufgibt und annimmt, dass die UG grundsätzlich nur revidierbares D-Wissen umfasst, also (19) zu (20) verschärft:

(20) Die UG ist ein Default-System derart, dass gilt:

S-Wissen	D-Wissen
\emptyset	UG-Prinzipien
	Parameterwerte

Mit (19) und (20) ist in einer hier ausreichenden Näherung geklärt, was unter einer nicht-monotonen, also revisionsfähigen UG zu verstehen ist. Damit ist die in [A] – [C] entwickelte Skizze einer UG-basierten Erklärung der G-Dynamik der L-Struktur in einer wesentlichen Hinsicht rekonstruiert und systematisiert: Rekonstruiert und systematisiert sind die Möglichkeiten einer starken oder schwachen Revidierbarkeit der UG. Damit ist – wohlgemerkt: unter den mit [A] – [C] eingegangenen Voraussetzungen – die Frage beantwortet, wie die Tatbestände einer G-Dynamik der L-Struktur möglich werden.

Zu klären bleibt, wie es dazu kommt, dass die Möglichkeit der (starken oder schwachen) UG-Monotonie systematisch verwirklicht wird beziehungsweise verwirklicht werden muss. Zu klären bleibt damit auch, warum die Möglichkeit der G-Dynamik der L-Struktur realisiert wird beziehungsweise grundsätzlich realisiert werden muss. – Die voranstehenden Ausführungen beinhalten selbstverständlich implizit bereits die Antwort auch auf diese Frage. UG-Parametrisierungen werden ESD-basiert ausgelöst; und das heißt auch, dass in Konsequenz der Veränderung einer ESD-Menge X zu einer ESD-Menge X^* die X -konforme UG-Parametrisierung $\Pi(UG)$ revidiert und in eine X^* -konforme UG-Parametrisierung $\Pi^*(UG)$ abgeändert wird. Diese Deduktion der UG-Parametrisierungsnotwendigkeit dürfte vollkommen einleuchtend sein; sie ergibt sich evidentenmaßen zwingend. Allerdings enthält sie eine Voraussetzung, die einigen Anlass zu einer Nachfrage bietet: Sie basiert auf der Voraussetzung, dass es möglich ist, dass eine ESD-Menge X zu einer ESD-Menge X^* abgeändert werden kann. Und hier ist natürlich nachzufragen, wodurch diese Abänderungsmöglichkeit – also die Möglichkeit einer Datentransitorik, kurz: einer (X, X^*) -

Transitorik gegeben ist. Falls diese Frage nur unzureichend oder gar nicht beantwortet werden kann, bleibt die Konzeption einer (starken oder schwachen) UG-Monotonie unfundiert.

Im Rahmen des Versuches, die Entstehung der Periphrase im Englischen – genauer: der I-Sprache, die der „das Englische“ genannten Sprachgemeinschafts-Sprache, kurz: der S-Sprache – liefert Lightfoot (1979) eine Erklärung der für die gesamte in [A] – [C] mitgeteilte Konstruktion grundlegenden (X, X*)-Transitorik. Lightfoot bezieht sich auf Ellegård (1953) und notiert: „Ellegård showed the periphrastic *do* was exploited first by poets for rhythmical purposes and rhyming (since its availability often permitted the infinitive to occur at the end of a line), pointing to some eastern writers who used the periphrastic in verse but only the causative in prose. As the periphrastic became more common, so the causative gave way to *make* and *cause*“ (Lightfoot 1979: 117/118). Damit ist, an Hand eines speziellen Falles, die Möglichkeit der (X, X*)-Transitorik erklärt: Sie ist eine Funktion UG-extern induzierter Veränderungen unterschiedlichster Art, die aus ganz unterschiedlichen Gründen zustandekommen – im in Rede stehenden Fall sind es in letzter Instanz die rhythmischen Bedürfnisse und Reimzwänge der Dichter, die für das Entstehen einer neuen grammatischen Konstruktion – der Periphrase – verantwortlich sind. Die Inkorporation dieser neuen Konstruktion in die S-Sprache liefert dann die an die Stelle einer ESD-Menge X tretende ESD X*, die die Grundlage für die UG-Umparametrisierung – also, kurz und mit einer wohl vertretbaren Metaphorik gesagt, für die Belegung eines zuvor nicht belegten Periphrase-Parameters – abgibt. Damit ist die Frage nach der Möglichkeit der (X, X*)-Transitorik beantwortet: Diese Möglichkeit ist UG-extern, also *außerhalb* des Raums der UG-determinierten Tatbestände gegeben; sie resultiert aus spezifischen, variationsfähigen und tendenziell variierenden Bedürfnissen der Sprecher/Hörer.

Damit ist die in [A] – [C] skizzierte Konzeption der UG-Umparametrisierungen in einer hier ausreichenden Näherung abschließend rekonstruiert und systematisiert. Das heißt: die Voraussetzungen und Implikationen dieser Konzeption sind hinreichend ins Blickfeld gerückt. Offen allerdings ist die Frage, ob die Konzeption der UG-Umparametrisierungen in Ansehung dieser ihrer Voraussetzungen und Implikationen haltbar ist. Und dass heißt auch, dass die offenkundig entscheidende Frage, ob die Konzeption der UG-Umparametrisierungen es in der Tat gestattet, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur konsistent und signifikant zu erklären, noch unbeantwortet ist. Die nachfolgenden Bemerkungen in [a] – [z] beinhalten den Versuch, diese Frage einer in Ansehung der hier verfolgten Untersuchungsziele hinreichenden Antwort näher zu bringen.

[a] Der zentrale Begriff der in [A] – [C] implizit vorausgesetzten, in (19) und (20) und den Anmerkungen zu (19) und (20) in ihren Grundzügen explizierten UG-Konzeption ist offenbar der Default-Begriff. Dabei ist die in (19) fundierte Konzeption einer Default-UG weniger stark als eine in (20) fundierte UG-Konzeption dieser Art. Denn auf der Basis von (19) ergibt sich lediglich die Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung, auf der Basis von (20) dagegen ergibt sich eine generelle Nicht-Monotonie der UG insgesamt. Diese Konsequenzen ergeben sich in beiden Fällen jedoch durch die systematische, allerdings fallspezifisch beschränkte Verwendung des Default-Begriffs. Um einordnen zu können, was mit der systematischen Verwendung dieses Begriffs gewonnen ist – und was durch sie nicht gewonnen werden kann –, ist es durchaus angebracht, sich daran zu erinnern, dass der Default-Begriff der (P&P)-Theorie durchaus nicht fremd ist. Im Rahmen dieser Theorie werden ja nicht nur die UG und die durch UG determinierten Tatbestände der L-Struktur betrachtet: Ihr Gegenstand sind auch die modulo L möglichen markierten Fälle – das heißt, mit anderen Worten: Ihr Gegenstand ist auch die modulo L mögliche Peripherie ℓ . Die L-Peripherie ℓ ist durch ein System von Defaults gegeben. Dieser Hinweis dürfte verdeutlichen, wie (19) beziehungsweise (20) im Rahmen der (P&P)-Theorie zu verorten sind: Mit (19) beziehungsweise (20) sind Elemente einer Theorie angesprochen, die im (P&P)-Rahmen als eine Theorie der L-Peripherie ℓ identifiziert werden muss. So gesehen ist mit der in [A] – [C] skizzierten Konzeption der UG-Umparametrisierungen zunächst einmal primär das zwischen der I-Sprache L und der modulo L möglichen Peripherie ℓ zur Debatte gestellt. Dabei steht diese Debatte natürlich unter sehr anderen Bedingungen, wenn der in [A] – [C] skizzierten UG-Konzeption die in (20) angegebene *starke* Nicht-Monotoniebehauptung zugrundegelegt wird, als dann, wenn ihr die in (19) angegebene *schwache* Nicht-Monotoniebehauptung zugrundegelegt wird

[b] Unter der Voraussetzung von (20) gilt offenbar, dass die in [A] – [C] skizzierte UG-Konzeption auf der Annahme beruht, dass unter einer I-Sprache L letztlich so etwas verstanden werden muss wie

das, was auf der Basis der (P&P)-Theorie als die L-Peripherie ℓ identifiziert werden muss. Unter der Voraussetzung von (20) wird mit [A] – [C] somit die Signifikanz und der Gehalt der Unterscheidung zwischen der I-Sprache L und der L-Peripherie ℓ in Abrede gestellt, genauer: Die L-Peripherie ℓ wird zu Ungunsten der I-Sprache L ausgezeichnet. Die in [A] – [C] skizzierte Konzeption der UG-Umparametrisierungen impliziert in diesem Fall also eine mehr oder weniger weitgehende Eliminierung des Begriffs der I-Sprache L. Wie konsequenzenreich dies ist, dürfte auf der Hand liegen, sei aber dennoch kurz explizit gemacht. Im Rahmen der unter der Voraussetzung von (20) verstandenen UG-Konzeption, die in [A] – [C] skizziert wurde, gilt nämlich, dass die Klasse der möglichen natürlichen Sprachen nichts anderes ist als die Klasse der möglichen Peripherien modulo L, wobei L grundsätzlich leer ist. – Es geht hier nicht um die Erörterung der Frage, ob der Begriff einer leeren I-Sprache L und der Begriff einer möglichen Peripherie ℓ modulo einer leeren I-Sprache L überhaupt sinnvoll gebildete Begriffe sind. Dass die in [A] – [C] skizzierte UG-Konzeption sich unter Verwendung dieser Begriffe, die zweifelnd keinen systematischen Ort in der (P&P)-Theorie haben *können*, aussprechen lässt, führt jedoch mit aller Deutlichkeit vor Augen, wie weit entfernt die auf (20) beruhende Default-Theorie der UG-Umparametrisierung von der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version ist – zwischen der auf (20) beruhenden Default-Theorie der UG-Umparametrisierung und der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version liegen sozusagen epistemische Lichtjahre. Der Begriff der Sprachnatürlichkeit, der für die (P&P)-Theorie grundlegend ist, muss also aufgegeben werden – und zwar zugunsten eines Sprachbegriffs, demzufolge eine natürliche Sprache gerade dieses *nicht* ist: nämlich eine durch eine Universalgrammatik abschließend *determinierte* Sprache. Von der UG-Determination der natürlichen Sprache kann – wenn diese Redeweise relativ zu der in [A] – [C] skizzierten, unter der Voraussetzung von (20) zu verstehenden UG-Konzeption überhaupt noch einen Sinn haben sollte – nur noch in einem extrem schwachen Sinn die Rede sein: Denn die UG-Determination kommt dann der Etablierung einer beständig revisionsfähigen (und, wie nachfolgend gezeigt wird, beständig revisionsbedürftigen) grammatischen Struktur gleich. Es liegt auf der Hand, dass ein Determinationskonzept dieser Art völlig inkonsistent mit der (P&P)-Theorie ist.

[c] Legt man [A] – [C] und damit der Default-Theorie der UG-Umparametrisierung dagegen nicht (20), sondern (19) zugrunde, so ergibt sich diese extreme Konsequenz natürlich nicht. In dieser Version impliziert die Default-Theorie der UG-Umparametrisierung keine Eliminierung des Begriffs der I-Sprache L. Aber sie verändert dessen Gehalt in einer mit der (P&P)-Theorie in ihrer klassischen Version nicht mehr konsistenten Art. Denn der Default-Theorie der UG-Umparametrisierung zufolge besteht zwischen der I-Sprache L und der L Peripherie ℓ kein relevanter struktureller Unterschied. Das Verständnis von L muss dabei dem Verständnis von ℓ angeglichen werden – was heißt: Grammatische Strukturen müssen, sofern sie parametrisch gegeben sind, grundsätzlich als Default-basierte Strukturen begriffen werden. Eine sozusagen abschließende Stabilität dieser Strukturen – eine grammatische Invarianz, im Chomskyschen Sinne des Begriffs – kann es damit nicht geben. Diesseits der parametrisch gegebenen Tatbestände der L-Struktur jedoch gilt das System der UG-Prinzipien uneingeschränkt, und das heißt: parametrische Invarianz ist nur innerhalb des durch die UG-Prinzipien gegebenen Grammatizitätsraums möglich. Sogar die Unterscheidung zwischen der I-Sprache L und der L-Peripherie ℓ lässt sich unter diesen Voraussetzungen rekonstruieren: Dadurch nämlich, dass man zwischen parametrischen, auf die L-Struktur einwirkenden Defaults und nicht-parametrischen, auf die L-Peripherie einwirkenden Defaults unterscheidet. Aber dieser Unterscheidung, die terminologisch natürlich möglich ist, korrespondiert ersichtlich keine tiefgehende begriffliche Unterscheidung. Default-Werte sind Default-Werte, und die terminologisch mögliche Unterscheidung zwischen den Default-Werten eines UG-Parameters und den Default-Werten anderer Größen mag einen gewissen illustrativen Wert haben, aber sie ändert nichts daran, dass in Konsequenz der von [A] – [C] auf der Basis von (19) implizierten der Default-Theorie der UG-Umparametrisierung die I-Sprache L und die L Peripherie ℓ strukturell aneinander angeglichen werden – L und ℓ sind letztlich strukturgleich miteinander.

[d] Die UG determiniert die I-Sprache L strukturell. Der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption zufolge ist die Möglichkeit der Dynamik von L – kurz: der L-Dynamik, die konstitutiv für die Tatbestände der L-Veränderung ist, in der Nicht-Monotonie der UG-Formation – beispielsweise in der Nicht-Monotonie der UG-Parametrisierung – begründet. Aber aus der so erklärten Möglichkeit der L-

Dynamik folgt natürlich nicht, dass die Möglichkeit der L-Dynamik systematisch realisiert wird, obwohl es, wenn diese Möglichkeit nicht gegeben ist, Tatbestände der L-Dynamik nicht geben kann. Aber nichtsdestoweniger gilt, dass aus $\diamond p$ eben nicht folgt, dass p ; nicht einmal die Implikation $\diamond p \supset p$ gilt: Aus der Möglichkeit der L-Dynamik folgt nicht die Existenz der Tatbestände der L-Dynamik. Entsprechend bleibt zu überprüfen, wie es im Rahmen der hier besprochenen Konzeption erklärt werden kann beziehungsweise erklärt wird, dass es zur systematischen Revision der UG, deren Möglichkeit in der in der Nicht-Monotonie der UG-Formation begründet ist, kommen kann beziehungsweise kommt. Zu überprüfen bleibt, wie relativ zu der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption die Faktizität der L-Dynamik erklärt wird.

[e] Die UG determiniert die I-Sprache L strukturell. Diese Determination – eine Determination beispielsweise im Modus der UG-Parametrisierung – erfolgt auf der Basis externer sprachlicher Daten (ESD), durch die die UG-Formation getriggert, also ausgelöst wird. Es sei X eine solche Triggermenge von ESD. Auf der Basis von X ergibt sich eine UG-Formation, die parametrisch zu $\Pi_X(\text{UG})$ führt. Eine gewichtige Veränderung von X – die Abänderung von V3-ESD in V2-ESD, im Sinne von Fourquets Befund –, die der Etablierung einer von X verschiedenen Trigger-Menge X^* gleichkommt, führt zu einer UG-Formation, die parametrisch zu $\Pi_{X^*}(\text{UG})$ liefert, mit: $\Pi_X(\text{UG}) \neq \Pi_{X^*}(\text{UG})$ und $\Pi_X(\text{UG}) < \Pi_{X^*}(\text{UG})$. $\Pi_X(\text{UG})$ wird also so revidiert, dass $\Pi_{X^*}(\text{UG})$ resultiert. Die UG-Revision, die die L-Dynamik ermöglicht, ist also eine Revision modulo ESD-Veränderungen; ihr liegt das zugrunde, was zuvor als (X, X^*)-Transitorik bezeichnet wurde. Damit nimmt die Faktizitätsfrage im Rahmen der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption zunächst einmal die Form der Frage an, warum es zu dieser (X, X^*)-Transitorik kommen kann und kommt.

[f] Bei der Annahme einer (X, X^*)-Transitorik wird selbstverständlich zunächst einmal vorausgesetzt, dass es voneinander verschiedene Triggermengen X und X^* geben kann, und es wird ferner vorausgesetzt, dass zwischen diesen beiden voneinander verschiedenen Triggermengen X, X^* die Präzedenzrelation $X < X^*$ bestehen kann. Die Voraussetzungen betreffen also sehr wohl voneinander verschiedene Tatbestände: den Tatbestand der Triggermengen-Diversität, kurz gesagt: der ($X \neq X^*$)-Tatbestands, und den Tatbestand der diachronen Ordnung $<$ der beiden voneinander verschiedenen Triggermengen, kurz: den Tatbestand eben der ($X < X^*$)-Transitorik, der die UG-Revision und folglich die L-Dynamik induziert. Selbstverständlich müssen *beide* Voraussetzungen erfüllt sein, damit die unter [e] skizzierte Erklärung der L-Dynamik zu greifen vermag. Dabei ist klar, dass die Diversitätsvoraussetzung die grundlegendere der beiden Voraussetzungen ist: Wenn es keine voneinander verschiedenen Triggermengen X, X^* geben kann, *kann* es a fortiori auch keine ($X < X^*$)-Transitorik geben.

[g] Lightfoot (1997) geht davon aus, dass diese beiden Voraussetzungen, die offenbar zentral für den hier rekapitulierten Ansatz zu einer Erklärung der L-Dynamik sind, geradezu trivialerweise erfüllt sind. „Trigger experiences, i.e. sets of PLD [= *primary linguistic data*; PLD sind eben die hier im Text bemühten ESD], are“, konstatiert er, „always changing; that is the nature of the world and there is no reason to assume that any two people ever have identical trigger experiences.“ (Lightfoot 1997: 266). Der Tatbestand der (X, X^*)-Transitorik ist also Lightfoot zufolge eine Funktion der „nature of the world“, und der ($X \neq X^*$)-Tatbestand ergibt sich unvermeidlich aus dem Umstand, dass es irgendzwei Individuen schlicht und einfach vollkommen unmöglich ist, identische Triggererfahrungen zu machen. Das heißt: im 8. Jahrhundert haben die Individuen andere Trigger-Erfahrungen machen müssen, als die Individuen sie im 9. Jahrhundert machen mussten; und diese Erfahrungsdifferenz erklärt, beispielsweise, Fourquets Befund. Ist damit – mit den Feststellungen Lightfoots – die unter [e] skizzierte Erklärung der L-Dynamik hinlänglich begründet? Aus der Feststellung, dass „trigger experiences[...] always changing“ folgt sicherlich, dass die UG beständig revidiert, nämlich sich verändernden ESD angepasst werden muss. Aber folgt aus der Feststellung, dass es für irgendzwei Individuen vollkommen unmöglich ist, identische Triggererfahrungen zu machen, nicht letztlich, dass es keine zwei Individuen geben kann, die dieselbe UG instanzieren? Muss die UG damit als eine individuenspezifische Größe begriffen werden? Und folgt aus der individuenspezifischen Individualität der UG nicht letztlich, dass eine dermaßen individualisierte UG keine – man beachte die (vermeintliche) *contradictio in adjecto* – universale UG sein kann?

[h] Sicher sind die Erfahrungen, die ein Individuum A macht, niemals identisch mit den Erfahrungen, die ein Individuum B macht. Die Erfahrungen, die A macht, sind niemals Erfahrungen, die B macht, und umgekehrt; A *kann* überhaupt nicht die Erfahrungen von B machen, und umgekehrt. Erfahrungen sind immer individuenspezifische Erfahrungen, und was für Erfahrungen überhaupt gilt, gilt sicher auch für Triggererfahrungen. *In diesem Sinne* ist die UG in der Tat eine individuenspezifische Größe, aber das ändert nichts daran, dass der Gleichheitsfall $UG(A) = UG(B)$ sehr wohl möglich ist. Identität ist etwas anderes als Gleichheit; aus $2 + 2 = 4$ folgt ja auch nicht, dass 4 mit $2 + 2$ identisch ist. Und in Ansehung der Gleichheitsfälle $UG(A) = UG(B)$ dürfte unmittelbar erhellen, dass die Individuierung der UG nicht ihre Nicht-Universalität impliziert. Das aber heißt auch, dass Lightfoots Feststellungen in einer wesentlichen Hinsicht auf einer kategorialen Verfehlung von Identität und Gleichheit beruhen. Hält man an diesem Kategorienfehler nicht fest – und es besteht offenkundig kein Anlass, an ihm festzuhalten –, so erscheinen die Mannigfaltigkeitsbehauptungen, mit denen Lightfoot aufwartet, sehr schnell sehr viel weniger suggestiv und einleuchtend.

[i] Können irgendzwei Individuen die gleiche Erfahrung machen? Kann ein Individuum die gleiche Erfahrung mehrfach machen? Sind Triggererfahrungen reproduzierbare oder singuläre, systematische fluktuierende Größen? Sind Spracherfahrungen auf Triggererfahrungen reduzierbare Erfahrungen?

Wenn A mit der Äußerung des Satzes „Alberich schlachtet Primzahlen“ konfrontiert wird, macht er sicher eine andere Erfahrung, als B sie macht, wenn B mit der Äußerung dieses Satzes konfrontiert wird. Wenn A am 24. 12. 2003 mit der Äußerung dieses Satzes konfrontiert wird, macht A sicher andere Erfahrungen, als A sie macht, wenn er am 1. 1. 2004 mit der Äußerung dieses Satzes konfrontiert wird. Es gibt den Tatbestand der Erfahrungsdifferenz zwischen A und B, und es gibt den Tatbestand der Erfahrungsdifferenz relativ zu Zeitpunkten. Aber es geht in allen diesen Differenzfällen um die Äußerung desselben Satzes.

Sind diese Differenzfälle Fälle unterschiedlicher Triggererfahrungen? Dies könnte offenkundig nur dann der Fall sein, wenn er Zeitpunkt der Äußerung eines Satzes – ob er am Vormittag, am Nachmittag oder am Abend geäußert wird – für die Parametrisierung der UG – oder allgemeiner gesagt: für die parametrische oder die darüber hinausgehende Formation der UG – irgendeine Rolle spielen würde, oder wenn der Umstand, dass nicht nur ein Individuum mit der Äußerung des Satzes konfrontiert wird, sondern dass irgendzwei Individuen mit seiner Äußerung konfrontiert werden, für die UG-Formation irgendeine Rolle spielen würde. Dies ist jedoch offenkundig nicht der Fall; Äußerungszeitpunkte, Mächtigkeiten von Personenmengen und vergleichbare Faktoren sind schlicht und einfach eine für die Formation der UG relevante Größen. In den angesprochenen Differenzfällen wird die gleiche für die Formation der UG relevante Information freigesetzt. Zu dieser formationsrelevanten Information gehört die Information, dass der Satz „Alberich schlachtet Primzahlen“ ein V2-Satz ist, dass er im Rahmen des CP/IP-Systems vollständig kategorial analysiert werden kann, dass die beiden COMP-Positionen besetzt sind – und so weiter. Das zeigt, dass die Bandbreite möglicher Triggererfahrungen Äußerst beschränkt ist; Triggererfahrungen – und das heißt primär: grammatische Erfahrungen – sind Erfahrungen, die nur in einem vergleichsweise kleinen Erfahrungsspektrum zustandekommen können.

Das heißt auch, dass Triggererfahrungen sehr spezielle, Äußerst limitierte Spracherfahrungen sind. Der Begriff der Triggererfahrung ist trivialerweise sehr viel enger gefasst als der Begriff der Spracherfahrung. Dies ist einer der Gründe dafür, dass Triggererfahrungen – also *grammatische* Erfahrungen – reproduzierbare Größen sind. Von einer wie auch immer gearteten Mannigfaltigkeit und Singularität der Triggererfahrungen kann also keine Rede sein. Irgendzwei Individuen können durchaus die gleichen Triggererfahrungen machen, und es ist ohne Zweifel der Fall, dass n-viele Individuen die gleichen Triggererfahrungen machen. Die Triggerbasis der UG ist somit nahezu maximal stabil.

[j] Lightfoots Feststellung, dass „there is no reason to assume that any two people ever have identical trigger experiences“ (Lightfoot 1997: 266), ist ebenso korrekt wie irrelevant. Konsequenzenreich und einschlägig könnte sie nur dann sein, wenn sie auf unproblematische Art in eine Behauptung über Gleichheitsfälle umgeformt werden könnte. Das aber ist – da die Logik der Identität etwas anderes ist als die Logik der Gleichheit – schlicht und einfach nicht der Fall. Insofern ist Lightfoots Feststellung nicht einschlägig, und das heißt: für die Fundierung der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption trägt sie nicht das Mindeste aus. Insbesondere liefert sie keine Erklärung des $(X \neq X^*)$ -Tatbestands. Insofern

kann sie auch nichts zur Begründung der weiteren Feststellung Lightfoots beitragen, dass „trigger experiences [...] are always changing; that is the nature of the world [...]“ (Lightfoot 1997: 266). Diese Feststellung ist vollkommen unhaltbar: Lightfoot gibt keine „Naturprinzip“ an, das konstitutiv für die beständige Veränderung von Triggermengen sein könnte; er hypostasiert vielmehr die Existenz eines solchen Prinzips. Eine genauere Fassung des Begriffs der Triggererfahrung zeigt jedoch, dass die Welt der UG – entgegen der Hypostasierung Lightfoots – gerade keine Welt sich ständig verändernder Triggermengen ist und sein kann. Die unter [f] entwickelten, für die Stringenz und Konsistenz der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption zentralen Voraussetzungen sind also keineswegs, wie Lightfoot zu glauben scheint, trivial und sie sind erst recht nicht trivialerweise erfüllt. Die Ausführungen von Lightfoot beinhalten keine signifikante Begründung dieser Voraussetzungen. Insofern ist die in [A] – [C] mitgeteilte Konzeption zur Erklärung der Tatbestände der L-Dynamik nicht fundiert. Und für ihre Fundierung ist es insbesondere unerlässlich, dass eine Erklärung des ($X \neq X^*$)-Tatbestands beigebracht wird: Denn wenn nicht angegeben werden kann, warum Triggermengen sich verändern können, trägt es nicht das Mindeste aus, wenn man sich auf eine durch ein Nicht-Monotoniekonzept der UG-Formation begründete Revidierbarkeit der UG bezieht. Denn die Revision der UG setzt die Veränderbarkeit und Veränderung der Triggermengen zwingend voraus.

[k] Es liegt auf der Hand, dass die UG relativ zu der in [A] – [C] mitgeteilte Konzeption wesentlich als ein *reaktives* System begriffen werden muss. Denn UG reagiert auf Veränderungen von Triggermengen, und sie reagiert, indem sie sich revidiert und umformiert. Dieser Prozess der Revision und Umformation kann – grob, aber nicht vergrößernd – im Sinne des nachfolgend in (21) mitgeteilten Schemas begriffen werden:

$$(21) [ESD_1 \Rightarrow ESD_2] \supset [UG_1 \Rightarrow UG_2]$$

Wie (21) verdeutlicht, reagiert die UG auf ESD-Veränderungen – also auf Veränderungen von Triggermengen –, die (und dies zu sehen ist wesentlich) *UG-unabhängig zustandekommen*. Entsprechend ist auch eine UG-abhängige Erklärung der ESD-Veränderungen erforderlich. Dass diese Erklärung erforderlich – und zwar *zwingend* erforderlich – ist, stellt (21) wohl auch hinreichend deutlich vor Augen: Wenn die Beziehung $[ESD_1 \Rightarrow ESD_2]$ – also die (X, X^*)-Transitorik, anders gesagt – nicht erklärt werden kann, bleibt vollkommen ungeklärt, wie der Vorgang der UG-Revision und der UG-Umformation überhaupt zustandekommen kann.

[l] Die von Lightfoot (1979) mitgeteilten Überlegungen zur Herausbildung der Periphrase im Englischen – genauer: der I-Sprache, die der „das Englische“ genannten Sprachgemeinschafts-Sprache, kurz: der S-Sprache – geführt haben, kann man, wie zuvor schon angemerkt, als einen Versuch lesen, die unter [k] konstatierte Erklärungslücke, die die in [A] – [C] skizzierte Konzeption der UG-Umformation aufweist, zu schließen. Lightfoot bezieht sich bei seiner Erklärung wesentlich auf Ellegård (1957), dessen Betrachtungen zur Periphrase im Englischen er wie folgt zusammenfasst: „Ellegård showed the periphrastic *do* was exploited first by poets for rhythmical purposes and rhyming (since its availability often permitted the infinitive to occur at the end of a line), pointing to some eastern writers who used the periphrastic in verse but only the causative in prose. As the periphrastic became more common, so the causative gave way to *make* and *cause*.“ (Lightfoot 1979: 117/118) Diese Feststellungen mögen harmlos anmuten. Warum sie – gerade im Zusammenhang mit einer UG im Sinne von Chomsky (1981) – alles andere als dieses sind, ist den nachfolgenden Bemerkungen zu entnehmen.

[m] Bevor die Frage erörtert wird, welchen sozusagen universalgrammatischen Gebrauch Lightfoot von Ellegårds Überlegungen macht, ist es angebracht, kurz zu rekonstruieren, welches Modell der Sprachveränderung Ellegårds Ausführungen implizieren. Dieses Modell ist vergleichsweise konservativ; in der einen oder anderen Version ist es in der Tradition oftmals propagiert worden. Diesem Modell zufolge ist der Ursprungsort der Sprachveränderung der Sprachgebrauch. Im Modus des Gebrauchs einer A-Sprache **L** vom Typ N wird diese A-Sprache **L** verändert. Diese Veränderungen schließen auch *grammatische L*-Veränderungen ein. Diese Veränderungen werden von bestimmten Individuen zu einer bestimmten Zeit und – eventuell – zu einem bestimmten Zweck kreiert. Durch diese grammatischen Kreationen – durch Neuschöpfungen grammatischer Strukturen –

wird **L** *innoviert*. Im von Ellegård betrachteten Fall sind es die Dichter, die die Periphrase im – verkürzt gesagt – Englischen kreieren, und diese ihre grammatische Kreation, die einer **L**-Innovation gleichkommt, dient einen bestimmten Zweck, nämlich dem Zweck so neue Reimmöglichkeiten und Rhythmisierungsstrukturen zu erschließen. Dieses Modell der Herausbildung der Periphrase aus dem Geist der Poesie kann man im Rahmen der (P&P)-Theorie mit einer gewissen Unschärfe vielleicht so rekonstruieren: Der Ursprung der Sprachveränderung ist die *Sprachperformanz* der Individuen. Durch die Sprachperformanz der Individuen wird die Sprache grammatisch innoviert, indem universalgrammatisch gegebene, zuvor aber nicht genutzte Möglichkeiten der **L**-Strukturierung wie etwa die Periphrase-Möglichkeit realisiert werden. Die Realisierung dieser Möglichkeiten erfolgt unter Umständen (also nicht notwendigerweise generell) zielgerichtet und zweckbestimmt. Die Realisierung der universalgrammatisch gegebenen, zuvor aber nicht genutzten Periphrase-Möglichkeit dient der Befriedigung von rhythmischen Bedürfnissen und der Erreichung von Reimzwecken. Soviel – in sozusagen nullter Näherung – zur Rekonstruktion der in [1] implizit enthaltenen Theorie der Sprachinnovationen in der Begrifflichkeit, die beim Aufbau der (P&P)-Theorie verwendet wird.

[n]**L**-Innovationen im skizzierten Sinn des Begriffs sind nicht notwendigerweise **L**-Veränderungen. Die poetisch bedingte periphrastische **L**-Innovation beispielsweise wird erst dann zur **L**-Veränderung, „as“ – um es mit Lightfoots Worten zu sagen – „the periphrastic became more common“. Und „more common“ wird eine **L**-Innovation dann, wenn sie auch unter anderen Bedingungen als denen, unter denen sie kreiert wurde, in Gebrauch kommt: Dann wird aus der **L**-Innovation eine **L**-Modifikation. **L**-Modifikationen resultieren aus der *Übernahme* von **L**-Innovationen; diese übernommenen **L**-Innovationen – also die **L**-Modifikationen – *sind* **L**-Veränderungen. Die übernehmende Einheit ist in erster und letzter Instanz natürlich der Sprachgemeinschaft **C**; **L**-Veränderungen sind somit Funktionen von individuell kreierten, aber in die performativische Praxis, die in **C** ausgeübt wird, übernommenen grammatischen Neuerungen. Entsprechend muss die hier betrachtete A-Sprache **L** vom Typ N als Sprachgemeinschaftssprache – kurz: als S-Sprache – begriffen werden. Es ist klar, dass die Übernahme von **L**-Innovationen in **C** und damit die Etablierung von **L**-Modifikationen, also von **L**-Veränderungen, also Prozess in der Zeit, der sich über die von **C** besetzte Region erstreckt, begriffen werden kann. Relativ zu einem solchen Verständnis der **L**-Veränderung ist auch klar, dass *erstens* nicht jede **L**-Innovation zur **L**-Modifikation, also in **C** übernommen werden muss, und es ist *zweitens* klar, dass die Übernahme einer **L**-Innovation nicht in allen Bereichen der von **C** besetzten Region zustandekommen muss und dass sie erst recht nicht in allen diesen Bereichen *gleichzeitig* zustandekommen muss. Das – wie gesagt: konservativ-konventionelle – Übernahme-Modell der Sprachveränderung, auf das sich Ellegård implizit bezieht, bietet insofern die Möglichkeit, Ungleichzeitigkeiten und Partialitäten der Sprachveränderung zu reflektieren. Es erübrigt sich hier, die vielleicht auch naheliegende Frage näher zu erörtern, ob das Übernahme-Modell auch die Möglichkeit bietet, vorauszusagen, welche **L**-Innovationen zu **L**-Modifikationen werden. Diese Frage ist offenbar äquivalent mit der Frage, ob vermöge des Übernahme-Modells **L**-Veränderungen vorausgesagt werden können. Im Hinblick auf diese Frage reicht es aus, hier festzustellen, dass ein Übernahme-Modell der Sprachveränderung, das über die entsprechende prognostische Kapazität verfügt, zumindest bislang nicht vorgelegt worden ist.

[o] Gegenstand der (P&P)-Theorie ist die UG beziehungsweise die von der UG determinierte I-Sprache **L**. Genauer müsste man wohl sagen, dass ihr Gegenstand eine Klasse von I-Sprachen ist, unter deren Elementen sich solche befinden, die einander gleich sind, und auch solche, die parametrisch voneinander verschieden sind. Das bedeutet insbesondere, dass das Übernahme-Modell der Sprachveränderung nur sehr bedingt im Rahmen der (P&P)-Theorie rekonstruiert werden kann. Denn die Begrifflichkeit, die dem Aufbau der (P&P)-Theorie zugrundeliegt, und die Begrifflichkeit, in der das Übernahme-Modell aufgebaut ist, sind einander weitgehend fremd. I-Sprachen sind Individualsprachen; das Übernahme-Modell dagegen zeichnet S-Sprachen aus: Die A-Sprache **L**, die innoviert und – im Übernahmefall – modifiziert, also verändert wird, ist eine S-Sprache, also die Sprache eines *Kollektivs*, nämlich der Sprachgemeinschaft. Zwar haben die **L**-Innovationen eine Individuenbasis, aber diese Innovationen erhalten ein **L** strukturierendes Gewicht erst dann, wenn sie kollektiviert worden sind. Denn das und nichts anderes sind die **L**-Modifikationen: Kollektivierungen von **L**-Innovationen. Kollektivierungen dieser Art können im Rahmen der (P&P)-Theorie jedoch nicht ins Blickfeld genommen werden; sie liegen außerhalb der Reichweite der Theorie – wie umgekehrt die

Tatbestände, die im Rahmen dieser Theorie beschrieben und erklärt werden, nahezu vollständig außerhalb der Reichweite des Übernahme-Modells liegen. Insofern ist es schwer zu sehen, inwieweit Ellegårds Überlegungen zur Herausbildung der Periphrase im – verkürzt gesagt – Englischen irgendeine Bedeutung für den Versuch haben können, die G-Dynamik der L-Struktur vermöge der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben.

[p] Dennoch wird in der einschlägigen Literatur – zumeist zwar nur implizit, aber doch mit einiger Nachhaltigkeit – das Übernahme-Modell immer wieder ins Spiel gebracht. Um dieses Insistieren zu verstehen, ist es angebracht, sich kurz an das in (21) mitgeteilte Schema zu erinnern, das im wesentlichen besagt, dass ESD-Veränderungen zu UG-Veränderungen führen, die exakt das ausmachen, was zuvor als die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur bezeichnet wurde. Allerdings blieb bei der Formulierung von (21) die Frage unbeantwortet, wie es zu ESD-Veränderungen überhaupt kommen kann. Geht man nun von der nicht unüblichen Annahme aus, dass die ESD S-sprachlich verfasste, also in der A-Sprache **L** gegebene Größen sind, so ist der erste Schritt auf dem Wege getan, auf dem es möglich wird, eine Antwort auf die Frage zu geben: Es ist in erster, vielleicht auch nur in nullter Näherung geklärt, welche Entitäten es sind, aus denen sich eine Trigger-Menge **X** von ESD zusammensetzt. Diese Klärung impliziert offenbar die ebenfalls nicht unübliche Annahme, dass es sich bei einer S-Sprache **L** um eine *extensional* gegebene Größe handelt: **L** ist also eine Satzmenge, und die Trigger-Menge **X** von ESD ist eine (endliche) Teilmenge von **L**. Die S-Sprache **L** ist somit eine Sprache vollkommen anderer Art als die I-Sprache **L**, die nicht *extensional*, sondern *intensional* – durch eine Funktion *in intensio*, nämlich die UG – gegeben ist. In extensionaler Begrifflichkeit muss die I-Sprache **L** somit als eine Baumsprache begriffen werden.

Der Vorgang der UG-Formation – insbesondere also auch der Vorgang der UG-Parametrisierung – ist diesen Feststellungen zufolge ein Vorgang, der aus dem Feld der Extensionalität – der S-Sprachlichkeit – in den Bereich der Intensionalität – der I-Sprachlichkeit – führt. Und auch diese Feststellung charakterisiert den Vorgang der UG-Parametrisierung, genereller: der UG-Formation nicht erschöpfend. Denn die Trigger-Menge ist nicht nur eine S-sprachlich verfasste Menge, sondern **X** ist eine *performatorisch* gegebene Menge. Das heißt, das unter **X** nicht einfach eine Satzmenge – eine (notwendigerweise endliche) Menge von **L**-Sätzen – verstanden werden kann, sondern **X** ist eine Menge von *Äußerungen* von **L**-Sätzen. Genauer (aber immer noch im Rahmen zahlreicher Vereinfachungen) gesagt: **X** ist eine endliche Teilmenge der Satzinstanziierungen von *Äußerungen* von **L**-Ausdrücken.

X ist somit ein performatorisch gegebener Ausschnitt aus der S-Sprache **L**. Der Vorgang der UG-Formation ist somit auch ein Vorgang, der aus dem Bereich der Sprachperformanz ins Feld der UG-determinierten grammatischen Strukturen, in den Bereich der Sprachkompetenz führt. (Und das heißt auch, dass dieser Vorgang sozusagen mit bloßen Auge nicht sichtbar, also einer „unmittelbaren“ linguistischen Erfahrung nicht zugänglich ist).

[q] Es bleibt zu erörtern, die Bezugnahme auf das Übernahme-Modell es ermöglicht, eine Antwort auf die zuvor unbeantwortet gebliebene Frage – bei der es sich natürlich um die Frage nach der Möglichkeit der $(X < X^*)$ -Transitorik handelt – zu geben. Die ESD-Veränderungen, die diese Transitorik ermöglichen, lassen sich relativ zum Übernahme-Modell auf naheliegende Art als eine Funktion von **L**-Innovationen und **L**-Modifikationen erklären. Diese Innovationen und Modifikationen verändern die S-Sprache, und in Konsequenz dieser Veränderungen verändern sich die ESD-relativen Voraussetzungen der UG-Formation. Damit ist offenbar auch festgestellt, dass die UG, wenn sie als ein veränderungsfähiges und sich veränderndes System begriffen wird, als ein System betrachtet werden muss, dessen Möglichkeit nur insoweit gegeben ist, wie vorgängig die Möglichkeit von S-Sprachen gegeben ist. Diese Feststellung aber offenkundig nicht unmittelbar einsehbar, denn es gibt gute Gründe für die – gängige – Annahme, dass die Existenz von I-Sprachen eine Voraussetzung die Möglichkeit von S-Sprachen ist und nicht umgekehrt. Genau diese Umkehrung der Voraussetzungsbeziehung scheint aber aus den unter [p] getroffenen, in sich sicher nicht un schlüssigen Feststellungen zu folgen. Folgt sie wirklich?

Voraussetzung für die Existenz der UG ist die Existenz von Auslösermengen, und sonst nichts. Und Triggermengen sind Triggermengen, sonst nichts. Der Umstand, dass diese Triggermengen S-sprachlich gegeben sind, ist für die UG-Formation irrelevant; das heißt: Gegen die sozusagen S-sprachliche Hülle der Trigger ist die UG resistent; sie blendet diese Hülle aus. Die **L**-

Elemente, die als ESD fungieren, haben – trivialerweise möchte man sagen – einen harten, von allen S-sprachlichen Gegebenheiten vollkommen unabhängigen grammatischen Kern, und nur dieser Kern beinhaltet eine für die Formation der UG relevante Information. Anders gesagt: die UG abstrahiert aus X eine Kerninformation $X_1(X)$, und nur diese Masse $X_1(X)$ ist für die Formation der UG relevant. Die S-sprachliche Hülle dieses Kernelements der UG-Formation – die Restmasse von X modulo $X_1(X)$, symbolisch: die Masse $R(X)$ – beeinflusst diesen Formationsvorgang in keiner Weise; sie ist – beispielsweise – parametrisch irrelevant.

Das heißt insbesondere auch, dass die UG resistent gegen die Prozesse der L-Modifikation – also gegen die für die Übernahme einer L-Innovation konstitutiven Kollektivierungsprozesse ist. Der Begriff einer Kollektivierung von L-Innovationen ist kein Begriff der zur grammatischen Charakterisierung einer I-Sprache L verwendet werden kann; dieser Begriff ist, anders gesagt, der (P&P)-Theorie fremd – und zwar systematisch fremd. I-Sprachen *können* nicht als Kollektivsprachen begriffen werden. Entsprechend sind die für die Theorie der L-Modifikationen wichtigsten Begriffe im Rahmen der (P&P)-Theorie nur unter Preisgabe der zentralen Voraussetzungen, auf denen die Theorie aufgebaut ist, rekonstruiert werden. Zu diesen Begriffen zählen verschiedene von Lightfoot (1979), (1993) bei seinem Versuch, Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur vermöge der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben, an prominenter Stelle gebrauchte Begriffe, so etwa der Begriff der Häufigkeit oder der Wahrscheinlichkeit eines Satzes und der Begriff der stilistischen Varianz. Keiner dieser Begriffe kann einen systematischen Ort in der (P&P)-Theorie haben; vor der UG, wie sie im Rahmen dieser Theorie betrachtet wird, sind alle Sätze gleich – unabhängig davon, wie häufig und wie wahrscheinlich sie sind und welches stilistische Profil ihnen aufgeprägt ist. Ein Satz ist für die UG ein Satz; die Frage, wie ein Satz kollektiviert wird, kann relativ zu einer UG im Sinne der (P&P)-Theorie nicht einmal sinnvoll gestellt werden (wenn sie denn überhaupt sinnvoll gestellt werden kann. Denn es ist durchaus nicht sicher, dass Begriffe wie „Häufigkeit eines Satzes“ und „Wahrscheinlichkeit eines Satzes“ überhaupt einen Sinn haben können. Vermutlich haben diese Begriffe überhaupt nur dann einen Sinn, wenn sie im Sinne der Begriffe „Häufigkeit der Äußerung eines Satzes“ und „Wahrscheinlichkeit der Äußerung eines Satzes“ verstanden werden – einem solchen Verständnis zufolge sind diese Begriffe jedoch, da sie wesentlich den Äußerungsbegriff enthalten, jedoch performanztheoretische Begriffe, die für eine Theorie der I-Sprachen – und damit für die (P&P)-Theorie, die ja – um es in einer tradierten Terminologie auszudrücken, eine Theorie der Sprachkompetenz ist – schlicht und einfach irrelevant sind. – Zusammenfassend gesagt: es ist nicht auszuschließen, dass Lightfoots Versuch, die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur im Rahmen der (P&P)-Theorie vermöge einer Integration des Übernahmemodells in die Theorie zu erklären und zu beschreiben, schon deshalb scheitern muss, weil durch ihn die doch unverzichtbare Unterscheidung zwischen Sprachperformanz und Sprachkompetenz unterlaufen wird.)

Die Theorie der L-Modifikationen ist ganz wesentlich die Theorie der Kollektivierung von L-Innovationen. Eine solche Theorie kann jedoch nicht in die den Begriff der Kollektivierung geradezu ausschließende (P&P)-Theorie integriert werden; jeder derartige Integrationsversuch muss zwangsläufig Stringenzverluste zur Folge haben, und zwar Stringenzverluste auf beiden Seiten: Denn eine Theorie der grammatischen Kollektivierung ist nicht vereinbar mit einer Theorie, die – wie die (P&P)-Theorie – die Individuenspezifität der Fundamente der grammatischen Struktur, also die I-Sprache L, auszeichnet, wie umgekehrt eine Theorie, für die diese Auszeichnung geradezu konstitutiv ist, inkonsistent mit einer Theorie sein muss, die die kollektive Basis der grammatischen Struktur auszeichnet. Entweder so oder nicht so; *tertium non datur*. Das heißt, das einzige Element des Übernahme-Modells, das im Rahmen der (P&P)-Theorie – vielleicht – rekonstruiert werden könnte, ist eine Theorie der L-Innovationen. Dabei ist jedoch durchaus fraglich, ob es sinnvoll sein kann, anzunehmen, dass *jede* L-Innovation eine Veränderung der L-Struktur reflektiert, die als Funktion einer G-Dynamik dieser Struktur verstanden werden kann und muss. Um diese – vielleicht doch sehr vorschnelle – Identifizierung zu vermeiden, konstatiert Lightfoot: „The issue is when trigger experiences differ critically, i. e. in such a way as to set some parameters differently. [...] sometimes we can identify points at which these have been clear shifts in parameter settings and sometimes also we can identify prior changes in the PLD. By hypothesis, this shows us changes in PLD having critical effects.“ (Lightfoot 1997: 266). Mit anderen Worten: die Frage ist, wann eine kritische Differenzmasse erreicht ist. Das Übernahme-Modell liefert eine (sicher elaborierungsbedürftige, vermutlich auch elaborierungsfähige) Antwort auf diese Frage: Eine L-Innovation gehört genau dann zur Differenzmasse, wenn sie zur L-Modifikation geworden ist. Deshalb – weil das Übernahme-Modell

eine Antwort auf diese Frage ermöglicht – Lightfoots verschiedentliche, zumeist verdeckte, aber doch sehr nachhaltige Option für dieses Modell; deshalb seine – letztlich wohl zum Scheitern verurteilten – Versuche, den Begriff der Kollektivierung der grammatischen Struktur in die (P&P)-Theorie zu integrieren. Sicher stellt Lightfoots Option – unerachtet der Probleme, mit denen sie behaftet ist – einen Ausweg aus der angesprochenen Problematik dar. Es liegt jedoch auf der Hand, dass die Suche nach einem solchen Ausweg vollkommen überflüssig wird, wenn der Versuch, die Tatbestände einer G-Dynamik der L-Struktur unter den Prämissen der (P&P)-Theorie zu erklären und zu beschreiben, von vornherein prämissentreu konzipiert wird – also ohne Zuflucht bei dem der (P&P)-Theorie fremden Begriff der Kollektivierung der grammatischen Struktur zu suchen. Und es ist zumindest fraglich, ob ein solcher prämissentreuer Versuch notwendigerweise darauf hinausläuft, Wege einer *parametrischen* Umformation der UG ausfindig machen zu müssen, die Lightfoot offenbar als die einzig mögliche ins Auge fasst. Mit anderen Worten: wenn es möglich sein sollte, einen Weg ausfindig zu machen, der es gestattet, die Tatbestände einer G-Dynamik der L-Struktur im Kern prämissentreu – also ohne den Versuch, den Begriff der Kollektivierung der grammatischen Struktur in die (P&P)-Theorie zu integrieren, und ohne auf *parametrischen* Umformation der UG abzielen zu müssen – zu erklären und zu beschreiben, so sollte der Option für diese Möglichkeit der Vorzug vor Lightfoots Optionen gegeben werden, und dies schon allein deshalb, weil die Option für diese Möglichkeit weniger gravierende Modifikationen der (P&P)-Theorie erfordert als die, die Lightfoots Optionen zur Folge haben.

Aber diese Betrachtungen sind nur Ergänzungen zur Erörterung der Frage nach der Struktur der parametrisierungsrelevanten ESD. Die Antwort auf diese Frage bestand in der Unterscheidung zwischen dem allein für die Formation der UG relevanten grammatischen Kernbestand $X_1(X)$ einer Auslösermenge X und dessen S-sprachlicher Hülle – der Restmasse von X modulo $X_1(X)$, nämlich der Masse $R(X)$ –, die für die Formation der UG irrelevant ist. Wenn diese Unterscheidung stichhaltig ist – wenn also immer klar zwischen dem $X_1(X)$ -Bestandteil von X und dem $R(X)$ -Bestandteil von X unterschieden werden kann –, kann natürlich keine Rede davon sein, dass die Annahme, dass ESD-Veränderungen UG-Umformationen induzieren, eine Umkehrung der Voraussetzungsbeziehung, die zwischen I-Sprachen und S-Sprachen besteht. Insofern – aber nur insofern – ist die (im folgenden – speziell unter [u] – noch einmal zu erörternde) Annahme, dass die ESD in Form von **L**-Elementen gegeben sind, zunächst einmal unproblematisch. Und damit scheint es keinerlei Problem mehr darzustellen, wenn man grundsätzlich von der Annahme ausgeht, dass die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur ihre Basis in UG-unabhängig gegebenen ESD-Veränderungen haben. Ist damit das unter [1] angesprochene Universalitätsdilemma im Grundsatz gelöst?

Auf den ersten Blick hin scheint dies sehr wohl der Fall zu sein. Aber dieser erste – und vielleicht doch sehr flüchtige – Blick lässt nicht erkennen, wie hoch der Preis ist, den man dafür entrichten muss, *diese* – diese *positive* – Antwort auf die Frage nach der Auflösbarkeit des Universalitätsdilemmas geben zu können. Erst lässt somit auch nicht erkennen, ob dieser Preis, der zu zahlen ist, in Ansehung der Konsequenzen, die das skizzierte Nicht-Monotoniemodell der UG-Formation hat, nicht doch bei weitem zu hoch ist.

Die anschließenden Bemerkungen beinhalten im wesentlichen den Versuch, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, diese Preisfrage einer hinreichenden Antwort zumindest näher zu bringen.

[r] Die $(X < X^*)$ -Transitorik – im Lichte der voranstehenden Ausführungen muss wohl etwas genauer von einer $(X_1(X) < X_1^*(X^*))$ -Transitorik gesprochen werden – ist eine Funktion von S-sprachlichen Prozessen der **L**-Innovationen und **L**-Modifikationen, die ihrerseits nicht der Determination durch die UG unterliegen. Das heißt in jedem Fall, dass eine UG-interne Erklärung der Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur, für die explanative Vollständigkeit beansprucht wird, auf keinen Fall vorgelegt werden kann. Unter Bezugnahme auf die UG kann allenfalls erklärt werden, wie durch die UG in Konsequenz einer Reaktion auf die S-sprachlichen Prozessen der **L**-Innovation und **L**-Modifikation Tatbestände der grammatischen L-Determination in Tatbestände der grammatischen L-Determination abgeändert werden können beziehungsweise abgeändert werden. So muss beispielsweise der gesamte Gehalt von Fourquets Befund als eine Funktion von **L**-Innovationen und **L**-Modifikationen erklärt werden, die eine Umformation der UG und eine daraus resultierende G-dynamische Umstrukturierung der L-Struktur verursacht haben. Die Ursachen der UG-Umformation liegen somit *außerhalb* der Reichweite der Geltung der UG.

[s] Damit wird klar, welches UG-Modell von der in [A] – [C] skizzierten und in den an [A] – [C] anschließenden Ausführungen wohl hinreichend erläuterten Konzeption der UG-Umformation impliziert wird. Diesem Modell zufolge ist die UG so etwas wie ein Reiz/Reaktions-Automat – kurz: ein RR-Automat –, der auf bestimmte Reize – eben die Triggermenge X beziehungsweise die Triggermenge $X_1(X)$ – auf bestimmte Art, etwa mit einer V3-Reaktion, L-strukturell reagiert, und auf die Abänderung dieser Trigger-Menge in eine Triggermenge $X_1(X)$ beziehungsweise $X_1^*(X^*)$ ebenfalls L-strukturell, etwa mit der Etablierung einer V2-Konfiguration, reagiert. Die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur sind somit einfach Konsequenzen der Arbeitsweise eines RR-Automaten, der sich sukzessive an nicht der Kontrolle des Automaten unterliegende Veränderungen seiner ESD-Umwelt anpasst. Lightfoots bekanntes Diktum, dass Sprachveränderung nicht Prophylaxe, sondern Therapie sei, ist wohl korrekt verstanden, wenn es im Sinne dieser Feststellung verstanden wird. UG-Umformation – zum Beispiel eben UG-Umparametrisierung – ist einfach UG-Anpassung an sich verändernde ESD-Lagen; der UG genannte RR-Automat ist nichts anderes als eine Anpassungsfunktion. Und die Voraussetzung dafür, dass der RR-Automat – die UG – sich anpassen kann, ist natürlich die Nicht-Monotonie der UG-Formation.

[t] Zu klären bleibt, welche Reaktionsmöglichkeiten – und das heißt eben, welche Anpassungsmöglichkeiten – dem RR-Automaten zu Gebote stehen. Die Antwort auf diese Frage lautet einfach: dem Automaten stehen *alle* erforderlichen Reaktionsmöglichkeiten zu Gebote. Falls eine ESD-Lage eine Periphrase erfordert, reagiert der RR-Automat L-strukturell mit der Etablierung einer periphrastischen Struktur; wenn eine ESD-Lage V3-Anforderungen induziert, reagiert der RR-Automat L-strukturell mit der Etablierung einer V3-Struktur; wenn eine ESD-Lage V2-Anforderungen induziert, reagiert der RR-Automat L-strukturell mit der Etablierung einer V2-Struktur; wenn eine ESD-Lage Infinitiv-Anforderungen induziert, wie sie etwa für das Deutsche und das Englische charakteristisch sind, reagiert der RR-Automat L-strukturell mit der Etablierung einer Infinitiv-Struktur; wenn eine ESD-Lage Nicht-Infinitiv-Anforderungen induziert, wie sie – laut Baker (1995) – insbesondere für das Mohawk charakteristisch sind, reagiert der RR-Automat L-strukturell mit der Etablierung einer Nicht-Infinitiv-Struktur – und so weiter. Der RR-Automat kennt die Klasse aller auf ESD-Lagen mögliche L-strukturellen Reaktionen; insofern hat der Automat den Vorzug, ein universeller RR-Automat zu sein. Die Universalität der UG ist dem von der in [A] – [C] skizzierten Konzeption der UG-Umformation implizierten Modell der UG zufolge schlicht und einfach darin begründet, dass die UG über einen Fundus grammatischer Repräsentationen verfügt, der es ihr erlaubt, sich beliebigen ESD-induzierten Umformationserfordernissen L-strukturell anzupassen. Grammatische Universalität ist – in diesem Sinne – schlicht und einfach Anpassungsuniversalität. Der Tatbestand der Anpassungsuniversalität (wenn er denn in der Tat gegeben sein sollte) besagt, dass die als RR-Automat begriffene UG auf beliebige ESD-Veränderungen grammatisch korrekt reagieren kann. Der Reaktionsraum jedoch – und das ist der Raum dessen, was grammatisch möglich ist – ist jedoch durch die UG nicht weiter strukturiert. Das heißt: im Rahmen der RR-Konzeption der UG lässt sich zwischen den verschiedenen möglichen grammatischen Reaktionen der UG keinerlei Zusammenhang ausmachen. Es ist im Rahmen dieser Konzeption nicht erforderlich, anzunehmen, dass eine grammatische Reaktion R_1 eine grammatische Reaktion R_2 zur Folge hat und eine grammatische Reaktion R_3 zur Voraussetzung hat – grammatische Reaktionen erfolgen also ausschließlich ESD-getrieben, und zwischen ihnen besteht keinerlei erklärter Konstitutionszusammenhang. Die als RR-Automat verstandene UG wirkt insofern auf die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur nicht ein; es gibt keine Reaktion-Reaktion-Gesetze – und das heißt, dass es im Rahmen der in Rede stehenden Konzeption der UG (im Rahmen der RR-Theorie der UG) gänzlich sinnlos ist, nach irgendwelchen die G-Dynamik der L-Struktur bestimmenden grammatischen *Gesetzen* auch nur zu suchen. Die als RR-Automat verstandene UG verhält sich rein adaptiv: Sie adaptiert unabhängig gegebene ESD-Veränderungen – und das ist alles. Insofern kann im Rahmen der in Rede stehenden RR-Theorie der UG nicht mehr zustandegebracht werden als eine Kasuistik von Tatbeständen der G-Dynamik der L-Struktur. Da die diese G-Dynamik auslösenden ESD-Veränderungen UG-unabhängig zustandekommen, besteht keinerlei Aussicht darauf, dass diese auslösenden ESD-Veränderungen auf der Basis der UG vorausgesagt werden können. Insofern kann es auch nicht der Fall sein, dass die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur einer prognostischen Kontrolle durch die UG unterliegen. Sie zu konstatieren, kann eben nur heißen, eine Kasuistik dieser Tatbestände zu betreiben.

[u] Es ist an dieser Stelle angebracht, nochmals auf eine Erörterung Bezug zu nehmen, die zuvor – unter [q] – bereits angegangen, aber nicht zum Abschluss gebracht wurde. Bei der Betrachtung der Struktur von ESD-Lagen – von Auslösermengen – wurde unter [q] zwischen dem grammatischen Kernbestand $X_1(X)$ einer Auslösermenge X und dessen S-sprachlicher Hülle – der Restmasse von X modulo $X_1(X)$, nämlich der Masse $R(X)$ – unterschieden. In Konsequenz dieser Unterscheidung liegt natürlich die Frage nahe, ob der RR-Automat die UG beständig an S-sprachliche Prozesse anpasst, oder ob es eine von diesen Prozessen unabhängige, UG-interne G-Dynamik der L-Struktur geben kann, die letztendlich S-sprachlich respektiert werden muss? Sind – spezieller gefragt – ESD nur als umhüllte ESD möglich, ist ein externes sprachliches Datum d notwendigerweise ein Paar $d = \langle X_1(X), R(X) \rangle$? Um eine Antwort auf diese – vielleicht sehr abseitig und randständig anmutende – Frage beibringen zu können, ist es nicht unangebracht, einen fiktiven, von Chomsky in einem vollkommen anderen als dem hier besprochenen Zusammenhang in die Debatte eingeführten Fall zu betrachten. Dieser Fall betrifft zum einen die Problematik des Begriffs „einer Regel folgen“ und zum anderen die Frage, inwieweit der Begriff „grammatische Kenntnisse“ mit dem Begriff „bewusste grammatische Kenntnisse“ identifiziert werden kann oder sogar muss; diese beiden Aspekte stehen – hier – jedoch nicht zur Diskussion. Dennoch ist der von Chomsky besprochene Fall für die Erörterung der vier verhandelten Problematik einschlägig, zumal sich dieser Fall als eines der wenigen von Chomsky angeführten Beispiele für eine Sprachveränderung interpretieren lässt. Und dies ist Chomsky – fiktiver – Fall:

„Similarly, Mary has no conscious awareness that she is using principle (C) of binding theory when she interprets example (1) differently from example (2), excluding the option of referential dependence of *he* on *Bill* in example (1) but allowing it in example (2). Thus she does not interpret example (1) as (1′) but may interpret example (2) as (2′) (*he* = *Bill* in both cases):

(1) He thinks Bill is a nice guy.

(2) The woman he married thinks Bill is a nice guy.

(2′) Bill thinks he is a nice guy.

(2′) The woman Bill married thinks he is a nice guy.

[...]

„Thus if Johnny says „I brang my lunch home“, normal usage would be that he following the rule for „sing“, etc. – mistakenly, in that authority figures or some other standard call for „brought“. Similarly if he uses „puppy“ to refer to kittens, following the rule that small household pets are puppies. Someone who is attentive might comparable comments about the rules of pronunciation he follows. If all adults were to die and Johnny and his cohorts to survive, they would continue to follow their private and individual rules, except that now these would be rules of a perfectly normal human language which differs from standard English in these (and others) respects. In that case, however, we would not normally say that Johnny is following a rule, because the term is rarely used for observance of norms and standards. Thus, only linguists would say that Mary is following Principle (C) of binding theory in examples (1) und (2), or following the intricate and complex rules of referring to objects when she talks about her house“. (Chomsky 2000: 93 bzw. 2000: 99). Der von Chomsky betrachtete fiktive Fall – eigentlich handelt es sich bei ihm um ein linguistisches Gedankenexperiment – ist jedoch noch über den Umstand hinaus, dass er zeigt, dass Begriffe wie „grammatische Norm“, „einer grammatischen Regel folgen“ etc. innerhalb einer Theorie der I-Sprache L keine sinnvolle Anwendung haben, von einigen Interesse. Die UG – ein angeborenes System von grammatischen Kenntnissen – setzt, um aktiviert werden zu können, die Existenz von externen sprachlichen Daten, also von ESD voraus. Es ist klar – oder sollte es sein –, dass Johnny die ESD, die die UG triggern, nicht selbst produzieren kann; die Triggerfunktion reagiert auf Johnny-externe sprachliche Daten, und diese externen sprachlichen Daten – die ESD –, auf die die Triggerfunktion im Fall von Johnny reagiert werden, werden von der Entität produziert, die Chomsky Johnnys Kohorte nennt. Sie – die ESD – sind

Elemente einer Kohortensprache, und die Existenz einer solchen Kohortensprache ist offenbar eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit der Formation der UG (und für die Möglichkeit der Umformation der UG, wie von der in [A] – [C] mitgeteilten Konzeption vorausgesetzt wird). Eine Kohortensprache aber ist – im üblichen Sinn dieser Begriffe – eine extensional gegebene Sprache, und sie ist – eben deshalb der Ausdruck „Kohortensprache“ – eine Kollektivsprache. Der Umstand, dass diese Kollektivsprache keinen Namen hat – man könnte sie, im Sinne der Ausführungen Chomskys, das Differenzenglische nennen –, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle: Johnnys Kohorte bedient sich einer Kohortensprache; ob diese Kohortensprache einen Namen hat oder nicht, ist für den Kohortensprachstatus dieser Sprache vollkommen irrelevant. Diese Bemerkungen mögen randständig anmuten; sie sind es jedoch nicht. Denn wenn die Formation der UG die Existenz von ESD voraussetzt – und diese Voraussetzung ist zentral für die (P&P)-Theorie der UG –, und wenn die Möglichkeit der ESD eine Kohortenbildung, wie die in Chomskys Gedankenexperiment angesprochene voraussetzt (und die Signifikanz dieser Voraussetzung kann schwerlich in Abrede gestellt werden), dann *folgt*, dass Kohortenbildung – und damit die Existenz einer extensional gegebenen Kollektivsprache – eine (zwingende, unhintergehbare) Voraussetzung für die Formation der UG ist. Diese Konsequenz folgt nicht aus der in [A] – [C] skizzierten Konzeption und steht und fällt mit deren Signifikanz, sondern sie ergibt sich einfach aus Chomskys Gedankenexperiment (und steht und fällt mit dessen Signifikanz). Und diese Einsicht ist nicht ganz unerheblich; denn mit ihr wird deutlich, dass die Zusammenhänge, die zwischen I-Sprachen und E-Sprachen, zwischen Individualsprachen und Kollektivsprachen keineswegs so transparent und unmittelbar einsichtig und vor allem nicht so trivial sind, wie Chomsky (1981), (2000) anzunehmen nahelegt. Der Vorgang der UG-Formation ist letztlich nur dann vollständig verstanden und verstehbar, wenn diese Zusammenhänge vollständig verstanden sind. – Es kann – und soll – an dieser Stelle nicht darum gehen, tiefergehende Klärungen dieser Zusammenhänge beizubringen. Aber der Hinweis darauf, dass die Fundierung der (P&P)-Theorie in einer nicht unerheblichen Hinsicht doch wohl noch Lücken aufweist, ist im hier verhandelten Problemzusammenhang, in dem es wesentlich um die Formation und Umformation der UG geht, sicher nicht ganz unangebracht. Die weitere Untersuchung der Zusammenhänge, die zwischen I-Sprachen und E-Sprachen, zwischen Individualsprachen und Kollektivsprachen bestehen, ist nach wie vor ein Desiderat der im Rahmen der (P&P)-Theorie zu betreibenden Forschung.

[v] Der Hinweis darauf, dass der angesprochene Forschungsbedarf nach wie vor besteht, liefert – unabhängig davon, ob er von marginaler Bedeutung oder tiefgehend und weitreichend ist – sicher keine Antwort auf die unter [u] aufgeworfene Frage. Er liefert also keine Antwort auf die Frage, ob ESD nur als umhüllte ESD möglich sind, ob ein externes sprachliches Datum d notwendigerweise ein Paar $d = \langle X_1(X), R(X) \rangle$ ist. Zumindest scheint dies auf den ersten Blick hin so zu sein. Aber dieser erste Blick ist trügerisch. Denn Chomskys Gedankenexperiment liefert implizit sehr wohl eine Antwort auf diese Frage. Man kann die zuvor das Differenzenglische genannte Kohortensprache als eine Kollektivsprache betrachten, die den für eine S-Sprache konstitutiven Prinzipien noch nicht unterliegt; sie ist, in diesem Sinne, die *reine*, von S-sprachlichen Faktoren nicht überdeckte grammatische Manifestation einer I-Sprache L . Entsprechend sind die ESD, die diese Kollektivsprache freisetzt, sozusagen „reine“ Fälle, das heißt: bei diesen ESD handelt es sich um Paare $d = \langle X_1(X), R(X) \rangle$ mit leerer $R(X)$. Und das ist die Antwort auf die zuvor gestellte Frage: Das Gedankenexperiment demonstriert die Möglichkeit nicht umhüllter, also reiner ESD. Allerdings ist die Demonstration dieser Möglichkeit eine Demonstration im Raum der Gedankenexperimente, und eine solche Demonstration muss keineswegs notwendigerweise ein Pendant im Raum der sprachlichen Fakten haben. Im Hinblick auf diesen Faktenraum ist es sinnvoll, davon auszugehen, dass auch das Differenzenglische vom Moment seiner Entstehung an eine S-sprachliche Umhüllung erfährt. Es ist sinnvoll anzunehmen, dass auch das Differenzenglische vom Moment seiner Entstehung an in Johnnys Kohorte und insbesondere auch von Johnny selbst kommunikativ verwendet wird – mit allen nicht-I-sprachlichen, im Feld der Sprachperformanz zu verortenden Konsequenzen, die dies hat. Unter dieser Voraussetzung – also, kurz gesagt, der Voraussetzung, dass Chomskys Gedankenexperiment keine im Faktenraum zu konstatierenden Tatbestände reflektiert –, besagt das Gedankenexperiment in der hier interessierenden Hinsicht vor allem, dass es möglich – und zwar auch UG-möglich – ist, $X_1(X)$ und $R(X)$ strikt voneinander zu unterscheiden. Es besagt somit vor allem, dass es sinnvoll ist, davon auszugehen, dass die UG sich resistent gegen die $R(X)$ -Komponente eines externen sprachlichen Datums d verhält. Dass

die UG sich resistent verhält, heißt, dass die UG die umhüllten Fälle auf die im Faktenraum nicht nachweisbaren „reinen“ Fälle reduziert. Der UG muss insofern eine bestimmte abstrahierende Kraft beigemessen werden. Die Annahme jedoch, dass die UG über diese Abstraktionskraft verfügt – und beispielsweise von performativ bedingten grammatischen Fehlleistungen zu abstrahieren vermag – , ist eine der dem Aufbau der (P&P)-Theorie – und nicht nur ihr – zugrundeliegenden linguistischen Grundannahmen. Insofern beleuchtet Chomskys zuvor mitgeteiltes Gedankenexperiment nur einige der Konsequenzen, die aus dieser Grundannahme zu ziehen sind.

[w] Für die hier in Rede stehende Theorie der UG-Formation ist die Annahme konstitutiv, dass die UG ein nicht-monotoner RR-Automat ist, der auf UG-unabhängig gegebene ESD-Veränderungen adaptiv reagiert. Die UG-Formation ist damit in letzter Instanz eine Funktion UG-externer Gegebenheiten, nämlich der ESD. Entsprechendes gilt für die UG-Umformation: Sie ist eine Reaktion auf Veränderungen der ESD. Bei dieser Reaktion handelt es um eine ausschließlich *grammatische* Reaktion; das heißt: Der RR-Automat reagiert ausschließlich auf Veränderungen der $X_1(X)$ -Komponente der ESD. Dass diese Veränderungen möglich sind, heißt, dass es grammatische Bereiche gibt, in denen die UG-Determination der I-Sprache L in irgendeinem Sinn *lückenhaft* ist. Die UG reagiert also, indem sie sich umformiert, auf – um die zuvor eingeführte Terminologie wieder aufzunehmen – UG-extern verursachte grammatische Veränderungen, die in der Determinationslücke stattfinden. Dies ist, kurz gesagt, der Gehalt der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption, für die insbesondere Lightfoot (1979), (1991) exemplarisch ist. Der von Lightfoot (1979) betrachtete Fall der Herausbildung der Periphrase im Englischen macht den Gehalt dieser Konzeption deutlich: Die Periphrase stellt eine nicht realisierte grammatische Strukturmöglichkeit dar, die von den Dichtern in Konsequenz der Reimzwänge und Rhythmusbedürfnisse, denen sie ausgesetzt sind, realisiert wird. Auf die Kollektivierung der Realisierung dieser Möglichkeit reagiert die UG, die *alle* grammatischen Möglichkeiten, also auch die Periphrasemöglichkeit, kennt, in dem sie sich von einer nicht-periphrastischen UG in eine periphrastische UG umformiert. Der RR-Automat adaptiert sich also an eine neue, vom ihm selbst nicht erzeugte grammatische Situation. Die I-Sprachdynamik ist dieser Konzeption zufolge die Adaptation neuer, nicht UG-bedingter, in der Determinationslücke zu lokalisierender grammatischer Situationen durch die UG.

[x] Man erinnere sich: Die Universalgrammatik ist, der (P&P)-Theorie zufolge, ein in erster und letzter Instanz ein genetisch gegebenes System. Es besteht keinerlei Anlass zu der Annahme, dass die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption nicht ebenfalls auf die These festgelegt ist, dass die UG eine genetisch fundierte Größe ist. Aber eben dieser Konzeption zufolge verändert sich diese biologisch gegebene Größe – die UG – in der Konsequenz von Veränderungen von nicht UG-determinierten grammatischen Umgebungen. Das aber heißt – um es kurz zu sagen –, dass die UG und insbesondere die UG-Umformation im Rahmen dieser Konzeption *lamarckistisch* gedeutet wird. Der grammatische Lamarckismus aber, auf dem in [A] – [C] extrapolierte Konzeption aufbaut, ist ersichtlich nichts anderes als ein ins Biologische gewendeter Behaviorismus. Die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption muss somit in eine Tradition eingeordnet werden, die der – rationalistischen – Tradition, in der die (P&P)-Theorie steht, nicht nur fremd ist. Sie ist strikt gegenläufig zu dieser Tradition, und die (P&P)-Theorie ist strikt inkonsistent mit der in Rede stehenden lamarckischen Konzeption der UG-Umformation. Man *kann* sinnvoll versuchen, die Herausbildung der Periphrase im Englischen unter Bezugnahme auf die Reimzwänge der Dichter zu erklären. Aber es ist *nicht* sinnvoll, diesen Versuch im Rahmen der (P&P)-Theorie zu unternehmen, denn es ist nicht möglich, die UG auf eine mit der (P&P)-Theorie konsistente Art lamarckistisch zu deuten.

[y] Und nicht nur das. Es ist grundsätzlich sinnlos, ein genetisch gegebenes System lamarckistisch zu deuten. Denn der Lamarckismus ist nachweislich falsch; folglich ist auch ein grammatischer Lamarckismus falsch. Um es pointiert zu sagen: man kann den grammatischen Behaviorismus – der ebenso falsch ist wie der Behaviorismus insgesamt nachweislich falsch ist – nicht dadurch retten, in dem man ihn in einen – wenn der Gebrauch des Komparativs hier erlaubt sein sollte – in einen noch falscheren grammatischen Lamarckismus umdeutet. Und ganz und gar aussichtslos ist es, einen solchen Rettungsversuch ausgerechnet im Rahmen der (P&P)-Theorie zu unternehmen, denn diese Theorie ist mit jeder Form des Lamarckismus und des Behaviorismus von Grund auf inkonsistent. Und das heißt auch und gerade, dass die für die von der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption

fundamentale Idee einer nicht-monotonen UG-Formation, die eine unhintergehbare Vorbedingung für jede Konzeption einer UG-Umformation ist, grundsätzlich nicht aufrecht erhalten werden kann, wenn sie grundsätzlich die Option für einen grammatischen Lamarckismus erzwingt.

[z] Das Fazit, das aus all dem zu ziehen ist, ist schnell gezogen; es lautet: Es ist nicht möglich, die mit der G-Dynamik der L-Struktur verbundenen Probleme im Rahmen der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption der UG-Umformationen adäquat zu lösen. Diese Konzeption baut wesentlich auf Begriffen auf, die einer Theorie der Sprachkompetenz, wie die (P&P)-Theorie sie darstellt – also einer *deklarativ* konzipierten Theorie –, fremd sind, nämlich auf Begriffen wie „Äußerungswahrscheinlichkeit“, „stilistische Bedingtheit“ und ähnlichen Begriffen: Diese – und vergleichbare – Begriffe mögen im Rahmen einer Theorie der Sprachperformanz – also im Rahmen einer *prozedural* konzipierten Theorie – einen guten Sinn haben; wahrscheinlich sind sie für den Aufbau einer solchen Theorie sogar unverzichtbar. Aber im Rahmen der (P&P)-Theorie *können* Begriffssysteme dieser Art keinen systematischen Ort haben; werden sie gleichwohl, im Sinne der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption, in diese Theorie integriert, werden gewissermaßen die Fundamente der (P&P)-Theorie untergraben. Untergraben wird die für den Vorgang der generativen Grammatik konstitutive Unterscheidung zwischen Sprachkompetenz und Sprachperformanz, und die Preisgabe dieser Unterscheidung richtet die schon aus Chomsky (1965) bekannten, irreparablen Schäden an. Hinzu kommt, dass die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen einen evidentenmaßen naiven Umgang mit dem Begriff der Trigger-Erfahrung, sogar mit dem Begriff der grammatischen Erfahrung überhaupt involviert: Wer den Begriff der Gleichheit (von Erfahrungen) zugunsten des Begriff der Identität (von Erfahrungen) aufgibt, kann nicht erwarten, die Erfahrungsfundamente der UG adäquat ins Blickfeld gerückt zu haben oder überhaupt adäquat ins Blickfeld rücken zu können. Vor allem aber erzwingt die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen eine *radikale* Umdeutung der UG. In Konsequenz dieser Konzeption muss die UG als RR-Automat begriffen werden, und diese – mit der (P&P)-Theorie offenkundig inkonsistente – Umdeutung der UG ist, zumindest in letzter Instanz, in einem grammatischen Lamarckismus, der genauso unhaltbar ist, wie der Lamarckismus überhaupt unhaltbar ist. Auf eine kurze Formel gebracht: Die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen – sie ist in nahezu allen Hinsichten exemplarisch für die Versuche, Probleme der Sprachdiachronie im Rahmen der (P&P)-Theorie lösen zu wollen – ermöglicht es nicht, die Probleme der G-Dynamik der L-Struktur einer adäquaten Lösung zuzuführen.

Das unter [z] mitgeteilte Fazit dürfte einigermaßen ernüchternd sein. Es ist umso ernüchternder, wenn man bedenkt, warum die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen überhaupt entwickelt wurde. Die Standardversion der (P&P)-Theorie – ihre sozusagen klassische Version – impliziert, da sie auf der Idee einer strikt monotonen UG-Formation, insbesondere auf der Idee einer strikt monotonen UG-Parametrisierung, beruht, die im ersten Teil dieser Studie bereits besprochene Invarianzbehauptung für I-Sprachen. Diese Behauptung ist mit Befunden wie dem von Fourquet beigebrachten schlicht inkonsistent, und das heißt: Sie ist mit dem Tatbestand der Existenz einer starken, einer G-Dynamik der L-Struktur inkonsistent. Schlichter ausgedrückt: Chomskys Invarianzbehauptung für I-Sprachen muss als eine empirisch widerlegte Behauptung betrachtet werden. Das Gewicht, das Fourquets Befund zukommt, macht ihn und damit die von Fourquet angesprochene Etablierung der V2-Struktur zum Falsifikator der (P&P)-Theorie. Folglich muss die Theorie modifiziert werden, und zwar muss sie so modifiziert werden, dass es möglich wird, vermöge der Theorie auch die Tatbestände der G-Dynamik der L-Struktur erklärt und beschrieben werden können. Diese – aus empirischen Gründen unerlässliche – Modifikation sollte, wie zu Beginn dieses Abschnitts bereits ausgeführt, möglichst *konservativ*, also mit den maximal geringen Modifikationskosten, ins Werk gesetzt werden. Die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen ist der Versuch – der Standardversuch, wie man wohl sagen kann –, diesem Modifikationserfordernis gerecht zu werden. Es ist wesentlich zu sehen, dass einem solchen Versuch *keine* grundsätzlichen *technischen* Schwierigkeiten entgegenstehen; er ist im Rahmen einer nicht-monotonen Logik, beispielsweise im Rahmen der von Reiter entwickelten Default-Logik, sehr wohl rein technisch realisierbar. Allerdings spielen diese technischen Gesichtspunkte, unter deren Beachtung ein solcher Modifikationsversuch ins Werk gesetzt werden muss, wenn er zu einem auch in theoretischer Hinsicht befriedigenden Ergebnis führen soll, für den Aufbau der in [A] – [C]

extrapolierten Konzeption der UG-Umformationen keine Rolle – sehr zum Nachteil des Versuches, durch die Konzeption zu einer signifikanten Modifikation der (P&P)-Theorie zu kommen. Der Modifikationsversuch erschöpfte sich, zumindest in seinen prominentesten Versionen, im wesentlichen darin, eine Kasuistik von (faktischen und angeblichen) Fällen einer G-Dynamik der L-Struktur beizubringen und relativ zu dieser Kasuistik diverse, nur mit Mühe oder überhaupt nicht in die (P&P)-Theorie zu integrierende *ad hoc*-Annahmen zu entwickeln. Und dieser Modifikationsversuch ist gescheitert. Er ist *nicht* deshalb gescheitert, weil er sozusagen diesseits oder jenseits der nicht-monotonen Logik durchgeführt wurde, die ihm eigentlich hätte zugrundegelegt werden müssen.

Der Versuch ist aus den unter [z] knapp zusammengefassten Gründen heraus gescheitert. Aus eben diesen Gründen heraus wird man diesen Modifikationsversuch auch nicht als konservativ, im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffs, bezeichnen dürfen: Er lehnt sich gerade nicht an die (P&P)-Theorie an; er ist sozusagen nicht (P&P)-treu, sondern läuft auf eine Theorie der UG hinaus, die *völlig* anders ist als die mit der (P&P)-Theorie gegebene Theorie der UG. Und diese völlig andere Theorie der UG ist nicht nur mit der (P&P)-Theorie inkonsistent; sie ist zudem, aus den unter [a] – [z] dargelegten Gründen heraus, völlig unhaltbar. Im Lichte dieser Gründe dürfte wohl hinlänglich klar sein, dass sich die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption der UG-Umformationen insbesondere durch diverse, im Prinzip sehr wohl vermeidbare sprachtheoretische Naivitäten auszeichnet. Die Naivität der theoretischen Voraussetzungen und Implikationen der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption der UG-Umformationen war es, die den mit dieser Konzeption verbundenen Versuch einer ihre explanative Kapazität und ihren deskriptiven Gehalt steigernde Modifikation der (P&P)-Theorie hat scheitern lassen.

Dass *dieser* Versuch gescheitert ist, bedeutet natürlich nicht, dass *jeder* derartige Versuch notwendigerweise scheitern muss. Und es bedeutet auch nicht, dass die für ihn zentrale Idee einer möglichen Umformation der UG auf *jeden* Fall preisgegeben werden muss; im Gegenteil: Auf dieser Idee muss *jeder* im Hinblick auf die hier behandelte Problematik einschlägigen Versuch einer Modifikation der (P&P)-Theorie in der einen oder Form aufbauen. Denn gibt man diese Idee Preis, ist man auf das Prinzip der Nicht-Umformierbarkeit der UG und damit auf das Prinzip der strikten Monotonie der UG-Formation festgelegt; aus diesen Prinzipien aber folgt Chomskys kontrafaktische Invarianzbehauptung für I-Sprachen – und für den, der diese Invarianzbehauptung akzeptiert, kann jeder dieser Modifikationsversuche nur von vornherein fehlgeleitet sein. Insofern ist die Idee einer möglichen Umformation der UG für *jeden* im Hinblick auf die hier behandelte Problematik einschlägigen Versuch einer Modifikation der (P&P)-Theorie unverzichtbar; innerhalb eines jeden solchen Modifikationsversuchs muss in der einen oder anderen Form von dieser Idee Gebrauch gemacht werden. Wohlgemerkt: *in der einen oder anderen Form* – es muss also nicht notwendigerweise in der Form von ihr Gebrauch gemacht werden, in der von ihr in [A] – [C] extrapolierten Konzeption der UG-Umformationen Gebrauch gemacht wird. Wer einen solchen Modifikationsversuch ins Werk setzt, ist also nicht zwangsläufig darauf festgelegt, die *parametrische* Umformierbarkeit der UG oder gar eine noch *stärkere*, etwa die *kategoriale* Umformierbarkeit der UG zu behaupten. Es bleibt zu überprüfen, ob *schwächere* – erheblich schwächere – Versionen der Umformierbarkeitsbehauptung und damit dann natürlich auch sehr viel konservativere Modifikationen der (P&P)-Theorie möglich sind als die, auf die die in [A] – [C] skizzierte Konzeption abzielt. Und im Zusammenhang mit einer solchen Überprüfung ist dann natürlich auch zu klären, ob die Umformierbarkeits-Hypothese in der Tat die Hypothese einer nicht-monotonen UG-Formation impliziert und damit auch die Option für eine nicht-monotone Logik zwingend erfordert.

Warum zu hoffen ist, dass diese Prüfung zu einem positiven Ergebnis führt und eine konservative Version der Umformierbarkeitshypothese ins Blickfeld rückt, ist schnell ausgemacht. Es ist dies deshalb zu hoffen, weil die in [A] – [C] extrapolierte Konzeption das *Hauptproblem*, dass sich im Zuge der in Ansehung der hier verhandelten Problematik einschlägigen Versuche einer Modifikation der (P&P)-Theorie stellt, nicht wirklich zu lösen vermag. Dieses Hauptproblem wurde zuvor unter [1] bereits angesprochen; es besteht darin, dass der für die Universalgrammatik bereits im Namen reklamierte Universalitätsanspruch nur dann zu recht geltend gemacht werden kann, wenn die UG *einerseits* dazu in der Lage ist, L-Phasen im Raum der L-Phasen voneinander zu unterscheiden und Prozesse im Phasenraum zu determinieren vermag, *andererseits* aber auch dazu in der Lage ist, *alle* L-Sätze zu determinieren, also eine phasenübergreifende Kapazität und damit eine phasenübergreifende Geltung hat. Für eine Universalgrammatik kann der Universalitätsanspruch nur

dann zu Recht geltend gemacht werden, wenn sie die Einerseits-Forderung *und* die Andererseits-Forderung zu erfüllen vermag. Eine UG, wie sie im Rahmen der (P&P)-Theorie betrachtet wird, erfüllt die Andererseits-Forderung, kann aber, da ihr die Invarianzannahme inhärent ist, der Einerseits-Forderung nicht genügen. Eine UG, wie sie im Rahmen der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption betrachtet wird, genügt zwar im Prinzip (besser vielleicht: *tendenziell*, in Abhängigkeit von der Art der Ausarbeitung der Konzeption) der Einerseits-Forderung, kann aber, da diese UG nur Sätze in L-Phasen zu sehen vermag und mithin nur phasenspezifisch gelten kann, der Einerseits-Forderung nicht gerecht werden. Die UG wird also in beiden Fällen letztlich zu Unrecht als Universalgrammatik bezeichnet. Diese beiden Fälle sind die beiden Faktoren eines Dilemmas, das in [1] als das *Universalitätsdilemma* bezeichnet wurde. Dieses Dilemma ist weder im Rahmen der nicht-modifizierten (P&P)-Theorie lösbar, noch ist es im Rahmen der in [A] – [C] extrapolierten Konzeption gelöst. Und die Suche nach einer schwachen – sehr schwachen, konservativen – Version der Umformierbarkeitshypothese kommt eben der Suche nach einer Lösung des Universalitätsdilemmas gleich. Und nur dann, wenn diese Suche vermöge einer konservativen Modifikation der (P&P)-Theorie zum Erfolg führt, kann ernsthaft davon die Rede sein, dass Aussicht darauf besteht, eine Version der (P&P)-Theorie etablieren zu können, die die L-Struktur *und* die Tatbestände der G-Dynamik dieser Struktur zu erklären und beschreiben zu können. Die folgenden Abschnitte dieser Studie dienen dazu, den Weg zu eröffnen, auf dem es möglich wird, die erforderliche konservative Modifikation der (P&P)-Theorie erfolgreich ins Werk setzen zu können.

Literaturnachweis

Chomsky, Noam: *Rules and Representation*. New York: Columbia University Press 1980.

Chomsky, Noam: *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht: Foris 1981

Clark, Robin & Roberts, Ian: *A Computational Model of Language Learnability and Language Change*. – *Linguistic Inquiry* 24 (1993) 299-345.

[Haider 1991] Haider, Hubert: *Die menschliche Sprachfähigkeit – exaptiv und kognitiv opak*. – *Kognitionswissenschaft* 2 (1991) 11-26.

[Kroch 1989] Kroch, Anthony S.: *Reflexes of Grammar in Patterns of Language Change*. – *Language Variation and Change* 1 (1989) 199-244.

[Lass 1980] Lass, Roger: *On Explaining Language Change*. – Cambridge: Cambridge University Press 1980.

[Minsky 1974] Minsky, Marvin: *A Framework for Representing Knowledge*. MIT: AI-Lab. Memo 306. 1974. – Teilabdruck in: P.H. Winston (ed.), *The Psychology of Computer Vision*. New York: McGraw Hill: New York 1975, 211-277. – Teilabdruck in: J. Haugeland, *Mind Design*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1981, 95-128.

[Ross 1972] Ross, John, *The Category Squish: Endstation Hauptwort*. Papers from the eight Regional Meeting, Chicago: Chicago Linguistic Society 1972, 316-328.

I-SPRACHEN, E-SPRACHEN, S-SPRACHEN

Siegfried Kanngießer

Der sprachtheoretische Individualismus und der sprachtheoretische Kollektivismus verhalten sich komplementär zueinander. Insofern steht man als Linguist vor einem Dilemma: optiert man für den Individualismus, entscheidet man sich gegen die linguistische Tradition und suspendiert sich damit von allen Problemen, die sich aus der Sozialität der Sprache ergeben. Optiert man für den Kollektivismus, suspendiert man sich von der Möglichkeit, die Wege gehen zu können, die man ihm Rahmen der grammatischen Forschung gehen kann und gehen muss. Die Betrachtungen im folgenden sind der Versuch, dieses die Integrität und die Einheit der Linguistik bedrohende Dilemma aus der Welt zu schaffen. Um diesen Versuch mit Aussicht auf Erfolg ins Werk setzen zu können, ist es angebracht, noch einmal kurz die Konzeptionen zu rekapitulieren, die sich hier antithetisch gegenüber stehen.

These

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch vollkommen uninteressante Frage. Was linguistisch von Interesse ist, ist die Frage, was eine Grammatik und insbesondere eine *Universalgrammatik* (UG) ist. Auf diese Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine UG vom Chomsky-Typ ist eine Funktion F , die jedem Element einer Satzmasse \mathbf{M} mindestens eine Strukturbeschreibung zuordnet. Oder, anders aber auf äquivalente Art gesagt: die Funktion F – die Chomsky-Funktion – zerlegt \mathbf{M} erschöpfend in Teilmengen, und zwar in Teilmengen von Sätzen, die strukturgleich miteinander sind. Entsprechendes gilt, wenn man eine UG vom Montague-Typ betrachtet: dann ist die UG eine Funktion F' , die \mathbf{M} erschöpfend in die Teilmengen der Sätze zerlegt, die intensional gleich strukturiert sind. Diese beiden UG-Versionen schließen einander nicht wechselseitig aus; sie lassen sich sehr integrieren. Diese Integration wird erst dann unmöglich, wenn man – wie Chomsky es tut – die Möglichkeit einer realistischen Interpretation der Montague-Semantik bestreitet. Aber niemand ist gezwungen, diese Interpretationsmöglichkeit zu bestreiten, und wer sie nicht bestreitet, kann auf unproblematische Art mit den *beiden* Funktionen F und F' arbeiten. Er kann unter UG-Prämissen syntaktische *und* semantische Forschung betreiben.

Korollar

Relativ zu dem zuvor umrissenen grammatiktheoretischen Individualismus könnte man versucht sein zu sagen, dass es sich bei der Satzmasse \mathbf{M} – um einen traditionellen linguistischen Begriff zu benutzen – einen Ideolekt einer A-Sprache L vom Typ N und damit um einen Ideolekt einer S-Sprache handelt, und L entsprechend als eine Menge von Ideolekten – eine Menge von Satzmassen – begreifen. Ein solches Verständnis von L ist sicher nicht falsch – aber mit ihm ist auch nicht sonderlich viel gewonnen. Warum nicht, liegt auf der Hand: denn die UG erlaubt es natürlich, *beliebige* Mengen von Satzmassen – von Ideolekten – zu bilden. Anders gesagt: die UG enthält *keine* Informationen darüber, unter welchen Bedingungen Ideolekte sinnvollerweise zu einer A-Sprache L vom Typ N und damit zu einer S-Sprache *gruppiert* werden können. Und wegen dieses Mangels an UG-gegebenen Gruppierungswissen ist die Auffassung, dass L eine Menge von Ideolekten ist, ebenso richtig wie nichtssagend.

Antithese

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Das ist eine linguistisch geradezu zentrale Frage. Und auf diese zentrale Frage gibt es eine zunächst zwar sehr allgemeine, in ihren Grundzügen jedoch vollkommen klare Antwort. Eine solche Sprache ist eine soziale Praxis, die von einem Interesse an Kommunikation bestimmt ist, das die Individuen wechselseitig haben, und das Ausüben einer solchen Praxis ist ein Teil der Naturgeschichte des Menschen. Diese Praxis, die eine intellektuelle

Komponente und eine praktische Komponente hat – es handelt sich bei ihr also um eine Praxis im Denken und im Handeln – ist eine rationale Praxis. Und diese rationale Praxis ist wesentlich eine sprachliche Praxis, die wesentlich in der Produktion von Äußerungen, im situationsadäquaten Vollzug von Sprechakten besteht, wobei die Individuen voraussetzen, dass sie einander in den Grundzügen entsprechen. Ihre sprachliche Kommunikationspraxis hat Wurzeln in der Vergangenheit, vollzieht sich in der Gegenwart und reicht in ihre Zukunft hinein.

Korollar

Es versteht sich von selbst, dass die sprachliche Kommunikationspraxis eine *kollektivierte* – und folglich auch *kollektivierbare* – Praxis ist; sie vollzieht sich jenseits des grammatischen Individualismus, auf den die These abzielt. Möglicherweise kann man auch sagen, dass die These eine eher theoretische Orientierung der Linguistik, die Antithese dagegen eine sozusagen „lebensnähere“ und insofern auch empirischere Orientierung der Linguistik erfordert. Jedenfalls lassen sich These und Antithese nicht ohne weiteres auf einen Nenner bringen.

Synthese

Was ist eine Sprache, namentlich eine S-Sprache? Eine solche Sprache ist eine auf der Basis von UG-determiniert gegebenen Satzmassen ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Die Elemente dieser Handlungspraxis und die Satzmassen sind durch ein System von *Sprachqualifikationen* strukturiert, in denen das *explizite sprachliche Wissen* und damit *Elemente ihres Sprachbewusstseins* zum Ausdruck kommen. Sprachbewusstsein ist also explizites sprachliches Wissen, und dieses Wissen ist ein explizites sprachliches Wissen, weil und insofern die Individuen dieses ihr Wissen (mehr oder weniger gut) *begründen* können. In der Begründbarkeit dieses Wissens manifestiert sich der Umstand, dass dieses Wissen ein bewusstes Wissen ist. In dieser seiner Begründbarkeit manifestiert sich auch, dass die Individuen *bewusst* sprachliche Erfahrungen machen, und diese Erfahrungen *bewusst* auswerten. Sprachqualifikationen sind Kodifikate der Spracherfahrung.

Fundierung und Exemplifizierung

[1] Sprachqualifikationen kommen in Feststellungen wie etwa „Das ist Frankfurterisch, und das Frankfurterische ist dem Bayerischen viel ähnlicher als dem Hamburgischen“, „Das ist Deutsch“, „das ist ein deutscher Satz“, „in diesem Text stünde an der Stelle, an der der Satz s steht, besser der Satz s‘, der nicht so geschwollen klingt“, und so weiter, zum Ausdruck.¹⁰ Es liegt auf der Hand, dass solche Feststellungen nicht aus der UG abgeleitet werden können: der Begriff „Deutsch“ ist nicht Element der UG, ebensowenig wie der Begriff „geschwollener Satz“ – vor der UG sind alle Sätze gleich.

[2] Sprachqualifikationen sind Ausdruck eines Wissens, das gemeinsames und in vielen Fällen sogar mutuelles Wissen bestimmter Gruppen von Individuen ist. Im Rekurs auf dieses Wissen ist dieses Wissen begründbar, und ihm Rekurs auf dieses Wissen wird es begründet. Weil und insofern wie es begründbar und begründet ist, ist dieses Wissen explizites Wissen und somit Teil des Sprachbewusstseins. Man kann sagen, dass dieses gemeinsame und in vielen Fällen auch mutuelle Wissen einen *Wissensspeicher* darstellt, der den Individuen, die über bestimmte sprachqualifikatorische Kenntnisse verfügen, gemeinsam ist. Anders gesagt: die *expliziten* Sprachkenntnisse sind *kollektivierbare* und *kollektivierte* Kenntnissysteme. Dies gilt unerachtet des Umstandes, das unterschiedliche Individuen in unterschiedlichen Umfängen Zugang zu dem Wissensspeicher haben können und haben: die Möglichkeit und der Tatbestand der individuellen Varianz der expliziten Sprachkenntnisse (ESK) ändern nichts an der Möglichkeit und dem Tatbestand der Kollektivierung der ESK. Schließlich kann kein Zweifel daran bestehen, dass die ESK mit großer Strenge – auch mit großer mathematischer Strenge – untersucht werden können und, z.B. im Rahmen der epistemischen Logik, auch schon untersucht worden sind.

¹⁰ Statt von Sprachqualifikationen kann man natürlich auch vollkommen äquivalent von Sprachbewertungen reden. Aber Bewertung konnotiert für mich „Noten geben“, „Präskriptivität“ – und deshalb ziehe ich die meiner Ansicht nach konnotativ neutralere Redeweise von Sprachqualifikationen vor.

[3] Die Feststellung, dass die ESK, weil sie begründbar sind, bewusstes Wissen sind, bedarf der abschwächenden Spezifizierung. Denn oftmals weiß ein Individuum zwar noch, das ein bestimmtes ESK-Element Element des gemeinsamen Speichers ist, aber es weiß nicht mehr, warum es Element des Speichers ist – so, wie ein Individuum wissen kann, dass $2 + 2 = 4$ ist, aber die Additionsgesetze längst vergessen hat, und zur Begründung der Feststellung „ $2 + 2 = 4$ “ allenfalls noch sagen kann: „Das habe ich in der Schule gelernt“. Es sind sogar ESK-Elemente denkbar, für die selbst eine derart schwache Begründung nicht mehr beigebracht werden kann. In dem Fall, in dem ein Individuum zwar noch weiß, dass p der Fall ist, aber nicht mehr weiß, *warum* p der Fall ist, soll gelten, dass dieses Individuum ein bestimmtes Wissen *internalisiert* hat. Aber diese Internalisierung ändert nicht daran, dass auch das internalisierte Wissen begründbar ist – vielleicht nicht von jedem Individuum unter den gleichen Umständen in gleicher Art, *aber doch begründbar vermöge einer kollektiven Anstrengung der Population, der das Individuum*. Als Indikator dafür, dass auch die internalisierten ESK Teil des Sprachbewusstseins sind, muss der Tatbestand begriffen werden, dass ein Individuum – auf welche Weise auch immer – geltend machen kann, dass ein in Rede stehendes Wissenseselement Bestandteil des Speichers ist. Im übrigen ist klar, dass die internalisierten ESK etwas vollkommen anderes sind, als die impliziten oder *intrinsic* (grammatischen) Kenntnisse (ISK) der grammatischen Organismen: die ISK sind einer kollektiven Abspeicherung überhaupt nicht zugänglich; sie können mithin auch nicht Bestandteil des Speichers sein, indem die internalisierten ESK abgelagert sind.

[4] Natürlich sind nicht nur Qualifikationen wie „Dies ist Samoanisch“ möglich, sondern auch Qualifikationen wie „Dies ist kein Frankfurter Geddbabbele“. Generell gesagt: es gibt *positive* Sprachqualifikationen, und es gibt *negative* Sprachqualifikationen. Dies gilt auch in Ansehung der *Selbstqualifikationen*, denen ein Individuum sich unterziehen kann („Ich kann nicht Frankfurterisch babbeln“, „Ich spreche nun einmal Berlinerisch“). Obwohl diese Selbstqualifikationen *individuenspezifisch* sind, sind sie doch nicht *individualistisch* in dem Sinne, in dem die Kenntnisse der grammatischen Organismen individualistisch sind. Insbesondere gilt auch, dass diese selbstbezüglichen Sprachqualifikationen vermöge eines Wissens zustandekommen, das durchgängig *kollektives* Wissen ist.

[5] Es dürfte außer Frage stehen, dass die ESK auf spezifische Art mit dem Wissen interagieren, das die Individuen ansonsten noch über die Welt und speziell über den sozialen Raum, in dem sie leben, haben. Insofern sind die ESK ein sozial eingebundenes Wissenssystem.

Korollar 1

Ein Kenntnissystem, das aus zwei im Typ voneinander verschiedenen Kenntnissystemen besteht, die miteinander koexistieren, ist ein *hybrides* System. Die ESK und die ISK sind im Typ voneinander verschieden, und die Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer erschöpfen sich in ihren ISK und ESK: folglich sind die Sprecher/Hörer hybride Systeme. Die Behauptung der Hybridizität des gesamten Kenntnissystems impliziert nicht die Behauptung, dass die ISK und die ESK ihrerseits homogene Kenntnissysteme seien: es besteht sehr wohl Anlass zu der Annahme, dass sowohl die ISK als auch die ESK in *sortal* voneinander verschiedene Subsysteme zerfallen. In Ansehung dieser aus der Verschiedenheit der Subsysteme resultierenden Hybridizität *innerhalb des Typs* soll von einer *schwachen* Hybridizität die Rede sein, während die aus der Koexistenz von ISK und ESK resultierende Hybridizität als *starke* Hybridizität bezeichnet werden soll.

Korollar 2

Im Korollar zur These wurde die Möglichkeit verworfen, eine A-Sprache L vom Typ N als eine Menge von Ideolekten aufzufassen, weil die UG die erforderliche Ideolektgruppierungsinformation nicht bereit stellt. Die Synthese ermöglicht eine solche Sprachauffassung, da sie gestattet, da sie die zu gruppierenden Ideolekte vermöge einer qualifikatorischen Information zu bestimmen gestattet. Eine A-Sprache L ist eine Menge $L = \{\ell_1, \dots, \ell_n\}$ von Ideolekten, wobei *erstens* gilt, dass jeder Ideolekt ℓ_i UG-determiniert ist, und *zweitens* gilt, dass die ℓ_i *qualifikatorisch konnex* sind. Der hier informell eingeführte Begriff der qualifikatorischen Konnexität lässt sich ohne sonderlichen Aufwand auf die

übliche Art präzisieren. Relativ zu einer solchen Präzisierung lässt sich dann der Begriff „Varietät einer A-Sprache L vom Typ N“ systematisch einführen, und als eine Menge von Ideolekten explizieren, die auf besondere Art qualifikatorisch konnex sind. (Es mag sein, dass dieser qualifikatorischen Konnexität im grammatischen Bereich eine spezifische, zwischen den L-Ideolekten bestehende *Relationalstruktur* „korrespondiert“. Aber der Rekurs auf eine solche Relationalstruktur ist nur im Zuge diverser nicht-trivialer Modifikationen der UG in allen ihren vorliegenden Versionen möglich, und insofern erübrigen sich an dieser Stelle aller weiteren Spekulationen über eine solche korrespondierende Struktur.) Natürlich ist eine (Varietäten integrierende) A-Sprache L vom Typ N die Sprache einer Sprachgemeinschaft, also eine S-Sprache. Die Formation einer S-Sprache wird also auf der Basis von UG-Informationen und auf der Basis von qualifikatorischen Informationen möglich. Mit der angegebenen Explikation von „S-Sprache“ ist natürlich auch der Begriff der Sprachgemeinschaft genauer gefasst. In Entsprechung zu dieser genaueren Fassung kann man dann auch sagen, dass ein *Sprachbund* eine Menge $L = \{L_1, \dots, L_n\}$ von A-Sprachen L_i vom Typ N im angegebenen Sinne ist, und wiederum gilt, dass diese A-Sprachen vom Typ N qualifikatorisch konnex sind. Die angegebenen Hinweise dürften verdeutlichen, dass die Synthese in der Tat produktiv ist und ihr ein erhebliches integratives Potential inhärent ist.

Korollar 3

Es verhält sich also so, dass die A-Sprache L vom Typ N das Ergebnis einer qualifikatorischen Kollektivierung von UG-determinierten Ideolekten ist, durch die L in einem hier vorerst nicht näher zu spezifizierenden Sinn dieses Begriffes sozial „verortet“ wird. Diese Verortung ist das, was oft als die Soziogenese der Sprache bezeichnet wird; sie findet also relativ zu den Sprachqualifikationen und im Raum dieser Qualifikationen statt. Sie hat jedoch keinen oder allenfalls einen peripheren Einfluss auf die in allen wesentlichen Hinsichten durch die UG-Prinzipien und UG-Parameter bestimmte grammatische Struktur der Ideolekte, wohl aber hat sie Einfluss auf die auf der Grundlage dieser Ideolekte ausgeübte kommunikative Handlungspraxis. Diese Handlungspraxis ist wesentlich konventionell strukturiert, und es mag sein, dass der Zusammenhang zwischen Kollektiven von sprachgebrauchenden Individuen durch eine Konvention bestimmt ist, die Lewis dahingehend charakterisiert:

„A language L is *used* by a population P if and only if there prevails in P a convention of truth and trust in L, sustained by an interest in communication“. (D. Lewis, „Languages and Language“, in: Keith Gunderson (Hrsg.), *Language, Mind, and Knowledge* (= Minnesota Studies in the Philosophy of Sciences, Vol. VII), Minneapolis: University of Minnesota Press 1975. S. 10).

Mit dieser Konvention ist der zwischen Populationen und Sprachen bestehende Zusammenhang in einer Hinsicht vermutlich erfasst. Aber es ist wesentlich zu sehen, nicht das geleistet worden ist, was mit dem in der Synthese bemühten Konzept der Sprachqualifikation geleistet worden ist. Um nur einen Grund zu nennen: die Konvention gestattet es nicht, die Sprache L zu identifizieren – die Identifizierbarkeit von L wird für die Formulierung der Konvention vorausgesetzt. Wie diese Voraussetzung erfüllt werden kann, ist im zweiten Korollar zur Synthese gezeigt, und damit ist auch gezeigt, dass das Qualifikationskonzept weiter reicht als die *convention of truth and trust*.

Es versteht sich von selbst, dass das zuvor umrissene Synthese-Konzept noch diverser Spezifizierungen bedarf – etwa im Hinblick auf die Struktur des gemeinsamen und des mutuellen Wissens und im Hinblick auf die Eigenschaften der entsprechenden Wissenssysteme (Granularität, Nicht-Monotonie, und so weiter). Aber es versteht sich auch von selbst, dass diese Spezifizierungen sich im Prinzip beibringen lassen – das Synthese-Konzept ist somit alles andere als ein ungedeckter Scheck.

Sprachkollektive (Sprachgemeinschaften, Sprecher/Hörer-Gruppen, Sprachbünde) sind Kollektive (Populationen), deren Elemente über ein gemeinsames Wissen (einen gemeinsamen Glauben) verfügen. Gemeinsames Wissen (gemeinsamer Glauben) in einer Population P liegt dann vor, wenn (1) jedes Individuum der Population P weiß (glaubt), dass A, und wenn (2) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (1) gilt, und wenn (3) jedem Individuum aus P bekannt ist, dass (2), und so weiter.

Es gibt also sehr wohl interpersonelle Glaubens- und Wissensbegriffe, und deren Untersuchung wird man schwerlich der *ethnoscience* zurechnen können; sie ist vielmehr mit eben der Strenge möglich, mit der – beispielsweise – auch Untersuchungen von UG-Parametrisierungen möglich sind.

Soziale Tatsachen werden zu solchen, dass sie in P gemeinsam für wahr gehalten werden

A ist eine (mögliche) soziale Sprachtatsache modulo Population P := $A \Leftrightarrow GG(P, A)$

$W(X, A) := G(X, A) \wedge A \wedge Gr(X, A)$

Personelles Glaubensgesetz: $G(X, A \supset B) \supset (G(X, A) \supset G(X, B))$, zu dem in Entsprechung das interpersonelle Glaubensgesetz $GG(P, A \supset B) \supset (GG(P, A) \supset GG(P, B))$ gilt.

Zusammenhang zwischen G-Sätzen und W-Sätzen im Individualbereich:

$G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Entsprechung im Kollektivbereich:

$G(X, A) \supset W(X, G(X, A))$

Der Kollektivbereich ist jedoch nicht auf den I-Bereich reduzierbar: Zwar gilt im Individualbereich

$\neg G(X, A) \supset G(X, \neg G(X, A))$ und sogar $\neg G(X, A) \supset W(X, \neg G(X, A))$,

aber die Entsprechung im Kollektivbereich, also

$\neg GG(P, A) \supset GW(P, \neg GG(P, A))$

gilt nicht, wie man leicht einsieht, denn

$\neg GG(P, A)$

gilt bei $P = \{X, Y\}$ schon dann, wenn $\neg G(X, A)$; daraus aber folgt keineswegs

$G(Y, \neg G(X, A))$

und damit gilt a fortiori auch nicht $GW(P, \neg GG(P, A))$. Die Logik der Individualbegriffe ist also nicht gleichzusetzen mit der Logik der Kollektivbegriffe.

INTERAKTION, KOMMUNIKATION, INTENTION

Siegfried Kanngießer

1 Kommunikationsbedürfnis und Kommunikationsbedarf

Die Beantwortung der Frage, wie die Sprachkenntnis – die Sprachkompetenz – in Betrieb genommen wird, wird häufig als äquivalent mit der Beantwortung der Frage betrachtet, wie Kommunikation – sprachliche Kommunikation – möglich wird. Natürlich gibt es viele Wissenschaftler, die eine solche Äquivalenzthese bestreiten, weil ihnen zufolge sprachliche Kommunikation etwas anderes, und zwar mehr ist, als die bloße Inbetriebnahme der Sprachkompetenz. Aber auch diese Wissenschaftler gehen üblicherweise von der Annahme aus, dass die Beantwortung der Frage, wie die Sprachkompetenz in Betrieb genommen wird, zumindest eine Vorbedingung dafür darstellt, die Frage, wie sprachliche Kommunikation möglich wird, signifikant beantworten zu können. Das heißt: Auch sie gehen von der Hypothese aus, dass die Inbetriebnahme der Sprachkompetenz – also die Sprachperformanz – und damit auch die Inbetriebnahme der zugrundeliegenden I-Sprache eine Bedingung der Möglichkeit der sprachlichen Kommunikation ist. Diese Hypothese – die Hypothese vom Performanzfundament der sprachlichen Kommunikation, um ihr einen Namen zu geben, oder kurz: die Performanzhypothese der Kommunikation – hat ersichtlich nicht den Vorteil, sonderlich originell zu sein; sie vielmehr ungemein naheliegend. Sie ist vermutlich so naheliegend, dass es – bevor der Versuch unternommen wird, die Performanzhypothese der Kommunikation systematischer zu fassen und zu substantiieren – angebracht ist, vorab auszuführen was mit dieser Hypothese – entgegen gängigen, vermutlich noch weit näher liegenden Vormeinungen – nicht gemeint ist, nicht notwendigerweise gemeint sein muss und hier auch nicht gemeint ist.

Die Hypothese impliziert zweifelsfrei die Annahme, dass eine I-Sprache L und damit die L determinierende UG eine Vorbedingung der sprachlichen Kommunikation ist. Aber mit dieser Implikation ist nicht zugleich auch behauptet, dass die Funktion – die primäre Funktion sogar, nach Meinung vieler – der I-Sprache die Ermöglichung sprachlicher Kommunikation sei.

(1) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist realisierbar falls es keine Situation C derart gibt, dass die Befolgung von K_i in C die Befolgung von K_j in C ($i \neq j$) unmöglich macht.

Deontische Widerspruchsfreiheit (D-Realisierbarkeit); Realisierbarkeit modulo C

(1-1) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist D-realisierbar falls es keinen K -Satz A derart gibt, dass aus K sowohl $\Gamma(A)$ als auch $\Gamma(\neg A)$ folgt. es keine Situation C derart gibt, dass die Befolgung von K_i in C die Befolgung von K_j in C ($i \neq j$) unmöglich macht.

(1-2) Ein System K von Kommunikationspostulaten $K_1, K_2, \dots, K_{n-1}, K_n$ ist realisierbar falls

(a) K ist C-realisierbar modulo einer Menge N von normfreien Sätzen genau dann, wenn es eine deontische Interpretation I gibt, die K, N und alle Sätze der Form $\Gamma(A) \supset A$ erfüllt.

(b) K ist C-realisierbar, falls es ein N derart gibt, dass K modulo N C-realisierbar ist.

(c) K ist immer C-realisierbar, falls dass K modulo jeder Menge N C-realisierbar ist, mit:

(+) N ist konsistent.

(1-3) K ist rational, wenn K D-realisierbar und C-realisierbar ist.

(1-4) K ist kontingent, wenn K D-realisierbar und C-realisierbar ist, und K ist universell, wenn K immer D-realisierbar und C-realisierbar ist

(1-5) Das Regulationsfeld $\mathbf{R}(K)$ ist die Menge A aller mit K konsistent möglichen Kommunikationsgebote, Kommunikationsverbote und Kommunikationsneutralitäten.

(1-6) Das Handlungsfeld $H(K)$ ist die Menge H aller konsistent mit K möglichen sprachlichen Handlungen.

(1-7) Ein System K von Kommunikationspostulaten ist D -vollständig, falls $R(K)$ und $H(K)$ miteinander kongruent sind.

2 Spektrum der Ausdrückbarkeit

Status sprechakttheoretischer Untersuchungen

”I am arguing, however, that an adequate study of speech acts is a study of langue. (Searle 1969: 17).

”There are [...] not two irreducibly distinct semantic studies, one a study of the meaning of sentences and one a study of the performances of speech acts. For just it is part of our notion of the meaning of a sentence that a literal utterance of that sentence with that meaning in a certain context would be the performance of a particular speech act, so it is part of our notion of a speech act that there is an possible sentence (or sentences) the utterance of which in certain context would in virtue of its (or their) meaning constitute a performance of that speech act.” (Searle 1969: 17/18).

Ausdrückbarkeitsprinzip I

Das Prinzip der Ausdrückbarkeit hat Searle zufolge ”wide consequences and ramifications” (Searle 1969: 20). Allgemein gefasst legt er das Prinzip in der folgenden Form vor:

”We might express this principle by saying for any meaning X and any speaker S whenever X means (intend to convey, wishes to communicate an utterance, etc.) X then it is possible that there is some expression E such that E is an exact expression of or formulation of X ”. (Searle 1969: 20).

Ausdrückbarkeitsprinzip II

Searle liefert auch eine etwas formale Version des Ausdrückbarkeitsprinzips. Dabei verwendet er eine mittlerweile nicht mehr allgemein übliche Symbolik. Unter Verwendung dieser Symbolik formuliert Searle das Prinzip wie folgt:

”(S) (X) (S means X \rightarrow P (\exists E) (E is an exact expression of X))”. (Searle 1979: 20).

Eine geringfügige Modifikation dieser Formulierung – die die Skopusstrukturen insbesondere im Zweitglied der Subjunktion transparenter macht und insofern eine Präzisierung gleichkommt – ergibt folgende Fassung des Prinzips der Ausdrückbarkeit (die von Searle verwendete Symbolik ist der hier durchgängig verwendeten Standardsymbolik angeglichen):

$$\forall S \forall X [S \text{ means } X] \supset [\diamond (\exists E (E \text{ is an exact expression of } X))]$$

Man beachte, dass sich das Prinzip in allen drei vorgelegten Fassungen dadurch auszeichnet, dass in einen modalen Kontext quantifiziert wird. Searle sieht darin kein besonderes Problem: ”since the kind of entity quantified over is ”intensional” anyway, the modal context does not seem to raise any special problem.” (Searle 1979: 20).

Funktion des Prinzips der Ausdrückbarkeit

Das Prinzip ”enables us to equate rules for performing speech acts with rules for uttering certain linguistic elements, since for any possible speech act there is a possible linguistic element the meaning of which (given the context of the utterance) is sufficient to determine that its literal meaning is a performance of precisely that speech act. To study the speech acts of promising or apologizing we

need only study sentences whose literal and correct utterance would constitute making a promise or issuing an apology.” (Searle 1979: 20/21).

Nicht-Implikationen des Prinzips

Das Prinzip der Ausdrückbarkeit ”does not imply that it is always possible to find or to invent a form of expression that will produce all the effects in hearers that one means to produce; for example, literary or poetic effects, emotions, beliefs, and so on.” (Searle 1979: 20).

”[...], the principle that whatever can be meant can be said does not imply that whatever can be said can be understood by others; for that would exclude the possibility of a private language, a language that is logically impossible for anyone but the speaker to understand. Such languages may indeed be logically impossible, but I shall not attempt to decide the question in the course of the present investigation.” (Searle 1979: 20).

Implikationen des Prinzips

”It has the consequence that cases where the speaker does not say exactly what he means – the principal cases of which are nonliteralness, vagueness, ambiguity, and incompleteness – are not essential to linguistic communication.” (Searle 1979: 20).

”The hypothesis that the speech act is the basic unit of communication, taken together with the principle of expressability, suggests that there are series of analytic connections between the notion of speech acts, what the hearer means, what the sentence (or other linguistic element) uttered means, what the speaker intends, what the hearer understands, and what the rules governing the linguistic elements are.” (Searle 1979: 21).

Voraussetzungen des Prinzips der Ausdrückbarkeit

”But often I am unable to say exactly what I mean if I want to

[1] because I do not know the language well enough to say what I mean (if I am speaking Spanish, say),

or worse yet

[2] because the language may not contain words or other devices for saying what I mean.

But even in these cases where it is in fact impossible to say exactly what I mean it is in principle possible to be able to say exactly what I mean. I can in principle if not in fact

[3] increase my knowledge of the language,

or more radically, if the existing language or existing languages are inadequate to the task, if they simply lack the resources for saying what I mean, I can in principle at least enrich the language by introducing

[4] new terms

or

[5] other devices into it.

Any language provides us with a finite set of words and syntactical forms for saying what we mean, but where there is in a given language or in any language an upper bound on the expressible, where there are thoughts that cannot be expressed in a given language or in any language, it is a contingent

fact and not a necessary truth.” (Searle 1979: 19/20. Aufteilung des Arguments und Nummerierung S.K.).

3 Wohlgeformtheit und Wahrheitsfunktionalität

„Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ – „Das Zeichen, durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt.“ – „Das Satzzeichen ist eine Tatsache.“

Ludwig Wittgenstein

Mit den voranstehend zitierten Feststellungen hat Wittgenstein die Begriffe „Satz“ und „Tatsache“ in die philosophische Diskussion eingeführt. Seitdem ist insbesondere der Begriff der Tatsache immer wieder Gegenstand vielfältiger Erörterungen gewesen. Das gilt für den Satzbegriff nicht in gleicher Weise. Allenfalls die von Wittgenstein behauptete Doppelnatur des Satzes – sie besteht darin, dass der Satz – das Satzzeichen – einerseits in einer projektiven Beziehung zur Welt steht, andererseits aber eine Tatsache, also eine Entität eben dieser Welt ist – schien von einem Größeren philosophischen Interesse zu sein. Davon abgesehen jedoch wurde der Satzbegriff – und, ganz entsprechend – auch der Sprachbegriff als ein wesentlich unproblematischer Begriff betrachtet. Unter einer Sprache **L** wurde und wird in der Philosophie üblicherweise das verstanden, was der Linguist Chomsky eine E-Sprache nennt (cf. Chomsky 1986). Im Sinne dieses Sprachverständnisses ist **L** einfach eine (endliche oder unendliche) Menge von wohlgeformten Ausdrücken über einem Vokabular **V**; die Elemente aus der Sternmenge **V***, die die Wohlgeformtheitsbedingung erfüllen, sind die **L**-Sätze.

„Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“ (L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 18. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984 (= Werkausgabe Band 1).

PROSPEKT DER PERSPEKTIVE DER PHILOSOPHIE

Siegfried Kanngießer

„Die Welt ist alles, was der Fall ist.“
Ludwig Wittgenstein

Diesseits und jenseits von Logik und Mathematik – also diesseits und jenseits der Formalwissenschaften – ist nur *eine* Art von Erkenntnis möglich: nämlich *empirische* Erkenntnis – theoretisch durchorganisierte, logisch-mathematisch wohlstrukturierte empirische Erkenntnis.¹¹ Diese Erkenntnis – und nur sie – ist wissenschaftliche Erkenntnis. (Es gibt keine empirische Erkenntnis *a priori*, also keine synthetischen Sätze *a priori*.¹²) Wissenschaftliche Erkenntnis hat deskriptiven und explanativen Gehalt; deshalb ist empirisches Wissen prognosefähiges Wissen. Prognosefähiges Wissen ist nicht notwendigerweise handlungsrelevantes Wissen: Der Weg, der vom empirischen Wissen zum Handlungswissen führt, ist ein langer, mühsamer, schwer zu bahnender Weg. (Es gibt keinen *logischen* Zusammenhang zwischen Willen und Erkenntnis. – Es gibt keinen Algorithmus, durch den wissenschaftliches Wissen in Handlungswissen transformiert werden kann.)

Disziplinen, die prästendieren, nicht-logische und nicht-mathematische Erkenntnisse außerhalb des Raumes der wissenschaftlich möglichen Erkenntnis erzeugen zu können, sind Pseudowissenschaften. (Wissenschaft, die unter im Rahmen der sogenannten Geisteswissenschaften und namentlich unter den Vorzeichen der Hermeneutik auf wesentlich interpretative Art und damit systematisch nicht-empirisch und zudem unter einer mehr oder weniger bewussten Missachtung elementarer logischer Gesetze¹³ betrieben wird, ist – unerachtet ihrer langwährenden und offenbar ungebrochenen Tradition – weitgehend schlicht Pseudowissenschaft. – Aus dem Umstand, dass eine Art, die Dinge dieser Welt zu

¹¹ Dies ist, mit einer gewissen Verkürzung ausgesprochen, die Grundthese der *gesamten* Philosophie Wittgensteins, und zwar *sowohl* der im *Tractatus* niedergelegten, im wesentlichen der Bildtheorie der semantischen Interpretation verpflichteten – also letztlich referenzsemantisch konzipierten – Sprachphilosophie *als auch* der späteren, in den *Philosophischen Untersuchungen* entwickelten Sprachphilosophie, für die die Analyse von Sprachspielen konstitutiv ist. Man beachte, dass *beide* Sprachphilosophien wesentlich metaphorisch basiert sind: die frühe Sprachphilosophie ist von der Bildmetapher bestimmt; die spätere Sprachphilosophie orientiert sich an der Spielmetapher. Aber diese Unterschiede im metaphorischen Fundament ändern nichts an der *Einheit* der Philosophie Wittgensteins, die man vielleicht als eine negative Philosophie oder als eine Kritik der positiven Philosophie kennzeichnen kann. Die vorliegenden Bemerkungen sind nichts anderes als der Versuch, einige Implikationen der negativen Philosophie Wittgensteins ins Blickfeld zu rücken. In einer anderen Hinsicht, die – hoffentlich – durch die im Text getroffenen Feststellungen deutlich wird, handelt es sich bei ihnen um einen Beitrag zur Kritik einer Vorurteilskraft, die – wie es den Anschein hat – oft stärker ist als jede Vernunft, und die zweifellos mehr Unheil in die Welt gebracht hat, als die (oftmals insbesondere unter politischen Aspekten kritisierte) wissenschaftliche Vernunft es jemals vermöchte.

¹² Falls diese vergleichsweise lakonische Feststellung zutrifft – und es ist nicht zu sehen, welche Argumente gegen ihre Geltung ins Feld geführt werden könnten – ist der dritte Weg, der zur Erkenntnis führt, denn Kant mit seiner Transzendentalphilosophie glaubte eröffnet zu haben, nichts anderes als ein Irrweg. Es kann kaum verwundern, dass dieser Irrweg in die Welt der Spekulationen führte, in der sich der Vorgang des deutschen Idealismus vollzog, der in den Scharlatanerien der Fichte, Hegel, Schelling u.a. seinen prominentesten Ausdruck fand.

¹³ Diese Missachtung wird deshalb weniger bewusst oder sogar unbewusst ins Werk gesetzt, weil diejenigen, die der Auffassung sind, dass sie bei ihrem zu Unrecht als wissenschaftlich deklarieren ihrem Tun und Treiben von der Geltung der Gesetze der Logik dispensiert seien, oftmals die elementarsten Gesetze der Logik nicht einmal kennen. Sie wird jedoch sehr bewusst ins Werk gesetzt, wenn diejenigen, die glauben sich einer logischen Disziplinierung ihrer Argumentationen enthalten zu können, die Auffassung vertreten, dass sich erst jenseits des von der Logik bestimmten Raumes das Feld ergibt, auf dem wahrhaft tiefgehende und weitreichende Erkenntnis möglich wird, und ihr Bemühen um wahrhaft tiefgehende und weitreichende Erkenntnis den Mangel an logischer Disziplin rechtfertigt. Mangelnde logische Systematizität wird dann als Voraussetzung für den Adel einer – vermeintlich – tiefgehenden Erkenntnis höherer Art betrachtet. Mit anderen Worten: Unsinn wird in Tiefsinn umgedeutet. Die Geschichte der sogenannten Geisteswissenschaften (und teilweise auch der Sozialwissenschaften, speziell dann, wenn sie als Wissenschaften von der Gesellschaft firmieren) ist wesentlich eine Funktion dieser Umdeutung, also eines epistemisch unzulässigen Tricks.

betrachten, *historisch* ausgewiesen ist, folgt nicht, dass sie auch *epistemisch* ausgewiesen ist. Auch hat die Astrologie ihre Tradition und folglich ihre Geschichte, aber daraus folgt nicht, dass die Astrologie epistemisch wohl ausgewiesen ist.)

Die Philosophie ist kein Zweig der Logik oder der Mathematik. Mithin kann es diesseits oder jenseits des Raums der möglichen empirischen Erkenntnis auch keine besondere philosophische Erkenntnis geben. Die philosophische Reflexion kann – *post festum* – den Weg vermessen, der zur empirischen – zur wissenschaftlichen – Erkenntnis geführt hat. Aber sie kann diesen Weg nicht bahnen.

Der Versuch, eine normativ-deskriptive Wissenschaftstheorie ins Werk zu setzen, beruht auf der Annahme, dass die Wissenschaftler der philosophischen Anleitung bedürfen. Aber die unstrittigen epistemischen Erfolge der Wissenschaften, namentlich der Naturwissenschaften, haben deutlich gemacht, dass die Idee einer philosophischen Bevormundung der Wissenschaften obsolet geworden ist. Die Wissenschaften bedürfen keiner philosophischen Hilfestellungen; sie sorgen für sich selbst. (Ein Konflikt zwischen Wissenschaftstheorie und Wissenschaft geht notwendigerweise zu Ungunsten der Wissenschaftstheorie ist.) – Der Versuch, den Weg zu rekonstruieren, auf dem wissenschaftliche Erkenntnis erzeugt wurde, hat – einen vielleicht unbestreitbaren – historischen Nutzen, aber eine rekonstruktiv betriebene Wissenschaftstheorie kann – dies liegt in der Natur der Sache – nicht den Weg eröffnen, der zur Erkenntnis führt.

Einer tradierten Lehrmeinung zufolge ist die Philosophie vor allem eines: *Metaphysik*. Sie ist damit eine Unternehmung, die sich diesseits oder jenseits jedweder Wissenschaft vollzieht.¹⁴ Die Wissenschaften sind empirische Disziplinen; sie sind eben deshalb Unternehmungen, die es gestatten, im Rahmen üblicher und unverzichtbarer Idealisierungen und Abstraktionen deskriptiv gehaltvoll und in explanativer Absicht über die Dinge der Welt zu reden. Die als Metaphysik betriebene Philosophie ist keine empirische Unternehmung. Gleichwohl werden im Rahmen der Metaphysik Aussagen über die Dinge der Welt formuliert. Der epistemische Anspruch, der mit der Formulierung dieser Aussagen verbunden ist, ist schlechterdings grandios. „Existenz und Wesen Gottes, der Zusammenhang der Welt, die Grundgesetze der Natur und der Geschichte sollen nicht nur überhaupt erkannt werden – sie sollen sich sogar in erfahrungsunabhängigen Schlussverfahren aus einem einzigen Prinzip begreifen lassen, das über allen Verstand ist, mit dem sich die Menschen in ihrer Welt orientieren.“ (Henrich 1987: 60/61). Der Metaphysiker spielt also die Rolle des – wie Carnap es ausgedrückt hat – allwissenden Hans. Es sollte keiner Frage bedürfen, dass ein Philosoph der sich in der Rolle des allwissenden Hans gefällt, eine extrem lächerliche Figur abgibt.

Wenn Wittgenstein konstatiert, dass es das Ziel seiner negativen Philosophie sei, der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen, so heißt das mit anderen Worten, dass er dem Philosophen zeigen will, wie er vermeiden kann, in der Pose des allwissenden Hans aufzutreten und damit zur *persona ridicula* zu werden. Daran, wie er dies erreichen will, lässt Wittgenstein keinerlei Zweifel. Im Vorwort des *Tractatus* stellt er klar heraus, was er mit seinen Aphorismen intendiert:

¹⁴ Philosophie und Wissenschaft sind internationale Unternehmungen. Dennoch „kann man von einer Deutschen Philosophie reden, nicht nur von einer Philosophie im geographischen Gebiet Deutschland. Man kann es seit der Bewegung, die auf Kants Kritik folgte, und in der Fichte und Hegel hervorragen. Auf sie geht wirklich eine Tradition zurück, die sich bisher kaum von ihrem Ausgang abgelöst hat. Sie war auch in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wirksam. Damals war ihr allerdings noch nationale Abschließung und polemisch abgesicherte Selbstgenügsamkeit fremd. Dennoch ist sie es, auf die alle Angriffe gingen und die – umgekehrt – das hochgesteigerte Bewußtsein von der eigenen Bedeutung möglich machte, mit dem die Internationalität des Denkens in Deutschland wurde. Heidegger wollte zwar die Lehren dieser Tradition hinterfragen. Dennoch sind Stil und Maßstäbe seines Denkens ihr mehr als irgendeiner anderen verbunden. Nach dem Krieg lebte sie neu auf – wenn auch in der vorsichtigen Distanz historischer Aneignung. Klarheit über die Möglichkeiten der Zukunft setzt also einige Klarheit über diese Tradition voraus.“ (Dieter Henrich, *Konzepte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987: 60/61). Diese Tradition lebte 1968 in Form der auf Hegels Philosophie folgenden Gesellschaftstheorie von Karl Marx sowie in Form der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule in Deutschland wieder auf. Die Ereignisse von 1968 verdanken sich wesentlich der Tradition, die Henrich als deutsch bezeichnet: Die Grundlagen von 1968 sind in der Metaphysik des deutschen Idealismus zu suchen und zu finden.

„Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze ziehen (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“ (*Tractatus logico-philosophicus*, Vorwort. S. 9)

In diesem Zusammenhang spielen zwei Sätze eine zentrale Rolle, die Wittgenstein mit einigem Nachdruck vorträgt.

Nun ist eine Sprache, im Sinne einer elementaren Betrachtung, einfach eine Menge von Sätzen.¹⁵ Die Grenze, die Wittgenstein ziehen will, ist also eine Grenze, die innerhalb einer Satzmenge verläuft. In diesem Zusammenhang spielen zwei Feststellungen eine zentrale Rolle, die Wittgenstein mit einigem Nachdruck vorträgt.

Diese Sätze lauten wie folgend: „Das logische Bild der Tatsachen ist der Gedanke“ (*Tractatus*, 3) und „Der Gedanke ist der sinnvolle Satz“ (*Tractatus*, 4). Damit ist klar, *welche* Grenze Wittgenstein ziehen will: Es geht ihm darum, eine Trennungslinie zu ziehen, die die sinnvollen Sätze und damit die sinnvollen Gedanken von den sinnlosen oder unsinnigen Sätzen und damit von den sinnlosen oder unsinnigen Gedanken trennt. Mit seinen Aphorismen will Wittgenstein also, kurz gesagt, das Reich dessen, was sinnvoll ist, vom Reich dessen was unsinnig ist, strikt abgrenzen. Die Wittgensteinsche Philosophie ist somit im Kern etwas, was man als eine Zwei-Reiche-Lehre bezeichnen könnte.¹⁶

Der Wissenschaft – der empirischen Wissenschaft – sind zweifellos Grenzen gesetzt. Es gibt Grenzen der möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis, wo immer sie verlaufen mögen. Die Wissenschaft ist keine epistemisch omnipotente Unternehmung. (Es ist schlicht peinlich, wenn der Wissenschaft die Rolle des allwissenden (vielleicht sogar allmächtigen und allgütigen) Gottes der Philosophen zugeschrieben wird.

Empirische Wissenschaft entsteht aus dem Geist des Zweifels.¹⁷ Gezweifelt werden kann jedoch nur, wo sinnvoll gefragt werden kann. Wie die mögliche wissenschaftliche Erkenntnis Limitationen

¹⁵ Man beachte, dass Wittgensteins Sprachbegriff durch eine nicht ganz unerhebliche Vagheit gekennzeichnet ist. Sicher ist, dass Wittgenstein zwischen formalen Sprachen – wie den Sprachen der Logik, der Arithmetik, Programmiersprachen, und so weiter – und der Umgangssprache unterscheidet, wobei unter einer Umgangssprache so etwas gemeint sein dürfte, wie etwa das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, und zwar, das Deutsche, das Italienische, das Portugiesische und so weiter, so, wie es alltäglich gebraucht wird. Nicht sicher ist, ob ein Begriff wie „formale Sprache“ überhaupt einen anderen als einen metaphorischen Sinn haben kann. Das er nur einen metaphorischen Sinn haben kann, führt beispielsweise Chomsky (2000) aus. Nicht sicher ist auch, ob vortheoretische Begriffe wie das „Deutsche“, das „Italienische“, das „Portugiesische“ und so weiter überhaupt einen wissenschaftlich rekonstruierbaren Sinn haben. Das dies nicht der Fall ist, führt wiederum Chomsky (2000) aus. Sicher ist wieder, dass Wittgenstein nicht über Programmiersprachen handelt. Es spricht einiges für die Annahme, dass die formale „Sprache“, die Wittgenstein ins Auge gefasst hat, die „Sprache“ der Prädikatenlogik erster Stufe (PL1) mit Identität ist. Und es spricht auch einiges für die Annahme, dass der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff in mehrfacher Hinsicht vortheoretischer Art ist. Es ist nicht das Ziel der hier zusammengestellten Randnotizen, die sich aus dieser Voraussetzung ergeben Konsequenzen zu überprüfen. Sie sind vielmehr unter der Voraussetzung abgefasst, dass sich der von Wittgenstein vorausgesetzte Sprachbegriff intuitiv einsehbar und *in irgendeinem Sinn* systematisch rekonstruierbar ist. Für die hier vorgelegte Erörterung hat diese Voraussetzung – wie im folgenden deutlich werden dürfte – keinerlei Konsequenzen.

¹⁶ Diese Feststellung wurde nur unter Bezugnahme auf die Sprachphilosophie des *Tractatus* exemplifiziert. Man findet aber mühelos Korrolare zu ihr in der zweiten Sprachphilosophie Wittgensteins, beispielsweise im Kontext der Unterscheidung Wittgensteins zwischen Situationen, in den die Sprache feiert bzw. im Feiermodus gebraucht wird und Situationen, in denen dies nicht der Fall. Die Situationen der ersten Art, in denen fauler Sprachzauber – Metaphysik – produziert wird, entsprechen den im *Tractatus* betrachteten Sinnlose-Satz-Situationen.

¹⁷ Das unterscheidet sie wesentlich von den nicht-empirischen Pseudowissenschaften, die ihre Entstehung häufig einer säkularisierten Glaubenshaltung verdanken (dem Glauben an die Vernunft der Geschichte, an den Sieg des Sozialismus, ... und so weiter.

unterliegt, so ist auch der Raum des möglichen sinnvollen Zweifels begrenzt: Niemand kann uneingeschränkt zweifeln. „Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. – *Das Rätsel* gibt es nicht. – Wenn sich eine Frage überhaupt stellen lässt, so kann sie auch beantwortet werden“. (*Tractatus*, 6.5) Mit anderen Worten: Die Linien, die den Raum der möglichen wissenschaftlichen Erkenntnis, und den Raum des sinnvoll möglichen Zweifel begrenzen, sind kongruent miteinander.¹⁸

Das heißt nicht, dass sich diesseits oder jenseits des Kongruenzraumes keine Probleme mehr stellen. „Wir fühlen“, konstatiert Wittgenstein, „dass, selbst wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort.“ (*Tractatus*, 6.52) Die Probleme, die sich außerhalb des Kongruenzraumes ergeben, sind also unsere Lebensprobleme. Diese Probleme sind gewichtig, tiefgehend und weitreichend. Aber sie lassen sich nicht dadurch angehen, dass man sie in wissenschaftliche Probleme transformiert und wissenschaftlich löst: Diese Probleme – „unsere Lebensprobleme“ – sind jeder wissenschaftlichen Bearbeitung unzugänglich. Dennoch müssen wir mit ihnen leben, und wir leben mit ihnen – irgendwie.¹⁹ Welche Resultante ist aus der Geschichte zu ziehen? „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ (*Tractatus*, 7).

¹⁸ Es ist die Bezugnahme auf die Kongruenz des Verlaufs der Trennlinien, die eine Widerlegung des Skeptizismus impliziert, die Wittgenstein wie folgt ausspricht: Der Skeptizismus ist *nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann. Denn ein Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht; eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden kann.“ (*Tractatus*, 6.51).

¹⁹ Der Vorgang des Existenzialismus, für den Namen wie Sartre und Camus stehen, kann man als den Versuch verstehen, aus diesem Tatbestand eine Resultante zu ziehen. Es sei dahingestellt, ob dieser Versuch produktiv war. Sicher ist jedoch, dass er produktiver war, als das unter den Vorzeichen eines wissenschaftlichen Sozialismus betriebene und geradezu klägliche Insistieren darauf, dass es für jedes Problem und folglich auch für jedes unserer Lebensprobleme eine wissenschaftliche Lösung gäbe. Die mit dieser Auffassung verbundene Überschätzung der Wissenschaften schlug dann um in die Selbstüberschätzung derjenigen, die sich im Besitz der allein seligmachenden wissenschaftlichen Weltauffassung zu sein dünkten. Die Folgen dieser Größenwahnsinnigen Selbstüberschätzung sind bekannt; sie stehen hier nicht zur Debatte.

G-KENNTNIS UND Q-WISSEN

Siegfried Kanngießer

Den Prämissen zufolge, auf denen die von Chomsky (1981) inaugurierte Prinzipien- und Parametertheorie der Universalgrammatik – kurz: die (P&P)-Theorie der UG – beruht, ist die grammatische Kenntnis der Sprecher/Hörer-Individuen – kurz: ihre G-Kenntnis – eine genetisch gegebene und deshalb definitiv sichere Kenntnis der Struktur der I-Sprache L . Die G-Kenntnis ist entsprechend eine *individuelle, intrinsische* und *interne*, also eine den Sprecher/Hörern selbst nicht transparente, mithin ihnen nicht bewusste Kenntnis, die *intensional* gegeben ist.²⁰ Diese Kenntnis der I-Sprache L wird supplementiert durch die Kenntnis einer L ergänzenden, aber die L -Struktur nicht beeinflussenden markierten Peripherie ℓ . Die ℓ -Kenntnis ist im Kern eine vermöge hier nicht zur Erörterung anstehender deduktiver Prozesse aus der L -Kenntnis abgeleitete G-Kenntnis.²¹ Die G-Kenntnis einer natürlichen Sprache – kurz: einer N-Sprache – L ist mithin die Kenntnis des Paares $L = (L, \ell)$.²² Bei den Sätzen der N-Sprache $L = (L, \ell)$ handelt es sich, wie man in Konsequenz der voranstehenden Bemerkungen anzunehmen gezwungen ist, *nicht* um bestimmten Wohlgeformtheitsbedingungen genügende Ketten von terminalen Elementen, sondern um Strukturbäume; L ist also eine Baumsprache, im technischen Sinne dieses Begriffs. Die Universalgrammatik UG ist entsprechend ein (endliches) System von Wohlgeformtheitsbedingungen für eine (potenziell unendliche) Menge von Strukturbäumen.

Nun ist es aus empirischen Gründen unbestreitbar, dass jeder Sprecher/Hörer dazu in der Lage ist, Ketten von terminalen Elementen, die grammatisch wohlgeformt sind, von solchen Ketten von terminalen Elementen zu unterscheiden, die grammatisch nicht wohlgeformt sind. Relativ zu der zuvor umrissenen Konzeption heißt das, dass man aus empirischen Gründen heraus zu der Annahme genötigt ist, dass jeder Sprecher/Hörer dazu in der Lage ist, seine durch die UG gegebene G-Kenntnis zu *externalisieren*. Es kann hier letztlich offen bleiben, durch welche Mechanismen und Systeme dem Sprecher/Hörer dieses sein Externalisierungsvermögen gegeben ist; es reicht aus, den Tatbestand der Existenz dieses Externalisierungsvermögens zur Kenntnis zu nehmen. Zur Kenntnis zu nehmen ist auch, dass die Sprecher/Hörer von diesem ihren Externalisierungsvermögen uneingeschränkt und systematisch Gebrauch machen. Und dass sie von ihm Gebrauch machen, heißt – rein technisch betrachtet –, dass sie die Endschnittbilder der Bäume der N-Sprache L als grammatischen Wohlgeformtheitsbedingungen genügende Ketten von terminalen Elementen auszeichnen. Jede Menge solcher wohlgeformten Terminalketten bezeichnet Chomsky (1981), (2000) als *externalisierte Sprache*, kurz: als E-Sprache.²³ Mit der Externalisierung seiner durch die UG gegebenen G-Kenntnis positioniert sich der Sprecher/Hörer somit im E-sprachlichen Feld.

²⁰ Das heißt, mit anderen Worten: Bei der UG handelt es sich, wenn sie als Funktion verstanden wird, um eine Funktion *in intension*. Die Extension der UG ist entsprechend eine Menge von Strukturbäumen. – Es ist klar, dass die Universalgrammatik UG eine Boolesche Funktion ist.

²¹ Mit anderen Worten: L ist, um es in der Terminologie von Chomsky (1981) auszudrücken, eine durch die Kerngrammatik determinierte Größe; bei der L -Peripherie ℓ handelt es sich um die aus der Kerngrammatik ableitbaren markierten Fälle.

²² Man beachte, dass die hier benutzte Terminologie nicht mit der von Chomsky (1981) etablierten und allgemein üblichen Terminologie übereinstimmt. Der Chomskyschen Terminologie zufolge muss das Paar (L, ℓ) als die I-Sprache begriffen werden, und die I-Sprache und nur sie ist es, die Chomsky zufolge die Natürlichkeitsbedingungen für Sprachen erfüllt. Demgegenüber wird hier die I-Sprache L – die kerngrammatisch determinierte Sprache – als *Komponente* einer natürlichen Sprache L bezeichnet, und die L -Peripherie ℓ wird von L terminologisch strikt unterschieden. Die Option für diese abweichende Terminologie hat ihren Grund darin, dass in ihrem Rahmen eine adäquatere Bezugnahme auf die Tatbestände einer kerngrammatisch determinierten Sprachdynamik einerseits und einer aus der Kerngrammatik derivierten peripheren Sprachdynamik andererseits möglich ist, als die im Rahmen der von Chomsky etablierten Terminologie möglich ist. Die angesprochenen Tatbestände der Sprachdynamik stehen in dieser Skizze jedoch nicht oder nur am Rande zur Debatte. Insofern ist es nicht unangebracht, darauf hin zu weisen, dass die Option für eine Nicht-Standard-Terminologie keine oder allenfalls marginale begriffliche Konsequenzen hat. Auch der Nicht-Standard-Terminologie lässt sich also die von Chomsky (1981) entwickelte allgemeine *sprachtheoretische Konzeption* uneingeschränkt rekonstruieren.

²³ Ausweislich der Ausführungen in Chomsky (1981) ist der Begriff der E-Sprache für Chomsky ein linguistisch in jeder Hinsicht irrelevanter, also letztlich entbehrlicher Begriff. Nun ist klar, dass der Begriff der E-Sprache nicht das Gewicht hat, das der Begriff der I-Sprache beziehungsweise der N-Sprache hat und dieses Gewicht

Es ist wesentlich zu sehen, dass die Externalisierung seiner durch die UG gegebenen G-Kenntnis, die der Sprecher/Hörer X vornimmt, es nicht impliziert, dass X im Besitz der bewussten Kenntnis der grammatischen Struktur der E-sprachlichen Sätze ist. Es impliziert, dass X weiß, dass die Kette *Wendelin raucht Pfeife* im Gegensatz zu der Kette *Wendelin Pfeife raucht* grammatisch wohlgeformt ist. Aber es impliziert nicht, dass X weiß, dass *Wendelin raucht Pfeife* ein Verb-Zweit-Satz derart ist, dass IP außer dem Terminal *Pfeife* nur Spuren dominiert, und es impliziert nicht, dass X weiß, dass *Wendelin Pfeife raucht* ein nicht-wohlgeformter Verb-Zweit-Satz ist. Mit anderen Worten und allgemein gesagt: Es ist nicht der Fall, dass dem Sprecher/Hörer X im Zuge der Externalisierung seiner durch die UG gegebenen G-Kenntnis diese seine G-Kenntnis transparent wird. Aber es ist sehr wohl der Fall, dass die externalisierte Sprache – die E-Sprache, bei der es sich wesentlich um eine *Terminalsprache* handelt und entsprechend soll sie hier auch als Terminalsprache, kurz: als Terminalsprache T bezeichnet werden.

Die möglichen Elemente seiner Terminalsprache T kann der Sprecher/Hörer X, wie zuvor am Beispiel der Wendelin-Sätze demonstriert wurde, als wohlgeformt oder als nicht-wohlgeformt qualifizieren. X ist, allgemein gesagt, im Hinblick auf T also im Besitz eines *qualifikatorischen Wissens*, kurz: eines Q-Wissens.

auch gar nicht haben kann. Die Frage allerdings ist, ob aus dieser Niedriggewichtung in der Tat folgt, dass der Begriff der E-Sprache linguistisch in jeder Hinsicht irrelevant und folglich entbehrlich ist. Oder, allgemeiner gefragt: Erübrigt sich in der Tat jeder Versuch, mögliche Externalisierungen der durch die UG gegebenen G-Kenntnis genauer zu betrachten, weil jeder derartige Versuch zwangsläufig deskriptiv und explanativ bleiben muss? – Diese Frage ist es, die in der vorliegenden Skizze in einer ersten Hinsicht beantwortet werden soll.

STICHWORTE ZUR PRO-KONTROLLE I

Siegfried Kanngießer

Ein weitreichende Behauptung, die man im Zusammenhang der von Chomsky (1981), (1986) inaugurierten Prinzipien- und Parametertheorie der Universalgrammatik – kurz: der (P&P)-Theorie der UG – aufstellen kann, besagt, dass eine NP, die PRO bindet, zugleich die Referenz von PRO determiniert. Die Verwendung des Referenzbegriffs, von dem in der voranstehenden Bemerkung Gebrauch gemacht wurde, erfolgt dabei aus rein illustrativen Gründen; er ist also in einem unsystematischen, sogar uneigentlichen Sinn zu verstehen, der sich diversen linguistischen, aber auch philosophischen Traditionen verdankt. Denn die (P&P)-Theorie, der die vorliegenden Bemerkungen verpflichtet sind, umfasst keine Referenzsemantik. Die angesprochene Behauptung wird in der Kontrolltheorie – einer Teiltheorie der (P&P)-Theorie – entwickelt. Man redet davon, dass die bindende NP gewissermaßen die Referenz von PRO kontrolliert, oder – kürzer – davon, dass PRO von einer Kontroll-NP kontrolliert. Damit ergibt sich naheliegenderweise die allgemeine Frage, welche Nominalphrasen in welchen syntaktischen Bereichen PRO kontrollieren. Diese allgemeine Frage steht hier nicht zur Debatte; hier geht es um die Erörterung der minimalen Bereiche, in denen PRO ein Antezedenz hat beziehungsweise haben kann. Da PRO in charakteristischer Art Subjekt eines infiniten \bar{S} ist, kommen als Antezedenzen nur die Argumente des Verbs des Matrixsatzes in Frage. Die Koindizierungen in (1) verdeutlichen diesen Tatbestand:

- (1a) Wendelin₁ verspricht Claus₂ [PRO₁ sich₁ endlich wieder einmal zu waschen]
 (1b) Wendelin₁ überredete Claus₂ [PRO₂ sich₂ endlich wieder einmal zu waschen]

Bezüglich des in (1a) dokumentierten Falles spricht man von Subjektkontrolle; (1b) illustriert den Fall der Objektkontrolle.²⁴ Die nachfolgend in (2) angeführten Fälle dokumentieren, dass die Verben *versprechen* und *überreden* unterschiedliche, im Lexikon repräsentierte Kontrolleigenschaften haben, obwohl eine genuin syntaktische Differenz zwischen diesen Fällen offensichtlich nicht besteht:

- (2a) *Wendelin₁ verspricht Claus₂ [PRO₂ sich₂ endlich wieder einmal zu waschen]
 (2b) *Wendelin₁ überredete Claus₂ [PRO₁ sich₁ endlich wieder einmal zu waschen]
 (2c) *Wendelin₁ überredete Claus₂ [PRO₁ sich₁ endlich wieder einmal zu waschen]

Die Kontrollrelationen sind also, da sie nicht syntaktisch fundiert sein können; lexikalisch induziert. Entsprechend spricht man in Ansehung der in (1) und (2) dokumentierten Fälle von lexikalischer Kontrolle. Die Frage ist nun, wie diese lexikalische Kontrolle strukturiert ist. Man betrachte hierzu (3):

- (3) *She₂ was promised [PRO₂ to wash herself]

²⁴ Es ist wesentlich zu sehen, dass PRO auch unkontrolliert auftreten kann. Man betrachte hierzu den in (a) mitgeteilten englischen Satz, von dem manche hochschulpolitisch inspirierten Linguisten, die an an einer kleinen, norddeutschen Provinzuniversität tätig sind, glauben, er beinhalte das in den Zeiten der Sparmassnahmen einzig relevante hochschulpolitische Prinzip, obwohl sie eben diesen Sparmassnahmen schon längst zu Opfer gefallen sind:

- (a) It is wrong [\bar{S} PRO₂ to give up]

Die einzige NP in (a), die als Kontroll-NP in Frage kommt, ist offenbar *it*. Die einzig mögliche Kontrollbeziehung ist somit die nachfolgend in (b) angegebene:

- (b) It_iⁱ is wrong [\bar{S} ⁱ PRO₂ to give up]

(b) verstößt jedoch gegen die (i/i)-Filter, sodass nur die Annahme bleibt, dass PRO in (a) frei ist. Ein unkontrolliertes oder arbiträres PRO wird häufig als PRO_{arb} bezeichnet. Es steht hier nicht zur Debatte.

In (3) liegt offensichtlich Subjektkontrolle vor. Dennoch ist (3) schlecht. Für diesen Tatbestand gibt es keine syntaktische Erklärung. Eine solche Erklärung scheinen jedoch θ -theoretische Überlegungen zu ermöglichen. In (1a) hat PRO ersichtlich eine agentive Theta-Rolle, und auch der einzig mögliche Kontrolleur ist agentiv. Sind also lexikalische Kontrollbeziehungen, soweit sie PRO betreffen, durch die Verteilung der Theta-Rollen im Satz strukturiert? Der zweite Teil dieser Skizze stellt den Versuch dar, diese Frage zu beantworten.

BEMERKUNGEN ZU EINEM BRENTANO-GEDICHT

Siegfried Kanngießer

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall;
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein;
Mein Herz ist klar und rein
Gott wolle uns vereinen

Ich sing und kann nicht weinen
und spinne so allein
den Faden klar und rein,
solang der Mond wird scheinen.

Seit Du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk bei ihrem Schall
Wie wir zusammen waren.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Dass du von mir gefahren.

Gott wolle und vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und kann nicht weinen.

Clemens Brentano, Der Spinnerin Lied

Teil A. Textmaterial und Textformation

„Ist der Bauplan des Dichtwerks, wie ihn die linguistische Analyse enthüllt, im Schaffensakt des Dichters überlegt und rational geplant und ist er sich seiner wirklich bewusst?“

Roman Jakobson

1 Alewyns Hypothesen

In einer Analyse des Brentano-Gedichts „Der Spinnerin Lied“ kommt Alewyn zu dem Ergebnis, dass der Brentano-Text umkehrbar sei. Er behauptet damit – um die zuvor etablierte Begrifflichkeit zu verwenden –, dass die Parataxe, die diesen Text strukturiert, kommutativ ist. Damit gesteht Alewyn – implizit – zu, dass diese Begrifflichkeit in der Literaturwissenschaft produktiv angewendet werden kann. Wie sehr sie mit Gewinn angewendet werden kann, erhellt aus dem Umstand, dass im Rahmen dieser Begrifflichkeit gezeigt werden kann, dass Alewyns Analyse des Brentano-Textes problematisch ist; ferner kann gezeigt werden, zu welchen Ergebnissen die im Rahmen dieser Begrifflichkeit entwickelte Analyse führt, die an die Stelle der Analyse Alewyns zu treten hat. – *Fazit*: auch literaturwissenschaftliche Aussagen können auf „Ja“ oder „Nein“ festgelegt werden.

2 Textmasse und Textsegmente

- (1) Die Nachtigall sang [(wohl auch) vor vielen Jahren]
- (2) Süßer Schall war das (wohl).
- (3) Wir waren zusammen.
- (4) Ich sing.
- (5) Ich kann nicht weinen.
- (6) Ich spinne [den klaren und reinen Faden] (so) allein.
- (7) Der Mond wird (mag) scheinen.
- (8) Ihr Schall mahnet mich (nun).
- (9) Du bist von mir gefahren.
- (10) Ich gedenke dein allein.

- (11) Mein Herz ist klar und rein.
- (12) Gott wolle uns vereinen.
- (13) Die Nachtigall singt stets.
- (14) Ich denk bei ihrem Schall.
- (15) Gott wolle uns vereinen.
- (16) Hier spinn ich so allein.
- (17) Der Mond scheint (klar und rein).

Konnektoren: und

Komplementierer: da, solange, so oft, seit, wie, dass

Abtönungspartikel: wohl auch

Komplementierersätze

- (18) Süßer Schall war das (wohl), da wir waren zusammen. (2) + (3)
- (19) Die Nachtigall sang, da wir zusammen waren. (1), reduzierte Version + (3)
- (20) Ich gedenke dein allein, so oft der Mond wird (mag) scheinen. (10) + (7)
- (21) Die Nachtigall singt stets, seit du bist von mir gefahren. (13) + (9)
- (22) Ich denk bei ihrem Schall, wie wir zusammen waren (14) + (3)
- (23) Ich sing, solange der Mond wird scheinen. (4) + (7)
- (24) Ihr Schall mahnet mich (nun), dass du von mir gefahren bist. (8) + (9)

Konnektorensätze

- (25) Ich sing und ich kann nicht weinen und ich spinne (4) + (5) + (6)

Einfache Restsätze

- (25) Die Nachtigall sang [(wohl auch) vor vielen Jahren] (1)
- (26) Mein Herz ist klar und rein. (11)
- (27) Gott wolle uns vereinen. (12)

Extrahierte einfache Sätze

- (27) Hier spinn ich so allein. (16)
- (28) Der Mond scheint (klar und rein). (17)

Konnektorensatz mit Komplementierersatz, Komplementierersätze mit Topikalisierungsinversion, Komplementierersätze ohne Topikalisierungsinversion, einfache Restsätze und extrahierte einfache Sätze

- (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen und ich spinne, solange der Mond wird scheinen (4) + (5) + (6) + (7)
- (ii) (26) Das war süßer Schall, da wir zusammen waren. (2) + (3) = (18)
- (iii) (27) Da wir zusammen waren, da sang die Nachtigall sang, (1), reduzierte Version + (3) = (19)
- (im) (20) So oft der Mond wird (mag) scheinen, gedenke ich dein allein. (10) + (7) = (20)
- (v) (21) Seit du bist von mir gefahren, singt stets die Nachtigall (13) + (9) = (21)
- (vi) (22) Ich denk bei ihrem Schall, wie wir zusammen waren (14) + (3) = (22)
- (vii) (23) Ich sing, solange der Mond wird scheinen. (4) + (7) = (23)
- (viii) (24) Ihr Schall mahnet mich (nun), dass du von mir gefahren bist. (8) + (9) = (24)
- (ix) (25) Die Nachtigall sang [(wohl auch) vor vielen Jahren] (1)
- (x) (26) Mein Herz ist klar und rein. (11)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)

Anordnung Konnektorensatz mit Komplementierersatz, Komplementierersätze mit Topikalisierungsinversion, Komplementierersätze ohne Topikalisierungsinversion, einfache Restsätze und extrahierte einfache Sätze

- (ix) (25) Die Nachtigall sang [(wohl auch) vor vielen Jahren] (1)

- (ii) (26) Das war süßer Schall, da wir zusammen waren. (2) + (3) = (18)
- (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen und ich spinne, solange der Mond wird scheinen (4) + (5) + (6) + (7)
- (iii) (27) Da wir zusammen waren, da sang die Nachtigall sang, (1), reduzierte Version + (3) = (19)
- (viii) (24) Ihr Schall mahnet mich (nun), dass du von mir gefahren bist. (8) + (9) = (24)
- (iv) (20) So oft der Mond wird (mag) scheinen, gedenke ich dein allein. (10) + (7) = (20)
- (x) (26) Mein Herz ist klar und rein. (11)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- (v) (21) Seit du bist von mir gefahren, singt stets die Nachtigall (13) + (9) = (21)
- (vi) (22) Ich denk bei ihrem Schall, wie wir zusammen waren (14) + (3) = (22)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- (i) (26) Hier spinne ich so allein. (4) + (5) + (6) + (7)
- (xx) (28) Der Mond scheint (klar und rein). (17)
- (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen. (4) + (6)

Abtönungen in der Anordnung Konnektorensatz mit Komplementierersatz, Komplementierersätze mit Topikalisierungsinversion, Komplementierersätze ohne Topikalisierungsinversion, einfache Restsätze und extrahierte einfache Sätze durch Adverbialeinfügung, Umstellung, Löschung

- (ix) (25) Es sang vor vielen Jahren wohl auch) die Nachtigall. (1)
- (ii) (26) Das war wohl süßer Schall, da wir zusammen waren. (2) + (3) = (18)
- (i) (26) Ich sing und kann nicht weinen und spinne so allein, solange der Mond wird scheinen (4) + (5) + (6) + (7)
- (iii) (27) Da wir zusammen waren, da sang die Nachtigall sang, (1), reduzierte Version + (3) = (19)
- (viii) (24) Nun mahnet mich ihr Schall, dass du von mir gefahren. (8) + (9) = (24)
- (iv) (20) So oft der Mond wird (mag) scheinen, gedenke ich dein allein. (10) + (7) = (20)
- (x) (26) Mein Herz ist klar und rein. (11)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- (v) (21) Seit du bist von mir gefahren, singt stets die Nachtigall (13) + (9) = (21)
- (vi) (22) Ich denk bei ihrem Schall, wie wir zusammen waren (14) + (3) = (22)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- (i) (26) Hier spinne ich so allein. (4) + (5) + (6) + (7)
- (xx) (28) Der Mond scheint (klar und rein). (17)
- (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen. (4) + (6)

Strophenzerlegung (mit: Abtönungen in der Anordnung Konnektorensatz mit Komplementierersatz, Komplementierersätze mit Topikalisierungsinversion, Komplementierersätze ohne Topikalisierungsinversion, einfache Restsätze und extrahierte einfache Sätze durch Adverbialeinfügung, Umstellung, Löschung)

1

- (ix) (25) Es sang vor vielen Jahren wohl auch) die Nachtigall. (1)
- (ii) (26) Das war wohl süßer Schall, da wir zusammen waren. (2) + (3) = (18)

2

- (i) (26) Ich sing und kann nicht weinen und spinne so allein, solange der Mond wird scheinen (4) + (5) + (6) + (7)

3

- (iii) (27) Da wir zusammen waren, da sang die Nachtigall sang, (1), reduzierte Version + (3) = (19)
- (viii) (24) Nun mahnet mich ihr Schall, dass du von mir gefahren. (8) + (9) = (24)

4

- (iv) (20) So oft der Mond mag scheinen, gedenke ich dein allein. (10) + (7) = (20)
- (x) (26) Mein Herz ist klar und rein, (11)
- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)

5

- (v) (21) Seit du bist von mir gefahren, singt stets die Nachtigall (13) + (9) = (21)
- (vi) (22) Ich denk bei ihrem Schall, wie wir zusammen waren (14) + (3) = (22)

6

- (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- (i) (26) Hier spinne ich so allein. (4) + (5) + (6) + (7)
- (xx) (28) Der Mond scheint (klar und rein). (17)
- (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen. (4) + (5)

Verszerlegung der Strophenzerlegung (mit: Abtönungen in der Anordnung Konnektorensatz mit Komplementierersatz, Komplementierersätze mit Topikalisierungsinversion, Komplementierersätze ohne Topikalisierungsinversion, einfache Restsätze und extrahierte einfache Sätze durch Adverbialeinfügung, Umstellung, Löschung)

- 1
- 1.1 (ix) (25) Es sang vor langen Jahren
- 1.2 wohl auch die Nachtigall. (1)
- 1.3 (ii) (26) Das war wohl süßer Schall,
- 1.4 da wir zusammen waren. (2) + (3) = (18)
- 2
- 2.1 (i) (26) Ich sing und kann nicht weinen
- 2.2 und spinne so allein,
- 2.3 den Faden klar und rein
- 2.4 solange der Mond wird scheinen (4) + (5) + (6) + (7)
- 3
- 3.1 (iii) (27) Da wir zusammen waren,
- 3.2 da sang die Nachtigall sang, (1), reduzierte Version + (3) = (19)
- 3.3 (viii) (24) Nun mahnet mich ihr Schall,
- 3.4 dass du von mir gefahren. (8) + (9) = (24)
- 4
- 4.1 (iv) (20) So oft der Mond mag scheinen,
- 4.2 gedenke ich dein allein. (10) + (7) = (20)
- 4.3 (x) (26) Mein Herz ist klar und rein, (11)
- 4.4 (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- 5
- 5.1 (v) (21) Seit du bist von mir gefahren,
- 5.2 singt stets die Nachtigall (13) + (9) = (21)
- 5.3 (vi) (22) Ich denk bei ihrem Schall,
- 5.4 wie wir zusammen waren (14) + (3) = (22)
- 6
- 6.1 (xi) (27) Gott wolle uns vereinen. (12)
- 6.2 (i) (26) Hier spinne ich so allein. (4) + (5) + (6) + (7)
- 6.3 (xx) (28) Der Mond scheint (klar und rein). (17)
- 6.4 (i) (26) Ich sing und ich kann nicht weinen. (4) + (5)

3 Expressionen

Es dürfte unstrittig sein, dass die Stilistik – so wie sie derzeit verfasst ist – dringend der Systematisierung bedarf. Um einer solchen Systematisierung zumindest näherkommen zu können, ist es angebracht, zuvor knapp und exemplarisch zu verdeutlichen, worum es in der Stilistik – *inter alia* – geht – und worum es in der Stilistik – *inter alia* – nicht geht. Dazu seien die nachfolgend mitgeteilten Sätze betrachtet:

- (A) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde
- (B) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde
- (C) Den Himmel und die Erde erschuf Gott am Anfang

Ersichtlich sind die Sätze in (A) – (C) miteinander äquivalent: sie bringen dieselbe Proposition – die Proposition p – zum Ausdruck. Aber diese Sätze bringen p, da sie syntaktisch unterschiedlich strukturiert sind, auf unterschiedliche Arten zum Ausdruck: der Satz in (A) bringt p auf eine

Strukturierungsart α_1 zum Ausdruck, der Satz in (B) auf eine Strukturierungsart α_2 und der Satz in (C) auf eine Strukturierungsart α_3 . Es ist – möglicherweise – nicht unangebracht, diese Strukturierungsarten und die zwischen ihnen bestehenden Differenzen etwas genauer zu betrachten. Konzipiert man diese Betrachtung – wie es aus guten Gründen nicht unüblich ist – im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten Prinzipien und Parameter-Theorie der Universalgrammatik – kurz: der (P&P)-Theorie der UG – und geht dabei von der Annahme aus, dass die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen unverzichtbar ist, liegen die Dinge klar: Den Sätzen in (A) – (C) liegt dieselbe D-Struktur zugrunde; die strukturellen Differenzen zwischen den α_i sind mithin S-struktureller Natur, also transformationell induziert. An diesem Befund ändert sich im Kern nichts, wenn man – wofür gute Gründe sprechen – die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen zugunsten der Annahme aufgibt, dass den Sätzen in (A) – (C) eine integrierte [D/S]-Struktur zugrundeliegt, für die die Repräsentation transformationell induzierter Bewegungen konstitutiv ist. Im Sinne dieser Auffassung sind die Sätze in (A) – (C) dann als bewegungsstrukturell verschieden voneinander zu betrachten; das heißt: die Differenzen zwischen den α_i stellen sich auf der Ebene der [D/S]-Struktur als Bewegungsdifferenzen und damit – kurz und plakativ gesagt – als Differenzen zwischen den Positionen von Spurelementen innerhalb des CP/IP-Systems dar. So ist beispielsweise dem Satz in (A) die nachfolgend in (A*) angegebene Bewegungsstruktur zugeordnet:

(A*) [_{CP} [_{Spec,CP} Am Anfang_i] [_C][_C erschuf_j] [_{IP}][_{VP} [_{NP} Gott] [_V¹ [_{PP} t_i] [_V¹ [_{NP} den Himmel und die Erde] [_v t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

Dem Satz in (B) ist dagegen die in (B*) und dem Satz in (C) die in (C*) angegebene Struktur zuzuschreiben, wobei auch bei der Angabe dieser beiden Strukturen eine Mehrzahl von Details vernachlässigt wurde:

(B*) [_{CP} [_{Spec,CP} Gott_i] [_C][_C erschuf_j] [_{IP}][_{VP} [_{NP} t_i] [_V¹ [_{PP} am Anfang] [_V¹ [_{NP} den Himmel und die Erde] [_v t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

(C*) [_{CP} [_{Spec,CP} Den Himmel und die Erde_i] [_C][_C erschuf_j] [_{IP}][_{VP} [_{NP} Gott] [_V¹ [_{PP} am Anfang] [_V¹ [_{NP} t_i] [_v t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

Ersichtlich sind die Strukturen in (A*) – (C*) lediglich spurendifferent voneinander, wobei die i-Spur von einer Topikalisierungstransformation und die j-Spur von der Finitumvoranstellungstransformation induziert wird. Diese beiden Transformationen, die für von den Sätzen in (A) – (C) instanziierte V2-Struktur konstitutiv sind, sind beide Alpha-Transformationen. Diese beiden Transformationen sind im in Rede stehenden Fall Wurzeltransformationen; sie sind strukturerhaltend und nicht-lokale Anhebungstransformationen: Durch sie werden innerhalb des CP/IP-System „tief“ positionierte Terminalelemente in innerhalb des Systems „höhere“ Positionen umpositioniert. Dies alles ändert jedoch nichts daran, dass die Sätze in (A) – (C) Varianten ein und derselben syntaktischen, den Bewegungen zugrundeliegenden Struktur sind.

Die Sätze in (A) – (C) bringen – um aus Gründen der Einfachheit und Transparenz der Argumentation einen nicht unproblematischen und der (P&P)-Theorie fremden Begriff zu gebrauchen – dieselbe Proposition p zum Ausdruck. Sie bringen p überdies in demselben Kontext zum Ausdruck – dem Kontext κ , der im Fall von (A) – (C) durch einen Kotext, den Anfang der deutschen Bibelübersetzung, gegeben ist, aber der nicht notwendigerweise durch einen Kotext gegeben sein muss, sondern auch durch eine Situation gegeben sein kann. Ein 4-Tupel wie das Tupel $\langle s_1, \alpha_1, p, \kappa \rangle$ – also ein Tupel, bestehend aus einem Satz, einer Strukturierungsart, einer Proposition und einem Kontext – möge eine *Expression* heißen. Expressionen, die in demselben Kontext dieselbe Proposition auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, bilden eine *Expressionsklasse* – die Expressionsklasse **E**. Die Sätze in (A) – (C) gehören somit zu Expressionen, die Elemente einer Expressionsklasse sind. Expressionsklassen umfassen die unterschiedlichen, zueinander *alternativen* Arten, auf die eine Proposition p sprachlich zum Ausdruck gebracht werden kann. Diese Ausdrucksalternativen – also die Expressionsklassen – sind, aus Gründen heraus, die gleich deutlich

werden, die primären Objekte der Stilistik.²⁵ (Naheliegende Erweiterungen dieses Ansatzes, die sehr wohl erforderlich sind, werden im zweiten Abschnitt dieser Skizze vorgenommen.)

Bezüglich einer Expressionsklasse lassen sich Fragen stellen, die man als paradigmatisch für stilistische Fragen betrachten kann. So lässt sich im Hinblick auf die angegebenen Beispielsätze die Frage stellen, ob die Expression, zu der der Satz in (A) gehört, die Proposition *p* „besser“ – stilistisch angemessener oder adäquater, was auch, aber nicht nur heißt: dem Vorkontext κ besser angepasst – zum Ausdruck bringt als die Expression, zu der der Satz in (B) gehört, oder ob das Umgekehrte der Fall ist. Ebenso lässt sich fragen, ob die Expressionen, zu denen die Sätze in (B) und (C) gehören, die Proposition *p* gleich gut – oder gleich schlecht – zum Ausdruck bringen. Allgemein gesagt: in Relation zu anderen Expressionen, die derselben Expressionsklasse angehören, lässt sich die *Ausdrucksgüte* einer Expression beurteilen oder *qualifizieren* – Expressionsqualifikationen der angedeuteten Art prägen einer Expressionsklasse eine Struktur auf. Sie spezifizieren, welche der alternativ möglichen Ausdruckarten optimaler sind als andere alternativ mögliche Ausdrucksarten und welche Ausdrucksarten gleich optimal – oder eben gleichermaßen suboptimal – sind. Es ist traditionellerweise das Hauptgeschäft der Stilistik, solche Spezifizierungen zu liefern. Der primäre Gegenstand der Stilistik sind Expressionsklassen; sie sind das Objekt der stilistischen Beschreibung. Ihren Erklärungsaufgaben kommt die Stilistik nach, indem sie diese Expressionsklassen mit einer Qualifikationsstruktur versieht.

Diese Charakterisierung der Aufgaben der Stilistik beinhaltet offenkundig die Feststellung, dass die Stilistik eine erklärende und beschreibende Disziplin ist. Sie ist also – im Gegensatz zu nicht unüblichen Auffassungen – *keine* präskriptive Unternehmung. Die Ordnung, die für die Elemente einer Expressionsklasse spezifiziert wird, reflektiert – kurz gesagt – die stilistische Kompetenz der Sprecher/Hörer – in eben dem Sinn, in dem grammatische Erklärungen und Beschreibungen die grammatische Kompetenz der Sprecher/Hörer reflektieren. Ihre stilistische Kompetenz ist den Sprecher/Hörern teilweise ebensowenig transparent, wie ihnen ihre grammatische Kompetenz transparent ist. Aber gewisse Aspekte der Expressionsqualifikation sind den Sprecher/Hörern evidentenmaßen sehr wohl transparent; sie sind somit Bestandteil des expliziten sprachlichen Wissens der Individuen. Mit anderen Worten: die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer umfassen auch eine Komponente, die *jenseits* der UG angesiedelt ist und die sich komplementär zu ihren UG-Kenntnissen ergibt. Um es auf den Punkt zu bringen: Die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer sind ein *gemischtes* System; es umfasst explizite, den Individuen transparente und folglich bewusste Sprachkenntnisse, und es umfasst ihren UG-Kenntnissen entsprechende und teilweise durch sie gegebene *intrinsische*, also den Individuen nicht-transparente und ihnen folglich nicht bewusste Sprachkenntnisse. Das System **S** der stilistischen Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer ist somit ein Hybridsystem, im klassischen Sinn dieses Begriffs.

Das System **S** ist das Fundament des Vermögens der Sprecher/Hörer, stilistische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können – ebenso wie die UG das Fundament ihres Vermögens ist, grammatische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können. Stilistische Wohlgeformtheitsurteile – S-Urteile, kurz gesagt – sind wesentliche Bestandteile der Begründung, die für eine qualifikatorische Ordnung von **E**-Elementen beigebracht werden muss. Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass es der Bezugnahme auf S-Urteile durchaus nicht an wissenschaftlicher Dignität

²⁵ Man beachte, dass der hier verwendete Begriff der Expressionsklasse sehr eng gefasst ist. Eine Expressionsklasse im engen Sinn besteht im Kern aus den grammatisch zulässigen Permutationen eines Satzes. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, stilistische Betrachtungen auf Expressionsklassen im engen Sinn zu beschränken. Expressionsklassen im weiten Sinn geraten ins Blickfeld, wenn die rigide Permutationsbedingung aufgegeben wird und alle die Sätze als Elemente einer Expressionsklasse betrachtet werden, die dieselbe Proposition zum Ausdruck bringen. Eine entsprechende Erweiterung der hier betrachteten, durch die Sätze in (A) – (C) gegebenen Expressionsklasse im engen Sinn würde dann dazu führen, dass auch der nachfolgend in (+) angegebene Satz zu der Expressionsklasse im weiten Sinn gezählt werden müsste:

(+) Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes

Da es hier jedoch um die Erörterung grundsätzlicher Fragen der Stilistik geht, und da die Betrachtung von Expressionsklassen im weiten Sinne keine grundsätzlich anderen Fragen aufwirft als die, die sich bei der Betrachtung von Expressionsklassen im engen Sinn stellen, kann hier ohne Verlust an Allgemeinheit auf die Betrachtung von Erweiterungen wie der verzichtet werden, für die (+) exemplarisch ist.

mangelt: S-Urteile sind – wie Experimente – reproduzierbare Größen. Das heißt: nur diejenigen S-Urteile zählen, die von n-vielen Sprecher/Hörern unter gleichen Bedingungen auf die gleiche Art abgegeben werden und insofern reproduzierbar sind. Entsprechendes gilt im übrigen für Grammatizitätsurteile. – Es liegt auf der Hand, dass die genannte Reproduzierbarkeitsbedingung eine im Prinzip erfüllbare Bedingung ist.

Die Bezugnahme auf S-Urteile eröffnet eine der Möglichkeiten, qualifikatorische Ordnungen zu begründen. Sie ist nicht die einzige Begründungsmöglichkeit. Macheiner (1991) demonstriert eine Reihe von Begründungsmöglichkeiten, die aus der Praxis der empirischen linguistischen Forschung resultieren. Eine geeignete Adaption der experimentellen Forschungspraxis der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaft – eine solche Adaptation ist im Grundsatz ohne weiteres möglich – erschließt weitere Möglichkeiten einer Begründung stilistischer Annahmen. – Nimmt man die genannten Begründungsmöglichkeiten in Anspruch, lässt sich in Ansehung der in (A) – (C) mitgeteilten Sätze und der zugehörigen, zuvor angedeuteten Expressionsstruktur eine qualifikatorische Aussage wie etwa die folgende begründet behaupten:

(D) ((A) ist besser als (B) und (C)) und ((B) und (C) sind in etwa gleich gut)

Zur Begründung von (D) ließe sich etwa beibringen, dass (A) im Gegensatz zu den beiden anderen Sätzen eine PP-Topikalisierung aufweist. Topikalisierungen tragen auf spezielle Art mit zur Strukturierung der Aufmerksamkeit des Rezipienten bei, und die PP-Topikalisierung leistet dies in besonderem Masse, da die PP „am Anfang“ zugleich das Anfangselement der Textes ist, dessen erster Satz eben der in (A) angegebene Satz ist. Insofern ist (A) gegenüber (B) und (C) ausgezeichnet. Ferner lässt sich anführen, dass der Satz in (A) besser als die beiden anderen Sätze in den Kontext integriert ist, in dem die drei Sätze zu lokalisieren sind. Die Sätze in (B) und (C) dagegen sind unter den genannten Aspekten ununterscheidbar voneinander und sind deshalb als in etwa gleich gut zu qualifizieren. – Natürlich beinhalten diese Feststellungen keine differenzierte Begründung von (D). Aber es geht hier auch nicht darum, eine solche Begründung vorzulegen – es geht allein darum, die prinzipielle Begründbarkeit von (*) nachweisen. Und dieser Nachweis dürfte mit den voranstehenden – elaborierungsbedürftigen, aber auch elaborierungsfähigen – Hinweisen erbracht worden sein.

Die Aussage in (D) erklärt die drei in Rede stehenden Sätze stilistisch: durch sie werden diese Sätze relativ zu der angedeuteten Expressionsstruktur qualifikatorisch geordnet – sie werden unter stilistischen Gesichtspunkten erklärt, indem sie in Relation zueinander gesetzt werden, und zwar derart, dass durch die Relationierung eine Ordnung erzeugt wird. Sicher sind in letzter Instanz stilistische Erklärungen höherer Stufe erforderlich, also Erklärungen, in deren Rahmen Aussagen wie die in (D) aus Prinzipien abgeleitet werden. Stilistische Erklärungen dieser Art sind einstweilen außer Reichweite – aber es dürften die niedrigstufigen Erklärungen der umrissenen Art sein, die den Weg bahnen, der zu Erklärungen höherer Stufigkeit führt.

Es ist wesentlich zu sehen, dass Aussagen wie die in (D) angegebene grundsätzlich relationaler Natur sind. Genauer: mit Aussagen dieser Art werden *Komparationsrelationen* etabliert. Diese Aussagen sind die Fundamentalaussagen der Stilistik – Macheiner (1991) entwickelt eine Vielzahl von Aussagen dieser Art. Sie unternimmt jedoch keinen Versuch, die Logik zu explizieren, der Komparationsrelationen unterliegen. In Anbetracht der Zielsetzungen, die sie mit ihrem Buch verfolgt, ist der Verzicht auf diese Explikation mehr als verständlich. Aber nichtsdestoweniger ist eine Explikation von Komparationsrelationen der Expressionsqualifikation unverzichtbar, wenn eine Systematisierung der Stilistik avisiert wird. Die Betrachtungen im folgenden Abschnitt sind der Versuch, diesem Explikationserfordernis nachzukommen. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie als systematisierender Appendix zu den Untersuchungen, die Judith Macheiner zu Fragen der Stilistik vorgelegt hat, genommen werden können.

TeilB. Satzkommutativität und Textkommutativität

Traditionellerweise und von der Sache her sicher zu Recht nimmt man, dass die Stilistik das zentrale Element der Schnittstelle von Linguistik und Literaturwissenschaft ist. Die Stilistik befindet sich in einer desolaten Verfassung, und dies ist ein klarer Hinweis darauf, dass die Systematisierung der Beziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft außerhalb des wissenschaftlichen

Interesses liegt. Die Studie ist der Versuch, diesem Desinteresse entgegen zu wirken. Im Rahmen einer Fallstudie wird gezeigt, inwieweit eine Systematisierung der Stilistik zum Erkenntnisfortschritt sowohl der Literaturwissenschaft als auch der Linguistik beizutragen vermag. Dabei werden zunächst die Kommutativitätseigenschaften und Nicht-Kommutativitätseigenschaften der konjunktiven Koordination von Deklarativsätzen und der Parataxe expliziert, und im Lichte dieser Explikation wird dann, Brentanos Gedicht „Der Spinnerin Lied“ betrachtet, und zwar relativ zu einer Interpretation dieses Gedichtes, die Alewyn vorgelegt hat.

Die Texte, die in einer natürlichen Sprache L möglich sind, sind Mengen von Sätzen. Diese Mengen sind strukturiert, und es steht außer Zweifel, dass die Struktur eines Textes in L überaus komplex ist. Außer Zweifel steht jedoch auch, dass es Elemente der Textstrukturierung gibt, die vergleichsweise elementar sind. Das vermutlich elementarste Element der Textstrukturierung ist die Parataxe. Wie sich die Parataxe textstrukturell manifestiert, wird exemplarisch deutlich, wenn man die beiden folgenden Texte betrachtet:

- (a) Wolf trinkt Schwarzbier.
- (b) Martin dagegen trinkt Mineralwasser.
- (c) Beide überlegen, ob sie wieder einmal Sülze mit Bratkartoffeln oder ausnahmsweise Reibekuchen mit Lachs essen sollen.

- (a′) Wolf trinkt Schwarzbier.
- (b′) Martin dagegen trinkt Mineralwasser.
- (c′) Beide überlegen, ob sie wieder einmal Sülze mit Bratkartoffeln oder ausnahmsweise Reibekuchen mit Lachs essen sollen.
- (d′) Da kommt Hagen und bestellt eine Schinkenplatte.

Der Text in (a) – (c) ist von dem Text in (a′) – (d′) offensichtlich nur dadurch unterschieden, dass ihm der Satz „Da kommt Hagen und bestellt eine Schinkenplatte“ hinzugefügt worden ist. *Diese Hinzufügung ist nichts anderes als die parataktische Fortsetzung eines Textes.* Auf entsprechende Art ist aus dem Text „Wolf trinkt Schwarzbier. Martin dagegen trinkt Mineralwasser“ durch parataktische Hinzufügung des dritten Satzes der Text in (a) – (c) hervorgegangen. Entsprechend besteht – entgegen gängigen, zumeist an peripherer Stelle niedergelegten Vormeinungen, die allenfalls verdeutlichen, dass von einer systematischen Erforschung der Syntax der Parataxe derzeit nicht die Rede sein kann – die Leistung der Parataxe *nicht* darin, Sätze mit Sätzen zu einem Text zu verknüpfen; die Leistung der Parataxe ist vielmehr primär eine *Hinzufügensleistung*: Durch die parataktische Verknüpfung wird ein parataktisch organisierter Text PT mit einem Objekt anderer Art – nämlich mit einem Satz S – derart verbunden, dass ein praktisch organisierter Text PT entsteht. Die Parataxe erzeugt einen Text PT, indem sie einen Text PT um genau einen Satz S erweitert. Die Hinzufügensleistung der Parataxe ist somit zugleich auch eine Rekursionsleistung. Es liegt auf der Hand, dass diese Rekursionsleistung mit der nachfolgend mitgeteilten kontextfreien Parataxen-Regel vollständig erfasst ist, die Strukturen der ebenfalls nachfolgend mitgeteilten Art erzeugt:

- (1) $PT \rightarrow PT S$
- (2) $[PT [PT [PT [PT \dots S] S] S] S] \dots$

Ersichtlich handelt es sich bei der Struktur in (2) um einen Baum, und Bäumen lässt sich – auf eine hier nicht näher zu spezifizierende Art – eine totale Ordnung in der Menge der Knoten aufprägen. Die so geordneten Bäume reflektieren die lineare Abfolge der Sätze in PT. Es ist wesentlich zu sehen, dass PT besteht aus PT-S-Konfigurationen und nichts sonst besteht. Die PT-Struktur ist somit eine einheitliche Struktur und als solche vollkommen homogen.

Es liegt auf der Hand, dass jede PT-S-Konfiguration ein Anfangselement haben muss. Das Erstelement einer solchen Konfiguration ist jedoch, wie die zuvor mitgeteilten Texte verdeutlichen, nicht *eo ipso* ein Element der Kategorie PT: „Wolf trinkt Schwarzbier“ ist – trivialerweise – schlicht und einfach ein Satz, also ein Objekt der Kategorie S. Aber natürlich wird man nicht in Abrede stellen können, dass es Texte gibt, die einen und nur einen Satz umfassen; man wird sogar, aus geradezu selbstevidenten Gründen heraus, einräumen müssen, dass jeder Satz als ein Ein-Satz-Text fungieren

kann. Kein Sprecher/Hörer des derzeit aktuellen Deutschen dürfte irgendwelche Schwierigkeiten haben, den folgenden Satz auch als Text einordnen zu können – als einen Text der Länge 1, wenn die Länge eines Textes durch die Anzahl der Sätze gemessen wird, die er umfasst:

Der Universitätspräsident und seine Mitarbeiter machten erfolglos alle Anstrengungen, dem Studiengang für Allgemeine Sprachwissenschaft ein definitives Ende zu bereiten.

Es liegt nahe, im Erstelement einer PT-S-Konfiguration nicht nur einen Satz, sondern zugleich auch einen Ein-Satz-Text zu sehen. Diese – wohl unmittelbar einleuchtende – Sichtweise hat es zur Folge, dass angenommen werden muss, dass Objekte der Kategorie S zu Objekten der Kategorie PT *angehoben* werden können. Die entsprechende Anhebungsregel lässt sich – trivialerweise – wiederum kontextfrei formulieren:

(3) PT → S

Es ist klar, dass die durch (3) gelieferte nicht-rekursive Struktur – die Struktur des Parataxenanfangs, die auch zugleich die globale Struktur von Ein-Satz-Texten ist – diejenige Struktur ist, die in einer Struktur wie der, die durch die Regel in (1) erzeugt werden kann, diejenige Teilstruktur ist, die am tiefsten eingebettet ist. Das Erstelement einer PT-S-Konfiguration ist somit das einzige Element einer solchen Konfiguration, in der ein Element der Kategorie S und nur dieses Element direkt von PT dominiert wird. Ansonsten dominiert PT ausschließlich PT, S-Konfigurationen. Die parataktische Verknüpfung ist in diesen komplexen Fällen grundsätzlich strikt binär.

Mit der Angabe der PT-zentralen Regel in (1) und der PT-initialen Regel in (3), die zugleich die generelle Regel zur Erzeugung von Ein-Satz-Texten ist, dürfte der Kern dessen expliziert sein, was die Syntax der Parataxe ausmacht. Selbstverständlich sind sowohl Erweiterungen als auch Verfeinerungen dieses – ersichtlich hochgradig elementaren – Regelsystems erforderlich, um den Tatbeständen der Parataxe insgesamt Rechnung tragen zu können. Ihre Entwicklung braucht hier jedoch vorerst nicht in Angriff genommen zu werden – es ging in dieser Skizze lediglich darum zu zeigen, auf welcher allgemeinen Grundlage es möglich wird, diese Erweiterungen und Verfeinerungen systematisch ins Werk zu setzen. Diese Grundlage ist durch den nachfolgend mitgeteilten, rein syntaktischen Parataxenbegriff nochmals explizit vor Augen gestellt:

(4) Eine Struktur α ist *parataktisch* g.d.w. α Teil einer PT-S-Konfiguration ist.

(5) Max geht und Moritz geht.

(6) Moritz geht und Max geht.

(7) $p \ \& \ q \in L \Leftrightarrow q \ \& \ p \in L$

(8) $p \ \& \ q \equiv q \ \& \ p$

(9) Max geht und Moritz geht und Paul geht und ... und Peter geht.

(10) Peter geht und Paul geht und Moritz geht und ... und Max geht.

(11) $s_1 = (p_1 \ \& \ p_2 \ \& \ \dots \ \& \ p_{n-1} \ \& \ p_n) \in L \Leftrightarrow s_2 = (p_n \ \& \ p_{n-1} \ \& \ \dots \ \& \ p_2 \ \& \ p_1) \in L$

(12) $s_1 = (p_1 \ \& \ p_2 \ \& \ \dots \ \& \ p_{n-1} \ \& \ p_n) \equiv s_2 = (p_n \ \& \ p_{n-1} \ \& \ \dots \ \& \ p_2 \ \& \ p_1)$

(13) Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn

Ersichtlich stellt die anaphorische Struktur, der der Satz in (13) – im Gegensatz zu den zuvor betrachteten Sätzen – aufweist, eine *Barriere* für die Kommutation dar. Die Vertauschung der Konjunkte erhält zwar die Grammatizität – die *und*-Verknüpfung in (13) ist also symmetrisch –, aber ist nicht *salva veritate* möglich – die Kommutativitätseigenschaft ist nicht mehr nachweisbar, wie der Satz in (14) klar vor Augen führt:

(14) Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau

(15) Max geht. Moritz geht.

(16) Moritz geht. Max geht.

(17) $T_1 = (p \cdot q) \in L \Leftrightarrow T_2 = (q \cdot p) \in L$

(18) $T_1 = (p \cdot q) \equiv T_2 = (q \cdot p)$

(19) Max geht und Moritz geht und Paul geht und ... und Peter geht.

(20) Peter geht und Paul geht und Moritz geht und ... und Max geht.

(21) $T_1 = (p_1 \cdot p_2 \cdot \dots \cdot p_{n-1} \cdot p_n) \in L \Leftrightarrow T_2 = (p_n \cdot p_{n-1} \cdot \dots \cdot p_2 \cdot p_1) \in L$

(22) $T_1 = (p_1 \cdot p_2 \cdot \dots \cdot p_{n-1} \cdot p_n) \equiv T_2 = (p_n \cdot p_{n-1} \cdot \dots \cdot p_2 \cdot p_1)$

(23) Lothar Matthäus heiratet wieder. Die wird sich noch wundern.

(24) Die wird sich noch wundern. Lothar Matthäus heiratet wieder.

(25) Ein Mann liebt eine Frau. Sie hasst ihn.

(26) Sie hasst ihn. Ein Mann liebt eine Frau.

Vor diesem Hintergrund gewinnt ein Argument an Gewicht, das gegen die Satz/Text-Dichotomie gerichtet werden könnte und eben deshalb auch ein Argument gegen das angeführte Universale abgibt. Worum es bei diesem Argument geht, ist leicht auszumachen. Man betrachte hierzu den komplexen Satz in (27) und den Zwei-Satz-Text in (28):

(27) Max läuft und Moritz läuft.

(28) Max läuft. Moritz läuft.

Aus den unmittelbar einsehbaren genannten Gründen heraus sind der Satz in (27) – um ihm einen Namen zu geben: der Max-und-Moritz-Satz, kurz: der M & M-Satz – und der Text in (28) – der Max-und-Moritz-Text, kurz: der M&M-Text – zweifelsfrei strukturverschieden voneinander. (27) ist ein durch konjunktive Koordination strukturierter Satz, und (28) ist ein parataktisch strukturierter Text; eben dies macht den Strukturunterschied aus: die Parataxe verarbeitet Sätze zu Texten, und die konjunktive Deklarativsatzkoordination verknüpft irgendzwei Sätze zu einem Satz. Aber unerachtet dieses Strukturunterschieds verhält es sich offenbar so, dass der M & M-Satz genau dann wahr ist, wenn der M & M-Text wahr ist, und umgekehrt: semantisch sind (27) und (28) äquivalent miteinander. In Ansehung dieser Äquivalenz könnte man – wie es gerade im DRT-Kontext nicht unüblich ist – versucht sein anzunehmen, dass sich (28) grundsätzlich auf (27) reduzieren lässt – dass sich also die Parataxe semantisch auf die konjunktive Deklarativsatzkoordination reduzieren lässt. Relativ zu dieser Reduktionsmöglichkeit (sofern sie denn in der Tat gegeben sein sollte) ließe sich weiter dahingehend argumentieren, dass es natürliche Sprachen geben kann, die grundsätzlich nur durch die konjunktive Koordination – und gerade nicht durch die Parataxe – strukturiert sind, und dass es natürliche Sprachen geben kann, die grundsätzlich nur durch die Parataxe – und gerade nicht durch die konjunktive Koordination – strukturiert sind. Wenn Sprachen dieser Art aber als natürliche Sprachen möglich sind, kann die Satz/Text-Dichotomie nicht mehr generell für solche Sprachen geltend gemacht werden. Ihre generelle Gültigkeit für natürliche Sprachen durch die These zu demonstrieren zu versuchen, dass sich jeder Satz – also auch jeder konjunktiv koordinierte Deklarativsatz – grundsätzlich als ein Ein-Satz-Text begreifen lässt, trägt ersichtlich nichts aus: die Satz/Text-Dichotomie würde so allenfalls trivialisiert – wenn sich nicht von PT-S-Konfigurationen reden lässt, ist es offensichtlich nicht signifikant, von Ein-Satz-Texten zu reden. Das Satz/Text-Universale wäre somit zu Fall gebracht – und mit ihm, aus den zuvor genannten Gründen heraus, auch das zuvor mitgeteilte Parataxenuniversale.

Nun ist – wie schon gesagt – eine nicht parataktisch organisierte natürliche Sprache noch niemals bekannt geworden. Aber das ändert natürlich nichts daran, dass eine derartig natürliche Sprache nicht doch noch entdeckt werden könnte – der empirische Befund nimmt der umrissenen Argumentationsmöglichkeit nichts von ihrem Gewicht. Die Behauptung einer grammatischen Strukturierungsmöglichkeit ist nicht aus der Welt zu schaffen, indem grammatische Strukturen aufgelistet werden. Wer zeigen will, dass die Behauptung nicht zutrifft, muss zeigen, dass die Voraussetzung, auf der sie beruht, falsch ist. Und vorausgesetzt wird bei der Behauptung, dass die – in der deutschen Orthographie durch Punktsetzung zum Ausdruck gebrachte – Parataxe grundsätzlich auf die – im Deutschen durch die „und“-Verknüpfung von Sätzen zum Ausdruck gebrachte -konjunktive Deklarativsatzkoordination reduziert werden kann. Anders gesagt: es wird vorausgesetzt, dass die Parataxe grundsätzlich *salva grammaticitate* und *salva veritate* durch die konjunktive Deklarativsatzkoordination substituiert werden kann. Trifft diese Voraussetzung der generellen Substituierbarkeit zu? – Man betrachte hierzu die nachfolgend mitgeteilten Texte:

- (29) Max kommt. Aber Moritz geht.
- (30) Moritz geht. Schade.
- (31) Max kommt. Aber Moritz geht. Schade.

Die mitgeteilten, offenkundig parataktisch strukturierten Texte sind zweifelsfrei wohlgeformt im Deutschen. Die Ersetzung dieser M & M-Texte durch konjunktiv koordinierte M & M-Deklarativsätze führt zu den in (32) – (34) niedergelegten Ergebnissen:

- (32) Max kommt und aber Moritz geht.
- (33) Moritz geht und schade.
- (34) Max kommt und aber Moritz geht und schade.

Die in (32) – (34) angeführten M & M-Sätze sind fraglos allesamt ungrammatisch im Deutschen. Damit ist wohl mit hinreichender Konklusivität gezeigt, dass die Parataxe sich nicht generell auf die konjunktive Deklarativsatzkoordination zurückführen lässt. Wie die M & M-Texte einerseits und die M & M-Sätze andererseits vor Augen stellen, verhält sich die Parataxe unter der Ellipsenbildung und der Adversation vollkommen anders als die konjunktive Koordination. Was hier parataktisch möglich ist, ist konjunktiv koordinativ nicht möglich. Die Parataxe lässt sich also nicht generell *salva grammaticitate* und *salva veritate* durch die konjunktive Deklarativsatzkoordination substituieren und insofern auf letztere reduzieren. Die generelle Reduzierbarkeit der Parataxe auf die konjunktive Koordination aber war die Voraussetzung des zuvor skizzierten grammatisch-strukturellen Gedankenexperimentes. Diese Voraussetzung ist unhaltbar. Das Gedankenexperiment ist mithin nicht tragfähig. Es erschüttert die Satz/Text-Dichotomie in keiner Weise. Entsprechend kann das zuvor formulierte Parataxenuniversale auch in Ansehung des Gedankenexperimentes definitiv als korrekt behauptet werden; das Gedankenexperiment beeinträchtigt die Geltung von (8) nicht im Mindesten.

Nach Asher (1993) ist eine Satzmasse genau dann kohärent – also ein Text –, wenn jeder Satz dieser Satzmasse in mindestens einer semantischen Relation zu mindestens einem seiner – parataktisch gegebenen – Vorgänger steht. Das heißt, dass die textuelle Kohärenz letztlich in semantischen Beziehungen begründet ist, die zwischen Satzpaaren bestehen. Textverstehen ist im Sinne dieser Auffassung primär ein Verstehen von relationierten Satzpaaren – primär, aber nicht ausschließlich. Denn natürlich kann es der Fall sein, dass zwischen einem Satz S und seinem unmittelbaren Vorgänger keine semantische Beziehung besteht. In diesem Fall besteht das Verfahren der Sprecher/Hörer Asher zufolge darin, S mit einem Vorgängersatz des Vorgängersatzes zu relationieren oder aber S in Relation zu der Denotation zu setzen, die der als separierbare textuelle Einheit zu begreifende Gesamtkomplex der Vorgängersätze hat. Solche separierbaren textuelle Einheiten lassen sich als hypotaktische Gebilde begreifen, die eine interne hierarchische Struktur aufweisen, und die sich in einem Baum ordnen lassen. Zusammenfassend gesagt bedeutet das, dass ein Satz S, der nicht mit einem seiner Vorgängersätze relationiert werden kann, genau dann verstanden ist, wenn S mit der S direkt vorausgehenden Hypotaxe relationiert werden kann. Hypotaxen sind mehr als Parataxen: sie sind sozusagen hierarchisch strukturierte Parataxen – wie denn im Sinne des Ansatzes von Asher überhaupt gilt, dass Texte durchgängig hypotaktisch organisiert sind, wobei innerhalb der Hypotaxen

und zwischen ihnen die parataktische Ordnung der Elemente erhalten wird. Dieses Prinzip der Erhaltung der parataktischen Ordnung innerhalb der hypotaktischen Struktur leistet auf der textuellen Ebene offenbar das, was das von Thümmel (1996) kritisierte Prinzip der Projektivität auf der satzgrammatischen Ebene leistet: es bewirkt die lineare Ordnung der Textsegmente – wie das Projektivitätsprinzip die lineare Ordnung der Satzsegmente bewirkt.

Teil C. Literarität und Kommutativität

Auch wenn Literaturwissenschaftler einer bestimmten, hier nicht näher zu charakterisierenden Art diese Feststellungen für trivial halten sollten: es lässt sich einfach nicht in Abrede stellen, dass auch literarische Texte parataktisch organisierte Texte, und es lässt sich auch nicht in Abrede stellen, dass diese parataktische Textorganisation auch Sätze umfasst, bei denen es sich um konjunktiv koordinierte Deklarativsätze handelt. Mithin lässt es sich auch nicht in Abrede stellen, dass auch literarische Texte eben die Kommutativitätseigenschaften aufweisen, die sich aus ihrer parataktischen Organisation und den in ihr vorkommenden Konjunktionen von koordinierten Deklarativsätzen unter gewissen Bedingungen ergeben, und dass sie eben die Nicht-Kommutativitätseigenschaften aufweisen, die sich aus ihrer parataktischen Organisation und den in ihr vorkommenden Konjunktionen von koordinierten Deklarativsätzen unter gewissen anderen Bedingungen ergeben. Man wird – über diese vergleichsweise trivialen Feststellungen hinausgehend – sogar sagen dürfen, dass es oft gerade diese Kommutativitätseigenschaften oder Nicht-Kommutativitätseigenschaften sind, die ein einer essentiellen Form konstitutiv für das sind, was die spezielle sprachliche Form eines literarischen Textes ausmacht.

Es dürfte unstrittig sein, dass die Stilistik – so wie sie derzeit verfasst ist – dringend der Systematisierung bedarf. Um einer solchen Systematisierung zumindest näherkommen zu können, ist es angebracht, zuvor knapp und exemplarisch zu verdeutlichen, worum es in der Stilistik – *inter alia* – geht – und worum es in der Stilistik – *inter alia* – nicht geht. Dazu seien die nachfolgend mitgeteilten Sätze betrachtet:

- (A) Am Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde
- (B) Gott erschuf am Anfang den Himmel und die Erde
- (C) Den Himmel und die Erde erschuf Gott am Anfang

Ersichtlich sind die Sätze in (A) – (C) miteinander äquivalent: sie bringen dieselbe Proposition – die Proposition p – zum Ausdruck. Aber diese Sätze bringen p , da sie syntaktisch unterschiedlich strukturiert sind, auf unterschiedliche Arten zum Ausdruck: der Satz in (A) bringt p auf eine Strukturierungsart α_1 zum Ausdruck, der Satz in (B) auf eine Strukturierungsart α_2 und der Satz in (C) auf eine Strukturierungsart α_3 . Es ist – möglicherweise – nicht unangebracht, diese Strukturierungsarten und die zwischen ihnen bestehenden Differenzen etwas genauer zu betrachten. Konzipiert man diese Betrachtung – wie es aus guten Gründen nicht unüblich ist – im Rahmen der von Chomsky (1981) inaugurierten Prinzipien und Parameter-Theorie der Universalgrammatik – kurz: der (P&P)-Theorie der UG – und geht dabei von der Annahme aus, dass die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen unverzichtbar ist, liegen die Dinge klar: Den Sätzen in (A) – (C) liegt dieselbe D-Struktur zugrunde; die strukturellen Differenzen zwischen den α_i sind mithin S-struktureller Natur, also transformationell induziert. An diesem Befund ändert sich im Kern nichts, wenn man – wofür gute Gründe sprechen – die Unterscheidung zwischen D-Strukturen und S-Strukturen zugunsten der Annahme aufgibt, dass den Sätzen in (A) – (C) eine integrierte [D/S]-Struktur zugrundeliegt, für die die Repräsentation transformationell induzierter Bewegungen konstitutiv ist. Im Sinne dieser Auffassung sind die Sätze in (A) – (C) dann als bewegungsstrukturell verschieden voneinander zu betrachten; das heißt: die Differenzen zwischen den α_i stellen sich auf der Ebene der [D/S]-Struktur als Bewegungsdifferenzen und damit – kurz und plakativ gesagt – als Differenzen zwischen den Positionen von Spurenelementen innerhalb des CP/IP-Systems dar. So ist beispielsweise dem Satz in (A) die nachfolgend in (A*) angegebene Bewegungsstruktur zugeordnet:

(A*) [_{CP} [_{Spec,CP} Am Anfang_i] [_{C'}][_C erschuf_j] [_{IP}] [_{VP} [_{NP} Gott] [_V¹ [_{PP} t_i] [_V¹ [_{NP} den Himmel und die Erde] [_V t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

Dem Satz in (B) ist dagegen die in (B*) und dem Satz in (C) die in (C*) angegebene Struktur zuzuschreiben, wobei auch bei der Angabe dieser beiden Strukturen eine Mehrzahl von Details vernachlässigt wurde:

(B*) [_{CP} [_{Spec,CP} Gott_i] [_{C'}][_C erschuf_j] [_{IP}] [_{VP} [_{NP} t_i] [_V¹ [_{PP} am Anfang] [_V¹ [_{NP} den Himmel und die Erde] [_V t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

(C*) [_{CP} [_{Spec,CP} Den Himmel und die Erde_i] [_{C'}][_C erschuf_j] [_{IP}] [_{VP} [_{NP} Gott] [_V¹ [_{PP} am Anfang] [_V¹ [_{NP} t_i] [_V t_j]]]] [_I¹ [_I]]]

Ersichtlich sind die Strukturen in (A*) – (C*) lediglich spurendifferent voneinander, wobei die i-Spur von einer Topikalisierungstransformation und die j-Spur von der Finitumvoranstellungstransformation induziert wird. Diese beiden Transformationen, die für von den Sätzen in (A) – (C) instanziierte V2-Struktur konstitutiv sind, sind beide Alpha-Transformationen. Diese beiden Transformationen sind im in Rede stehenden Fall Wurzeltransformationen; sie sind strukturerhaltend und nicht-lokale Anhebungstransformationen: Durch sie werden innerhalb des CP/IP-System „tief“ positionierte Terminalelemente in innerhalb des Systems „höhere“ Positionen umpositioniert. Dies alles ändert jedoch nichts daran, dass die Sätze in (A) – (C) Varianten ein und derselben syntaktischen, den Bewegungen zugrundeliegenden Struktur sind.

Die Sätze in (A) – (C) bringen – um aus Gründen der Einfachheit und Transparenz der Argumentation einen nicht unproblematischen und der (P&P)-Theorie fremden Begriff zu gebrauchen – dieselbe Proposition *p* zum Ausdruck. Sie bringen *p* überdies in demselben Kontext zum Ausdruck – dem Kontext κ , der im Fall von (A) – (C) durch einen Kotext, den Anfang der deutschen Bibelübersetzung, gegeben ist, aber der nicht notwendigerweise durch einen Kotext gegeben sein muss, sondern auch durch eine Situation gegeben sein kann. Ein 4-Tupel wie das Tupel $\langle s_1, \alpha_1, p, \kappa \rangle$ – also ein Tupel, bestehend aus einem Satz, einer Strukturierungsart, einer Proposition und einem Kontext – möge eine *Expression* heißen. Expressionen, die in demselben Kontext dieselbe Proposition auf unterschiedliche Art zum Ausdruck bringen, bilden eine *Expressionsklasse* – die Expressionsklasse **E**. Die Sätze in (A) – (C) gehören somit zu Expressionen, die Elemente einer Expressionsklasse sind. Expressionsklassen umfassen die unterschiedlichen, zueinander *alternativen* Arten, auf die eine Proposition *p* sprachlich zum Ausdruck gebracht werden kann. Diese Ausdrucksalternativen – also die Expressionsklassen – sind, aus Gründen heraus, die gleich deutlich werden, die primären Objekte der Stilistik.²⁶ (Naheliegende Erweiterungen dieses Ansatzes, die sehr wohl erforderlich sind, werden im zweiten Abschnitt dieser Skizze vorgenommen.)

Bezüglich einer Expressionsklasse lassen sich Fragen stellen, die man als paradigmatisch für stilistische Fragen betrachten kann. So lässt sich im Hinblick auf die angegebenen Beispielsätze die Frage stellen, ob die Expression, zu der der Satz in (A) gehört, die Proposition *p* „besser“ – stilistisch

²⁶ Man beachte, dass der hier verwendete Begriff der Expressionsklasse sehr eng gefasst ist. Eine Expressionsklasse im engen Sinn besteht im Kern aus den grammatisch zulässigen Permutationen eines Satzes. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, stilistische Betrachtungen auf Expressionsklassen im engen Sinn zu beschränken. Expressionsklassen im weiten Sinn geraten ins Blickfeld, wenn die rigide Permutationsbedingung aufgegeben wird und alle die Sätze als Elemente einer Expressionsklasse betrachtet werden, die dieselbe Proposition zum Ausdruck bringen. Eine entsprechende Erweiterung der hier betrachteten, durch die Sätze in (A) – (C) gegebenen Expressionsklasse im engen Sinn würde dann dazu führen, dass auch der nachfolgend in (+) angegebene Satz zu der Expressionsklasse im weiten Sinn gezählt werden müsste:

(+) Anfänglich erfolgte die Erschaffung des Himmels und der Erde von Seiten Gottes

Da es hier jedoch um die Erörterung grundsätzlicher Fragen der Stilistik geht, und da die Betrachtung von Expressionsklassen im weiten Sinne keine grundsätzlich anderen Fragen aufwirft als die, die sich bei der Betrachtung von Expressionsklassen im engen Sinn stellen, kann hier ohne Verlust an Allgemeinheit auf die Betrachtung von Erweiterungen wie der verzichtet werden, für die (+) exemplarisch ist.

angemessener oder adäquater, was auch, aber nicht nur heißt: dem Vorkommenskontext κ besser angepasst – zum Ausdruck bringt als die Expression, zu der der Satz in (B) gehört, oder ob das Umgekehrte der Fall ist. Ebenso lässt sich fragen, ob die Expressionen, zu denen die Sätze in (B) und (C) gehören, die Proposition p gleich gut – oder gleich schlecht – zum Ausdruck bringen. Allgemein gesagt: in Relation zu anderen Expressionen, die derselben Expressionsklasse angehören, lässt sich die *Ausdrucksgüte* einer Expression beurteilen oder *qualifizieren* – Expressionsqualifikationen der angedeuteten Art prägen einer Expressionsklasse eine Struktur auf. Sie spezifizieren, welche der alternativ möglichen Ausdruckarten optimaler sind als andere alternativ mögliche Ausdrucksarten und welche Ausdrucksarten gleich optimal – oder eben gleichermaßen suboptimal – sind. Es ist traditionellerweise das Hauptgeschäft der Stilistik, solche Spezifizierungen zu liefern. Der primäre Gegenstand der Stilistik sind Expressionsklassen; sie sind das Objekt der stilistischen Beschreibung. Ihren Erklärungsaufgaben kommt die Stilistik nach, indem sie diese Expressionsklassen mit einer Qualifikationsstruktur versieht.

Diese Charakterisierung der Aufgaben der Stilistik beinhaltet offenkundig die Feststellung, dass die Stilistik eine erklärende und beschreibende Disziplin ist. Sie ist also – im Gegensatz zu nicht unüblichen Auffassungen – *keine* präskriptive Unternehmung. Die Ordnung, die für die Elemente einer Expressionsklasse spezifiziert wird, reflektiert – kurz gesagt – die stilistische Kompetenz der Sprecher/Hörer – in eben dem Sinn, in dem grammatische Erklärungen und Beschreibungen die grammatische Kompetenz der Sprecher/Hörer reflektieren. Ihre stilistische Kompetenz ist den Sprecher/Hörern teilweise ebensowenig transparent, wie ihnen ihre grammatische Kompetenz transparent ist. Aber gewisse Aspekte der Expressionsqualifikation sind den Sprecher/Hörern evidentenmaßen sehr wohl transparent; sie sind somit Bestandteil des expliziten sprachlichen Wissens der Individuen. Mit anderen Worten: die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer umfassen auch eine Komponente, die *jenseits* der UG angesiedelt ist und die sich komplementär zu ihren UG-Kenntnissen ergibt. Um es auf den Punkt zu bringen: Die stilistischen Kenntnisse der Sprecher/Hörer sind ein *gemischtes* System; es umfasst explizite, den Individuen transparente und folglich bewusste Sprachkenntnisse, und es umfasst ihren UG-Kenntnissen entsprechende und teilweise durch sie gegebene *intrinsische*, also den Individuen nicht-transparente und ihnen folglich nicht bewusste Sprachkenntnisse. Das System **S** der stilistischen Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer ist somit ein Hybridsystem, im klassischen Sinn dieses Begriffs.

Das System **S** ist das Fundament des Vermögens der Sprecher/Hörer, stilistische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können – ebenso wie die UG das Fundament ihres Vermögens ist, grammatische Wohlgeformtheitsurteile abgeben zu können. Stilistische Wohlgeformtheitsurteile – S-Urteile, kurz gesagt – sind wesentliche Bestandteile der Begründung, die für eine qualifikatorische Ordnung von **E**-Elementen beigebracht werden muss. Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, dass es der Bezugnahme auf S-Urteile durchaus nicht an wissenschaftlicher Dignität mangelt: S-Urteile sind – wie Experimente – reproduzierbare Größen. Das heißt: nur diejenigen S-Urteile zählen, die von n -vielen Sprecher/Hörern unter gleichen Bedingungen auf die gleiche Art abgeben werden und insofern reproduzierbar sind. Entsprechendes gilt im übrigen für Grammatizitätsurteile. – Es liegt auf der Hand, dass die genannte Reproduzierbarkeitsbedingung eine im Prinzip erfüllbare Bedingung ist.

Die Bezugnahme auf S-Urteile eröffnet eine der Möglichkeiten, qualifikatorische Ordnungen zu begründen. Sie ist nicht die einzige Begründungsmöglichkeit. Macheiner (1991) demonstriert eine Reihe von Begründungsmöglichkeiten, die aus der Praxis der empirischen linguistischen Forschung resultieren. Eine geeignete Adaption der experimentellen Forschungspraxis der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaft – eine solche Adaptation ist im Grundsatz ohne weiteres möglich – erschließt weitere Möglichkeiten einer Begründung stilistischer Annahmen. – Nimmt man die genannten Begründungsmöglichkeiten in Anspruch, lässt sich in Ansehung der in (A) – (C) mitgeteilten Sätze und der zugehörigen, zuvor angedeuteten Expressionsstruktur eine qualifikatorische Aussage wie etwa die folgende begründet behaupten:

(D) ((A) ist besser als (B) und (C)) und ((B) und (C) sind in etwa gleich gut)

Zur Begründung von (D) ließe sich etwa beibringen, dass (A) im Gegensatz zu den beiden anderen Sätzen eine PP-Topikalisierung aufweist. Topikalisierungen tragen auf spezielle Art mit zur Strukturierung der Aufmerksamkeit des Rezipienten bei, und die PP-Topikalisierung leistet dies in

besonderem Masse, da die PP „am Anfang“ zugleich das Anfangselement der Textes ist, dessen erster Satz eben der in (A) angegebene Satz ist. Insofern ist (A) gegenüber (B) und (C) ausgezeichnet. Ferner lässt sich anführen, dass der Satz in (A) besser als die beiden anderen Sätze in den Kontext integriert ist, in dem die drei Sätze zu lokalisieren sind. Die Sätze in (B) und (C) dagegen sind unter den genannten Aspekten ununterscheidbar voneinander und sind deshalb als in etwa gleich gut zu qualifizieren. – Natürlich beinhalten diese Feststellungen keine differenzierte Begründung von (D). Aber es geht hier auch nicht darum, eine solche Begründung vorzulegen – es geht allein darum, die prinzipielle Begründbarkeit von (*) nachweisen. Und dieser Nachweis dürfte mit den voranstehenden – elaborierungsbedürftigen, aber auch elaborierungsfähigen – Hinweisen erbracht worden sein.

Die Aussage in (D) erklärt die drei in Rede stehenden Sätze stilistisch: durch sie werden diese Sätze relativ zu der angedeuteten Expressionsstruktur qualifikatorisch geordnet – sie werden unter stilistischen Gesichtspunkten erklärt, indem sie in Relation zueinander gesetzt werden, und zwar derart, dass durch die Relationierung eine Ordnung erzeugt wird. Sicher sind in letzter Instanz stilistische Erklärungen höherer Stufe erforderlich, also Erklärungen, in deren Rahmen Aussagen wie die in (D) aus Prinzipien abgeleitet werden. Stilistische Erklärungen dieser Art sind einstweilen außer Reichweite – aber es dürften die niedrigstufigen Erklärungen der umrissenen Art sein, die den Weg bahnen, der zu Erklärungen höherer Stufigkeit führt.

Es ist wesentlich zu sehen, dass Aussagen wie die in (D) angegebene grundsätzlich relationaler Natur sind. Genauer: mit Aussagen dieser Art werden *Komparationsrelationen* etabliert. Diese Aussagen sind die Fundamentalaussagen der Stilistik – Macheiner (1991) entwickelt eine Vielzahl von Aussagen dieser Art. Sie unternimmt jedoch keinen Versuch, die Logik zu explizieren, der Komparationsrelationen unterliegen. In Anbetracht der Zielsetzungen, die sie mit ihrem Buch verfolgt, ist der Verzicht auf diese Explikation mehr als verständlich. Aber nichtsdestoweniger ist eine Explikation von Komparationsrelationen der Expressionsqualifikation unverzichtbar, wenn eine Systematisierung der Stilistik avisiert wird. Die Betrachtungen im folgenden Abschnitt sind der Versuch, diesem Explikationserfordernis nachzukommen. Ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie als systematisierender Appendix zu den Untersuchungen, die Judith Macheiner zu Fragen der Stilistik vorgelegt hat, genommen werden können.

Eine Ereignisstruktur $\mathbf{E} = \langle E, <, o \rangle$ besteht aus einer nicht-leeren Menge E von Ereignissen und zwei binären Relationen, der Relation $<$ der vollständigen temporalen Präzedenz und der Relation o der temporalen Überlappung, die die folgenden Postulate erfüllen:

Irreflexivität $e_1 < e_2 \supset \neg e_2 < e_1$

Transitivität: $e_1 < e_2 \wedge e_2 < e_3 \supset e_1 < e_3$

Symmetrie $e_1 o e_2 \supset e_2 o e_1$

Reflexivität $e_1 o e_1$

Separiert $e_1 < e_2 \supset \neg e_1 o e_2$

Gemischte Transitivität $e_1 < e_2 \wedge e_2 o e_3 \wedge e_3 < e_4 \supset e_1 < e_4$

Linearität $e_1 < e_2 \vee e_1 o e_2 \vee e_2 < e_1$

Das Linearitätspostulat kann aufgegeben werden, wenn zugelassen werden soll, dass Ereignisse lediglich partiell zueinander angeordnet sind. Transitivität überflüssig, da aus gemischter Transitivität und Reflexivität ableitbar.

o ist die Relation der vagen Simultaneität (Unterspezifiziertheit der Ereigniswahrnehmung)

Ableitung der Zeitstruktur

Zeitpunkte maximale Teilmengen paarweise einander überlappender Ereignisse

Perioden konvexe Intervalle von Zeitpunkten

- (1) Als der Wagen um die Ecke bog (e1), trat ein Mann auf die Fahrbahn (e2)
 (2) Doch noch während der Wagen abbog (e1), rettete sich der Mann wieder auf den Bürgersteig (e3)

e1 o e2 ergibt t1

e1 o e3 und e2 < e3, aber zeitlich sind e1 und e3 verschieden

t1 intern strukturiert durch zwei aufeinander folgende Zeitpunkte, die in t1 enthalten sind.

- 1.1 Es sang vor langen Jahren
 1.2 Wohl auch die Nachtigall;
 1.3 Das war wohl süßer Schall,
 1.4 Da wir zusammen waren

Strophe 1-Kommentar

[s[Es sang vor langen Jahren][wohl auch die Nachtigall]]

[s[HS Das war wohl süßer Schall][NS da wir zusammen waren]]

Parataktische Sequenz (Semikolon) zweier V2-Sätze S1, S2, wobei S2 hypotaktisch strukturiert ist = (s2 + kommaabgetrennte Extraposition exp 1, Hintergrund). S1 denotiert das Ereignis e1 des Nachtigallgesangs, s2 denotiert das süßer Schall-Ereignis e2 und exp 1 denotiert das Zusammensein-Ereignis e3 denotiert. Somit gilt (1):

(1) e1 < (e2 o e3) & S1 < S2 = (s2 <* exp 1)

Grammatische Struktur der Strophe und Ereignisstruktur korrespondieren also ineinander: Parataxe <, Hypotaxe o. Einheit von Form und Inhalt.

- 2.1 Ich sing und kann nicht weinen
 2.2 und spinne so allein
 2.3 den Faden klar und rein,
 2.4 solange der Mond wird scheinen.

Strophe 2-Kommentar

[s[Ich sing und kann nicht weinen] [KON und] [s spinne so allein[den Faden klar und rein [NS solange der Mond will scheinen]]]]

Korrespondenz komplexer Satz, komplexes Ereignis

Hypotaktischer V2-Satz S3, der ein komplexes Ereignis e4 denotiert (Beim Mondschein spinnen, singen und nicht weinen). Korrespondenz im Aufbau des Gedichts ergibt (2):

(2) e1 < (e2 o e3) < e4 & S1 < S2 = (s2 <* exp 1) < S3

- 3.1 Da wir zusammen waren,
 3.2 Da sang die Nachtigall;
 3.3 Nun mahnet mich ihr Schall,
 3.4 Dass du von mir gefahren.

Strophe 3-Kommentar

[s[HS Da wir zusammen waren][NS da sang die Nachtigall]]

[s[HS Nun mahnet mich ihr Schall][NS dass du von mir gefahren]]

Zwei parataktisch miteinander verknüpfte, parallel konstruierte Sätze; die Ereignisse die sie denotieren werden durch „ich“ miteinander kontrastiert.

= exp 1, S4 variiert grammatisch S1 (S4 ≅ S1). Variation = komprimierende Reduktion; 3.1 und 3.2 komprimieren Strophe 1. S4 bezieht sich das Ereignis e1 des Nachtigallgesangs und das Ereignis e3 des Zusammenseins, denotiert also e5 = (e1 o e3); Weglassen von e2 und temporalen PP in S1. S5 = (HS + CompS), wobei HS das Mahnensereignis e6 einführt und CompS das Abschiedsereignis e7, mit: e5 = (e1 o e3) < (e6 o e7). Veränderung der Funktion des Nachtigallgesangs-Ereignis: Nicht mehr

Glückserinnerung, sondern Erinnerung an den Abschied: Abschiedstrauer. Etablierung des Kontrasts zwischen den Strophen 1 und 2 in Strophe 3. Gesamtbefund in (3):

(3) $e1 < (e2 \text{ o } e3) < e5 = (e1 \text{ o } e3) < (e6 \text{ o } e7) \ \& \ S1 < S2 = (s2 <^* \text{ exp } 1) < (S4 \cong S1) < S5 = (\text{HS} + \text{CompS})$

4.1 So oft der Mond mag scheinen,

4.2 Gedenk ich dein allein;

4.3 Mein Herz ist klar und rein,

4.4 Gott wolle uns vereinen

Strophe 4-Kommentar

[S_{[NS} So oft der Mond mag scheinen] [HS gedenk ich dein allein]]

[S Mein Herz ist klar und rein]

[S Gott wolle uns vereinen]

Drei parataktisch miteinander verknüpfte V2-Sätze S6, S7 und S8, mit S6 = (Comp < HS) < S7 < S8, wobei S8 hypotaktisch in S7 eingebettet; das heißt S9 = (Hypotaxe(S7, S8)).

5.1 Seit Du von mir gefahren,

5.2 Singt stets die Nachtigall;

5.3 Ich denk bei ihrem Schall,

5.4 Wie wir zusammen waren.

Strophe 5-Kommentar

[S_{[NS} Seit du von mir gefahren] [HS singt stets die Nachtigall]] # [CP [CP [Spec,C Seit_i][C' [C du_j][IP t_i t_j von mir gefahren [CP [Spec,C e_i][C' [C singt_j][IP e_i t_j stets die Nachtigall]]]]]]

[S_{[HS} Ich denk bei ihrem Schall] [NS wie wir zusammen waren]] # [CP [CP [Spec,C Ich_i][C' [C denk_j][IP t_i t_j bei ihrem Schall [CP [Spec,C wie_i][C' [C wir_j][IP t_i t_j zusammen waren]]]]]]]

Parataktische Verknüpfung eines komplexen Satzes mit topikalisierten Nebensatz (Vordergrund) mit einem komplexen Satzes mit nicht-topikalisierten Nebensatz (Vordergrund). Vordergrund-Komplementarisierung in einer Strophe

6.1 Gott wolle uns vereinen,

6.2 Hier spinn ich so allein,

6.3 Der Mond scheint klar und rein,

6.4 Ich sing und kann nicht weinen.

Strophe 6-Kommentar

Vier parataktisch miteinander verknüpfte Hauptsätze

[S Gott wolle uns vereinen] # [CP [Spec,C Gott_i][C' [C wolle_j][IP t_i uns vereinen t_j]]]

[S hier spinn ich so allein]] # [CP [Spec,C hier_i][C' [C spinn_j][IP ich t_j t_j so allein]]]

[S Der Mond scheint klar und rein] # [CP [Spec,C Der Mond_i][C' [C scheint_j][IP t_j t_j klar und rein]]]

[S Ich sing und kann nicht weinen] # [S [CP [Spec,C Ich_i][C' [C sing_j][IP t_j t_j]]] [KON und] [CP [Spec,C e_i][C' [C kann_j][IP t_j t_j nicht weinen]]]]]

Durchgängig Komma-Parataxe von V2-Sätzen. Jeder eine Variation eines vorausgegangenen Satzes. Ereigniskomplex Variation vorausgegangener Ereignisse, die einander überlappen.

[SILBE [ANFANGSRAND, REIM [NUKLEUS, ENDRAND]]]

SILBE

ANFANGSRAND, REIM

REIM

NUKLEUS, ENDRAND

Umarmende (umschließende) Strophen; Randverse weiblich, Binnenverse männlich.
Klang: a-Strophe, ei-Strophe.

1.1	a	x-	nil
1.2	a	-x	;
1.3	a	-x	,
1.4	a	x-	.
2.1	ei	x-	nil
2.2	ei	-x	nil
2.3	ei	-x	,
2.4	ei	x-	.
3.1	a	x-	,
3.2	a	-x	;
3.3	a	-x	,
3.4	a	x-	.
4.1	ei	x-	,
4.2	ei	-x	;
4.3	ei	-x	,
4.4	ei	x-	.
5.1	a	x-	,
5.2	a	-x	;
5.3	a	-x	,
5.4	a	x-	.
6.1	ei	x-	,
6.2	ei	-x	,
6.3	ei	-x	,
6.4	ei	x-	.

Reimwörter

Nachtigall	3
Schall	3
waren	3
allein	3
rein	3
weinen	2
scheinen	2
vereinen	2
Jahren	1
gefahren	1

Umkehrbarkeitsthese

- a. Strophen vertauschbar
- b. Verse vertauschen
- c. Palindrom

E's | sa*ng | vo'r | la*n | ge'n | Jah* | re'n |

woh*1 | au*ch | die' | Na*ch | ti' | ga*ll |

Palindrom-Version

6.4 Ich sing und kann nicht weinen
 6.3 Der Mond scheint klar und rein
 6.2 Hier spinn ich so allein
 6.1 Gott wolle und vereinen

5.4 Wie wir zusammen waren
 5.3 Ich denk bei ihrem Schall
 5.2 Singt stets die Nachtigall
 5.1 Seit du von mir gefahren

4.4 Gott wolle uns vereinen
 4.3 Mein Herz ist klar und rein
 4.2 Gedenk ich Dein allein
 4.1 So oft der Mond mag scheinen

3.4 Dass du von mir gefahren
 3.3 Nun mahnet mich ihr Schall
 3.2 Da sang die Nachtigall
 3.1 Da wir zusammen waren

2.4 Solang der Mond wird scheinen
 2.3 Den Faden klar und rein
 2.2 Und spinne so allein
 2.1 Ich sing und kann nicht weinen

1.4 Da wir zusammen waren
 1.3 Das war wohl süßer Schall
 1.2 Wohl auch die Nachtigall
 1.1 Es sang vor langen Jahren

x- -Umkehrversion

1.4 Da wir zusammen waren
 1.2 Wohl auch die Nachtigall;
 1.3 Das war wohl süßer Schall,
 1.1 Es sang vor langen Jahren

2.4 Solang der Mond wird scheinen
 2.2 und spinne so allein
 2.3 den Faden klar und rein.
 2.1 Ich sing und kann nicht weinen

3.4 Dass du von mir gefahren
 3.2 Da sang die Nachtigall;
 3.3 Nun mahnet mich ihr Schall,
 3.1 Da wir zusammen waren

4.4 Gott wolle uns vereinen.
 4.2 Gedenk ich dein allein;
 4.3 Mein Herz ist klar und rein,

-x-Umkehrversion

1.1 Es sang vor langen Jahren
 1.3 Das war wohl süßer Schall,
 1.2 Wohl auch die Nachtigall;
 1.4 Da wir zusammen waren.

2.1 Ich sing und kann nicht weinen
 2.3 den Faden klar und rein
 2.2 Und spinne so allein.
 2.4 Solang der Mond wird scheinen

3.1 Da wir zusammen waren
 3.3 Nun mahnet mich ihr Schall
 3.2 Da sang die Nachtigall
 3.1 Dass du von mir gefahren

4.1 So oft der Mond mag scheinen
 4.3 Mein Herz ist klar und rein
 4.2 Gedenk ist dein allein

4.1 So oft der Mond mag scheinen,

5.4 Wie wir zusammen waren.

5.2 Singt stets die Nachtigall;

5.3 Ich denk bei ihrem Schall,

5.1 Seit Du von mir gefahren,

6.4 Ich sing und kann nicht weinen.

6.2 Hier spinn ich so allein,

6.3 Der Mond scheint klar und rein,

6.1 Gott wolle und vereinen,

4.4 Gott wolle uns vereinen

5.1 Seit du von mir gefahren

5.3 Ich denk bi ihrem Schall

5.2 Singt stets die Nachtigall;

5.4 Wie wir zusammen waren.

6.1 Gott wolle uns vereinen

6.3 Der Mond scheint klar und rein

6.2 Hier spinn ich so allein

6.4 Ich sing und kann nicht weinen.

Kombinierte x,-x-Umkehrversion

1.4 Da wir zusammen waren

1.3 Das war wohl süßer Schall,

1.2 Wohl auch die Nachtigall;

1.1 Es sang vor langen Jahren

2.4 Solang der Mond wird scheinen

2.3 den Faden klar und rein.

2.2 und spinne so allein

2.1 Ich sing und kann nicht weinen

3.4 Dass du von mir gefahren.

3.3 Nun mahnet mich ihr Schall,

3.2 Da sang die Nachtigall;

3.1 Da wir zusammen waren

4.4 Gott wolle uns vereinen.

4.3 Mein Herz ist klar und rein,

4.2 Gedenk ich dein allein;

4.1 So lang der Mond mag scheinen,

5.4 Wie wir zusammen waren.

5.3 Ich denk bei ihrem Schall,

5.2 Singt stets die Nachtigall;

5.1 Seit Du von mir gefahren,

6.4 Ich sing und kann nicht weinen.

6.3 Der Mond scheint klar und rein,

6.2 Hier spinn ich so allein,

6.1 Gott wolle und vereinen,

Kombinierte x,-x-Umkehrversion = Palindrom-Version

Johann Wolfgang von Goethe, Ein Gleiches

(1) Ruhe ist über allen Gipfeln

(2) Du spürst kaum einen Hauch in allen Wipfeln

(3) Die Vögel schweigen im Walde

(4) Warte nur, bald ruhst du auch

Über allen Gipfeln

Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Josef von Eichendorff, Wünschelrute (Sprüche)

- (1) Es schläft ein Lied in allen Dingen, die träumen fort und fort.
- (2) Die Welt hebt an zu singen, wenn Du nur das Zauberwort triffst.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst Du nur das Zauberwort.

KOORDINATIONS-DYNAMIK UND KOORDINATIONS-STRUKTUR

Siegfried Kanngießer

1 Sprachveränderung, Sprachaktualität, Sprachverstehen

1.1 Die Sätze einer natürlichen Sprache sind – unbestreitbar und auch unbestritten – grammatisch strukturierte Gebilde. Ein zentrales Element der Strukturierung der sogenannten komplexen Sätze ist die Koordination. Sie ist der Gegenstand der vorliegenden Betrachtungen. Sie werden mit dem Ziel vorgelegt, die Koordination in einigen wesentlichen Hinsichten – also durchaus nicht in allen Hinsichten, sondern im Rahmen bestimmter, noch zu spezifizierenden Einschränkungen – einer systematischen Erklärung und Beschreibung zugänglich zu machen. Um dieses Ziel erreichen zu können, ist es angebracht, sich zunächst einmal des allgemeinen sprachtheoretischen Hintergrundes zu vergewissern, relativ zu dem eine Untersuchung allererst sinnvoll ins Werk gesetzt werden kann. Die Betrachtungen in den folgenden Abschnitten beinhalten den Versuch, diesen Hintergrund knapp zu charakterisieren. Dabei geht es auch darum, die Koordination von zwar ähnlich erscheinenden, *de facto* aber von ihr hochgradig verschiedenen grammatischen Strukturierungen – insbesondere von der Parataxe – hinreichend abzugrenzen. Ebenso geht es darum, pragmatisch zu erklärende Sprachstrukturierungstatbestände von den für die Koordination einschlägigen, einer genuin semantischen Erklärung zugänglichen Strukturierungstatbeständen abzugrenzen. In diesem Zusammenhang ist es durchaus von Nutzen, zunächst einige Binsenwahrheiten nochmals in Erinnerung zu bringen.

Es ist eine Binsenwahrheit, dass jede natürliche Sprache L, die in einer Sprachgemeinschaft in einem bestimmten Zeitintervall gesprochen wird – also jede *aktuale* natürliche Sprache oder, anders gesagt, jede A-Sprache L vom Typ N der natürlichen Sprachen –, ein strukturiertes Gebilde ist. Auch die Feststellung, dass jede solche Sprache ein veränderungsfähiges und Veränderungen unterliegendes Gebilde ist, ist nicht mehr als eine Binsenwahrheit: Sprachnaturalität und Sprachaktualität implizieren Sprachveränderung. Die Veränderungen, die eine A-Sprache L vom Typ N erfährt, sind in allen wesentlichen Hinsichten Veränderungen der L-Struktur, und diese Sprachstrukturveränderungen vollziehen sich mit Notwendigkeit und kommen (von vergleichsweise marginalen L-Veränderungen abgesehen) nicht-voluntativ zustande. Gerade dieses unterscheidet die A-Sprachen vom Typ N von A-Sprachen eines anderen Sprachtyps – etwa von den A-Sprachen vom Typ F der formalen Sprachen, von den A-Sprachen vom Typ P der Programmiersprachen, von den A-Sprachen vom Typ W der Wissenschaftssprachen. Die Veränderungen, die diese Sprachen erfahren, resultieren nicht aus einer sprachtyp-immanenten Notwendigkeit – sie sind möglich, aber nicht notwendig. Und sie werden zielgerichtet und zweckbestimmt herbeigeführt; sie sind definitiv voluntativ organisiert: sie werden induziert, um eine Sprache zu optimieren – um etwa den Ausdrucksreichtum einer solchen Sprache zu steigern oder um ihre Ausdrucksmöglichkeiten zu verfeinern. Die Veränderungen, die eine A-Sprache L vom Typ N erfährt, ergeben sich durchaus nicht relativ zu einem solchen Prinzip der Sprachoptimierung, das zu befolgen für die Individuen zweckmäßig sein mag, aber das zu befolgen für sie in keiner Weise notwendig ist: sie vollziehen sich vielmehr auf Grund sprachimmanenter Ursachen, die die L-Veränderung notwendig machen (cf. Kanngießer (1997) für Näheres).

Veränderung ist in jeder der Dimensionen möglich, in der eine A-Sprache L vom Typ N strukturiert ist. Da jede solche Sprache insbesondere syntaktisch und semantisch strukturiert ist, bedeutet dies, dass syntaktische L-Veränderungen ebenso möglich sind wie semantische L-Veränderungen. Mehr noch: da die Veränderungsprozesse, denen eine A-Sprache L vom Typ n unterliegt, mit Notwendigkeit, auf Grund L-immanenter Ursachen, zustandekommen, gilt offenbar, dass die syntaktische und semantische Veränderung im Fall der Typ N-Sprachen notwendig ist. Das heißt, mit anderen Worten, dass die syntaktische und semantische Struktur einer solchen Sprache als eine *dynamische* Struktur betrachtet werden muss – die Tatbestände der syntaktischen und semantischen L-Strukturierung können somit nicht angemessen verstanden werden, wenn ihre Permanenz – ihre uneingeschränkte Stabilität – implizit oder explizit vorausgesetzt wird. Um es konservativ auszudrücken: wenn bei der Erklärung und Beschreibung der L-Struktur der Tatbestand der Diachroniefähigkeit dieser Struktur und die Fakten der Diachronie der L-Strukturen vernachlässigt

werden, kann die Erklärung und Beschreibung dieser Struktur nicht adäquat sein. Sprachaktualität ist im Fall der Typ N-Sprachen nicht Sprachsynchonie, in dem Sinne dieses Begriffs, den de Saussure (1916) ihm gegeben hat: jede A-Sprache L vom Typ N ist, da sie ein dynamisches Gebilde ist, immer auch diachron strukturiert.

Spracherklärungen, die mit dem Anspruch auf Adäquatheit vorgelegt werden, müssen eine Erklärung der Tatbestände der Sprachdynamik einschließen. Dies gilt für alle Dimensionen der Strukturierung einer A-Sprache L vom Typ N. Es gilt somit auch für die syntaktische und semantische L-Strukturierung, und es gilt selbstverständlich auch für die Substrukturen dieser Strukturierungen. Es gilt somit auch für die Tatbestände der Koordination. Der Versuch, eine A-Sprache L vom Typ N syntaktisch und semantisch zu erklären, muss zwangsläufig scheitern, wenn bei ihm außer betrachtet bleibt, dass die Elemente der syntaktischen und semantischen Struktur dynamische Größen sind. Der Versuch, einer Erklärung der Koordinationsstruktur näherzukommen, kann nicht gelingen, wenn nicht auch die Tatbestände der Koordinationsdynamik (in einem zu spezifizierenden Sinn dieses Begriffes) einer Erklärung zugeführt werden.

1.2 Eine solche Erklärung im Rahmen einer einheitlichen Theorie ist – wie sich zeigen wird – auf unproblematische Art möglich, wenn man eine Theorie von der Art der von Chomsky (1981) entwickelten Theorie der grammatischen L-Strukturierung voraussetzt. Eine solche Theorie – es gibt eine Vielzahl guter Gründe, für sie zu optieren – umfasst insbesondere zwei konzeptuelle Größen: Prinzipien und Parameter; sie sind die zentralen Elemente der Universalgrammatik (UG). Die UG-Prinzipien – die im übrigen durchaus nicht notwendigerweise statusgleich miteinander sein müssen (cf. hierzu die zweite Bemerkung zu (P-1) in § 5.2) – restringieren die Klasse der logisch möglichen A-Sprachen vom Typ N und determinieren jede solche Sprache grammatisch-strukturell. Die UG-Parameter legen fest, welchen Strukturierungsspielraum die Prinzipien offen lassen; ihre Belegung auf der Basis von ausschließlich positiver grammatischer Evidenz (PGE), die durch die Sprachaktualität gegeben ist, strukturiert jede A-Sprache L vom Typ N auf spezielle Art – die strukturell-grammatischen Verschiedenheiten zwischen den A-Sprachen vom Typ N resultieren somit aus unterschiedlichen UG-Parametrisierungen relativ zu unterschiedlicher PGE. Mit anderen Worten: die UG-Parameter determinieren den im Fall der A-Sprachen vom Typ N möglichen Verschiedenheitsraum.

Die UG ist evolutionär gegeben; sie wird also von den L-Sprecher/Hörern nicht erlernt, sondern ihre vorgängige Existenz ist die Voraussetzung für den Erwerb der L-Kennntnis. Die Spezies Mensch ist insofern, pointiert gesagt, eine Spezies evolutionär erprobter grammatischer Systeme. In diesem Sinne instanziiert jeder L-Sprecher/Hörer die UG.

Es liegt nun nahe zu fragen, ob es UG-Prinzipien und UG-Parameter gibt, die die konjunktive Koordination strukturieren. Die folgenden Ausführungen zeigen, dass eine positive Antwort auf diese Frage möglich ist, und zwar derart, dass sich sowohl die L-These als auch die R-These als UG-Elemente rekonstruieren lassen, ohne dass sich ein Widerspruch ergibt.

1.3 Wer über die semantische Struktur einer A-Sprache L vom Typ N spricht, spricht über die Denotation der L-Elemente: also über die Denotation von Texten, Sätzen, Phrasen und Wörtern, und er spricht über die Relationen, die zwischen Denotationen bestehen. Er klärt somit, beispielsweise, was der Satz „Peter raucht“ bedeutet – und er klärt nicht, was die *Äußerung* dieses Satzes bedeutet, und er klärt erst recht nicht, welchen *kommunikativen Sinn* die Äußerung dieses Satzes in einer bestimmten Situation hat. Das heißt, allgemein gesagt: es ist zu unterscheiden zwischen der Bedeutung von L-Ausdrücken, insbesondere der Bedeutung von L-Sätzen, und der Äußerungsbedeutung von L-Ausdrücken, etwa der Äußerungsbedeutung von Sätzen, sowie dem kommunikativen Sinn von Äußerungsbedeutungen. Der kommunikative Sinn einer Äußerungsbedeutung ist im Normalfall nicht auf die Äußerungsbedeutung und erst recht nicht auf die Ausdrucksbedeutung reduzierbar, und auch die Äußerungsbedeutung ist im Normalfall nicht auf die Ausdrucksbedeutung reduzierbar. Die drei Bedeutungsebenen, die – mindestens – voneinander zu unterscheiden sind, sind von unterschiedlicher Allgemeinheit und unterschiedlicher Spezifität. Die Ebene der Ausdrucksbedeutung ist die allgemeinste dieser Bedeutungsebenen und entsprechend auch die wenigstens spezifizierte; die Bedeutungsebene, auf der es um den kommunikativen Sinn einer Ausdrucksäußerung geht, ist die am wenigsten allgemeine und zugleich die spezifizierteste der drei Bedeutungsebenen. Die Ebene der

Äußerungsbedeutung liefert sozusagen die Schnittstelle zwischen den beiden anderen Bedeutungsebenen.

Es dürfte angebracht sein, diese Feststellungen – sie sind nicht neu und finden sich in ungleich elaborierterer Form etwa bei Bierwisch (1983) – exemplarisch zu verdeutlichen. Der Satz „Max raucht und Moritz trinkt“ denotiert zwei Sachverhalte und sonst nichts: zum einen den Sachverhalt, dass Max raucht, und zum anderen den Sachverhalt, dass Moritz trinkt – in dieser Sachverhaltsdenotation erschöpft sich die Ausdrucksbedeutung dieses Satzes. Die Äußerung dieses Satzes kann zu einer Anreicherung seiner Ausdrucksbedeutung führen und führt im Normalfall auch zu einer solchen Anreicherung – etwa dadurch, dass der Satz im Modus seiner Äußerung in eine Informationsstruktur eingebettet wird, die eine zwischen den beiden Teilsätzen bestehende Kontrastrelation (oder eine andere, die Ausdrucksbedeutung weiter spezifizierende Relation) induziert. Relativ zu einer solchen Kontrastrelation ist das „und“ in „Max raucht und Moritz trinkt“ durch „aber“ substituierbar – die Äußerungsbedeutung von „Max raucht und Moritz trinkt“ entspräche somit der Ausdrucksbedeutung des Satzes „Max raucht, aber Moritz trinkt“. Der kommunikative Sinn der Äußerung – die Sprechaktbedeutung – des Satzes „Max raucht und Moritz trinkt“ kann, sofern die entsprechenden Situationsumstände gegeben sind, darin bestehen, dass durch die Äußerung des Satzes jemand dazu aufgefordert wird, es Max und Moritz gleich zu tun und ebenfalls zu rauchen und zu trinken – oder aber Max und Moritz als abschreckendes Beispiel zu nehmen und keinesfalls zu rauchen und zu trinken. Es sind primär somit die Situationsumstände, die den kommunikativen Sinn einer Ausdrucksäußerung bestimmen.

Wer den kommunikativen Sinn von Ausdrucksäußerungen untersucht, bewegt sich im Gebiet der Pragmatik. Die Untersuchung semantischer Gegebenheiten besteht in der Analyse von Ausdrucksbedeutungen. Die Äußerungsbedeutungen liefern die Schnittstelle zwischen Semantik und Pragmatik. Die Tatbestände, um deren Erörterung es in dieser Studie geht, können nicht adäquat abgehandelt werden, wenn sie nicht im Lichte dieser Differenzierungen abgehandelt werden.

1.4 Zweifellos ist die Koordination einer der mächtigsten Mechanismen der Strukturierung von Typ N-Sprachen, und zwar sowohl in syntaktischer als auch in semantischer Hinsicht. Ihre Erklärung und Beschreibung – die auch eine Antwort auf die Frage ermöglichen muss, ob die Koordination sprachstrukturell universell ist, oder ob ihr Vorkommen nur relativ zu bestimmten Bedingungen möglich ist – ist daher im Rahmen der linguistischen, namentlich der grammatischen Forschung unverzichtbar. Denn die Koordination ist ein Element der Satzgrammatik. Das heißt: ihre koordinative Verknüpfung mit „und“ macht aus irgendzwei Sätzen – etwa den Sätzen „Peter läuft“ und „Hans geht“ wieder einen Satz – den Satz „Peter läuft und Hans geht“ – und nicht ein Objekt einer anderen grammatischen Kategorie. Dadurch (und nicht nur dadurch) ist die Koordination von der ihr ansonsten in verschiedenen Hinsichten ähnlichen Parataxe verschieden. Die parataktische Verknüpfung der Sätze „Peter läuft“ und „Hans geht“ ergibt nicht wieder einen Satz, sondern ein sprachliches Gebilde einer anderen Kategorie, nämlich einen Text – den Text „Peter läuft. Hans geht“. Die Parataxe ist ein Texterzeugungsmechanismus, die Koordination – sowohl die konjunktive Koordination als auch die disjunktive Koordination – dagegen ein Satzstrukturierungsmechanismus. Insofern sind die beiden Mechanismen systematisch voneinander verschiedene Mechanismen.

Es dürfte nicht unangebracht sein, den hier behaupteten Unterschied zwischen konjunktiver Koordination – nur sie steht hier zur Debatte – und Parataxe exemplarisch zu verdeutlichen. Offenkundig ist derjenige, der die Existenz dieses Unterschieds in Abrede stellt, mindestens auf die Annahme festgelegt, dass parataktisch miteinander verknüpfte Sätze *salva grammatizitate* und *salva veritate* durch konjunktiv koordinierte Sätze substituiert werden können. Im Deutschen wird die konjunktive Koordination durch „und“ realisiert; die parataktische Verknüpfung wird in der Interpunktion im Normalfall durch den Punkt „.“ angezeigt – man kann das Substituierbarkeitskonzept mithin in Form der Feststellung aussprechen, dass jedes „.-Vorkommen durch ein „und“-Vorkommen ersetzt werden kann, ohne dass die Wohlgeformtheit der Verknüpfung verloren geht und ihre Wahrheitsbedingungen verändert werden. Man überzeugt sich leicht davon, dass dies nicht generell gelten kann.

Der Zweisatz-Text „Max kommt. Aber Moritz geht“ ist zweifellos parataktisch wohlgeformt im Deutschen. Durch die angesprochene Substitution wird aus diesem wohlgeformten Text ein ebenso zweifelsfrei ungrammatischer Satz, nämlich der Satz „Max kommt und aber Moritz geht“. Schon dies verdeutlicht hinreichend, dass die Parataxe anders strukturiert ist als die konjunktive Koordination.

Dieser Strukturunterschied wird noch augenfälliger, wenn man in Rechnung stellt, dass parataktische Konstruktionen eine Ellipsenanbindung ermöglichen, die im Rahmen der konjunktiven Koordination nicht möglich ist. Der Text „Moritz geht. Schade“ ist parataktisch wohlgeformt; der aus ihm durch Substitution der Parataxe durch die konjunktive Koordination hervorgehende Satz „Moritz geht und schade“ ist eindeutig ungrammatisch im Deutschen – eine parataktisch zulässige Ellipsenanbindung ist im Rahmen der konjunktiven Koordination nicht möglich. Parataktisch wohlgeformt ist schließlich auch der Text „Max geht. Aber Moritz kommt. Schade“ – und dies ist der durch Substitution erzeugbare Satz „Max geht und aber Moritz kommt und schade“ ganz sicher nicht. Die Substitution ist also nicht generell unter den angeführten Bedingungen möglich, und dies dürfte hinreichend deutlich zeigen, dass die parataktische Verknüpfung anders strukturiert ist als die konjunktive Koordination. Erstere ist somit nicht auf letztere reduzierbar, und umgekehrt – es besteht keinerlei Anlass, die konjunktive Koordination und die Parataxe miteinander zu identifizieren.

Die Unterschiede, die zwischen konjunktiv-koordiniert verknüpften Sätzen und parataktisch verknüpften Sätzen strukturell bestehen (sie sind im übrigen keineswegs vollständig expliziert worden), zur Kenntnis zu nehmen, heißt im übrigen nicht, den Tatbestand aus den Augen zu verlieren, dass zwischen diesen beiden strukturverschiedenen Verknüpfungen auch klare Übereinstimmungen bestehen. Dies wird darin deutlich, dass es Fälle gibt, in denen die Substitution unproblematisch möglich ist. Der Text „Max geht. Moritz kommt“ kann *salva grammaticitate* und *salva veritate* in den Satz „Max geht und Moritz kommt“ überführt werden – und dieser Satz kann unter den gleichen Bedingungen in den Text rücküberführt werden. Es gibt Unterschiede zwischen der Parataxe und der konjunktiven Koordination, und es gibt Übereinstimmungen zwischen beiden – folglich muss es darum gehen, die strukturellen Bedingungen der Möglichkeit dieser Übereinstimmungen und Unterschiede zu klären. Dies ist sicher nicht möglich, wenn man die Parataxe und die konjunktive Koordination schlicht miteinander identifiziert

- der Verzicht auf Differenzierungen eröffnet nicht den Weg, der zur Einsicht in die Struktur einer A-Sprache vom Typ N führt. (Und es sind – wie sich zeigen wird- gerade diese Differenzierungen, die den Blick auf bestimmte Tatbestände der Sprachdynamik eröffnen, ohne deren Betrachtung eine konklusive Erklärung der Struktur der in den Typ N-Sprachen gegebenen konjunktiven Koordination nicht möglich ist.)

2 Konjunktive L-Koordination und konjunktive R-Koordination

2.1 Auf die Frage, wie die konjunktive Koordination intern strukturiert ist, scheint es eine naheliegende Antwort zu geben; sie besteht in der Annahme, dass die konjunktive Koordination in einer A-Sprache L vom Typ N exakt so funktioniert, wie sie in Typ F-Sprachen funktioniert. Mit anderen Worten: dieser Annahme zufolge ist die konjunktive Koordination in den Typ N-Sprachen nichts anderes als die in der Logik übliche Konjunktion – konjunktive Koordination ist logische Koordination, kurz: L-Koordination, und nichts sonst. Es ist angebracht zu verdeutlichen, welche Struktur der konjunktiven Koordination in Konsequenz dieser Annahme zugeschrieben werden muss.

Wenn „und“ – oder die einschlägigen Entsprechungen zu „und“ in anderen Sprachen, etwa „and“ im Englischen – grundsätzlich als L-koordinativ begriffen werden muss, so bedeutet dies vor allem, dass bezüglich der konjunktiven Koordination von irgendzwei Sätzen p, q aus L die generelle Geltung der Äquivalenz $((p \wedge q) \equiv (q \wedge p))$ behauptet werden muss. Diese Behauptung ist folgenreich: ihre zufolge sind konjunktiv koordinierte Sätze grundsätzlich nicht nur *salva grammaticitate*, sondern auch *salva veritate* miteinander vertauschbar. Diese Vertauschbarkeitsannahme bedarf der Spezifizierung.

Sie besagt in syntaktischer Hinsicht offenbar folgendes: wenn „Max raucht und Moritz trinkt“ ein Satz in L ist, dann ist auch „Moritz trinkt und Max raucht“ ein Satz in L – wenn die konjunktive Koordination in den Typ N-Sprachen L-Koordination und nichts sonst ist, so heißt dies, dass die konjunktive Koordination, syntaktisch betrachtet, grundsätzlich *symmetrisch* ist. Mit der Vertauschbarkeitsannahme wird also die syntaktische Symmetrie der konjunktiven Koordination konstatiert.

In semantischer Hinsicht besagt die Annahme, dass die Wahrheitsbedingungen, denen der Satz „Max raucht und Moritz trinkt“ unterliegt, eben die Wahrheitsbedingungen sind, denen der Satz „Moritz trinkt und Max raucht“ unterliegt, und umgekehrt. Technisch gesprochen bedeutet dies, dass

gilt, dass die konjunktive Koordination *kommutativ* ist. Dabei ist klar – oder sollte klar sein –, dass diese Kommutativitätsbehauptung für nur *Ausdrucksbedeutungen*, nicht aber für Äußerungsbedeutungen oder Sprechaktbedeutungen geltend gemacht wird.

Die Unterscheidung zwischen Symmetrie – Symmetrie ist ein *syntaktischer* Tatbestand – und Kommutativität – Kommutativität ist ein semantischer Tatbestand – ist – wie sich zeigen wird – sehr wohl produktiv, aber sie ist in der einschlägigen Literatur nicht unbedingt gängig. Insofern dürfte es von Nutzen sein, sie nicht nur – wie zuvor – exemplarisch, sondern explizit einzuführen. Die beiden folgenden Feststellungen beinhalten die erforderliche Explikation der beiden in Rede stehenden Begriffe:

(SYM) $(p \text{ und } q) \in L \Leftrightarrow (q \text{ und } p) \in L$

(KOM) $(p \text{ und } q) \equiv (q \text{ und } p)$

(SYM) beinhaltet eine im wesentlichen durch die Bimplikation zum Ausdruck gebrachte syntaktische Wohlgeformtheitsbedingung für die konjunktive Koordination, während die Äquivalenz in (KOM) semantischer Natur ist: sie besagt, dass $(p \text{ und } q)$ unter eben den Bedingungen wahr – oder falsch – ist, unter denen auch $(q \text{ und } p)$ wahr – oder falsch – ist, und umgekehrt. (SYM) besagt etwas über den Formationsspielraum der konjunktiven Koordination, (KOM) dagegen besagt etwas über die Struktur ihrer Bedeutung.

(KOM) stellt zugleich eine weitere Eigenschaft vor Augen, die der konjunktiven Koordination unter der Voraussetzung ihrer L-Koordinativität zugeschrieben werden muss: die konjunktive Koordination ist *kompositionell* – die Bedeutung eines Satzes, der durch die konjunktive Koordination zweier Sätze erzeugt wird, ist eine Funktion der Bedeutung dieser Sätze und ihrer konjunktivkoordinativen Verknüpfung. Dies gilt für beliebig viele Sätze, zumindest aber für beliebig viele Deklarativsätze – und somit auch für solche Deklarativsätze, die aus konjunktiv-kooordinierten Sätzen bestehen: die konjunktive Koordination von Deklarativsätzen, die aus konjunktiv koordinierten Deklarativsätzen bestehen, liefert wiederum einen konjunktiv koordinierten Satz. Das aber heißt, dass die konjunktive Koordination *rekursiv* ist – durch sie lassen sich beliebig viele L-Sätze erzeugen. – Es dürfte angebracht sein, den Gehalt der Annahme, dass die konjunktive Koordination in den Typ N-Sprachen L-Koordination und nichts sonst ist, zusammenfassend zu rekapitulieren:

L-THESE. Wenn α eine L-Struktur ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (a) α ist symmetrisch.
- (b) α ist kommutativ.
- (c) α ist kompositionell.
- (d) α ist rekursiv.

Es bleibt zu klären, ob die L-These – die hier, wie den aus voranstehenden Ausführungen wohl deutlich genug hervorgeht, jedenfalls zunächst einmal nur für Deklarativsätze geltend gemacht wird (zur Debatte steht hier also, anders gesagt, ausschließlich die konjunktive Deklarativsatz-Koordination) – sich generell, eingeschränkt oder überhaupt nicht halten lässt. Diese Klärung herbeizuführen heißt auch zu klären, ob in Ansehung der Tatbestände der konjunktiven Koordination zwischen den Typ N-Sprachen und den Typ F-Sprachen (und ihnen entsprechenden Sprachen anderer Typen) ein struktureller Unterschied besteht – oder ob ein solcher Strukturunterschied nicht nachweisbar ist. (Es ist, wie sich zeigen wird, insbesondere die Erörterung der Prozesse der Sprachdynamik, die es gestattet, eine zureichende Antwort auf diese Frage zu geben. Denn die Veränderungen, die Typ N-Sprachen erfahren können, sind von vollkommen anderer Art als die Veränderungen, die Typ F-Sprachen erfahren können. Dieser Tatbestand ist hochgradig einschlägig, wenn es – in Ansehung dieser beiden Sprachtypen – um die Erklärung und Beschreibung der konjunktiven Koordination geht.)

2.2 Man überzeugt sich leicht davon, dass die in der L-These mitgeteilte Hypothese nicht generell gelten kann. Der Satz – er ist eine Variante des schon notorischen, auf Kamp (1981) zurückgehenden Eselssatzes – „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ instanziiert ohne Frage eine konjunktive

Koordination. Sie erlaubt es, die Konjunkte *salva grammaticitate* miteinander zu vertauschen, denn der Satz „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ ist zweifelfrei wohlgeformt im Deutschen: die in der Teilthese (a) der L-These niedergelegte Symmetrieannahme ist mithin korrekt. Nicht haltbar ist jedoch die in (1)(b) mitgeteilte Kommutativitätsannahme, denn der durch Vertauschung der Konjunkte erzeugte Satz ist, jedenfalls in einer seiner Lesarten, ebenso zweifelsfrei nicht äquivalent mit dem Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“, da die anaphorischen Beziehungen, die diesen Satz strukturieren – sie bestehen zwischen „ein Mann“ und „ihn“ einerseits und zwischen „eine Frau“ und „sie“ andererseits –, sind in dem Satz „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ nicht mehr gegeben. Bei der semantischen Interpretation dieses Satzes können die Pronomina im Erstglied der Koordination nicht anaphorisch gedeutet werden, sondern sie müssen deiktisch gedeutet werden. Diese ihre deiktische Deutung ist unproblematisch möglich. Wenn in dem einen Fall eine anaphorische Deutung der Pronomina, im anderen Fall aber ihre deiktische Deutung erforderlich ist, können die Sätze „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ nicht äquivalent miteinander sein – sie sind es nicht, weil die Vertauschung der Konjunkte in dem einen Fall eine gegebene anaphorische Struktur nicht erhält und in dem anderen Fall eine nicht gegebene anaphorische Struktur einführt. Dies festzustellen heißt aber festzustellen, dass die koordinative Konjunktion in diesem Fall keine L-Koordination ist, denn sie ist in diesem Fall ganz offenkundig nicht kommutativ. Entsprechendes gilt in Ansehung des Satzes „Die Frau nahm Gift und sie starb“, wo die Vertauschung der Konjunkte – sie ergibt den (deiktisch wiederum interpretierbaren) Satz „Sie starb und die Frau nahm Gift“ – die zwischen diesen Konjunkten bestehende temporal-konditionale Sinnrelation nicht erhält. Insofern steht es außer Frage, dass es sich bei der konjunktiven Koordination in den natürlichen Sprachen nicht grundsätzlich um L-Koordination handeln kann.

Man könnte versucht sein, hier einzuwenden, dass dieser Befund vorschnell formuliert sei. Denn so, wie in dem Satz „Sie liebt ihn und ein Mann liebt eine Frau“ das erste Konjunkt einer deiktischen Interpretation zugänglich ist, ist in dem Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ das zweite Konjunkt einer deiktischen Interpretation zugänglich. Diese Interpretation ist sicher nicht die präferierte Interpretation, sie mag sogar ungewöhnlich anmuten – aber es steht außer Zweifel, dass eine solche deiktische Interpretation im Prinzip möglich ist. Das aber heißt, dass in beiden Fällen – im Fall der Satzes „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und im Fall des Satzes „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ – die Konjunkte *unabhängig voneinander* interpretiert werden können. Relativ zu dieser Interpretation, bei der das zweite Konjunkt des ersten Satzes und das erste Konjunkt des zweiten Satzes deiktisch gedeutet werden, ist es aber sehr wohl möglich zu sagen, dass der Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ *salva veritate* zu „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ kommutiert, und umgekehrt. Der Nicht-Kommutativitätsbefund, der zuvor hinsichtlich der konjunktiven Koordination geltend gemacht wurde, kann insofern nicht aufrecht erhalten werden.

Dieser Einwand ist sicher korrekt. Aber er trägt nicht weit – er macht eine lediglich eine Präzisierung, nicht aber eine generelle Revision des Befundes erforderlich. Dies ist leicht einzusehen. Denn ebenso sicher, wie eine deiktische Interpretation der beiden Konjunkte – und damit eine Interpretation, in deren Rahmen die beiden Konjunkte semantisch unabhängig voneinander sind – möglich ist, ist eine anaphorische Deutung des Satzes „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ möglich, derzufolge das zweite Konjunkt semantisch vom ersten Konjunkt abhängig ist. Diese Interpretation ist nicht nur möglich, sondern sie zweifelsfrei sogar die präferierte Interpretation – und der Satz „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ ist einer solchen Interpretation definitiv nicht zugänglich. Es kann somit keine Rede davon sein, dass der anaphorisch gedeutete Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ *salva veritate* zu „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ kommutiert, und umgekehrt: der Nicht-Kommutativitätsbefund bedarf somit, wie bereits gesagt, keiner Revision – die konjunktive Koordination ist nicht generell kommutativ. Aber der Befund bedarf, wie ebenfalls bereits gesagt, der Präzisierung. Der Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ ist doppeldeutig – seine erste, präferierte Lesart ist durch die anaphorische Deutung des zweiten Konjunks gegeben; seine zweite, nicht-präferierte Lesart resultiert aus der deiktischen Interpretation des zweiten Konjunks. Nur in dieser seiner zweiten Lesart kommutiert dieser Satz *salva veritate* zu „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“, wobei bei der Kommutation die erste, anaphorische Lesart des Satzes „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ verloren geht. Auf Grund dieses Lesartenverlustes lässt sich allenfalls sagen, dass die konjunktive Koordination im Fall des Satzes „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ *partiell kommutativ* ist, also lediglich im Hinblick auf eine der Lesarten des Satzes, aber nicht im Hinblick auf alle seine Lesarten von der Kommutativität des Satzes

die Rede sein kann. Partielle Kommutativität schließt somit, wenn der Begriff wie zuvor erläutert verwendet wird, immer auch den Tatbestand der Nicht-Kommutativität ein, und dies festzustellen heißt nur, den zuvor mitgeteilten Befund, dass die konjunktive Koordination im Fall der Typ N-Sprachen nicht grundsätzlich kommutativ ist, erneut und in differenzierter Form geltend zu machen. Insofern sind die Typ N-Sprachen von den Typ F-Sprachen und ihnen entsprechenden Sprachen, in denen die konjunktive Koordination generell kommutativ ist, in der Tat in einer wesentlichen Hinsicht strukturverschieden.

Es ist wohl nicht unangebracht, darauf zu verweisen, dass dieses Ergebnis ausschließlich in Ansehung von Ausdrucksbedeutungen erzielt wurde – es ist also nicht eine unzulässige Vermischung der zuvor voneinander unterschiedenen Bedeutungsebenen, die zu diesem Ergebnis geführt hat. Insbesondere wurde nicht (wie es in der Literatur des öfteren geschieht) auf Aspekte der Informationsstruktur Bezug genommen, um nachweisen können, dass die L-These nicht generell haltbar ist. Es ist ferner angebracht herauszustellen, dass es allein die Teilthese (b) ist, die die L-These problematisch macht; alle anderen Teilthesen sind unkritisch: man kann – zumindest bezüglich der Satzebene (das phrasale Funktionieren von „und“ steht hier vorerst nicht zur Debatte) – auf unproblematische Art davon ausgehen, dass die konjunktive Koordination symmetrisch, kompositionell und rekursiv ist. Problematisch ist allein die Kommutativitätsbehauptung. Entsprechend ist es diese Behauptung, die im folgenden vor allem zur weiteren Erörterung ansteht.

Für die weitere Erörterung ist es nicht unwichtig, den Tatbestand in Erinnerung zu bringen, dass die Nicht-Kommutativität der konjunktiven Koordination (oder, anders gesagt, ihre nur partielle Kommutativität) keineswegs zwangsläufig ihre Nicht-Kompositionalität impliziert. Die nicht-kommutativen, also anaphorisch gedeuteten Strukturen ((Ein Mann liebt eine Frau) und (sie hasst ihn)), ((Sie hasst ihn) und (ein Mann liebt eine Frau)), ((Die Frau nahm Gift) und (sie starb)), ((Sie starb) und (die Frau nahm Gift)) lassen sich (man vergleiche hierzu auch die Ausführungen im folgen) sehr wohl als kompositionelle Strukturen betrachten. Kommutativität ist keine notwendige Vorbedingung für Kompositionalität – dies gilt auch und gerade im Fall der konjunktiven Koordination.

2.3 Die Einsicht, dass die in der L-These mitgeteilte Hypothese – die Hypothese der L-Koordinativität der konjunktiven Koordination – zu Problemen führt, ist nicht neu; diese Probleme sind teilweise wohlbekannt und in der Literatur verschiedentlich, und zwar durchaus kontrovers diskutiert worden. Exemplarisch für die Reaktion auf diese in Konsequenz von (1) auftretenden Probleme ist der Vorgang der Diskursrepräsentationstheorie (DRT), in deren Rahmen unterschiedliche Konzepte zur Behandlung der konjunktiven Koordination entwickelt wurden. In der Erstversion der DRT, die von Kamp (1981) vorgelegt wurde, wird die konjunktive Koordination mit der Parataxe gleichgesetzt und wie diese als *Satzverschmelzung* behandelt. Entsprechend wird dem Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und dem Zweisatz-Text „Ein Mann liebt eine Frau. Sie hasst ihn“ auf der Boxenebene in etwa die Repräsentation „ $[u_1 u_2 \mid \text{Mann } u_1, \text{ Frau } u_2, u_1 \text{ liebt } u_2, u_2 \text{ hasst } u_1]$ “ zugeordnet, in der die Bedeutungen der beiden konjunktiv koordinierten Sätze beziehungsweise der beiden parataktisch miteinander verknüpften Sätze amalgamiert werden. Die Einsicht in diese Amalgamierung legt es nahe, den Ansatz der DRT wie in der folgenden These angegeben zu charakterisieren:

DRT 1 (Kamp (1981), Standard-DRT). Wenn α eine L-Struktur ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, und wenn β eine L-Struktur ist, die eine parataktische Verknüpfung instanziiert, dann gilt:

- (1) Zwischen α und β besteht kein struktureller Unterschied.
- (2) α und β amalgamieren Bedeutungen zu Bedeutungen.
- (3) Wegen (2) gilt für α und β :
 - (a) α ist sequentiell, und β ist sequentiell.
 - (b) α ist nicht-kommutativ, und β ist nicht-kommutativ.
 - (c) α ist nicht-kompositionell, und β ist nicht-kompositionell.

Aus unabhängigen, zuvor bereits umrissenen Gründen ist die für die These DRT 1 zentrale Identifizierung von Parataxe und konjunktiver Koordination zweifelsfrei inadäquat, auch in semantischer Hinsicht – die These DRT 1 ist insofern sicher nicht haltbar. Aber auch dann, wenn die

Teilthese DRT 1 (1) preisgegeben und DRT 1 nur bezüglich der konjunktiven Koordination geltend gemacht wird – also nur die α betreffenden Feststellungen behauptet werden –, ist die These DRT 1 inakzeptabel: die Teilthese DRT 1 (2), die die Teilthese DRT 1 (3) impliziert, scheitert an den Fakten. Der Satz „Max trinkt und Moritz spielt Klavier“ ist klar L-koordinativ; er kommutiert *salva grammatizitate* und – überlagert man ihn nicht mit einer Informationsstruktur, die eine Kontrastrelation zwischen den beiden Konjunkten etabliert, was offenkundig darauf hinausläuft, Ausdrucksbedeutungen als Äußerungsbedeutungen zu behandeln; das aber ist, wie im zweiten Abschnitt ausgeführt, definitiv inadäquat – auch *salva veritate* zu „Moritz spielt Klavier und Max trinkt“. Dabei dürfte es gänzlich außer Zweifel stehen, dass dieser Satz eine Struktur $s(s_p \wedge s_q)$ reflektiert – was bedeutet, dass der Satz kompositionell strukturiert ist. Das wiederum heißt, dass seine Bedeutung aus der Bedeutung der beiden konjunktiv koordinierten Teilsätze zusammengesetzt ist – die Bedeutung des Satzes ist eine *komponierte*, keine *amalgamierte* Bedeutung. Die DRT, in ihrer Standardversion von 1981, vermag diese Tatbestände nicht zu erfassen. Insofern ist die Feststellung unvermeidlich, dass die These DRT 1 nicht aufrecht erhalten werden kann – durch sie wird die Struktur der konjunktiven Koordination nicht adäquat erfasst (wobei dieser Negativbefund es ironischerweise nichts daran ändert, dass diese These, die im Hinblick auf die konjunktive Koordination eingeführt wurde, die Gegebenheiten der parataktischen Strukturierung zumindest partiell korrekt charakterisiert, denn die Parataxe ist gerade dieses: nämlich sequentiell und nicht-kommutativ). Die Inadäquatheit von DRT 1 ist im übrigen – wie anzumerken sich vielleicht nicht gänzlich erübrigt – Ausdruck einer grundsätzlichen, DRT-immanenten theoretischen Schwierigkeit. Der DRT zufolge denotieren Sätze beziehungsweise Texte – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – Funktionen, die einen durch eine Box identifizierten Informationszustand auf einen reicheren, ebenfalls durch eine Box charakterisierten Informationszustand abbilden. Eben deshalb wird die DRT üblicherweise als eine dynamische Semantik betrachtet. Es dürfte evident sein, dass die konjunktive Koordination – im Gegensatz zur disjunktiven Koordination – nicht umstandslos in dieses Abbildungskonzept integriert werden kann. Insofern ist es nicht überraschend, dass die Standard-DRT die konjunktive Koordination nicht enthält. Entsprechend ist es in der Standard-DRT nicht ohne weiteres möglich, die Tatbestände der konjunktiven Koordination, die in A-Sprachen vom Typ N nachweisbar sind, auf adäquate Art zu repräsentieren. Man kann deshalb, ohne einer Missdeutung der Standard-DRT bezichtigt zu werden, in der These DRT 1 durchaus den Versuch sehen, diese Tatbestände zu marginalisieren (um nicht zu sagen: zu trivialisieren), um so Schwierigkeiten, die sich auf Grund des theoretischen Ansatzes ergeben, umgehen zu können. Aber Schwierigkeiten dieser Art – auf vielleicht kunstvolle Art – zu umgehen, ist selbstverständlich etwas anderes, als diese Schwierigkeiten systematisch aus dem Weg zu räumen.

Das Amalgamierungskonzept der Standard-DRT – vielleicht ist in der Tat nicht mehr als das Ergebnis eines Marginalisierungsversuches – wird den Tatbeständen der konjunktiven Koordination zweifelsohne nicht gerecht. Es ist auf der Basis dieses Konzeptes schlicht und einfach nicht möglich, die interne Struktur konjunktiv koordinierter Sätze zu repräsentieren. Dies festzustellen heißt aber auch zu konstatieren, dass die DRT in der Version von 1981 an ihrer Nicht-Kompositionalität scheitert. Insofern kann es nicht verwundern, dass eine Vielzahl von Versuchen unternommen wurden, der DRT Kompositionalität aufzuprägen. Einer der prominentesten dieser Versuche – er wurde von Groenendijk/ Stokhof (1991) vorgelegt – hat zum Aufbau der sogenannten Dynamischen Prädikatenlogik (DPL) geführt. Die DPL ist letztlich nichts anders als eine Variante der DRT – allerdings eine in der Tat kompositionelle Variante, die es im übrigen auch erlaubt, die Ebene der Boxen (sie macht den – hier nicht näher zu spezifizierenden – mentalistischen Kern der DRT aus) zu eliminieren. Aber dieser Tatbestand ist hier nicht von Interesse – von Interesse ist, dass es im Rahmen der DPL möglich ist, die konjunktive Koordination kompositionell zu repräsentieren. Für die L-Koordination gilt somit $\|p \wedge q\| = \{ \langle g, h \rangle \mid \exists k : \langle g, k \rangle \in \|p\| \ \& \ \langle k, h \rangle \in \|q\| \}$. Offenkundig ist diese Deutung der L-Koordination nicht ihre Standarddeutung, und es ist durchaus konsequenzenreich, für diese Non-Standarddeutung zu optieren, denn relativ zu ihr wird es erforderlich, in die DPL einen Non-Standardexistenzquantor einzuführen, der im Hinblick auf den Fall der konjunktiven Koordination wie folgt erklärt ist: $\|\exists x : Px \wedge Qx\| = \{ \langle g, h \rangle \mid \exists k : \langle g, k \rangle \in \|\exists x : Px\| \ \& \ \langle k, h \rangle \in \|\exists x : Qx\| \}$. Aus dieser Deutung ergibt sich, dass in der DPL – durchaus nicht-klassischerweise – die folgende Äquivalenz gilt: $((\exists x : Px \wedge Qx) \equiv (\exists x [Px \wedge Qx]))$. Diese Äquivalenz stellt vor Augen, dass der Existenzquantor der DPL über seinen syntaktischen Bereich hinaus bindet; er ist somit in der Tat nicht-klassisch – und es besteht durchaus Anlass, in der Verwendung eines auf diese Art nicht-

klassischen Existenzquantors mehr als nur einen Schönheitsfehler zu sehen. Aber dies ist hier nur am Rande von Interesse. Von Interesse ist, welches Konzept der konjunktiven Koordination mit dem DPL-Ansatz gegeben ist. Dieses Konzept ist in der folgenden zweiten These niedergelegt:

DRT 2 (Groenendijk/ Stokhof (1991), DPL). Wenn α eine L-Struktur ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (1) α ist sequentiell.
- (2) α ist kompositionell.

Es liegt auf der Hand, dass die beiden Klauseln der These DRT 2 – die Teilthesen (a) und (d) der L-These sind mit dieser These selbstverständlich konsistent – aus der relationenkompositionellen Deutung der L-Koordination folgen: mit dieser Deutung gilt auch die These. Es ist ferner einzuräumen, dass auf der Basis der These DRT 2 eine kompositionelle Repräsentation von Sätzen wie „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ möglich ist – allerdings verhält sich „und“ in dieser Repräsentation nicht-kommutativ: der genannte Satz ist nur anaphorisch deutbar und mit dem (deiktisch interpretierten) Satz „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ nicht äquivalent. Dies entspricht, wie zuvor ausgeführt, den Fakten; es spricht dies also sehr wohl für die DPL. Gegen sie allerdings spricht es, dass in ihrem Rahmen die zuvor erläuterten, klar kommutativen Fälle von konjunktiver Koordination nicht behandelt werden können, trivialerweise nicht: mit der These DRT 2 wird die Existenz solcher Fälle in Abrede gestellt – zu Unrecht, wie sich gezeigt hat. Insofern ist der DPL-Ansatz allenfalls partiell adäquat. Hinzu kommt, dass auch im Rahmen dieses Ansatzes nicht zwischen konjunktiver Koordination und Parataxe unterschieden werden kann: zwischen dem Text „Ein Mann liebt eine Frau. Sie hasst ihn“ und dem Satz „Ein Mann liebt eine Frau, und sie hasst ihn“ besteht innerhalb auch einer DPL-Repräsentation kein struktureller Unterschied. Man kann den Verzicht darauf, diese Unterschiede (es gibt sie, wie zuvor gezeigt) zu repräsentieren, terminologisch überdecken, indem man – wie es in der Tat ja auch getan wird – von ‚generalisierter Koordination‘ spricht, wenn die konjunktive Koordination und die Parataxe miteinander identifiziert werden. Aber die Option für diese Redeweise ändert nichts daran, dass die parataktische Verknüpfung und die konjunktive Koordination strukturell voneinander verschieden sind; insbesondere verhält es sich so, dass bestimmte Verknüpfungen, die die konjunktive Koordination nicht gestattet, parataktisch sehr wohl zulässig sind. Eine Terminologie ersetzt keine Theorie, und insofern kann man dem DPL-Ansatz allenfalls eine partielle Adäquatheit attestieren.

Vor diesem Hintergrund ist ein dritter DRT-orientierter Ansatz von Interesse, der von Geurts (1996) vorgelegt wurde. Denn Geurts zufolge sind Theorien wie die zuvor erörterten grundsätzlich inadäquat: sie sind, kurz gesagt, *architektonisch inadäquat*. Bei ihrem Aufbau werden zwei Aspekte systematisch, aber unzulässigerweise miteinander vermischt: zum einen die syntaktisch-semantische Struktur der konjunktiven Koordination – und zum anderen die Struktur der Verarbeitung der konjunktiven Koordination. Letztere ist es, die der konjunktiven Koordination Sequentialitätseigenschaften aufprägt, und zwar trivialerweise – denn natürlich muss es ein erstes Konjunkt geben, das vor einem zweiten Konjunkt verarbeitet wird, das vor einem dritten Konjunkt verarbeitet wird, und so weiter. Nach Geurts ist die konjunktive Koordination verarbeitungssequentiell, und zwar mit Notwendigkeit – aber diese Verarbeitungssequentialität ergibt sich ergänzend zur grammatisch-semantischen Struktur der konjunktiven Koordination, der Sequentialität gerade nicht inhärent ist. Diese Struktur ist im Kern durch einen Lexikoneintrag gegeben, der für „und“ und seine Entsprechungen – grob gesagt – wie folgt lautet: „und“ nimmt Sätze zu sich, die durch „und“ zu einem Satz verknüpft werden, und zwar unabhängig von ihrer Reihenfolge. – Der Ansatz von Geurts ist mit der folgenden These wohl korrekt wiedergeben:

DRT 3 (Geurts (1996), DRT und Verarbeitungsmechanismus) Wenn α eine L-Struktur ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (1) α ist kommutativ.
- (2) α ist nicht-kompositionell.
- (3) α ist verarbeitungssequentiell.

Es erübrigt sich hier, nochmals auf die Nichtkompositionalitäts-These einzugehen, die Geurts wiederaufnimmt. Es erübrigt sich auch, darauf zu verweisen, dass auch der Ansatz von Geurts es nicht

gestattet, die zwischen der Parataxe und der konjunktiven Koordination bestehenden Unterschiede systematisch abzubilden. Zu erinnern ist hier nur daran, dass die – entscheidende – Teilthese DRT 3 (1) nicht generell gelten kann. Es gibt – die zuvor betrachteten Fakten haben dies gezeigt – Fälle, in denen die Kommutativitätsthese zu Recht für die konjunktive Koordination geltend gemacht werden kann. Aber es gibt eben auch Fälle, in denen dies nicht möglich ist. Die Sätze „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ kommutieren, ihre anaphorische Interpretation vorausgesetzt, eben nicht *salva veritate* miteinander – die konjunktive Koordination ist nicht generell kommutativ; die Teilthese DRT 3 (1) ist entsprechend nicht generell haltbar. Und die Teilthese DRT 3 (3) trägt nichts zu ihrer Rehabilitierung bei. Im Gegenteil: mit ihr ist der Teilthese DRT 3 (1) keinesfalls hinlänglich Rechnung getragen. Dies wäre nur dann der Fall, wenn DRT 3 (3) etwa wie in DRT 3 (3') angegeben formuliert worden wäre:

DRT 3 (3') Wenn α eine L-Struktur ist, die ein konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (1) α wird sequentiell verarbeitet.
- (2) Die Reihenfolge, in der die koordinierten Konjunkte verarbeitet werden, ist semantisch arbiträr.

Der Kommutativität der Struktur entspricht die Arbitrarität der Sequenzierung, trivialerweise. Aber eben diese Arbitrarität der sequentiellen Ordnung ist nach Geurts nicht gegeben: es soll ja gerade die sequentielle Ordnung sein, die die kommutative Struktur anreichert – so anreichert, dass erklärbar wird, was den Unterschied zwischen den Sätzen „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und „Sie hasst ihn und ein Mann liebt eine Frau“ *semantisch* ausmacht. Es ist schwer zu sehen, wie dies im Rahmen einer reinen Parsing-Konzeption, unabhängig von Syntax und Semantik, aber doch auf eine die semantische Interpretation ergänzende Art, möglich werden soll. Der Ansatz von Geurts ist in dieser Hinsicht zu unterbestimmt, um tragfähig zu sein. Die generelle Kommutativitätsannahme, die er beinhaltet, kann nicht generell gültig sein. Insofern macht auch dieser Ansatz macht den Problemen, die die erste und die zweite DRT-These aufwerfen, kein definitives Ende.

Um zusammenzufassen: die DRT umfasst, in allen ihren Varianten, keine hinlänglich konklusive Theorie der konjunktiven Koordination. Es ist dies jedoch kein Spezifikum der DRT. Man wird, ohne zu übertreiben, sagen können, dass es derzeit keine Grammatiktheorie gibt, die es gestattet, den syntaktischen und semantischen Tatbeständen der konjunktiven Koordination theoretisch signifikant und empirisch gehaltvoll – und dabei erschöpfend – Rechnung zu tragen. Mit anderen Worten: Die Probleme, die die konjunktive Koordination aufwirft, sind nach wie vor weitgehendst ungelöst.

3 Koordinationskontingenzen

3.1 Den Ansätzen, die zuvor besprochenen wurden, ist – wie auch allen ihnen vergleichbaren Ansätzen – eines gemein: ihnen allen liegt die (wie den voranstehenden Ausführungen wohl klar entnehmbar ist: implizit, also verdeckt eingegangene) Voraussetzung zugrunde, dass die konjunktive Koordination ein *einheitlich* strukturiertes Gebilde ist. Sie beruhen auf der Annahme, dass die konjunktive Koordination entweder generell kommutativ oder generell nicht-kommutativ, also grundsätzlich sequentiell ist.

Die Fakten, die zuvor referiert wurden, sprechen jedoch eindeutig gegen die Hypothese, dass die konjunktive Koordination einheitlich strukturiert ist. Insofern kann es nicht überraschen, dass diese Ansätze – sie sind im Kern durch die L-These und die Thesen DRT 1 – DRT 3 gegeben – an der nachweisbaren Uneinheitlichkeit der konjunktiven Koordination scheitern.

Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, bei dem Versuch, die Tatbestände der konjunktiven Koordination zu erklären und zu beschreiben, von der offenkundigen Heterogenität dieser Tatbestände auszugehen. Dies heißt nicht, dass es – wie man mutmaßen könnte – weiterführen würde, wenn man, um dieser Heterogenität Rechnung tragen zu können, die Existenz mehrerer „und“ – etwa die Existenz eines „und₁“ und eines „und₂“ – annimmt, die auf unterschiedliche Art konjunktiv koordinieren. Die Annahme, dass es ein und nur ein „und“ gibt, kann sehr wohl aufrecht erhalten werden. Aber es sollte nach dem zuvor Gesagten unstrittig sein, dass dieses eine „und“ sich unter unterschiedlichen Bedingungen unterschiedlich verhält. Es ist die Einsicht in die Unterschiedlichkeit die Bedingungen

und in die Art ihres Zustandekommens, die zur Einsicht in die Struktur der konjunktiven Koordination führt. Und es ist diese Einsicht, die der Einsicht in die Dynamik der Struktur der konjunktiven Koordination gleichkommt.

3.2 Die voranstehenden Betrachtungen haben deutlich gemacht, dass es Fälle gibt, in denen auf unproblematische Art von der Kommutativität der konjunktiven Koordination ausgegangen werden kann. Es sind dies Fälle, wie sie durch den Satz „Max raucht und Moritz trinkt“ in Ansehung seiner Ausdrucksbedeutung (nicht aber seiner möglichen Bedeutungen, wenn er geäußert wird) und durch den Satz „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ in Ansehung einer deiktischen Interpretation der zweiten Konjunks gegeben sind. Es liegt auf der Hand, dass diese Fälle durch die L-These erfasst werden.

Deutlich geworden dürfte jedoch auch sein, dass es Fälle von konjunktiver Koordination gibt, die außerhalb des Geltungsbereichs der L-These liegen. Es sind dies Fälle, die durch Sätze wie „Ein Mann liebt eine Frau und sie hasst ihn“ und „Die Frau nahm Gift und sie starb“ dann gegeben sind, wenn das zweite Konjunkt im ersten dieser beiden Sätze anaphorisch wird, oder wenn die beiden Konjunkte des zweiten dieser Sätze in Ansehung der möglichen zeitlichen Abfolge der von ihnen denotierten Ereignisse interpretiert werden und das zweite Konjunkt dieses Satzes ferner anaphorisch gedeutet wird. Dass diese Fälle außerhalb der Reichweite der L-These liegen, heißt dabei nur, dass die Teilthese (b) der L-These definitiv nicht gilt: die konjunktive Koordination ist in diesen Fällen nicht-kommutativ. Diese ihre Nicht-Kommutativität resultiert dabei aus dem Umstand, dass die konjunktiv koordinierten Sätze auf eine spezielle, ihre Vertauschbarkeit *salva veritate* ausschließende Art miteinander relationiert sind. Im Hinblick auf diese Relationiertheit der Konjunkte kommt man nicht umhin, die Geltung der folgenden These einzuräumen:

R-THESE. Wenn α eine Struktur ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (a) α ist symmetrisch.
- (b) α ist relational := α ist nicht-kommutativ.
- (c) α ist kompositionell.
- (d) α ist rekursiv.

Es ist besteht keinerlei Anlass, bei der Formulierung der R-These (die Bezeichnung dieser These dürfte selbstevident sein, und ferner dürfte klar sein, dass die R-These, ebenso wie die L-These, zunächst einmal nur für Deklarativsätze geltend gemacht wird) auf die in (a) enthaltene Symmetriebehauptung zu verzichten, denn aus den voranstehenden Betrachtungen geht klar hervor, dass die mutuelle Vertauschung der Konjunkte *salva grammatizitate* auch dann möglich ist, wenn ihre Vertauschbarkeit *salva veritate* nicht gegeben ist. Es besteht auch kein Anlass dazu, die Annahme preiszugeben, dass die konjunktive Koordination kompositionell ist: die These DRT 2 stellt klar vor Augen, dass die Relationiertheit der Konjunkte, die ihre Sequentialität zur Folge hat, die Kompositionalität der konjunktiven Konjunktion keineswegs systematisch ausschließt. Die Rekursivitätsbehauptung schließlich ist vollkommen unkritisch und bedarf keiner weiteren Erläuterung.

In Konsequenz der hier vorgelegten Betrachtungen dürfte klar sein, dass der Versuch, die konjunktive Koordination zu erklären und zu beschreiben, in einer entscheidenden Hinsicht schlicht und einfach darauf hinausläuft, die Bedingungen zu klären, unter denen die L-These und die R-These konsistent miteinander behauptet werden können. Das heißt natürlich, dass zu klären ist, unter welchen Bedingungen zwischen der Teilthese (b) der L-These und der Teilthese (b) der R-These – es sind nur diese beiden Teilthesen, die das durch die L-These und die R-These gegebene Konzept der konjunktiven Koordination inkonsistent machen – kein Widerspruch besteht. Bei dem Versuch, einen entsprechenden Nachweis der Widerspruchsfreiheit der beiden Teilthesen zu erbringen, steht ein weiterer Tatbestand zur Klärung an: relativ zur L-These besteht zwischen der Symmetrieeigenschaft der konjunktiven Koordination, die syntaktischer Natur ist, und ihrer Kommutativitätseigenschaft, die semantischer Natur ist, eine strikte Korrespondenz – syntaktische Symmetrie und semantische Kommutativität entsprechen einander eineindeutig. Diese Korrespondenz lässt sich nicht mehr nachweisen, wenn auf die R-These Bezug genommen wird – relativ zu dieser These gilt, dass die Konjunkte zwar syntaktisch symmetrisch miteinander verknüpft, aber semantisch nicht kommutierbar miteinander sind. Die Beziehung zwischen der syntaktischen und semantischen Struktur der konjunktiven Koordination ist also der L-These zufolge eine andere als der R-These zufolge, und

umgekehrt. Kurz gesagt: L-Koordination und R-Koordination sind hinsichtlich der zwischen Syntax und Semantik bestehenden Beziehungen verschieden voneinander – und natürlich bedarf auch diese Verschiedenheit der Erklärung, wenn die Tatbestände der konjunktiven Koordination zur Erklärung anstehen. Die Vermutung, dass diese Verschiedenheit zumindest auch der Ausdruck sprachdynamischer Prozesse ist, liegt nahe – und sie wird, wie sich zeigen wird, sehr wohl eine Bestätigung finden.

4 Koordinationsdetermination und Koordinationsdiversifikation

4.1 Die widerspruchsfreie Integration der L-These und der R-These in die UG scheint in einer ersten Hinsicht vollkommen unproblematisch möglich zu sein: beiden Thesen – in deren Geltungsbereich allerdings nur Deklarativsätze liegen – ist es gemein, dass mit ihnen die Symmetrie, die Kompositionalität und die Rekursivität der konjunktiven Koordination konstatiert wird. Entsprechend liegt es nahe anzunehmen, dass die konjunktive Koordination – gleichviel, ob sie als L-Koordination oder als R-Koordination realisiert ist – durch die Prinzipien der Symmetrie, der Kompositionalität und der Rekursivität strukturiert ist. Aber die Dinge liegen nicht so einfach – gerade die Symmetriebehauptung macht besondere Integrationsanstrengungen erforderlich.

Mit dieser Behauptung ist festgestellt, dass die konjunktive Koordination grundsätzlich symmetrisch ist, und dies unabhängig davon, ob die Konjunkte kommutieren oder nicht. Mit anderen Worten: die syntaktische Eigenschaft der Symmetrie der konjunktiven Koordination ist unabhängig davon gegeben, ob die semantische Eigenschaft der Kommutativität der Konjunkte gegeben ist, und diese syntaktische Eigenschaft weist die konjunktive Koordination grundsätzlich – also in allen A-Sprachen vom Typ N – auf. Eben diese letztere Generalisierung, die durch die hier relevante Übereinstimmung zwischen der L-These und der R-These nahegelegt wird, ist jedoch nicht haltbar: was für das **und** im derzeit aktuellen Deutsch gilt, gilt durchaus nicht für alle seine Entsprechungen in den A-Sprachen vom Typ N.

Im Mittelhochdeutschen (Mhd) – das im Sinne der zu Beginn angestellten Betrachtungen durchaus als eine A-Sprache L vom Typ N betrachtet werden muss, wobei klar ist, dass diese A-Sprache vom Typ N mit dem derzeit aktuellen Deutsch, dem Neuhochdeutschen (Nhd), diachron relationiert ist: das Mhd geht dem Nhd diachron voraus – ist die Entsprechung zum **und** des Nhd bekanntlich **und** beziehungsweise **unde**. Ferner gilt, dass das finite Verb in den Hauptsätzen (H-Sätzen) des Mhd, die Deklarativsätze (D-Sätze) sind, in V2-Position auftritt (andere im Mhd existierende Stellungsregularitäten können hier als peripher – durchaus im technischen Sinne dieses Begriffs – vernachlässigt werden), während es in Nebensätzen (N-Sätzen) satzfinal oder in einer nicht-satzfinalen Position hinter der V2-Position auftritt (cf. Paul/ Mitzka (1963), im von Behagel verfassten Teil „Satzlehre“ p. 173 ff. – Die Frage, wie der Begriff des N-Satzes – und der des H-Satzes – zu explizieren ist, stellt sich mit einiger Notwendigkeit. Sie kann an dieser Stelle jedoch vernachlässigt werden). Die angegebenen Wortstellungsregularitäten schließen das symmetrische Vorkommen des Mhd-**und** durchaus nicht aus, wie die folgenden Mhd-Sätze vor Augen führen: „si choment und ir dunket iuch so volkomen“, „im wart daz guot gar genomen und er dehein widermüete an sînem lîbe gewan dar umbe“. Mit diesen Sätzen sind im Mhd auch die Sätze „ir dunket iuch so volkomen und si choment“, „er dehein widermüete an sînem lîbe gewan dar umbe und im wart daz guot gar genomen“ grammatisch; sie instanzieren also, dass die konjunktive Koordination im Mhd symmetrisch möglich ist, und zwar unabhängig davon, dass der erste Satz des letzten Satzpaars im Geltungsbereich der L-These liegt, während der zweite Satz dieses Paares im Geltungsbereich der R-These liegt: die Symmetriemöglichkeit hängt also auch im Mhd nicht davon ab, dass der Tatbestand der Kommutativität gegeben ist.

Dennoch kann man sich der Einsicht nicht entziehen, dass die konjunktive Koordination im Mhd auch *asymmetrisch* möglich ist, wie die folgenden Mhd-Sätze vor Augen stellen: „man seit, ez wone wone dem kûenege bî, und ist daz Tristan genant“, „sô gêt etetlicher zer kirchen und gênt im die lefsen gar gezal ûf unde nider“. Hier tritt das finite Verb im jeweils zweiten der beiden konjunktiv koordinierten Sätze satzinitial auf, und dies schließt die Symmetrie der konjunktiven Koordination aus, denn auf Grund der zuvor mitgeteilten Wortstellungsregularitäten ist der Satz „ist daz Tristan genant und man seit, ez wone dem kûenege bî“ beziehungsweise der Satz „man seit, ist daz Tristan genant und ez wone dem kûenege bî“ ungrammatisch im Mhd. Entsprechendes gilt für den zweiten der

beiden mitgeteilten Sätze. Offenkundig ist dieser Ungrammatizitätstatbestand ganz unabhängig davon, ob die mit „und“ miteinander verknüpften Sätze kommutieren – die Ungrammatizität ist allein wortstellungsbedingt. – Da im Mhd die konjunktive Koordination asymmetrisch möglich ist (diese Möglichkeit ist allerdings zumeist nur dann gegeben, wenn die Subjekte der konjunktiv koordinierten Sätze voneinander verschieden sind), kann sie nicht generell symmetrisch sein, und folglich ist es inadäquat anzunehmen, dass es ein UG-Prinzip gäbe, das der konjunktiven Koordination grundsätzlich Symmetrie aufprägt. Andererseits besteht kein Grund zu der Annahme, dass ein so zentrales Strukturelement wie die konjunktive Koordination bezüglich seiner Symmetrieeigenschaften durch die UG unterbestimmt ist. Der Versuchung, diesem Tatbestand dadurch Rechnung zu tragen, dass man die Existenz eines einschlägigen, strikt disjunktiv organisierten UG-Parameters annimmt – die konjunktive Koordination ist entweder symmetrisch oder asymmetrisch –, sollte man sicher widerstehen, denn ersichtlich liefe diese Annahme auf eine Trivialisierung des Symmetrieproblems hinaus. Welche Hypothese also sollte man in dieser Situation sinnvollerweise avisieren? – Der folgende Paragraph stellt den Versuch dar, eine Antwort auf diese Frage zu geben.

4.2 Das, was die konjunktive L-Koordination und die konjunktive R-Koordination voneinander unterscheidet, ist allein der Tatbestand, dass die konjunktive L-Koordination kommutativ ist, während die konjunktive R-Koordination dies nicht ist: sie ist relational oder, im Sinne einer anderen gängigen, zuvor bereits bemühten Sprechweise, sequentiell. In allen anderen Hinsichten besteht zwischen der konjunktiven L-Koordination und der konjunktiven R-Koordination kein struktureller Unterschied. Das bedeutet, dass die konjunktive Koordination ganz unabhängig davon, ob sie kommutativ oder nicht-kommutativ ist, jedenfalls dieses ist: symmetrisch, kompositionell und rekursiv. Man wird nicht in Abrede stellen können, dass es sich bei diesen Struktureigenschaften um hochgradig generelle Eigenschaften handelt, die mit Sicherheit nicht sprachspezifisch sind. Es mag sprachspezifisch sein, *ob* eine A-Sprache L vom Typ N konjunktiv zu koordinierende Deklarativsätze umfasst – aber *wenn* sie solche Sätze umfasst, dann weist die konjunktive Koordination die genannten Eigenschaften auf. Insofern ist es mehr als nur naheliegend anzunehmen, dass es sich bei diesen Eigenschaften um UG-determinierte Eigenschaften handelt. Anzunehmen, dass die konjunktive Koordination hinsichtlich der genannten Eigenschaften UG-determiniert ist, heißt aber anzunehmen, dass es ein Subsystem von UG-Prinzipien gibt, das die konjunktive Koordination strukturiert. Dieses Subsystem kann etwa wie nachfolgend angegeben charakterisiert werden:

(P-1) Wenn α eine Struktur einer A-Sprache L vom Typ N ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, dann gilt:

- (1) α ist symmetrisch.
- (2) α ist kompositionell.
- (3) α ist rekursiv.

BEMERKUNG 1. Mit (P-1) ist nicht behauptet, dass jede A-Sprache L vom Typ N eine Struktur aufweist, die die konjunktive Koordination instanziiert. Die Behauptung, die (P-1) beinhaltet, ist sehr viel schwächer: behauptet wird nur, dass die konjunktive Koordination die in (1) – (3) angeführten Eigenschaften hat, falls sie in einer A-Sprache vom Typ N vorkommt. (Es ist diese Abschwächung, die die etwas umständliche Formulierung von (P-1) erforderlich gemacht hat.)

BEMERKUNG 2. (P-1) ist, wie die Ausführungen in der ersten Bemerkung verdeutlichen, kein kategorisch geltendes Universale: (P-1) ist ein *konditionales* Universale; seine strukturierende Kraft wird nur dann freigesetzt, wenn die Vorkommensbedingung erfüllt ist. Sie steht vorerst nicht zur Debatte (cf. hierzu jedoch die Ausführungen im folgenden). (Ein *kategorisches* Universale besteht beispielsweise in der Feststellung, dass in jeder A-Sprache vom Typ N Strukturen vorkommen, die die Rekursion instanziiieren. Es ist klar, dass diese Instanziiierung nicht notwendigerweise die konjunktive Koordination umfassen muss.)

BEMERKUNG 3. Zwei weitere Einschränkungen, denen (P-1) unterliegt, sind herauszustellen: Das Prinzip wird hier nur für Deklarativsätze geltend gemacht, wobei zusätzlich gilt, dass keiner der konjunktiv koordinierten Deklarativsätze elliptisch ist. (Unter welchen Bedingungen Ellipsen in der konjunktiven Koordination vorkommen können und welchen Prinzipien dieses ihr Vorkommen

unterliegt, wird noch zu thematisieren sein. Ebenso ist zu klären, welche Rolle die konjunktive Koordination bei der Verknüpfung von Sätzen spielt, die keine Deklarativsätze sind. Man vergleiche hierzu die Ausführungen im folgenden, die auch eine nähere Spezifizierung der in (1) – (3) genannten Eigenschaften der konjunktiven Koordination beinhalten.)

BEMERKUNG 4. (P-1) gilt für **und** und seine Entsprechungen in anderen A-Sprachen vom Typ N insofern, wie – *und nur insofern wie* – **und** und seine Entsprechungen in anderen A-Sprachen vom Typ N die konjunktive Koordination instanziiieren. *Dass* **und** und diese seine Entsprechungen die konjunktive Koordination instanziiieren, impliziert nicht notwendigerweise, dass **und** und seine Entsprechungen *nur* die konjunktive Koordination instanziiieren. Es ist logisch und grammatisch möglich, dass **und** und seine Entsprechungen unter bestimmten Bedingungen außer der konjunktiven Koordination auch andere Strukturen einer A-Sprache L vom Typ N instanziiieren. In diesem Fall liegen die instanziierten Strukturen selbstverständlich außerhalb des Geltungsbereichs des in (P-1) angegebenen Prinzips.

BEMERKUNG 5. Der Geltungsbereich eines Prinzips P ist die Menge aller Sätze einer A-Sprache L vom Typ N, die P strukturell determiniert. Die entsprechenden Strukturen mögen das *Determinationsfeld* F von P heißen. Im Determinationsfeld des in (P-1) angegebenen Prinzips liegen also Strukturen, die symmetrisch, kompositionell und rekursiv sind.

BEMERKUNG 6. Ein Satz *s* einer A-Sprache L vom Typ N liegt systematisch in einer Mehrzahl von Determinationsfeldern. Der Satz „Max gibt Moritz ein Buch und Peter gibt Paul ein Buch“ beispielsweise liegt im Determinationsfeld des in (P-1) angegebenen Prinzips der konjunktiven Koordination, aber er liegt nicht nur in diesem Determinationsfeld: er liegt auch im Determinationsfeld eines – kurz (und ohne Anspruch auf empirische Adäquatheit) gesagt – V2-Prinzips, das die Wortstellung in den beiden konjunktiv koordinierten Sätzen bestimmt. Eine Satzstruktur resultiert somit aus dem Zusammenwirken unterschiedlicher Determinationsfelder, und das heißt: aus dem Zusammenwirken von unterschiedlichen UG-Prinzipien. Sie ist überdies natürlich durch das Zusammenwirken unterschiedlicher Parameter beziehungsweise Parametrisierungen bestimmt. Es ist naheliegend, die Unterscheidung zwischen Geltungsbereich und Determinationsfeld, die im Hinblick auf UG-Prinzipien geltend gemacht wurde, in Entsprechung auch für die UG-Parameter in Anspruch zu nehmen. UG-Parameter sind somit bezüglich ihres Geltungsbereiches und ihres Determinationsfeldes voneinander verschiedene Größen.

BEMERKUNG 7. Die Feststellung, dass die Satzstruktur eine Funktion des Zusammenwirkens von unterschiedlichen UG-Prinzipien und unterschiedlichen UG-Parametrisierungen ist, zwingt keineswegs zu der sehr viel weitreichenden Annahme, dass jedes UG-Prinzip mit jedem anderen UG-Prinzip und jeder UG-Parameter mit jedem anderen UG-Parameter interagiert. Die Geltung des in der voranstehenden Bemerkung hypothetisch in Anspruch genommenen V2-Prinzips (oder die Wirksamkeit eines entsprechenden UG-Parameters) ist sicher unabhängig von der Geltung des angegebenen Prinzips der konjunktiven Koordination. Das Zusammenwirken der Prinzipien und Parameter ist ein strikt lokales (und mithin lokal kontrollierbares) Zusammenwirken. Diese Lokalität schließt die Möglichkeit ein, dass es Prinzipien und Parameter gibt, die unabhängig voneinander wirksam werden (und ist im übrigen mit der Hypothese vollkommen konsistent, dass die UG strikt modular organisiert ist).

BEMERKUNG 8. In Konsequenz der Feststellungen in der voranstehenden Bemerkung gilt natürlich auch, dass es Geltungsbereiche und Determinationsfelder gibt, die unabhängig voneinander sind. Dies ändert jedoch nichts an dem Tatbestand, dass es Determinationsfelder und Geltungsbereiche gibt, die miteinander relationiert sind. Insbesondere ist es der Fall, dass es Geltungsbereiche und Determinationsfelder gibt, die in – umfassendere und mithin generellere – Geltungsbereiche und Determinationsfelder inkludiert sind. Mit dem Inklusionsfall aber ist, im Sinne der Ausführungen in Kanngießer (1997), der Tatbestand der Sprachveränderung gegeben. Die Veränderung einer A-Sprache L vom Typ N ist insofern insbesondere auch die Transition eines Determinationsfeldes in ein anderes, umfassenderes und generelleres Determinationsfeld, wobei die Transition fortsetzbar ist, bis

ein Determinationsmaximum erreicht ist. (Man vergleiche hierzu die Ausführungen im folgenden, in denen dieses Konzept von L-Veränderung weiter systematisiert und auch exemplifiziert wird.)

BEMERKUNG 9. Die Feststellung, dass jede Satzstruktur $str(s)$ in eine Mehrzahl von Determinationsfeldern integriert ist, impliziert nicht die vielleicht naheliegende, aber sicher nicht *a priori* gültige Annahme, dass jede $str(s)$ -Teilstruktur einem und nur einem Determinationsfeld angehört. Es kann also nicht umstandslos ausgeschlossen werden, dass es eine Teilstruktur $str'(s)$ derart gibt, dass $str'(s) \in F(P_1)$ und $str'(s) \in F(P_2)$ gilt, wobei $F(P_1)$, $F(P_2)$ irgendzwei voneinander verschiedene Determinationsfelder sind. Allgemeiner gesagt: die Möglichkeit von *Determinationskonflikten* kann nicht *a priori* ausgeschlossen werden. (Unter welchen Bedingungen es zur Realisierung dieser Möglichkeit kommt, und welche Rolle ihre Realisierung beim Ablauf insbesondere von L-Veränderungsprozessen spielt, ist den Ausführungen im folgenden zu entnehmen.)

Mit (P-1) sind – jedenfalls relativ zu den voranstehenden Ausführungen – die Kernelemente dessen erfasst, was die konjunktive Koordination ausmacht. Allerdings lässt (P-1) die Frage offen, wie das Kommutativitätsproblem im Rahmen der UG zu behandeln ist. Folgendes ist in diesem Zusammenhang jedoch klar: die konjunktive Koordination – die Verknüpfung zweier Deklarativsätze p , q durch das Wort „und“ (oder eine seiner Entsprechungen in anderen Sprachen) ist kommutativ, wenn p , q *semantisch* unabhängig voneinander sind – dies macht die L-These möglich –, und sie ist nicht-kommutativ, wenn p , q semantisch auf spezielle Art – etwa anaphorisch – miteinander relationiert sind – dies ist es, was den Gehalt der R-These ausmacht. Man überlegt sich leicht, dass es nicht notwendigerweise der Fall sein muss, dass jede A-Sprache L vom Typ N stets *beide* Möglichkeiten der konjunktiven Koordination bereitstellen muss: in einer solchen A-Sprache L_1 , die nicht über das für Satzrelationierungen einschlägige grammatische Potential verfügt, kann es sich so verhalten, dass die konjunktive Koordination grundsätzlich kommutativ ist; in einer entsprechenden A-Sprache L_2 , in der ein semantisch unabhängiges Vorkommen zweier konjunktiv miteinander koordinierter Sätze nicht möglich ist, kann es sich so verhalten, dass die konjunktive Koordination grundsätzlich nicht-kommutativ ist. Dies legt es nahe anzunehmen, dass die UG einen Parameter umfasst, der beide Strukturierungen ermöglicht. Dieser Parameter kann in einer ersten Näherung wie folgt charakterisiert werden:

(P-2) Wenn α eine Struktur einer A-Sprache L vom Typ N ist, die eine konjunktive Koordination instanziiert, und wenn Ξ eine Menge semantischer Relationen ist, die modulo L bestehen, dann gilt für $\alpha = {}_s(sp \text{ **und** } sq)$:

- (1) α ist R-koordiniert, falls $\exists \rho \in \Xi: \rho(p, q)$.
- (2) α ist L-koordiniert, falls $\neg \exists \rho \in \Xi: \rho(p, q)$.

BEMERKUNG 1. Mit (P-2) ist spezifiziert, welche *semantischen* Möglichkeiten der Strukturierung der konjunktiven Koordination es in A-Sprachen vom Typ N gibt, und unter welchen Bedingungen welche Strukturierungsmöglichkeit realisiert wird. Da es genau zwei solche Möglichkeiten gibt, ist **und** in einer A-Sprache L vom Typ N, in der beide Strukturierungsmöglichkeiten realisiert sind, doppeldeutig – **und** denotiert die R-Koordination und die L-Koordination. Welche dieser Denotationen in eine konjunktive Koordination involviert ist, hängt davon ab, wie die konjunktiv koordinierten Sätze sich zueinander verhalten. **und** (und jede Entsprechung von **und** in anderen Sprachen) ist nur in den A-Sprachen vom Typ N denotativ eindeutig, in denen entweder (1) oder (2) realisiert ist.

BEMERKUNG 2. Was für die konjunktive Koordination gilt, gilt in Entsprechung auch für die **wenn-dann**-Verknüpfung (beziehungsweise deren Entsprechung in anderen Sprachen), die sowohl die Implikation als auch das Konditional denotieren kann, wobei letzteres relational ist, erstere dagegen nicht-relational ist. Es erübrigt sich, diese Entsprechung hier näher auszuführen. – Es erübrigt sich hier erst recht zu klären, wie sich die Satzverknüpfungen in den A-Sprachen vom Typ N zu den Junktoren der Logik verhalten. – Deutlich aber dürfte folgendes geworden sein: mit der Angabe von (P-2) ist ein erster Schritt auf dem Weg getan, der zum Aufbau einer parametrisierten Semantik zu führen vermag. Der Hinweis auf die Entsprechungen, die zwischen **und**-Verknüpfungen und **wenn-dann**-

Verknüpfungen bestehen, zeigt wohl hinlänglich an, dass dieser Weg mit jeder Aussicht auf Erfolg beschritten werden kann.

BEMERKUNG 3. Es dürfte offensichtlich sein, dass R-Koordination und L-Koordination *alternative* Arten der konjunktiven Koordination sind: irgendzwei Sätze sind entweder konjunktiv R-koordiniert oder konjunktiv L-koordiniert. Insofern ist (P-2) ein Alternationsparameter; er eröffnet alternative Möglichkeiten der Strukturierung der konjunktiven Koordination.

Es liegt auf der Hand, dass die konjunktive L-Koordination und die konjunktive R-Koordination semantisch voneinander verschieden sind. Diese ihre Verschiedenheit ist nicht-arbiträr; sie ist offenkundig systematischer Art. Was genau die Verschiedenheit von konjunktiver L-Koordination und konjunktiver R-Koordination ausmacht, ist den beiden nachfolgend angegebenen beiden Prinzipien der Interpretation der konjunktiven Koordination unmittelbar zu entnehmen:

(I-1) Wenn α eine Struktur einer A-Sprache L vom Typ N ist, die eine konjunktive L-Koordination instanziiert, dann gilt $\|p \text{ und } q\| = 1$ falls

- (1) $\|p\| = 1$,
- (2) $\|q\| = 1$, mit
- (3) $\|p \text{ und } q\| \equiv \|q \text{ und } p\|$.

BEMERKUNG. Natürlich ließe sich (I-1) präziser fassen, indem der dann-Teil relativ zu einem Modell, einer möglichen Welt, einem Zeitpunkt und einer Variablenbelegung oder aber intensional formuliert wird. Aber Präzisierungen dieser Art (sie sind unschwer möglich) sind in diesem Zusammenhang nicht erforderlich. Mit Klausel (3) ist in (I-1) festgestellt, dass die konjunktive L-Koordination kommutativ ist, und nur dies ist es, was hier zählt.

(I-2) Wenn α eine Struktur einer A-Sprache L vom Typ N ist, die eine konjunktive R-Koordination instanziiert, dann gilt $\|p \text{ und } q\| = \{ \langle g, h \rangle = \exists k \text{ derart, dass}$

- (1) $\langle g, k \rangle \in \|p\|$
- (2) $\langle k, h \rangle \in \|q\| \}$.

BEMERKUNG. Mit (I-2) ist die konjunktive R-Koordination als Relationenkomposition erklärt. Damit ist der Ansatz von Groenendijk/ Stokhof (1991) adaptiert – allerdings nicht im Hinblick auf die konjunktive Koordination insgesamt, sondern nur für den speziellen Fall der konjunktiven R-Koordination. Diese Adaptation steht nicht unter DRT-Prämissen; insofern erzwingt sie nicht den Rekurs auf einen Existenzquantor, der über seinen syntaktischen Bereich hinaus bindet. Man überlegt leicht, dass (I-2) diverser Verfeinerungen fähig ist; beispielsweise ist es ohne weiteres möglich, (I-2) so zu spezifizieren, dass Sätze, die sozusagen bidirektional miteinander relationiert sind, erfasst werden können. Es besteht kein Anlass, diese Spezifizierungen hier vorzunehmen. Wohl aber besteht Anlass dazu, darauf hinzuweisen, dass weder (I-2) noch (I-1) einen Grund dazu abgeben, das Prinzip der Kompositionalität in Zweifel zu ziehen. Mit anderen Worten: (I-1) und (I-2) sind mit dem Unterprinzip (3) in (P-1) konsistent.

Unter Voraussetzung der Korrektheit der Zwischenresultante, die in § 2 gezogen wurde, wird man sagen dürfen, dass mit (P-1) und (P-2), (I-1) und (I-2) die Grundelemente einer Theorie der konjunktiven Koordination gegeben sind. Natürlich muss der umrissene Ansatz noch erweitert werden, und zwar derart, dass nicht nur die konjunktive Koordination von – vollständigen – Deklarativsätzen erfasst werden kann: erfasst werden muss auch, wie im Rahmen der konjunktiven Koordination Ellipsenbildung möglich wird; es muss erfasst werden, wie die konjunktive Koordination arbeitet, wenn Nicht-Deklarativsätze in sie involviert werden, und schließlich und vor allem muss spezifiziert werden, was (P-1) und (P-2), (I-1) und (I-2) für die Erklärung der phrasalen konjunktiven Koordination austragen. Bevor jedoch die Möglichkeiten einer einschlägigen Erweiterung des Ansatzes ausgelotet werden, muss jedoch noch eine gewisse Fundierungsarbeit geleistet werden. – Der Rekurs auf die Strukturierungsmöglichkeiten, die ein UG-Parameter eröffnet,

bleibt auf eine gravierende Art unvollständig und damit explanativ weitgehend unproduktiv, wenn nicht auch spezifiziert ist, unter welchen Bedingungen dieser Parameter wie belegt wird. Entsprechend ist noch zu klären, welchen Bedingungen die Belegung des in (P-2) angegebenen Parameters unterliegt. Es ist diese Klärung, die die Tatbestände der Sprachdynamik ins Blickfeld rückt – sie lässt die *diachrone Struktur* der konjunktiven Koordination erkennen.

EINLEITUNG ODER EINFÜHRUNGEN IN DIE PHILOSOPHIE

Herr F und Herr C und Herr H

Lustige Person: Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
 Lasst Phantasie mit allen ihren Chören
 Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
 Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören!
 [...]

In bunten Bildern wenig Klarheit,
 Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
 So wird der beste Trank gebraucht.
 Der alle Welt erquickt und auferbaut.
 Johann Wolfgang Goethe. Faust. Der Tragödie erster Teil.
 Vorspiel auf dem Theater.

Von jemanden – von Herrn H., um ihm einen Namen zu geben –, der das Prinzip der Widerspruchsfreiheit gerade nicht für ein konstitutives oder auch nur regulatives Prinzip der wissenschaftlichen Forschung überhaupt, sondern für ein absurdes und für die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Forschung geradezu schädliches Vorurteil hält wird man nicht erwarten können oder dürfen, dass er sich bei seinen Argumentationen an dieses von ihm für schädlich erachtete Prinzip hält. Herr H. wird das Prinzip der Widerspruchsfreiheit vielmehr souverän missachten. Auch von der Begründung, die Herr H. für seine Ablehnung dieses Prinzips liefert, wird man nicht erwarten können und dürfen, dass sie auf Widerspruchsfreiheit hin angelegt ist; er wird, sofern diese seine Begründung widerspruchsvoll ist, diese ihre Widersprüchlichkeit hinnehmen. Vielleicht wird Herr H. sogar ausführen, dass es gerade die Widersprüchlichkeiten, die seine Begründung aufweist, sind, die die Signifikanz seiner Ablehnung des Prinzips der Widerspruchsfreiheit deutlich machen und ihr eigentlich produktives, die wissenschaftliche Forschung beförderndes Element sind.

Von jemand anderen aber – von Herrn C., um auch ihm einen Namen zu geben –, der das Prinzip der Widerspruchsfreiheit sehr wohl für ein nicht nur regulatives, sondern sogar für ein konstitutives Prinzip der wissenschaftlichen Forschung hält, wird man nicht erwarten und dürfen, dass er den Ausführungen von Herrn H. irgendein Gewicht beimisst. Er kann in den Auslassungen von Herrn F. nur Unsinn sehen. Und Herr H. wird nicht umhin können, in der Beurteilung, die Herr C. seinen Ausführungen beimisst, nur den Ausdruck des Umstandes sehen, dass Herr C. schlicht und einfach an seinen Vorurteilen festhält – Herr H. wird Herrn C. vorwerfen, dass er – Herr C. – sozusagen epistemisch verstockt ist und es offenbar zu bleiben gedenkt. Herr C. aber wird in der Beurteilung, mit der Herr H. auf seine Beurteilung der Ausführungen von Herrn F. reagiert, nur den Ausdruck eben des Unsinn sehen, den er in seiner Beurteilung der Ausführungen von Herrn H. bereits moniert hatte. Und so weiter, und so fort, bis Herr H. und Herr C. gestorben sind; es sei denn, Herr H. und Herr C. entschließen sich, den offenbar unentscheidbaren und deshalb zwangsläufig unproduktiven Disput einzustellen, sodass jeder von ihnen unter seinen Prämissen wieder seiner (wissenschaftlichen oder philosophischen) Arbeit nachgehen kann.

Warum ist der Disput zwischen Herrn H. und Herrn C. unentscheidbar und deshalb zwangsläufig unproduktiv? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach: Die Alternative, die zur Entscheidung ansteht – für oder gegen das Prinzip der Widerspruchsfreiheit –, ist offenbar erschöpfend. Ihre Entscheidung, unter den Prämissen von Herrn H. – den H-Prämissen, kurz gesagt –, ist für Herrn C. unakzeptabel, und ihre Entscheidung, unter den Prämissen von Herrn C. – den C-Prämissen –, ist für Herrn H. unakzeptabel. Und andere Prämissen als die C-Prämissen und die H-Prämissen, die zur Entscheidung der Alternative herangezogen werden könnten, gibt es nicht. Das heißt, es gibt keine Position dieses oder jenseits dieser Prämissen, die zur Entscheidung der Alternative herangezogen werden könnte; es gibt keine von C-Prämissen und den F-Prämissen unabhängige Position, die eine dritte Person – etwa, um auch ihr einen Namen zu geben, Herr F. – einnehmen könnte, um die Alternative unabhängig von dem Prämissenkonflikt zwischen den Herren

C. und H. zur Entscheidung zu bringen. So bleibt es bei dem ewig unproduktiven Disput oder bei der ewigen Kommunikationslosigkeit.

„Aber wie so eigentlich?“ könnte Herr F. hier einwenden. „Natürlich gibt es eine dritte, von den C-Prämissen und den H-Prämissen unabhängige Position. Diese Prämissen widersprechen einander, in der Tat, aber gerade darin wird deutlich, dass Herr H. und Herr C. in einer wesentlichen Hinsicht übereinstimmen. Herrn H. und Herr C. sind nämlich beide epistemische Fundamentalisten. Der eine behauptet nämlich, dass das Prinzip der Widerspruchsfreiheit grundsätzlich nicht gilt, und der andere behauptet genauso grundsätzlich, dass das Prinzip der Widerspruchsfreiheit gilt. In der Grundsätzlichkeit dieser Behauptungen kommt der epistemische Fundamentalismus der Herren H. und C. zum Ausdruck, und dieser ihr Fundamentalismus und nicht der Umstand, dass die H-Prämissen und die C-Prämissen einander widersprechen, macht die Problematik der beiden Behauptungen aus. Gibt man diesen Fundamentalismus nämlich auf, löst sich der Prämissenkonflikt in nichts auf. Dann wird nämlich deutlich, dass sowohl Herr H. als auch Herr C. im Recht sind. Aber eben nicht grundsätzlich. Einmal hat Herr H. Recht; ein anderes Mal Herr C. – in einigen Fällen gilt das Prinzip der Widerspruchsfreiheit, in anderen Situationen gilt es nicht.“

Hier wird man zumindest dieses einräumen müssen: die Position, die Herr F. einnimmt, ist in der Tat eine dritte Position. Es ist aber kaum anzunehmen, dass Herr H. oder Herr C. sich diese dritte Position zu eigen machen werden; sie werden vielmehr an dem festhalten, was Herr F. ihren epistemischen Fundamentalismus nennt. Beide können gegen Herrn F. ohne weiteres einwenden, dass das, was zur Debatte steht, die Geltung eines Prinzips – des Prinzips der Widerspruchsfreiheit – ist, und dass ein Prinzip sich zeichnet eben dadurch auszeichnet, dass es generell gilt (oder eben generell nicht gilt). Sie können hervorheben, dass das, was Herr F. als ihren Fundamentalismus bezeichnet, nicht anderes ist als ihre Einsicht in die Natur von Prinzipien, an der es Herrn F. offenbar mangle. Gemeinsam können sie gegen Herrn F. einwenden, dass das Einnehmen der dritten Position, die Herr F. glaubt entwickelt zu haben, auf nicht anderes hinausläuft als darauf zu behaupten, dass die wissenschaftliche Forschung grundsätzlich keinerlei Prinzipien unterliegt. Herr H. dürfte in Anbetracht seiner bekannten Auffassungen noch hinzufügen, dass die Behauptung von Herrn F. in der von ihr implizierten Grundsätzlichkeit um keinen Grad weniger fundamentalistisch-dogmatisch ist als die von Herrn F. monierte Behauptung, dass die wissenschaftliche Forschung grundsätzlich (oder eben grundsätzlich nicht) durch das Prinzip der Widerspruchsfreiheit bestimmt ist, und Herr C., dem man aus weislich seiner bekannten Biographie eine erhebliche Bildung attestieren muss, könnte hinzufügen, dass Herr F. mit seiner Behauptung für die wissenschaftliche Forschung ein Prinzip des Dadaismus reklamiert. In jedem Fall aber gilt, dass Herr F. offenbar genau das praktiziert, was zu praktizieren er den Herren C. und H. vorwirft: Er trägt ein Argument vor, für das er grundsätzliche Geltung beansprucht, und zwar argumentiert er grundsätzlich zugunsten einer (beispielsweise nicht von Paradigmen bestimmten, eben in der Tat dadaistischen) Kasuistik der Forschung. Herr F. argumentiert von einer nicht-kasuistischen Position aus zugunsten einer universellen Kasuistik.

Ein Disput zwischen den Herren H. und Herrn F. einerseits und Herrn C. und Herr F. andererseits ist genauso unmöglich wie ein Disput zwischen Herrn H. und Herrn C.

Es gibt – und dies ist die erste Resultante, die aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist – praktisch-epistemische Grenzen – Produktivitätsgrenzen –, die den rein logisch möglichen Disputen gesetzt sind. Man sollte deshalb – und dies ist die zweite, durch und durch triviale Resultante, die aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist – auch nicht versuchen, jenseits dieser Produktivitätsgrenzen miteinander zu disputieren, wenn von den Disputen epistemische Produktivität erwartet wird. Das ändert nichts daran, dass zwischen den Herren H., C., und F. Dispute möglich sind, und das wiederum – und dies ist die dritte, vielleicht nicht so offensichtliche Resultante, die aus diesen Betrachtungen zu ziehen ist – zeigt, dass man Dispute nicht nur in den Kategorien ihres mutmaßlichen epistemischen Ertrags bewerten sollte. Die permanente Reproduktion der ewig gleichen Positionen bringt epistemisch nicht weiter; und sie kann dazu beitragen, dass die Art epistemischer Anarchie gedeiht, die eine der Voraussetzungen einer sozialen Anomie ist. Nichtsdestoweniger kann aber kann die Positionenreproduktion dann – aber auch nur dann –, wenn sie mit Charme, Anmut und Grazie ins Werk gesetzt wird, durchaus auch bereichern, in verschiedenen, hier nicht weiter zu spezifizierenden, allerdings trivialerweise nicht-epistemischen Hinsichten (und vielleicht ist ja die Philosophie in ihren besten Teilen nichts anderes als ein Bereicherungsverfahren dieser Art.)

Epilog

Mephistopheles: So ist er nicht. Er selbst genoß, und wie!
 Indes zerfiel das Reich in Anarchie,
 Wo groß und klein sich kreuz und quer befehdeten
 Und Brüder sich vertrieben, töteten,
 Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
 Zunft gegen Adel Fehde hat;
 Der Bischof mit Kapitel und Gemeinde;
 Was sich nur ansah, waren Feinde.
 In Kirchen Mord und Totschlag, vor den Toren
 Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
 Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
 Denn leben hieß sich wehren. – Nun, das ging.
 Johann Wolfgang Goethe. Faust. Der Tragödie zweiter Teil.
 Vierter Akt. Hochgebirg

Der Disput zwischen Herrn H. und Herrn C. kann in alle Ewigkeit fortgesetzt werden; er wird epistemisch immer unproduktiv bleiben.

Denn Herr H., den man sich als einen sehr ernsthaften, mit sich ringenden Menschen vorstellen muss, sucht nach tieferen Erkenntnissen als sie der Logik verpflichtete Wissenschaften zu liefern vermögen.

Herr C. ist sehr viel bescheidener; er bescheidet sich mit den Erkenntnissen, die die Wissenschaft in dem Raum zu liefern vermag, der sich innerhalb der von der Logik gesetzten Grenzen erschließt.

Und Herr F.? Goethe eröffnet seine Faust-Tragödie, mit einem Vorspiel auf dem Theater, das von drei Personen ins Werk gesetzt wird: Dem Direktor, der sich lebenspraktisch verhält und sich um die Theaterkasse sorgt; dem um Tiefe ringenden Dichter, und der Lustigen Person. Die meisten Inszenierungen der Tragödie lassen im Gang der Handlung deutlich werden, dass in Gestalt der Lustigen Person Mephisto selbst auf der Bühne steht. Vielleicht muss man sich Herrn F. als Lustige Person vorstellen.

IN LEIBNIZ‘ MÜHLE

1.PERSON SINGULAR UND 1. PERSON PLURAL

Diese beiden Teile finden sich in Teil 3, „Diversifikation der Disziplinen“, S. 101 ff. AB.

SATZ UND TATSACHE, AKTIV UND PASSIV, WOHLGEFORMTHEIT UND WAHRHEITSFUNKTIONALITÄT

Siegfried Kanngießer

„Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ – „Das Zeichen, durch welches wir den Gedanken ausdrücken, nenne ich das Satzzeichen. Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt.“ – „Das Satzzeichen ist eine Tatsache.“

Ludwig Wittgenstein

Mit den voranstehend zitierten Feststellungen hat Wittgenstein die Begriffe „Satz“ und „Tatsache“ in die philosophische Diskussion eingeführt. Seitdem ist insbesondere der Begriff der Tatsache immer wieder Gegenstand vielfältiger Erörterungen gewesen. Das gilt für den Satzbegriff nicht in gleicher Weise. Allenfalls die von Wittgenstein behauptete Doppelnatur des Satzes – sie besteht darin, dass der Satz – das Satzzeichen – einerseits in einer projektiven Beziehung zur Welt steht, andererseits aber eine Tatsache, also eine Entität eben dieser Welt ist – schien von einem Größeren philosophischen Interesse zu sein. Davon abgesehen jedoch wurde der Satzbegriff – und, ganz entsprechend – auch der Sprachbegriff als ein wesentlich unproblematischer Begriff betrachtet. Unter einer Sprache **L** wurde und wird in der Philosophie üblicherweise das verstanden, was der Linguist Chomsky eine E-Sprache nennt (cf. Chomsky 1986). Im Sinne dieses Sprachverständnisses ist **L** einfach eine (endliche oder unendliche) Menge von wohlgeformten Ausdrücken über einem Vokabular **V**; die Elemente aus der Sternmenge **V***, die die Wohlgeformtheitsbedingung erfüllen, sind die **L**-Sätze.

„Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern.“ (L. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 18. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984 (= Werkausgabe Band 1).

STICHWORTE ZU DEN AUFGABEN DER SEMANTIK

Siegfried Kanngießer

Wie bereits ausgeführt, ist im Rahmen des (P&P)-Modells der UG keine eigenständige Ebene der semantischen Repräsentation vorgesehen. Diese Verzicht ist konsequent – einerseits. Andererseits ist es nicht unproblematisch. Im folgenden werden diese beiden Dimensionen des Verzichts kurz thematisiert. Um sie thematisieren zu können, ist es sinnvoll, knapp zu charakterisieren, was unter „Semantik“ verstanden werden kann – und dass heißt: wie der Bedeutungsbegriff expliziert werden kann.

Üblicherweise wird die semantische Forschung im Rahmen einer großen und produktiven, auf das Werk von Frege und Tarski zurückgehenden Forschung betrieben. In diese Tradition sind insbesondere Montagues bahnbrechende modelltheoretische Untersuchungen zur Semantik natürlicher Sprachen einzuordnen (cf. Montague (1970), (1973); Lewis (1972) liefert eine allgemein gefasste Skizze einer erweiterten Montague-Semantik). Für die Frege/Tarski-Tradition ist die Annahme konstitutiv, dass sprachliche Ausdrücke sich auf Dinge („Konstellationen“) der Welt (der realen, aktualen oder einer möglichen Welt) beziehen beziehungsweise auf sie referieren. Insofern ist eine Semantik, die im Rahmen der Frege/Tarski-Tradition konzipiert ist, wesentlich eine *Referenzsemantik*.²⁷ Die Referenzsemantik, die oft als *realistische* Semantik bezeichnet wird, ist somit systematisch eine *externalistische* Semantik; das heißt: in ihrem Rahmen werden die Beziehungen thematisiert die zwischen sprachlichen Ausdrücken und sprachexternen Objekten bestehen. Es dürfte unmittelbar einsehbar sein, dass für die Referenzsemantik – kurz: die R-Semantik – in einer UG, die konform mit dem (P&P)-Modell aufgebaut ist, kein systematischer Ort existiert und existieren kann: durch (4-2) – dieser Annahme zufolge ist die UG, wie bereits mehrfach herausgestellt, eine sprecher/hörer-interne Größe und als solche eben ein Modul des Gehirn/Geistes – ist die Integration der externalistischen R-Semantik in die UG ausgeschlossen.

Heißt das, dass es unmöglich ist, eine semantische Komponente in die UG zu integrieren? Durchaus nicht. Denn es gibt sehr wohl Semantik-Konzeptionen außerhalb der Frege/Tarski-Tradition, und diese außerhalb dieser Tradition stehenden Semantik-Konzeptionen sind *internalistisch*. Dass diese Semantik-Konzeptionen internalistisch sind, heißt insbesondere, dass in ihrem Rahmen nicht der Sachbezug sprachlicher Ausdrücke thematisiert wird – Begriffe wie der der Referenz, der Denotation, der Wahrheit spielen in diesen Konzeptionen also keine oder allenfalls eine marginale Rolle. Statt dessen werden in ihnen sprachintern gegebene Tatbestände behandelt – semantische Eigenschaften, die sprachliche Ausdrücke in einer nicht-referentiellen Hinsicht aufweisen, und Relationen, die zwischen sprachlichen Ausdrücken bestehen. Exemplarisch sind hier die sogenannten Sinnrelationen. Es sind dies Relationen, die zwischen etwa Prädikaten „P“ und „Q“ bestehen können oder bestehen. Exemplarisch ist hier die Relation der Hyponymie, die nachfolgend in (10) charakterisiert ist:

(10) $\langle P \rangle$ ist hyponym zu $\langle Q \rangle$:= $\langle \forall x. Px \supset Qx \rangle$

Die Hyponymiebeziehung besteht etwa zwischen den Prädikaten „Zaunkönig“ und „Vogel“ – jeder Zaunkönig ist auch ein Vogel, aber nicht umgekehrt. Der Hyponymierelation vergleichbar sind polare Relationen wie die der Komplementarität und der Antonymie, die zwischen Prädikatpaaren $\langle \langle \text{männlich} \rangle, \langle \text{weiblich} \rangle \rangle$, $\langle \langle \text{groß} \rangle, \langle \text{klein} \rangle \rangle$, respektive, bestehen. Die Relation der Heteronymie ist eine gewissermaßen verallgemeinerte Antynomierelation, die zwischen Antinomien-n-Tupeln

²⁷ „Modelltheoretische Semantik ist eine Variante der *Referenzsemantik*, nach der sich zumindest wesentliche Aspekte der sprachlichen Bedeutung auf den *Sachbezug* zurückführen lassen: die Bedeutung eines (eindeutigen) Ausdrucks ist ein in aller Regel abstrakter Gegenstand, der – im Zusammenspiel mit anderen (z.B. kontextuellen) Faktoren – den Sachbezug festlegt. In der Praxis ist Referenzsemantik immer auch *Wahrheitsbedingungen-Semantik*, d.h. Aussagesätze beziehen sich nach ihr auf Wahrheitswerte. In der Praxis ist Referenzsemantik meistens auch *kompositionell*, d.h. die Bedeutungen komplexer Ausdrücke werden funktional auf die Bedeutungen ihrer unmittelbaren Bestandteile zurückgeführt. Und in der Praxis ist Referenzsemantik oft auch *Mögliche-Welten-Semantik*, d.h. abstrakte Bedeutungen werden nach mengentheoretischen Prinzipien aus möglichen Tatsachenkonstellationen konstruiert.“ (Zimmermann (1995: 237)) Damit ist das Spektrum der Referenzsemantik knapp, aber ziemlich umfassend charakterisiert.

besteht, für die das Feld der Farbprädikate exemplarisch ist. In einer vergleichbaren Art lassen sich sprachliche Ausdrücke durch Attribute kennzeichnen, die ihre relationalen Eigenschaften spezifizieren, wie die in (11) angegebene Liste vor Augen stellt:

(11) Symmetrie („ähnlich“, „gleich“); Nichtsymmetrie („lieben“); Asymmetrisch („Vater von“); Transitivität („gleich“); Nichttransitivität („Bruder von“, „sehen“); Intransitivität („Vater von“); Reflexivität („gleich“); Nichtreflexivität („umbringen“); Irreflexivität („Vater von“); Transitivität („gleich“); Nichttransitivität („Bruder von“, „sehen“); Intransitivität („Vater von“); Reflexivität („gleich“); Nichtreflexivität („umbringen“); Irreflexivität („Vater von“)

Attributierungen dieser Art besagen offenkundig nichts über die Dinge dieser Welt, sondern sie charakterisieren das grammatisch-logische Verhalten von sprachlichen Ausdrücken.²⁸ Überhaupt besagen (10) und (11) nur etwas über das Verhalten von sprachlichen Ausdrücken; (10) und (11) enthalten somit kein referenzsemantisches Potential. Entsprechendes gilt für die aus der linguistischen Tradition wohlbekanntes Proportionalgleichungen, die keinen extensionalen Gehalt haben, sondern Entsprechungen im semantischen Verhalten von Wörtern beziehungsweise Wortgruppen charakterisieren, wie die Proportionalgleichung in (12) verdeutlicht:

(12) man:woman: child::bull:cow:calf

Eine Semantik, in deren Rahmen Tatbestände wie die in (10) – (12) angeführten – thematisiert werden, nimmt nur auf sprachinterne Tatbestände Bezug; sie ist daher internalistisch, in jedem vernünftigen Sinne des Wortes. Sie ist insbesondere in eben dem Sinn internalistisch, in dem LF-Elemente internalistisch sind. LF-Elemente sind wesentlich konfiguratativ, wie (13) verdeutlicht:

(13) [_{CP} [_{NP_i} [α]] [_{CP} [... NP_i ...]]]

Dieses LF-Element ist im Sinne der Konstellation zu deuten, die in (14) angegeben ist:

(14) α (λx_i [... x_i ...])

Der Leerstelle NP_i entspricht also semantisch eine gebundene Variable. Diese Entsprechung ist Teil der (konfigurativen) LF-Kenntnis der Sprecher/Hörer, und diese Kenntnis ist, ganz im Sinne von (4-2), internalistisch. Auch dies verdeutlicht, dass eine nicht-referentielle Semantik möglich ist – und (10) – (14) verdeutlichen, wie eine solche Semantik möglich wird.²⁹

John Lyons war wohl der erste, der – durchaus gegen einen dominanten modelltheoretischen Trend – die Behauptung vertreten hat, dass – aus genuin linguistischen Gründen heraus – eine im skizzierten Sinne internalistische Semantik den *Vorrang* vor einer wie auch immer gearteten Referenzsemantik hat (cf. Lyons (1968), besonders Kap. 10). Entsprechend legt Lyons großen Wert darauf, bei seinen Ausführungen zur Charakterisierung der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke jegliches referenzsemantische Vokabular zu vermeiden.³⁰ Die Überlegungen zur Semantik, die Chomsky (2000) vorlegt, lesen sich in Teilen wie ein Echo der Lyonschen Prioritätsbehauptung. Chomskys Argumentation besagt – kurz zusammengefasst –, dass eine Semantik sinnvollerweise nur als internalistische Semantik, kurz: als I-Semantik aufgebaut werden kann. Eine solche mit der Annahme

²⁸ In einem ganz anderen Zusammenhang als dem hier angesprochenen wird in Kap. 2 der Versuch systematischen Aufbaus einer Theorie von (syntaktischen und semantischen) Attributierungen unternommen. Kap. 3 informiert dann genauer darüber, wie die Attributierungen in (11) im Lichte dieser Theorie zu verstehen sind.

²⁹ Sie verdeutlichen dabei auch, dass es durchaus möglich ist, Methoden und Techniken, die in der Referenzsemantik verwendet werden und zum erheblichen Teil in ihrem Rahmen entwickelt wurden, auch im Rahmen internalistischen Ansatzes zu verwenden, ohne dessen Prämissen preisgeben zu müssen.

³⁰ Insofern kommt es einer Abkehr von seiner 1968 umrissenen Position gleich, dass Lyons (1977) – in einem zweibändigen, ausschließlich semantischen Problemen gewidmeten Werk – den Begriff der Denotation – und damit den Referenzbegriff – wieder verwendet. Die Gründe dafür dürften aber weniger in der Sache liegen, sondern eher eine Konzession sein, zu der sich Lyons auf Grund der überwältigenden Erfolge namentlich der modelltheoretischen Semantik verstanden hat.

(4-2) konforme I-Semantik umfasst ein endliches, universelles Vokabular und eine endliche Menge von universellen Formationsbedingungen, die festlegen, welche der Ausdrücke, die über dem Vokabular gebildet werden können, wohlgeformte Ausdrücke sind. Die Frage, wie diese Konzeption systematisiert werden kann, lässt Chomsky weitgehend offen, aber möglicherweise verdeutlichen die Exemplifizierungen in (10) – (14) zumindest in erster, vielleicht aber auch nur in nullter Näherung, wie eine Systematisierung der I-Semantik ins Werk gesetzt werden kann. Im übrigen ist eine I-Semantik – auch dies darf nicht unerwähnt bleiben – für Chomsky eine durch und durch *syntaktische* Unternehmung.³¹ Für dieses Verständnis von Semantik ist natürlich der Tatbestand konstitutiv, dass im Rahmen einer I-Semantik keine Aussagen über die Beziehungen zwischen Sprache und Welt abgeleitet werden können; eben dies macht die Internalität einer solchen Semantik und damit ihre Konformität mit (4-2) aus. Allgemeiner gesagt: Chomsky identifiziert die Begriffe „intern“ und „syntaktisch“ miteinander, und in Konsequenz dieser Identifizierung ergibt sich zwangsläufig die Syntaktizität der I-Semantik – die I-Semantik hat also, jedenfalls in *dieser* Hinsicht, keinen anderen Status als etwa die Theta-Theorie oder irgendein anderes Modul der UG. Mit anderen Worten: durch die Inkorporation einer I-Semantik in die UG würde die Uniformität der UG in keiner Weise beeinträchtigt.

Die These, dass eine Semantik für natürliche Sprachen sinnvollerweise nur als I-Semantik konzipiert werden kann, entwickelt Chomsky im Zuge einer radikalen Kritik der Referenzsemantik. Diese Kritik der R-Semantik steht hier nicht zur Debatte.³² Wichtiger als diese Kritik ist hier folgendes: aus der Feststellung, dass die I-Semantik in die UG inkorporiert werden kann, ohne dass diese Inkorporation die Uniformität der UG in irgendeiner Hinsicht Schaden nimmt, folgt natürlich nicht, dass es zwingend geboten oder auch nur sinnvoll ist, diese Inkorporationsmöglichkeit zu nutzen. Die Frage, wie die I-Semantik in der I-Kompetenz zu verorten ist, ist durchaus noch offen; mehr noch: es ist durchaus offen, ob die I-Semantik überhaupt als Element der I-Kompetenz zu begreifen ist.

Möglicherweise eröffnet eine eine neuerliche Betrachtung von (10) – (14) eine Perspektive, innerhalb sich eine erste, provisorische Antwort auf diese noch offene Frage nahe legen könnte. Offenbar haben die LF-relativen und somit vermöge der Ebenenarchitektur syntaktischen Charakterisierungen in (13) und (14) einen anderen Status als die Charakterisierungen in (10) – (12). Diese Charakterisierungen lassen sich, im Gegensatz zu den LF-syntaktischen Spezifizierungen, als *Bedingungen für den Gebrauch sprachlicher Elemente* begreifen. Diesen Tatbestand hat bereits Lyons (1968) herausgestellt und zugleich betont, dass Charakterisierungen wie die in (10) – (13) angegebenen eine Möglichkeit zur Systematisierung dessen eröffnen könnten, was seit Wittgensteins Spätphilosophie, der in den *Philosophischen Untersuchungen* entwickelten Philosophie der Sprachspiele, als *Gebrauchstheorie* der Bedeutung bekannt ist. Diese Theorie ist – auch die Hinweise in (10) – (13) ändern daran selbstverständlich nichts – nur in einer Äußert rudimentären Form präsent, sogar in einer derart rudimentären Form, dass fast nicht zulässig ist, dieses Zentralelement der Wittgensteinschen Spätphilosophie als Theorie zu bezeichnen – ist natürlich vollkommen anders gelagert als die R-Semantik; sie ist eine Alternative zur R-Semantik, speziell zur R-Semantik in ihrer modelltheoretischen Version. Ob diese Alternative so elaboriert werden kann, dass sie an Elaboriertheit und Systemizität mit einer modelltheoretisch konzipierten Referenzsemantik ernsthaft konkurrieren kann, ist vollkommen offen. Was für die Gebrauchstheorie der Bedeutung spricht, ist –

³¹ Hermann Paul schreibt im Band III seiner *Deutschen Grammatik*: „Die Syntax ist ein Teil der Bedeutungslehre, und zwar derjenige, was schon das Wort besagt, dessen Aufgabe es ist, darzulegen, wie die einzelnen Wörter zum Zwecke der Mitteilung zusammengeordnet werden.“ (Paul (1919: 3). Paul scheint also eine zu Chomskys Auffassung konverse Auffassung zu vertreten. Aber hier trägt der Schein; die Differenz zwischen den beiden Auffassungen, die so tiefgehend zu sein scheint, ist rein terminologischer Natur. Denn was Paul Syntax nennt, ist eben das, was Chomsky I-Semantik nennen könnte, und was Chomsky I-Semantik nennt, ist eben das, was Paul Bedeutungslehre nennt – die terminologischen Differenzen dürfen nicht über die in der Sache bestehenden Übereinstimmungen hinwegtäuschen. (Dass in *dieser* Hinsicht Übereinstimmung zwischen Paul und Chomsky besteht, ändert natürlich nichts daran, dass Pauls Historismus (cf. Anm. 7) und Chomskys Universalismus und Pauls impliziter Funktionalismus („zum Zwecke der Mitteilung“) und Chomskys Anti-Funktionalismus unvereinbar miteinander sind.)

³² „Wer Wind sät“, sagt das Sprichwort, „wird Sturm ernten.“ Es kann nicht verwundern, dass Chomskys Kritik der R-Semantik diverse – teilweise heftige – Gegenkritiken, die zumeist mit einer Kritik der I-Semantik verbunden waren, herausgefordert hat. Die vermutlich weitgehenste Gegenkritik hat Putnam (1988) vorgelegt, und von ihr wird, zumindest am Rande, noch kurz die Rede sein (cf. Anm. 73).

möglicherweise – die bessere, die tiefer gehende und weiter reichende philosophische Einsicht, die ihr zugrundeliegt, und es ist möglicherweise auch der Umstand, dass sie, wie die Hinweise in (10) – (13) verdeutlichen, auf eine zwanglos-unpräventöse Art mit bestimmten linguistischen Traditionen verbunden werden kann. Nichtsdestoweniger scheint es die Gebrauchstheorie der Bedeutung zu sein, für die Chomsky (2000) optiert.³³ Diese Option hat Konsequenzen für die Beantwortung der zur

³³ Diese Option ist selbstverständlich, wie (10) – (14) wohl hinreichend deutlich gemacht haben dürften, konsistent mit dem Plädoyer für eine I-Semantik möglich. Diese Semantik aber ist es, die Putnams Unwillen erregt; ihr will er, wie er in Putnam (1988) lakonisch feststellt, den „Garaus“ machen. Und er setzt ihr seine eigene, referenzsemantische Konzeption als die seiner Ansicht nach adäquatere Konzeption entgegen. Bei dieser seiner Konzeption adaptiert Putnam *erstens* den Quineschen Bedeutungsholismus, dem er *zweitens* eine essentialistische Wendung gibt. Dass heißt, dass Elemente der internen Struktur der Dinge – genauer gesagt: die Kenntnis dieser Elemente – der Welt Bestandteil der Wortbedeutung sind. Wer das Wort „Wasser“ semantisch korrekt verwendet, muss wissen, dass „Wasser“ H₂O-Objekte denotiert; entsprechendes gilt für Wörter wie „Salz“, „Zucker“, „Kaffee“ und so weiter. Nun ist es offenkundig nicht sonderlich sinnvoll anzunehmen, dass die Sprecher/Hörer über die Kenntnis der internen Struktur der Dinge verfügen; im Gegenteil: die meisten von ihnen sind, jedenfalls in der hier angesprochenen Hinsicht, vielmehr Strukturignoranten. Dieser Tatbestand und die mit ihm offensichtlich verbundene Problematik ist Putnam natürlich nicht entgangen. Um ihr Herr werden zu können, nimmt Putnam an, dass die Sprachkenntnis wie auch die Prozesse der sprachlichen Kommunikation durch ein Prinzip strukturiert sind, das man als *Prinzip der referentiellen Arbeitsteilung* bezeichnen kann. Diesem Prinzip zufolge gibt es außer den strukturignoranten Normalfall-Sprecher/Hörern, *Referenzexperten*, die sozusagen als *semantische Orakel* zu fungieren, und als solche anfallende Referenzprobleme zu entscheiden vermögen. Mithin gilt, dass semantische Sprachkenntnis und sprachliche Kommunikation in eben dem Umfang möglich sind, in dem Referenzexperten zur Verfügung stehen, an die in allen kritischen Fällen appelliert werden kann.

Es liegt auf der Hand, dass mit Putnams Prinzip eine Vielzahl von Problemen verbunden ist. Das Problem, das sich aus dem Tatbestand ergibt, dass das Prinzip auf eine weitgehende semantische Entmündigung des Normalfall-Sprecher/Hörers hinausläuft, ist vermutlich noch das geringste dieser Probleme. Diese Probleme können – und sollen – hier nicht erörtert werden. Herauszustellen ist nur, dass Putnams Essentialismus eine radikale Alternative zu dem von Chomsky propagierten Internalismus darstellt. Die Chomskysche Annahme, dass Bedeutungen in den Köpfen der Sprecher/Hörer existierende Entitäten sind, muss für Putnam genauso abwegig sein wie für Chomsky die Putnamsche Annahme, dass die Wortbedeutung von der internen Struktur der Dinge abhängig ist. Eine weitere Erörterung dieser Alternativkonzeptionen kann, wie gesagt, hier nicht versucht werden.

Aber ein kurzer Hinweis darauf, wie Putnam seine Position begründet, ist sicher nicht unangebracht. Er begründet sie nämlich durch diverse Gedankenexperimente, von denen das Gedankenexperiment mit der Zwillingerde (ZE-Experiment) wohl das berühmteste ist. Es kann – und soll – hier nicht über die Signifikanz von Gedankenexperimenten spekuliert werden, aber man kann wohl schwerlich in Abrede stellen, dass die philosophische Literatur weitgehend von Gedankenexperimenten bestimmt ist. Um nachweisen zu können, dass die Computermodelle der menschlichen Sprachkapazität grundsätzlich unhaltbar sind, bedient sich Searle eines Gedankenexperimentes, nämlich des berühmt-berüchtigten Gedankenexperimentes mit dem Chinesischen Zimmer, kurz: des CZ-Experimentes. Dieses Gedankenexperiment beruht – wie sich leicht demonstrieren lässt – auf der impliziten, zuvor bereits besprochenen (und zurückgewiesenen) Annahme, dass Wissen, insbesondere Sprachwissen, nur als bewusstes Wissen möglich ist. Insofern ist das CZ-Experiment nicht sonderlich aufschlussreich. Computerlinguisten und KI-Forscher dürften von ihm kaum so beeindruckt sein, dass sie sich neue, andere Forschungsziele stecken. Dieser Tatbestand besagt sicher nichts gegen Putnams ZE-Experiment. Gleichwohl wird eines vielleicht deutlich: dass es sehr schwer ist, mit Gedankenexperimenten gegen empirische Argumentationen und gegen die Konstruktion von Computersystemen anzukommen. Chomsky (2000) argumentiert, sowohl in der Kontroverse mit Putnam als auch in seiner Auseinandersetzung mit Searle, strikt empirisch. Insbesondere thematisiert er die empirischen Voraussetzungen und Implikationen der philosophischen Reflexion und Argumentation. In Ansehung dieser ihrer Voraussetzungen und Implikationen verliert die philosophische Argumentation viel von ihrer Stringenz; mehr noch: sie büsst erheblich an *Einschlägigkeit* ein. In Anbetracht der Probleme, die sich im Rahmen der Linguistik und verwandter Disziplinen stellen, nehmen sich sowohl das ZE-Experiment als auch das CZ-Experiment vergleichsweise abseitig, um nicht zu sagen: absonderlich aus. Und das macht vielleicht doch deutlich, dass eine Philosophie, die wesentlich auf der Produktion von Gedankenexperimenten beruht – und gerade im Rahmen der Analytischen Philosophie welcher Variante auch immer geht es wesentlich darum, immer neue und immer raffiniertere Gedankenexperimente zu ersinnen –, immer Gefahr läuft, dieseits oder jenseits der Wissenschaften und damit rein spekulativ ins Werk gesetzt zu werden. Für die Analytische Philosophie war – wie das Werk sowohl Carnaps als auch Wittgensteins eindrucksvoll vor Augen führt – der Anspruch charakteristisch, spekulative Argumentationen vermeiden und

Erörterung anstehenden Frage. Aus ihr ergibt sich nämlich, dass die I-Semantik – zumindest insoweit, wie sie Charakterisierungen von der Art der in (10) – (13) angegebenen enthält – *nicht* in die UG zu inkorporieren ist. Sie ist kein Element der I-Kompetenz. Sie ist vielmehr dem Bereich der Sprachperformanz zuzuordnen und ist mithin ein Element der Zentraleinheit des Geist/Gehirns, der K-Einheit, die Fodor (1983) als Kognition, im allgemeinen, umfassenden Sinne dieses Begriffs bezeichnet. In diesem Sinn soll von der K-Einheit auch als von der KOGNITION die Rede sein. Dafür, die I-Semantik nicht als UG-Modul zu betrachten, spricht auch das mit der UG verbundene Schnittstellenkonzept. Denn die UG, auch eine UG im Sinne des (P&P)-Modells, ist – dieser Gesichtspunkt darf hier nicht ausgeblendet werden – auch und gerade ein Schnittstellensystem. Chomsky charakterisiert die UG unter Schnittstellenaspekten wie folgt: „The performance systems appear into two general types: articulatory-perceptual, and conceptual-intentional. If so, it is reasonable to suppose that a generated expression includes to interface levels, one providing information and instructions for the articulatory-perceptual systems, the other for the conceptual-intentional systems“. (Chomsky 2000: 28). Die PF-Komponente der UG ist die erste dieser beiden Schnittstellen; die LF-Komponente ist die andere. Letztere charakterisiert Chomsky, in einem anderen Zusammenhang, wie folgt: „[...] and the level of LF, the interface with systems of conceptual structure and language use.“ (Chomsky (1995: 131). Damit ist, implizit, zumindest auch dieses gesagt: Wer die I-Semantik im Sinne einer Gebrauchstheorie der Bedeutung deutet, kommt wohl nicht umhin, sie nicht als UG-Modul, sondern als Schnittstellenelement und mithin als Element von KOGNITION zu verorten. Dies ist konsistent möglich, obwohl die UG-internen gegebenen Lexikoneinträge semantische Merkmale enthalten, und die UG somit, da sie Lexikoneinträge umfasst, keineswegs diesseits oder jenseits der Semantik angesiedelt ist. Denn die UG-intern gegebenen Lexikoneinträge lassen sich als Vorbedingungen für die ja ebenfalls UG-interne LF-Komponente betrachten – in eben dem Sinne, in dem die syntaktischen Merkmale, die in den Lexikoneinträgen enthalten sind, als Vorbedingungen für die X-Komponente der UG zu betrachten sind.

Nichtsdestoweniger: es ist – wie die voranstehenden Betrachter wohl hinreichend verdeutlicht haben dürften – durchaus nicht klar, wie im Rahmen des (P&P)-Modells der UG eine systematische Charakterisierung der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke möglich werden kann. Vielleicht ist jedoch auch klar geworden, dass dies nicht unbedingt ein Nachteil sein muss. Es ist nämlich dann kein Nachteil, wenn konklusiv demonstriert werden kann, dass eine Semantik für eine I-Sprache L nicht so konzipiert und fundiert werden kann und muss, wie eine R-Semantik und zwar insbesondere eine modelltheoretische R-Semantik für formale Sprachen konzipiert und fundiert werden kann. Wie eine solche Demonstration möglich werden könnte, soll hier nicht weiter erörtert werden – daran, dass sie erforderlich ist, um das (P&P)-Modell der UG abschließend rechtfertigen zu können, ist jedoch kaum ein Zweifel möglich. Sprachliche Ausdrücke – auch I-sprachliche Ausdrücke, insbesondere die Ausdrücke der Kategorie CP – haben eine Bedeutung. Diesem Tatbestand muss auch und gerade im Rahmen des (P&P)-Modells der UG Rechnung getragen werden. Wie tragfähig das Modell ist – wie weit es reicht und wie tief es geht –, wird sich nicht zuletzt daran erweisen, ob es die Möglichkeit eröffnet, semantische Tatbestände – auf welche Art auch immer – konsistent zu repräsentieren.

Mit diesem Befund kann die hier intendierte Darstellung des (P&P)-Modells der UG in allen wesentlichen Hinsichten als abgeschlossen betrachtet werden. Eine UG, die in einem mit dem Modell konformen Format aufgebaut ist, ist – wie man zusammenfassend sagen kann – ein endliches, genetisch fundierte System von Prinzipien und Parametern, das über eine unendliche Kapazität verfügt, modular organisiert ist und mehrere Repräsentationsebenen voneinander unterscheidet; ferner ist eine solche UG individuenspezifisch, internalistisch und intensional konzipiert

THESEN ZUR PERSPEKTIVE DER LINGUISTIK

Siegfried Kanngießer

1. ORIENTIERUNGEN ZUR LINGUISTIK

THESE 1.1. Die primäre Aufgabe der Linguistik ist die Erklärung und Beschreibung ihres Objektbereiches. Der Objektbereich der linguistischen Forschung ist durch die Konzeption gegeben, innerhalb derer die Linguistik betrieben wird.

THESE 1.2. Eine Linguistik, die wohl verstanden und methodologisch und epistemisch aufgeklärt ins Werk gesetzt wird, muss als Sprachwissenschaft und als Sprecher/Hörer-Wissenschaft ins Werk gesetzt werden: Linguistik = (Sprachwissenschaft + Sprecher/Hörer-Wissenschaft).

THESE 1.3. Zentral für die Linguistik ist die Erklärung und Beschreibung der Sprachdynamik. Denn dieses Problem ist es, für das auch innerhalb der avanciertesten Konzeptionen der Linguistik keine hinreichend konklusive Lösung existiert; insofern stellt es eine besondere Herausforderung für die theoretische und empirische Arbeit. Und nur dann, wenn diese Herausforderung bestanden wird, besteht eine substantielle Aussicht darauf, dass eine reiche Klasse von gewichtigen Problemen, die sich zwar nicht auf das Problem der Sprachdynamik reduzieren lassen, sich aber doch in Abhängigkeit von ihm stellen, einer signifikanten Lösung zugeführt werden kann.

2. GEWICHTUNGEN DER PROBLEME

DAS GLEICHNIS

Wie wenn da einer, und er hielte
ein frühgereiftes Kind, das schielte,
hoch in den Himmel und er bäte:
„Du hörst jetzt auf den Namen Käthe!“ -
Wär' dieser nicht dem Elch vergleichbar,
der tief im Sumpf und unerreichbar
nach Wurzeln, Halmen, Stauden sucht
und dabei stumm den Tag verflucht,
an dem er dieser Erde Licht ...
Nein? Nicht vergleichbar? Na, dann nicht!

ROBERT GERNHARDT

I

THESE 2.1. Linguistische Probleme stellen sich im Rahmen von Linguistik-Konzeptionen und haben in ihnen ihren systematischen Ort und damit, relativ zu diesem, ihr Gewicht.

KOROLLAR 1. Problem X kann in K1 hochgradig gewichtig und in K2 nahezu marginal sein.

BEISPIEL. Wenn das Problem der Sprachdynamik und das Problem der aus der Sprachdynamik resultierenden Sprachveränderung unter den Prämissen des (P&P)-Modells der UG gestellt werden, dann ist dieses Problem hochgradig gewichtig und zweifellos weitaus gewichtiger als das Problem der Sprachverschiedenheit. Im Rahmen von Linguistik-Konzeptionen, die das (P&P)-Modell der UG nicht

beinhalten, kann das Problem der Sprachdynamik – wie auch das Problem der Sprachverschiedenheit – vollkommen anders gewichtet sein.

KOROLLAR 2. Der Versuch, Probleme konzeptionsunabhängig – also konzeptionslos – zu stellen, schließt eine Gewichtung der Probleme aus.

II

3. VERSUCH

Herr Schlegel kam – aus welchem Grund
auch immer – einst nach Öresund,
fand dort sehr schnell ein Bierlokal
und sprach zu sich: „Na schau’n wir mal,
ob unser alter Freund Novalis
nicht ebenfalls in diesem Saal is’!“
Und richtig! Denn wer stand am Tresen?
Na, das ist ein Hallo gewesen!
War das ein Jubeln, das ein Winken,
ein Schwatzen, Scherzen, Juchzen, Trinken -
sogar die kühlen Dänen staunten
beim Anblick dieser Gutgelaunten.

ROBERT GERNHARDT

THESE 2.2. Das Gewicht der Probleme zu diskutieren heißt, die Signifikanz von Linguistik-Konzeptionen zu diskutieren.

Die Möglichkeit einer solchen Diskussion ist nur dann gegeben, wenn es einen Ort außerhalb der Konzeptionen gibt, an dem sie geführt werden kann.

Dieser Ort ist durch die Methodologie gegeben.

VERMUTUNG. Es ist anzunehmen, dass Schlegel und Novalis in Öresund über das Gewicht der Probleme unterhalten haben. Denn der Ort, an dem sie ihre Unterredung geführt haben, ist exakt der Ort, an dem das Gewicht der Probleme vorzugsweise zur Debatte gestellt wird.

III

Obwohl K1 und K2 explanativ und deskriptiv vollkommen verschieden voneinander sind, können K1 und K2 methodologisch betrachtet gleich signifikant sein.

BEISPIEL. (P&P)-Theorie der Grammatizität \equiv I Optimalitätstheorie der Grammatizität & (P&P)-Theorie der Grammatizität \neq M Optimalitätstheorie der Grammatizität.

ZUSATZ 1. K1 und K2 können methodologisch nur dann entschieden werden, wenn K1 und/oder K2 methodologisch fehlkonzipiert sind.

BEISPIEL. Kriterium des deskriptiven und explanativen Gehalts.

Ist $[\beta \dots \delta \dots]$ eine Domäne für δ , so ist auch $[\beta' \dots V \dots [\beta \dots \delta \dots] \dots]$ eine Domäne für δ , falls einer der drei folgenden Fälle gegeben ist:

1. COMP von β enthält *dass* und V ist ein Brückenverb vom Typ I,
2. δ ist in COMP und der Kopf von COMP ist V,
3. δ ist ein *Wh*-Element und V ist ein Brückenverb vom Typ II.

Kongo (Kordofanian, Niger-Kordofanian)

- a. k- áfi ki jòori
- b. PL-be. at LOC-house
- c. They are in the house

ZUSATZ 2. Der Versuch, methodologische Prinzipien in Frage zu stellen und ein Prinzip P etwa durch ein Prinzip P' zu ersetzen, das die Signifikanz einer nicht-signifikanten Konzeption rettet, ist Ausdruck der Entwicklung von Privatmethodologien und damit Ausdruck

- a. eines wissenschaftstheoretischen Dilettantismus
- b. eines schnöden Immunisierungsverhaltens, und ist vor allem
- c. nervig, unproduktiv und unendlich albern.

ZUSATZ 3. Privatmethodologien sind immer noch besser als das dumpfe und träge Festhalten an irgendwelchen wissenschaftlichen Traditionen.

IV

Der Versuch, K1 und K2 in einer nicht-methodologischen Perspektive von außen zu betrachten und inhaltlich zu entscheiden, ist sinnlos.

BEISPIEL. Die Frage, ob die L-Kompetenz angeboren ist oder nicht, lässt sich nicht von außen entscheiden. Ihre inhaltliche Erörterung von außen ist insofern sinnlos.

ZUSATZ 1. Die Erörterung der Angeborensfrage setzt die Bezugnahme auf ERP-Befunde und PET-Befunde voraus. Diese Befunde sprechen dafür, dass die Frage positiv zu beantworten ist.

ZUSATZ 2. Eine Linguistik-Konzeption, die so angelegt ist, dass ERP-Befunde PET-Befunde als linguistisch irrelevant ignoriert werden können, ist selbst ignorant und unsolide.

ZUSATZ 3. Gegenhypothesen zur Angeborensfrage sind genau so beweispflichtig wie diese. Dies gilt auch für die Hypothese, dass die L-Struktur und der Erwerb der L-Kenntnis sozial bedingt sei.

ZUSATZ 4. Niemand hat die soziale Bedingtheit des Infinitivs oder gar des Subjanzprinzips auch nur näherungsweise nachgewiesen.

ZUSATZ 5. Relativ zu den verfügbaren Befunden: Angeborensfrage < soziale Bedingtheitsfrage.

V

DAS BRÜLLEN

Dichter Dorlamm fängt, wie wider Willen,
eines schönen Tages an zu brüllen.

Brüllt im Freien, brüllt bei sich zuhause,
brüllt mit Inbrunst und brüllt ohne Pause.

Fragt man ihn jedoch, warum er brülle,
sagt er, dass er's Wort der Schrift erfülle,

das da laute: Nur durch stetes Brüllen
lasse sich das Wort der Schrift erfüllen.

Fragt man aber, welche Schrift das sei,
flüchtet er sich wieder ins Geschrei,

das da währt, solange das Brüllen dauert.
Fragt nicht weiter, Brüder, schweigt und trauert.

ROBERT GERNHARDT

Es gibt keinen nicht-methodologischen Ort, von dem aus sich Linguistik-Konzeptionen von außen beurteilen lassen. Der Versuch, einen solchen Ort zu fingieren, ist sinnlos. Er verstößt vielleicht zwar nicht gegen die wissenschaftliche Moral, aber doch gegen den guten epistemischen Stil.

MERKE 1. Wenn Linguisten über Linguistik reden, sollten sie nicht das Dichter-Dorlamm-Syndrom an den Tag legen.

MERKE 2. Nichtsdestoweniger tun sie es meistens.

MERKE 3. Sie sollten es dann aber – zumindest aus Gründen des Umweltschutzes – wenigstens wahrnehmen, dass sie eine Kakophonie erzeugen.

ANHANG A

A. Voraussetzung für die „Marktfähigkeit“ der Linguisten ist die Relevanz der Linguistik.

B, Die Linguistik ist in genau dem Grad relevant, in dem es einen gesellschaftlichen Bedarf an linguistischen Erklärungen und Beschreibungen gibt.

C, Ein gesellschaftlicher Bedarf an linguistischen Erklärungen und Beschreibungen fällt da an, wo
(a) durch linguistische Erklärungen und Beschreibungen Wissenssysteme innoviert werden können, die von gesellschaftlichem Interesse sind;

(b) durch linguistische Erklärungen und Beschreibungen Wissenssysteme in Systeme von Handlungswissen transformiert werden können, die von gesellschaftlichem Interesse sind.

ANHANG B

Der Versuch, von einem fingierten externen Ort aus eine Ideologiekritik bestimmter Linguistikkonzeptionen zu inszenieren, ist auf erhabene Art ganz und gar lächerlich.

NORMALISIERUNGSÄNGSTE ODER SCHALKE 04-ELEMENTE DER LITERATURINTERPRETATION

Siegfried Kanngießer

In die „Olle Use“, die eine – vielleicht sogar die einzige – Traditionskneipe der Stadt O. ist, sitzen Scriptor und Letter an einem Tisch. Scriptor, verdienter und gefürchteter Altredakteur der Neuen O.-Zeitung, trinkt Vodka und Bier; Letter, der an der Universität zu O. das extrem peinliche Fach der interstellaren Kryptographik vertritt, trinkt Bier und Vodka. Mit ihnen am Tisch sitzt Demian, dessen äußeres Erscheinungsbild seine innere Feingeistigkeit geradezu überdeutlich zum Ausdruck bringt. Demian ist wie Letter Professor im berühmten literaturwissenschaftlichen Fachbereich der Universität zu O.; er vertritt dortselbst das Fachgebiet der höheren Methodenlehre der Literaturwissenschaft. Er trinkt, wie fast immer, Rheinwein, weißen natürlich. Die drei #älteren Herren sprechen sehr angelegentlich miteinander.

Scriptor: Neulich, Letter, habe ich unseren Freund Henricus Mohrus getroffen. Wenn Philebos – du kennst ihn wahrlich gut genug – ein Erzgermanist hoch 17 ist, dann ist Henricus mindestens ein Erzgermanist hoch 13. Weißt du, was er mir gesagt hat?

Letter: Woher sollte ich? Ich bin schließlich kein Telepath. Und ich will es auch gar nicht wissen. Meine Tochter studiert zwar Germanistik, und ich finde das auch ganz in Ordnung – aber ich hoffe, dass ihr die Konfrontation mit solchen heillosen Erzgermanisten weitgehend erspart bleibt. Henricus ist persönlich zwar sehr sympathisch – aber wenn er als Germanist auftritt, zerbrechen sogar Stühle. Ich erspare dir die Details.³⁴

Scriptor: „Die Literaturwissenschaft verfolgt das eine, unerreichbare Ziel, die einzig richtige Interpretation eines Textes zu finden“. – Das hat Dein Kollege Henricus Mohrus mir gesagt. Was hältst du davon? – Erzähl mir jetzt nicht, dass Henricus mit „Literaturwissenschaft“ „h-Literaturwissenschaft“ meint – das weiß ich auch.³⁵ Und erzähl mir auch nicht, dass diese Zielsetzung inkonsistent mit dem Ansatz der K-Literaturwissenschaft ist – das weiß ich schon längst.³⁶ – Du sollst mir nur sagen, was du von Henricus’ Spezifizierung der Aufgaben der Literaturwissenschaft hältst.

Letter: Ich halte es für ziemlich unvernünftig, Zielsetzungen zu verfolgen, von denen man mit Sicherheit weiß, dass man sie nicht erreichen kann. – Du verfolgst ja auch nicht das Ziel, aus eigener Kraft um dein Haus zu fliegen. Und warum nicht? Weil du weißt, das es nicht geht! Warum sollte ausgerechnet die Literaturwissenschaft Ziele avisieren, von denen klar ist, dass sie sie nicht erreichen kann?

Scriptor: Es würde mir – von der Unmöglichkeit ganz abgesehen – auch keinerlei Spaß machen, um mein Haus zu fliegen; insbesondere dann nicht, wenn es regnet. – Aber wir wollen nicht abschweifen; wir haben ein Problem zu erörtern. In diesem Zusammenhang habe ich eine

³⁴ Letter spielt hier auf folgenden Tatbestand an: Vor langen Jahren hatte er – in Ermangelung beispielsweise musikalischer Fähigkeiten – einen Hausvortrag gehalten, zu dem Henricus Mohrus, Philebos und diverse andere seiner Kollegen geladen waren. Letter hielt diesen Vortrag in den Repräsentationsräumen seiner Wohnung, die von Frau Letter sorgsam und mit Sinn für Stil mobliert worden waren. Zu diesem Mobiliar gehörten auch antike, durchaus nicht ganz billige Stühle. In seinem Hausvortrag kritisierte Letter die Literaturwissenschaft nachhaltig, was Henricus Mohrus zunehmend erbitterte. Als Letter dann den Weg, den die Literaturwissenschaft seiner Meinung nach eigentlich zu gehen hatte, am Beispiel einer strengen syntaktischen Analyse des Satzes „Heinrich liebt Eva“ exemplarisch zu verdeutlichen suchte, hielt es Henricus Mohrus nicht mehr auf seinem Stuhl. Er sprang auf und rief mit gewaltiger Stimme: „Letter, was du sagst, ist trivial!“ Dann nahm er einen tiefen Schluck Wein und ließ sich, erschöpft von den Mühen, die seine Intervention bereitet hatte, auf seinen Stuhl fallen – einfach so, mit Wucht und ohne abzufedern. Das antike Möbel tat, was antike Möbel in solchen Situationen zu tun pflegen: es splitterte und zerbrach; folglich fand Henricus Mohrus seinen Platz sehr plötzlich auf dem Fußboden. – *Anmerkung des Protokollanten.*

³⁵ Mit dem Ausdruck „h-Literaturwissenschaft“ ist die hermeneutisch verfahrenende Literaturwissenschaft gemeint. – *Anmerkung des Protokollanten.*

³⁶ Mit dem Ausdruck „K-Literaturwissenschaft“ ist eine kognitionswissenschaftlich verfahrenende Literaturwissenschaft gemeint. – *Anmerkung des Protokollanten.*

vorgeordnete Fragestellung: wann ist eine Zielsetzung unerreichbar? Äußere dich dazu – und zwar ohne dabei unablässig rumzublödeln!

Demian: Ich weiß nicht, warum du ausgerechnet Letter mit dieser Frage beehrst. – Du weißt, dass ich Letter in gewisser Hinsicht sogar schätze. Ich will ihn nicht kritisieren- ganz im Gegenteil. Aber wir wissen doch aus langjähriger Erfahrung, dass Letter vollkommen unfähig ist, den Geist der Literaturwissenschaft und namentlich den Geist der Hermeneutik zu verstehen. Er kann gar nicht dazu in der Lage sein, den Tiefsinn, der die Bemerkung von Henricus Mohrus auszeichnet, auch nur annähernd zu erfassen. Von ihm, Scriptor, kannst du keine vernünftige Antwort auf deine Frage erwarten.

Scriptor: Deshalb werde ich dich bitten, deine Sicht der Dinge darzulegen, wenn Letter geantwortet hat.

Letter: Ich danke dir, Demian, dass du von der hohen Meinung, die du von mir hast, wieder einmal kein Hehl gemacht hast. Dennoch will ich versuchen, wenigstens durch Beispiele zu verdeutlichen, was Henricus gemeint hat oder zumindest gemeint haben könnte. Es geht ihm um das, was möglich ist, und das, was unmöglich ist. Beispielsweise ist es unmöglich, ein Quadrat zu konstruieren, das 33 Ecken hat. Es wäre mithin sehr unvernünftig, das Ziel zu verfolgen, ein Quadrat mit 33 Ecken konstruieren zu wollen. – Aber das ist eine logische Unmöglichkeit, und Henricus meint wohl nicht, dass es schon logisch unmöglich ist, zur einzig richtigen Interpretation eines Textes zu kommen – das immerhin will ich ihm zugute halten. Er meint wohl eher, dass es faktisch unmöglich ist, eine solche Interpretation zu entwickeln. Also brauchen wir ein anderes, wirklich einschlägiges Beispiel. – Du warst einmal auf Schalke; also verstehst du etwas vom Fußball.

Scriptor: Es war ausgemacht, dass du nicht herumblödelst! Trotz des Vodkas!

Demian: Wie konntest du, Scriptor, anderes erwarten? Trotz aller Wertschätzung, die ich ihm entgegenbringe – zu mehr als zu Blödeleien ist er einfach nicht in der Lage!

Letter: Ich würde, Demian, es mir nie erlauben, über Schalke zu blödeln – schon gar nicht, wenn Scriptor zugegen ist. Also bleiben wir beim Fußball. – Die zur Zeit wohl beste deutsche Mannschaft ist – Gott sei's geklagt – Bayern München. Der VfL O. ist – Scriptor, wir müssen den Fakten in die Augen sehen – eher eine der schwächeren deutschen Mannschaften. Trotzdem ist es möglich, dass der VfL selbst in München mit 5 : 0 Toren gegen Bayern gewinnt. Aber es ist ganz und gar unmöglich, dass der VfL – wo auch immer – mit 50000 : 0 Toren gegen Bayern gewinnt. Keine Fußballmannschaft kann mit 50000 Toren Unterschied ein Spiel gewinnen – die 90 Minuten, die ein Fußballspiel dauert, reichen schlicht und einfach nicht aus, um 50000 Tore schießen zu können. Kein Fußballtrainer käme deshalb auf die Idee, sein Team mit der Vorgabe aufs Feld zu schicken, 50000 Tore zu schießen; diese Zielsetzung ist unerreichbar – und so dumm kann kein Fußballtrainer der Welt sei, von seiner Mannschaft etwas zu verlangen, was sie prinzipiell nicht erreichen kann. – Vielleicht war es das, was Henricus Mohrus dir eigentlich sagen wollte: dass die h-Literaturwissenschaftler viel dümmer als die Fußballtrainer sind.

Demian: Du kannst, Letter, nicht ernsthaft erwarten, dass wir auf diesem Niveau mit dir diskutieren.

Scriptor: Es war abgemacht, dass nicht herumgeblödel wird. – Und es ist vollkommen uneinsichtig, was deine Fußballweisheiten mit Henricus' Feststellung zu tun haben, dass es unmöglich ist, die allein richtige Interpretation eines Textes beizubringen.

Letter: Die Analogie ist doch offensichtlich. Die Interpretation eines literarischen Textes hängt bekanntlich von diversen Faktoren ab – ich nenne sie, dir zu Ehren und ohne damit dem Club Abbruch tun zu wollen, zusammenfassend die Schalke 04-Elemente. Und Henricus Mohrus meint wohl, dass die Menge der Schalke 04-Elemente bei weitem zu mächtig und überdies bei weitem zu komplex strukturiert ist, um in endlicher Zeit erschöpfend analysiert werden zu können. So wie 90 Minuten für eine Fußballmannschaft nicht ausreichen, um 50000 Tore schießen zu können, so reicht die einem Interpretieren – oder auch den Generationen von Interpretieren – zur Verfügung stehende Zeit nicht aus, einen literarischen Text erschöpfend und damit richtig interpretieren zu können. Es gibt einfach zu viele Schalke 04-Elemente, um diese Aufgabe in endlicher Zeit bewältigen zu können.

Scriptor: Das scheint mir eine nicht gerade subtile Argumentation zu sein. Ganz im Gegenteil. Das Argument mit den Schalke 04-Elementen scheint mir an den Haaren herbeigezogen zu sein.

Demian: Das ist auch nicht das Argument, auf dem die These von Henricus beruht. Letter macht nichts anderes, als dieses Argument zu trivialisieren. Aber etwas anderes war ja auch nicht zu erwarten.

Letter: Ich bin, Demian, gespannt auf deine richtige Interpretation der These, mit der Henricus Scriptor offenbar erschreckt hat. – Im übrigen habe ich nicht gesagt, dass ich Henricus Mohrus zustimme. Ich habe lediglich versucht zu rekonstruieren, was Henricus gemeint hat – oder gemeint haben könnte.

Scriptor: Und warum stimmst du Henricus Mohrus nicht zu?

Letter: Für jegliche wissenschaftliche Aktivität steht nur endlich viel Zeit zur Verfügung. Und die Natur und die Gesellschaft sind wahrlich komplex strukturierte Gegenstände. Aber diese ihre Strukturierung und die Endlichkeit der zu deren Untersuchung zur Verfügung stehenden Zeit haben bisher noch keinen Physiker auf die Idee gebracht zu sagen, die eigentliche Aufgabe der Physik sei die eigentlich unlösbare Aufgabe, die einzig richtige Erklärung und Beschreibung der Natur zu liefern. Entsprechendes gilt für die Soziologen im Hinblick auf deren Untersuchung von Gesellschaften.

Demian: Du übersiehst, dass die Aufgabe, vor der ein Literaturwissenschaftler steht, eine *grundsätzlich* andere Aufgabe ist als die, vor der Physiker und Soziologen stehen!

Scriptor: Ich fürchte, Letter, dass du dir die Sache etwas zu einfach machst. So naiv, wie du es anzunehmen nahe legst, setzen weder die Physiker noch die Soziologen die uneingeschränkte Erklärbarkeit ihrer Gegenstände voraus. Etwas reflektierter sind sie da schon.

Demian: Ich danke dir, Scriptor, dass du Letter diese Naivität nicht durchgehen lässt.

Letter: Ich bitte dich, Scriptor, mich über meine Naivität aufzuklären und mir darzulegen, warum ich mir die Sache zu einfach mache.

In diesem Moment betritt Henricus Mohrus den Raum. Er sieht sich verwundert um. Dann nimmt er Letter den Vodka weg und trinkt ihn. Dann nimmt er Scriptor den Vodka weg und trinkt ihn. Dann nimmt er Demian den Kümmerling weg und trinkt ihn auch, allerdings sichtlich angewidert. Als er sieht, das alles, was zu trinken war, getrunken ist, ergreift er das Wort.

Henricus Morus: Ich habe gerade ein Gutachten über eine Habilitation geschrieben, das für eure unsägliche Diskussion interessant sein könnte. *Er zieht das Gutachten hervor und liest vor:* „Die in der Überschrift angekündigte „Methodendiskussion“ gerät etwas kurz. Das aber ist ein entschuldigbares Manko, denn was Verf. will, ist deutlich genug ausgeführt. Er will weg von der Interpretation, und damit von der Hermeneutik, die dem Interpretieren notwendig einen bedeutenden Platz gibt und den vorgetragenen Resultaten eine nicht wegnehmbare Subjektivität. Die Interpretation kann nicht beweisen; sie kann wahrscheinlich machen; Ergebnisse als plausibel vorstellen. Wie sein Mentor, Tilman W., fasst Verf. diesen Sachverhalt als Übel auf und will die Literaturwissenschaft zu einer exakten Wissenschaft machen – oder doch sich diesem Ziel annähern.“

KRITIK EINER FUNKTIONSERKLÄRUNG DER KATEGORIENDYNAMIK

Siegfried Kanngießer

Nach Meinung vieler Methodologen der Linguistik kann man die Linguisten, die sich mit den Problemen der Sprachveränderung befassen, in zwei große Gruppen einteilen: in Funktionalisten und Antifunktionalisten. Einer der Standardeinwände, den die Antifunktionalisten gegen die Funktionalisten gelten zu machen pflegen, besagt, dass die Funktionalisten über die Formulierung von mehr oder weniger wohlklingenden Forschungsprogrammen nicht hinausgekommen seien, aber in der Sache letztlich nichts zu bieten hätten: das, was das funktionalistische Programm substantiieren würde, seien signifikante Funktionserklärungen definitiv nachgewiesener Sprachveränderungen, und solange die ausstünden, bliebe das funktionalistische Programm empirisch und explanativ leer. Der funktionalistische Ansatz erschöpfe sich somit in reiner Programmatik. – Man kann darüber streiten, ob dieser Vorwurf gerechtfertigt ist – unbestreitbar dürfte jedoch sein, dass eine von Maas (1998) vorgelegte Studie zu den Problemen der Sprachveränderung als der Versuch gelesen werden kann, diesen Einwand aus der Welt zu schaffen. Die Frage ist, ob dieser intendierte oder implizierte Versuch gelungen ist.

Maas erörtert in seiner Studie Tatbestände der Dynamik grammatischer Kategorien und damit Tatbestände, die in der Tat eines der zentralen Momente der Veränderung grammatischer Strukturen und damit der Sprachdynamik ausmachen. Er substantiiert seine Erörterung im Zuge einer Untersuchung einer bestimmten Veränderung der kategorialen Struktur des marokkanischen Arabisch: Maas zeigt – oder versucht zu zeigen –, dass in bestimmten Kontexten und unter bestimmten Bedingungen die Verwendung des Namen Gottes grammatisch nicht mehr die Verwendung eines Nomens instanziiert, sondern die Verwendung einer Partikel, die im Satz ein Futur anzeigt, das als positiv bewertet wird. Um zu verdeutlichen: das Vorkommen der Wendung „Insch’Allah“ am Ende eines in bestimmter, hier nicht näher zu spezifizierenden Art strukturierten Satzes ist unter bestimmten, hier nicht näher zu spezifizierenden Kontextbedingungen nicht länger durch das Merkmal *Nominalität* bestimmt, sondern diese Wendung fungiert als ein Element der Kategorie FUT.POS., und Elemente im Skopus dieser Kategorie referieren auf einen zukünftigen Verlauf der Dinge, der als positiv begriffen wird. Entsprechend ist das Auftreten des FUT.POS.-Elementes „Insch’Allah“ am Ende eines Satzes, der alle einschlägigen Strukturierungsbedingungen und alle einschlägigen Kontextbedingungen erfüllt, aber auf eine als negativ begriffene Zukunft referiert, Maas zufolge ausgeschlossen: das Nominalitätsmerkmal von „Insch’Allah“ kann zwar in die Kategorie FUT.POS., aber niemals in eine Kategorie FUT.NEG. transformiert werden – unter der Voraussetzung, dass die religiösen Praktiken des Islam so bleiben, wie sie derzeit sind und sich nicht auf eine grundlegende Art ändern. Denn Maas erklärt die von ihm diagnostizierte Kategoriendynamik relativ zu bestimmten religiösen Vorgaben des Islams und relativ zu bestimmten, sich insbesondere aus dem Stadt/Land-Gegensatz ergebenden, in Marokko nachweisbaren gesellschaftlichen Bedingungen – er erklärt die Kategoriendynamik also relativ zu *sprachexternen Faktoren*. Insofern aber erklärt er sie funktionalistisch, in jedem vernünftigen Sinn dieses Begriffs. Man kann sicher darüber streiten, ob die Maas’sche Erklärung der angesprochenen Kategoriendynamik signifikant ist; man kann sogar darüber streiten, ob eine Kategoriendynamik der von Maas diagnostizierten Art überhaupt nachweisbar ist – aber unbestreitbar ist, dass die Maas’sche Analyse, wenn sie denn zutrifft, einer partiellen Realisierung des funktionalistischen Programms gleich kommt. Insofern ist mit dieser Analyse der Standardeinwand gegen die funktionalistische Konzeption der Erklärung des Sprachwandels zumindest partiell aus der Welt geschafft, denn mit dieser seiner Analyse – sofern sie denn zutrifft – hat Maas jedenfalls dieses gezeigt: die prinzipielle Realisierbarkeit des funktionalistischen Programms.

Der Begriff, von dem Maas bei seiner Analyse zentral Gebrauch macht, ist der Begriff der Kategorienrutschbahn. Maas entwickelt diesen Begriff in Anlehnung an den von Ross (1972) in den chaotischen, aber auch fröhlichen Zeiten der sogenannten Generativen Semantik eingeführten Begriff der Kategorienmarmelade: auf der Kategorienrutschbahn befinden sich sozusagen in Bewegung geratene Kategorien, wie sie auch im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie betrachtet werden. Als die beweglichsten Kategorien der Rutschbahn sind nach Ross die verbalen Kategorien anzusehen; die Kategorien, die sozusagen relativ rutschfest sind, und auf die die anderen Kategorien der Bahn

gerichtet „zurutschen“, sind die nominalen Kategorien. Insofern gibt es die „Endstation Hauptwort“ – so hat Ross, der nicht von einer Rutschbahn, sondern von einem Trichter spricht, durch den die Kategorien hindurch müssen, in der damals gängigen, um Originalität bemühten und vergleichsweise exzentrischen Terminologie der Generativen Semantik den Endpunkt dieses Prozesses bezeichnet. Für Ross haben die Prozesse der Kategoriendynamik also eine *Struktur* und insbesondere auch eine *Richtung*: sie beginnen in einer bestimmten Kategorienmasse, sie greifen von dort über auf eine bestimmte andere Kategorienmasse, und sie enden in einer bestimmten Kategorien. Insofern kann man die kategoriendynamischen Prozesse als Komponenten jenes generellen sprachdynamischen Prozesses betrachten, den Sapir (1921) als *drift* bezeichnet – als Teile eines Grammatikalisierungs-*drift*, also als Komponenten einer umfassenden, strukturierten und gerichteten Strömung der Sprachveränderung.

Maas adaptiert offenkundig den Ross'schen Ansatz – aber (und das ist weniger offenkundig) er weicht doch in entscheidenden Hinsichten von ihm ab. Dem Tatbestand, dass die Prozesse der Kategorienrutschbahn ihm zufolge nicht an der vermeintlichen Endstation Hauptwort enden, sondern von dieser Station aus zu einer Station Partikel weiterführen können, kommt dabei eine eher geringe Bedeutung zu – die Ross'sche Hypothese ließe sich (wie es unter Voraussetzung der Korrektheit der Maas'schen Analyse erforderlich wäre) problemlos so modifizieren, dass sie mit der Verlängerung der Rutschbahn, auf der Maas insistiert, konsistent ist. Entscheidend ist etwas anderes. Entscheidend ist, dass Maas keine der Strukturiertheitsannahmen für Rutschbahnen, die Ross implizit oder auch explizit eingeht, übernimmt. Im Gegenteil: er weist diese Strukturiertheitsbehauptungen generell zurück. Denn die Rutschbahn reflektiert nach Maas die Dynamik einer „Kategorien-Osmose“, die sich in der Veränderung von Wortbedeutungen, aber auch und gerade in der Veränderung etablierter Distributionsbeziehungen und Kookkurrenzbeschränkungen manifestiert. Diese osmotischen Sprachveränderungen – genauer wohl: die Möglichkeiten dieser Veränderungen – sind für ihn „Optionen“, die zur „Wahl“ stehen, und diese Wahl, durch die eine Sprachveränderungsmöglichkeit realisiert wird, hängt ab „von kontingenten Kriterien (...)“, die in außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs fundieren“. Dass die Wahlkriterien kontingent sind, kann nur heißen – und dies nicht nur in dem Kontext, in dem Maas seine Feststellungen geltend macht –, dass sie auch anders sein könnten, als sie sind. Mit anderen Worten: die Kontingenz der Wahlkriterien impliziert ihre Veränderlichkeit. Da die Wahlkriterien in den „außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs“ fundiert sind, implizieren Veränderungen dieser Faktoren – Veränderungen des gesellschaftlichen Verkehrs – Veränderungen der Kriterien, die die Option für mögliche Sprachveränderungen bestimmen. Insofern kann jedes Veränderungsergebnis – jedes Resultat einer Option – erneut Gegenstand einer Veränderung sein, und diese nachfolgende Veränderung ist genauso kontingent, wie die ihr vorausgehende war. Sprachveränderung ist demzufolge Veränderung in einem eigentlich unstrukturierten Möglichkeitsraum – dem Optionenraum – auf der Basis durch und durch kontingenter Auswahlkriterien, die in „außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs fundieren“. Mit anderen Worten: die Prozesse der Sprachveränderung sind letztlich arbiträre Prozesse. Insofern sind sie unstrukturiert. Dieser Tatbestand – die Einsicht in die Kontingenz der Auswahlkriterien kommt der Einsicht in die Unstrukturiertheit und die Arbitrarität der Sprachveränderung gleich – macht es natürlich vollkommen unmöglich, die Annahme einzugehen, dass es irgendwelche Gesetzmäßigkeiten für Kategorienrutschbahnen – Gesetzmäßigkeiten der Grammatikalisierung, anders gesagt, oder generell: der Sprachdynamik – geben könnte. Die Suche nach solchen Gesetzmäßigkeiten hält Maas ohnehin für ein „fundamentalistisches Bemühen“, dem keinerlei Aussicht auf Erfolg beschieden sein kann. Die Kontingenz der entscheidenden Kriterien lässt den Versuch, Universalien der Grammatikalisierung – der Kategorienrutschbahn – ausfindig zu machen, nur noch als müßig erscheinen. Die Sicht der Dinge, die Maas propagiert, lässt selbstverständlich keinen Raum für die Sapirsche *drift*-Hypothese. Mehr noch: es ist nur naheliegend anzunehmen, dass eine gegebene Kategorisierungsstruktur nur als Ergebnis eines kontingent-arbiträren kategorisierungsdynamischen Prozesses – eines Rutschbahnprozesses – möglich geworden sein kann. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass das, was für Kategorisierungsstrukturen gilt, Maas zufolge für Sprachstrukturen generell gilt: Sprachstrukturen sind grundsätzlich von Grund auf kontingente, arbiträre Strukturen. Als solche sind aber sind sie Erklärungen durch Gesetze – zumindest dann, wenn man den Gesetzesbegriff in seinem üblichen Sinn nimmt – ebenso grundsätzlich nicht zugänglich. Der Versuch, einen solchen Zugang gleichwohl zu suchen, kann für Maas nur Theoretikeraberwitz sein. So ist es verständlich, dass Maas sich die folgende Frage stellt: nämlich „die Frage, ob man diese [die theoretische Forschung, S.K.] so betreibt, dass man die empirische Vielfalt

als eine Herausforderung begreift, *gegen* die das theoretische Modell durchzuhalten ist – oder ob man theoretische Konzeptualisierungen als ein heuristisches Mittel begreift, um der empirischen Vielfalt angemessen(er) begegnen zu können.“ Maas beeilt sich, hinzufügend anzudeuten, dass seine Sympathien dieser letzteren Position gelten – es hätte dieses Hinweises wohl schwerlich bedurft, um dies einsehen zu können. Also keine Theorien, sondern Heuristiken – die Linguistik kann, wenn sie im Maas’schen Sinne wohlverstanden betrieben wird, nicht den Weg gehen, den andere empirische Wissenschaften so erfolgreich beschritten haben und noch immer gehen; die Linguistik wird von Maas auf einen Sonderweg, auf einen Weg jenseits der Theoretisierung, verwiesen. Schon die Präsuppositionen seiner Frage – die letztendlich eine Polemik ist – sind aufschlussreich. Theoretische Forschung kann Maas nur als von Grund auf verfehlte Forschung wahrnehmen: ein Theoretiker ist für ihn eine fatale Persönlichkeit, ein Mensch, der gegen die sprachliche Vielfalt arbeitet und, so kann man wohl ergänzen, sie malträtirt, statt „dem Spiel der Formen und Sprachen hinreichend Raum zu geben.“ Der Empiriker dagegen schmiegt sich mit seinen Heuristiken diesem Spiel der Formen und Sprachen an und lässt die Formen und Sprachen so zu ihrem Recht kommen. Der Empiriker handelt insofern verantwortungsbewusst, der Theoretiker jedoch nicht – und er kann dies auch nicht, weil er eben Theoretiker ist. Theorien sind zwangsläufig Schadensfälle. Nur empirische Linguisten sind gute Linguisten. – Der Versuch von Utz Maas, die Kategoriendynamik funktional zu erklären, lässt Weisen des Linguistseins erkennen. – Überdies scheint Maas der Auffassung zu sein, dass es ganz besonderer intellektueller Anstrengungen bedürfe, um zu Feststellungen wie den zuvor referierten FUT.POS./FUT.NEG.-Behauptungen kommen zu können – jedenfalls betont er die „Komplikationen“, denen ihre Entwicklung ausgesetzt sei. Gerade deshalb aber kommt in Behauptungen dieser Art das zum Ausdruck, was man den wahren Geist der Linguistik nennen könnte. Der aber ist bei dem – wie Maas anzunehmen nahelegt – ohnehin mit einem äußerst geringfügigen intellektuellen Aufwand ins Werk zu setzenden Versuch, etwa im Rahmen des GB-Modells der Universalgrammatik zu einer signifikanten Systematisierung und Substantiierung der Domänentheorie zu kommen, schlicht und einfach nicht präsent, da dieser Versuch letztlich nur daraufhin hinausläuft, die Vielfalt der Formen und Sprachen in das Prokrustesbett einer vereinheitlichenden theoretischen Konzeption zu zwängen. Diese Sichtweise der Dinge, die Maas mit viel Emphase, aber ohne nähere Begründung propagiert, ist sicher ganz und gar unorthodox – aber es besteht kein Anlass, in dieser unorthodoxen Gewichtung der Erklärungsansätze mehr zu sehen als den Ausdruck einer vollkommen idiosynkratischen und von Grund auf dogmatischen Explikation dessen, was im Rahmen der Linguistik zu leisten ist. Diese Explikation beinhaltet durchaus keine methodologische Innovation der Disziplin – im Gegenteil: mit ihr zielt Maas darauf ab, die Chomskysche Revolution der Linguistik zugunsten einer Restaurierung der grammatischen Tradition rückgängig zu machen. Es ist kennzeichnend, dass Maas es – wohl auf Grund der unterschiedlichen Konnotationen der beiden Begriffe – vorzieht, statt von Linguistik von Sprachwissenschaft zu sprechen – so finden seine Restaurierungsintentionen auch ihren terminologischen Ausdruck.

Aber diese Bemerkungen – Maas fordert sie durch den Stil, in dem er argumentiert, geradezu heraus – führen natürlich ab von der Erörterung der speziellen Befunde zur Kategoriendynamik, zu denen Maas auf Grund seiner Analyse der genannten Tatbestände des marokkanischen Arabisch kommt. Man könnte diesen Befunden generell – damit aber auch pauschal, und zwar zweifelsfrei zu pauschal -entgegenhalten, dass es – obwohl Maas dies anders sehen mag – durchaus nicht klar ist, was linguistische Empirie und namentlich gute linguistische Empirie ist, sodass die Maas’schen Ausführungen schon deshalb erheblich an Gewicht verlieren. Insbesondere könnte man herausstellen, dass die FUT.POS.-Sprache, die Maas verwendet – ebenso wie die diversen anderen ihr vergleichbaren Sprachen, die im Gebrauch sind –, eine syntaktisch und semantisch unstrukturierte Sprache, eigentlich ein schlechtes *markerese* ist, das es letztlich unmöglich macht, auch nur näherungsweise präzise empirische Feststellungen zu formulieren. Mehr noch: diese Sprachen sind im Grunde genommen Unsprachen – sie sind überhaupt nur verständlich, soweit sie als Adaptationen der traditionellen Schulgrammatik erkennbar sind. Und man kann durchaus daran zweifeln, ob es die traditionelle Schulgrammatik ist, aus deren Geist und begrifflichen Inventar sich eine signifikante linguistische Empirie entwickeln lässt (und es zudem mit guten Gründen für eine peinliche Groteske der linguistischen Diskussion halten, dass gerade die Sprecher dieser Unsprachen, die nur insoweit Gehalt haben, wie sie die traditionelle Schulgrammatik reflektieren, sich dazu verstehen, Sprachen wie die, in denen etwa Chomskys (P&P)-Modell der UG oder die HPSG formuliert ist, nur deshalb, weil in diesen Sprachen Begriffe wie „Verbal“ und „Nominal“ enthalten sind, in völliger Verkennung der

Fakten für Derivate der Sprache der traditionellen Schulgrammatik zu halten.) Aber eine Transformation der Problematik in ein allgemeines Empirieproblem wäre – obschon dieses Empirieproblem in der Tat existiert (und obwohl die Empiriekonzeption, die Maas propagiert, keineswegs die progressivste der möglichen Konzeptionen von linguistischer Empirie ist) –, käme einer Verlagerung der Diskussion auf einen Schauplatz gleich, der im gegenwärtigen Kontext letztendlich doch nur ein Nebenschauplatz sein kann. Deshalb wäre eine solche Verlagerung ein Verstoß gegen den Stil, in dem wissenschaftliche Diskussionen zu führen sind. Man kann, gerade aus Stilgründen, nicht an den Fakten vorbei: Maas ist im Recht – sowohl mit seiner Funktionalerklärung der Kategoriendynamik als auch mit seiner Theoriefeindlichkeit –, *sofern denn seine zuvor referierte radikale Kontingenzbehauptung zutrifft*. Insofern hängt alles – die Funktionalerklärung und die Linguistikevaluierung, die er vorlegt – davon ab, wie gut die Argumente sind, mit denen er diese seine Kontingenzbehauptung begründet. Wer nach den entsprechenden Argumenten sucht, erlebt jedoch – um es möglichst neutral ausdrücken – eine Überraschung, *denn Maas begründet diese seine radikale Kontingenzannahme überhaupt nicht*. Er begründet sie nicht – *er setzt sie voraus*. Hält er sie nicht für begründungsbedürftig? Eine Behauptung wie die radikale Kontingenzbehauptung, mit der Maas diessseits oder jenseits jeglicher grammatischen Tradition steht, ist jedoch nicht nur begründungsbedürftig, sondern sogar begründungspflichtig, ganz ohne Zweifel. Maas kommt dieser seiner Begründungspflicht – wider alle Üblichkeiten der wissenschaftlichen Diskussion – jedoch in keinsten Weise nach. Seine gesamte Argumentation beruht auf der – unbegründet vorausgesetzten – radikalen Kontingenzbehauptung. Solange diese Behauptung unbegründet ist, ist die Maas'sche Argumentation leer. Insofern trägt sie nichts aus. Der Maas'sche Erklärungsversuch führt nicht weiter. Er bleibt unfundiert, ist rein spekulativ und führt insofern ins Leere. (Dies gilt in Entsprechung auch für eine weitere, nicht weniger gewichtige Voraussetzung, die Maas unbegründet einführt: nämlich für die Voraussetzung, dass die Kriterien, die die Auswahl der Sprachveränderungsoptionen bestimmen, in „außersprachlichen Faktoren des gesellschaftlichen Verkehrs fundieren“. Sicher ist es speziell diese Voraussetzung, die den Maas'schen Erklärungsansatz zu einen funktionalistischen, an gesellschaftlichen Faktoren orientierten Erklärungsansatz macht. Aber es ist zumindest offen, ob im Rahmen gerade eines solchen Erklärungsversuchs ausgerechnet die Zentralthese, derzufolge die Sprache eine gesellschaftlich fundierte Größe ist, wirklich umstandslos vorausgesetzt werden kann. Dieses Vorgehen könnte auch, und wohl nicht nur zu Unrecht, den Eindruck erwecken, dass so vorausgesetzt wird, was doch allererst bewiesen werden muss, wenn der Ansatz signifikant sein soll. Aber es erübrigt sich, diesen Gesichtspunkt hier weiter zu verfolgen.)

Für nahezu alle der derzeit miteinander konkurrierenden Linguistik-Konzeptionen – und für alle Linguistik-Konzeptionen, die explanatives und deskriptives Gewicht haben – ist die Hypothese konstitutiv, dass die empirisch nachweisbaren Sprachen Realisationsvarianten einer abstrakten, universellen Struktur sind. Die Produktivität dieser Hypothese ist in einer Vielzahl von theoretischen und empirischen Untersuchungen unter Beweis gestellt worden; auf ihrer Basis sind weitreichende und tiefgehende, aus allgemeinen Prinzipien abgeleitete grammatische Erklärungen und grammatische Beschreibungen möglich geworden, die zuvor schlicht außer Reichweite lagen. Auf ihrer Grundlage ist ein überwältigender Erkenntnisfortschritt erzielt worden. Es wäre unvernünftig, diesen Erkenntnisfortschritt wegen einer hochgradig idiosynkratischen und abseitigen Spekulation in Frage zu stellen. Denn dieser Erkenntnisfortschritt hat – trivialerweise – ungleich mehr Gewicht, als die Maas'sche Spekulation Gewicht haben kann.

Nein, Maas hat mit seinen Untersuchungen zum marokkanischen Arabischen keineswegs die prinzipielle Realisierbarkeit des funktionalistischen Programms bewiesen. Er hat auch nicht die Unmöglichkeit einer systematischen, kausal konzipierten Linguistik bewiesen. Er hat nicht bewiesen, dass die Linguistik einen Sonderweg diessseits oder jenseits der normalen empirischen, hypothetisch-deduktiv verfahrenen Wissenschaften zu gehen hat, um zu Erfolg kommen zu können. Denn Spekulationen beweisen nichts und abernichts – und die radikale Kontingenzbehauptung ist eine Spekulation. Und weil sie eine Spekulation ist, ist sie auch keine seriöse Grundlage für die Einschätzung der theoretischen Linguistik, mit der Maas aufwartet. Sie ist auch keine seriöse Grundlage für die Einschätzung der empirischen Linguistik, die Maas nahelegt – und sie ist erst recht keine seriöse Grundlage für die Strukturierung der Schnittstelle von linguistischer Theorie und linguistischer Empirie. Spekulationen liefern für nichts und abernichts eine seriöse Grundlage.

Es ist nicht die Pflicht dessen, der mit einer unbewiesenen Behauptung konfrontiert wird, die Nicht-Beweisbarkeit dieser Behauptung zu demonstrieren. Es ist die Sache dessen, der die Behauptung

aufstellt, intersubjektiv einsehbar Gründe für diese Behauptung beizubringen. Die Einsicht in diese Verteilung der Beweispflichten bedarf nicht einmal eines sonderlichen wissenschaftstheoretischen Scharfsinns – die Festlegung auf diese Verteilung ist, schon vor allen wissenschaftstheoretischen Anstrengungen, eine Sache des guten wissenschaftlichen Stils. Was Maas demonstriert hat, ist demzufolge vor allem dieses: dass nämlich die Frage des Stils keine Ansichtssache ist – auch nicht für Linguisten.

Erste Version vom 12. Juli 1998

Literaturnachweis

Maas, U. (1998), „Kategorienrutschbahnen: mar. arab. *t ala* „komm!“, *b l:ati* „langsam“, *in a a* FUT.POS. u.a.“ In: S. Kanngießer, P.M. Vogel (Hrsg.), *Elemente des Sprachwandels*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 48 – 62.

Ross, J.R. (1972), „The Category Squish: Endstation Hauptwort.“ In: *Papers from the Eighth Regional Meeting*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 316-328.

JANUS-STRUKTUREN ODER FÄCHER UND DISZIPLINEN

Siegfried Kanngießer

Zumindest in der Bundesrepublik Deutschland scheinen sie in ein und demselben Boot zu sitzen. Sie gehören – die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel – denselben Fachbereichen an. Im Normalfall lehren sie in denselben Studiengängen. Fast immer sind sie auf dieselben Etats angewiesen. Die Publikationsorgane, die ihnen zur Verfügung stehen, sind in einer Vielzahl von Fällen dieselben. Wenn im Rahmen der herkömmlichen Nationalphilologien – wie etwa der Anglistik, der Germanistik und der Romanistik – Tagungen und Kongresse abgehalten werden, so finden sich üblicherweise beide ein. In Fragen der Forschungsförderung wenden sie sich an exakt dieselbe Adresse. Sie nehmen zusammen Prüfungen ab. Sie scheinen geradezu ein Herz und eine Seele zu sein, die Literaturwissenschaftler einerseits und die Linguisten andererseits. Sie scheinen, geborgen unter dem Dach der Nationalphilologien, die unverbrüchliche Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik in der allerschönsten Harmonie vorzuleben.

Aber natürlich trägt hier der Schein. Das Dach der Nationalphilologien ist brüchig geworden; der Graben, der Literaturwissenschaftler und Linguisten voneinander trennt – es besteht in der Tat jeder Anlass dazu, hier von einem Graben zu sprechen –, ist tief und breit, und nach der Lage der Dinge ist es nur realistisch anzunehmen, dass dieser Graben mit jedem Tag tiefer und breiter wird. Es gibt kaum etwas, das für das Selbstverständnis der Literaturwissenschaftler und der Linguisten gleichermaßen konstitutiv ist; die Selbstverständnis-Differenz, die Linguisten und Literaturwissenschaftler derzeit voneinander trennt, ist wohl kaum mehr zu überbrücken. Und es ist oftmals nicht schlicht ein freundliches Desinteresse, das die Vertreter der beiden Disziplinen einander entgegenbringen – die Selbstverständnis-Differenz einerseits und der institutionell gegebene Zwang, in Kooperation miteinander den universitären Alltag bewältigen zu müssen, andererseits führen oft genug zu wechselseitigen Gegnerschaften zwischen Linguisten und Literaturwissenschaftlern: Kämpfe um Etatanteile, Studiengangskonzeptionen, Studiengangsanteile, und so weiter, sind durchaus der Normalfall und nicht die Ausnahme. Sie sitzen zwar, institutionell bedingt, in einem Boot, die Linguisten und die Literaturwissenschaftler, aber sie rudern es in verschiedene, zumeist sogar in einander entgegengesetzte Richtungen. Von einer im universitären Alltag praktisch gelebten systematischen Einheit der Disziplinen kann insofern keine Rede sein.

Eine solche Situation ist offensichtlich nicht ersprießlich; niemand, der in sie involviert ist, und niemand, der von den Konsequenzen, die sich aus ihrer Existenz ergeben, betroffen ist, ist dazu bereit, den Gegebenheiten Beifall zu zollen. Umso erstaunlicher ist es, dass diese von niemanden wohlgeleitene Situation als unabänderlich hingenommen wird – Abhilfe ist nicht in Sicht; die schlechte Symbiose von Literaturwissenschaftlern und Linguisten wird Tag für Tag fortgesetzt, zum Nachteil beider. Warum dies so ist, ist nicht umstandslos zu erklären – aber es ist zweifellos erklärungsbedürftig, und zwar gerade dann, wenn es um den Versuch geht, diese Situation zum Besseren zu wenden. Erklärungsbedürftig ist in diesem Zusammenhang weiterhin, wie die selbstverständnisbedingten Vorbehalte, die Literaturwissenschaftler und Linguisten wechselseitig gegeneinander geltend machen, zustande gekommen sind, worin sie begründet sind, und – insbesondere – wie triftig die Gründe sind, die für das jeweilige Selbstverständnis in Anspruch genommen werden. Mit anderen Worten: relativ zu der zuvor charakterisierten Situation ist es sehr wohl angebracht, eine Klärung der Beziehungen herbeizuführen, die zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft bestehen, um dann beurteilen zu können, warum die Symbiose von Linguistik und Literaturwissenschaft zu einer so desolaten Situation geführt hat, dass schon die friedliche Koexistenz von Linguisten und Literaturwissenschaftlern unter dem Dach der Nationalphilologien kaum mehr möglich zu sein scheint. Nur vor dem Hintergrund einer solchen Klärung kann es dann auch gelingen, die Konsequenzen zu spezifizieren, die gezogen werden müssen, um dem Dilemma ein Ende machen zu können, in dem die beiden Disziplinen sich auf Grund ihrer institutionellen Integration befinden.

Bei dem Versuch, diese Klärung herbeizuführen, können nicht nur systematische und universitäre Tatbestände zur Sprache kommen. Denn die schlechte Symbiose von Linguistik und Literaturwissenschaft ist nicht nur von systematischen und universitären Interesse – sie ist auch, zumindest partiell, von einem öffentlichen Interesse, und sie ist, überdies und insbesondere, von

hochschulpolitischen Interesse. Dieses Interesse – das öffentliche Interesse ebenso wie das hochschulpolitische, in den einschlägigen Ministerien artikulierte Interesse – ist von einem bestimmten Wissenschaftsverständnis bestimmt, demzufolge die Einheit einer Disziplin aus nichts anderem als aus der Einheit ihres Gegenstandes resultiert.³⁷ Es ist klar, dass Literaturwissenschaft und Linguistik in der Tat die gleichen Objekte thematisieren, nämlich – grob und in gewisser Hinsicht auch vergrößernd gesagt – sprachliche Gebilde. Damit aber kann die systematische Einheit der beiden Disziplinen behauptet werden, und die institutionelle Einheit von Linguistik und Literaturwissenschaft unter dem Dach der Nationalphilologien reflektiert demzufolge nichts anderes als ihre aus ihrer Gegenstandseinheit resultierende systematische Einheit – Linguistik und Literaturwissenschaft sind insofern korrekt begriffen, wenn sie als Subdisziplinen von Nationalphilologien begriffen werden.³⁸ Und dies ist noch nicht alles: zu dieser Sicht der Dinge gehört üblicherweise die Auffassung, dass die Linguisten Wörter und Sätze, die Literaturwissenschaftler dagegen sprachliche Gebilde sozusagen höherer Ordnung, nämlich literarische Texte behandeln – also Kunstwerke, die zwar aus Wörtern und Sätzen erstellt sind, aber doch als Ganzes einen Rang haben, den ein Wort oder ein Satz für sich genommen schlicht und einfach nicht haben kann. Zur Untersuchung dieser sprachlichen Gebilde höherer Ordnung vermag die Linguistik – einer gängigen, auch und gerade von Linguisten geteilten Vormeinung zufolge – nun jedoch nicht das Mindeste beizutragen – sie steht deshalb, da sie sprachliche Gebilde minderer Qualität als die Literaturwissenschaft behandelt, auch als eine Disziplin da, der aus Gründen ihrer Gegenstandsqualität auch ein minderer Rang als der Literaturwissenschaft zukommt. Ihre Leistung kann allenfalls darin bestehen, bestimmte (hier nicht näher zu spezifizierende) Zulieferdienste für die Literaturwissenschaft zu erbringen, und darin, dass sie diese Dienste erbringen kann und erbringt, ist nach der Meinung vieler die Existenzberechtigung der Linguistik überhaupt begründet. Wenn Linguistik und Literaturwissenschaft Subdisziplinen von Nationalphilologien sind (und unter den hier referierten Prämissen erweisen sie sich in der Tat als solche Subdisziplinen), dann steht es vollkommen außer Frage, dass die Literaturwissenschaft die höherrangige dieser beiden Subdisziplinen ist: der Erfolg der nationalphilologischen Forschung bemisst sich nicht in der Erstellung von Wörterbüchern (dies ist eine der Dienstleistungen, auf die die Linguistik in ihrem Rahmen verpflichtet ist), sondern resultiert aus der tiefgehenden und weitreichenden Untersuchung sprachlicher Kunstwerke.³⁹ Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass diese Rangordnung der beiden

³⁷ Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, dass die These, dass die Einheit einer Wissenschaft eine Funktion der Einheit ihres Gegenstandes ist, allein in Ministerien oder einer einschlägigen Presse vertreten wird – sie ist auch integraler Bestandteil einer bestimmten Wissenschaftsphilosophie, von der noch die Rede sein wird, weil von ihr noch die Rede sein muss. Vorerst sei nur herausgestellt, dass der auf dieser These beruhende Begriff von der Einheit einer Wissenschaft nicht der einzig mögliche ist. Man kann sehr wohl auch die Auffassung vertreten, dass die Einheit einer Wissenschaft aus der Einheit der in ihr bearbeiteten Fragestellungen und aus der Einheit der in ihr verwendeten Methoden resultiert. Anders gesagt: man kann sehr wohl der Auffassung sein, dass nicht Gegenstände eine Disziplin konstituieren, sondern disziplinäre Matrizen – in dem Sinn des Begriffs einer disziplinären Matrix, den insbesondere Kuhn (1969) ihm gegeben hat. Es liegt auf der Hand, dass sich relativ zu einem solchen Matrixbegriff eine vollkommen andere Aufgliederung der Wissenschaft in Disziplinen ergibt als diejenige, die resultiert, wenn man einer solchen Aufgliederung Gegenstände – Objektbereiche, wie man wohl besser sagen sollte – als die für die Einheit einer Disziplin konstitutiven Elemente zugrundelegt.

³⁸ Diese Sicht der Disziplinen beruht auf zwei implizit eingegangenen Annahmen, die bereits jetzt explizit zu machen durchaus angebracht ist. Erstens macht sie es erforderlich, Nationalsprachen – wie etwa das Englische – und Nationalliteraturen – wie etwa die englische Literatur – begründet als systematische Einheiten betrachten zu können (in einem explizierbaren Sinn dieses Einheitsbegriffes), und zweitens macht sie es erforderlich, Nationalsprachen und Nationalliteraturen – etwa das Englische und die englische Literatur einerseits und das Französische und die französische Literatur andererseits – als voneinander verschiedene Gegenstände betrachten zu können (in einem ins Gewicht fallenden Sinn des Verschiedenheitsbegriffes). Nur dann, wenn diese beiden Annahmen sich halten lassen, ist es – gerade unter den Prämissen des Gegenstandskonzepts der Disziplinen – auf unproblematische Art möglich, diverse voneinander verschiedene Nationalphilologien als eigenständige wissenschaftliche Disziplinen auszeichnen zu können. Diese Auszeichnung ist also keineswegs selbstverständlich; mithin muss auch von ihr und ihren Grundlagen noch die Rede sein.

³⁹ Dies alles wird in der Auseinandersetzung – die immer auch eine hochschulpolitische Auseinandersetzung ist – nicht immer mit aller erforderlichen Deutlichkeit gesagt. Aber die im Text referierte Auffassung bestimmt diese Auseinandersetzung ebenso nachhaltig wie den universitären Alltag. In ihm wird aus der These, dass der Literaturwissenschaft auf Grund der Qualität ihres Gegenstandes ein besonderer Rang zukomme, insbesondere abgeleitet, dass der Literaturwissenschaft gegenüber der Linguistik besondere Rechte zustehen – Sonderrechte im Hinblick auf die personelle Ausstattung der Disziplinen, den Sachmitteleinsatz, die Anteile an der

nationalphilologischen Subdisziplinen von einem allgemeinen gesellschaftlichen Konsens getragen wird.⁴⁰

Bekanntlich besteht die Aufgabe der Nationalphilologien (noch immer) im wesentlichen darin, das ihre dazu beizutragen, dass die Studierenden zur Ausübung eines Lehramtes befähigt werden (und, trotz zunehmend häufiger werdenden gegenteiligen Verlautbarungen, in nicht sehr viel mehr). Die Strukturierung der Lehramtsstudiengänge zeichnet sich unter anderen dadurch aus, dass sie die zuvor entwickelte Rangordnung von Literaturwissenschaft und Linguistik reflektiert. Dies ist leicht einzusehen. Eher linguistische Studiengangsanteile finden sich in den Studiengängen, die zum Lehramt in der Grund- und Hauptschule führen; auch in die Realschulstudiengänge sind nennenswerte linguistische Studiengangsanteile integriert – der gymnasiale Lehramtsstudiengang dagegen ist ein Studiengang, in dem die literaturwissenschaftlichen Studiengangsanteile eindeutig prädominant sind. Und es ist selbstverständlich der Studiengang „Lehramt an Gymnasien“, der als der bedeutendste der nationalphilologischen Studiengängen gilt – er ist der im eigentlichen Sinne wissenschaftliche Studiengang, der im Rahmen der Nationalphilologien betrieben wird.⁴¹ Dieser Studiengang aber ist,

Studiengangsstrukturierung. Die These vom Sonderrang der Literaturwissenschaft (zu ihr gibt es ein später zu besprechendes Korollar in der Methodologie dieser Disziplin) ist also alles andere als rein akademisch – sie hat sehr wohl universitätspraktische Konsequenzen. Auch von ihnen wird und muss noch die Rede sein.

⁴⁰ Gerade deshalb darf nicht verschwiegen werden, dass es Linguisten gibt – diese Linguisten bezeichnen sich selbst in der Regel als Sprachwissenschaftler und insbesondere als empirische Sprachwissenschaftler –, die diesen Konsens mit einiger Fassungslosigkeit betrachten. Sie kultivieren ihrerseits den Standpunkt, dass etwa die Untersuchung des Infinitivs im Saterfriesischen ganz fraglos gleichgewichtig – mindestens gleichgewichtig – mit der Untersuchung etwa von Paul Celans Gedicht „Todesfuge“ ist. Der Versuchung, diese Haltung als eine irrelevante Minderheitenhaltung, als disziplinäre Borniertheit oder idiosynkratische Grille irregeleiteter Linguisten abzutun, sollte man widerstehen, um das Problem ausmachen zu können, das mit ihr letztendlich verbunden ist. Denn dieses Problem ist sehr wohl ein ernstzunehmendes Problem.

Der Linguist, der für die Untersuchung des Infinitivs im Saterfriesischen ein besonderes Gewicht reklamiert, muss natürlich demonstrieren, was diese Untersuchung gewichtig macht – und das heißt: er muss demonstrieren, was damit gewonnen ist, dass die Struktur des Infinitivs im Saterfriesischen aufgeklärt ist. Er muss somit, anders gesagt, den weltlichen Nutzen seiner Untersuchung offen legen. Und das Erfordernis, den praktischen Nutzen der linguistischen Erkenntnis zu demonstrieren, stellt sich natürlich nicht nur in diesem sehr speziellen Fall, sondern es stellt sich generell für die Linguistik: das Gewicht, das einer Disziplin beizumessen ist, hängt nicht zuletzt von dem praktischen Nutzen ab, den ihre Ergebnisse haben.

Dies gilt nun allerdings auch für die Literaturwissenschaft. Die Berufung auf einen allgemeinen gesellschaftlichen Konsens, demzufolge die Untersuchung von Paul Celans „Todesfuge“ wichtig und insbesondere auch gewichtiger als die Untersuchung des Infinitivs im Saterfriesischen ist, ersetzt nicht den klar geführten Nachweis des praktischen Nutzens dieser Untersuchung. Sie ersetzt nicht, allgemeiner gesagt, den Nachweis, dass der Auseinandersetzung mit literarischen Werken ein gesellschaftlicher Nutzen inhärent ist.

Das Fazit, das aus diesen Bemerkungen zu ziehen ist, liegt auf der Hand: wenn das Gewicht der Disziplinen, also ihre Rangordnung, zur Debatte steht, steht auch ein Problem zur Debatte, das in anderen Zeiten im Zentrum des Interesses stand, nunmehr aber als eine bloße Marginalie behandelt wird: nämlich das Problem der Relevanz der Disziplinen. Eine Untersuchung wie die hier vorgelegte kann nicht zum Ziel führen, wenn nicht auch dieses Relevanzproblem systematisch erörtert wird.

Damit dürfte deutlich geworden sein, was den systematischen Hintergrund der Insistenz des empirischen Sprachwissenschaftlers ausmacht. Dessen unerachtet steht außer Frage, dass diese Insistenz sich nicht immer der Bezugnahme auf diesen Hintergrund verdankt: sie ist in einer Vielzahl von Fällen sicher nicht mehr als der Ausdruck einer individuellen disziplinären Verböhrtheit und einer absoluten literarischen Ignoranz. Allerdings gilt dies in Entsprechung für eine Vielzahl von Literaturwissenschaftlern: deren Reaktion auf die Untersuchung des Infinitivs im Saterfriesischen ist oftmals auch nicht sehr viel mehr als der Ausdruck einer geradezu militanten Ignoranz gegenüber linguistischen Problemen.

⁴¹ Man erinnere sich: die Studiengänge „Grund- und Hauptschule“ und „Realschule“ sind erst in Konsequenz der Universitätsreform, die auf Grund genereller Reformbemühungen, die ab 1968 ins Werk gesetzt wurden, zustandekam (und es ist, wie noch deutlich werden wird, sehr wohl zulässig, hier von einer Universitätsreform – welches Ende auch immer sie genommen haben mag – zu sprechen), zu universitären Studiengängen avanciert. Zuvor wurden sie an Pädagogischen Hochschulen, also an nicht-universitären Institutionen, betrieben, und erst die Integration der Pädagogischen Hochschulen in die Universitäten hat diese Studiengänge zu universitären Studiengängen gemacht. – Man tut wohl keinem Literaturwissenschaftler einen Torte an, wenn man feststellt, dass diese Studiengänge innerhalb der Literaturwissenschaft auf Grund dieser ihrer Herkunft doch wohl eher als zweitrangig und zweitwichtig, als letztlich nicht-wissenschaftliche, zumindest aber als nicht-literaturwissenschaftliche Studiengänge betrachtet werden – als gleichrangig mit dem Gymnasialstudiengang

wie ausgeführt, in seinen wesentlichen Bestandteilen ein literaturwissenschaftlicher Studiengang. Dem korrespondiert der Tatbestand, dass der nationalphilologisch fundierte Unterricht an den Gymnasien beziehungsweise in der gymnasialen Oberstufe im Kern ein literaturwissenschaftlicher Unterricht ist.⁴² Die Rangordnung von Linguistik und Literaturwissenschaft, die diesen beiden Disziplinen – wie zuvor ausgeführt – im Rahmen der Nationalphilologien zukommt, findet somit im Ausbildungsbereich ihre Bestätigung: die als entscheidend betrachteten Ausbildungsanteile sind literaturwissenschaftlich strukturiert und bestimmt; der Linguistik verbleibt die Aufgabe, diejenigen Ausbildungsanteile bereitzustellen, die als weniger gewichtig betrachtet werden (und deren universitärer Charakter sogar grundsätzlich in Zweifel gezogen werden kann.) Zusammenfassend gesagt: auch in der im Rahmen der Nationalphilologien betriebenen universitären Lehre rangiert die Literaturwissenschaft eindeutig vor der Linguistik; die beiden Disziplinen sind insofern durchaus nicht gleichgewichtig miteinander. In dieser zugunsten der Literaturwissenschaft gewendeten Ungleichrangigkeit der Disziplinen kommt dabei auch der Tatbestand zum Ausdruck, dass der angestammte Ort der Literaturwissenschaft traditionellerweise die Nationalphilologie ist – die Literaturwissenschaft als Allgemeine Literaturwissenschaft beziehungsweise als Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft und somit als eine von den Nationalphilologien unabhängige Literaturwissenschaft existiert institutionell erst seit neuerer Zeit (und ist in dieser Form durchaus nicht an allen deutschen Universitäten präsent). Die Linguistik dagegen hat als von den Nationalphilologien unabhängige Allgemeine Sprachwissenschaft beziehungsweise als Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft auch institutionell schon immer einen systematischen Ort an den deutschen Universitäten gehabt und ist in

werden sie mit Sicherheit nicht angesehen. Die Linguisten dagegen müssen, da bestimmte sprachwissenschaftliche Lehrangebote für diese Studiengänge nun einmal zu erbringen sind, in der Versorgung dieser als nicht-wissenschaftlich eingestuften Studiengänge eine ihrer Hauptaufgaben sehen.

Festzuhalten ist an dieser Stelle auch, dass es erst in Konsequenz der Reformbemühungen von 1968 zur Integration der Linguistik in die Lehramtsstudiengänge gekommen ist: die Linguistik, die zuvor keine Anteile an diesen Studiengängen hatte, hat – strukturell gesehen – die Rolle der Mediävistik übernommen, die zuvor zusammen mit der Literaturwissenschaft konstitutiv für die Versorgung des Gymnasialstudienganges war. Die Situation in den Nationalphilologien war also nicht immer so, wie sie derzeit ist – vor nicht allzu langer Zeit war diese Situation durchaus nicht von der institutionellen Symbiose von Linguistik und Literaturwissenschaft bestimmt.

In der Hochschulpolitik gibt es durchaus Tendenzen, die Lehramtsstudiengänge ganz, zumindest aber teilweise aus den Universitäten auszulagern und im Rahmen von Institutionen durchzuführen, die sich als Pädagogische Fachhochschulen kennzeichnen lassen. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Revision eines Ergebnisses von 1968 erhebliche Konsequenzen nach sich ziehen wird; ein Versuch wie der hier unternommene kann somit nicht zu einem sinnvollen Ende gebracht werden, wenn nicht auch diese Revisionstendenzen angemessen erörtert werden.

⁴² Diese Feststellungen werden nicht durch den Tatbestand widerlegt, dass in den fremdsprachlichen Nationalphilologien – etwa in der Anglistik – auch und gerade die sprachpraktische Ausbildung eine zentrale Rolle spielt. Die sprachpraktische Ausbildung ist etwas vollkommen anders als eine linguistische Ausbildung – sie erhöht somit die linguistischen Studiengangsanteile in keiner Weise. Die gymnasiale Lehrerbildung ist im Kern Sprachausbildung plus Literaturwissenschaft; entsprechendes gilt für den gymnasialen Unterricht.

Man könnte geneigt sein anzunehmen, dass diese Feststellungen implizit eine Lösung des zuvor angesprochenen Relevanzproblems beinhalten: der praktische Nutzen der Nationalphilologien zeigt sich darin, dass sie zur Lehrerbildung, speziell zur Gymnasiallehrerbildung beitragen – er ist somit erwiesen. Aber natürlich ist dies keine Lösung des Relevanzproblems. Denn der Hinweis auf die Lehrerbildung klärt nicht, warum die Auseinandersetzung mit der Literatur einen praktischen Nutzen (der durchaus ein Bildungsnutzen sein kann) hat. Eine solche Klärung aber ist die Vorbedingung für die Lösung des Relevanzproblems.

Im übrigen dürfte an dieser Stelle klar geworden sein, was der zuvor angeführte (empirische) Sprachwissenschaftler jedenfalls auch leisten muss, um seine These, dass im Rahmen der Nationalphilologien Literaturwissenschaft und Linguistik gleichrangig zu betreiben sind, erhärten zu können: er muss zeigen, dass im gymnasialen Unterricht die Erörterung des Infinitivs im Saterfriesischen eben die Rolle zu spielen vermag, die die Betrachtung eines Celan-Gedichtes zweifelfrei spielt. Er steht damit – wie wohl zu sagen erlaubt ist – vor einer Aufgabe, die heroisch zu nennen ist, denn diese Aufgabe zu bewältigen heißt, erhebliche Teile des deutschen Schulsystems, sogar des deutschen Bildungssystems auf eine vollkommen neue Grundlage zu stellen. – Man vergleiche hierzu die einschlägigen Ausführungen im folgenden.

dieser Form auch an den meisten deutschen Universitäten präsent. Die Ungleichgewichtigkeit von Literaturwissenschaft und Linguistik reflektiert somit auch ein Stück ihrer Institutionsgeschichte – wie denn in dieser Ungleichrangigkeit, die sich im Rahmen der Nationalphilologien manifestiert, zugleich auch ein Stück der Geschichte der Nationalphilologien zum Ausdruck kommt.

Die Resultante, die aus den voranstehenden Betrachtungen zu ziehen ist, ist leicht zu ziehen. Im Rahmen der Nationalphilologien koexistieren mit der Linguistik und der Literaturwissenschaft zwei Disziplinen, die – auf ein noch zu spezifizierende Art – systematisch voneinander verschieden sind. Da diese beiden Disziplinen zugleich ungleich gewichtete Disziplinen sind, kann diese ihre Koexistenz nur eine schlechte Koexistenz sein – was auch heißt, dass die Nationalphilologien, die diese beiden unterschiedlichen Disziplinen integrieren, sich nicht als einheitliche, sondern nur als sehr heterogene Gebilde begreifen lassen, die sich – eben deshalb, weil sie der Ort einer schlechten Koexistenz sind – in einer vergleichsweise desolaten Situation befinden. Anders gesagt: die systematische Einheit der Nationalphilologien und damit ihre Identität als Wissenschaften ist verloren gegangen. Ihre Einheit ist nurmehr noch durch die Einheit der Studiengänge, speziell der Lehramtsstudiengänge, die sie versorgen, gegeben – sie sind nur noch als Ausbildungseinheiten, jedoch nicht mehr als Wissenschaftseinheiten an den deutschen Universitäten präsent. Eben darin aber kommt zum Ausdruck, dass die Situation, in der sich die Nationalphilologien befinden, in der Tat wenig ersprießlich ist. Die Nationalphilologien sind, als Ausbildungseinheiten, *Fächer* – und das heißt, dass sie genau das nicht mehr sind, was Linguistik und Literaturwissenschaft je für sich sehr wohl sind: nämlich wissenschaftliche *Disziplinen*. In dem Umstand, dass Literaturwissenschaft und Linguistik unter dem Dach der Nationalphilologien auf schlechte Art miteinander koexistieren, kommt somit eine weitere Koexistenz zum Ausdruck, nämlich die Koexistenz von *Fächern*, unter denen Ausbildungseinheiten zu verstehen sind, und von *Disziplinen*, unter denen Wissenschaftseinheiten zu verstehen sind. Auch diese Koexistenz ist eine schlechte Koexistenz, den Fächer und Disziplinen lassen sich nicht uneindeutig aufeinander abbilden. Dies ist alles andere als verwunderlich, denn die Etablierung von Fächern unterliegt vollkommen anderen Bedingungen als die Etablierung von Disziplinen. Der ins Werk gesetzte Versuch, sowohl den Fachbedingungen als auch den disziplinären Bedingungen zu genügen, muss zwangsläufig zur Ausbildung einer Doppelstruktur führen, auf deren Basis sowohl den Fachanforderungen – und das sind Ausbildungsanforderungen, also Anforderungen, die sich in der Lehre stellen – als auch den disziplinären Anforderungen – und das sind Anforderungen, die sich aus Gründen der Forschung stellen – Rechnung getragen werden soll. Es liegt auf der Hand, dass relativ zu einer solchen Doppelstruktur von einer systematischen Einheit von Forschung und Lehre nicht mehr die Rede sein kann – und mehr noch: die schlechte Koexistenz von Literaturwissenschaft und Linguistik induziert die schlechte Koexistenz von heterogenen, nicht integrierbaren Ausbildungsanteilen. Die Doppelstruktur macht das Studium einer Nationalphilologie faktisch zu einem Doppelstudium: eine Nationalphilologie zu studieren heißt, zwei voneinander verschiedene Disziplinen zu studieren. Es dürfte unstrittig sein, dass die Doppelstruktur, die derzeit als Selbstverständlichkeit hingenommen wird, keine Einrichtung auf Dauer sein darf; die Diskrepanzen, die sie involviert, sind sowohl aus Gründen der Lehre als auch aus Gründen der Forschung langfristig nicht tolerierbar.⁴³ – Niemand kann ernsthaft in Abrede stellen – und niemand wird ernsthaft in Abrede stellen wollen –, dass die Nationalphilologien – und mit ihnen, aber auch unabhängig von ihnen, die Literaturwissenschaft und die Linguistik – wesentliche Teile dessen sind, was üblicherweise als die Geisteswissenschaften bezeichnet wird. Wenn es um die Nationalphilologien, Literaturwissenschaft und Linguistik auf Grund ihrer universitären Situation (sowie aus anderen, noch zu spezifizierenden, eher systematischen Gründen heraus) nicht gut bestellt ist, dann ist somit um wesentliche Teile der Geisteswissenschaften auf Grund universitärer Gegebenheiten (und anderer Gegebenheiten) nicht gut bestellt. Und um die Nationalphilologien, die Literaturwissenschaft und Linguistik ist es, wie ausgeführt, in der Tat nicht gut bestellt; die Situation, in der sie sich befinden, ist durchaus kritisch – und mithin ist es um die Geisteswissenschaften insgesamt in einer wesentlichen Hinsicht nicht gut bestellt. Der Versuch, die Voraussetzungen zu klären, unter denen eine Neustrukturierung der

⁴³ Die Lösung des Problems kann natürlich nicht darin bestehen, dass man es nicht zur Kenntnis nimmt. Genau das aber tut zum Beispiel der germanistische Literaturwissenschaftler – und natürlich auch der germanistische Linguist –, der schlicht und einfach an der disziplinären Einheit der Germanistik festhält. Diese Einheit ergibt sich nicht einfach dadurch, dass sie beschworen wird – hier sind in der Tat größere Anstrengungen erforderlich. Dennoch ist die Beschwörungshaltung nicht unüblich, und insofern wird im folgenden von ihr, in der sich ein blinder Wissenschaftskonservatismus manifestiert, noch die Rede sein müssen.

zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft bestehenden Beziehungen möglich wird – und zwar sowohl unter universitären wie auch unter systematischen Aspekten möglich wird –, schließt somit zwangsläufig den Versuch ein, die Voraussetzungen zu klären, unter denen eine Neustrukturierung der Geisteswissenschaften insgesamt möglich wird.⁴⁴

Es liegt auf der Hand, dass dieser Versuch nicht gelingen kann, wenn er rein wissenschaftssystematisch orientiert ins Werk gesetzt wird. Er kann nur dann gelingen, wenn er auch und gerade eine Klärung der institutionellen Bedingungen von Literaturwissenschaft und Linguistik mit einschließt. Diese Bedingungen aber sind, trivialerweise, universitäre Bedingungen. Die zur Debatte zu stellen heißt aber, jedenfalls im Hinblick auf die Situation der Bundesrepublik Deutschland – die mit der in anderen Ländern gegebenen universitären Situation durchaus nicht in allen Hinsichten vergleichbar ist –, ein Stück neuerer Universitätsgeschichte mit zur Debatte zu stellen, das mit den den Vorgängen von 1968 verpflichteten Reformbemühungen seinen Anfang genommen hat. Denn die Situation, in der sich Linguistik und Literaturwissenschaft und die Geisteswissenschaften insgesamt befinden, resultiert ganz wesentlich aus diesen Reformbemühungen; sie kann somit nicht hinlänglich verstanden werden, wenn nicht auch diese Reformbemühungen hinreichend verstanden sind. Insofern ist es nicht nur zulässig, sondern geradezu unerlässlich, in den Versuch, die Voraussetzungen einer Neustrukturierung relevanter Teile der Geisteswissenschaften zu klären, die Rekapitulation eines Stücks neuerer bundesrepublikanischer Universitätsgeschichte zu integrieren. Zudem ist es gerade eine solche Rekapitulation, die die Möglichkeit bietet, Einsicht in die Alternativen zu gewinnen, die zu der derzeitigen Situation nicht nur in wissenschaftssystematischer, sondern auch in universitätsstruktureller Hinsicht existieren. Insofern ist diese Rekapitulation universitätsstruktureller Entwicklungen – von Entwicklungen, die nicht primär wissenschaftssystematisch, sondern wissenschaftspolitisch bestimmt waren – in der Tat unerlässlich.

Es dürfte offensichtlich sein, dass auf Grund der umrissenen Situation eine auch institutionelle Neustrukturierung der Beziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft wünschenswert, vielleicht sogar erforderlich ist. Eine solche Neustrukturierung ist im Rahmen mehrerer Modelle möglich. Das erste dieser Modelle kann als das Maximalmodell der Neustrukturierung bezeichnen. Dieses Modell ist maximal, weil seine Realisierung die Preisgabe der zuvor angesprochenen Doppelstruktur erfordert; insofern läuft es auf eine weitreichende Neuorganisation der internen Struktur der Philosophischen Fakultät beziehungsweise der internen Struktur bestimmter Nachfolgeinstitutionen der Philosophischen Fakultät – der sprachwissenschaftlich-literaturwissenschaftlichen Fachbereiche – hinaus. Ein solches Maximalmodell ist nicht leicht zu realisieren, weder in wissenschaftssystematischer noch in wissenschaftspolitischer Hinsicht – vielleicht verhält es sich so, dass seine Realisierung zwar wissenschaftssystematisch wünschenswert, aber in absehbarer Zeit wissenschaftspolitisch nicht durchsetzbar ist. Deshalb ist es angebracht, alternativ zu dem Maximalmodell auch ein Minimalmodell der Neustrukturierung zu betrachten. Dieses Modell ist insofern minimal, weil seine Realisierung die Beibehaltung der Doppelstruktur einschließt. Im folgenden geht es darum, diese beiden Modelle genauer zu spezifizieren und auf der Basis dieser Spezifizierungen auszuloten, welche wissenschaftssystematischen und wissenschaftspolitischen Implikationen die beiden Alternativmodelle aufweisen.

Version vom 7.4.1999

⁴⁴ Dass eine solche Neustrukturierung erforderlich ist, ist mittlerweile eine Binsenwahrheit nicht nur der hochschulpolitischen Situation. Warum diese Binsenwahrheit in der Tat zutrifft, werden die Betrachtungen im folgenden mit wohl hinreichender Deutlichkeit vor Augen stellen.

STICHWORTE ZUR ENTWICKLUNG DER KOGNITIONSWISSENSCHAFT

Siegfried Kanngießer

„Wir leben 25 Minuten zu spät, und zwar von rechts gesehen. Von links gesehen leben wir 20 Minuten zu kurz. Zu spät und zu kurz ist unser rechtes und linkes Schicksal. Sieht man uns aber von oben, so sind wir platt wie eine Fibel, sieht man uns von unten, so sind wir hoch wie ein Zylinder. Von vorn betrachtet man unsere Rücksicht und von hinten unseren Bauch, denn den haben wir auch. Schmilzt nun der Schnee zwischen unseren Zehen, so bekommen wir heftige Zahnschmerzen, die erst dann aufhören, wenn uns die Sonne direkt ins Gehirn scheint. Dadurch aber entstehen die erleuchteten Gedanken, deren einer genügt, um Weisheiten wie diese hier niederzuschreiben. – Kurt Schwitters

PROLOG AUF DER HOCHSCHULPOLITISCHEN BÜHNE

DICHTER: Ich stimme Ihnen uneingeschränkt zu. Eine Universitätsreform ist unerlässlich; sie ist sogar überfällig. Eine solche Reform – eine Reform, die diesen Namen verdient – muss tief gehen und weit reichen. Aber was passiert? Man laboriert an den Entscheidungsstrukturen herum, fabuliert über so zu erzielende Synergieeffekte – gut: die Universitätspräsidenten, die Rektoren, die Senate, die Fakultäten und die Fachbereiche sind beschäftigt; sie können sich beinahe stündlich ihrer Wichtigkeit versichern. Aber in der Sache passiert nichts – überhaupt nichts. Jedenfalls nichts, das auf nicht-triviale Art weiterführt. Und ihr applaudiert der Präsidentenrhetorik?

Der saubern Herren Pfuscheri
Ist, merk ich, schon bei Euch Maxime.

LUSTIGE PERSON: In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

DIREKTOR: Ein solcher Vorwurf lässt mich ungekränkt:
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muss auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, Ihr habt nur weiches Holz zu spalten! (*Er wendet sich direkt an den Dichter.*)
Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluss
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahrenlassen
Und wirket weiter, weil er muss.

Es muss etwas geschehen, hier und jetzt. Was Ihr Präsidentenrhetorik nennt, sind erste Schritte in die richtige Richtung. Ich verstehe Euch nicht so recht. Ihr fordert eine Universitätsreform, die tief geht und weit reicht. Wer würde dieser Forderung nicht zustimmen? Aber was – genau – soll man unter einer solchen Reform verstehen? Wie soll sie ins Werk gesetzt werden? Wer soll sie ins Werk setzen?

DICHTER: Eine tiefgehende und weitreichende Universitätsreform resultiert primär aus einer disziplinären Reform – *aus einer systematischen Innovation der Disziplinen*. Sie ist die Grundlage für alles weitere. Eine solche Innovation sehe ich nicht einmal in Ansätzen.

Es hat sie gegeben, solche Universitätsreformen. Wilhelm von Humboldt hat eine solche Universitätsreform ins Werk gesetzt. Mit ihr hat er der mittelalterlichen Universität ein Ende gemacht, und den Universitäten ein Stück Zukunft erschlossen. Dafür hat er ganze fünf Jahre gebraucht. Und nicht zu vergessen: die Universitätsreform von 1968 – man mag zu ihr im Einzelnen stehen, wie immer man will – war als Reform der Disziplinen intendiert.

Wie eine solche Reform hier und heute ins Werk gesetzt werden soll? Sie ergibt sich als Funktion der Wissenschaftsentwicklung. Sie resultiert aus der Beförderung der wissenschaftlichen Innovation. Wir haben keinen Wilhelm von Humboldt. Die disziplinaire Reform der Universitäten bedarf der Anstrengung der *scientific community*. Natürlich ist sie insofern nicht von heute auf morgen zu haben. Sie braucht ihre Zeit.

Oft, wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

LUSTIGE PERSON: Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!

Gesetzt, dass *ich* von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.

DIREKTOR: Der Worte sind genug gewechselt,

Lasst mich auch endlich Taten sehn! (*Er wendet sich an den Dichter.*)

Wenn es denn wirklich so sein sollte, dass die dringend erforderliche Universitätsreform zumindest teilweise eine Erneuerung der Disziplinen voraussetzt, steht uns in der Tat reichlich Arbeit ins Haus. Es ist schwer zu sehen, wie diese Arbeit geleistet werden soll. Aber das ist kein Grund zur Resignation oder dazu, einen neuen Wilhelm von Humboldt herbeizusehnen. Die Erneuerung der Disziplinen ist vielleicht nicht insgesamt möglich – aber partiell kann sie erreicht werden. Beispielsweise dadurch, dass die *Kognitionswissenschaft* als Disziplin institutionalisiert wird. Die Kognitionswissenschaft erschließt der wissenschaftlichen Erkenntnis Neuland, indem sie Disziplinen integriert und dadurch innoviert. Zudem eröffnet die Kognitionswissenschaft technologische Potentiale; ihre Institutionalisierung ist somit auch von praktischen Nutzen. Ihre universitäre Etablierung ist schlicht und einfach ein Gebot der Vernunft, und diesem Gebot können wir bereits jetzt, hier und heute Folge leisten. Jenseits dessen, was sie die Präsidentenrhetorik nennen. Und wenn wir die in den verschiedenen Disziplinen insgesamt vorhandenen Innovationspotentiale sichten und bündeln, dann kommen wir, im Zuge einer Politik der kleinen Schritte, auch dem näher, was Sie die Innovation der Disziplinen näher. Zur Resignation oder Lamoryanz ist, wie gesagt, kein Anlass – dazu haben wir auch keine Zeit mehr.

Indes ihr Komplimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn,
Probiert ein jeder, was er mag.

Die folgenden Ausführungen sind der Versuch zu überprüfen, ob der Kognitionswissenschafts-Optimismus des Direktors zu Recht besteht. Sie sind dabei zugleich auch der Versuch auszuloten, welche Chancen sich einer Universitätspolitik der kleinen Schritte bieten, die auf eine Innovation der Disziplinen abzielt, um so einer Reform der Universitäten näherzukommen.

I

Wer über Kognitionswissenschaft redet – und wie der Prolog auf der hochschulpolitischen Bühne gezeigt hat, besteht durchaus Anlass dazu, über diese oftmals als Zukunftsdisziplin gehandelte Disziplin zu reden –, sollte sich darüber klar sein, dass zwischen Interdisziplinarität und Multidisziplinarität systematisch zu unterscheiden ist. Erstere ist – obwohl dies oft verkannt wird – etwas anderes – und zwar erheblich mehr – als letztere.

Multidisziplinarität – das ist die frei gewählte Kooperation autonomer Disziplinen zur Erreichung eines bestimmten Zwecks. Dieser Zweck kann erreicht werden, wenn die Vertreter der kooperierenden Disziplinen mit gutem Willen an die Arbeit gehen. Multidisziplinarität hat eine voluntative Basis, und sie kommt zeitlich befristet zustande – zielorientiert und zweckbestimmt.

Interdisziplinarität – das ist die wissenschaftssystematisch erzwungene Integration von Disziplinen oder Teildisziplinen, die sich notgedrungen ihrer Autonomie begeben. Die Integration ist gelungen, wenn im Rahmen der integrierten Disziplinen explanativ und deskriptiv mehr geleistet wird, als in

jeder einzelnen von ihnen geleistet werden kann. Die Disziplinenintegration muss – und kann – mehr bewirken, als durch die einfache Kooperation der Disziplinen bewirkt werden kann: sie muss Potentiale freisetzen, die anders nicht einmal ins Blickfeld geraten.

Interdisziplinarität ist eine Zwischenphase der Wissenschaftsentwicklung. Interdisziplinäre Prozesse – im hier erklärten Sinne des Interdisziplinaritätsbegriffes – sind Prozesse, an deren Ende die Etablierung einer – neuen – Disziplin steht: eben der Disziplin, die aus der Integration von zuvor autonomen Disziplinen oder Teildisziplinen hervorgegangen ist.

Wer über Kognitionswissenschaft redet – wer die Zukunft der Kognitionswissenschaft bedenkt –, muss eine Antwort auf die Frage geben, ob die Kognitionswissenschaft sich jetzt, am Ausgang des Jahrtausends, als eine interdisziplinäre oder als eine multidisziplinäre Unternehmung präsentiert.

II

Der Vorgang der Kognitionswissenschaft ist durch das (in diesem Zusammenhang nicht näher zu charakterisierende) Paradigma der informationsverarbeitenden Systeme bestimmt. Im Rahmen dieses Paradigmas wird – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – der Aufbau einer (formalen) Mechanik der Kognition (und damit auch des menschlichen Geistes) versucht, die sich, was ihre Strenge, ihren empirischen Gehalt und ihre Erklärungskraft betrifft, den vorliegenden Mechaniken der Natur soll zur Seite stellen lassen können. Kognitionswissenschaft zu betreiben heißt, diejenigen Mechanismen und die sie strukturierenden Prinzipien zu spezifizieren, die konstitutiv für die Kognition sind.

Mit diesen Spezifikationen – sie liegen in ersten Ansätzen vor – ist zugleich ein technologisches Potential freigesetzt worden: die Konstruktion von intelligenten Maschinen ist möglich geworden, der Entwicklung von Kognitionstechnologien steht nichts mehr im Wege. Diese ihre Entwicklung ist jedoch keines der Hauptziele der Kognitionswissenschaft, die primär als eine erklärende Wissenschaft und nicht als Ingenieurwissenschaft betrieben wird. Ihr Beitrag zu den mit Kognition befassten Ingenieurwissenschaften (es gibt sie, zum Beispiel in der Gestalt der KI) ist vergleichsweise indirekt: sie liefert – auch, aber nicht nur – technologisch verwertbare Einsichten, zielt aber nicht direkt auf die Entwicklung von Technologien ab. Sie liefert Ergebnisse, die zur Weiterverwertung anstehen – so wie die Physik Ergebnisse liefert, die zur ingenieurwissenschaftlichen Weiterverwertung anstehen. Nicht mehr, nicht weniger: wie die Physik keine Ingenieurwissenschaft ist, so ist auch die Kognitionswissenschaft keine Ingenieurwissenschaft.

Reicht die integrierende Kraft des Paradigmas der informationsverarbeitenden Systeme aus, um die für die Etablierung der Kognitionswissenschaft erforderliche Interdisziplinarität erzwingen zu können? Oder gibt das Paradigma allenfalls den Rahmen für multidisziplinäre Forschung ab? Wer Reflexionen über die Zukunft der Kognitionswissenschaft anstellt, kommt nicht umhin, eine Antwort auf diese Fragen geben zu müssen.

III

Die bisher vorliegenden Ergebnisse der Kognitionswissenschaft sind in einer Forschungslandschaft erzielt worden, der insbesondere der Künstliche Intelligenz (KI) genannte Zweig der Informatik, die Psychologie – insbesondere selbstverständlich die Kognitionspsychologie – und Teile der Linguistik angehören. Philosophie und Neurobiologie sind in dieser Forschungslandschaft angesiedelt, spielen aber bei der kognitionswissenschaftlichen Integration der Disziplinen – auf unterschiedlichen Gründen heraus – keine zentrale Rolle. Es versteht sich von selbst, dass bei dieser Integration Ergebnisse der Logik und der Mathematik adaptiert werden. Es versteht sich auch von selbst, dass Logik und Mathematik durch diese Adaptation nicht zu Bestandteilen der Kognitionswissenschaft werden.

Der Vorgang der Kognitionswissenschaft ist somit im Kern nicht mehr und nicht weniger als die versuchte Integration von KI, Kognitionspsychologie und Teilen der Linguistik.

Zur Debatte steht natürlich, ob dieser Versuch gelungen ist – zur Debatte steht aber auch, ob dieser Versuch tief genug geht und weit genug reicht. Zur Debatte steht, ob die Integration der drei Kerndisziplinen KI, Kognitionspsychologie und Linguistik ausreicht, um eine hinlänglich umfassende Kognitionswissenschaft etablieren zu können. Zur Debatte steht, ob die Integration dieser drei Kerndisziplinen die wissenschaftssystematisch erforderliche Abdeckung des Gesamtbereiches der

kognitiven Phänomene ermöglicht. Zur Debatte steht schließlich auch, ob die Integration dieser drei Kerndisziplinen weitere Interaktionspotentiale freisetzt.

IV

Das Paradigma der informationsverarbeitenden Systeme, das den Vorgang der Kognitionswissenschaft strukturiert, besagt wesentlich, dass kognitive Systeme und Prozesse korrekt begriffen sind, wenn sie als Berechnungssysteme und Berechnungsprozesse begriffen werden. Der Berechnungsbegriff – und damit der Begriff des Algorithmus – kann im Rekurs auf das Konzept der Turing-Maschine kanonisch expliziert werden. Die Kanonizität dieser Explikation garantiert die Einheit der so eingeführten Kognitionsbegriffes.

Ein zentraler Satz, der im Rahmen des Paradigmas abgeleitet werden kann, besagt, dass es möglich ist, Berechnungssysteme und Berechnungsprozesse – und mithin kognitive Systeme und kognitive Prozesse – unabhängig von der Art ihrer physikalischen Realisierung zu untersuchen. Mit anderen Worten: Implementierungsprobleme sind keine sonderlich relevanten kognitionswissenschaftlichen Probleme – der soeben referierte Unabhängigkeitssatz macht sie vielmehr zu durchaus marginalen Problemen. Man kann, natürlich, die physikalische Realisierung von kognitiven Systemen – etwa ihre organische Realisierung oder ihre maschinelle Realisierung – untersuchen; das ist unbenommen: aber eine Beantwortung der zentralen kognitionswissenschaftlichen Fragen – etwa der Frage, was Kognition ist und wie sie funktioniert -ist von solchen Untersuchungen nicht zu erwarten. Der Erkenntnisgewinn, der mit ihnen erzielt wird, ist durch und durch peripher.

Zu klären ist, welche Konsequenzen der Unabhängigkeitssatz für die Integrationskraft des Paradigmas hat, auf das die Kognitionswissenschaft festgelegt ist. Zu klären ist, ob dieser Satz die Integrationskraft der Paradigmas optimiert oder ob er sie reduziert.

V

Es dürfte offensichtlich sein, dass der Unabhängigkeitssatz die Integrationskraft des Paradigmas in einer nicht unerheblichen Art limitiert. Dies gilt schon im Hinblick auf die Forschungslandschaft, der die Kognitionswissenschaft entstammt. Der Satz reduziert – zusammen mit dem wohlbegründeten und unverzichtbaren Anspruch, die Kognitionswissenschaft als eine erklärende, nicht ingenieurmäßig verfahrenende Disziplin zu betreiben – die KI-Anteile, die einer Integration zugänglich sind – und dies ist keine Marginalie. Es ist keine Marginalie, weil die KI immerhin als eine der Herkunftsdisziplinen der Kognitionswissenschaft zu betrachten ist.

Die KI ist – nach der sicher nicht zu Unrecht vorgetragenen Auffassung derer, die sie betreiben – genau das, was die Kognitionswissenschaft nicht ist: nämlich eine Ingenieurwissenschaft. KI-Forschung ist folglich genau dann erfolgreich, wenn sie zur Entwicklung von robusten und effizienten Computersystemen führt, die über eine Funktionalität verfügen, die sie optimal anwendbar macht. Die KI bemisst ihren Erfolg somit an Hand von Kriterien, die gerade nicht die Erfolgskriterien der Kognitionswissenschaft sind. Der wirtschaftliche Nutzen ihrer Ergebnisse – wie immer es um denselben bestellt sein mag – ist ein Maßstab, an dem der Erfolg der KI-Forschung gemessen werden kann. Für die KI-Forschung ist der Unabhängigkeitssatz – gleichviel, ob er gilt oder nicht – unerheblich; er ist für die praktische KI-Arbeit irrelevant: in ihr geht es primär um die Entwicklung von funktionalen Computersystemen – alles andere, was noch im Rahmen der KI geleistet werden kann, ist letztlich unerheblich und rein ornamental.

Die kognitionswissenschaftliche Forschung wird auf der Basis des Unabhängigkeitssatzes ins Werk gesetzt; folglich kann es in ihr nicht primär um Systementwicklungen gehen: was zählt, ist der explanative und deskriptive Nutzen, der durch diese Forschung erreicht wird. Ersichtlich ist dies ein wirtschaftlich letztlich irrelevantes Erfolgskriterium, denn es ist durchaus nicht notwendigerweise der Fall, dass ein unabhängig erzielter explanativer und deskriptiver Nutzen sich technologisch auswerten und wirtschaftlich Nutzen lässt.

Es liegt auf der Hand, dass die KI ihre Identität aufgeben würde, wenn sie den Anspruch, eine Ingenieurwissenschaft zu sein, preisgeben würde. Es liegt auch auf der Hand, dass die Kognitionswissenschaft ihrerseits sich ihrer Identität – ihres Sinns und ihres Zwecks – begeben würde,

wenn der Anspruch, dass die Kognitionswissenschaft als eine erklärende Disziplin zu betreiben ist, aufgegeben würde. Damit liegt es, drittens, auch auf der Hand, dass KI und die Kognitionswissenschaft letztlich Forschungswege beschreiten, die einander diametral entgegengesetzt sind: KI-Erfolge, die zählen, sind für die Kognitionswissenschaft unerheblich, und umgekehrt sind Erfolge, die im Rahmen der KI ins Gewicht fallen, für die KI nur dann von Interesse, wenn sich eine technologische Resultante aus ihnen ziehen lässt – und dies ist sehr viel seltener der Fall, als es auf den ersten Blick hin scheinen mag.

Das Fazit, das aus dieser Konstellation zu ziehen ist, ist eindeutig: das, was in der KI zählt, ist für die kognitionswissenschaftliche Integration der Disziplinen letztlich marginal – mehr noch: der ingenieurwissenschaftliche Anspruch der KI ist in eine auf dem Unabhängigkeitssatz basierende Kognitionswissenschaft letztlich nicht integrierbar. Der Anspruch, eine Ingenieurwissenschaft zu sein, ist einer erklärenden Wissenschaft im Prinzip fremd – wie fremd er ihr ist, zeigt ein Blick auf die Konzepte und Ziele, die in der KI einerseits und der Kognitionswissenschaft andererseits geltend gemacht werden, und die darauf beruhende Forschungspraxis auf das Deutlichste. Automatische Theorembeweiser und Ambiguitätsexperimente haben nur wenig, in letzter Instanz nichts miteinander zu tun – Kognitionswissenschaft und KI gehen wesentlich getrennte Wege. Der integrationsfähige Teil der KI ist aus der Sicht der KI für die KI marginal. Die Integration, die möglich ist, ist somit nur von einer peripheren Bedeutung – der Unabhängigkeitssatz schließt eine Integration, durch die die mutuelle interne Orientierung der Disziplinen überwunden wird, definitiv aus. Das, was an Integration möglich ist, beeinträchtigt die disziplinäre Autonomie der KI in keiner Weise. Die Integration der KI in die Kognitionswissenschaft, die zunächst einmal trivialerweise möglich zu sein scheint, erweist sich bei genauerer Betrachtung als auf eine nur periphere Art möglich. Systematisches Gewicht kommt ihr nicht zu.

VI

Die Integrationskraft der Kognitionswissenschaft reicht nicht aus, um die KI anders als nur oberflächlich – peripher und marginal – integrieren zu können. Sie reicht jedoch ganz und gar nicht aus, um die wesentlich mit der Erforschung von Kognition befasste Neurobiologie auch nur in Teilen integrieren zu können. Das dies so ist, ist eine direkte – und unvermeidliche – Konsequenz des Unabhängigkeitssatzes.

Man kann diesen Satz bekanntlich auch dahingehend aussprechen, dass zwischen kognitiven Systemen und ihrer physikalischen Realisierung – der Hardware, auf der sie „laufen“ – kein kausaler Zusammenhang besteht. Genauer: ein kognitives System ist nicht verursacht durch die physikalische Struktur, auf der es realisiert ist. Dies ist die Grundannahme der Kognitionswissenschaft, die seit ihren Anfängen für sie konstitutiv ist. Sie besagt – nochmals paraphrasiert –, dass sich Körper und Geist so zueinander verhalten, wie sich die Hardware und die Software eines Computersystems – respektive – zueinander verhalten. Beide Systemkomponenten sind – unbestreitbar und auch unbestritten – notwendig. Aber sie sind kausal unabhängig voneinander.

Es liegt auf der Hand, dass diese Konzeption mit dem Ansatz der Neurobiologie, mit den Prinzipien der Biologie überhaupt sein muss. Die Neurobiologie thematisiert nicht, wie es der Unabhängigkeitssatz erfordert, die biologische Ausstattung kognitiver Systeme – sie thematisiert biologische Systeme als kognitive Systeme. Sie untersucht, wie organische Systeme kognitive Systeme und Strukturen kausal hervorbringen – mehr noch: für sie ist die Annahme konstitutiv, dass es Kognition überhaupt nur da geben kann, wo sie von einem Organismus kausal hervorgebracht wird. Organismen haben das Monopol der kausalen Erzeugung kognitiver Systeme.

Es dürfte unstrittig sein, dass die Integration der Neurobiologie, die die Möglichkeit der Kognition nur da gegeben sieht, wo es Organismen gibt, in eine Kognitionswissenschaft, die dem Unabhängigkeitssatz verpflichtet ist, schlechterdings unmöglich ist. Neurobiologie und Kognitionswissenschaft verhalten sich komplementär zueinander – und mehr noch: letztendlich läuft das neurobiologische Kognitionsverständnis auf die Konzipierung einer Kognitionswissenschaft, die im Typ von der Kognitionswissenschaft verschieden ist, von der bislang die Rede war. Terminologisch kann man zwischen einer Kognitionswissenschaft im biologischen Sinn – kurz: einer KW i. b. S. – und einer Kognitionswissenschaft im logischen Sinn – kurz: einer KW i. l. S. – unterscheiden, um diesen Tatbestand zum Ausdruck zu bringen. Der Ansatz der KW i. l. S., von der

bislang die Rede war, und der Ansatz der KW i. b. S., für die eben die Neurobiologie steht, schließen einander wechselseitig aus; KW i. l. S. und KW i. b. S. sind komplementär zueinander. Es kann keine Rede davon sein, dass sich die KW i. b. S. systematisch unter die KW i. l. S. subsumieren ließe – vielmehr verhält es sich so, dass KW i. b. S. und KW i. l. S. in einer Paradigmenkonkurrenz zueinander stehen. Wenn das Paradigma der KW i. b. S. eine entscheidende Bestätigung erfährt, muss das Paradigma der KW i. l. S. preisgegeben werden, und umgekehrt – die Paradigmenkonkurrenz schließt die Möglichkeit einer Integration von KW i. l. S. und einer KW i. b. S. definitiv aus. Im Hinblick auf die Neurobiologie hat das Paradigma der Kognitionswissenschaft, die eben wesentlich KW i. l. S. ist, keine integrierende, sondern eine exkludierende Funktion.

Es kann – und soll – hier nicht darum gehen, den Versuch zu unternehmen, die angesprochene Paradigmenkonkurrenz zu entscheiden. Es reicht aus festzustellen, dass Kognitionswissenschaft und Neurobiologie paradigmatisch voneinander verschieden sind, und dass eben deshalb keine Möglichkeit besteht, die Neurobiologie in die Kognitionswissenschaft zu integrieren. Die Integration der Disziplinen, die zur disziplinären Integration führen soll, ist in diesem Fall schlicht und einfach nicht möglich. – Es dürfte sich erübrigen, nochmals gesondert herauszustellen, dass die paradigmatische Differenz, die zwischen Neurobiologie und Kognitionswissenschaft *qua* KW i. l. S. besteht, *a fortiori* auch zwischen Neurobiologie und KI besteht: wenn die Möglichkeit der Kognition an die Existenz von Organismen gebunden ist, kann nur in einem abgeleiteten, metaphorischen Sinn von intelligenten Maschinen – von Maschinen mit einer kognitiven Ausstattung – die Rede sein. Es kann, der Neurobiologie und damit der KW i. b. S. zufolge, kognitiv organisierte Rotkehlchen geben – aber es kann keine kognitiv organisierten Roboter geben. Kognition ist eine Eigenschaft von Organismen, nicht von Maschinen – eine disziplinäre Integration von KI und Neurobiologie ist definitiv unmöglich, und dies zumal dann, wenn sie unter den Vorzeichen der Kognitionswissenschaft ins Werk gesetzt werden soll.

VII

Die integrative Kraft des Paradigmas, das die Kognitionswissenschaft strukturiert, ist begrenzt. Das Paradigma schließt die Integration der Neurobiologie in die Kognitionswissenschaft aus, und es erlaubt, wie eine genauere Betrachtung der Sachlage vor Augen führt, eine nur partielle, eher periphere Integration der KI. Die KI wird gemeinhin als eine der Herkunftsdisziplinen der Kognitionswissenschaft betrachtet. Als Herkunftsdisziplinen gelten auch die Psychologie, namentlich die Kognitionspsychologie, und die Linguistik. Ist die Integration dieser beiden Herkunftsdisziplinen so unproblematisch möglich, wie üblicherweise angenommen wird, oder wirft der Versuch ihrer Integration bei genauerer Betrachtung Probleme auf, die bei sehr wohl denen gleichgewichtig sind, die der Versuch einer Integration der KI mit sich bringt? Und wenn die Integration in diesen beiden Fällen in der Tat unproblematisch möglich ist: welcher explanative und deskriptive Vorteil erwächst aus der Integration?

REFLEXIONEN ZUR LINGUISTISCHEN EMPIRIE

Siegfried Kanngießer

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt und sich bloß auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältnis haben, und es gibt, in dieser Hinsicht, für ihn keine Wahl der Behandlung.

[...]

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser reflektiert über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft.

Friedrich Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung

I

Niemand wird es ernsthaft in Abrede stellen wollen, dass der von Chomsky bewirkte Vorgang einer Formalisierung der Grammatik – exemplarisch sind hier insbesondere die Betrachtungen in Chomsky (1956), (1959) und (1963) – zu einem eminenten Fortschritt in der Entwicklung der Linguistik geführt hat, und dies zumal auch deshalb, weil die Formalisierung der Grammatik in einen luziden sprachtheoretischen Begründungszusammenhang eingebettet war. So konnten Tatbestände einer Untersuchung zugänglich gemacht werden, die zuvor vollkommen außerhalb der Reichweite der linguistischen Forschung lagen; es konnten Einsichten erarbeitet werden, die zuvor schlicht und einfach nicht zugänglich waren. Chomskys Untersuchungen zur Grammatik haben der Linguistik zweifellos Neuland erschlossen.

Allerdings muss man zugestehen, dass dieses Neuland, das sich der Forschung eröffnete, primär im Rahmen der *theoretischen* Linguistik betreten wurde. Indem es betreten wurde, wurde das linguistische Theoriengefüge weiter elaboriert und subtilisiert – es wuchs, sozusagen, zusammen, was zusammen gehörte. Aber die Linguistik ist natürlich nicht auf die theoretische Linguistik reduzierbar: die Linguistik ist eine empirische Wissenschaft, und ein wesentlicher Bestandteil der linguistischen Forschungspraxis ist die empirische Forschung. Um einen Satz Kants, der schon oft variiert wurde, nochmals zu variieren: eine Linguistik ohne Theorie ist blind; eine Linguistik ohne Empirie ist leer.

Die Fortschritte, die im Bereich der theoretischen Linguistik erzielt wurden, sind unstrittig. Und es liegt nahe zu fragen, ob vergleichbare Fortschritte auch im Rahmen der empirischen Linguistik erzielt worden sind. In der Tat ist es diese Frage, die im folgenden erörtert werden soll: die Frage nämlich, inwieweit die neuere Geschichte der empirischen linguistischen Forschung eine Geschichte des linguistischen Fortschritts ist.⁴⁵

II

Wer über den Status der empirischen linguistischen Forschung handelt, kommt nicht umhin, auch das philologische Erbe zu reflektieren, das die Linguistik zweifelsfrei aufweist, und das sie in

⁴⁵ Mit den Überlegungen, die im folgenden vorgetragen werden, ist nicht der Anspruch verbunden, in irgendeinem Sinne originelle Einsichten vorzulegen. Im Gegenteil: was zu sagen ist, kommt eher einer Zusammenstellung wohlbekannter Gemeinplätze gleich, deren Wert allenfalls darin bestehen kann, dass durch sie zusammengefasst wird, was zusammenzufassen ist. Diese Zusammenfassung geht in wesentlichen Hinsichten auf Diskussionen zurück, die ich verschiedentlich mit Kolleginnen und Kollegen führen konnte; zu nennen sind hier insbesondere Wolfgang Klein (Nimwegen), Ekkehard König (Berlin), Dieter Metzger (Bielefeld), Uwe Mönnich (Tübingen), Wolfgang Raible (Freiburg), Marga Reis (Tübingen) und Wolf Thümmel (Osnabrück). Ihr Einfluß auf die vorliegenden Betrachtungen ist so groß, dass ich es mir erlaube, entgegen einer gängigen Praxis anzumerken, dass nicht alle Unzulänglichkeiten, die die folgende Argumentation noch aufweist, notwendigerweise zu meinen Lasten gehen.

wesentlichen Hinsichten mitbestimmt. Denn die linguistische empirische Forschung ist, wie sie üblicherweise betrieben wird, eine Forschung aus dem Geist der Philologie. Was das besagt, ist leicht auszumachen. Der Kern der empirischen linguistischen Forschung ist, den Vorgaben der Philologien entsprechend, das Sammeln von Fakten – von sprachlichen Fakten oder, wie man auch sagt, von Belegsammlungen. Diese Belegsammlungen bestehen in Anhäufungen von mündlichen oder schriftlichen Äußerungen. Die Belegsammlungen können das Ergebnis der Sichtung von Texten sein; sie können das Ergebnis von Informantenbefragungen sein; sie können in Form von Corpora vorgelegt werden oder auf noch andere Art erzeugt werden – in jedem Fall sind sie nichts anderes als Zusammenstellungen sprachlicher Fakten. Diese Faktensammlungen sind ein zentrales Element der empirischen linguistischen Forschung.

Es liegt auf der Hand, dass eine schlichte Methodologie des Faktensammelns – wie traditionsreich sie auch sein mag – der linguistischen Empirie keine Perspektive eröffnet. Dies dürfte unmittelbar einsichtig sein: ein Beleg ist nicht einfach ein sprachliches Faktum – ein Beleg ist immer ein Beleg für etwas. Ein Beleg ist ein sprachliches Faktum, das als Element der (mindestens) zweistelligen Relation „x ist Beleg für y“ fungiert. Ein Beleg ist etwas, das eine solche y-Größe – worin auch immer sie bestehen mag – instanziiert.⁴⁶ Faktensammlungen, von denen nicht klar ist, welche Instanzierungsleistung sie erbringen, können die Forschung nicht voranbringen. Genauer: Faktensammlungen, die nicht im Hinblick auf eine durch sie zu erbringende Instanzierungsleistung und insofern blind erstellt werden, müssen zwangsläufig unproduktiv bleiben. Produktiv ist die linguistische Empirie nur als eine instanzierende Empirie möglich.

Dieser Befund scheint nicht mehr und nicht weniger als eine methodologische Binsenwahrheit zu beinhalten. Aber selbst dieser Binsenweisheit wird oft genug widersprochen. Ihr wird entgegengehalten, dass es die sozusagen vorurteilslose Analyse von blind zusammengestellten Daten und nur sie sei, die allererst die Einsicht in das ermöglicht, was zuvor als y-Größen bezeichnet wurde. Kurz gesagt: ihr wird entgegengehalten, dass es die empirische Analyse sei, die die Möglichkeit der Theorienbildung allererst eröffnet. Allerdings verliert diese Auffassung viel von ihrem *prima facie* vielleicht gegebenen Charme, wenn man sie genauer betrachtet. Denn offenkundig ist diese Auffassung nur dann haltbar, wenn erstens angegeben werden kann, wie die avisierte empirische Analyse, deren Möglichkeit umstandslos vorausgesetzt wird, ins Werk gesetzt werden kann, und wenn zweitens spezifiziert werden kann, auf welche Art diese Analyse die Ableitung einer Theorie zu ermöglichen vermag. Eine mögliche Antwort auf diese Fragen – in der Tat ist es die einzige bekannte Antwort auf sie – lautet: die y-Größen werden aus den Daten induziert. Dieser Antwort zufolge ist es die theoriengenerierende Induktion, die die Forschung bestimmt. Es ist seit langem wohlbekannt, dass diese Antwort schlicht und einfach falsch ist: es gibt keine theoriengenerierende Induktion, und es gibt sie deshalb nicht, weil sie schon rein logisch nicht möglich ist.⁴⁷ Die Möglichkeit, die beiden genannten Fragen unter Bezugnahme auf das Konzept einer theoriengenerierenden Induktion zu beantworten, ist also versperrt. Damit zugleich aber ist auch die Möglichkeit versperrt, signifikant klären zu können, wie die Prämissen, auf die sich diese Fragen beziehen, verstanden werden könnten – die Prämissen, auf denen der Einwand gegen die angeführte methodologische Binsenwahrheit beruht, werden systematisch unverständlich. Das aber heißt, dass der gesamte Einwand an seiner letztendlichen Unverständlichkeit scheitert. Und das wiederum heißt, dass die linguistische Empirie in der Tat nur als instanzierende Empirie möglich ist. Generell gesagt: die Forschungsarbeit im Rahmen der Linguistik vollzieht sich – wie in jeder anderen empirischen Wissenschaft auch – unter den Vorgaben der hypothetisch-deduktiven Methode. Eine Praxis des blinden Beispielsammelns genügt diesen Vorgaben nicht.

⁴⁶ Die – in vielen Hinsichten sicher unzureichende – Methodik der Beispielsätze, die insbesondere unter den Vorzeichen der Generativen Grammatik kultiviert wurde, trägt jedenfalls diesem Tatbestand Rechnung: dass es nicht einfach Daten sind, die zur Betrachtung anstehen – nur die Daten stehen zur Betrachtung an, die instanzierende Kraft haben. Beispielsätze sind Daten, die instanzierende Kraft haben.

⁴⁷ Cf. hierzu insbesondere Popper (1969) *passim*. – Bekanntlich wird das Bestätigungsproblem für Theorien oft auch als Induktionsproblem bezeichnet, und so gefaßt ist das Induktionsproblem natürlich korrekt gestellt. Aber so gefaßt hat es auch nicht mehr das Mindeste mit dem Problem der theoriengenerierenden Induktion zu tun. – Man beachte im übrigen, dass das berühmte, von Carnap (1971) vorgelegte „Basic System of Inductive Logic“ weder eine Logik der theoriengenerierenden noch der theorienbestätigenden Induktion beinhaltet – es beinhaltet überhaupt keine Induktionslogik. Carnap legt mit dem „Basic System“ unter dem Titel einer Induktionslogik eine Entscheidungslogik vor.

Es ist klar, dass die linguistische empirische Forschung, wenn sie signifikant betrieben werden soll, als instanzierende Forschung betrieben werden muss. Und wenn – um auf die eingangs gestellte Frage zurückzukommen – in ihrem Rahmen Fortschritte erzielt worden sein sollten, so müssen sie darin bestehen, dass die verfügbaren Instanzierungspotentiale akkumuliert und spezifiziert und insofern optimiert worden sind. Die Fortschrittsfrage, so und in diesem Kontext gestellt, erweist sich als die Frage nach der Optimalität der Instanzierungspotentiale.

III

Im Rahmen des Prinzipien- und Parameter-Modells der Universalgrammatik – kurz: des (P&P)-Modells der UG –, das von Chomsky (1981) eingeführt wurde, werden die Tatbestände der Sprachverschiedenheit und die grammatischen Bedingungen ihrer Möglichkeit relativ zu sprachspezifisch alternierenden Belegungen von UG-Parametern. Für Aussagen, die in diesem Zusammenhang geltend gemacht werden, ist etwa die in (1) mitgeteilte, von von Stechow/Sternefeld (1988: 374) formulierte und hier terminologisch geringfügig modifizierte Aussage charakteristisch, die – im Rahmen der von Koster (1986) entwickelten Domänentheorie – unter Parametrisierungsbedingungen für das Deutsche gilt:

- (1) Ist $[\beta \dots \delta \dots]$ eine Domäne für δ , so ist auch $[\beta' \dots V \dots [\beta \dots \delta \dots] \dots]$ eine Domäne für δ , falls einer der drei folgenden Fälle gegeben ist:
1. COMP von β enthält *dass* und V ist ein Brückenverb vom Typ I,
 2. δ ist in COMP und der Kopf von COMP ist V,
 3. δ ist ein *Wh*-Element in COMP und V ist ein Brückenverb vom Typ II.

Natürlich ist (1) eine theoretische Aussage, und als theoretische Aussage hat (1) – sofern diese Aussage signifikant ist – natürlich auch explanative Kraft. Ob (1) signifikant ist, hängt zweifellos auch davon ab, ob (1) einen nachweisbaren deskriptiven Gehalt hat – der deskriptive Gehalt von (1) ist sozusagen eine Vorbedingung für die explanative – und das heißt auch und gerade: die prognostische – Signifikanz von (1). Entsprechendes gilt natürlich für *alle* Aussagen der theoretischen Linguistik. Es gilt mithin auch für die nachfolgend in (2a) – (2c) angeführte, auf von Stechow/Sternefeld zurückgehende Hierarchie von Durchlässigkeitsannahmen:

- (2a) Wenn Relativsätze durchlässig sind, dann sind auch indirekte Fragesätze durchlässig.
 (2b) Wenn indirekte Fragesätze durchlässig sind, dann auch *dass*-Komplemente.
 (2c) Wenn *dass*-Komplemente durchlässig sind, dann auch satzwertige Infinitive.

Es ist in diesem Zusammenhang unerheblich, was die Domänenaussage in (1) genau bedeutet; es ist genauso unerheblich, was die Durchlässigkeitsaussagen in (2a) – (2c) genau bedeuten: was hier zählt, ist allein der Umstand, dass sich sowohl die Domänenaussage als auch die Durchlässigkeitsaussagen eindeutig als Aussagen identifizieren lassen, die im Rahmen der theoretischen Linguistik formuliert worden sind. Die Frage, die nun zur Beantwortung ansteht, ist natürlich die Frage, wie die Aussagen aussehen, die sich in gleicher Weise eindeutig als Aussagen identifizieren lassen, die der empirisch verfahrenen Linguistik zuzurechnen sind.

Es wird oft gesagt, dass die sprachtypologische Forschung paradigmatisch für eine primär empirisch verfahrenende linguistische Forschung sei. Im Sinne dieser Sichtweise wird man sprachtypologische Aussagen als exemplarisch für diejenigen Aussagen ansehen dürfen, die den Kernbestand dessen ausmachen, was als linguistische Empirie zu betrachten ist. Haspelmath (1997: 61) formuliert im Rahmen einer typologischen Untersuchung die in (3) und (4) mitgeteilten Aussagen, die sehr wohl repräsentativ für die typologische Empirie und mithin, im Sinne der zuvor eingegangenen Voraussetzung, repräsentativ für die linguistische Empirie überhaupt sein dürften⁴⁸

⁴⁸ Namentlich Utz Maas (Osnabrück) betont immer wieder die primär empirische Orientierung der Sprachtypologie. Nicht zuletzt deshalb gilt ihm die sprachtypologische Forschung als eine Forschung, die geradezu komplementär zu der im Rahmen des (P&P)-Modells der UG – oder auch im Rahmen des minimalistischen Programms – betriebenen Forschung ist, an deren vorwiegend theoretischer Orientierung in der

- (3) Maori (*ki* Allativ-Präposition 'zu')
- | | | | | | | |
|-----|---------|-----|-----------|-----|-----|--------|
| ka | tiimata | te | rangatira | ki | te | kooreo |
| AOR | anfang | ART | Häuptling | ALL | ART | sprech |
- ('Der Häuptling begann zu sprechen')
- (4) Bidjandjadjara (*-ku* Dativ-Kasussuffix)
- | | | | |
|----------|----------|------|------------------|
| wati-lu | watja-nu | waru | yura-ltya-ku |
| Mann-ERG | sag-PRÄT | Holz | sammel-NOMLS-DAT |
- ('Der Mann trug ihm auf, Feuerholz zu sammeln.')

Der Unterschied, der zwischen (1) und (2a) – (2c) einerseits und (3) und (4) andererseits besteht, ist mehr als augenfällig: (1) und (2a) – (2c) einerseits und (3) und (4) andererseits miteinander zu konfrontieren, heißt – das wird man ohne weiteres sagen können – in der Tat, theoretische Aussagen mit empirischen Aussagen zu konfrontieren. Dabei ist herauszustellen, dass die empirischen Aussagen eine interne Struktur haben, die sehr wohl zu beachten ist. Die peripheren Elemente von (3) und (4) sind mit jeweils ersten und vierten Zeile gegeben: der Sprachename und der aufmerksamkeitssteuernde Klammersausdruck und die Übersetzung mögen von praktischen Nutzen sein, aber systematisch tragen sie erkenntlich nichts aus. Das zentrale Element von (3) und (4) ist durch die jeweils zweite und dritte Zeile gegeben. Eine empirische Aussage – oder, um hier zu terminologisieren, ein (linguistisches) *Datum* – besteht somit aus einem sprachlichen *Faktum* und einer (grammatischen) *Annotation* dieses Faktums. Das Faktum ist ein sprachliches Gebilde, an dessen Wohlgeformtheit vernünftigerweise keine Zweifel geltend gemacht werden können; die Sichtung der Fakten beruht insofern auf vorgängigen – impliziten oder expliziten, direkten oder indirekten – *Grammatizitätsbewertungen*.⁴⁹ Natürlich ist es im Prinzip möglich, das Faktenspektrum – relativ zu einschlägigen Grammatizitätsbewertungen – zu erweitern und nicht nur positive Grammatizitätsfälle, sondern auch negative Grammatizitätsfälle und Fälle unsicherer Grammatizität zu dokumentieren – also sprachliche Ausdrücke mit aufzuführen, deren Nicht-Wohlgeformtheit vollständig außer Zweifel steht, und sprachliche Ausdrücke, deren Wohlgeformtheit ebenso unsicher ist wie ihre Nicht-Wohlgeformtheit. Das Faktenspektrum kann also weiter gefasst werden, als (3) und (4) vielleicht anzunehmen nahelegen – aber auch dieses weiter gefasste Faktenspektrum bedarf der Annotation: erst durch die Annotation werden aus Fakten Daten. Denn die Annotation ist es, die das den Fakten inhärente Instanzierungspotential freisetzt, von dem zuvor die Rede war – annotierte Fakten sind (partiell) verstandene, nicht aber blind gesammelte Fakten. Daten sind demzufolge annotativ aufgearbeitete Fakten. Die Annotation macht nackte Tatsachen zu strukturierten Tatsachen.

Nach diesen Vorbereitungen lässt sich offenbar sinnvoll fragen, wie sich Aussagen von der Art der in (1) und (2a) – (2c) mitgeteilten Aussagen im Lichte von Daten wie den in (3) und (4) mitgeteilten Daten ausnehmen. Wohlgemerkt: die Frage ist *nicht*, wie sich (1) und (2a) – (2c) einerseits und (3) und (4) andererseits zueinander verhalten – die Frage ist, welche Beziehungen zwischen den Aussagen des einen Typs und den Aussagen des anderen Typs bestehen. Die Antwort auf diese Frage ist evident, und sie ist negativ: zwischen den Aussagen der beiden Arten bestehen überhaupt keine Beziehungen. Die Aussagen in (3) und (4) sind weder potentielle Verifikatoren noch potentielle Falsifikatoren für Aussagen wie (1) und (2a) – (2b), denn das, was sie an Instanzierungspotential freisetzen, steht nicht in Beziehung zu dem, was den empirischen Gehalt der Domänenaussage und der Durchlässigkeitsaussagen ausmacht. Eine solche Beziehung kann es auch gar nicht geben: die Daten, die mit (3) und (4) zur Verfügung gestellt werden, sind einfach bei weitem zu grob, um für eine empirische Überprüfung einer so hochstufigen Theorie wie der, zu der die Aussagen in (1) und (2a) – (2c) gehören, herangezogen werden zu können – so grobe Aussagen wie die in (3) und (4) *können* keine Überprüfungsinstanzen für hochstufige Theorien sein. Für derartige Überprüfungs-zwecke ist die

Tat nicht gezweifelt werden kann (persönliche Mitteilungen). Ob in dieser Komplementaritätsbehauptung implizit eine Ungleichgewichtung von theoretischer und empirischer Linguistik enthalten ist, die letztere gegenüber der ersteren auszeichnet, kann hier nicht zur Debatte gestellt werden.

⁴⁹ Grammatizitätsbewertungen sind im übrigen eine unverzichtbare und unhintergehbare Basis der linguistischen Arbeit. – Es soll hier kein Versuch gemacht werden, diese Binsewahrheit auf weitläufige Art zu begründen.

annotativ bereitgestellte grammatische Information nicht fein, nicht subtil genug.⁵⁰ Sie ist – streng genommen – nicht einmal verständlich, denn für die Sprache, in der die Annotationen formuliert sind – die Majuskel/Minuskel-Sprache, kurz: die MM-Sprache, wie sie aus naheliegenden Gründen genannt werden soll –, ist weder eine Syntax noch eine Semantik erklärt. Das heißt: es ist im Grunde genommen unklar, wie die Sätze der MM-Sprache – die jeweils dritte Zeile in (3) und (4) beinhaltet einen solchen Satz – zu bilden sind und was sie bedeuten; sie sind – strikt genommen – genauso unverständlich wie die Ausdrücke, die in einem uninterpretierten Kalkül gebildet werden können. Allerdings sind sie nicht in gleicher Weise wohlgeformt wie solche Kalkülausdrücke. Wenn die Ausdrücke der MM-Sprache dessen unerachtet gleichwohl verstanden werden, so deshalb, weil die Annotationstradition der Grammatiker, die sich der lateinischen Schulgrammatik verdankt, eine spezielle Möglichkeit des Verstehens dieser Ausdrücke nahelegt, derzufolge die MM-Ausdrücke sich semantisch so verhalten, wie undefinierte Grundbegriffe sich verhalten. Das auf der Basis dieser Verstehensmöglichkeit – also auf der Basis der aus undefinierten Grundbegriffen aufgebauten lateinischen Schulgrammatik – eine Überprüfung von hochstufigen Theorien nicht möglich, sollte trivialerweise klar sein.⁵¹ Und das heißt, dass eine linguistische Empirie, die sich in der Produktion von Aussagen wie den in (3) und (4) angegebenen erschöpft, nicht zu leisten vermag, was sie aus Signifikanzgründen heraus leisten muss.

Dieser Befund über die linguistische Empirie ist zweifellos negativ. Aber gerade in dieser seiner Negativität macht er sehr deutlich, wie die linguistische Empirie so weiter zu entwickeln ist, dass sie elementaren Signifikanzforderungen gerecht zu werden vermag. Denn die Resultante, die hier zu ziehen ist, ist ganz klar: die Annotationssprache muss theoretisch angereichert werden. Und zwar muss sie so angereichert werden, dass Begriffe der zugrundeliegenden Theorie – natürlich nicht notwendigerweise *alle* Begriffe der Theorie, aber doch eine hinlänglich signifikante Teilmenge dieser Begriffe – sich in der Annotationssprache wiederfinden: nur wenn diese Bedingung erfüllt ist, können die beigebrachten Daten eine verifizierende oder falsifizierende Funktion haben. Diese die Signifikanz der Daten garantierende Bedingung ist in den empirischen Untersuchungen, die im Rahmen des (P&P)-Modells selbst vorgenommen werden, *ipso facto*, also geradezu trivialerweise erfüllt. Man betrachte hier die in (5a) und (5b) angegebenen Daten, die die Struktur von *dass*-Sätzen im Deutschen betreffen:

(5a) [_S · dass [_S ... δ ...]]

(5b) [_S · δ dass [_S ...]]

⁵⁰ Es ist eben so, wie Ekkehard König – selbst ein prominenter Sprachtypologe – sagte (persönliche Mitteilung): die – ja durchaus verdienstvolle – typologische Forschung erlaubt eine erste empirische Groborientierung – aber mehr gibt sie nicht her. Mit hochstufigen Theorien konfrontiert erweist sie sich als irrelevant. Allerdings sollte man eine solche Konfrontation vermeiden – Daten, die nicht zum Zwecke der Überprüfung hochstufiger Theorien, sondern für die Zwecke einer ersten Groborientierung aufbereitet wurden, entgegen dieser ihrer Zweckbestimmung zur Überprüfung hochstufiger Theorien zu verwenden ist wohl kaum der Ausdruck einer sonderlichen methodologischen Vernunft. (Der auch zu beobachtende – gar nicht einmal seltene – Versuch, solche Daten und die typologische Forschung, die zu diesen Daten führt, gegen hochstufige Theorien, wie sie durch das (P&P)-Modell gegeben sind, *kritisch zu wenden und auszuspielen*, soll hier nicht weiter kommentiert werden. Denn dieser Versuch verdient keinen Kommentar: er ist auf Grund seiner unbeschreiblichen Albernheit zum Scheitern verurteilt.)

⁵¹ Auch in hochstufigen Theorien wie etwa denen, die durch das (P&P)-Modell gegeben sind, sind neben definierten Begriffen und Theoremen selbstverständlich auch undefinierte Grundbegriffe nachzuweisen. Begriffe etwa wie „Nominalität“ und „Verbalität“ sind solche Begriffe. Verschiedene Sprecher der MM-Sprache – Sprecher kritischen Geistes, natürlich – haben daraus kurzum den Schluss gezogen – und es geschickt verstanden zu verdrängen, dass dieser Kurzschluss ein Fehlschluss ist –, das (P&P)-Modell sei in der lateinischen Schulgrammatik begründet und bestünde nur aus undefinierten Grundbegriffen. Aber nicht dieser Kurzschluss beziehungsweise Fehlschluss ist das Bemerkenswerte – obwohl man es sehr wohl für beachtlich halten kann, wenn die lateinische Schulgrammatik als der Ursprung von Begriffen wie „Parameter“, „Dynastie“, „Pfadbedingung“, usf. und wohl überhaupt als der Ursprung aller grammatischen Dinge angesehen wird. Aber all dies mag noch angehen – zu den wirklichen Grotesken der linguistischen Diskussion aber zählt es, dass kritische Geister, deren Sprache ohne die Tradition der lateinischen Schulgrammatik ganz und gar unverständlich wäre, gegen das (P&P)-Modell der Grammatik einwenden, dass es eben der Tradition verpflichtet sei, der sie selbst nachweislich verpflichtet sind. Wenn schon, denn schon – dann wenigstens gleiche Traditionsrechte für alle.

Es ist offensichtlich, dass (5a) und (5b) in der Sprache des (P&P)-Modells formuliert sind, wobei klar ist – oder klar sein sollte –, dass die in (5a), (5b) verwendeten Begriffe – „S“, „[„ „],“, und die Variable „ δ “, sowie einige andere entsprechend verwendete Begriffe – im Rahmen dieses Modells präzise expliziert sind. Es dürfte auch klar sein, dass sich aus (1) ableiten lässt, dass es Tatbestände wie die in (5a) und (5b) angeführten – sowie einige andere, noch zu besprechende Tatbestände – im Deutschen gibt, und dass sich auf der Basis von (1) erklären lässt, warum es diese von der Theorie vorausgesagten Tatbestände geben kann. – Um hier etwas genauer zu sein: mit der ersten Bedingung in (1) ist *erstens* festgestellt, dass die sogenannte lange Bewegung aus *dass*-Sätzen im Deutschen möglich ist, falls V ein Brückenverb vom Typ I lexikalisch dominiert, und *zweitens* ist mit dieser Bedingung festgestellt, dass diese Bewegung unabhängig davon möglich ist, ob die in (5a) angegebene oder die in (5b) angegebene Konstellation vorliegt. Ersichtlich bestätigen die verfügbaren Fakten die Theorie – aber dieser Tatbestand ist im hier verhandelten Zusammenhang nicht von Bedeutung: entscheidend ist, dass (1) einerseits und (5a), (5b) andererseits in einer erklärten Beziehung zueinander stehen, und dass *deshalb* eine empirische Überprüfung der Theorie in (1) auf der Basis von Tatbeständen wie den in (5a), (5b) angeführten möglich ist. – Die zweite in (1) angeführte Bedingung besagt, dass die COMP-zu-COMP-Bewegung im Deutschen syntaktisch möglich ist; der in (6) repräsentierte Tatbestand dokumentiert, dass diese Strukturierungsprognose sehr wohl zutrifft:

(6) Wen meinst du [_S t' _i hat_j [_S Peter t_i getroffen t_j]]

Die dritte in (1) angeführte Bedingung ist etwas komplexer als die beiden zuvor besprochenen Bedingungen aus (1). Sie bezieht sich auf die Möglichkeit, *Wh*-Elemente durch Skopusindikatoren in COMP zu binden. Hier ist zunächst festzustellen, dass Voraussetzung für diese Bindungsmöglichkeit die Existenz eines Brückenverbs nicht vom Typ I, sondern von Typ II ist. Dies trägt dem empirisch ohne weiteres nachweisbaren Tatbestand Rechnung, dass der hier in Rede stehende Skopusindikator *was* nicht über beliebige Verben, auch nicht über beliebige Brückenverben hinweg binden kann. Damit wird auf der Basis der dritten Bedingung der Grammatizitätskontrast zwischen (7a) und (7b) erklärbar:

(7a) *Was bist du der Meinung, wer kommen wird?

(7b) Was meinst Du, wer kommen wird?

Das abhängige Element *wer* ist in seiner Domäne nicht skopusgebunden: da N nicht als Regens von β fungieren kann, kann es für *wer* keine Domänenerweiterung geben. Diese Domänenerweiterung wird in (7a) jedoch entgegen der dritten Bedingung vorgenommen; damit aber resultiert die Ungrammatizität von (7a). Im Unterschied dazu ist der nicht-domänenerweiterte, also der dritten Bedingung in (1) genügende Satz in (7b) auf unproblematische und transparente Art grammatisch im Deutschen.

Dieser Befund scheint jedoch problematisiert werden zu können, und dies deshalb, weil die dritte Bedingung in (1) auch mit der Möglichkeit einer zweifachen Domänenerweiterung konsistent ist. Demzufolge ist der nachfolgend in (8) mitgeteilte Satz als grammatisch wohlgeformt im Deutschen zu betrachten:

(8) Was glaubst du denn, dass Peter gesagt hat, wer gekommen ist?

Dieser Grammatizitätsbefund resultiert deshalb, weil *dass Peter gesagt hat, wer gekommen ist* zweifelsfrei eine Domäne von *wer* ist. Wegen der ersten Bedingung und wegen des unbestreitbaren Brückenverbstatus von *glauben* ist damit auch der gesamte Satz eine Domäne von *wer*. Folglich ist der Satz in (8) vollgrammatisch im Deutschen.

Dennoch gibt es nachweislich Sprecher/Hörer des Deutschen, denen es schwerfällt, den in (8) angeführten Satz als einen vollgrammatischen Satz einzustufen. Ihrer Auffassung zufolge ist der in (9) angeführte Satz grammatisch bei weitem optimaler konstruiert als der in (8) angeführte Satz:

(9) Was glaubst du denn, was Peter gesagt hat, wer gekommen ist?

Aber dieser Optimalitätsbefund – der, wie sich zeigen wird, durchaus *kein* Grammatizitätsbefund ist – lässt sich sehr wohl erklären, und zwar, vielleicht entgegen vorgängigen Erwartungen, gerade auf der Basis von (1). Denn (9) instanziiert eine andere Art von Domänenenerweiterung als (8). In (9) treten die Skopusbinder im jeweils übergeordneten Satz auf: *wer* ist von *was* gebunden, und *was* wiederum ist vom *was* im Wurzelsatz gebunden. Die Dynastie der Domänenenerweiterungen, die der Satz in (9) instanziiert, enthält somit nur einelementige Elemente; das heißt: keine der Domänenenerweiterungen, die die Dynastie ausmachen, führt über genau ein Brückenverb hinaus. Die Dynastie ist somit, weil sie diese Einelementigkeitsbedingung – kurz: die E-Bedingung – erfüllt, eine *strukturierte* Dynastie. (8) dagegen instanziiert eine *unstrukturierte* Dynastie, denn der Satz in (8) erfüllt die E-Bedingung nicht, da *wer* in (8) zwei Domänenenerweiterungen erfordert. Die Domänenenerweiterung in (8) überschreitet somit zwangsläufig die Grenze, die durch *ein* Brückenverb gezogen wird. Dies – nämlich die Unstrukturiertheit der in (8) instanziierten Domänenenerweiterung – ist der Grund dafür, dass (8) weniger akzeptabel ist als (9). Aber Akzeptabilität ist etwas anderes als Grammatizität: aus dem Umstand, dass (9) akzeptabler als (8) ist, folgt nicht, dass (8) im Gegensatz zu (9) ungrammatisch ist – Sätze, die in gleicher Weise vollgrammatisch sind, können sehr wohl in unterschiedlichen Graden akzeptabel sein. Eben diesen wohlbekanntem Tatbestand führen die in (8) und (9) angeführten Sätze erneut vor Augen. Der Grund dafür, dass (8) im Gegensatz zu (9) inakzeptabel, zumindest aber weitaus inakzeptabler als (9) ist, resultiert dabei – wie gezeigt – aus dem Umstand, dass (8) strukturell der E-Bedingung nicht genügt. Aber die E-Bedingung ist *keine grammatische* Bedingung, und mithin ist auch der in (8) angeführte Satz unerachtet seiner geringen Akzeptabilität ein vollgrammatischer Satz des Deutschen. Dass die E-Bedingung keine grammatische Bedingung ist, besagt jedoch nicht, dass die E-Bedingung keinen systematischen Ort im Netz der linguistischen Theorien hat: es dürfte wohl unmittelbar einsichtig sein, dass die E-Bedingung ihren (hier nicht weiter zu spezifizierenden) systematischen Ort im Rahmen der Theorie der Sprachverarbeitung hat (eine strukturierte Dynastie dürfte sowohl analyseoptimaler als auch syntheseoptimaler als eine unstrukturierte Dynastie sein, und dieser Aspekt ist für eine Theorie der Sprachanalyse und Sprachsynthese von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung). Unmittelbar einsichtig dürfte auch sein, dass die E-Bedingung für die Stilistik relevant ist, denn der Satz in (9) ist unter stilistischen Aspekten sicher wohlgeformter als der in (8) angeführte Satz (und dieser stilistische Befund wiederum ist evidentermaßen auch für die Theorie der Sprachperzeption und Sprachproduktion einschlägig). – Zusammenfassend gesagt: die empirische Forschung, die im Rahmen des (P&P)-Modells der UG betrieben werden kann und betrieben wird, führt in der Tat zur Erhebung instanziiierender und genau deshalb signifikanter Daten. Relativ zu ihnen wird das möglich, was die in der MM-Sprache formulierten Befunde nicht ermöglichen: nämlich die kritische Überprüfung von grammatischen Aussagen, insbesondere natürlich von grammatischen Allaussagen.⁵² Überdies erlaubt die – kurz gesagt – (P&P)-Empirie die Erhebung von Befunden, die über den im strengen Sinn grammatischen Bereich von Relevanz sind. Die Betrachtung der E-Bedingung dürfte deutlich gemacht haben, auf welche Art die (P&P)-Empirie diesen Schritt sozusagen über sich selbst hinaus zu tun ermöglicht. Insofern erfüllt die (P&P)-Empirie sehr wohl die Bedingungen, die – unter allgemeinen, methodologischen Gesichtspunkten – an die empirische Forschung zu stellen sind, und die üblicherweise auch an sie gestellt werden.

⁵² Gegen diesen Befund dürfte von Typologen bestimmter Provenienz eingewendet werden, dass er nicht stichhaltig sein könne, weil er nicht auch im Zuge der Untersuchung von von den europäischen Sprachen stark verschiedenen Sprachen unter Beweis gestellt sei. Nun ist sicher einzuräumen, dass die im Text gelieferte Beispielanalyse nur dem Deutschen – also einer europäischen Sprache – gilt – aber ebensowohl ist natürlich eine domänentheoretische Analyse des Cayuga oder einer beliebigen anderen sogenannten exotischen Sprache möglich. Ferner verhält es sich dem (P&P)-Modell der UG zufolge so, dass *alle* natürlichen Sprachen grammatisch Realisationsvarianten der nämlichen, durch die UG determinierten Struktur sind. Falls diese Hypothese zutrifft – und nach allem derzeit verfügbaren, nicht nur linguistischen Wissen trifft sie zu –, büßt die unter strukturellen Aspekten ins Werk gesetzte Untersuchung von Sprachverschiedenheiten ohnehin viel von dem falsifikatorischen (oder verifikatorischen) Potential ein: die strukturellen Sprachverschiedenheiten *können* gar nicht so groß sein, dass ihnen die Bedeutung zukommt, die ihnen von denen, die ein sehr spezielles Verständnis von Sprachtypologie haben, in deskriptiver und explanatorischer Hinsicht beigemessen wird. Befreit man ferner – wie es unerlässlich ist – das Problem der Sprachverschiedenheit vom Ballast der mystifizierenden Whorf-Hypothese, erweist sich dieses Problem als eines unter vielen linguistischen Problemen, dem nicht mehr Gewicht zukommt, als anderen linguistischen Problemen auch zukommt. Das Problem ist dann normalisiert – und es muss normalisiert werden, wenn es so bearbeitet werden soll, dass signifikante Ergebnisse erzielt werden können.

Ziel dieses Abschnittes war es, eine erste, notwendigerweise grobe Antwort auf die Frage zu geben, ob die empirische Linguistik in gleicher Weise wie die theoretische Linguistik Fortschritte erzielt hat. Die Antwort auf diese Frage muss, wie die voranstehenden Betrachtungen gezeigt haben sollten, wohl positiv ausfallen: der Weg, der von den in der MM-Sprache formulierten empirischen Befunden zur (P&P)-Empirie führte, ist ein Weg, der zum Fortschritt in der linguistischen Empirie führte.⁵³ Dieser Fortschritt besteht darin, dass – um das dieser Studie vorangestellte Schiller-Zitat zu variieren – eine naive linguistische Empirie in eine sentimentalische linguistische Empirie transformiert wurde.⁵⁴ Weitere Fortschritte dieser Art werden sich erzielen lassen, wenn dieser Transformationsprozess fortgesetzt wird – etwa durch die weitere Subtilisierung und Systematisierung der (P&P)-Empirie. Dass diese Subtilisierung und Systematisierung möglich ist, steht außer Frage – *wie* sie möglich wird, steht hier jedoch nicht zur Debatte. Denn zur Debatte steht hier, ob diese Systematisierung und Subtilisierung *ausreicht*, um die linguistische empirische Forschung so betreiben zu können, dass *alle* die Probleme, die fraglos einer detaillierten Untersuchung bedürfen, der auch empirischen Forschung zugänglich sind. Der folgende Abschnitt beinhaltet den Versuch, auf diese Frage eine zumindest in erster Näherung zureichende Antwort zu geben.

IV

Die von Kamp (1981) begründete Diskursrepräsentationstheorie (DRT) gilt als eine der avanciertesten semantischen Theorien. Diese Einschätzung der DRT gründet sich nicht zuletzt darauf, dass es im Rahmen der DRT – im Gegensatz zu anderen Semantiken – möglich ist, nicht nur die Bedeutung von Sätzen, sondern auch die Bedeutung von Texten zu repräsentieren. Mithin ist es im DRT-Rahmen möglich, beispielsweise den in (10) angegebenen Text – bei dem es sich sozusagen um eine textualisierte – und dramatisierte – Variante eines der von Geach (1962) ins Spiel gebrachten Esel-Sätze handelt – semantisch zu repräsentieren:

(10) Ein Mann liebt eine Frau. Sie hasst ihn.

Den Satz in (10) semantisch zu repräsentieren, heißt – im Gegensatz zu gängigen Auffassungen – nicht nur, die anaphorischen Relationen zu repräsentieren, die zwischen den beiden Sätzen bestehen, die den Text ausmachen. Der Satz in (10) instanziiert eine – durch den Punkt markierte – parataktische Satzverknüpfung. Die Parataxe ist wohl unterschieden von der Implikation und insbesondere von der ihr in vielen Hinsichten ähnlichen konjunktiven Satzkoordination. Entsprechend ist der Text in (10) auf nicht-triviale Art strukturverschieden von dem Satz in (11):

(11) Ein Mann liebt eine Frau, und sie hasst ihn.

Es erübrigt sich in diesem Zusammenhang, die zwischen dem Text in (10) und dem Satz in (11) bestehenden grammatisch-strukturell bestehenden Unterschiede genauer zu explizieren – die Probleme, um die es hier geht, können unabhängig von ihnen thematisiert werden. Bei diesen Problemen handelt es sich um Repräsentationsprobleme – zur Debatte steht hier also primär, wie der Text in (10) innerhalb der DRT repräsentiert werden kann. Und diese Frage scheint ohne weiteres beantwortbar zu sein: im Rahmen der DRT, wie sie von Kamp (1981) ursprünglich konzipiert war – im Rahmen der Standard-DRT (DRT-S) –, wird dem Text auf der Ebene der Boxen die in (12) angegebene, in einer üblich gewordenen linearen Notation niedergelegte semantische Repräsentation zugeordnet:

(12) $[u_1, u_2 \mid \text{Mann } u_1, \text{ Frau } u_2, u_1 \text{ liebt } u_2, u_2 \text{ hasst } u_1]$

⁵³ Der Verweis auf die (P&P)-Empirie ist hier – obwohl die Sprache, in der speziell dieser Abschnitt abgefasst wurde, im wesentlichen die Sprache des (P&P)-Modells ist – nicht absolut, sondern exemplarisch zu nehmen: was für die (P&P)-Empirie gilt, gilt in entsprechender Weise auch für die linguistische Empirie, die unter den Vorzeichen anderer grammatischer Theorien – etwa der HPSG, der LFG, der DRT, um nur einige wenige zu nennen – ins Werk gesetzt wurden.

⁵⁴ Die Einsicht, dass die Schillersche Dichtungstheorie von erheblicher Relevanz für die Methodologie der Linguistik ist, geht auf Wolfgang Klein zurück.

(12) stellt unmittelbar vor Augen, dass im DRT-S Rahmen die zwischen den beiden Sätzen des Textes bestehenden anaphorischen Relationen zwar korrekt repräsentiert werden, aber die für den Text in (10) mit konstitutive parataktische Satzverknüpfung semantisch *nicht* repräsentiert wird: die beiden Sätze des Textes werden nicht separat voneinander semantisch repräsentiert und dann miteinander relationiert, sondern diese beiden Repräsentationen werden in (12) zu einer Repräsentation amalgamiert. Auch die konjunktive Koordination, die der Satz in (11) instanziiert, würde im übrigen durch dieses Amalgam semantisch repräsentiert: (12) ist das durch die DRT-S bereitgestellte Kodifikat sowohl der Bedeutung des Textes in (10) als auch des Satzes in (11). Man könnte versucht sein zu sagen, dass die DRT-S auf diese Art dem intuitiv einsichtigen Tatbestand Rechnung trägt, dass der Text in (10) und der Satz in (11) zwar strukturverschieden voneinander, aber semantisch miteinander äquivalent sind.

Man könnte aber auch versucht sein zu sagen, dass darin, dass in (12) die parataktische Struktur des Textes nicht repräsentiert ist, eine offenkundige Inadäquatheit der DRT-S zum Ausdruck kommt: (12) lässt den Text in (10) eben deshalb strukturell unterbestimmt, und diese Unterbestimmtheit macht die Inadäquatheit von (12) aus. Aber diese Unterbestimmtheit von (12) kann abgebaut werden, wenn man die DRT-S entsprechend modifiziert. Eine modifizierte, die repräsentationelle Unterbestimmtheit nicht enthaltende DRT-M ist relativ zu einem Ansatz möglich, den Groenendijk/Stokhof (1991) entwickelt haben. Dazu ist die DRT-Syntax zunächst um die in (13) angegebenen, elementaren Parataxenregeln zu erweitern:

(13a) $T \rightarrow T S$

(13b) $T \rightarrow S$

Die Regel in (13a) bringt zum Ausdruck, dass die Leistung der Parataxe im wesentlichen eine *Hinzufügensleistung* ist: indem einem Text T ein Satz S hinzugefügt wird, wird ein Text erzeugt. – Es ist wohlbekannt, dass jeder Satz auch als Text fungieren kann – die *Anhebungsregel* in (13b) bringt eben diese Einsicht zum Ausdruck.

Der Aufbau der DRT-M macht es ferner erforderlich, die Formationsregeln der Boxensprache um die in (14a) angegebene Regel zu erweitern; die entsprechend dieser Regel gebildeten Ausdrücke der Boxensprache werden wie in (14b) angegeben semantisch interpretiert:

(14a) Wenn α, β Boxen sind, dann ist $\alpha \circ \beta$ eine Box.

(14b) $[[\alpha \circ \beta]] = \{ \langle a, a' \rangle \mid \exists a'' (\langle a, a'' \rangle \in [[\alpha]] \wedge \langle a'', a' \rangle \in [[\beta]]) \}$

Der Sinn dieser Modifikation ist klar: mit (14a) und (14b) verfügt die DRT-M – im Gegensatz zur DRT-S – über den Mechanismus der Relationenkomposition. Vermöge dieses Mechanismus und der in (13a) und (13b) vorgenommenen Syntaxerweiterung ordnet die DRT-M dem in (10) angegebenen Text die nachfolgend in (15) aufgeführte Struktur zu:

(15) ${}_T \{A\} [{}_T [{}_S \{B\}] {}_S \{C\}]$, mit:

1. $\{A\} = [u_1, u_2 \mid \text{Mann } u_1, \text{ Frau } u_2, u_1 \text{ liebt } u_2, u_2 \text{ haßt } u_1]$

2. $\{B\} = [u_1, u_2 \mid \text{Mann } u_1, \text{ Frau } u_2, u_1 \text{ liebt } u_2]$

3. $\{C\} = [\mid u_2 \text{ haßt } u_1]$

Ersichtlich weist (15) die Unterbestimmtheit, die (12) kritisch attestiert wurde, nicht auf: durch die Klammerung mit eckigen Klammern im ersten Teil von (15), die konform mit den Regeln in (14) ist, wird die parataktische Struktur von (10) abgebildet – der Text besteht aus zwei Sätzen, die miteinander zu einem Text verknüpft werden; entsprechend muss es repräsentierende Boxen geben, die in einer dritten Box integriert sind, und diese Bedingung ist mit den $\{A\}, \{B\}, \{C\}$ -Annotationen der Kategoriensymbole erfüllt. Insofern scheint mit dem Übergang von DRT-S zu DRT-M ein DRT-internes Problem gelöst zu sein, und in einer gewissen Hinsicht ist dies durchaus der Fall. Gleichzeitig verhält es sich aber auch so, dass mit der Modifikation der DRT-S und dem Modifikationsresultat DRT-M ein DRT-externes Problem erzeugt wurde, das für die hier thematisierten Probleme – die Empirizitätsprobleme der Linguistik – hochgradig einschlägig und, vor allem, hochgradig gewichtig ist. Warum dies so ist, dürfte unmittelbar einsichtig werden, wenn man die zuvor besprochenen DRT-

Probleme in einer etwas anderen Terminologie rekonstruiert und die zuvor erzielten DRT-Resultate unter einem Aspekt betrachtet, der bislang noch nicht ins Blickfeld gerückt ist.

Die zuvor getroffene und unter Beweis gestellte Feststellung, dass im Rahmen der DRT-S die interne Struktur parataktischer Verknüpfungen nicht repräsentiert werden kann, geht natürlich konform mit der allgemeineren Feststellung, dass die DRT-S eine *nicht-kompositionelle* Theorie ist – also eine Theorie, die dem Frege-Prinzip nicht genügt. Die Nicht-Kompositionalität der DRT-S ist nicht auf die Parataxe beschränkt: die Ausführungen zu (12) dürften deutlich gemacht haben, dass auch die konjunktive Koordination im Rahmen der DRT-S nicht kompositionell abgehandelt werden kann. Die DRT-S ist somit eine systematisch nicht-kompositionelle Theorie. Dagegen genügt die DRT-M sehr wohl dem Frege-Prinzip – der Sinn der Modifikationen, die zur DRT-M geführt haben, besteht geradezu darin, eine kompositionelle Behandlung der Parataxe zu ermöglichen.⁵⁵ Wer DRT-S und DRT-M miteinander vergleicht, vergleicht also eine nicht-kompositionelle und eine kompositionelle Semantik miteinander. Wer versucht, eine begründete Entscheidung zwischen DRT-S und DRT-M herbeizuführen, versucht mithin, eine Entscheidung zwischen einer nicht-kompositionellen Theorie und einer kompositionellen Theorie begründet zu treffen.

Dieser Versuch ist einer besonderen Schwierigkeit ausgesetzt. Diese Schwierigkeit ergibt sich deshalb, weil DRT-S und DRT-M nachweislich schwach äquivalent miteinander sind, im technischen Sinn dieses Begriffs: die Fakten und Daten, die im DRT-S-Rahmen abgehandelt werden können, können auch im DRT-M-Rahmen abgehandelt werden, und umgekehrt – DRT-S und DRT-M repräsentieren dieselben Daten auf unterschiedliche Art. Das aber heißt – und eben dies macht die zuvor angedeutete Schwierigkeit aus –, *dass die Entscheidung zwischen DRT-S und DRT-M nicht im Rekurs auf die empirischen Daten gefällt werden kann, denn die Daten, mit denen die DRT-S kompatibel ist, sind eben die Daten, mit denen auch die DRT-M kompatibel ist, und umgekehrt*. Eine Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie – und eine Empirie dieses Typs ist immerhin die avancierteste Empirie, die der Linguistik zu Gebote steht – reicht also nicht aus, um die Konkurrenz zwischen DRT-S und DRT-M begründet entscheiden zu können. Und eine Unentscheidbarkeit dieser Art – eine empirische Unentscheidbarkeit – ist selbstverständlich nicht nur dann gegeben, wenn die genannten beiden DRT-Versionen zur Debatte stehen: sie ist immer dann gegeben, *wenn irgendzwei schwach miteinander äquivalente Theorien zur Debatte stehen*. Sie ist dann gegeben, wenn projektive und nicht-projektive Grammatiken miteinander konfrontiert werden; sie ist dann gegeben, wenn einstufige und mehrstufige Semantiken miteinander konfrontiert werden. Fälle dieser Art aber sind notorisch, weil das Auftreten schwacher Äquivalenzen notorisch ist – der Tatbestand, dass zwischen Theorien oder Annahmensystemen nicht empirisch, im Rekurs auf die Daten, entschieden werden kann, ist Bestandteil des linguistischen Alltags. Das aber heißt, dass es ein ganz alltägliches Phänomen ist, dass die linguistische Empirie – eine Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie – an ihre Grenzen kommt. Die am Schluss des letzten Abschnitts gestellte Frage, ob alle relevanten Probleme der Linguistik einer empirischen Forschung dieses Typs zugänglich sind, hat damit eine Antwort gefunden, und diese Antwort ist negativ: es gibt zahlreiche relevante linguistische Probleme, die außerhalb der Reichweite einer Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie, also außerhalb der Reichweite einer nicht-naiven, sondern sehr wohl sentimentalischen linguistischen Empirie liegen.

Die Einsicht in diesen Tatbestand hat natürlich nicht dazu geführt, dass von Versuchen, Theoriekonkurrenzen wie etwa die Konkurrenz zwischen DRT-S und DRT-M zu entscheiden, Abstand genommen wurde. Aber diese Versuche wurden, da sie sich mit empirischen Mitteln nicht durchführen ließen, nicht-empirisch ins Werk gesetzt. Insbesondere wurde versucht, die Entscheidung einer solchen Konkurrenz unter Bezugnahme auf methodologische Prinzipien zu ermöglichen: von irgendzwei schwach miteinander äquivalenten, aber miteinander konkurrierenden Theorien sollte diejenige Theorie ausgezeichnet werden, die einfacher, allgemeiner, erklärungsstärker, falsifikationsdefinit, ... , prognostisch stärker als die andere an der Konkurrenz beteiligte Theorie ist. Es soll hier nicht in Abrede gestellt werden, dass auf der Basis dieses Ansatzes Theoriekonkurrenzen entschieden worden sind – aber dabei ist doch herauszustellen, dass es sich allen diesen

⁵⁵ Groenendijk/Stokhof (1991) haben gezeigt, dass auch die konjunktive Koordination im Rahmen einer modifizierten DRT – nämlich im Rahmen einer als dynamische Prädikatenlogik aufgebauten DRT – kompositionell abgehandelt werden kann. Der Preis, den Groenendijk und Stokhof dafür, sich dieser Möglichkeit versichern zu können, entrichten müssen, ist allerdings vergleichsweise hoch, denn sie sind dazu gezwungen, einen Nicht-Standard-Existenzquantor, der über seinen syntaktischen Bereich hinaus bindet, einführen zu müssen. Damit büßt die dynamische Prädikatenlogik zweifellos einiges von ihrer Attraktivität ein.

Entscheidungen letztlich um intuitiv getroffene *ad hoc*-Entscheidungen handelte, und zwar sehr wohl um *methodologische ad hoc*-Entscheidungen. Denn Begriffe wie die zuvor exemplarisch angeführten sind – selbst in dieser ihrer schwachen, weil komparativen Fassung – keine systematisch und konsistent explizierten Begriffe; im Gegenteil: allen diesen Begriffen haftet eine hoffnungslose Vagheit an. Es gibt schlicht und einfach keine Metriken der Einfachheit, der Generalität, ... , der Prognosestärke, relativ zu denen methodologische Entscheidungen von Theoriekonkurrenzen sich systematisch entwickeln – also etwa aus einer Einfachheitsmetrik ableiten – lassen. Es mag eine intuitiv gebildete Vormeinung darüber geben, welche der beiden in Rede stehenden Theorien – die DRT-S oder die DRT-M – die einfachere Theorie ist – aber eine intuitiv gebildete Vormeinung ist etwas anderes als eine aus Prinzipien abgeleitete methodologische Entscheidung. Solche Ableitungen sind beim derzeitigen Stand der methodologischen Dinge schlicht und einfach nicht möglich. Das Schicksal, das ein wohlbekanntes und seinerzeit intensiv diskutiertes linguistisches Problem genommen hat, wirft ein Licht auf diesen Stand der Dinge. Chomsky (1965, 31) hat postuliert, dass eine erklärungsadäquate linguistische Theorie „a way of evaluating alternative proposed grammars“ eröffnen muss, und dies erfordert die „specification of a function m such that $m(i)$ is an integer associated with the grammar G_i as its value (with, let us say, lower value indicated by higher number)“. Es ist wohl bekannt, dass diese Bewertungsfunktion nie konstruiert worden ist – ihrer Konstruktion standen systematische, bislang nicht zu überwindende – und vielleicht grundsätzlich nicht zu überwindende – Schwierigkeiten entgegen (cf. Bar-Hillel (1964, 194 – 205) für eine Erörterung dieser Schwierigkeiten). Und das verdeutlicht wohl hinlänglich, dass es eine fundierte und produktive Methodologie der Theorienkomparation, die speziell auch eine begründete Entscheidung zwischen schwach miteinander äquivalenten Theorien ermöglicht, nicht gibt. Folglich kann die DRT-S/DRT-M-Konkurrenz auch nicht im Rekurs auf eine solche Methodologie entschieden werden; entsprechendes gilt für die anderen angeführten ähnlich gelagerten Fälle. Und selbst wenn es eine solche Methodologie gäbe, würde sie keine Antwort auf die Frage geben, die den empirischen Kern der DRT-S/DRT-M-Konkurrenz betrifft. Diese Frage lautet natürlich, ob die natürlichen Sprachen – die Sätze einer natürlichen Sprache – kompositionell oder nicht-kompositionell strukturiert sind – und diese Frage ist eine empirische Frage, auf die Rahmen einer Methodologie keine Antwort gegeben werden kann. Im Rahmen der Methodologie kann allenfalls die Frage entschieden werden, ob eine Theorie, die das Kompositionsprinzip respektiert, aus methodologischen Gründen heraus einer Theorie, die dem Frege-Prinzip nicht genügt, vorzuziehen ist, oder ob das Umgekehrte der Fall ist. Und die Entscheidung dieser Frage liefert natürlich keine Antwort auf die ganz anders gelagerte Frage, ob die Sätze einer natürlichen Sprache kompositionell oder nicht-kompositionell Größen sind. Wenn diese letztere Frage begründet beantwortet werden kann, erübrigt es sich offenkundig, das methodologische Problem überhaupt aufzuwerfen. Wenn sie dagegen nicht beantwortet werden kann, bleibt – um der Theorienkonkurrenz überhaupt Herr werden zu können – vielleicht in der Tat nur die Möglichkeit, Zuflucht zur Methodologie zu nehmen. Aber die methodologische Entscheidung der Theorienkonkurrenz besagt nichts über den empirischen Gehalt der konkurrierenden Theorien – sie tangiert, streng genommen, die Frage, ob die Sätze einer natürlichen Sprache kompositionell oder nicht-kompositionell strukturiert sind, letztlich überhaupt nicht. *Es gibt keine methodologischen Antworten auf empirische Fragen.*

Insofern ist es auch nicht sonderlich produktiv, wenn Groenendijk/Stokhof (1991) mit der These aufwarten, dass das Frege-Prinzip selbst ein methodologisches Prinzip sei. Sie nehmen damit der Frage nach der Geltung des Kompositionsprinzips jeglichen empirischen Gehalt. Insofern ist es nicht überflüssig, darauf zu verweisen, dass Groenendijk und Stokhof für diese ihre These, dass das Kompositionsprinzip eine methodologisches Prinzip sei, keinerlei Begründung liefern. Es dürfte auch mehr als nur schwer sein, eine solche Begründung beizubringen. Denn es ist überhaupt nicht einzusehen, warum das Kompositionsprinzip einen vollkommen anderen Status haben sollte als etwa das zuvor thematisierte Prinzip der Domänenenerweiterung, dessen empirischer Gehalt zweifelsfrei demonstriert werden kann. Einen entsprechenden Nachweis für die Nicht-Empirizität des Kompositionsprinzips – nur wenn er erbracht wird, ist ihre These überhaupt diskutabel – liefern Groenendijk und Stokhof, wie bereits gesagt, jedoch nicht.⁵⁶ Insofern hindert nichts daran, weiterhin –

⁵⁶ Auch in einer anderen Hinsicht üben sich Groenendijk/Sokhof (1991) in argumentativer Zurückhaltung. Sie optieren zwar für das Kompositionsprinzip, bringen für diese ihre Option jedoch keinerlei Gründe bei – auch keine methodologischen Gründe. Sie setzen somit schlicht und einfach voraus, dass eine das

und in Übereinstimmung mit der grammatischen Tradition – auf der Empirizität des Kompositionsprinzips zu insistieren. Und dies zu tun, heißt nichts anderes, als an der offenkundig gut ausweisbaren Auffassung festzuhalten, dass das Kompositionsprinzip und das Prinzip der Domänenenerweiterung statusgleiche Prinzipien sind.

Dennoch: wer an der Auffassung festhält, dass das Kompositionsprinzip ein empirisch gehaltvolles Prinzip ist, sieht sich dem für ihn misslichen Tatbestand konfrontiert, dass er nicht empirisch – nämlich im Rahmen einer Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie – demonstrieren kann, dass die kompositionelle DRT-M der nicht-kompositionellen DRT-S überlegen ist. Umgekehrt gilt allerdings auch, dass derjenige, der ein Prinzip der Nicht-Kompositionalität vertritt und ihm empirischen Gehalt attestiert, sich dem für ihn nicht minder misslichen Tatbestand konfrontiert sieht, dass er auf der Basis der sprachlichen Daten nicht demonstrieren kann, dass die nicht-kompositionelle DRT-S der kompositionellen DRT-M überlegen ist. Und angesichts dieser Sachlage kann man versucht sein, die Resultante zu ziehen, dass derjenige, der die Frage nach der Geltung des Kompositionsprinzips aufwirft, eine Frage aufwirft, die empirisch nicht entschieden werden kann.

Diesem Befund wird man zunächst einmal nichts entgegensetzen können: sofern sich die linguistische Empirie in einer Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie *erschöpft*, dann *ist* die Frage nach der Geltung des Kompositionsprinzips empirisch ebenso unentscheidbar wie die anderen zuvor genannten, dieser Frage vergleichbaren Fragen empirisch unentscheidbar sind.⁵⁷ Folglich bleibt zu überprüfen, ob der linguistischen Forschung in empirischer Hinsicht noch andere Verfahren als das Verfahren der Sammlung und Systematisierung von Daten zu Gebote stehen, und ob diese anderen Verfahren – wenn es sie denn geben sollte – es zumindest ermöglichen könnten, die Frage nach der Geltung des Kompositionsprinzips und die dieser Frage vergleichbaren Fragen empirisch zu beantworten.

Ambiguitätsprobleme sind notorische Probleme der Linguistik; insbesondere sind sie notorische Probleme der Semantik. Der in (16) angeführte Satz, der eine Objektlesart und eine instrumentelle Lesart aufweist, instanziiert eine solche Ambiguität:

(16) Max sah den Mann mit dem Fernglas

Die mit der Ambiguität dieses Satzes verbundenen Probleme – insbesondere die Probleme, die der Mechanismus der PP-Anbindung aufwirft – sind oftmals Gegenstand intensiver Untersuchung gewesen. Sie waren nicht nur Gegenstand strukturell-linguistischer Untersuchungen, die sowohl auf theoretischer Ebene als auch im Rahmen der rein linguistisch möglichen sentimentalischen Empirie ins Werk gesetzt wurden – sie waren auch und gerade Gegenstand von Untersuchungen psycholinguistischer und kognitionswissenschaftlicher Provenienz. Ziel dieser Untersuchungen, die – dem Ansatz der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaft entsprechend – im wesentlich *experimentell* angelegt waren, war es, die Mechanismen der *Verarbeitung* ambiger grammatischer Strukturen aufzudecken und insbesondere zu klären, unter welchen Bedingungen welche der beiden Lesarten des Satzes in (16) präferiert wird. Es besteht kein Anlass, daran zu zweifeln, dass diese Untersuchungen zum Erfolg geführt haben. Zum Erfolg geführt haben somit Untersuchungen, die im Gegensatz zu den auf die Erstellung von Datenkollektionen und die grammatische Qualifizierung der zusammengestellten Daten abzielenden Untersuchungen, die mit den Mitteln der sentimentalischen linguistischen Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie auf satzstruktureller Ebene durchgeführt wurden,

Kompositionsprinzip respektierende Theorie besser ist als eine Theorie, die das nicht tut. Das diese ihre Voraussetzung nicht gewissermaßen selbstevident ist, dürfte klar geworden sein. Entsprechend wird man einräumen müssen, dass sich das Votum von Groenendijk und Stokhof weniger der methodologischen Reflexion als vielmehr dem stillschweigenden Appell an die Autorität Freges verdankt. Ob dies – unerachtet der unstrittigen eminenten Verdienste Freges – mehr als nur eine Fortschreibung der semantischen Orthodoxie ist, sei hier dahingestellt.

⁵⁷ Man beachte, dass diese Unentscheidbarkeitsfeststellung keineswegs dazu herhalten kann, jene zuvor kritisierte, nicht-instanzierende, sich in der Anhäufung von Ausdrücken der MM-Sprache erschöpfende und nach den Worten des Dichters naive Empirie als eine bessere Empirie als die sentimentalische Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie zu erweisen. Denn relativ zu der sentimentalischen Empirie kann die Frage nach der Empirizität des Kompositionsprinzips zumindest sinnvoll gestellt, wenngleich nicht beantwortet werden. Die naive Empirie dagegen gestattet es nicht einmal, diese Frage sinnvoll zu stellen – sie ist auch in dieser Hinsicht der sentimentalischen Empirie hoffnungslos unterlegen.

die *Verarbeitungsmechanismen*, die die Sprecher/Hörer beim Sprachverstehen aktivieren, zum Gegenstand nehmen und so eine Antwort auf die Frage ermöglichen, wann ein Satz wie der in (12) strukturell wie verstanden wird. Angesichts dieses Ergebnisses ist es wohl durchaus nicht abwegig zu vermuten, dass es im Prinzip durchaus möglich ist, auf entsprechende Art – möglicherweise im Zuge einer einschlägigen Verfeinerung des experimentellen Instrumentariums – empirisch-experimentell entscheiden zu können, ob ein Text wie der in (10) mitgeteilte kompositionell oder nicht-kompositionell verstanden wird. Eine solche Beantwortung dieser Frage würde dann auch die Beantwortung einer Frage gestatten, die auf der linguistikintern allein zugänglichen Datenebene nicht beantwortet werden kann: die Frage nämlich, ob die DRT-S oder die DRT-M die adäquatere Theorie ist, ließe sich beantworten, und die dann mögliche Antwort wäre dadurch ausgezeichnet, dass sie *erstens* einen präzise abgebbaren kognitiven Gehalt hat, und dass sie *zweitens* experimentell, *also mit empirischen Mitteln erzielt worden ist*. Auf analoge Art müsste es dann im Prinzip möglich sein, die anderen zuvor genannten, mit dem Kompositionalitätsprinzip vergleichbaren und mit ihm in verschiedenen Hinsichten gleichwichtigen Probleme unter empirische Kontrolle zu bekommen. Allgemein gesagt: wenn die linguistikintern mögliche rein sprachbezogene Datenempirie mit der psycholinguistisch und kognitionswissenschaftlich möglichen *Verarbeitungsempirie* – oder genereller gesagt: der experimentell möglichen Sprecher/Hörer-Empirie – systematisch verkoppelt wird, wird es möglich sein, Probleme, die im Rekurs auf eine sprachbezogene Datenempirie empirisch unzugänglich bleiben, empirisch fundiert entscheiden zu können. – Noch anders gesagt: die linguistische Empirie muss sich nicht notwendigerweise in einer sentimentalischen Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie erschöpfen, sondern kann um eine nicht weniger sentimentalische Sprecher/Hörer-Empirie der skizzierten Art, also um eine Verarbeitungsempirie, systematisch angereichert werden. Vermöge dieser Anreicherung werden sich dann Probleme, die sich der empirischen Bearbeitung weitgehend entzogen haben, empirisch fundiert entscheiden lassen.

Natürlich sind die Feststellungen, die zuvor getroffen wurden, zunächst einmal rein programmatisch. Das Programm, das mit ihnen avisiert wurde, wird sich in dem Grade verwirklichen lassen, in dem es sich als möglich erweist, das experimentelle Potential der Sprecher/Hörer-Empirie zu ausdifferenzieren, dass nicht nur Lesarten-Experimente, sondern auch Kompositionalitäts-Experimente und ihnen vergleichbare Experimente möglich werden – Experimente also, die eine Problematik betreffen, die ungleich abstrakter ist, als es Lesarten-Probleme sein können. Das avisierte Programm ist also im Kern ein Ausdifferenzierungsprogramm. Es liegt auf der Hand, dass die Realisierung dieses Programms im wohlverstandenen Eigeninteresse der Psycholinguistik und der Kognitionswissenschaft, aber auch im wohlverstandenen Eigeninteresse der Linguistik selbst liegt. Der Versuch, dieses Programm zu realisieren, ist das, was zu erwarten ist. Die Annahme, dass dieser Versuch gelingen wird, ist angesichts der Potentiale, die die experimentell verfahrenende Sprecher/Hörer-Empirie bietet, eine nicht-spekulative, sondern eine aufs Äußerste realistische Annahme. Es ist eine aufs Äußerste realistische Annahme, dass die sprachbezogene Datenempirie, die sehr wohl sentimentalisch möglich ist, in eine noch ungleich sentimentalischere Sprecher/Hörer-Empirie integriert werden wird. Insofern ist es lediglich eine Frage der Zeit, wann sich hochgradig gewichtige Probleme der Linguistik, die dem empirischen Zugriff noch entzogen sind, sich empirisch bearbeiten und empirisch fundiert entscheiden lassen werden.

Es liegt auf der Hand, dass im Zuge der soeben angedeuteten, absehbaren Entwicklung die Linguistik selbst nicht unverändert bleiben kann. Sie wird nicht mehr wie bisher – in dieser Hinsicht noch immer dem Vorgang des Strukturalismus verhaftet – als reine Sprachwissenschaft, die die Sprachen und nur sie thematisiert, betrieben werden können. Die Linguistik wird, in Konsequenz der Realisierung des Ausdifferenzierungsprogrammes, immer auch Sprecher/Hörer-Wissenschaft sein. Auch – und gerade – in empirischer Hinsicht wird die Gleichung Linguistik = (Sprachwissenschaft + Sprecher/Hörer-Wissenschaft) gelten.

Der Weg, der mit dieser Gleichung markiert ist, ist theoretisch bereits vorgezeichnet; insofern kann man durchaus davon sprechen, dass der Weg, den die theoretische Linguistik genommen hat, und der Weg, den die empirische Linguistik nehmen wird, zusammenlaufen werden. Im Rahmen der theoretischen Linguistik ist es – implizit oder explizit – üblich geworden, Sprecher/Hörer als spezielle informationsverarbeitende Systeme zu betrachten, wobei unter einem informationsverarbeitenden System – *grosso modo* gesprochen – ein physikalisches Symbolsystem im Sinne von Newell/Simon (1976) zu verstehen ist. Natürlich zählt nicht nur die Untersuchung der internen Struktur eines solchen Systems – seiner Kompetenz, anders gesagt –, sondern auch die Untersuchung seines auf Grund eben

dieser Struktur möglichen Verarbeitungsverhaltens zu den Aufgaben der theoretischen Linguistik. Es ist hier nicht der Ort, die diversen Problemstellungen und Lösungsansätze zu thematisieren, die im Zuge solcher Untersuchungen anfallen.⁵⁸ Dennoch dürfte es offenkundig sein, dass diese Untersuchungen in letzter Instanz darauf abzielen, den Aufbau eines explanativ und deskriptiv gehaltvollen Sprecher/Hörer-Modells – kurz: eines SH-Modells – zu ermöglichen. Und es liegt geradezu auf der Hand, dass die Arbeit am Aufbau eines SH-Modells und die Ausdifferenzierung einer subtilisierten Sprecher/Hörer-Empirie – kurz: einer SH-Empirie – konvergierende Unternehmungen sind. Das aber heißt, dass in theoretischer wie in empirischer Hinsicht einer Linguistik die Wege gebahnt werden, die in der Tat Sprachwissenschaft plus Sprecher/Hörer-Wissenschaft ist.

Indem diese Wege gebahnt werden, wird die Linguistik – damit endgültig den Strukturalismus hinter sich lassend – zweifelsfrei zu einer der kognitiven Wissenschaften. Sie nimmt damit eine Entwicklung, wie sie auch der als Künstliche Intelligenz (KI) bezeichnete Zweig der Informatik nimmt: in der KI geht es darum, im Modus der Computersimulation kognitiver Systeme Aufschluss über die Mechanismen der Kognition zu erlangen. Offenkundig sind die Mechanismen der Sprachbeherrschung, die durch ein SH-Modell erfasst werden sollen, spezielle kognitive Mechanismen. Die Konvergenz zwischen der Entwicklung der Linguistik und der KI-Entwicklung sind insofern derart augenfällig, dass es nicht verwundern kann, dass diverse Versuche gibt, KI und Linguistik unter den Vorzeichen der Kognitionswissenschaft zu integrieren – wobei in diesen Integrationsprozess Disziplinen wie die Kognitionspsychologie und die Kognitionsbiologie einbezogen sind und eine noch systematisch zu entwickelnde Kognitionssoziologie einbezogen werden könnte. Natürlich bleibt abzuwarten, ob dieser Integrationsprozess gelingt. Festzuhalten bleibt aber, dass es gute, disziplinenintern entwickelte Gründe dafür gibt, diesen Prozess auf den Weg zu bringen. Und festzuhalten bleibt vor allem, dass das, was die Linguistik im Zuge dieses Prozesses an disziplinärer Autonomie einbüßen mag, reichlich durch das aufgewogen wird, was ihr durch eine solche Integration an explanativer Kraft und deskriptiven Gehalt zuwachsen kann. Insofern wird die Linguistik nicht zu den Verlierern, sondern – ganz im Gegenteil – zu den Gewinnern dieses Integrationsprozesses zählen.

V

Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtungen war die Frage, ob im Bereich der linguistischen Empirie Fortschritte erzielt worden sind, die denen vergleichbar sind, die im Bereich der linguistischen Theorie zweifelsfrei erzielt worden sind. Es dürfte deutlich geworden sein, dass sich die empirische Linguistik von einer naiv verfahrenen Disziplin hin zu einer sentimentalisch vorgehenden Disziplin entwickelt hat, und es dürfte ganz außer Frage stehen, dass diese Entwicklung einem Fortschritt gleichkommt. Der Weg, der weg von der positivistischen, Ausdrücke der MM-Sprache nahezu blind akkumulierenden Empirie zu einer aufgeklärten, instanzliierenden, Daten – und nicht einfach nur Fakten – summierenden Empirie führte, hat sich als ein Weg erwiesen, auf dem die empirische linguistische Erkenntnis an Tiefe und Reichtum gewonnen hat – und dies nicht zuletzt deshalb, weil es auf ihm möglich wurde, die empirischen Befunde in eine erklärte Beziehung zu den theoretisch gewonnenen Einsichten zu setzen. Diese Entwicklung war zweifelsfrei eine Entwicklung, die von eminentem Vorteil für die Linguistik insgesamt war.

Gleichwohl hat sich gezeigt, dass es trotz der zunehmenden Sentimentalisierung – und das heißt vor allem: trotz der zunehmenden Subtilisierung – der linguistischen Empirie gewichtige Probleme gibt, die einer sprachdatenbezogenen empirischen Forschung nicht zugänglich sind. Das zuvor ausführlicher besprochene Kompositionalitätsproblem ist nur eines von vielen solcher Probleme. Sein Auftreten verdeutlicht, dass auch eine aufgeklärte sprachdatenorientierte Empirie schneller an ihre Grenzen kommt, als jedem, dem an der Vollständigkeit der linguistischen Erkenntnis gelegen ist, lieb sein kann. Der Sentimentalisierungsweg, der von der MM-Empirie zu Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie führte, kann mit der Empirie vom Typ der (P&P)-Empirie noch nicht an sein Ende gekommen sein, wenn diese, der linguistischen Empirie durch ihr strukturalistisches Erbe gesetzten Grenzen

⁵⁸ Einen knapp gefassten Überblick über die hier angesprochenen Entwicklungen bieten Habel/Kanngießer/Strube (1990) einerseits und Habel/Kanngießer/Rickheit andererseits. Einen ebenso konzise wie gründliche Darstellung der philosophischen Hintergründe dieser Entwicklungen liefert Rey (1997).

überwunden werden sollen. Und sie müssen überwunden werden, wenn die linguistische Empirie voll entfaltet können werden soll.

Diese Grenzen können überwunden werden: durch die Entwicklung einer SH-Empirie, im zuvor erläuterten Sinn dieses Begriffes. Ihre Entwicklung impliziert die Etablierung einer experimentellen linguistischen Forschungspraxis, die jenseits des Strukturalismus ausgeübt wird, und vermöge derer sich Probleme, die sich – wie etwa das Kompositionalitätsproblem – jenseits der Grenzen des Strukturalismus stellen, einer auch deskriptiv gehaltvollen Lösung zugeführt werden können. Mit der Etablierung einer solchen Forschungspraxis ist – und das heißt im Kern: mit der Eroberung eines Forschungsterrains, das außerhalb der Domänen des Strukturalismus liegt – ist der Weg zur Sentimentalisierung der linguistischen Empirie dann abschließend durchlaufen.⁵⁹ Theoretische Linguistik und linguistische Empirie sind dann in Einklang gebracht. Letztere – also die SH-Empirie – liefert die Grundlage dafür, dass das Ziel der ersteren – nämlich der Aufbau eines erklärungsstarken SH-Modells – deskriptiv fundiert verfolgt werden kann. Eine Linguistik, in der auf diese Art linguistische Theorie und linguistische Empirie in Einklang miteinander gebracht sind, ist eine kognitive Linguistik, in jedem vernünftigen Sinn dieses Begriffes. Mit ihrer Etablierung ist der Ballast des linguistischen Strukturalismus endgültig abgeworfen. Die linguistische Forschung kann sich neue, weiterreichende und tiefergehenden Zielsetzungen stellen. Sie erfüllt die Voraussetzungen dafür, diese Zielsetzungen auch erreichen zu können. Die fortlaufende Sentimentalisierung der linguistischen Empirie garantiert dabei, dass die noch zu leistende Forschungsarbeit – wie es unabdingbar ist – deskriptiv gehaltvoll geleistet werden kann.

Erste, unvollständige und unkorrigierte Fassung vom Oktober 1998

Literaturnachweis

Bar-Hillel, Y. (1964), „Four Lectures on Algebraic Linguistics and Machine Translation“. In: Y. Bar-Hillel, *Language and Information. Selected Essays on their Theory and Application*. Reading, Mass.: Addison-Wesley. S. 185 – 218.

Carnap, R. (1971), „A Basic System of Inductive Logic, Part I“. In: R. Carnap, R.C. Jeffrey (Hrsg.), *Studies in Inductive Logic and Probability*, Vol. I. Los Angeles: University of California Press. S. 33 – 165.

Chomsky, N. (1956), „Three Models for the Description of Language“. In: *I.R.E. Transactions on Information Theory*, IT-2: 113 – 124.

Chomsky, N. (1959), „On Certain Formal Properties of Grammars“. In: *Information and Control* 2: 137 – 167.

Chomsky, N. (1963), „Formal Properties of Grammars“. In: R.D. Luce, R. Bush., E. Galanter (Hrsg.), *Handbook of Mathematical Psychology*, Vol. II. New York: Wiley. S. 323 – 418.

Chomsky, N. (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.: M.I.T. Press.

⁵⁹ Im Rahmen einer solchen Forschungspraxis ist für eine Empirie im Sinne der MM-Empirie natürlich kein Raum mehr – es sei denn, man versteht sich zu der in Fn. mitgeteilten Auffassung Ekkehard Königs, dass die MM-Empirie eine erste, gewissermaßen vorab zu leistende Grobsichtung der Fakten ermöglicht, durch die es erleichtert wird, die empirische Arbeit, die eigentlich zählt, ins Werk setzen zu können. Es dürfte jedoch zu erwarten sein, dass sich die Vertreter der MM-Empirie mit der mit der Auffassung Königs einhergehenden Abwertung ihrer Arbeit einverstanden erklären werden, und damit sind alle Voraussetzungen dafür gegeben, dass die linguistikinterne Diskussion des Begriffes der linguistischen Empirie nicht nur fortgesetzt werden wird, sondern – wie es in der Wissenschaftsgeschichte nicht unüblich ist – mit einem disziplineninternen Durchsetzungskampf verbunden werden wird. Wenn es nur das Gewicht der Argumente ist, das in ihm eine Rolle spielt, kann kein Zweifel daran bestehen, wie dieser Durchsetzungskampf ausgehen wird.

- Groenedijk, J., M. Stokhof (1991), „Dynamic Predicate Logic: Towards a Compositional, Non-Representational Semantics of Discourse“. In: *Linguistics and Philosophy* 14: 39 – 100.
- Habel, Ch., S. Kanngießer, G. Strube (1990), „Editorial“. In: *Kognitionswissenschaft* 1: 1 – 3.
- Habel, Ch., S. Kanngießer, G. Rickheit (1996), „Thesen zur Kognitiven Linguistik“. In: Ch. Habel, S. Kanngießer, G. Rickheit (Hrsg.), *Perspektiven der Kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 15 – 23.
- Haspelmath, M. (1997), „Kontrolle und Subjektausdruck bei Infinitiven und Konverben“. In: U. Maas (Hrsg.), *Infinitive. Sprachtypologische Studien* (= *Artikulation und Sprache*, Bd. 2). Osnabrück: secolo. S. 58 – 79.
- Kamp, H. (1981), „A Theory of Truth and Representation“. In: J. Groenendijk, Th. Janssen, M. Stokhof (Hrsg.), *Formal Methods in the Study of Language*. Amsterdam: Mathematical Centre Tracts 135. S. 277 – 322.
- Koster, J. (1986), *Domains and Dynasties: The Radical Autonomy of Syntax*. (= *Studies in Generative Grammar*, Vol. 30). Dordrecht: Foris.
- A. Newell, H.A. Simon (1976), „Computer Science as Empirical Inquiry: Symbols and Search“. In: *Communications of the Association for Computing Machinery* 19: 113 – 126.
- Popper, K. (1969), *Logik der Forschung*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck). Dritte, vermehrte Auflage
- Rey, G. (1997), *Contemporary Philosophy of Mind*. Cambridge, Mass.: Blackwell
- Stechow, A. von, W. Sternefeld (1988), *Bausteine syntaktischen Wissens. Ein Lehrbuch der generativen Grammatik*. Opladen: Westdeutscher Verlag

DIENSTLEISTUNGSFAKULTÄTEN ODER ENDE DER ORCHIDEENZEIT

Siegfried Kanngießer

Sicher werden die Vorgänge des Jahres 1968 unter unterschiedlichen Aspekten und relativ zu unterschiedlichen politischen Positionen unterschiedlich, teilweise sogar sehr unterschiedlich gesehen und beurteilt. Dieser – sehr wohl verständliche – Pluralismus der Meinungen und Urteile ändert jedoch nichts daran, dass es bestimmte Elemente der 1968er Vorgänge gibt, über die ein Dissens schwerlich möglich ist. So dürfte Übereinstimmung darüber bestehen, dass es 1968 – ob nun zentral oder peripher, sei dahingestellt – jedenfalls auch darum ging, die deutschen Universitäten zu reformieren. Die Universitäten, die zur Reform anstanden, waren die sogenannten Ordinariuniversitäten. Die Ordinariuniversitäten waren wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass die Entscheidungshoheit in allen universitären Angelegenheiten bei den Professoren – genauer: bei den H4-Professoren, also den Ordinarien – und nur bei ihnen lag. Entsprechend lief der universitätsreformerische Elan primär darauf hinaus, dieses – allerdings der ministeriellen Oberaufsicht unterliegende – Entscheidungsmonopol der Professoren zu brechen und neue, zumindest der Intention nach demokratischere – oder, wie es auch gesehen wurde, allererst demokratische – Entscheidungsstrukturen zu schaffen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass dieser Reformversuch in einer entscheidenden Hinsicht zum Erfolg geführt hat: die deutschen Universitäten sind keine Ordinariuniversitäten mehr – an die Stelle der Ordinariuniversität ist die Gruppenuniversität getreten. In ihr gibt es kein Entscheidungsmonopol mehr: die Entscheidungshoheit in universitären Angelegenheiten ist zu einer – allerdings nach wie vor der ministeriellen Oberaufsicht und dem Vorbehalt der ministeriellen Letztentscheidung unterliegenden – verteilten Entscheidungshoheit geworden, an der die unterschiedlichen universitären Gruppierungen in unterschiedlichen Graden partizipieren. Die Ersetzung der H-Besoldung durch die C-Besoldung machte letztendlich auch formal dem Institut des Ordinarius ein Ende; insofern war dem Versuch, die Universität durch eine entsprechende Transformation der Entscheidungsstrukturen in eine Universität anderen Typs zu transformieren, durchaus ein abschließender Erfolg beschieden. In Konsequenz der Vorgänge von 1968 sind die deutschen Universitäten definitiv zu Gruppenuniversitäten geworden.

Die Etablierung der Gruppenuniversität zielte – wie gesagt – auch auf eine Demokratisierung der universitären Entscheidungsprozesse ab. Man kann sicher darüber streiten, ob dieses Ziel erreicht worden ist – in der Tat wird auf der Basis bestimmter, nicht nur universitätspolitischer, sondern allgemeinpoltischer Positionen bestritten, dass das Demokratisierungsziel erreicht worden ist. Nicht bestritten werden kann jedoch, dass die Transformation der Ordinariuniversität in eine Gruppenuniversität zur Abschaffung von Strukturen geführt hat, in denen die deutschen Universitäten traditionellerweise organisiert waren.

Traditionellerweise gliederte sich die deutsche Universität in Fakultäten. Die Ereignisse von 1968 machten – nicht immer dem Namen, wohl aber der Sache nach – dieser Fakultätenstruktur ein Ende. An ihre Stelle trat eine Fachbereichsstruktur.

Dies diente durchaus dem Demokratisierungsziel: mit der Fachbereichsstruktur sollten kleinere, überschaubarere universitäre Einheiten geschaffen werden, deren Verwaltung im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung transparenter, aber auch effizienter möglich werden sollte, als dies im Rahmen der schwerfälligen und undurchsichtigen Fakultätenstruktur möglich war.

SZENEN AUS DEM LEBEN DES FB 7 DER UNIVERSITÄT ZU O.

Siegfried K. Anders

39. FOLGE. ZUSCHREIBUNG VON GELEGENHEITSSCHRIFTTUM

Bekanntlich hatte Herr Prof. Dr. K. Karber, der zu den bedeutendsten Gelehrten des FB 7 der Universität zu O. zu rechnen ist – wenn er nicht sogar der bedeutendste Gelehrte dieses Fachbereichs überhaupt ist – auf einer ungemein anstrengenden, strapaziösen Bibliotheksreise, die ihn an die äußerste Peripherie des Bayrischen Waldes führte, im Rahmen seiner verdienstvollen Versuche, das Gelegenheitschrifttum im Großraum Passau zu sichten, das große Glück, ein Gelegenheitsgedicht ausfindig machen zu können, das ohne Zweifel zu den schönsten und tiefsten Gedichten zählt, die jemals in deutscher Sprache verfasst wurden. Es dürfte dies als ein ausreichender Grund dafür anerkannt werden, dass Prof. Dr. K. Karber dieses Gedicht, nachdem er es ausfindig gemacht hatte, der Öffentlichkeit in voller Länge und Breite zur Öffentlichkeit geradezu zur Kenntnis bringen musste. Auch ich ergreife gern die Gelegenheit, dieses kleine Meisterwerk der Gelegenheitslyrik hier nochmals uneingeschränkt zum Abdruck zu bringen:

Ländliches Fest

Es greifet zur Leier
Walter von der Vogelweier.
Es bläset die Tröte
der Johann von Goethe.
Es versteht sich zum Triller
Friedrich von Schiller.
Nur Carnap ruht
und Rudi Steiner muht.

Seit der Veröffentlichung dieses Gedichtes in der „Zeitschrift für geduldige Erforschung des Gelegenheitschrifttum“ der Universität zu O., die der Präsident dieser Universität selbst herauszugeben sich die Ehre gab und gibt, im Jahre 1999 ist in der Fachwelt eine heftige Diskussion darüber entbrannt, wem dieses Gedicht zuzuschreiben ist. Diese Zuschreibungsproblematik erwies sich als ein ebenso fundamentales wie zentrales Kernstück der germanistischen Wissenschaft. Es kann daher nicht verwundern, dass die bei der Bearbeitung dieser Problematik vertretenen Auffassungen kontrovers waren und noch immer überaus kontrovers sind. Es dürfte der germanistischen Wissenschaft deshalb nur förderlich sein, wenn ich auf einige dieser Auffassungen kommentierend zu sprechen komme.

Ich will hier vorab ohne Scheu sagen, dass einige der Beiträge, die zu dieser Problematik veröffentlicht wurden, leider weit unterhalb des Niveaus lagen, das der germanistischen Wissenschaft zu eigen ist. Das gilt – leider – für den Beitrag des Linguisten Lutz Muus, der – unnötigerweise, wie man zu sagen geneigt ist – glaubte, zur Debatte von einer fachfremden Position aus beitragen zu müssen. Muus insistierte mit Nachdruck auf der These, dass „Ländliches Fest“ die Übersetzung eines Gelegenheitsgedichtes sei, das ein arabischer Gelegenheitsdichter namens Harun al-Raschid verfasst habe. Er übersieht dabei jedoch vollständig, dass Harun al-Raschid kein Gelegenheitsdichter, sondern ein König war. Als König war es für ihn unnötig, Gelegenheitsgedichte zu verfassen; Harun al-Raschid ließ verfassen, und zwar seinen Hofpoeten. Und die schrieben nicht das, was man gemeinhin Gelegenheitsgedichte nennt, sondern zogen es vor, edle Verse zu schmieden, die sich durch eine erlesene Metrik und grandiose Reime auszeichneten. Sie lieferten also sozusagen Luxuslyrik auf Bestellung. Und dazu hatten sie – um diese sozialgeschichtliche Dimension der Bestelllyrik nicht zu verschweigen – auch allen Grund. Denn wenn sie keine Luxuslyrik lieferten, wurde ihnen sehr in der Folterkammer nachhaltig Gelegenheit gegeben, sich ihrer wahren Aufgaben als Dichter und Hofpoeten zu erinnern – wenn sie nicht sofort geteert und gefedert, im schlimmsten Fall aber sogar

geköpft wurden.⁶⁰ Vor dem Hintergrund der Kenntnis dieser doch nun wirklich elementaren, allgemein bekannten historischen Tatbestände kann der Beitrag von Prof. Dr. Lutz Muus in keiner Weise überzeugen⁶¹. Aber es gab – zum Glück, möchte man sagen – profundere Beiträge zur Kontroverse, etwa den Beitrag von Prof. Dr. W. Wusler.

In seiner ebenso voluminösen wie querformatigen Untersuchung legt er dar, dass „Ländliches Fest“ dem Spätwerk der Droste zuzurechnen sei. Er verkennt dabei jedoch, dass dies schon allein aus zeitlichen Gründen nicht der Fall sein kann – die Droste lebte zu einer Zeit, in der der im Gedicht doch klar benannte Carnap noch nicht bekannt sein konnte, da er noch nicht geboren war. Etwas mehr an sorgfältiger historischer Analyse unter Berücksichtigung des Kontextes hätte dem Prof. Dr. Wusler wohl angestanden. Mehr Sorgfalt insgesamt hätte man insbesondere dem Prof. Dr. Westfall gewünscht, der die schwer nachvollziehbare These vertritt, das Gedicht zähle zum Frühwerk von Erich Maria Remarque. Remarque war bekanntlich ein Trivialautor – er wäre niemals dazu in der Lage gewesen, ein Werk von der Tiefe und Größe zu schreiben, die man „Ländliches Fest“ zugestehen muss. Auch die von Prof. Dr. W. Adams entwickelte Auffassung, dieses Gedicht gehöre zum Werk von Rolf Dieter Brinkmann, dürfte unhaltbar sein – „Ländliches Fest“ ist gereimt, und der Lyriker Brinkmann stand dem Reim skeptisch gegenüber; vermutlich konnte er gar nicht reimen. Auch besteht Anlass zu der Annahme, dass Brinkmann sich zum vermutlichen Zeitpunkt der Abfassung des Gedichtes längst aus der Literatur zurückgezogen hatte, um im elterlichen Elektrogroßhandel in leitender Position tätig zu sein. Einsichtig dürfte allenfalls die Hypothese der Frau Professorin Dr. Chr. Kompass sein, das Gedicht sei ein verloren gegangenes Element des Passagen-Werkes von Walter Benjamin. Aber trotz ihrer Suggestivkraft ist auch diese Hypothese unhaltbar – die Kritik an den Klassikern, die „Ländliches Fest“ beinhaltet, ist nicht mit dem verehrungsvollen Respekt vereinbar, den Benjamin den Klassikern gegenüber zeitlebens gezollt hat.

In dieser Situation der vollkommenen Ratlosigkeit gegenüber einer der zentralen Fragen der germanistischen Wissenschaft war es dem Finder des Meisterwerks, Herrn Prof. Karber selbst, vergönnt, ein wenig Licht in das herrschende Dunkel zu bringen. Im Zuge der Vorarbeiten zu einer breit angelegten Studie, die Ende des nächsten, vielleicht aber auch erst Anfang des übernächsten Jahrhunderts im Orakel-Verlag oder als Beiheft zu der Zeitschrift „Kicker“ erscheinen wird, legte Karber die Annahme nahe, dass dieses grandiose Gelegenheitsgedicht von keinem der großen Dichter, sondern von *Erwin Krautnick* verfasst worden ist. Dies mag Wunder nehmen, da Krautnick bislang nur als Maler von Rang bekannt ist. Der Lyriker Robert Gernhardt hat Krautnicks Werk in einem seiner schönsten Gedichte gewürdigt:

Zu Erwin Krautnicks Gemälde „Meine Oma“

Gekonnt,
wie er die Oma bringt,
die bäuchlings „La Paloma“ singt,
von letzten Strahlen übersonnt -
gekonnt!

Die Aufgabe der germanistischen Forschung muss Karber zufolge nunmehr vordringlich darin bestehen, Erwin Krautnick als Dichter zu entdecken. Es kann dabei, wie Karber ausführte, kein

⁶⁰ In seiner Replik behauptete Muus, dass es ihm nicht um den König Harun el-Raschid gegangen sei, sondern um einen gewissen Harun al-Raschid aus Fes, der sich in der Tat gelegentlich als Dichter betätigte („Gelegenheitsdichter“), später dann eine spanische Identität annahm und es unter dem Namen *Christoph Columbus* zu einer gewissen Anerkennung brachte. Es erübrigt sich herauszustellen, dass Repliken dieser Art unter dem Niveau dessen liegen, was – zum Glück – in der germanistischen Wissenschaft zugestanden wird.

⁶¹ Muss hätte sich hier besser – und ausnahmsweise einmal – seinen Kollegen Prof. Dr. S. Kannbacher, der sich im Fachbereich eines zweifelhaften Rufes als dogmatischer Scholastiker und notorischer Fußballfan erfreute, zum Vorbild nehmen sollen. Kannbacher nämlich hat darauf verzichtet, in der Debatte Stellung zu nehmen. So hat er der germanistischen Wissenschaft die Peinlichkeit erspart, zu der These Stellung nehmen zu müssen, „Ländliches Fest“ sei Fritz Walter oder Uwe Seeler oder Franz Beckenbauer oder gar Daniel Thioune zuzuschreiben. Muus dagegen hat der germanistischen Wissenschaft mit seiner Harun al-Raschid-These die von Kannbacher vermiedene Peinlichkeit aus einer offenkundigen Ignoranz in Fragen der germanistischen Wissenschaft heraus dieser dieselbe absichtsvoll zugemutet. – Ein Kommentar erübrigt sich.

Zweifel daran bestehen, dass in den Bibliotheken des Bayrischen Waldes noch mancher Krautnick-Schatz zu heben ist.

Der Jubel über die Karbersche Entdeckung war im FB 7 breit, lang und tief. Und es kamen Meinungen auf: die Herren Wusler, Westphal und Adamas wie auch Frau Prof. Dr. Kompass sollten – so war die allgemeine Meinung im FB 7 – die Mahnung, die in dem voranstehenden Satze von Prof. Dr. Karber enthalten ist, beherzigen und von weiteren haltlosen Spekulationen Abstand nehmen. Sie täten – auch so war die Meinung – besser daran, sich eine Bahn-Card der Deutschen Bahn AG zuzulegen, vermöge derselben mit dem Zug in den Bayrischen Wald vorzudringen, und dortselbst das ihre zum Aufbau der dringend erforderlichen Krautnick-Forschung beizutragen! So war die Meinung. Und der Jubel war, wie gesagt, breit, lang und tief.

Leider kam er zu früh. Denn Ende des Jahres 1999 wies Frau Prof. Dr. Lene Heuer konklusiv nach, dass „Ländliches Fest“ von der Urenkelin von Therese Huber verfasst worden war. Sie kam zu diesem Ergebnis zwar nicht, wie es doch hätte der Fall sein müssen, durch die geduldige Erforschung des Gelegenheitschrifttums, sondern durch einen günstigen Zufall: im Zuge der Vorbereitung ihrer 1001-bändigen Edition der Briefe der Therese Huber fiel ihr ein Schriftstück der Urenkelin in die Hand, das „Ländliches Fest“ in Schönschrift enthielt. Aus weiteren Briefen der Urenkelin ging unzweideutig hervor, dass sie damals plante, einen Zyklus von Gedichten über die Musikinstrumente zu verfassen. Diese Briefe belegen allerdings auch, dass die Urenkelin, da sie damals noch sehr jung war, literarisch noch sehr ungebildet war – und so konnte Prof. Dr. Lene Heuer mühelos nachweisen, warum aus dem Namen „von der Vogelweide“ der Name „von der Vogelweier“ geworden war. Damit war dann die Sache entschieden.⁶² Prof. Dr. Lene Heuer hatte ein zentrales Problem der germanistischen Wissenschaft gelöst.⁶³

Der Jubel im Fachbereich war kurz, aber nachhaltig. Dann wandte der Fachbereich sich wieder seinen alltäglichen Problemen und seiner täglichen Arbeit zu. Auch darüber wird noch zu berichten sein.

(FORTSETZUNG FOLGT)

Literaturnachweis

Die umfangreiche Literatur zu „Ländliches Fest“ bibliographisch vollständig zu erfassen, wäre ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen – es hätte dies ein vierzehnbändiges Werk erforderlich gemacht. Es werden deshalb nur die Werke der Autoren genannt, auf die im Text explizit Bezug genommen wird.

Adamas, W., „Der Einfluss von Rolf Dieter Brinkmann auf das Werk von Walter von der Vogelweide.“ In: *Künstliche Intelligenz* 3 (1999) 47 – 92.

Karber, K, *Die gesellschaftlichen Bedingungen des literarischen Lebens in der Frühen Neuzeit im Lichte der neueren Benjamin-Forschung*. 31 Bde. Erscheint in Bände.

⁶² Unentschieden ist jedoch, ob es in Anbracht der unstrittigen Jugendlichkeit der Verfasserin noch statthaft ist, „Ländliches Fest“ die Größe und Tiefe zuzubilligen, die diesem Gelegenheit zuvor beigemessen wurde. Die Debatte über die Frage ist noch in vollem Gange – man vergleiche hierzu den profunden Beitrag, den Prof. Dr. Henricus Morus in *Deutschland-Archiv* zur Debatte vorgelegt hat.

⁶³ Natürlich schließt die von Frau Prof. Dr. Heuer vorgelegte Lösung des Problems die anderen angesprochenen Problemlösungen – also auch die von Prof. Dr. Wusler beigebrachte Lösung – definitiv aus, und das entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, den Frau Prof. Dr. Heuer und Prof. Dr. Wusler waren einmal Mitglied einer von ihnen beiden gemeinsam gebildeten Fachbereichsratsliste, in deren Rahmen sie ausgezeichnet miteinander kooperierten. Diese Kooperation war so vorzüglich, dass sie den damals amtierenden Dekan, Herrn Prof. Dr. W. Dümmel, regelrecht verwirrte, sodass er einmal Frau Prof. Dr. Heuer mit „Frau Wusler“ anredete. Der schon erwähnte Kannbacher, damals Prodekan, versuchte geistesgegenwärtig die peinliche Situation zu retten, indem er zu dem Herrn Dekan sagte: „Wolf, das ist nicht Frau Wusler, sondern Frau Huber!“ Aber damit rettete er nicht viel.

Heuer, L., „Zum durch „Ländliches Fest“ aufgeworfenen Zuschreibungsproblem, oder: Warum die besseren Gelegenheitsgedichte von Frauen verfasst werden.“ In: *Jahrbuch für feministische Germanistik*. Berlin. Wannsee-Verlag 1999, 163 – 197.

Kompass, Chr., *Das verloren gegangene Werk Walter Benjamins und der deutsch-französische Literaturtransfer*. Steinhuder Meer-Verlag. Steinhude 1999.

Morus, H., „Über die jämmerliche Trivialität von Gelegenheitsgedichten“. In: *Deutschland-Archiv* 14 (2000) 31 – 45.

Muus, L., „Der ignorierte Einfluss der arabischen Literatur auf die deutsche Gelegenheitslyrik“. In: *Zeitschrift für Islamforschung* 7 (1999) 14 – 26.

Muus, L. „Replik, oder: Harun al-Raschid – aus Bagdad oder aus Fes? Eine Vorstudie zur Geschichte des Christoph Columbus“. In: *Zeitschrift für geduldige Erforschung des Gelegenheitschrifttums* 1 (2000) 33 – 46.

Westfall, T., *The Answering of Questions*. Dümmer Press. Lemförde 1999.

Wusler, W., *Die ländliche Lyrik der Droste*. Verlag des Landmanns – Querformat, Siebdruck. Dalmen 1901

REFLEXIONEN ZUR THEORIE DES ARTIKULATORS

Siegfried Kanngießer

[In der Theorie des Artikulators] wird eine natürliche Sprache modelliert als eine potentiell unendliche Menge von Gegenständen, die Artikulatoren genannt werden. [...] Dieser Name erklärt sich aus einer linguistischen Tradition, in der man von der Gliederung oder der Artikulation sprachlicher Gebilde, vornehmlich der von Sätzen spricht (z.B. Wundt, Matinet).

Wolf Thümmel, 1996

Gegenstand der Betrachtungen ist die Architektur der TdA, also der von Grunig und Thümmel begründeten Theorie des Artikulators. Im Zuge der Rekonstruktion der TdA-Architektur wird gezeigt, dass die TdA eine mindestens zweistufige Drei-Komponenten-Theorie ist, mit deren Aufbau sowohl metatheoretische als auch objekttheoretische Ansprüche geltend gemacht werden. Die Verfolgung des metatheoretischen Anspruchs führt zur Etablierung eines Elementarisierungsprogramms, durch das zwei TdA-Komponenten miteinander relationiert sind. Es wird gezeigt, dass diese Relationierung in verschiedenen, ins Gewicht fallenden Hinsichten methodologisch unterbestimmt ist, und angedeutet, wie diese methodologische Unterbestimmtheit abgebaut werden kann. In diesem Zusammenhang wird ausgeführt, dass die Signifikanz und Produktivität des Elementarisierungsprogramms aus grundsätzlichen Gründen heraus in Zweifel gezogen werden kann, und erörtert, welche Konsequenzen TdA-intern aus diesem Tatbestand gezogen werden sollten. Zugleich wird auf einige Desiderate verwiesen, denen die TdA aus nicht nur methodologischen Adäquatheitsgründen heraus genügen sollte.

Die Theorie des Artikulators – kurz gesagt: die TdA – ist eine linguistische Theorie, die von Blanche Noëlle Grunig begründet und von Wolf Thümmel elaboriert, also verallgemeinert, systematisiert und spezialisiert wurde (cf. Grunig (1981), Thümmel (1989), Thümmel (1996) für Näheres). Es ist intendiert, die TdA axiomatisch aufzubauen; dabei gilt: „Die Basisaxiome lassen [...] für eine Vielzahl von Formalismen Raum, mit denen die vielfältigen Ideen verwirklicht werden können, die im Laufe der zweitausendjährigen Geschichte linguistischen Tuns ausgedacht wurden. Um nur einige dieser Ideen mit Stichworten anzudeuten: Dependenzgrammatik, Determinationsgrammatik, Kategorialgrammatik, Konstituentengrammatik sowie Unifikationsgrammatik unterschiedlicher Ausprägung“ (Thümmel (1996), 6). Mit anderen Worten: mit dem Aufbau der TdA ist der Anspruch verbunden, jede sinnvoll mögliche Grammatik Γ – kurz: jede Γ -Eventualität – in einer TdA-Version rekonstruieren zu können. Kraft dieses Anspruchs ist die TdA so etwas wie eine Metatheorie der möglichen Γ -Eventualitäten. Die TdA ist aber nicht nur eine grammatische Metatheorie der skizzierten Art – sie selbst „ist eine Grammatiktheorie“ (Thümmel 1996, 6). Mit dem Aufbau einer Grammatiktheorie aber werden zweifellos andere Ziele verfolgt als mit dem Aufbau einer Theorie der Γ -Eventualitäten: sofern die TdA selbst eine Γ -Eventualität ist, kann es in ihrem Rahmen nicht um die Rekonstruktion von Γ -Eventualitäten gehen: der Aufbau der TdA zielt dann – wie der Aufbau jeder anderen Γ -Eventualität auch – darauf ab, möglichst weitreichende und tiefgehende grammatische Erklärungen und Beschreibungen zu ermöglichen. Insofern tritt die TdA zwangsläufig in Konkurrenz mit allen anderen Grammatiktheorien, von denen sie sich auf Grund ihrer internen Struktur signifikant unterscheidet – die also andere Erklärungsleistungen und Beschreibungsleistungen ermöglichen als die, die die objektorientiert betriebene TdA ermöglicht. Insofern ist es nur konsequent, wenn es in der TdA auch darum geht, dass die TdA – sozusagen unter Ausnutzung ihres metatheoretischen Potentials – „auch mit konkurrierenden Theorien konfrontiert und auf Kompatibilität und Unverträglichkeiten geprüft werden“ soll. „Zu solchen Theorien gehören etwa die der Erweiterten Kategorialgrammatiken (Steedman), die der Universellen Applikativen Grammatik (Šaumjan, Guentchéva, Desclés), die der typentheoretischen Grammatik (Ranta) und der Relationalalgebraischen Grammatik (Suppes, Böttner). Dabei ergibt sich auch die Notwendigkeit, die verschiedenen semantischen Ansätze dieser Theorien auf die Tauglichkeit für die TdA einerseits und die TdA auf ihre Tauglichkeit für diese Theorien andererseits zu untersuchen“ (Thümmel (1996), 6-7). Man wird diesen letzten Satz Thümmels nicht

fälsch verstehen, wenn man ihn als das Eingeständnis versteht, dass die TdA wesentlich eine *syntaktische* Theorie ist und folglich primär auf der Basis syntaktischer Kriterien zu bewerten ist – auch und gerade dann, wenn die TdA in Relation zu anderen, insbesondere in Relation zu klar konkurrierenden Theorien gesetzt und bezüglich ihrer explanativen und deskriptiven Qualitäten beurteilt wird.

Mit dem Aufbau der TdA ist also ein dreifacher Anspruch verbunden: im Rahmen der TdA soll eine metatheoretische Leistung erbracht werden können; in ihrem Rahmen sollen objekttheoretische Erklärungsleistungen und Beschreibungsleistungen ermöglicht werden, und im Rahmen der TdA sollen schließlich Theoriekonkurrenzen überprüft und entschieden werden können. Gegenstand der vorliegenden Reflexionen ist die Frage, ob – und wenn ja: in welchem Ausmaß – es möglich ist, diesem dreifachen Anspruch im TdA-Rahmen konsistent, produktiv und vollständig nachzukommen. Dabei soll – um terminologisch begründete Missverständnisse möglichst vorab ausschließen zu können – die TdA, sofern sie als Metatheorie zum Gegenstand der Betrachtungen wird, kurz als A-Theorie bezeichnet werden. Wenn von der TdA als Objekttheorie die Rede ist, soll sie als TdA* bezeichnet werden; wenn sie als – man kann vielleicht sagen: Vergleichstheorie fungiert, soll die TdA als A*-Theorie bezeichnet werden. In Konsequenz dieser terminologischen Ausdifferenzierung stellt sich die TdA im wesentlichen als Tripel (A-Theorie, TdA*, A*-Theorie) dar. Der Umstand, dass die hier als TdA bezeichnete, durch das angeführte Tripel gegebene Gesamttheorie den gleichen Namen trägt wie eine ihrer Subtheorien, nämlich den Namen der hier als TdA* bezeichneten eigentlichen Theorie des Artikulators, trägt im übrigen einiges dazu bei, die Rezeption der TdA zu erschweren, da auf diese Art terminologisch verdunkelt wird, welche Ansprüche es sind, die mit speziellen Arbeiten im TdA-Rahmen verbunden sind; insbesondere ist nicht immer klar auszumachen, ob es sich bei diesen Ansprüchen um A-theoretische oder um TdA*-spezifische Ansprüche handelt. Diese Unklarheiten tragen zweifelsfrei auch dazu bei, den Tatbestand zu verdecken, dass in der TdA zwei voneinander verschiedene Artikulatorenbegriffe verwendet werden beziehungsweise ein doppeldeutiger Artikulatorenbegriff verwendet wird. Zum einen geht es nämlich um einen *allgemeinen* Artikulatorenbegriff, demzufolge ein Artikulator ein Paar ist, das aus einer nicht-leeren Menge von systematischen Minimaleinheiten – von Lexemen oder von Termen, anders gesagt – und aus einer möglicherweise leeren Menge von systematischen Konnexionen – anders gesagt: von Relationen – besteht, und zum anderen geht es um einen *speziellen* Artikulatorbegriff, demzufolge ein Artikulator ein Paar ist, das aus einer nicht-leeren, endlichen Menge von Strukturparzellen und einer ebensolchen Menge von über den Strukturparzellen konstruierten Alternanten besteht. Dieser letztere, ersichtlich sehr speziell gefasste Artikulatorbegriff ist der Artikulatorbegriff der TdA*; ersterer ist der Artikulatorbegriff der A-Theorie. Es liegt auf der Hand, dass dieser letztere Begriff derart allgemein gefasst ist, dass sich sämtliche Γ -Eventualitäten unter ihn subsumieren lassen; insofern kann die A-Theorie in der Tat so universalistisch aufgebaut werden, wie sie intendiert ist.

Um die A-Theorie aufbauen zu können, verwendet Thümmel (1996) eine spezielle Repräsentationssprache, bei der es sich – jedenfalls in allen wesentlichen Hinsichten – um eine spezifische Adaptation der Sprache der Mengenlehre handelt. Die Mengenlehre kommt dabei informell, also nicht-axiomatisiert zum Zuge, ohne dass dadurch Nachteile entstünden, denn es ist klar, dass das, was mengentheoretisch TdA-spezifisch geleistet werden soll, auch im Rahmen einer axiomatisierten Mengenlehre geleistet werden könnte; die Gefahr, das im Rahmen des Ansatzes eine der bekannten Paradoxien auftritt, besteht insofern nicht. Man wird sich auch ohne weiteres dazu verstehen können, sich die Auffassung zu eigen zu machen, dass alles, was linguistisch ausgedrückt werden soll – oder es linguistisch wert ist, ausgedrückt zu werden –, in der Sprache der Mengenlehre ausgedrückt werden kann. Das aber heißt, dass im Rahmen der A-Theorie in der Tat alle Γ -Eventualitäten ausgedrückt und thematisiert werden können. Denn natürlich sind im Rahmen der Mengenlehre die Γ -Eventualität der von Gazdar/Klein/Pullum/Sag (1985) entwickelten GPSG, die Γ -Eventualität der von Chomsky (1981) entwickelten GB und die Γ -Eventualität der TdA im engeren Sinn, also die ursprünglich von Grunig (1981) konzipierte TdA* ausdrückbar und thematisierbar – was linguistisch überhaupt thematisiert werden kann, ist im Rahmen der Mengenlehre thematisierbar; also ist auch jede Γ -Eventualität in diesem Rahmen thematisierbar, und zwar – die interne Konsistenz der in Rede stehenden Γ -Eventualität vorausgesetzt – lückenlos, also ohne Einbuße an struktureller Information. Allerdings: so klar es ist, dass jede Γ -Eventualität mengentheoretisch realisiert werden kann, so unklar ist es, was linguistisch damit gewonnen sein könnte, alle Γ -Eventualitäten

mengentheoretisch zu realisieren. Welcher linguistische Zugewinn ist also damit verbunden, dass alle Γ -Eventualitäten einheitlich, nämlich mengentheoretisch realisiert werden?

Die Antwort, die in der TdA – implizit, aber doch an prominenter Stelle – auf diese Frage gegeben wird, lautet: durch die einheitliche Repräsentation werden die diversen voneinander verschiedenen Γ -Eventualitäten in einem strikten Sinn vergleichbar miteinander. Insofern ist die Einheitlichkeit der Repräsentation eine Voraussetzung für den strengen Aufbau der A*-Theorie, dieser Ausdruck im Sinne der zuvor vorgenommenen terminologischen Differenzierung genommen. Wenn man vorausgesetzt, dass die hier stillschweigend in Anspruch genommene These, dass die Vergleichbarkeit von Grammatiktheorien die einheitliche Darstellung dieser Theorien voraussetzt, zutrifft – man kann diese These im übrigen mit guten Gründen bestreiten –, dann hat die TdA-spezifische Forderung nach der mengentheoretischen Vereinheitlichung der Γ -Eventualitäten sehr wohl ihre TdA-spezifische Relevanz: sie ist der erste Schritt auf dem Weg, der zum Aufbau der A*-Theorie führt.

Die Vereinheitlichung der Repräsentationen ist zugleich aber auch der erste Schritt auf dem Weg, der zum Aufbau der A-Theorie führt, auch dieser Ausdruck im Sinne der zuvor vorgenommenen terminologischen Ausdifferenzierung genommen. Denn konstitutiv für die A-Theorie ist die Annahme, dass es gewisse – zwangsläufig sehr elementare – Annahmen gibt, die allen Γ -Eventualitäten gemeinsam sind beziehungsweise auf die sich Annahmen, die konstitutiv für gewisse Γ -Eventualitäten sind, zurückführen lassen. Allgemein gesagt: es gibt eine Grundmenge von allen Γ -Eventualitäten implizit oder explizit gemeinsam zugrundeliegenden Annahmen; diese Grundmenge von Annahmen ist kodifiziert in den Axiomen der A-Theorie, die zugleich als *Basisaxiome* der TdA insgesamt fungieren. Die Theoreme, die sich aus diesen Axiomen ableiten lassen, kann man entsprechend als *Basistheoreme* bezeichnen. Es liegt auf der Hand, dass diese Axiome und Theoreme, da sie für *alle* Γ -Eventualitäten gelten, als *Universalien* betrachtet werden können und müssen; die A-Theorie ist insofern die Theorie der Universalien der Sprachstruktur. Das allerdings heißt nicht – um dies vorab zu sagen –, dass die A-Theorie eine der Theorie der Universalgrammatik (UG), wie sie speziell von Chomsky (1981) avisiert wurde, in irgendeiner Hinsicht statusgleiche Theorie wäre; im Gegenteil: die wohl auf Grunig (1981) zurückgehende Strategie, die zur Formulierung der Basisaxiome führt, beruht darauf, „die in der linguistischen Tradition in der Regel recht kompakt, teilweise oder gänzlich auch nur implizit gemachten Annahmen derart in Einzelannahmen zu zerlegen, dass diese mit den verwendeten formalen Mitteln unter intellektuelle Kontrolle gebracht werden können“ (Thümmel (1996), 9). Thümmel bezeichnet diese Strategie als die Strategie der schwachen Annahmen; bei der Verfolgung dieser Strategie geht es ersichtlich darum, linguistische Information zu *elementarisieren*. Die Chomskysche Theorie der UG dagegen ist eine hochstufige Theorie; die Universalien, die in ihr wie etwa das durch das ECP gegebene Universale im Rahmen des seinerseits bereits extrem starken Prinzipien- und Parameter-Konzeptes konstatiert werden, sind das Ergebnis teilweise hochgradig komplexer deduktiver Prozesse – die Formulierung der TdA-Universalien jedoch ist das Ergebnis der Anwendung eines *Elementarisierungsprogramms* auf Γ -Eventualitäten. Insofern sind die TdA-Universalien zumindest partiell in etwa den formalen und/oder substantiellen Universalien vergleichbar, von denen bei Chomsky (1965) unter Bezugnahme auf das sogenannte Standardmodell der generativen Grammatik die Rede ist. Es kann – und muss – hier nicht zur Debatte gestellt werden, ob das Elementarisierungsprogramm der TdA mit Aussicht auf Ertrag auf die Chomskysche GB-Theorie angewendet werden kann – festzuhalten ist hier nur, dass die hochstufigen GB-Universalien einen vollkommen anderen Status haben als die bewusst – und notwendigerweise – elementar gefassten TdA-Universalien. Die Strategie, die Chomsky beim Aufbau der Theorie der UG verfolgt, ist sozusagen die Inverse der Strategie, die Thümmel beim Aufbau der A-Theorie und damit bei der Entwicklung der TdA-Universalien verfolgt.

Relativ zu diesen Ausführungen dürfte klar sein, was den Ertrag der repräsentationellen Vereinheitlichung der Γ -Eventualitäten für den Aufbau der A-Theorie ausmacht: die sozusagen kanonische Darstellung der Γ -Eventualitäten erleichtert es, die zwischen ihnen bestehenden systematischen Gemeinsamkeiten aufzudecken – *sie ist sozusagen die optimale Basis für die Exekution des Elementarisierungsprogramms der TdA*. Dieses Elementarisierungsprogramm – und nicht die vergleichsweise eher triviale Herstellung einer mengentheoretisch vereinheitlichten Darstellung der diversen Γ -Eventualitäten – ist ein zentrales Element des Ansatzes, der mit dem Aufbau der TdA verfolgt wird; das Elementarisierungsprogramm ist es, das – wenn der Ansatz der TdA das hält, was er verspricht – zu grundlegenden linguistischen Einsichten zu führen verspricht.

Entsprechend ist es mehr als naheliegend zu fragen, wie das Elementarisierungsprogramm der TdA im Einzelnen beschaffen ist.

Die Antwort auf diese Frage, die im TdA-Rahmen unter Bezugnahme auf die hier einschlägige A*-Theorie gegeben werden muss, ist ernüchternd: das Elementarisierungskonzept der TdA ist unerachtet seiner Zentralität für die gesamte Konzeption hochgradig unterbestimmt. Damit soll nicht kritisch moniert sein, dass die TdA keine einschlägigen Elementarisierungsalgorithmen bereitstellt – dass sie dies nicht leistet, ist zwar auch der Fall, braucht aber an dieser Stelle nicht kritisch erörtert zu werden. Kritisch anzumerken ist aber, dass das Elementarisierungskonzept der TdA schon im Vorfeld möglicher Algorithmisierungen hoffnungslos unterbestimmt ist. Es bleibt unspezifiziert, was es heißen soll, dass eine Annahme elementarer ist als eine andere Annahme; es bleibt unspezifiziert, was es heißen soll, dass eine Annahme komplexer ist als eine andere Annahme. Es bleibt unspezifiziert, was es heißen soll, dass ein Annahmensystem A ganz oder teilweise auf ein Annahmensystem B zurückgeführt, also elementarisiert werden kann; es bleibt unspezifiziert, was es heißen soll, dass ein Annahmensystem C aus einem Annahmensystem D abgeleitet werden kann. Es bleibt unspezifiziert, was es heißen soll, dass das Annahmensystem E eine Erweiterung eines Annahmensystems F oder die Verfeinerung eines Annahmensystems G ist – und so weiter, und so weiter. Zusammenfassend gesagt: *das Elementarisierungskonzept der TdA ist methodologisch vage und unbestimmt* – zweifellos zum Nachteil der TdA. Sicher: die eben angeführten Begriffe – Elementarität, Komplexität, Reduzierbarkeit, Ableitbarkeit, Erweiterung, Verfeinerung – und weitere, diesen Begriffen vergleichbare Begriffe sind methodologisch notorisch kritisch; sie sind schwer zu explizieren – die Unmenge an Literatur, die auf ihre Explikation verwendet wurde, führt dies überdeutlich vor Augen. Aber gerade deshalb, weil es diese Literatur gibt, hätte man es in der TdA nicht dabei belassen lassen müssen, das so zentrale Elementarisierungskonzept der methodologischen Intuition der Individuen zu überantworten – einiges an einschlägiger Explikationsarbeit hätte geleistet werden können, und es hätte geleistet werden müssen, um die TdA in einer zentralen Hinsicht fundieren zu können. Solange diese Fundierung aussteht, bleibt die A*-Theorie und damit ein grundlegender Teil der TdA überhaupt eine unstrukturierte *ad hoc*-Unternehmung. Dass es damit, wenn die TdA elementaren methodologischen Adäquatheitsforderungen genügen soll, nicht ein Bewenden haben kann, dürfte gänzlich unstrittig sein.

Die A-Theorie, die relativ zu den Vorgaben der A*-Theorie aufzubauen ist, ist die Grundlage der TdA*, also eines der speziellen grammatiktheoretischen Teils der TdA – und nicht nur das: die A-Theorie ist – jedenfalls den Intentionen zufolge, die mit dem Aufbau der TdA verbunden sind – die Grundlage einer jeden Γ -Eventualität. Die Objekte, die im Rahmen von Γ -Eventualitäten primär betrachtet werden, sind im Normfall Sätze; entsprechend ist auch die TdA, als Grammatiktheorie betrachtet, eine Theorie möglicher Sätze und möglicher Satzstrukturen. Die TdA* trägt TdA-intern wesentlich zu dieser Theorie bei – sie ist geradezu eines ihrer Kernstücke. Die Grundannahme der TdA* besagt, dass ein zentrales Element der Satzstruktur durch einen Artikulator – im technischen, zuvor angedeuteten und in Thümmel (1996) erklärten Sinn dieses Begriffs – gegeben ist, und sie besagt weiterhin, dass Artikulatoren grundsätzlich nicht-projektive Gebilde sind, im üblichen technischen Sinn dieses Begriffs. Darauf folgt, dass die Artikulatoren Gebilde sind, die die lineare Abfolge der Wörter eines Satzes *nicht* determinieren – sie determinieren vielmehr, um mit Grunig (1981) zu sprechen, die *structure sous-jacente*, also etwa Tiefenstrukturen im Sinn von Chomsky (1965). Und wie im Fall der Tiefenstrukturen die lineare Ordnung der Elemente der terminalen Endkette – der Formative – determiniert ist, so induziert auch der Artikulator eine lineare Ordnung. Aber diese lineare Ordnung der Formative ist etwas vollkommen anderes als die lineare Ordnung der Abfolge der Wörter eines Satzes. Die Determination dieser Abfolge erfolgt in der TdA, deren architektonische Affinität zum Standardmodell hier unverkennbar ist, auf einer anderen Strukturierungsebene, der Ebene der Manifestation, die in etwa den Status hat, den im Standardmodell die Ebene der Oberflächenstrukturen hat. Insofern ist die TdA insgesamt – und als Theorie der Sätze und Satzstrukturen betrachtet – eine mindestens zweistufige Theorie: mit ihr wird die grundsätzliche Zweistufigkeit der Satzstruktur behauptet.

Insofern aber konfligiert die TdA beispielsweise mit der GPSG, derzufolge es keine nicht-projektiven Elemente der Satzstruktur gibt, und in der, auf der Basis dieser generellen Projektivitätsannahme, die grundsätzliche Einstufigkeit der Satzstruktur behauptet wird. Dies zu behaupten, heißt aber auch zu behaupten, dass Entitäten vom Typ der Artikulatoren der TdA* keine Elemente der Satzstruktur sein *können*. Die GPSG konfligiert also nicht nur mit der TdA insgesamt;

sie schließt überdies die Möglichkeit einer Theorie wie der auf generelle Nicht-Projektivität festgelegten TdA-Subtheorie TdA* strikt aus.

Es liegt auf der Hand, dass der angeführte Fall als geradezu paradigmatisch für den Fall einer linguistischen Theorienkonkurrenz betrachtet werden kann. Es bleibt zu klären, wie unter TdA-Prämissen mit einer solchen Theorienkonkurrenz – sie ist, wenn der Bereich der A-Theorie einmal verlassen ist, der zur Debatte stehende Normalfall – umzugehen ist.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – das Elementarisierungsprogramm der TdA sehr wohl exekutierbar ist, jedenfalls zumindest partiell: in Teilen werden sich sowohl die Projektivitätsannahme als auch die Nicht-Projektivitätsannahme elementarisieren lassen – allerdings wird sich das nicht elementarisieren lassen, was diese Annahmen zur Projektivitätsannahme beziehungsweise zur Nicht-Projektivitätsannahme macht. Dessen unerachtet sind die Basisaxiome der TdA – also die Axiome der A-Theorie – mit beiden Annahmen, obwohl sie im Widerspruch zueinander stehen, konsistent: die Basisaxiome stehen mit einer Γ -Eventualität, die die eine Annahme enthält, genauso im Einklang wie mit einer Γ -Eventualität, die die andere Annahme enthält. Dies stellt nicht nur vor Augen, wie elementar – um nicht zu sagen: wie trivial und inhaltsleer – die Basisaxiome der TdA sind – es stellt auch und vor allem vor Augen, *dass weder die Projektivitätsannahme noch die Nicht-Projektivitätsannahme aus den Basisaxiomen abgeleitet werden können*. Eben weil sie mit beiden Annahmen konsistent sind, sind diese Annahmen aus ihnen nicht ableitbar – sie werden vielmehr (wie Wolf Thümmel es wohl ausdrücken würde, wenn er denn die hier etablierte Terminologie verwenden würde) durch für bestimmte Γ -Eventualitäten spezifische *Zusatzaxiome* eingeführt. Diese eventualitätenspezifischen Zusatzaxiome sind natürlich nicht-trivial; sie tragen entscheidend zum deskriptiven und explanativen Gehalt einer Γ -Eventualität bei. Und dass sie nicht als Theoreme aus den Basisaxiomen abgeleitet werden können, bedeutet natürlich, dass diese Axiome – und damit die gesamte A-Theorie – nicht das Mindeste für den Versuch austragen, eine Theorienkonkurrenz der zuvor skizzierten Art begründet zu entscheiden. Denn diese Theorienkonkurrenz ist natürlich im Kern eine Konkurrenz der jeweiligen Systeme von Zusatzannahmen. Wie aber, wenn nicht im Rekurs auf die Basisaxiome – also die A-Theorie –, soll eine solche Konkurrenz unter TdA-Prämissen begründet entschieden werden?

Den systematischen Ort, an dem im Rahmen des Gesamtaufbaus der TdA diese Entscheidung zu treffen ist, liefert natürlich die A*-Theorie, die Theorie des Theorienvergleichs und der Theorienbeurteilung. Aber die A*-Theorie ist, wie zuvor schon ausgeführt, zumindest beim derzeitigen Stand der Dinge nahezu leer. Die Anforderung, alle Systeme von Zusatzaxiomen in der Sprache der Mengenlehre zu formulieren – wenn diese Forderung denn geltend gemacht werden sollte –, liefert ersichtlich kein Kriterium für die Entscheidung von Theoriekonkurrenzen. Einschlägige Entscheidungskriterien, die doch unverzichtbar sind, gibt die A*-Theorie nicht an die Hand. Um nur ein Beispiel zu nennen: ein Kriterium dafür, ob eine Theorie, die die Projektivitätsannahme enthält, einer Theorie, die die Nicht-Projektivitätsannahme enthält, vorzuziehen ist, oder ob das Umkehrte der Fall ist, liefert die A*-Theorie nicht: sie liefert, da sie nahezu leer ist, überhaupt keine Entscheidungskriterien für Theoriekonkurrenzen. Insofern aber bleibt die Entscheidung solcher Konkurrenz im Rahmen der TdA, da es keine TdA-spezifischen Kriterien gibt, an denen solche Entscheidungen orientiert werden könnten, eine *ad hoc*-Angelegenheit: die Entscheidung wird relativ zu kursorisch eingeführten Kriterien, also wiederum methodologisch unterbestimmt, herbeigeführt, und sie kann – wie gesagt: beim derzeitigen Stand der Dinge – anders auch nicht herbeigeführt werden. Die methodologische Unterbestimmtheit, die schon dem Elementarisierungsprogramm der TdA attestiert werden musste, muss auch dem Evaluierungsprogramm für Γ -Eventualitäten, das mit dem Aufbau der A*-Theorie verbunden ist, attestiert werden. Und diese zweite Unterbestimmtheit fällt keineswegs weniger stark ins Gewicht als die erste Unterbestimmtheit: dass sie nachweisbar ist heißt, das ein zentraler Teil des mit der TdA verbundenen Forschungsprogramms nicht strukturiert in Angriff genommen werden kann.

Im übrigen: unter den Rahmenbedingungen dieser Unterbestimmtheit und mithin in einer methodologisch naiven Perspektive muss die skizzierte Konkurrenz zwischen der GPSG – einer mittlerweile überholten, weitgehend durch die von Pollard/Sag (1994) konzipierte HPSG ersetzten Γ -Eventualität – und der TdA wohl zugunsten der GPSG ausfallen: Ockhams Messer zwingt hier zu der Einsicht, dass die einstufige GPSG weitaus weniger Entitäten voraussetzt als die zweistufige TdA, und dass die voraussetzungsärmere Theorie zudem mehr leistet als die voraussetzungsreichere Theorie, denn die GPSG liefert eine Theorie der *kompletten* Satzstruktur, während die TdA vermöge ihrer

Subtheorie TdA* lediglich eine Theorie der *partiellen* Satzstruktur liefert, denn sie thematisiert – in GPSG-Terminologie ausgedrückt – lediglich Dominanzen, nicht aber, wie die GPSG, auch die die Abfolge der Wörter im Satz determinierenden Präzedenzen. Ferner ist in die GPSG eine elaborierte Semantik integriert, während in die TdA eine Semantik nicht einmal im Ansatz eingearbeitet ist. Unter diesen Umständen dürfte es schwer fallen, auch nur einen einzigen Grund dafür beibringen zu können, die TdA gegenüber der GPSG auszuzeichnen. Wer seine linguistische Arbeit gleichwohl an der TdA und nicht an der GPSG orientiert, kann dies letztlich nur deshalb tun, weil er die zukünftige Entwicklung der TdA für ertragreicher hält als die zukünftige Entwicklung der GPSG. Er kann dabei möglicherweise geltend machen, dass der Ansatz der TdA* empirisch signifikanter und erklärungsstärker als der Ansatz der GPSG sei, und somit bei seine Theorieevaluierung an schon von Popper (1969) thematisierte und partiell auch systematisch explizierte Kriterien der Theorienbeurteilung – eben Grad der empirischen Signifikanz und Ausmaß der Erklärungsstärke – orientieren. Aber eine solche Orientierung gibt die A*-Theorie nicht an die Hand, und insofern besagt sie nichts gegen den zuvor mitgeteilten Befund, der sich aus der Perspektive einer naiven, dessen unerachtet aber sehr wohl rationalen Methodologie nahezu unabweisbar ergibt.

Man könnte gegen diesen Befund nun einwenden, dass die zuvor exemplarisch demonstrierte Entscheidung der Theorienkonkurrenz am Kern der Sache vorbeigeht, da sie letztlich nichts und abernichts darüber besagt, ob eine Projektivitätsannahme adäquater ist als eine Nicht-Projektivitätsannahme oder ob das Umgekehrte der Fall ist, denn die gesamte Projektivitätsproblematik, die doch den Kern der Sache ausmacht, wird bei der Herbeiführung der Entscheidung der in Rede stehenden Theorienkonkurrenz nicht einmal angesprochen. Dieser Einwand ist sicher stichhaltig. Aber es ist gleichwohl fraglich, ob durch ihn die Dinge zugunsten der TdA gewendet werden können. Warum dies fraglich ist, zeigt ein Blick auf das allen Chomskyschen Grammatikkonzeptionen immanente Transformationskonzept. Wenn die Aufgabe einer Grammatik allein darin besteht, alle und nur die Sätze einer Sprache (nach Möglichkeit: rekursiv) aufzuzählen, ist eine Transformationskomponente letztlich überflüssig – die anfallende Aufzählungsarbeit kann auch anders als transformationell, etwa von einer Turing-Maschine, erledigt werden. Aber Chomsky unternimmt auch gar nicht den Versuch, die Transformationskomponente durch eine sprachdatenbezogene Empirie zu motivieren; er motiviert die Transformationskomponente vielmehr aus *kognitiven* Gründen heraus: er charakterisiert natürliche Sprachen transformationell, weil – so die empirisch, nämlich experimentell entscheidbare Hypothese – die Sprecher/Hörer dieser Sprachen transformationelle Systeme sind. Was dieser Ansatz für die hier zur Debatte stehende Problematik bedeutet, ist leicht ausmachen. Kontrafaktisch, nur für die Zwecke der Argumentation, sei angenommen, dass GPSG und TdA schwach äquivalent – im technischen Sinn dieses Begriffs – miteinander sind (*de facto* verhält es sich natürlich so, dass die TdA eine Teilmenge dessen leistet, was die GPSG leistet). Wenn irgendzwei Theorien schwach äquivalent miteinander sind, so gilt, dass diese beiden Theorien mit den gleichen sprachlichen Daten gleichermaßen kompatibel sind, was wiederum bedeutet, dass die Konkurrenz dieser Theorien *nicht relativ zu diesen Daten entschieden werden kann*. Insofern konnte die Projektivitätsproblematik bei der zuvor exemplarisch demonstrierten Entscheidung der Theorienkonkurrenz nicht angesprochen werden, denn sie konnte nicht als ein empirisch entscheidbares Problem aufgeworfen werden – folglich musste sie an Hand unabhängiger, hier: methodologischer Kriterien entschieden werden. Als empirisches Problem hätte die Problematik gestellt werden können, wenn sie – in Entsprechung zu dem Ansatz Chomskys – als kognitives Problem aufgeworfen worden wäre, also in Form der Frage, ob die Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache projektive oder nicht-projektive Systeme sind. Aber eine solche Frage ist TdA-fremd, genauso, wie sie GPSG-fremd ist: der Einwand gegen den Einwand gegen den zuvor geltend gemachten Befund zeigt also vor allem, dass weder die TdA noch die GPSG, wohl entsprechend dem linguistischen Selbstverständnis ihrer Initiatoren, als kognitive Theorien zu betrachten sind, sondern als Theorien, die letztlich in der Tradition des linguistischen Strukturalismus stehen. Es ist bezeichnend, dass das umfängliche Erweiterungsprogramm für die TdA, das Thümmel (1996, 38-45) skizziert, *nicht* darauf abzielt, die TdA aus dieser Tradition herauszuführen. Es sei hier offen gelassen, ob dieses Festhalten am Vorgang des Strukturalismus die Weiterentwicklung der TdA befördert oder nicht.

Welche Resultante ist nun aus den zuvor getroffenen Feststellungen zu ziehen? Zunächst einmal ist festzustellen, dass die methodologischen Unterbestimmtheiten, die der TdA zu attestieren waren, sehr wohl abgebaut werden können. Denn man kann die TdA als ein Theoriensystem rekonstruieren, das

aus einem durch die A-Theorie gegebenen *Theoriekern* und diversen, durch die den Basisaxiomen hinzugefügten Zusatzaxiome festgelegten *Kernerweiterungen* besteht, bei denen es sich um die verschiedenen A-theoretisch begründeten Γ -Eventualitäten handelt. Ersichtlich läuft ein solcher Ansatz auf eine TdA-spezifische Adaptation des von Sneed (1971), (1976) entwickelten Theoretisierungskonzeptes hinaus, in deren Rahmen sich dann auch erklären ließe, was durch die A*-Theorie bislang noch unerklärt bleibt: nämlich die *Relationen*, die zwischen den diversen Γ -Eventualitäten bestehen: Relationen wie die Konkurrenzrelation, die Erweiterungsrelation, die Verfeinerungsrelation – und so weiter. Diese Möglichkeit besteht durchaus – fraglich allerdings ist, ob eine Systematisierung der TdA entsprechend dem Sneed'schen Theoretisierungskonzept auch *mit Aussicht auf Ertrag* möglich ist. Und die Antwort auf diese Frage muss, so ist zu fürchten, wohl eher negativ ausfallen.

Ein Theoriekern im Sneed'schen Sinne ist ein hochkomplexes Gebilde, über dem hochstufige deduktive Prozesse ablaufen. Diese Tatbestände sind jedoch schlicht und einfach nicht gegeben, wenn der Versuch unternommen wird, die TdA im Sinne der Sneed'schen Konzeption zu strukturieren. Die A-Theorie – sie ist es, die als Theoriekern genommen werden müsste – ist gerade kein hochkomplexes Gebilde; sie soll es entsprechend dem Ansatz von Grunig und Thümmel auch gar nicht sein: sie soll genau das sein, was sie faktisch auch ist – eine intern unstrukturierte Masse hochgradigst elementarer linguistischer Aussagen. Die A-Theorie könnte formal als Theoriekern fungieren – aber faktisch erfüllt sie nicht die Bedingungen, die an Theoriekerne aus guten Gründen heraus zu stellen sind. Ferner laufen über der A-Theorie keine hochstufigen deduktiven Prozesse ab; diese Prozesse finden ihr Ende da, wo die Zusatzaxiome ins Spiel kommen. Aus den Basisaxiomen der A-Theorie allein lässt sich keine einzige Γ -Eventualität ableiten; ihre deduktive Kraft reicht nicht aus, eine solche Ableitung zu ermöglichen. Ableitungen dieser Art werden erst dann möglich, wenn den Basisaxiomen unabhängig von ihnen eingeführte Zusatzaxiome hinzugefügt werden. Erst dann sind Ableitungen von Γ -Eventualitäten möglich – wobei es die Zusatzaxiome und nur sie sind, die entscheiden, welche Γ -Eventualität deduktiv resultiert. Die Menge der Basisaxiome, ergänzt um eine Menge von Zusatzaxiomen – besser: ergänzt um eine Menge von miteinander inkompatiblen Systemen von Zusatzaxiomen – ergibt aber keinen Theoriekern im üblichen Sinn des Begriffs. – Sicher: eine Strukturierung der TdA im Sinne des Sneed'schen Theoriekonzeptes ist – legt man ihr die A-Theorie als Kernelement zugrunde – technisch sicher möglich. Aber die Realisierung dieser Möglichkeit hat keinen echten Strukturierungsnutzen – sie bleibt, letztlich, Strukturierungskosmetik. Die aber ist entbehrlich.

Die Einsicht, dass eine Sneed'sche Theoretisierung des Ansatzes der TdA oberflächlich bleiben muss, bietet sehr wohl Anlass zu der Frage, ob das Elementarisierungsprogramm der TdA ein in der Tat produktives Programm ist. Die Exekution des Elementarisierungsprogramms liefert – grob, aber nicht vergrößernd gesagt – eine Menge von maximal elementaren linguistischen Aussagen: sie liefert, pointiert gesagt, eine Menge von linguistischen Binsenwahrheiten, die deskriptiv und insbesondere explanativ nahezu leer sind. Dass sie nahezu leer sind, wird dabei geradezu als der Beweis dafür genommen, dass die maximal elementaren linguistischen Aussagen *wahr sein müssen*. In diesem Sinne soll die Exekution des Elementarisierungsprogramms zu einer sozusagen unumstößlichen Basis der linguistischen Forschung führen. Aber die Suche nach solch einer Basis ist, wie Popper (1969) in den unterschiedlichsten Zusammenhängen konklusiv demonstriert hat, die Ausgeburt einer Illusion: es gibt eine solche Basis nicht, *und es kann eine solche Basis nicht geben*. Denn alle wissenschaftlichen Aussagen transzendieren notwendigerweise die Erfahrung; keine von ihnen kann deshalb absolut falsifikationsresistent sein. Das gilt selbstverständlich auch für die linguistischen Aussagen, deren Formulierung die Exekution des Elementarisierungsprogramms ermöglicht. Sie liefern durchaus keine unumstößliche Basis für die linguistische Forschung; eine solche Basis kann es nicht geben. Der *einzig* Nutzen, den das Elementarisierungsprogramm haben könnte, besteht aber darin, eine solche Basis zu liefern. Da eine solche Basis aber nicht beigebracht werden kann, ist das Elementarisierungsprogramm schlicht und einfach *nutzlos*. Denn ein sonderlicher explanativer oder deskriptiver Nutzen, den die A-Theorie – sie ist das Ergebnis der Exekution des Elementarisierungsprogramms – haben könnte, ist, wie zuvor schon mehrfach gezeigt, nicht auszumachen: im Gegensatz zu den Universalien, die im Rahmen der Chomskyschen UG formuliert werden, sind die TdA-Universalien deskriptiv nahezu leer und explanativ belanglos. Deskriptive Signifikanz und explanative Relevanz wird durch hochstufige Theorien erzeugt, und deshalb zielt die linguistische Arbeit auf den Aufbau solcher Theorien ab. Für diese Arbeit aber ist die Suche nach

linguistischen Binsenwahrheiten schlicht und einfach unproduktiv; die Binsenwahrheiten werden sich als die Nebenprodukte hochstufiger Theorie prognostisch ergeben. Weshalb also soll die linguistische Arbeit mit der Suche nach linguistischen Binsenwahrheiten belastet werden; weshalb soll sie mit der Exekution eines Elementarisierungsprogramms belastet werden, deren Ertrag allein in einer Kollektion solcher Binsenwahrheiten bestehen kann?

Es spricht somit, zusammenfassend gesagt, fast alles dafür, das Elementarisierungsprogramm der TdA preiszugeben. Natürlich heißt dies auch, die TdA in allen wesentlichen Hinsichten von ihren metatheoretischen Ansprüchen zu entbinden: es gehört dann nicht mehr zu den Aufgaben der TdA, den auf die Formulierung von Binsenwahrheiten hinauslaufenden Versuch ins Werk zu setzen, eine gemeinsame Basis für alle Γ -Eventualitäten zu spezifizieren. Damit aber tritt die TdA nur noch in einer Art in Erscheinung: nämlich als TdA* – nämlich als objektorientierte Theorie des Artikulators. Als solche tritt sie dann in Konkurrenz mit anderen linguistischen Theorien, in Konkurrenz mit Theorien wie der GB, der GPSG, der HPSG, und so weiter; diese Konkurrenz wird dann in der *scientific community* auf die übliche Art entschieden.

Natürlich muss die TdA, um in dieser Konkurrenz bestehen zu können, weiter entwickelt werden; der zuvor schon angesprochene, umfängliche Erweiterungskatalog, den Thümmel (1996, 38-45) vorlegt, stellt vor Augen, welche Richtungen es sind, in die die Arbeit an dieser Weiterentwicklung führen muss. Aus den zuvor angeführten Gründen heraus sollte in den Katalog, der im Kern ein Katalog von Anforderungen ist, sicher die Forderung nach einer kognitiven Fundierung der TdA an prominenter Stelle mit aufgenommen werden. Wenn diese Anforderung ein Fernziel der Weiterentwicklungsarbeit markiert, dann markiert eine andere, von Thümmel selbst geltend gemachte Forderung sicher eines ihrer Nahziele. Man gewinnt bei der Lektüre der einschlägigen Arbeiten oftmals den Eindruck, dass TdA-intern die Auffassung vertreten wird, mit der Spezifizierung einer Artikulatorstruktur sei der entscheidende Teil der Arbeit getan. Aber diese Auffassung ist – wenn sie denn TdA-intern vertreten werden sollte – unhaltbar. Sätze sind auch – und dies nicht nur am Rande – durch die lineare Abfolge ihrer Elemente strukturiert, und es gehört zu den Standardanforderungen an Grammatiken, dass sie auch diese Abfolgestruktur determinieren. Durch den Artikulator aber wird diese Struktur *nicht* determiniert. Die TdA wird in der Konkurrenz der Theorien nur dann bestehen können, wenn sie nicht nur die *structure sous-jacente* eines Satzes, sondern auch die Linearität der Abfolgestruktur konklusiv zu erklären und zu beschreiben vermag.

Postscriptum. Das, was ich über die TdA weiß, weiß ich auf Grund der Lektüre des – mit Verlaub zu sagen: nicht nur umfänglichen, sondern zuweilen auch weitschweifigen – Buches von Blanche Noëlle Grunig und auf Grund der Lektüre der – mit Verlaub zu sagen: oftmals leserunfreundlichen, weil voraussetzungsreich und lakonisch abgefassten – Schriften von Wolf Thümmel. Noch mehr als diesen Schriften verdanke ich jedoch zahlreichen Diskussionen über die TdA, die ich mit Wolf Thümmel führen konnte. In Sachen TdA bin ich sein Schüler. Man sagt, dass gute Schüler stets auch ihren Lehrern gegenüber kritische Schüler sind. Ich hoffe, dass ich mit den vorliegenden Reflexionen als guter Schüler Wolf Thümmels erwiesen habe.

Erste, unkorrigierte Fassung vom 27. 10. 1998

Literaturnachweis

Chomsky, N. (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*. M.I.T. Press: Cambridge, Mass..

Chomsky, N. (1981), *Lectures on Government and Binding*. Foris: Dordrecht.

Gazdar, G., E. Klein, G. Pullum, I. Sag (1985), *Generalized Phrase Structure Grammar*. Basil Blackwell: Oxford.

Grunig, B. N. (1981), *Structure sous-jacente: essai sur les fondements théoriques*. Lille: Atelier Reproduction des thèses, Université de Lille III. – Diffusion: Champion: Paris.

Pollard, C., I. Sag (1994), *Head-Driven Phrase Structure Grammar*. University of Chicago Press: Chicago.

Popper, K. (1969), *Logik der Forschung*. Dritte, vermehrte Auflage. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck): Tübingen.

Sneed, J. D. (1971), *The Logical Structure of Mathematical Physics*. D. Reidel: Dordrecht.

Sneed, J. D. (1976), „Philosophical Problems in the Empirical Science of Science: A Formal Approach“. In: *Erkenntnis* 10: 115-146.

Thümmel, W. (1989), „Les doubles miroirs du signe linguistique“. In: *DRLV. Revue linguistique* 41: 101 – 141.

Thümmel, W. (1996), „Die Architektur der Theorie des Artikulators“. In: W. Thümmel (Hrsg.), *Sprachstrukturen und Sprachprozesse. Studien zur Repräsentation und Simulation grammatischen Wissens* (= Artikulation und Sprache, Band 1). secolo: Osnabrück.

SCRIPTORS BEFUND ODER ARTEN DER LITERATURBETRACHTUNG

Siegfried Kanngießer

DORLAMM LIEST

Dichter Dorlamm liest in einem Buch,
doch er wird aus diesem Buch nicht klug.

Liest darin und legt es wieder hin -
nein, er kommt nicht hinter seinen Sinn.

Legt es hin und denkt, sooft er las:
„Ich kapier’ das nicht. Was soll denn das?“

Denkt: „Was soll das? Wer schreibt solchen Mist?“
Und schaut nach, wer der Verfasser ist.

Schaut aufs Buch, und plötzlich ist ihm klar,
dass der Autor ein Herr Dorlamm war.

Dorlamm? Dorlamm selbst hat es geschrieben!
Peinlich? Rasend peinlich, meine Lieben!

ROBERT GERNHARDT

I

Die Literatur gibt es – grob geschätzt –, seit es die Menschheit gibt. Es besteht jeder Anlass zu der Vermutung, dass es die Literatur so lange geben wird, wie es die Menschheit geben wird.⁶⁴

Die Literaturwissenschaft – sie wird zumeist im Rahmen der Nationalphilologien, also etwa der Anglistik, Germanistik und Romanistik betrieben – gibt es, seit es die Nationalphilologien gibt. Die Nationalphilologien gibt es, wohlmeinend geschätzt, seit etwa 250 Jahren.

Die Literatur ist älter, sehr viel älter als die Literaturwissenschaft. Dieser Tatbestand ist lehrreich, in einer Mehrzahl von Hinsichten. In welchen Hinsichten er lehrreich ist, bleibt auszuführen. Das Folgende ist der Versuch, eben dies zu leisten.

II

Die Literaturwissenschaft wird zumeist unter den Prämissen der Hermeneutik betrieben. Dadurch unterscheidet sie sich von den Disziplinen, die man gemeinhin als die empirischen Wissenschaften bezeichnet, und die üblicherweise – und sicher nicht zu Unrecht – als exemplarisch für Wissenschaft überhaupt angesehen werden. Insofern ist die hermeneutisch verfahrenende Literaturwissenschaft – kurz: die h-Literaturwissenschaft – eine Sonderwissenschaft, und sie ist dies auch ihrem Selbstverständnis nach. Ermöglicht wird dieses Selbstverständnis durch das zentrale, für sie konstitutive Element der h-

⁶⁴ Dies gilt unerachtet des Umstandes, dass es sehr wohl möglich ist, dass die voranschreitende Digitalisierung der Kommunikation Buchpublikationen entbehrlich machen wird. Die Literatur ist nicht auf das Buch angewiesen; sie kann – beispielsweise – auch im Netz bestehen. Im übrigen ist in diesem Zusammenhang anzumerken, dass gerade das Netz einem Medium, das vielerorts schon als obsolet galt – nämlich der Schrift – zu neuer Aktualität, um nicht zu sagen: zu neuem Glanz verholfen hat. Vor diesem Hintergrund ist es wohl nicht allzu verwegen anzunehmen, dass das Netz gerade nicht das Ende der Literatur herbeiführen wird, sondern – ganz im Gegenteil – die Verbreitung und die Rezeption von Literatur extrem begünstigen wird.

Literaturwissenschaft, den sogenannten hermeneutischen Zirkel, demzufolge „das Ganze aus dem Einzelnen verstanden wird, so doch auch das Einzelne nur aus dem Ganzen verstanden werden könne.“ Hermeneutisch zu verfahren heißt, im Sinne dieses den empirischen Wissenschaften fremden und mit deren Prinzipien sogar inkonsistenten Prinzips zu verfahren, und eine Literaturwissenschaft, die als h-Literaturwissenschaft betrieben wird, ist eine Literaturwissenschaft, die im Sinne dieses Prinzips ins Werk gesetzt wird.⁶⁵ Genau deshalb ist die h-Literaturwissenschaft eine Sonderwissenschaft.⁶⁶

Es ist gänzlich unstrittig, dass die Literaturwissenschaft nahezu ausschließlich als Sonderwissenschaft, also als h-Literaturwissenschaft betrieben wird. Aber daraus folgt nicht, dass die Literaturwissenschaft notwendigerweise als hermeneutisch verfahrenende Disziplin betrieben werden muss. Alternative Vorgehensweisen sind sehr wohl möglich.

So ist es beispielsweise möglich, die literaturwissenschaftliche Arbeit am Paradigma der Kognitionswissenschaft zu orientieren.⁶⁷ Die Interpretation – und die Interpretation ist das Hauptgeschäft eines jeden Literaturwissenschaftlers – stellt sich dann als ein kognitiver, als ein wissensbasierter Prozess dar, der im Rahmen formalisierter oder teilformalisierter Modelle präzise beschrieben und erklärt werden kann. So betrieben – kurz gesagt: als K-Literaturwissenschaft betrieben – unterscheidet sich die Literaturwissenschaft methodisch und methodologisch in nichts mehr von den empirischen Wissenschaften – sie ist dann gewissermaßen eine normalisierte Disziplin.⁶⁸ – Es liegt auf der Hand, dass sie in dieser ihrer normalisierten Version, die erst in den allerletzten Jahren möglich geworden ist, schon allein aus zeitlichen Gründen heraus nur in den allerersten Ansätzen vorliegen kann. Die Existenz der K-Literaturwissenschaft ist jetzt, kurz vor dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, eine nahezu nur virtuelle Existenz. Aber das ändert nichts daran, dass es keineswegs verwegen ist anzunehmen, dass das nächste Jahrtausend der K-Literaturwissenschaft reichlich Gelegenheit bieten wird, ihre explanative und deskriptive Produktivität

⁶⁵ Cf. zur Hermeneutik Apel (1973), Gadamer (1959), (1960), (1965/66), Habermas (1968, Neuausg. 1973), (1970) und Staiger (1955). – Es ist vielleicht nicht überflüssig anzumerken, dass es viele Literaturwissenschaftler gibt, die der Auffassung sind, dass gerade darin, dass die h-Literaturwissenschaft für sich eine Sonderrolle im Gesamt der Wissenschaften spielt, eine besondere wissenschaftliche Dignität der h-Literaturwissenschaft zum Ausdruck kommt. Es ist wohl auch nicht überflüssig anzumerken, dass oftmals die Vertreter empirischer Wissenschaften, namentlich viele Naturwissenschaftler, der h-Literaturwissenschaftler diesen Anspruch auf besondere wissenschaftliche Dignität sehr wohl zugestehen – und dies zumeist deshalb, weil sie dem verbalen Imponiergehabe der h-Literaturwissenschaftler nichts entgegen zu setzen haben. Eine Bestätigung seines Tuns und Treibens sollte der h-Literaturwissenschaftler aus dieser Ignoranz nicht ableiten – und dies insbesondere auch deshalb nicht, weil die Vertreter der empirischen Wissenschaften zunehmend an Selbstbewusstsein gewinnen und sich nicht mehr einschüchtern lassen: für sie ist dann die Sonderrolle der h-Literaturwissenschaft nicht mehr Ausdruck einer besonderen wissenschaftlichen Dignität, sondern Ausdruck einer grundsätzlichen Wissenschaftsunfähigkeit. Die Position der h-Literaturwissenschaft ist ins Wanken geraten, und es ist absehbar, dass sie noch weiter ins Wanken geraten wird. – In diesem Zusammenhang sei auf die kritischen Reflexionen zur Hermeneutik verwiesen, die Albert (1977) vorgelegt hat.

⁶⁶ Man beachte, dass es letztlich nur der Rekurs auf den hermeneutischen Zirkel ist, der die Literaturwissenschaft zu einer Sonderwissenschaft macht. Insofern ist es auch hochgradig irreführend, die Ersetzung des werkimmanenten Ansatzes durch einen gesellschaftskritischen Ansatz, die für die Entwicklung der h-Literaturwissenschaft der letzten Jahrzehnte charakteristisch ist, als einen Paradimenwechsel in der Literaturwissenschaft zu bezeichnen, denn diese Ersetzung lässt die Prinzipien der Hermeneutik, auf die die Literaturwissenschaft verpflichtet ist, gänzlich unangetastet. Anders gesagt: werkimmanente Interpretationen sind genauso Interpretationen wie gesellschaftskritische, etwa aus Marxschen Geist inspirierte Interpretationen Interpretationen sind, und literaturwissenschaftliche Interpretationen sind hermeneutisch organisierte Interpretationen. Insofern kann von einem Paradigmenwechsel nicht ernsthaft die Rede sein – gewechselt hat der Interpretationsaspekt und wohl auch das Interpretationsinteresse, nicht aber die Interpretationsmethodik. Insofern ist letztlich alles beim Alten geblieben.

⁶⁷ Rey (1997) liefert eine gründliche und umfassende, insbesondere die philosophischen Hintergründe ausleuchtende Darstellung dieses Paradigmas. Für alle, die es schon immer nicht so ganz genau wissen wollten, finden sich kurzgefasste Überblicks über dieses Paradigma in Habel/ Kanngießer/ Strube (1990) und Habel/ Kanngießer/ Rickheit (1996).

⁶⁸ Natürlich geht diese Normalisierung einher mit einer Verabschiedung der Hermeneutik, insbesondere mit einer Verabschiedung des hermeneutischen Zirkels. Diese Verabschiedung erfolgte begründet: Stegmüller (1979) liefert eine konklusive Kritik des hermeneutischen Zirkels; sie hat den Weg freigemacht hat, der zu einer nicht-hermeneutischen Literaturwissenschaft führt.

systematisch unter Beweis zu stellen. Es besteht kein Anlass zu der Annahme, dass die K-Literaturwissenschaft in diesen ihren ersten Anfängen stecken bleiben wird. Ihr ist ein hinreichendes Potential inhärent, um sich in der Konkurrenz mit der h-Literaturwissenschaft behaupten zu können.⁶⁹

Die Literatur ist älter als die h-Literaturwissenschaft. Sie ist deshalb auch, da die h-Literaturwissenschaft älter, sehr viel älter als die K-Literaturwissenschaft ist, älter als die K-Literaturwissenschaft. Besagen diese Altersangaben, die trivialerweise möglich sind, irgendetwas in systematischer Hinsicht? Besagen sie etwas über die Literaturwissenschaft? Besagen sie gar etwas über die Differenz zwischen h-Literaturwissenschaft und K-Literaturwissenschaft? – Die folgenden Abschnitte beinhalten den Versuch, diese Fragen zu beantworten.

III

Eine Gaststätte in der Stadt O., deren Universität berühmt für ihren literaturwissenschaftlichen Fachbereich ist. An einem Tisch sitzen drei ältere Herren. Der eine – Herr Philebos, graumeliert, würdig aussehend, ein Siegelring am Ringfinger der linken Hand – trinkt mit zierlichen, graziösen Bewegungen Weißwein. Philebos ist Professor für Germanistik unter besonderer Berücksichtigung der Literatur der älteren Neuzeit; er hat sich einen herausragenden Ruf als Erforscher der Gelegenheitsliteratur des sächsischen Spätbarocks erworben. Rechts neben ihm – mit Vollbart, pfeiferauchend, in eine betont proletarisch geschnittenen Lederjacke gewandert – sitzt Herr Scriptor, Altredakteur der Neuen O.-Zeitung und als solcher zuständig für alle Fragen der Kultur. Dieser seiner Zuständigkeit entsprechend trinkt Scriptor Vodka und gelegentlich einen Schluck Bier. Im gegenüber sitzt Herr Letter, Professor an der Universität zu O.; er vertritt das Fach Interstellare Kryptographie, gehört also dem gleichen Fachbereich wie Philebos an. Letter, der die Dürftigkeit seines Haupthaars vergeblich durch einen Schnurrbart zu kompensieren versucht, trinkt Bier, schweigt des öfteren, wirft dabei aber begehrlche Blicke auf Scriptors Vodka, was Scriptor aber sehr wohl bemerkt und deshalb seinen Vodka vorsorglich aus der Reichweite Letters rückt. Neben Letter sitzt Hippias, ein in die Jahre gekommenes Urbild von Mann, mit Rauschebart und, wie um das Bild abzurunden, mit verbeulten Jeans und mit Schuhen bekleidet, die sich wie Hausschuhe ausnehmen. Er bestellt gelegentlich ein Bier und trinkt es dann mit offensichtlicher Lust. Hippias ist Professor am gleichen Fachbereich wie Philebos und Letter; er ist Spezialist für friedens- und kriegsbasierte Literatur und hat sich ansonsten den Kampf gegen die h-Literaturwissenschaft zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht. Scriptor sieht sich um, trinkt dann einen prächtigen Schluck Vodka, sieht Philebos und Hippias kopfschüttelnd an und ergreift dann das Wort.

Scriptor: Also ich verstehe euch nicht. Ich habe euch ja einmal für ganz intelligente Menschen gehalten. Offenbar habe ich mich geirrt. Wie kann man sich nur stundenlang mit der – ihr entschuldigt, aber ich sage das in aller Bescheidenheit – nun wirklich blödsinnigen Frage beschäftigen, ob die Literatur älter ist als die Literaturwissenschaft? Die Antwort ist doch ganz klar! Was soll also das Herumgerede?

Philebos: Ich habe dieses Thema nicht aufgebracht. Das war Hippias. – Ich weiß auch nicht, was er an diesem Thema so interessant findet.

⁶⁹ Es sind allerdings nicht nur zeitliche Gründe, aus denen heraus die K-Literaturwissenschaft bislang nicht über allererste Anfänge heraus gekommen ist. Verantwortlich dafür ist auch diese Konkurrenz. Es ist erklärlich, dass sich die h-Literaturwissenschaftler allen Versuchen, eine K-Literaturwissenschaft zu etablieren, entschieden widersetzt haben und widersetzen – ihre Selbsterhaltungsvernunft muss ihnen diesen Widerstand gebieten. Dieser Widerstand hat vielfältige Formen – er reicht vom Ausschluss der K-Literaturwissenschaftler von Publikationsmöglichkeiten, mit denen die h-Literaturwissenschaft überreichlich, die K-Literaturwissenschaft aber nahezu überhaupt nicht gesegnet ist, bis zur Vereitelung K-literaturwissenschaftlicher Promotionen und Habilitationen in den philologischen Fächern oder im Fach Literaturwissenschaft. Mit anderen Worten: die institutionelle Machtposition, die die h-Literaturwissenschaft innehat, wird ausgenutzt. Man mag es bedauern, dass die Konkurrenz der beiden Versionen von Literaturwissenschaft, bei der es sich zweifelsfrei um eine Paradigmenkonkurrenz handelt, unter Einsatz solcher Mittel, also nicht-argumentativ ausgetragen wird. Aber Bedauern hilft hier nicht weiter – der Einsatz solcher, hier die h-Literaturwissenschaft begünstigender Mittel gehört zum universitären Alltag. Dass dies so ist, sagt sicher auch etwas über den Zustand, in dem die Universitäten sich befinden – aber das ist Teil eines anderen, hier nicht zu schreibenden Kapitels.

Scriptor: Also, Hippias, nun sage uns endlich, was an dieser abgestandenen Altersthematik so interessant ist. – Los, raus mit der Sprache.

Hippias: Das ist doch ganz klar. – Aus dem Umstand, dass die Literatur so sehr viel älter ist als die Literaturwissenschaft, folgt, dass die Literatur die Literaturwissenschaft nicht braucht – genau so wenig, wie die Natur die Naturwissenschaft braucht. Wie die Natur unabhängig von der Literaturwissenschaft existiert, so kann die Literatur unabhängig von der Literaturwissenschaft existieren. Und sie existiert auch unabhängig von ihr. Aus der Notwendigkeit der Literatur folgt nicht die Notwendigkeit der Literaturwissenschaft. Die Literaturwissenschaft ist im Prinzip entbehrlich. Das ist es, was die abgestandene Altersthematik interessant macht. *Er wendet sich Philebos zu.* Ihr seid im Prinzip überflüssig. Die Hermeneutik ist überflüssig. Selbst die Gelegenheitsliteratur des sächsischen Spätbarocks kommt ohne Dich aus.

Philebos: Ich will auf die Einzelheiten deines Anwurfes gar nicht weiter eingehen. Aber ich möchte Dich, Hippias, doch darauf hinweisen, dass du mit dem gleichen Argumente auch die Überflüssigkeit der K-Literaturwissenschaft beweisen kannst.

Scriptor: Welche Einzelheiten willst Du uns vorenthalten?

Philebos: Ich bin der Auffassung, dass die Meinung, die unser Freund Hippias vertritt, sich nur begrenzt durch Differenziertheit auszeichnet. Es ist einem jeden klar, dass naturwissenschaftliches Wissen erforderlich war, um Elemente der Natur erhalten und verbessern zu können. Insofern hat die Natur durchaus von der Naturwissenschaft profitiert. Und die Literaturwissenschaft hat in Gestalt des *poeta doctus*, dessen Wissen ja primär literaturwissenschaftliches Wissen ist, durchaus auch Einfluss auf die Entwicklung der Literatur gehabt. Im Lichte der genaueren Betrachtung erweist es sich doch als sehr fragwürdig, was Hippias gesagt hat.

Scriptor: Letter, du hast noch gar nichts gesagt. Du scheinst dich für meinen Vodka mehr zu interessieren als für unser Gespräch. Sag endlich etwas!

Letter: Wozu?

Scriptor: Beispielsweise zu dem Argument, das Philebos vorgetragen hat.

Letter: Ich halte dieses Argument für fadenscheinig, um nicht zu sagen: an den Haaren herbeigezogen. Die Natur hat keine Interessen; sie hat auch kein Interesse an ihrer Verbesserung. Genauso verhält es sich mit der Literatur. Auch sie hat kein Interesse, auch kein Interesse an ihrer Verbesserung. Weder die Natur noch die Literatur hat ein Interesse daran, wissenschaftlich untersucht zu werden – Natur und Literatur können ein solches Interesse gar nicht haben. Sie existieren unabhängig von jeder Wissenschaft. Auch mit den interstellaren Kryptogrammen ist es so: es gibt sie ganz unabhängig davon, ob es die interstellare Kryptographik gibt oder nicht. Den interstellaren Kryptogrammen ist es vollkommen egal, ob es mich gibt. Der Gelegenheitsliteratur im sächsischen Spätbarock ist es gleichgültig, ob es Philebos gibt oder nicht. Selbst die friedens- und kriegsbasierte Literatur schert sich keinen Deut darum, ob es Hippias gibt oder nicht.

Scriptor: Also hat unser Freund Hippias doch Recht!

Letter: Nicht so ganz. Aus dem Umstand, dass Natur und Literatur kein Interesse an ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung haben können, folgt sicher nicht, dass Naturwissenschaft und Literaturwissenschaft überflüssig sind. Denn *wir* – wir Menschen – können ein Interesse an der Erklärung und Beschreibung der Natur und der Literatur haben. Und dieses Interesse haben wir offenkundig, denn wir haben die Naturwissenschaft und die Literaturwissenschaft entwickelt. Insofern sind diese Wissenschaften nicht überflüssig. Gäbe es das Erklärungs- und Beschreibungsinteresse nicht, wären sie allerdings – wie Hippias gesagt hat – entbehrlich. Für die Natur und die Literatur sind sie allerdings auch dann entbehrlich, wenn es dieses Interesse gibt: die entsprechenden Erklärungen und Beschreibungen sind keine Bedingungen der Möglichkeit von Natur und Literatur.

Philebos: Ich stehe nicht an, die sich so selten bietende Gelegenheit zu nutzen, dem Kollegen Letter einmal ungeschränkt Recht geben zu können.

Scriptor: Das heißt dann aber auch, dass die Frage, ob die Literatur älter als die Literaturwissenschaft ist, nun wirklich – mit Verlaub zu sagen – nur blödsinnig ist. Also können wir sie endlich *ad acta* legen.

Letter: Vielleicht doch nicht. Ich möchte in diesem Zusammenhang eine Frage stellen. – Philebos, hältst Du es für möglich, dass sich die Leser – oder Hörer – von Literatur in den längst verschollenen, so unglücklichen vorphilologischen Zeiten über die Literatur, die sie gelesen oder gehört haben, unterhalten haben?

Philebos: So wird es wohl gewesen sein.

Letter: Hältst Du es auch für möglich, dass diese Unterredungen der Leser ihr Verständnis der besprochenen Literatur befördert haben?

Philebos: Natürlich können solche Diskussionen über Literatur das Verständnis von Literatur befördern. – Aber ich möchte – da ich ahne, worauf du hinaus willst – sogleich hinzufügen, dass dieses ihr durch Diskussionen erzeugtes Literaturverständnis kein wissenschaftlich begründetes Literaturverständnis gewesen sein kann. Es muss ihm notwendigerweise an Tiefe und Breite gefehlt haben.

Letter: Ich nehme es zur Kenntnis, dass deiner Meinung nach in den Zeiten, die unglückseligerweise vorphilologische Zeiten waren, kein echtes Literaturverständnis möglich war, da kein wissenschaftliches Literaturverständnis möglich war.

Hippias: Philebos ist ein Vertreter der h-Literaturwissenschaft. Die h-Literaturwissenschaft ist meiner Ansicht nach eine Unternehmung, die entgegen ihrem Anspruch weit von jeder Wissenschaftlichkeit entfernt ist. Folglich ist auch Philebos kein echtes Literaturverständnis möglich.

Scriptor: Ich glaube es ist besser, noch einen Vodka zu trinken, als über eure Wissenschaftsbegriffe zu diskutieren.

Letter: Ich stimme Scriptor uneingeschränkt zu. Und ich nehme ferner zur Kenntnis, dass unser Freund Philebos sehr wohl zwischen Arten des Literaturverständnisses unterscheidet. Zumindest unterscheidet er – und zwar sehr dezidiert – zwischen einem wissenschaftlichen und einem nicht-wissenschaftlichen Literaturverständnis. – Möglicherweise findest du, Philebos, dich dazu bereit, zuzugestehen, dass man noch diverse Unterarten des nicht-wissenschaftlichen Literaturverständnisses ausdifferenzieren kann. Und vielleicht findest du dich auch dazu bereit zuzugestehen, dass es diese diversen Spielarten des nicht-wissenschaftlichen Literaturverständnisses auch jetzt, in diesen philologisch bestimmten Zeiten, noch gibt. Wenn beispielsweise unser Freund Scriptor in der Neuen O.-Zeitung einen Artikel über Fontane schreibt, dokumentiert sich in ihm zweifelfrei ein bestimmtes Literaturverständnis, und durch ihn erzeugt Scriptor bei seinen Lesern ein bestimmtes Literaturverständnis. Aber natürlich kann es sich bei diesem Artikel nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung handeln.

Philebos: Natürlich bin ich bereit, dies zuzugestehen. – Aber gleichwohl lege ich Wert auf die Feststellung, dass es allein das wissenschaftlich zustandegekommene Literaturverständnis ist, das zählt.

Hippias: Hast du gehört, Scriptor? Was du schreibst, zählt nicht wirklich.

Scriptor: Damit kann ich leben. Gut sogar. Eine Tageszeitung hat nun einmal andere Aufgaben als eine wissenschaftliche Zeitschrift. Aber das heißt ganz und gar nicht, dass im Feuilleton einer Tageszeitung nur Unsinn stehen muss.

Philebos: Ich habe nie gesagt, dass Scriptor Unsinn schreibt. Ganz im Gegenteil: ich schätze seine Artikel außerordentlich.

Hippias: Das zeigt, dass du ein höflicher Mensch ist. Du pflegst einen zurückhaltenden Umgang mit der von Dir ansonsten doch unerbittlich applizierten Maßlatte der allein seligmachenden h-literaturwissenschaftlichen Erkenntnis.

Philebos: Ich schäme mich meiner Höflichkeit nicht. Und ansonsten glaube ich, dass sich ein K-Literaturwissenschaftler zumindest in dieser Hinsicht ganz genauso verhält wie ein h-Literaturwissenschaftler. Das kann, da beide Wissenschaftler sind, gar nicht anders sein.

Scriptor: Da irrst du dich. Ich habe mich in der letzten Zeit ausgiebig mit K-Literaturwissenschaft befasst, und deshalb kann ich Dir mit Bestimmtheit sagen, dass ein K-Literaturwissenschaftler sich anders verhalten muss als ein h-Literaturwissenschaftler.

Philebos: Da würde ich doch gern Genaueres hören.

Hippias: Dies ist eine der wenigen Gelegenheiten, wo ich mich Philebos uneingeschränkt anschließen kann. Also, Scriptor – komm raus mit der Sprache.

Scriptor: Wenn ihr es denn unbedingt wollt ... Also: der gesamte Ansatz der K-Literaturwissenschaft ist ein ganz anderer als der der h-Literaturwissenschaft. In der K-Literaturwissenschaft geht es, im vollkommenen Gegensatz zur h-Literaturwissenschaft, nicht – zumindest aber nicht primär – um die Produktion von Interpretationen, sondern um die Erklärung und Beschreibung von Interpretationen. Sie sind einer der zentralen Gegenstände der K-Literaturwissenschaft. Und Interpretationen sind für einen K-Literaturwissenschaftler wissenschaftsbasierte Prozesse. Individuen – oder Populationen –, die über unterschiedliche Wissensbasen verfügen – oder eine gemeinsame Wissensbasis unterschiedlich nutzen –, werden ein und denselben Text

unterschiedlich interpretieren. Deshalb sind zu einem Text, sofern bei seiner Interpretation n-viele voneinander verschiedene Wissensbasen eine Rolle spielen – oder n-viele voneinander verschiedene Nutzungen einer gemeinsamen Wissensbasis –, auch n-viele voneinander Interpretationen möglich. Das lässt sich in der K-Literaturwissenschaft als Theorem ableiten.

Philebos: Und welche Konsequenzen hat dieses Theorem für unser Problem?

Scriptor: Der K-Literaturwissenschaftler kann eine Mehrzahl von Interpretationen ein und desselben Textes tolerieren. Er kann ihr Zustandekommen erklären und beschreiben: unter bestimmten Bedingungen A resultiert die-und-die Interpretation, unter Bedingungen B resultiert die-und-die Interpretation, und so weiter. Der K-Literaturwissenschaftler sucht nicht nach der besten aller möglichen Interpretationen, sondern nach der Menge der möglichen Interpretationen. Diese Interpretationen können sich in ihrer Granularität voneinander unterscheiden, und sie können auch nach Granularitätsgraden geordnet werden. Aber diese Ordnung ist keine Ordnung nach Richtigkeitsgraden, und insofern impliziert sie keine Bewertung. Eine Interpretation, die unter den Bedingungen A produziert wird, ist genau so gut wie eine Interpretation, die unter den Bedingungen B erzeugt wird, und umgekehrt. Der K-Literaturwissenschaftler hat keinen absoluten Maßstab für die Interpretationsrichtigkeit. Er kann von einer Interpretation sagen, ob sie Element des Möglichkeitsraumes der Interpretationen ist oder nicht – aber er kann Interpretationen nicht sozusagen gegeneinander ausspielen. – Ergänzend füge ich hinzu – ohne es hier beweisen zu wollen –, dass der Rekurs auf diesen Möglichkeitsraum von Interpretationen keinen Interpretationenrelativismus impliziert.

Philebos: Du hast dich offenbar zu einem veritablen Vertreter der K-Literaturwissenschaft entwickelt. Aber ich habe immer noch nicht verstanden, was das Theorem, das du zuvor bemüht hast, für unser Problem austrägt.

Hippias: Aber das ist doch ganz einfach. Du sagst zwar, dass du die Artikel von Scriptor schätzt. Aber wenn du deine Position konsequent vertrittst, kannst du das gar nicht. Denn Scriptors Artikel sind nicht-wissenschaftlich; folglich können sie für dich keinen epistemischen Wert haben. Sie können keinerlei Erkenntnisgehalt haben – im Grunde genommen können sie für dich – um einen Ausdruck zu benutzen, den Scriptor selbst gelegentlich verwendet – nur *Geseire* sein. Das ist ebenso hochmütig wie ignorant. Zuvor hast du selbst zugegeben, dass es unterschiedliche Arten der Literaturbetrachtung gibt, und du hast ferner zugestanden, dass jede dieser Arten der Literaturbetrachtung einen epistemischen Gehalt hat. Aber gleichwohl zählt für dich nur eine Art der Literaturbetrachtung: die, die im Rahmen der h-Literaturwissenschaft praktiziert wird.⁷⁰ Das ist inkonsistent und inkonsequent. Es ist intolerant, und es ist borniert.

Philebos: Das magst du so sehen. Ich will dazu nichts weiter sagen als dieses: *ich* habe offenbar ein ganz anderes Verhältnis zur literaturwissenschaftlichen Wahrheit als du. Aber abgesehen davon: mir ist immer noch nicht klar geworden, warum der K-Literaturwissenschaftler gegen das gefeit sein soll, was du, Hippias, meine Intoleranz und Borniertheit nennst.

Hippias: Weil er auf Grund seines ganzen Ansatzes die Fontane-Interpretation, die sich in dem Fontane-Artikel von Scriptor finden mag, nur unter dem Aspekt beurteilen kann, ob sie ein Element des Raumes der möglichen Fontane-Interpretationen ist oder nicht. Wenn sie es ist – und das wird sie,

⁷⁰ Den Protokollanten dieses Disputes wundert es im übrigen sehr, dass Hippias darauf verzichtet, ein Argument auszubreiten, das er in diesem Zusammenhang mit Vorliebe zu entwickeln pflegt. Hippias pflegt dann nämlich anzumerken, dass Leute wie Philebos üblicherweise nicht nur eine Art der Literaturbetrachtung, sondern auch nur eine Art der Literatur zulassen: nämlich die sogenannte Höhenkammliteratur – exemplarisch charakterisiert durch die Werke Goethes, Dantes und Miltons –, während die sogenannte Trivilliteratur – exemplarisch charakterisiert durch die Werke Remarques, Hermann Hesses und Kosaliks – kein zulässiger Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Forschung ist. Hippias hebt dann normalerweise hervor, dass eine derartige Verengung des Gegenstandsbereiches der Literaturwissenschaft eine nicht akzeptable Borniertheit sei. Diese Borniertheit sei im übrigen – wie so vieles in der h-Literaturwissenschaft – inkonsequent und inkonsistent, denn zumindest er, Hippias, sein der Meinung, dass auch die Gelegenheitsliteratur des sächsischen Spätbarocks nicht anderes sei als schlichte Trivilliteratur. Und wenn die der wissenschaftlichen Untersuchung wert sei, sei ganz und gar uneinsichtig, warum nicht auch Remarque, Hermann Hesse und Jerry Cotton der wissenschaftlichen Betrachtung wert seien. – Der Protokollant kann sich den Umstand, dass Hippias es versäumt hat, diese Argumentation beizubringen, nur so erklären, dass ihn – Hippias – der Verlauf der Diskussion so fasziniert hat, dass er es einfach übersehen hat, wie sehr gerade diese Diskussion es erfordert hätte, dass er diese seine Argumentation in sie einbringt.

so wie ich unseren Freund Scriptor kenne, ohne Zweifel sein –, kann der K-Literaturwissenschaftler sie noch unter Granularitätsaspekten beurteilen, wobei alle möglichen Granularitätsebenen gleichberechtigt sind. Insofern hat der K-Literaturwissenschaftler gar keine Möglichkeit, Scriptors nicht-wissenschaftliche Reflexionen über Fontane als Geseire zu disqualifizieren. Die K-Literaturwissenschaft respektiert die Existenz von unterschiedlichen Arten der Literaturbetrachtung; sie erklärt und beschreibt sie und klärt die Bedingungen ihrer Möglichkeit. Insofern ist die K-Literaturwissenschaft sehr viel toleranter und liberaler als die h-Literaturwissenschaft. Deshalb reicht sie – jedenfalls meiner Meinung nach – auch sehr viel weiter und geht sehr viel tiefer als die h-Literaturwissenschaft.⁷¹

Philebos: Ich verzichte darauf, diese provozierenden – und vielfach schlicht und einfach unfundierten – Bemerkungen in der Sache genauer zu kommentieren. Ich gestehe, dass ich darauf schweren Herzens verzichte.⁷² Aber ich räume ein, dass ich die Konsequenzen des Theorems, das Scriptor ins Feld geführt hat, jetzt verstehe.

Scriptor: So hat dann die Erörterung der eigentlich saudummen Frage, was sich aus dem Umstand ergibt, dass die Literatur älter ist als die Literaturwissenschaft, doch noch ein Ergebnis gehabt – entgegen meinen Erwartungen. Und dieses Ergebnis ist denn doch vielleicht ein bisschen überraschend. *Zu Letter gewandt:* Du hast ja nun fast nichts dazu beigetragen, dass wir doch noch zu einem Ergebnis gekommen sind. Zum Ausgleich dafür trinkst du jetzt noch einen Vodka mit mir.

IV

„Herr Sneider Wimmersdörp“, fuhr Bräsig fort, „wenn Sie meine Rede for Gedrähn estimieren, denn können Sie sich for meinentwegen die Ohren zuhalten, denn Sie sind mich zu dumm! Und nu können Sie hingehen und mich verklagen: ich bün der Entspekter Bräsig!“

FRITZ REUTER, *UT MINE STROMTID*

Es gibt nicht nur wissenschaftliche Literaturbetrachtungen, es gibt auch naive, gleichwohl aber gebildete Literaturbetrachtungen. Auch zu diesem Tatbestand muss sich die Literaturwissenschaft verhalten.

Die K-Literaturwissenschaft respektiert die naiven Literaturbetrachtungen; sie erklärt und beschreibt sie und reflektiert die Bedingungen ihrer Möglichkeit.

Die h-Literaturwissenschaft kann in den naiven Literaturbetrachtungen nur epistemisch inferiore Unternehmungen sehen, durch ein echtes Verständnis von Literatur nicht gewonnen werden kann. Wer Literatur wirklich verstehen will, kann dies nur im Lichte der Ergebnisse der h-Literaturwissenschaft tun.⁷³ Die h-Literaturwissenschaft ist, ihrem Selbstverständnis zufolge, eine unhintergehbare Bedingung der Möglichkeit des Verständnisses von Literatur.

⁷¹ Der Protokollant kommt nicht umhin, seiner Befürchtung Ausdruck zu geben, dass Hippias sich an dieser Stelle wiederum vom Verlauf der Diskussion hat mitreißen lassen. Denn Hippias ist – so wie der Protokollant ihn kennt – nicht eigentlich ein Sympathisant der K-Literaturwissenschaft, sondern ein Vertreter einer empirischen Literaturwissenschaft (die vielleicht nicht gänzlich falsch verstanden ist, wenn sie – zumindest in ihren gehaltvollsten Teilen – als Fortschreibung der rein deskriptiven Traditionen der Philologie verstanden wird). Insofern sind die entsprechenden Ausführungen von Hippias mit Skepsis zu betrachten: vermutlich ging es Hippias weniger darum, der K-Literaturwissenschaft Anerkennung auszusprechen, als vielmehr darum, die Gelegenheit dazu zu nutzen, der h-Literaturwissenschaft neuerlich jegliche Qualifikation abzusprechen zu können.

⁷² Nach den Beobachtungen des Protokollanten ist Philebos geradezu ein Virtuose darin, mit Verzichtleistungen dieser Art von allen Diskussionen Abstand zu nehmen, in denen die h-Literaturwissenschaft von Grund auf in Frage gestellt wird. Diese Kultur der Diskussionsverweigerung gehört selbstverständlich in den Kontext der in Fn. 6 angesprochenen Praxis – sie ist also nicht nur (aber doch auch) Ausdruck eines selbstgerechten Immunsierungsverhaltens.

⁷³ Es gibt Individuen – wahrscheinlich irregeleitete oder boshafte Individuen –, die die Auffassung vertreten (und sich zudem erdreisten, für diese ihre Auffassung sogar Gründe beizubringen), dass die Unterschiede zwischen der naiven Literaturbetrachtung und h-literaturwissenschaftlichen Literaturbetrachtung durchaus nicht groß sind, wie die Vertreter der h-Literaturwissenschaft behaupten – mehr noch: es gibt sogar besonders verstockte Individuen, die die Stirn haben zu behaupten, dass *grundsätzliche* Unterschiede zwischen diesen beiden Arten der Literaturbetrachtung überhaupt nicht existieren. Wenn dies – was kein vernünftiger Mensch annehmen kann – zutreffen sollte, stellt sich der Wissenschaftlichkeitsanspruch, mit dem die h-Literaturwissenschaftler so gern

Die h-Literaturwissenschaft ist eine Veranstaltung zur Entmündigung des Lesers.

V

Scriptor und Letter sitzen in der „Olle Use“, einer vortrefflichen Kneipe in der Altstadt von O., in die Scriptor und Letter sich stets zurückzuziehen pflegen, wenn sie etwas Wichtiges zu besprechen haben. Sie trinken Bier und Vodka und reden angelegentlich miteinander. Scriptor trägt ein Lächeln zur Schau, das üblicherweise als sardonisch bezeichnet wird; eine fast unnatürliche, geradezu unwiderstehliche Heiterkeit prägt sein ganzes Verhalten.

Scriptor: Ich habe gerade unseren Freund Heinrich Mohrus getroffen. Weißt du, was er gesagt hat? Er hat gesagt, Ziel der Literaturwissenschaft sei es, die unlösbare Aufgabe zu bearbeiten, die eine, allein richtige Interpretation eines literarischen Textes zu liefern. Das hat er wirklich gesagt. – Erkennst du, Letter, die erhabene Ironie die in dieser Bemerkung liegt?

Letter: Ich weiß, was Heinrich gemeint hat oder zumindest gemeint haben könnte. Viele Literaturwissenschaftler – natürlich geht es hier um die h-Literaturwissenschaftler – sehen das genauso wie er. Und wenn sie sagen, dass die eine, allein richtige Interpretation eines Textes zu liefern ein Ding der Unmöglichkeit sei, beinhaltet das auch nicht den Hauch einer Spur von Ironie. Das meinen sie bitter ernst.

Scriptor (*lehnt sich zurück, steckt seine Pfeife an, kippt genussvoll seinen Vodka und sieht Letter mit dem Ausdruck exorbitanter Überlegenheit an*): Das ist es ja gerade. – Das ist es ja gerade. (*Er saugt lustvoll an seiner Pfeife.*) Das ist es ja gerade. – Erst behaupten sie ihre Unentbehrlichkeit in allen Fragen der Interpretation von Literatur; sie beanspruchen sogar ein Interpretationsmonopol für sich. Und dann sagen sie, dass sie es auch nicht richtig können. Dass es keine richtigen Interpretationen gibt und auch nicht geben kann. – Gut, nicht wahr? (*Er lehnt sich wieder zurück und sieht Letter mit überlegener Heiterkeit an. Letter kramt seine Zigaretten hervor und winkt die Bedienung heran.*)

Letter: Zwei Bier und zwei doppelte Vodka, bitte!

Erste, unvollständige und unkorrigierte Version vom 21. 9. 1998

PROLEGOMENA ZUR PARATAXENSYNTAX UND PARATAXENSEMANTIK

Siegfried Kanngießler

Einer der wichtigsten Mechanismen der Textstrukturierung ist die Parataxe. Es wird gezeigt, dass parataktisch gegebene Strukturen binäre, linksrekursiv verzeigende Strukturen mit einem Anfangselement sind. Das Prinzip der Parataxe, das ein Textstrukturierungsprinzip ist (insofern ist die Parataxe von der ihr ansonsten in manchen Hinsichten ähnlichen konjunktiven Koordination, die ein reines Satzstrukturierungsprinzip ist, systematisch verschieden) besteht in der Hinzufügung eines Satzes zu einem Text. Anschließend wird dargelegt, dass die Parataxe mit gutem Grund als ein universelles Element der Textstruktur betrachtet werden kann. In diesem Zusammenhang wird gezeigt, dass die Parataxe, die in syntaktischer Hinsicht generell die Symmetrieeigenschaft aufweist, nicht auf die konjunktive Koordination reduziert werden kann. Dabei werden die einschlägigen grammatischen Tatbestände strikt von einem Gebrauch der Parataxe und der konjunktiven Koordination unterschieden, der rein stilistisch bedingt ist. In semantischer Hinsicht wird zunächst ausgeführt, dass die Parataxe bedingt kommutativ ist: es gibt Fälle, in denen die Parataxe sich kommutativ verhält, und Fälle, in denen die Kommutativität der Parataxe nicht gegeben ist. Im weiteren wird ausgeführt, dass das Textverstehen ein Sprachverstehen ist, das in einem Toleranzraum zustandekommt, innerhalb dessen Nicht-Eindeutigkeiten und Unterbestimmtheiten möglich sind. Dies gilt auch für das Verstehen parataktischer Verknüpfungen. Am Beispiel temporaler textueller Relationen wird vor Augen geführt, dass die Parataxe semantisch in wesentlichen Hinsichten systematisch Unterspezifikationen involviert, die die Grundlage eines toleranten Sprachverstehens sind. Ferner wird exemplarisch verdeutlicht, von welcher Art die Prinzipien sind, die Parataxe semantisch strukturieren. Auf der Basis dieser Prinzipien ist eine systematische Erklärung und Beschreibung der Textbedeutung möglich: sie ermöglichen den Aufbau einer Textsemantik, die eben den Anforderungen zu genügen vermag, denen die Satzsemantik bereits zu genügen vermag.

I

Die Texte, die in einer natürlichen Sprache möglich sind, sind Mengen von Sätzen. Diese Mengen sind strukturiert, und es steht außer Zweifel, dass die Struktur eines Textes überaus komplex ist. Außer Zweifel steht jedoch auch, dass es Elemente der Textstrukturierung gibt, die vergleichsweise elementar sind. Das vermutlich elementarste Element der Textstrukturierung ist die Parataxe. Was die Parataxe textstrukturell leistet – und wie sie leistet, was sie leistet –, wird exemplarisch deutlich, wenn man die beiden folgenden Texte betrachtet:

Text 1. Wolf trinkt Schwarzbier. Martin dagegen trinkt Mineralwasser. Beide überlegen, ob sie wieder einmal Sülze mit Bratkartoffeln oder ausnahmsweise einmal Reibekuchen mit Lachs essen sollen.

Text 2. Wolf trinkt Schwarzbier. Martin dagegen trinkt Mineralwasser. Beide überlegen, ob sie wieder einmal Sülze mit Bratkartoffeln oder ausnahmsweise einmal Reibekuchen mit Lachs essen sollen. Da kommt Hagen und bestellt eine Schinkenplatte.

Text 2 ist von Text 1 offensichtlich nur dadurch unterschieden, dass ihm der Satz “Da kommt Hagen und bestellt eine Schinkenplatte” hinzugefügt worden ist. *Diese Hinzufügung ist nichts anderes als die parataktische Fortsetzung eines Textes.* Auf entsprechende Art ist aus dem Text “Wolf trinkt Schwarzbier. Martin dagegen trinkt Mineralwasser” durch parataktische Hinzufügung des dritten Satzes der Text 1 hervorgegangen. Entsprechend besteht die Leistung der Parataxe – entgegen gängigen Vorurteilen – *nicht* darin, Sätze mit Sätzen zu einem Text zu verknüpfen; die Leistung der Parataxe ist vielmehr primär eine *Hinzufügensleistung*: Durch die parataktische Verknüpfung wird ein parataktisch organisierter Text PT mit einem Objekt anderer Art – nämlich mit einem Satz S – derart verbunden, dass ein praktisch organisierter Text PT entsteht. Die Parataxe erzeugt einen Text

PT, indem sie einen Text PT um genau einen Satz S erweitert. Die Leistung der Parataxe ist somit primär eine Rekursionsleistung. Es liegt auf der Hand, dass diese Rekursionsleistung mit der nachfolgend in (P-1) mitgeteilten kontextfreien Parataxen-Regel vollständig erfasst ist:

(P-1) $PT \rightarrow PT S$

Offensichtlich erzeugt (P-1) linksrekursiv verzweigende Strukturen, also Strukturen der in (S-1) exemplarisch angegebenen Art:

(S-1) $\dots[PT [PT [PT [PT \dots S] S] S] S]\dots$

Ersichtlich ist (S-1) ein Baum, und Bäumen lässt sich eine totale Ordnung in der Menge der Knoten aufprägen. Die so geordneten Bäume reflektieren die lineare Abfolge der Sätze in PT; die PT entsprechend (P-1) zugrundeliegende Struktur ist durch einen linksrekursiv verzweigenden, binären Baum von der Art des in (S-1) angeführten gegeben. Es ist wesentlich zu sehen, dass PT *nur* auf diese Art strukturiert ist: die PT-Struktur besteht aus PT-S-Konfigurationen und aus nichts sonst. Diese Struktur ist somit eine einheitliche Struktur und als solche vollkommen homogen. Das heißt auch, dass die konjunktive Koordination – wiederum entgegen gängigen Vormeinungen – *kein* für PT konstitutives Element ist. Die konjunktive Koordination verknüpft irgendzwei Sätze nicht zu einem PT, sondern zu einem Satz, und dieser Satz ist, wie jeder andere Satz auch, in die PT-S-Konfiguration integrierbar. Man betrachte hierzu den folgenden Text:

Text 3. Wolf trinkt Schwarzbier und Martin trinkt Wein. Dann kommt Hagen.

Der Text 3 umfasst zwei Sätze, wobei der erste dieser beiden Sätze ein komplexer Satz ist: er besteht aus zwei konjunktiv miteinander koordinierten Sätzen. Die konjunktive Koordination erzeugt also keinen Text, sondern einen Satz. Erst die parataktische Hinzufügung des Satzes “Dann kommt Hagen” macht aus Text 3 einen Zwei-Satz-Text; die konjunktive Koordination ist eine Verknüpfung, die die Satzkategorie erhält. – Allgemein gesagt: die Sätze einer PT-S-Konfiguration können beliebig komplex sein. Sie können – selbstverständlich – auch elliptisch, sogar radikal elliptisch sein. Die Erzeugung einer PT-S-Konfiguration unterliegt keinen *satzgrammatischen* Beschränkungen, wohl *abertextgrammatischen* – im in Rede stehenden Fall also *parataktischen* – Beschränkungen. (Es besteht kein Anlass dazu, an dieser Stelle die Bedingungen der Integrierbarkeit von Objekten der Kategorie S in PT-S-Konfigurationen zu erörtern. Mit Sicherheit gibt es Integrierbarkeitsrestriktionen – ihre Untersuchung, die es erforderlich machen würde, die möglichen S-Strukturen und die möglichen Relationen zwischen diesen Strukturen zu thematisieren, ist in diesem Zusammenhang, in dem lediglich die *globale* PT-Struktur zur Debatte steht, jedenfalls vorerst nicht weiter von Belang und kann entsprechend beim derzeitigen Stand der Untersuchung vernachlässigt werden.)

Es liegt auf der Hand, dass jede PT-S-Konfiguration ein Anfangselement haben muss. Das Erstelement einer solchen Konfiguration ist jedoch, wie die zuvor mitgeteilten Texte verdeutlichen, nicht *eo ipso* ein Element der Kategorie PT: “Wolf trinkt Schwarzbier” ist – trivialerweise – schlicht und einfach ein Satz – ein Objekt der Kategorie S. Aber natürlich wird man nicht in Abrede stellen können, dass es Texte gibt, die einen und nur einen Satz umfassen; man wird sogar, aus geradezu selbstevidenten Gründen heraus, einräumen müssen, dass jeder Satz als ein Ein-Satz-Text fungieren kann. Kein Sprecher/Hörer des derzeit aktuellen Deutschen dürfte irgendwelche Schwierigkeiten haben, den folgenden Satz auch als Text einordnen zu können – als einen Satz der Länge 1, wenn die Länge eines Textes durch die Anzahl der Sätze gemessen wird, die er umfasst:

Text 4. Der Senat und der Präsident machten dem Studiengang für Allgemeine Sprachwissenschaft mit Begeisterung ein definitives Ende.

Es liegt nahe, im Erstelement einer PT-S-Konfiguration nicht nur einen Satz, sondern zugleich auch einen Ein-Satz-Text zu sehen. Diese – wohl unmittelbar einleuchtende – Sichtweise hat es zur Folge, dass angenommen werden muss, dass Objekte der Kategorie S zu Objekten der Kategorie PT *angehoben* werden können. Die entsprechende Anhebungsregel lässt sich – trivialerweise – wiederum kontextfrei wie in (P-2) angegeben formulieren:

(P-2) PT \rightarrow S

Es ist klar, dass die durch (P-2) gelieferte nicht-rekursive Struktur – die Struktur des Parataxenanfangs, die auch zugleich die globale Struktur von Ein-Satz-Texten ist – diejenige Struktur ist, die in einer Struktur wie der in (S-1) angegebenen diejenige Struktur ist, die am tiefsten eingebettet ist. Das Erstelement einer PT-S-Konfiguration ist somit das einzige Element einer solchen Konfiguration, in der ein Element der Kategorie S und nur dieses Element direkt von PT dominiert wird. Ansonsten dominiert PT ausschließlich PT, S-Konfigurationen. Die parataktische Verknüpfung ist in diesen komplexen Fällen grundsätzlich strikt binär.

Mit der Angabe der PT-zentralen Regel in (P-1) und der PT-initialen Regel in (P-2), die zugleich die generelle Regel zur Erzeugung von Ein-Satz-Texten ist, dürfte der Kern dessen expliziert sein, was die Syntax der Parataxe ausmacht. Selbstverständlich sind sowohl Erweiterungen als auch Verfeinerungen dieses – ersichtlich hochgradig elementaren -Regelsystems erforderlich, um den Tatbeständen der Parataxe insgesamt Rechnung tragen zu können. Ihre Entwicklung braucht hier jedoch vorerst nicht in Angriff genommen zu werden – es ging in dieser Skizze lediglich darum zu zeigen, auf welcher allgemeinen Grundlage es möglich wird, diese Erweiterungen und Verfeinerungen systematisch ins Werk zu setzen. Diese Grundlage ist durch den nachfolgend mitgeteilten Parataxenbegriff nochmals explizit vor Augen gestellt:

(PAR) Eine Struktur α ist *parataktisch* g.d.w. α Teil der PT-S- Konfiguration ist.

Ersichtlich ist der mit (PAR) gegebene Parataxenbegriff rein syntaktisch. Er beruht auf dem zuvor angegebenen Regelsystem und auf nichts sonst, und ist in dieser Version zumindest für die hier verfolgten Zwecke sehr wohl ausreichend.

II

Die Frage, ob die Parataxe eine universelle, eine bedingt universelle oder eine sprachspezifische Strukturierung ist, ist natürlich äquivalent mit der Frage, ob in allen natürlichen Sprachen die Unterscheidung zwischen Sätzen und Texten gegeben ist. Eine positive Antwort auf diese Frage drängt sich wohl geradezu auf: mit Sicherheit lassen sich alle natürlichen Sprachen als Satzmengen charakterisieren – und eine natürliche Sprache, in der es nicht möglich ist, Sätze mit Sätzen zu verknüpfen, ist noch niemals bekannt geworden. Nach allem, was über die Struktur der natürlichen Sprachen – der Sprachen vom Typ N (der natürlichen Sprachen), kürzer gesagt – bekannt ist, ist auch nicht zu erwarten, dass sich jemals eine Typ N-Sprache wird ausfindig machen lassen, in der diese Verknüpfungsmöglichkeit nicht gegeben ist: die Existenz von Sätzen impliziert die Möglichkeit der Verknüpfung von Sätzen mit Sätzen zu Texten. Sprachen sind Satzmengen, und Satzmengen ermöglichen grundsätzlich die strukturierte Erzeugung von Texten. Vor diesem Hintergrund wird man die folgende Feststellung wohl zum gesicherten Bestand des verfügbaren linguistischen Wissens rechnen dürfen:

Universale 1. Wenn L eine Typ N-Sprache ist, dann ist L parataktisch strukturiert.

Das erste Universale zu behaupten heißt natürlich auch, die Universalität der Satz/Text-Dichotomie zu behaupten. Es heißt auch zu behaupten, dass die Parataxe eine Struktur ist, die nicht diachroniefähig ist: es kann nicht der Fall sein, dass es Prozesse der L-Veränderung derart gibt, dass durch sie die parataktische L-Struktur verloren geht. Es kann, anders gesagt, keine Sprachveränderungsprozesse geben, die dazu führen, dass die Unterscheidbarkeit von Texten und Sätzen verloren geht: die Universalität der Parataxe impliziert ihre Nicht-Diachroniefähigkeit. Diachroniefähig ist allein die Menge der durch die Parataxe induzierten semantischen Relationen. Relativ zu ihr kann man von einer *schwachen* Diachroniefähigkeit der Parataxe reden – eine *starke* Diachroniefähigkeit, durch die ihre Existenz zur Disposition gestellt ist, kann man der Parataxe nicht attestieren.

Vor diesem Hintergrund gewinnt ein Argument an Gewicht, das gegen die Satz/Text-Dichotomie gerichtet werden könnte und eben deshalb auch ein Argument gegen das erste Universale abgibt.

Worum es bei diesem Argument geht, ist leicht auszumachen. Man betrachte hierzu den komplexen Satz in (1) und den Zwei-Satz-Text in (2):

- (1) Max läuft und Moritz läuft.
- (2) Max läuft. Moritz läuft.

Aus den in § 3.1 genannten Gründen heraus sind der Satz in (1) – der Max-und-Moritz-Satz, kurz: der M&M-Satz – und der Text in (2) – der Max-und-Moritz-Text, kurz: der M&M-Text – zweifelsfrei strukturverschieden voneinander. (1) ist ein durch konjunktive Koordination strukturierter Satz, und (2) ist ein parataktisch strukturierter Text; eben dies macht den Strukturunterschied aus. Aber dessen unerachtet verhält es sich so, dass der M&M-Satz genau dann wahr ist, wenn der M&M-Text wahr ist, und umgekehrt: semantisch sind (1) und (2) äquivalent miteinander. In Ansehung dieser Äquivalenz könnte man versucht sein anzunehmen, dass sich (2) grundsätzlich auf (1) reduzieren lässt – dass sich also die Parataxe semantisch auf die konjunktive Koordination reduzieren lässt. Relativ zu dieser Reduktionsmöglichkeit ließe sich weiter dahingehend argumentieren, dass es Typ N-Sprachen geben kann, die grundsätzlich nur durch die konjunktive Koordination – und gerade nicht durch die Parataxe – strukturiert sind, und dass es Typ N-Sprachen geben kann, die grundsätzlich nur durch die Parataxe – und gerade nicht durch die konjunktive Koordination – strukturiert sind. Wenn Sprachen dieser Art aber als Typ N-Sprachen möglich sind, kann die Satz/Text-Dichotomie nicht mehr generell für solche Sprachen geltend gemacht werden. Ihre generelle Gültigkeit für Typ N-Sprachen durch die These zu demonstrieren zu versuchen, dass sich jeder Satz – also auch jeder konjunktiv koordinierte Satz – grundsätzlich als ein Ein-Satz-Text begreifen lässt, trägt ersichtlich nichts aus: die Satz/Text-Dichotomie würde so allenfalls trivialisiert – wenn sich nicht von PT-S-Konfigurationen reden lässt, ist es offensichtlich nicht signifikant, von Ein-Satz-Texten zu reden. Das Satz/Text-Universale wäre somit zu Fall gebracht – und mit ihm, aus den zuvor genannten Gründen heraus, auch das zuvor mitgeteilte Parataxenuniversale.

Nun ist – wie schon gesagt – eine nicht parataktisch organisierte natürliche Sprache noch niemals bekannt geworden. Aber das ändert natürlich nichts daran, dass eine solche Typ N-Sprache nicht doch noch entdeckt werden könnte – der empirische Befund nimmt der umrissenen Argumentationsmöglichkeit nichts von ihrem Gewicht. Die Behauptung einer grammatischen Strukturierungsmöglichkeit ist nicht aus der Welt zu schaffen, indem grammatische Strukturen aufgelistet werden. Wer zeigen will, dass die Behauptung nicht zutrifft, muss zeigen, dass die Voraussetzung, auf der sie beruht, falsch ist. Vorausgesetzt wird mit ihr, dass die – in der deutschen Orthographie durch Punktsetzung zum Ausdruck gebrachte – Parataxe grundsätzlich auf die – im Deutschen durch die “und”-Verknüpfung von Sätzen zum Ausdruck gebrachte -konjunktive Koordination reduziert werden kann. Trifft diese Voraussetzung zu? – Man betrachte hierzu die nachfolgend mitgeteilten Sätze:

- (3) (a) Max kommt. Aber Moritz geht.
- (b) Moritz geht. Schade.
- (c) Max kommt. Aber Moritz geht. Schade.

Die in (3) mitgeteilten Sätze sind Texte, zweifelsfrei. Sie sind wohlgeformt im Deutschen, und sie sind parataktisch strukturiert. Die Ersetzung dieser M&M-Sätze durch konjunktiv koordinierte M&M-Sätze führt zu den in (4) niedergelegten Ergebnissen:

- (4) (a) Max kommt und aber Moritz geht.
- (b) Moritz geht und schade.
- (c) Max kommt und aber Moritz geht und schade.

Die in (4) angeführten M&M-Sätze sind allesamt ungrammatisch im Deutschen. Damit ist klar gezeigt, dass die Parataxe sich nicht generell auf die konjunktive Koordination zurückführen lässt. Wie (3) und (4) zeigen, verhält sich die Parataxe unter der Ellipsenbildung und der Adversation vollkommen anders als die konjunktive Koordination. Was hier parataktisch möglich ist, ist konjunktiv koordinativ nicht möglich. Die generelle Reduzierbarkeit der Parataxe auf die konjunktive Koordination aber war die Voraussetzung des zuvor entwickelten grammatisch-strukturellen

Gedankenexperimentes. Diese Voraussetzung ist unhaltbar. Das Gedankenexperiment ist mithin nicht tragfähig. Es erschüttert die Satz/Text-Dichotomie in keiner Weise. Entsprechend kann das zuvor formulierte Parataxenuniversale auch in Ansehung des Gedankenexperimentes definitiv als geltend behauptet werden. (Es verändert im übrigen die Sachlage nicht wesentlich, wenn in dem Gedankenexperiment zusätzlich zu der konjunktiven Koordination noch andere Koordinationsarten hinzugenommen werden oder die Subordination hinzugenommen wird. Zwar lässt sich (3)(a), also “Max kommt. Aber Moritz geht.”, *salva veritate* und *salva grammatizitate* in den Satz “Max kommt, aber Moritz geht.” – welche Struktur auch immer der *aber*-Konstruktion attestiert werden mag – überführen, aber schon die entsprechende Überführung von (3)(b), also “Moritz geht. Schade.” in “Moritz geht, schade.” liefert einen ungrammatischen Satz. Dies dürfte mehr als ein nur marginaler Indikator dafür sein, dass Textstrukturen grundsätzlich nicht vollständig auf Satzstrukturen reduziert werden können.)

In diesem Zusammenhang ist es nicht unangebracht, noch einmal kurz auf die zuvor, in § 3.1, entwickelte These zu sprechen zu kommen, derzufolge die konjunktive Koordination keinen textstrukturierenden, sondern allein satzstrukturierenden Charakter hat – im Gegensatz zur Parataxe, die textstrukturierend wirksam ist. Gegen diese These könnte eingewendet werden – und wird gelegentlich eingewendet –, dass beispielsweise im Deutschen – aber nicht nur im Deutschen – eine Konstruktion durchaus gängig ist, wie sie der in (5) mitgeteilte M&M-Text instanziiert:

(5) Max kommt. Und Moritz geht.

In (5) sind zwei Sätze parataktisch zu einem Text verknüpft; in dem satzeinleitend gebrauchten “und” im zweiten Satz des Textes kann man – wenngleich wohl mit einiger Mühe – durchaus eine Instanz für die konjunktive Koordination sehen. Entsprechend würde (5) vor Augen führen, dass Parataxe und konjunktive Koordination auch kombiniert miteinander vorkommen können. Die Frage allerdings bleibt, wodurch diese Kombinationsmöglichkeit gegeben ist – ob sie grammatisch oder auf andere Art gegeben ist. Es dürfte offensichtlich sein, dass die in (5) dokumentierte Konstruktion in grammatischer Hinsicht parasitär ist. Sie involviert sozusagen eine Kreuzung zweier grammatischer Konstruktionen, deren jede – die Parataxe einerseits und die konjunktive Koordination andererseits – systematisiert ist, deren Kreuzung jedoch keinen systematischen grammatischen Ort hat. Grammatisch gesehen ist (5) eine Amalgamierung des in (6) mitgeteilten grammatisch wohlgeformten Satzes und des in (7) mitgeteilten strukturell wohlgeformten Textes:

(6) Max kommt und Moritz geht.

(7) Max kommt. Moritz geht.

Dabei kommt dem Amalgam in (5) nicht Satzcharakter, sondern Textcharakter zu. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass die Amalgamierungsmöglichkeit, durch die der konjunktiven Koordination ihr satzverknüpfender Charakter letztlich genommen wird, sich nicht grammatischen, sondern *stilistischen* Regularitäten verdankt. Die Kreuzung zweier grammatischer Konstruktionen, die (5) instanziiert, und die durch sie bewirkte Überlagerung der konjunktiven Koordination durch die Parataxe induziert einen stilistisch intendierten Effekt, der semantisch inhaltlos ist, aber vermutlich die Höreraufmerksamkeit steuert beziehungsweise es dem Hörer ermöglicht, seine Aufmerksamkeitsressourcen bei der Verarbeitung optimiert zu nutzen. – Es kann hier nicht darum gehen, diesen Effekt genauer zu untersuchen: das Verhältnis von Grammatik und Stilistik, das bei einer solchen Untersuchung zu thematisieren wäre, ist enorm komplex; es kann im Rahmen dieses Kapitels nicht einmal näherungsweise abgehandelt werden (zumal beim derzeitigen Forschungsstand: die Stilistik ist ein weitgehend unerforschtes Gelände, das zu vermessen eine Arbeit erfordert, die im Rahmen dieser Untersuchung schlechterdings nicht geleistet werden kann). So mag es ausreichen, hier anzumerken, dass stilistische Gegebenheiten kein Argument gegen grammatische Feststellungen abgeben. Obschon das Vorkommen der Konstruktion, die in (5) instanziiert ist, empirisch nachweisbar ist, ergibt dieser Nachweis kein Argument gegen die in § 3.1 entwickelte These, dass die konjunktive Koordination ausschließlich satzstrukturierenden Charakter hat – im Gegensatz zur Parataxe, deren textstrukturierende Funktion ganz und gar unstrittig sein dürfte. – Noch zwei kurze Bemerkungen sind angebracht, um diesen Paragraphen zum Abschluss bringen zu können.

Erstens. Texte inkorporieren Sätze. Sie inkorporieren auch komplexe Sätze – Sätze also, die Satzverknüpfungen einschließen. Sie können auch die konjunktive Koordination inkorporieren – obwohl es nicht notwendigerweise in allen Typ N-Sprachen der Fall sein muss, dass in ihnen die konjunktive Koordination möglich sein muss. Es kann Typ N-Sprachen geben, die diese Koordinationsmöglichkeit nicht beinhalten – es kann insbesondere auch Typ N-Sprachen geben, die das “und” der Logik nicht beinhalten. Ein semantischer “Schaden” entsteht diesen Sprachen dadurch nicht. Denn der in (1) und (2) erörterte Fall zeigt eben auch, dass – jedenfalls in bestimmten Kontexten – die Parataxe genau das zu leisten vermag, was die konjunktive Koordination – jedenfalls in bestimmten Kontexten zu leisten vermag. Das entscheidende Merkmal des “und” der Logik, das einen speziellen Fall der konjunktiven Koordination darstellt (man vergleiche hierzu die Ausführungen im folgenden), besteht bekanntlich darin, dass diese Verknüpfung es ermöglicht, irgendzwei mit diesem “und” miteinander verknüpfte Sätze *salva grammatizitate* und *salva veritate* miteinander zu vertauschen. Der M&M-Satz in (1), hier als Satz (8)(a) wiedergegeben, kann entsprechend grammatizitätserhaltend und wahrheitserhaltend in den in (8)(b) angegebenen M&M-Satz überführt werden, und umgekehrt:

- (8) (a) Max läuft und Moritz läuft.
 (b) Moritz läuft und Max läuft.

Was für den M&M-Satz in (1) gilt, gilt aber auch entsprechend für den in (2) angeführten, hier in (9)(a) wiedergegebenen M&M-Text, der grammatizitätserhaltend und wahrheitserhaltend in den in (9)(b) mitgeteilten M&M-Text überführt werden kann, und umgekehrt:

- (9) (a) Max läuft. Moritz läuft.
 (b) Moritz läuft. Max läuft.

Ersichtlich sind die Sätze in (8) und die Texte in (9) miteinander äquivalent, und ersichtlich sind die Sätze mit den Texten äquivalent, und umgekehrt. Das zeigt, dass die Parataxe in gewissen Fällen eben das zu leisten vermag, was das “und” der Logik leistet: in diesen Fällen verhält die Parataxe sich symmetrisch (syntaktischer Aspekt) und kommutativ (semantischer Aspekt). Die Entdeckung einer Typ N-Sprache, in der das “und” der Logik, wie auch immer es lexikalisch realisiert sein könnte, nicht explizit vorkommt, ist also weit davon entfernt, eine Entdeckung zu sein, der die Bedeutung beizumessen wäre, die gerade die Logiker ihr gerne beimessen möchten. Denn es ist dies letztendlich nur die Entdeckung einer Typ N-Sprache, in der die konjunktive Koordination im Sinne der Logik nicht, wie im Deutschen und im Englischen, auf der lexikalisch-grammatischen Ebene, sondern eben parataktisch realisiert wird. Die Option für diese Realisationsvariante beeinträchtigt die “Logizität” einer Typ N-Sprache in keinsten Weise. Sofern die konjunktive Koordination im Sinne der Logik universell ist (es steht dahin, ob dies der Fall ist), impliziert das durchaus nicht, dass sie in allen Sprachen auf die gleiche Art realisiert sein muss: sie kann unerachtet ihrer Universalität auf unterschiedliche Arten realisiert werden.

Zweitens. Die Parataxe ist in Sprachen wie dem Englischen und dem Deutschen nicht grammatisiert. Sie ist lediglich schriftsprachlich durch die Interpunktion (insbesondere, aber nicht nur die Punktsetzung) näherungsweise veranschaulicht, und dies mag dazu beigetragen haben, dass die Parataxe als ein letztlich rein orthographisches Moment verkannt wurde. Jedenfalls wurde die eminente grammatische – genauer: textgrammatische – Bedeutung, die der Parataxe zukommt, weitgehend übersehen. Wäre es zu einer Grammatisierung der Parataxe – der Ausbildung eines Elementes, das den Satzanfang markiert – gekommen, wäre die Bedeutung der Parataxe sehr viel unmittelbarer transparent gewesen. Aber die Typ N-Sprachen – nicht nur das Englische und das Deutsche – scheinen gegen eine Grammatisierung der Parataxe generell weitgehend resistent zu sein. Diese Grammatisierungsresistenz ist sicher erklärungsbedürftig. Wie diesem Erklärungsdesiderat nachgekommen werden könnte, ist beim derzeitigen Stand der Dinge vollkommen unklar. Eine hinlänglich konklusive Theorie der Satzgrenzen und insbesondere des Erkennens von Satzgrenzen dürfte derzeit vollkommen außer Reichweite liegen. Insofern kann es nicht wunder nehmen, dass die Parataxe auf Grund der zur Zeit verfügbaren einschlägigen Ergebnisse nur sehr bedingt einer Erklärung zugänglich ist.

III

Die Kommutativität der Parataxe zu behaupten heißt auch, die Umkehrbarkeit von parataktisch strukturierten Texten zu behaupten. Diese Umkehrbarkeitsbehauptung wird durch die Betrachtung von Fällen wie dem in (6) angeführten sicher bestätigt. Aber natürlich liegen die Dinge nicht immer derart einfach wie im Falle dieses extrem einfachen Textes. Man betrachte etwa den folgenden Text:

Text 5. Da kommt Hagen und bestellt eine Schinkenplatte. Beide überlegen, ob sie wieder einmal eine Sülze mit Bratkartoffeln oder ausnahmsweise einmal Reibekuchen mit Lachs essen sollen. Martin dagegen trinkt Mineralwasser. Wolf trinkt Schwarzbier.

Offenkundig ist Text 5 die Umkehrung des zuvor mitgeteilten Text 2. Offenkundig ist auch, dass die Umkehrung in diesem Fall nicht kommutativ ist: “Beide” kann in Text 5 nicht wie in Text 2 anaphorisch gedeutet, sondern muss deiktisch interpretiert werden, und “dagegen” induziert in Text 5 eine andere Adversativitätsrelation als in Text 2. Text 2 und Text 5 sind nicht bedeutungsgleich; die Parataxe ist in diesem Fall nicht kommutativ. Diese Nicht-Kommutativität erhellt schon bei der Betrachtung vergleichsweise sehr einfacher Texte. So stehen die beiden Texte 6 und 7 in einer nicht-kommutativen Umkehrbeziehung zueinander:

Text 6. Lothar Matthäus heiratet wieder. Die wird sich noch wundern.

Text 7. Die wird sich noch wundern. Lothar Matthäus heiratet wieder.

Angesichts dieser Evidenzen wird die Einsicht wohl unabweisbar, dass die Kommutativität der Parataxe der markierte (sogar hochgradig markierte) Fall, die Nicht-Kommutativität dagegen der unmarkierte Fall ist.

Textuelle Umkehrbarkeit *salva veritate* ist im Fall der Parataxe nur unter sehr besonderen Bedingungen gegeben. Dagegen wird man die textuelle Umkehrbarkeit *salva grammatizitate* wohl uneingeschränkt behaupten dürfen, und dies deshalb, weil nicht zu sehen ist, wie die parataktische Verknüpfung von irgendwelchen *wohlgeformten* Sätzen im durch (P-1) – (P-2) festgelegten Verknüpfungsraum zu einem nicht-wohlgeformten Text führen könnte. Mit anderen Worten: es ist nicht zu sehen, welchen *syntaktischen* Restriktionen die Parataxe unterliegen könnte. Dies – und damit die uneingeschränkte Geltung der – rein syntaktischen – Symmetriebehauptung – festzustellen, heißt aber auch *festzustellen, dass die Textsyntax für die Herstellung der textuellen Kohärenz absolut irrelevant ist. Textuelle Kohärenz ist somit ein rein semantischer Tatbestand.* Dieser Tatbestand ist nicht-trivial: textuelle Kohärenz liegt dann und nur dann vor, wenn bestimmte Textsegmente – Sätze, im elementaren Fall – bestimmte Bedingungen erfüllen. Insbesondere gilt, dass die Textsegmente miteinander relationiert sein müssen; nur vermöge einer solchen Relationierung wird aus einer unstrukturierten Menge von Sätzen ein strukturiertes Gebilde, nämlich ein Text. Aber welche Relationierungen sind es, die aus einer Satzmasse einen Text machen? Wie wird Textualität parataktisch erzeugt? – Die folgenden Ausführungen beinhalten der Versuch, einer Antwort auf diese Frage zumindest näherzukommen.

IV

Nach Asher (1993) ist eine Satzmasse genau dann kohärent – also ein Text –, wenn jeder Satz dieser Satzmasse in mindestens einer semantischen Relation zu mindestens einem seiner – parataktisch gegebenen – Vorgänger steht. Das heißt, dass die textuelle Kohärenz letztlich in semantischen Beziehungen begründet ist, die zwischen Satzpaaren bestehen. Textverstehen ist im Sinne dieser Auffassung primär ein Verstehen von relationierten Satzpaaren – primär, aber nicht ausschließlich. Denn natürlich kann es der Fall sein, dass zwischen einem Satz S und seinem unmittelbaren Vorgänger keine semantische Beziehung besteht. In diesem Fall besteht das Verfahren der Sprecher/Hörer Asher zufolge darin, S mit einem Vorgängersatz des Vorgängersatzes zu relationieren oder aber S in Relation zu der Denotation zu setzen, die der als separierbare textuelle Einheit zu begreifende Gesamtkomplex der Vorgängersätze hat. Solche separierbaren textuelle Einheiten lassen sich als hypotaktische Gebilde begreifen, die eine interne hierarchische Struktur aufweisen, und die sich in einem Baum ordnen lassen. Zusammenfassend gesagt bedeutet das, dass ein Satz S, der nicht

mit einem seiner Vorgängersätze relationiert werden kann, genau dann verstanden ist, wenn S mit der S direkt vorausgehenden Hypotaxe relationiert werden kann. Hypotaxen sind mehr als Parataxen: sie sind sozusagen hierarchisch strukturierte Parataxen – wie denn im Sinne des Ansatzes von Asher überhaupt gilt, dass Texte durchgängig hypotaktisch organisiert sind, wobei innerhalb der Hypotaxen und zwischen ihnen die parataktische Ordnung der Elemente erhalten wird. Dieses Prinzip der Erhaltung der parataktischen Ordnung innerhalb der hypotaktischen Struktur leistet auf der textuellen Ebene offenbar das, was das von Thümmel (1996) kritisierte Prinzip der Projektivität auf der satzgrammatischen Ebene leistet: es bewirkt die lineare Ordnung der Textsegmente – wie das Projektivitätsprinzip die lineare Ordnung der Satzsegmente bewirkt.

Es kann hier nicht darum gehen, die soeben angedeutete Interaktion von Parataxe und Hypotaxe, die konstitutiv für die Textstruktur ist, genauer zu spezifizieren – sie ist nicht Gegenstand dieses Kapitels. Wohl aber ist es erforderlich, jedenfalls in erster Näherung zu klären, wie vermöge der Asherschen Theorie – einer Theorie, die im übrigen unter Verwendung einer nicht-monotonen Logik im Rahmen der DRT formalisiert ist – Textbedeutungen zu beschreiben sind. Dabei ist zunächst in Rechnung zu stellen, dass Asher die Eindeutigkeit der Hypotaxe – der Baumstruktur, anders gesagt – voraussetzt. Das heißt, dass seine Theorie des Textverstehens und der Textbedeutung Ambiguitäten nicht toleriert. Textverstehen ist demzufolge Desambiguierung. Ein Satz der n-viele Lesarten hat muss dementsprechend bezüglich jeder dieser n-vielen Lesarten analysiert und verarbeitet werden. Wenn $H(T)$ das hypotaktische Textstück ist, relativ zu dem ein Satz S , der n-fach ambig ist, verstanden werden soll, dann muss S bezüglich jeder dieser n-vielen Lesarten modulo $H(T)$ eine Repräsentation R zugewiesen werden. Die Theorie Ashers impliziert also die Hypothese, dass das Textverstehen in einer wesentlichen Hinsicht wie in dem nachfolgend angegebenen Schema des Textverstehens (STV) spezifiziert strukturiert ist:

$$(STV) H(T) ; S \mapsto H(T) ; R_1(S), \dots, H(T) ; R_i(S), \dots, H(T) ; R_n(S)$$

In $H(T)$ muss dann die – dynamische – Konjunktion aller Repräsentationen integriert werden. – Es liegt auf der Hand, dass ein theoretischer Ansatz, der auf (STV) beruht, hinsichtlich der Bedeutungsberechnung eine kombinatorische Explosion zur Folge hat. Genau deshalb kann er nicht adäquat sein: das menschliche Sprachverstehen – dies kann als gesichertes Wissen vorausgesetzt werden – involviert keine kombinatorische Explosion von Bedeutungsberechnungen. Dass Ashers theoretischer Ansatz die kontrafaktische Annahme, das menschliche Textverstehen sei der Ausdruck der Berechnung einer kombinatorisch explodierenden Mannigfaltigkeit von Bedeutungen, nicht vermeiden kann, liegt offenkundig daran, dass dieser Ansatz auf einem rigiden Prinzip der Desambiguierung beruht. Mit anderen Worten: der Ansatz beruht auf der Annahme, dass das menschliche Textverstehen erstens *erschöpfend* und zweitens grundsätzlich *eindeutig* ist. Diese Annahme ist ersichtlich zu stark. Das menschliche Textverstehen ist weder notwendigerweise erschöpfend noch grundsätzlich eindeutig: es kann sehr “flach” strukturiert sein – es gibt Verstehensmodi sehr geringer Granularität –, und es ist, wenn es flach strukturiert ist, definitiv nicht erschöpfend (der Text wird nicht in allen seinen Aspekten verstanden; dessen unerachtet liegt jedoch eine Verstehensleistung vor); ferner sind im Modus des Textverstehens Ambiguitäten sehr wohl tolerierbar (die intendierte Verstehensleistung kann erbracht werden, ohne dass alle einem Text inhärenten Ambiguitäten aufgelöst werden und dann – sozusagen *post festum* – eine präferierte Verstehensmöglichkeit – eine ausgezeichnete Lesart des Textes –, etwa relativ zu einem Kontext, abgeleitet wird). *Das Textverstehen ist ein Sprachverstehen in einem Toleranzraum, innerhalb dessen Nicht-Eindeutigkeit und Unterbestimmtheit möglich sind.*

Jeder Versuch, die Modalitäten des Textverstehens systematisch zu erklären und zu beschreiben, muss diesem Tatbestand Rechnung tragen, wenn er nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt sein soll. Dies gilt natürlich auch dann, wenn zur Debatte steht, wie das Verstehen parataktischer Textrelationierungen zu erklären und zu beschreiben ist. Entsprechend geht es im folgenden darum, zumindest exemplarisch zu spezifizieren, wie das Verstehen parataktischer Verknüpfungen als ein Sprachverstehen, das in einem Toleranzraum situiert ist, möglich wird und strukturiert ist.

Sätze sind denotierende Größen. Sie denotieren – nicht nur, aber auch, und zwar in prominenter Hinsicht – Ereignisse oder Zustände. Diese Denotationen sind Teil der Textbedeutung. Zu ihr gehören auch die Relationen, die zwischen den Sätzen des Textes bestehen. Man betrachte in diesem Zusammenhang den folgenden Text:

Text 8. Wolf stürzte sein Schwarzbier hinunter. Martin warf sein Mineralwasserglas um. An der Theke hatte es einen gefährlichen Tumult gegeben. Sie retteten sich zum Taxistand.

Text 8 zu verstehen, heißt sicher nicht nur, die Denotationen der Sätze, die den Text ausmachen, und die zwischen ihnen bestehenden Relationen zu verstehen. Es heißt auch, die in Text 8 charakterisierte Szene verorten zu können. Text 8 zu verstehen bedeutet erkennen zu können, dass Wolf und Martin sich in einer Kneipe aufgehalten haben, dass sie glaubten, einer Situation ausgesetzt zu sein, die sich für sie ungünstig hätte entwickeln können, dass in der Nähe der Kneipe ein Taxistand war – und so weiter. Dieses Textverständnis wird inferentiell, auf der Basis von Default-Schlüssen, möglich. Dieses für das Textverständnis mit konstitutive – in einer entscheidenden Hinsicht mit konstitutive – inferentielle Potential eines Textes steht hier nicht zur Debatte. Die hier verfolgten Zielsetzungen sind bescheidener – es geht hier lediglich darum zu klären, wie die parataktische Struktur von Texten zu verstehen ist. Die Betrachtung von Text 8 soll dies exemplarisch verdeutlichen. Dabei ist es wesentlich zu sehen, dass die Parataxe einem Text eine *vollständige lineare Ordnung* aufträgt. Die lineare Ordnung von Text 8 ist nachfolgend durch die alphabetische Anordnung der Sätze des Textes veranschaulicht:

- a Wolf stürzte sein Schwarzbier hinunter
- b Martin warf sein Mineralwasserglas um
- c An der Theke hatte es einen gefährlichen Tumult gegeben
- d Sie retteten sich zum Taxistand

Offenkundig denotieren die ersten beiden Sätze des Textes Ereignisse – das *a*-Ereignis und das *b*-Ereignis, respektive. Der dritte Satz steht im Plusquamperfekt – er denotiert eine Zustandsbeschreibung (genauer: er denotiert das Tumultereignis und den durch dieses bewirkten Nachzustand des Tumultereignisses). Der vierte Satz denotiert wiederum ein Ereignis – das *d*-Ereignis, kurz gesagt. Es dürfte offensichtlich sein, dass das *d*-Ereignis dem *a*-Ereignis und dem *b*-Ereignis temporal nachgeordnet ist. Das Plusquamperfekt schließt es aus, dass das vom vierten Satz denotierte *d*-Ereignis gleichzeitig mit dem *a*-Ereignis und dem *b*-Ereignis stattgefunden hat. Es strukturiert Text 8 temporal. Dabei dürfte ferner evident sein, dass das *a*-Ereignis und das *b*-Ereignis zeitgleich mit dem Tumultereignis und dessen Nachzustand – dieses Ereignis und sein Nachzustand grenzen temporal natürlich direkt aneinander an – stattgefunden haben; die genannten Größen überlappen einander temporal. Überdies ist evident, dass auf der Basis von Text 8 nicht zu entscheiden ist, ob das *a*-Ereignis dem *b*-Ereignis temporal vorausgeht oder ob die beiden Ereignisse einander temporal überlappen; die Beziehung zwischen diesen Ereignissen ist in Text 8 temporal unterbestimmt. Die – rein logisch nicht abweisbare – Frage, ob das *b*-Ereignis dem *a*-Ereignis temporal vorausgeht und in Text 8 mithin die parataktische Ordnung temporal umgekehrt wird, stellt sich in diesem Zusammenhang nicht. Dies gilt, obwohl eine solche Umkehrung der Ordnung von Darstellung und Dargestelltem textuell durchaus möglich ist, wie Text 9 vor Augen führt:

Text 9. Hagen konnte sein Bier nicht trinken. Wolf hatte es schon ausgetrunken.

Evidentermaßen beinhaltet in Text 9 der Zweitsatz eine Erklärung des Ersatzes, und dieser Tatbestand ist es, der die Umkehrung textuell ermöglicht. Denn dass der Zweitsatz eine erklärende Funktion hat, bringt es mit sich, dass er in Text 9 eine zentrale Rolle spielt: er bringt das *dominierende* Ereignis der Ereignisse zum Ausdruck, auf die Text 9 referiert. Dieser Text ist intern somit durch eine über der Menge der Ereignisse festgelegte Dominanzrelation strukturiert. Die Existenz dieser Relation ist eine Voraussetzung dafür, die Ordnung von Darstellung und Dargestelltem umkehren zu können. – Diese wenigen Hinweise dürften bereits deutlich gemacht haben, dass die Möglichkeit einer textuellen Umkehrung dieser Ordnung – eine solche Umkehrung kann stilistisch überaus effizient sein – an sehr spezielle Bedingungen gebunden ist. Diese Bedingungen sind in Text 8 ersichtlich nicht erfüllt; die

Möglichkeit, dass das b -Ereignis dem a -Ereignis in Text 8 temporal vorausgeht, scheidet also aus. Ansonsten ist die Beziehung zwischen dem ersten und dem zweiten Satz von Text 8 temporal unterspezifiziert. Diese Sätze denotieren somit zusammen eine im Text temporal nicht näher spezifizierte Ereignismenge. Wenn \uparrow , \otimes und $<$ für die Relationen des direkten temporalen Aneinandergrenzens, des temporalen Überlappens und des temporalen Vorausgehens, respektive, und e und z als Variable für Ereignisse und Zustände, respektive, stehen, lässt sich der temporale Teil der Denotation von Text 8 somit wie nachfolgend in (I-1) – in einer wohl selbstevidenten Notation – angegeben repräsentieren:

$$(I-1) \quad e_c \uparrow z_c \otimes \{e_a, e_b\} < e_d$$

Entscheidend für die Möglichkeit dieser Repräsentation ist natürlich die zuvor umrissene Hypothese über die textstrukturelle Funktion des Plusquamperfekts. Sie gilt – wenn sie denn gilt – selbstverständlich für beliebige Textkontexte C . Wenn $<$ für die durch die Parataxe induzierte Ordnungsrelation steht, lässt diese Hypothese sich ganz allgemein wie folgt formulieren:

$$(I-2) \quad z \otimes C \wedge \forall c \in C (c < s) \wedge s < e \vdash C < e$$

Es ist offensichtlich, dass sich (I-1) in dem entscheidenden Teil aus (I-2) ableiten lässt. Das bedeutet auch, dass (I-2) ein Prinzip beinhaltet, das *erklärt*, warum eine Textbeschreibung wie die in (I-1) angegebene gilt – diese Beschreibung ist also keine *ad hoc*-Beschreibung, sondern eine prinzipienbasierte Beschreibung. Dabei ist klar, dass dieses Prinzip Unterbestimmtheiten toleriert – es gilt auch dann, wenn – wie in Text 8 – C -Elemente auftreten, für die sich eine temporale Ordnung nicht angeben lässt. – Es ist klar, dass sich Textstrukturen nur auf der Basis von Prinzipien von der Art des in (I-2) angegebenen erklären lassen. Diese Prinzipien determinieren, was textstrukturell kombinatorisch möglich ist. Sie determinieren – beispielsweise –, welche (Ereignis, Zustand)-Kombinationen in welchen Relationierungen textuell möglich sind – und welche (Ereignis, Zustand)-Kombinationen in welchen Relationierungen textuell nicht möglich sind. Sie determinieren, was parataktisch möglich ist – und was parataktisch nicht möglich ist. Sie determinieren auch – auf eine hier nicht einmal ansatzweise zu spezifizierende Art –, welche Veränderungen eine Menge von parataktisch induzierten semantischen Relationen auf welche Art erfahren kann. Sie determinieren das, was zuvor als schwache Parataxendiachronie bezeichnet wurde.

Die Parataxensemantik ist ein wesentlicher Bestandteil jeder Textsemantik – jede Weiterentwicklung der Parataxensemantik kommt einer Weiterentwicklung der Textsemantik gleich. Die erforderliche Weiterentwicklung der Parataxensemantik kann jedoch nur dann gelingen, wenn Übergänge wie der von (I-1) zu (I-2) systematisch und in großer Breite, für eine Vielzahl von Textelementen, ins Werk gesetzt werden. Diese Übergänge sind Übergänge von der Ebene der Beschreibung der Textbedeutung zur Ebene der Erklärung der Textbedeutung. Diese zweite Ebene ist es, auf der es sich entscheidet, ob ein Versuch, zum Aufbau einer Textsemantik beizutragen, als gelungen oder als misslungen betrachtet werden muss.

MCCARTHY'S THERMOSTAT AND SEARLE'S ROOM

Siegfried Kanngießer

Within the context of his critique of what he calls strong Artificial Intelligence – a critique which consists essentially of the Chinese room gedankenexperiment – Searle tries to show that strong Artificial Intelligence is committed conceptually to blur the distinction between genuine mental systems and systems which are evidently physical systems and nothing else. He concludes that the approach of strong Artificial Intelligence is, therefore, misleading in principle. Searle demonstrates his critique with respect to McCarthy's thesis that machines as simple as thermostats can be said to have beliefs. It is shown that McCarthy does not claim that machines as simple as thermostats have beliefs in the literal sense. McCarthy claimed that it is possible to describe machines of a certain type as cognitive systems. Such a description, in terms of a mentalistic language, is possible within the framework of a default logic of counterfactuals. Therefore, McCarthy's thesis is out of the scope of Searle's critique. But Searle's thought experiment is within the scope of McCarthy's thesis, and in regard to this thesis it becomes clear, that the thought experiment does not exemplify what it pretends to – namely the structure of a system of strong Artificial Intelligence. The Chinese room turns out to be a mixed system, and systems of strong Artificial Intelligence are not possible as mixed systems. Therefore, the gedankenexperiment doesn't tell anything about the approach of strong Artificial Intelligence, and inasmuch there is no reason to give up the idea of strong Artificial Intelligence with respect to Searle's critique.

1 Physical Systems and Mental Systems

As it is well known, Searle (1980) introduced a distinction between two kinds of Artificial Intelligence (AI), namely between weak AI on the one hand and strong AI on the other hand. Whereas weak AI is primarily an engineering science which gives more or less powerful (and more or less useful) tools – including tools for scientific research, and even tools for the investigation of the human mind –, strong AI claims that the programs of an AI system themselves are the explanation of the human mind. That also means that an appropriately programmed AI system has cognitive – or mental, or intentional – states in the sense that computers given the right programs can be literally said to *understand*, and to have other cognitive capacities. According to this point of view, the programs of the system are, as far as the human mind is concerned, *theories* with empirical content and explanatory force. – As it is well known too, Searle has tried to show that the approach of strong AI is completely misleading in principle. Searle developed the proof of his thesis by means of his famous Chinese room gedankenexperiment. Since this experiment is well known, it is not necessary to give a summary of it. Its main result is that „[...] strong AI must be false, since a human agent could instantiate the program and still not have the appropriate mental states“ (Searle (1981) 282).

With respect to this result Searle makes, generalizing his critique of strong AI, a further claim: „If we are to conclude that there must be cognition in me on the grounds that I have a certain sort of input and output and a program in between, then it looks as though all sorts of noncognitive subsystems are going to turn out to be cognitive. For example, my stomach has a level of description where it does information processing, and it instantiates any number of computer programs, but I take it we do not want to say that it has any understanding.“ (Searle (1981) 291). Clearly, this means that strong AI, in principle and in the consequence of its basic assumptions, is not able to distinguish between genuine mental systems and systems which are obviously pure physical systems and nothing else. Without any doubts: if this distinction is blurred by the approach of strong AI it would prove disastrous to the claim that the research within strong AI is cognitive inquiry. If strong AI opens even the possibility to ascribe mental states – or, to put it into other words, cognitive states, or beliefs or mental qualities – not only to machines like computer systems – AI systems, to be more specific – but also to machines as thermostats, telephones and cars, then – evidently – the research of strong AI becomes completely pointless. If cognitive states are everywhere – even in the hunk of metal on the wall, which is used to regulate the temperature –, then the work in strong AI can not be done as a work of a science of the human mind. With respect to the human mind strong AI becomes explanatory empty, under these

circumstances. In order to show that strong AI is, as a matter of fact, obliged to descriptive and explanative poverty Searle quotes McCarty (1979): „Machines as simple as thermostats can be said to have beliefs, and to have beliefs seems to be a characteristic of most machines capable of problem solving performance“ (Searle (1981) 292). Clearly, this statement must appear to Searle as a confirmation of his critique of strong AI – it seems to express not only a bad state of the art but the explanatory hopelessness of the whole approach of strong AI.

2 Thermostats

But a second closer look shows that the things are not as obvious as they seem to be. Of course, McCarthy (1979) does *not* claim that simple machines have beliefs in exactly the sense as human beings have beliefs. McCarthys claim is much more sophisticated. It is worth reconstructing this claim for systematic reasons, – and to reconstruct this claim means to specify the conditions under which it becomes possible to ascribe mental qualities to systems that are evidently non-mental systems. And it is the insight into these conditions which will lead to the further insight, that Searle’s gedankenexperiment does not imply a significant refutation of the approach of strong AI.

For reasons out of discussion in this context McCarthy is indeed interested in a description of non-mental systems in a mentalistic language. He is interested in an ascription of mental qualities to thermostats. But how does become possible to ascribe *sensefully* mental qualities to non-mental systems? Is there a justification for McCarthy’s approach to describe physical systems in terms of a mentalistic language?

The answer to these questions is quite simple. For the ascription of mental qualities to non-mental systems McCarthy adopts the framework of a default logic of counterfactuals. A machine M that is in state s can be described in a mentalistic language by means of propositions in the following form: „If M in s would have the mental qualities X (certain beliefs or intentions and so on), then M would act in such-and-such way“. Clearly, propositions of this form are, at first, counterfactuals, and they are involving, secondly, a default. The default holds, if every system that, as a matter of fact, has the mental qualities X will act in such-and-such way if it is in state s. To ascribe counterfactually mental qualities within a default framework is not improper – on the contrary: such an approach warrants correct insights in the structure and in the behaviour of a machine. Therefore, this approach does raise serious problems – except, perhaps, serious technical problems. (McCarthy does not treat counterfactuals on the base of an extended Kripke semantics as, for instance, Lewis (1973) has done. His treatment of counterfactuals is a non standard one: he deals with counterfactuals in the framework of so-called approximative theories involving especially Cartesian product structures whereas these theories are grounded in a non monotonic logic of defaults. – There is no need to discuss the technical aspects of McCarthys approach any further in this context.)

To sum up: the answer which McCarthy has given to the question whether it is possible to sensefully ascribe mental qualities to machines is the following: it is possible to describe senseful machines by means of a mentalistic language within the framework of a default logic of counterfactuals. This is it, what McCarthy has claimed, and it is what can be called McCarthy’s thesis.

It is obvious that Searle’s gedankenexperiment with the Chinese room does not affect McCarthy’s thesis in any respect. It is also obvious, that McCarthy’s thesis does not make it impossible to distinguish between mental systems and non-mental systems. This distinction results from the thesis trivially. Non-mental systems are systems to which one can ascribe mental qualities only counterfactually, and mental systems are systems whose description does not need the detour on the use of counterfactuals. It is therefore obvious, that McCarthy’s thesis is completely out of the scope of Searle’s critique of strong AI.

3 Mixed Systems

Even though McCarthy’s thesis is out of the scope of Searle’s critique the Chinese room still is clearly within the scope of McCarthy’s thesis. It is admissible, to ask whether it is possible to describe the Chinese room on the base of McCarthy’s thesis – it is admissible since the Chinese room should be considered, according to Searle’s gedankenexperiment, as an instance of a machine. Asking this

admissible question would be to ask whether it is possible to ascribe mental qualities – intentions, for instance, or even the ability to understand the Chinese language – at least counterfactually to the Chinese room. – Before an attempt is made to answer this question it is suitable to specify the scope of McCarthy's thesis in more detail.

Does this thesis hold for arbitrary machines? If so, the Chinese room would be in the scope of the thesis trivially since the Chinese room is, by supposition, the instance of a machine. But according to McCarthy (1979), the thesis does not hold for arbitrary machines: its scope is restricted to machines with the ability of a goal-orientated, problem solving behaviour – and this means that the scope of the thesis is restricted to machines which have the properties a machine requires to be called, in a certain sense, an *autonomous* machine. Therefore, McCarthy's thesis holds for simple machines like thermostats, and it also holds for complex machines such as life roboters. But it does not hold for cars (cf. McCarthy (1979) fn. 8). Obviously, cars are machines. But a car is, in any sense, not an autonomous machine.

A car can not act by its own capacities. Trivially and especially, a car can not solve any problem by its own, and a car does not have the ability to act goal-directedly – in contrast to a thermostat which is able to solve problems goal-directedly (namely the temperature problems in a room). To run a car needs a driver – more exactly: a human driver –, and the driver is not a part of the car. The driver is *using* the car, consciously and intentionally, and he knows that he is – consciously and intentionally – using a car. A used machine can not be an autonomous machine, and therefore it is not possible to ascribe mental qualities at least counterfactually to a car. Counterfactuals, as mentioned above, can not be instantiated by a car – and this also means that there is no counterpart of a car in the domain of mental systems. Therefore, a car is beyond the scope of McCarthy's thesis. – It should be mentioned that the thesis does not apply to the pair <car, driver>, too, since this pair is not a machine – it is a mixed system composed of two system independent of each other, namely of an organic system and a non-organic one. A mixed system of this kind can not be a machine in the proper sense, and the question, whether it is possible to ascribe mental qualities to a system, at least counterfactually, does not make any sense in the case of a mixed system like the <car, driver>-system.

It is important to emphasize that things would change completely if one considered a completely automatisized car – namely a car that does not need a driver to act, since there is inside the car a driving device as a substitute for a human driver inside the car. Evidently, such a car – car*, so to say – would be comparable to a thermostat in all respects discussed and, therefore, a description of car* based on McCarthy's thesis becomes possible without problems. This also means, that there is a counterpart of car* in the domain of mental systems, since, car* would instantiate the pair <car, driver> – at least in a certain restricted sense which needs further qualification. It must be especially mentioned that there is a major difference between the pair <car, driver> and car*. The driver of a car knows what he is doing when driving a car. on the contrary, the driving device of car* does not have necessarily to know anything about its own activities – it does not have to know anything at all about its own existence. The driving device has to fulfill only one condition: it had to work. If this condition is fulfilled a description of car* on the base of McCarthy's thesis raises no problems. car* is a machine and nothing else but a machine – in contrary to the pair <car, driver>, which is a mixed system and not a machine.

The question, whether it is possible to ascribe – on the base of McCarthy's thesis – mental qualities to the Chinese room at least counterfactually now can be raised in correspondence to the question which type of entity the Chinese room is: an entity of the type <car, driver> – or an entity of the type car*. The answer to this question seems to be obvious: at the first glance the Chinese room is not an entity of the type of car*, since the Chinese room is a mixed system – a system composed of the human being – Tom Jones, to name the person – locked in the room and the non-organic elements of the room. The Chinese room is the pair <elements of the room, Tom Jones> and, therefore, it seems on a par with the pair <car, driver>. Both systems are mixed systems, and they are composed in the same way – as a mixture of organic and non organic elements – quite in contrast to car*. Without Tom Jones inside, the Chinese room can not work at all like a car can not work without a driver inside. Therefore, the Chinese room can not be described on the base of McCarthy's thesis for the same reasons, which make it impossible to describe the pair <car, driver> on the base of this thesis. This also means, that there is no possibility to ascribe mental qualities to the Chinese room, at least counterfactually – the

Chinese room is beyond the scope of McCarthy's thesis. The thesis can not be applied to a mixed system – and the Chinese room is a mixed one. Therefore, it is not a machine in the proper sense.

But, if the Chinese room is not a machine in the proper sense – how should it be possible to consider the Chinese room as an instance of an AI-machine? Nobody would be tempted to take the pair <car, driver> as an instance of a system of strong AI – why should anybody be obliged to consider the pair <elements of the room, Tom Jones> which is on a par with the pair <car, driver> as an instance of a system of strong AI? There is, of course, no reason to do so. But if the Chinese room is not a machine in the proper sense and, *a fortiori*, not an AI-machine, then Searle's critique of strong AI becomes pointless. The critique does not affect the approach of strong AI in any way. The critique can reach its goal if it is demonstrable that the Chinese room is an instance of a system of strong AI. Such a demonstration must clearly include a proof that the Chinese room is not what it seems to be: namely a mixed system. And to prove this means to show that the existence of a human being inside the room is of no importance for the aspired refutation of the approach of strong AI.

4 Instances and Persons

Returning to the <<car, driver>, car*> gedankenexperiment, it will bring into sight the conditions, which must be fulfilled to qualify the Chinese room as a machine and even as an AI machine. In the case of the pair <car, driver> it is – trivially – the driver – a human being, and this human being is a *person* – who decides which route has to be taken, and so on. The driving behaviour of the car is, in any respect, a function of free decisions of the driving person, and for this reason it is not possible to apply McCarthy's thesis to the pair <car, driver>. Because of this reason this pair can not be considered as a machine in the proper sense. Suppose now, that in the case of the pair <car, driver> the driving person is substituted by another human being – by driver*, so to say – who does not act in the position of the driver as a *person* : by driving the car driver* does nothing else but to execute – quite independently from his intentions, his beliefs and his free will – a driving algorithm, which turns out to be equivalent to the algorithm, which determines the driving behaviour of car*. Clearly, the pair <car, driver*> is on a par with car*. It must be considered as a machine in the proper sense because of the reason that driver* does not act as a person – driver* is nothing else but a human incorporation of a certain driving algorithm. Despite the fact that driver* is a human being, driver* is a variant of the driving device of car* – driver* is simply a human incorporation of this device. Clearly, McCarthy's thesis is applicable to the pair <car, driver*>: this pair is a machine in the proper sense – a machine, which incorporates an organism, a human being. But it incorporates the human being *not as a person but as an instance of an algorithm* .

To be qualified correctly as a machine – or more specific: as an AI machine – the Chinese room can not be on a par with the pair <car, driver>: it must be on a par with the pair <car, driver*> and, therefore on a par with the system car*. The previous considerations have shown what must be the case that one can qualify the Chinese room correctly as an AI machine: as the driver had to be substituted by driver* to be able to qualify a <car, human being> configuration as a machine in the proper sense, so Tom Jones inside the room had to be substituted by Tom Jones* – and this means that Tom Jones had to disappear inside the room. He had not to disappear as an organic system – Tom Jones had to disappear *as a person*. To qualify the Chinese room correctly as an AI machine means to reduce the person Tom Jones to Tom Jones* – to a human incorporation of a matching device and nothing else. In consequence of this reduction, the intentions of Tom Jones, his knowledge and his beliefs are of no importance for the internal structure of the Chinese room. The attributes of the person Tom Jones do not belong to this structure. Tom Jones only had to work as Tom Jones*, the matching device. In the pair <elements of the Chinese room, Tom Jones*> Tom Jones* is on a par with the elements of the room: Tom Jones* is a matching device processing three butches of Chinese symbols with respect to two set of rules – and nothing else. This also means, that the properties of Tom Jones do not indicate anything about the internal structure of the Chinese room = <elements of the room, Tom Jones*> – the properties of the *person* Tom Jones are *not* properties of the Chinese room. Clearly, under these conditions the Chinese room can be seen as an AI machine, and McCarthy's

thesis is applicable to this AI machine. Therefore, it is admissible to ascribe mental qualities to the Chinese room – at least counterfactually, within the framework of McCarthy’s approach.

The reconstruction of the Chinese room as an AI machine has shown especially that the properties of Tom Jones – the *person* Tom Jones – are not properties of the AI machine. Therefore, the fact that Tom Jones does not know any Chinese does not tell anything about the AI machine called the Chinese room. And now it comes into sight why Searle’s critique of the approach of strong AI is misleading. This critique is based on the integration of the properties of Tom Jones into the properties of the Chinese room and it will not work without such an integration. This is easy to see.

Searle’s main argument drawn from the Chinese room gedankenexperiment – in fact his only argument – against the approach of strong AI consists in the demonstration that the Chinese room is able to process Chinese expression, whereas Tom Jones inside the Chinese room does not understand any Chinese. To put it more generally: „[...] strong AI must be false, since a human agent could instantiate the program and still not have the appropriate mental states“ (Searle (1982) 282). But this conclusion is a *non sequitur*. – To draw this conclusion evidently presupposes that Tom Jones – the person Tom Jones – is integrated in the Chinese room. And indeed: the mental states of Tom Jones inside the room do not include understanding Chinese states. But if Tom Jones – the person Tom Jones – is inside the room, it turns out – as shown above – that the Chinese room is not an AI machine – it is even not a machine at all but a mixed system. Strong AI deals with machines – if the Chinese room is not an AI machine, arguments drawn from the gedankenexperiment can not be directed against the approach of strong AI. They must fail, systematically. Furthermore, the reconstruction of the Chinese room as an AI machine implies the reduction of the person Tom Jones to Tom Jones*, the matching device. To reduce Tom Jones to Tom Jones* means to give up Searle’s hidden presupposition that the Tom Jones properties are inevitable properties of the Chinese room: therefore, it becomes indifferent whether the mental states of Tom Jones (who is, as a person, not belonging to the Chinese room) include understanding Chinese states or not. This shows that Searle’s critique of strong AI is not well founded – it collapses. It collapses since Searle is, implicitly, confusing to different concepts: the concept of a human being as a *person* – and the concept of a human being as an *instance* of something else (namely, of an algorithm). Therefore, Searle’s critique of strong AI is misleading, and there is, within respect to the Chinese room gedankenexperiment, no reason to give up the idea of strong AI.

Searle assumes implicitly that a human being which functions as an instance must be, necessarily, a person at the same time. This assumption is not adequate, of course. But it might be instructive to see why Searle has adopted this assumption without any substantiation. In order to do so, it is useful to consider the differences between Searle’s original (and inadequate) Chinese room version which includes the elements of the room and the person Tom Jones, and the alternative, reduced version of the Chinese room = <elements of the room, Tom Jones*>. In the reduced version the Chinese room does not have any knowledge about itself, and it includes no subsystem such that this subsystem possesses knowledge about itself. In its original version the Chinese room is including a subsystem such that the subsystem possesses knowledge about itself – namely the subsystem Tom Jones. Tom Jones – the person – knows what he is knowing and he knows what he does not know. Tom Jones inside the Chinese room knows, *explicitly*, that he is manipulating batches of Chinese symbols according to certain rules, and he knows, *explicitly*, that he does not know any Chinese. But this explicit knowledge does not exhaust the knowledge, which Tom Jones possesses inside the room – by supposition, Tom Jones knows also English. But his knowledge of English is *not* an explicit knowledge – Tom Jones can not *state* the rules and the principles structuring his language. Nevertheless, Tom Jones is able to *execute* correctly these rules and principles – for instance, the principles of subordination and word formation and the rules of predication –, and he is able to do so since Tom Jones possesses an *implicit* knowledge of these rules and principles. The linguistic knowledge of a native speaker/listener is in the normal case an implicit knowledge and Tom Jones, as a native speaker/listener of English, *instantiates* a system of implicit linguistic knowledge. Being a native speaker/listener of a natural language it is not necessary to possess an explicit knowledge of this language. Therefore, it is not necessary for an AI system to be a language processing AI System to possess any explicit knowledge of the language which it is processing – and this means that the system must not be able to state the rules and principles it is executing in understanding a language. The system can be seen as an instantiation of a system of implicit linguistic knowledge in the very same sense in which Tom Jones, as a native speaker/listener of English, must be considered as the

instantiation of a system of knowledge of English – a system of knowledge, which is not transparent for Tom Jones himself. The Chinese room, at least in its reduced version – Chinese room = <elements of the room, Tom Jones*> – is nothing else but an instantiation of – pure computational – linguistic knowledge, namely of knowledge of Chinese. (It is, by the way, possible in principle to construct an AI system that possesses explicit knowledge – a system that knows what it is knowing, and that is able to state what its knowledge is. But there is no need to do so in the case of a language understanding AI system.)

Searle argues that the Chinese room in its original version does – despite of its correct linguistic input-output behaviour – not understand any Chinese, and he substantiates his claim by showing correctly that Tom Jones – the person Tom Jones – does not have any *explicit* knowledge of Chinese. But this claim fails. It does not fail only for the reasons mentioned above – it fails because the claim presupposes that knowledge is, in general, *explicit* knowledge. But – as shown previously – this general identification of knowledge with explicit knowledge is not admissible. The fact that Tom Jones does not explicitly know any Chinese does not say anything about the knowledge of the Chinese room- AI machine.

To sum up: the suggestive power of Searle's thought experiment results from two reasons. At first, the Chinese room is that similar to a machine, that it can be confuse it with a machine. Secondly, Searle identifies (by all means in agreement with a certain philosophical tradition) knowledge in general with explicit knowledge. But nobody is obliged to adopt this identification, and nobody is compelled to accept the Chinese room = <elements of the room, Tom Jones> as an example of a machine or even of an AI machine. Therefore, nobody is compelled to accept Searle's critique of the approach of strong Artificial Intelligence.

References

Lewis, D. (1973), *Counterfactuals* . Cambridge, Mass.: MIT Press.

McCarthy, J. (1979), „Ascribing Mental Qualities to Machines“. In: M. Ringle (ed), *Philosophical Perspectives in Artificial Intelligence* . Brighton: The Harvester Press. p. 161 – 195.

Searle, J. (1981), „Minds, Brains, and Programs“. In: J. Haugeland (ed.), *Mind Design. Philosophy, Psychology, Artificial Intelligence* . Cambridge, Mass.: MIT Press. p. 282 – 306. First Printing in: *The Behavioural and Brain Sciences* 3 (1980) 63 – 73.

SPRACHFUNKTIONEN, SPRACHSTRUKTUREN, SPRACHPROZESSE

Siegfried Kanngießer

1 Sprachaktualität, Sprachdynamik, Sprachpotentialität

1.1 Die Forschung zu den Problemen der Sprachdiachronie hat eine große linguistische Tradition, und es ist unbestreitbar, dass der deskriptive Ertrag dieser Tradition überaus reich ist. Es ist jedoch auch unbestreitbar, dass – im Gegensatz zum Reichtum ihres deskriptiven Ertrags – ihr explanativer Ertrag geradezu minimal ist. Nahezu alle Fragen grundsätzlicher Art, die sich relativ zu den Tatbeständen der Sprachdiachronie – und damit relativ zu den Tatbeständen der Sprachveränderung und der diese Veränderung allererst ermöglichenden Sprachdynamik – unabweisbar stellen, sind nach wie vor unbeantwortet. Dies festzustellen heißt natürlich auch, der Linguistik insgesamt gravierende Erklärungsdefizite zu attestieren, denn der Umstand, dass die Probleme, die sich aus den Tatbeständen der Sprachveränderung ergeben, im wesentlichen ungelöst sind, dokumentiert zweifelsfrei ein ins Gewicht fallendes Erklärungsdefizit, das die linguistische Forschung hinterlassen hat. Niemand wird es ernsthaft in Abrede stellen können – oder auch nur in Abrede stellen wollen –, dass es eine der zentralen Aufgaben der weiteren Forschung ist, auf den Abbau dieses Erklärungsdefizit hinzuwirken.

Um diesem Ziel zumindest näher kommen zu können, dürfte es nicht unangebracht sein, zunächst einmal die Problemlandschaft etwas genauer zu vermessen, die explanativ noch immer weitgehendst unerschlossen ist. Dabei dürfte es hilfreich sein, diese Vermessungsarbeit unter Bezugnahme auf die von de Saussure (1916) eingeführte, wohl klassisch zu nennende dichotomische Unterscheidung von Sprachdiachronie und Sprachsynchonie ins Werk zu setzen. Der Gehalt dieser Unterscheidung ist leicht auszumachen. Sie besagt, dass jede natürliche Sprache – anders gesagt: jede Sprache vom Typ N der natürlichen Sprachen, oder kurz: jede Typ N-Sprache – auf zwei grundsätzlich voneinander verschiedene Arten in Erscheinung tritt. Zum einen erweist sich jede Typ N-Sprache als ein historisch erstrecktes Gebilde L_E ; zum anderen verhält es sich so, dass sich gewisse L_E -Abschnitte – also nicht jeder logisch mögliche L_E -Abschnitt, wohlgemerkt – als bestimmte *Zustände* des Erstreckungsverlaufs einer Typ N-Sprache auszeichnen lassen. In diesen Zuständen stellt sich eine Typ N-Sprache als eine Sprache L dar, die in einem bestimmten Zeitintervall in einer bestimmten Population faktisch gesprochen wird. L ist damit eine im strikten Sinne *aktuale* Sprache – oder kurz: L ist eine A-Sprache (im Gegensatz zu einer *möglichen* Typ N-Sprache, kurz: einer M-Sprache vom Typ N, die eine virtuelle Größe ist, da es keine Population gibt, in der eine solche Sprache faktisch im Gebrauch ist). Die Unterscheidung zwischen Sprachsynchonie und Sprachdiachronie ist im Kern nichts anderes als die Unterscheidung zwischen A-Sprachen vom Typ N einerseits und Gebilden L_E (vom Typ N) andererseits. Die diachron relevante Abfolge der L_E -Erstreckungsabschnitte fällt demzufolge zusammen mit einer Abfolge der Zustände der Typ N-Sprache, wobei jeder dieser Zustände durch eine A-Sprache L vom Typ N gegeben ist. Diese Abfolge ist de Saussure (1916) zufolge das Resultat von *Sprachveränderungen*. Da de Saussure ferner A-Sprachen vom Typ N als *strukturierte* Gebilde betrachtet – und diese Strukturiertheits-Annahme für A-Sprachen vom Typ N kann niemand mit Vernunft in Abrede stellen –, sind Sprachveränderungen für ihn letztlich *Sprachstrukturveränderungen*. Sprachstrukturveränderungen sind unter den Prämissen der de Saussureschen Linguistik – kurz: der S-Linguistik – als *Beziehungen* zu betrachten: eine Sprachstrukturveränderung ist eine Relation, die zwischen einer Sprachstruktur A und einer Sprachstruktur B besteht. Dabei ist es wesentlich zu sehen, dass die Relata dieser Relation unterschiedlichen A-Sprachen vom Typ N angehören: die Struktur A, das Erstelement der Relation, ist ein Element der Struktur einer A-Sprache L_1 , und die nachfolgende Struktur B, das Zweitelement der Relation, ist ein Element der Struktur einer A-Sprache L_2 , wobei es sich derart verhält, dass mit L_1 ein Sprachzustand gegeben ist, dessen direkter Nachfolger der durch L_2 gegebene Sprachzustand ist. Sprachveränderungen *qua* Sprachstrukturveränderungen sind somit immer auch Sprachzustandsveränderungen. Diese Auffassung von Sprachveränderung hat dann die von de Saussure nachdrücklich geltend gemachte These zur Folge, dass die Untersuchung der Sprachsynchonie der Untersuchung der Sprachdiachronie vorausgehen muss: denn natürlich müssen die Strukturen A, B allererst unter den Bedingungen der Sprachsynchonie verortet sein, bevor die sie miteinander relationierende Beziehung $R(A, B)$ betrachtet werden kann. Die Untersuchung der

Sprachsynchonie ist mithin – jedenfalls unter den Prämissen der S-Linguistik – in der Tat eine Voraussetzung für die Untersuchung der Sprachdiachronie.

Dies alles ist wohlbekannt; die zuvor getroffenen Feststellungen scheinen nichts anderes als Binsenwahrheiten zu beinhalten, die seit de Saussure (1916) zum epistemischen Gemeingut der Linguistik geworden sind. Eben deshalb bestimmen sie in wesentlichen Hinsichten, die kritisch zu betrachten sich erübrigen zu scheint, nach wie vor den Gang der Forschung. Sicher: einige der Probleme, die mit der de Saussureschen Dichotomie verbunden sind, sind sehr wohl vermerkt worden. Es ist vermerkt und als Problem betrachtet worden, dass mit der Unterscheidung der Begriffe „Typ N-Sprache als Gebilde L_E “ und „A-Sprache L vom Typ N“ der Begriff „Typ N-Sprache“ – also der Begriff der natürlichen Sprache – zu einem systematisch doppeldeutigen Begriff geworden ist. Es ist vermerkt und als Problem betrachtet worden, dass es durchaus nicht umstandslos möglich, Sprachzustände – und damit A-Sprachen vom Typ N, die Elemente eines Gebildes L_E sind – präzise oder auch nur hinlänglich gegeneinander abzugrenzen. Aber diesen Problemen ist keine sonderlich Beachtung beigemessen worden; sie wurden nahezu generell als vergleichsweise marginale Nachfolgeprobleme einer im Prinzip hochgradig produktiven Dichotomisierung eingestuft. Zudem wurde vorausgesetzt, dass diese letztlich marginalen Nachfolgeprobleme sehr wohl einer befriedigenden Lösung zugeführt werden können; eben deshalb und wegen der Marginalität der Probleme schien akuter Bedarf, die Probleme zu bearbeiten, nicht zu bestehen. Sie spielten einfach keine Rolle. So konnten die de Saussureschen Distinktionen ohne irgendwelche Beeinträchtigungen den Gang der linguistischen Forschung, bis in den Vorgang der Chomskyschen Linguistik hinein, in wesentlichen Hinsichten bestimmen.

Es ist jedoch – im Gegensatz zu den üblicherweise geltend gemachten, sehr anders lautenden Vormeinungen – mehr als fraglich, ob dies der Entwicklung der Linguistik zum Vorteil gereichte. Denn die genauere Betrachtung der de Saussureschen Distinktionen zeigt sehr klar, dass das System dieser Distinktionen unhaltbar ist. Die genauere Betrachtung der beiden zuvor genannten, aber in der Forschung marginalisierten Probleme hätte sehr wohl zu diesem Befund führen können. Sie hätte frühzeitig die Einsicht ermöglichen können, dass das System dieser Distinktionen theoretisch unproduktiv, empirisch unhaltbar und methodologisch inadäquat ist. Es liegt auf der Hand, dass diese Feststellung – wenn sie denn zutrifft – weitreichende Konsequenzen hat: die Linguistik, die bislang im Kern unter de Saussureschen Prämissen betrieben wurde, muss als Nicht-Saussuresche Linguistik betrieben werden. Es bleibt auszuloten, wie – und mit welchen Folgekosten – dies möglich werden kann. Allerdings – und dies ist nochmals herauszustellen – stellt sich diese Auslotungsaufgabe dann und nur dann, wenn das zuvor verhängte Verdikt über das System der Saussureschen Distinktionen erhärtet, also theoretisch, empirisch und methodologisch bestätigt werden kann. Die folgenden Paragraphen beinhalten den erklärten Versuch, diese Erhärtung des Verdikts herbei zu führen. Erst dann, wenn dieser Versuch mit Erfolg ins Werk gesetzt worden ist, kann versucht werden, die dann allerdings zwingend erforderliche Nicht-Saussuresche Linguistik zumindest in ihren Grundzügen zu skizzieren.

PRÄFORMATIONEN DER SPRACHQUALIFIKATION

Siegfried Kanngießer

Mit den Betrachtungen werden zwei miteinander verbundene Zielsetzungen verfolgt. Im ersten, theoretischen Teils der Studie zunächst erläutert, warum und in welchem Sinn zwischen den impliziten, ihnen selbst nicht transparenten Sprachkenntnissen der Sprecher/Hörer und ihren – in linguistischen Untersuchungen üblicherweise vernachlässigten – expliziten Sprachkenntnissen unterschieden werden kann und muss. Letztere machen die qualifikatorische Sprachkenntnis der Individuen aus, und auf ihrer Basis prägen sie der von ihnen gesprochenen natürlichen Sprache ein bestimmtes Qualifikationsprofil auf. Weiterhin werden spezielle Ausprägungen dieses Profils thematisiert, beispielsweise das qualifikatorische Varietätenprofil einer Sprache. In diesem Zusammenhang wird erörtert, warum und inwieweit diese Varietätenkenntnis eine Kenntnis des Prestiges involviert, das einer Sprachvarietät von einer Sprachgemeinschaft zugebilligt wird, und es wird geklärt, aus welchen Elementen sich solche Prestigequalifikationen zusammensetzen und welchen Bedingungen ihre Genese unterliegt. Im zweiten Teil der Studie wird dann eine deskriptive Resultante aus den theoretischen Betrachtungen gezogen. Dazu wird die Mannigfaltigkeit des Arabischen betrachtet. Es wird gezeigt, dass diese Mannigfaltigkeit durch eine dynamische Varietätenstruktur gekennzeichnet ist, die auf eine letztlich einheitliche Art qualifiziert wird. Ferner wird gezeigt, dass diese Varietätenstruktur speziellen Prestigequalifikationen unterliegt, die auf im arabischen Raum gegebenen religiösen Traditionen beruhen – diese Traditionen induzieren eine Präformation der in diesem Zusammenhang relevanten Sprachqualifikationen, die sich bis in die Grammatizitätsurteile der Sprecher/Hörer erstreckt. Abschließend wird gezeigt, dass diese Präformation eine Barriere für sehr wohl nachweisbare Prozesse darstellt, die darauf hinauslaufen, die reiche Mannigfaltigkeit des Arabischen sprachidentifikatorisch auszudifferenzieren. Eine solche Ausdifferenzierung läuft tendenziell auf eine Säkularisierung des Qualifikationsprofils der arabischen Mannigfaltigkeit hinaus, die mit einer Anpassung dieses Profils an grammatische Tatbestände verbunden ist, die sich auf Grund unabhängiger Sprachprozesse längst ergeben haben.

1 Hybridizität der Sprachkenntnis

Es steht außer Frage, dass die Sprecher/Hörer einer natürlichen Sprache L, die in einem bestimmten Zeitintervall in einer Sprachgemeinschaft C gesprochen wird – also die Sprecher/Hörer einer *aktualen*, kurz: einer A-Sprache L vom Typ N der natürlichen Sprachen –, Entitäten sind, die im Besitz der für L einschlägigen Sprachkenntnisse sind: Sprecher/Hörer zu sein, heißt wesentlich, ein epistemisches System zu sein. Jeder Sprecher/Hörer instanziiert – daran ist ein ernsthafter Zweifel nicht möglich – ein System von Sprachkenntnissen. Es steht auch außer Frage, dass es sich bei einem erheblicher Teil dieser Sprachkenntnisse – zum Beispiel bei den grammatischen Kenntnissen der Individuen – um implizite, für den Sprecher/Hörer nicht transparente, also dem Sprecher/Hörer-Bewusstsein nicht zugängliche Sprachkenntnisse handelt (cf. hierzu etwa Chomsky (1980), *passim*). Außer Frage steht aber auch, dass sich die Sprachkenntnis der Sprecher/Hörer sich nicht in der Menge ihrer impliziten Sprachkenntnisse erschöpft. Die Sprecher/Hörer verfügen auch über ihnen sehr wohl transparente, also in ihrem Bewusstsein gegebene und mithin explizite Sprachkenntnisse, und diese ihre expliziten Sprachkenntnisse müssen – wie im folgenden noch genauer ausgeführt wird – nicht notwendigerweise Kenntnisse der von ihnen gesprochenen A-Sprache L vom Typ N sein. Natürlich sind die expliziten Sprachkenntnisse der Sprecher/Hörer – kurz: ihre E-Kenntnisse – im Typ andere Sprachkenntnisse als ihre impliziten Sprachkenntnisse – kurz: ihre I-Kenntnisse; I-Kenntnisse und E-Kenntnisse sind also sortal strikt voneinander verschieden. Vermöge der Existenz dieser sortalen Differenz, die zwischen I-Kenntnissen und E-Kenntnissen besteht, ist jeder Sprecher/Hörer nicht schlicht ein epistemisches System: er ist vielmehr ein hybrides epistemisches System, im technischen Sinn des Hybridizitätsbegriffs.

2 I-Kenntnisse

Ein zentrales Element dieser Subsysteme ist natürlich die grammatische Sprachkenntnis der Individuen. Unter einer wohl unproblematischen Voraussetzung – nämlich unter der Voraussetzung eines Prinzipien- und Parameter-Modells der Universalgrammatik (UG), kurz: eines (P&P)-Modells der UG, wie es von Chomsky (1981), (1986) konzipiert wurde – kann man sagen, dass das System der grammatischen Sprachkenntnis der Individuen durch die Prinzipien der UG und die L-spezifische Belegung der UG-Parameter gegeben ist. Dieses Sprachkenntnissystem – und das ist im hier betrachteten Zusammenhang entscheidend – *ist den L-Sprechern/Hörern selbst nicht transparent*. Das heißt: die L-Sprecher/Hörer verfügen über ein zwar absolut sicheres, aber für sie intrinsisches grammatisches Wissen – also über ein Wissen, das nicht Bestandteil des ihnen bewusst verfügbaren Wissens, also ihres expliziten Wissens ist. Sie sind im Besitz der intrinsischen Kenntnis der parametrisierten UG – aber die Kenntnis der etwa im Rahmen des (P&P)-Modells der UG explizierten UG-Prinzipien und UG-Parameter – beispielsweise die Kenntnis des Prinzips des c-Kommandos und der leeren Kategorie und die Kenntnis des Domänenparameters – ist nicht Bestandteil der expliziten Sprachkenntnis der Individuen. Die grammatische Sprachkenntnis der Individuen ist ein System intrinsischer Kenntnisse. Die Zuschreibung solcher Kenntnisse ist – entgegen gängigen, aber zumeist undifferenziert vorgetragenen Vormeinungen – keine spekulative oder vielleicht sogar gänzlich arbiträre Unternehmung. Denn diese den Sprecher/Hörern selbst nicht transparenten grammatischen Kenntnisse *manifestieren* sich, und zwar im grammatischen Verhalten der Individuen, *vor allem aber in den Grammatizitätsurteilen*, die die Sprecher/Hörer auf der Basis dieser ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis fällen. Grammatizitätsurteile sind, wie die Experimente in den Naturwissenschaften, reproduzierbare Größen – in dem Sinne, dass irgendzwei voneinander verschiedene Sprecher/Hörer bei gleicher Aufgabenstellung unter gleichen Bedingungen auf Grund ihrer intrinsischen grammatischen Kenntnis zu den gleichen Grammatizitätsurteilen kommen. Die Zuschreibung intrinsischer grammatischer Kenntnisse ist relativ zu diesen Grammatizitätsurteilen, also auf der Basis reproduzierbarer Größen, empirisch überprüfbar. Der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme – also kognitive Systeme – sind, haftet also nichts Spekulatives an. Sie kann als empirisch gesichert gelten – als empirisch gesichert im Rahmen der empirischen Forschung, die innerhalb der Linguistik möglich ist.

3 E-Kenntnisse

Aus der Feststellung, dass die Sprecher/Hörer in einer zentralen Hinsicht sich selbst nicht transparente Kenntnissysteme sind, folgt – wiederum entgegen gängigen, aber noch undifferenzierter vorgetragenen Vormeinungen – nicht, dass die Sprecher/Hörer *keinerlei* explizite Kenntnis der von ihnen gesprochenen A-Sprache L vom Typ N haben. Es gibt sehr wohl Systeme der L-Kenntnis, die für die L-Sprecher/Hörer transparent, also Teil ihrer expliziten L-Kenntnis sind, und die mithin auch im Bewusstsein der Individuen gegeben und somit auch abrufbar sind. Damit ist nicht so sehr ihre im Sprachunterricht erworbene zumeist sehr rudimentäre – und in linguistischer Hinsicht strikt oberflächliche – Kenntnis der grammatischen Struktur der von ihnen gesprochenen Sprache gemeint: dieses Kenntnissystem, das nicht sehr stabil ist, verliert sich sehr bald wieder und ist wenige Jahre nach der Schulzeit nahezu leer. Gemeint sind vielmehr nicht durch Instruktion, sondern in der ungesteuerten Kommunikation erworbene Sprachkenntnissysteme, die relativ stabil sind, und die es den Individuen erlauben, ihre sprachliche Umgebung zu strukturieren und sich selbst in ihr zu verorten. Um deutlich machen zu können, um was für Systeme expliziten sprachlichen Wissens es sich hier handelt, welchen Genesebedingungen sie unterliegen und wie weit sie reichen, soll hier zunächst auf einen sehr allgemein gefassten Wissensbegriff Bezug genommen werden, der in nahezu der gesamten philosophischen Tradition vertreten wurde und der auch heute noch in der Philosophie prädominant vertreten wird. Leonhard Euler hat diesen Begriff in seiner Schrift „Briefe an eine deutsche Prinzessin“ in Form von drei Prinzipien expliziert, die genauer zu betrachten auch im hier verhandelten Zusammenhang von Nutzen ist:

WEGE DER NATURALISIERUNG DER ÄSTHETIK

Siegfried Kanngießer

Nous les apprenons, ou par expérience, c'est-à-dire a posteriori, ou par la raison et a priori, c'est-à-dire par des considérations de la convenance qui les ont fait choisir.

G.W. Leibniz, Essais de théodicée sur la bonté de dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal, § 2.

Wenn wir dem Einzelnen in der philosophischen Arbeit ebenso wie in der Fachwissenschaft nur eine Teilaufgabe zumessen, so glauben wir, um so zuversichtlicher in die Zukunft blicken zu können: es wird in langsamem, vorsichtigen Aufbau Erkenntnis nach Erkenntnis gewonnen; jeder trägt nur herbei, was er vor der Gesamtheit der Mitarbeitenden verantworten und rechtfertigen kann. [...] Aus dieser Forderung zur Rechtfertigung und zwingenden Begründung einer jeden These ergibt sich die Ausschaltung des spekulativen, dichterischen Arbeitens in der Philosophie. Als man begann, mit der Forderung wissenschaftlicher Strenge auch in der Philosophie Ernst zu machen, musste man notwendig dahin kommen, die ganze Metaphysik aus der Philosophie zu verbannen, weil sich ihre Thesen nicht rational rechtfertigen lassen.

R. Carnap, Der Logische Aufbau der Welt, Vorwort zur ersten Auflage, S. XIX

1. Diesseits und jenseits von Logik und Mathematik – also diesseits und jenseits der Formalwissenschaften – ist nur eine Art von Erkenntnis möglich: nämlich empirische Erkenntnis – theoretisch durchorganisierte empirische Erkenntnis.

Die Ästhetik ist kein Zweig der Logik oder der Mathematik. Somit kann es diesseits und jenseits des Raums der möglichen empirischen Erkenntnis auch keine ästhetische Erkenntnis geben.

Wer fragt, ob die Ästhetik systematisch möglich ist, fragt demzufolge, ob es möglich ist, konklusive ästhetische Erkenntnisse empirisch zu gewinnen.

2. Mit der Feststellung, dass die ästhetische Erkenntnis nur als empirische Erkenntnis möglich ist, ist zugleich auch festgestellt, dass die Ästhetik – sofern sie denn überhaupt möglich ist – nur als Wissenschaft ins Werk gesetzt werden kann. Denn die Produktion empirischer Erkenntnis ist die Aufgabe und die Leistung der Wissenschaft (sofern sie nicht nur als Formalwissenschaft betrieben wird) – und sie ist nur die Aufgabe und Leistung der Wissenschaft.

Wenn die ästhetische Erkenntnis notwendig empirische Erkenntnis ist, dann ist die Einsicht unvermeidlich, dass es auf ästhetische Fragen keine philosophischen Antworten geben kann. Denn die philosophische Erkenntnis ist, was auch immer sie ansonsten noch sein mag, wesentlich dieses: nämlich nicht-empirische Erkenntnis.

Die Philosophie ist etwas, das über, neben oder unter den Wissenschaften steht. Aber sie ist selbst keine der Wissenschaften. Mit ästhetischen Fragen konfrontiert, bleibt die Philosophie stumm – und sie muss stumm bleiben. Denn es gibt keine genuin philosophische ästhetische Erkenntnis; es gibt keine synthetischen ästhetischen Aussagen *a priori*. Aber es gibt ästhetische Probleme; es gibt ästhetische Fragestellungen.

Antwort auf diese Fragestellungen zu geben, ist die Aufgabe und die Leistung der ästhetischen Disziplinen: also derjenigen Wissenschaften, deren Objektbereich die ästhetischen Phänomene, Strukturen und Prozesse sind.

Die ästhetischen Fragen zu beantworten kann nur heißen, im Rahmen dieser Disziplinen – etwa der Musikwissenschaft, der Kunstwissenschaft und der Literaturwissenschaft – systematische, also deskriptiv gehaltvolle und explanativ signifikante Forschung zu betreiben. Die Möglichkeit dazu ist jetzt – erst jetzt, am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts – nicht nur in ersten Ansätzen gegeben. Das Feld der ästhetischen Forschung ist, unerachtet der zweitausendjährigen Tradition der Ästhetik, noch immer nahezu gänzlich unbestellt, aber im Zuge der Naturalisierung der Ästhetik wird es möglich, dieses Feld urbar zu machen. Diese Naturalisierung ist nichts anderes als eine Resultante, die aus diversen Fortschritten der Wissenschaft in ästhetischer Absicht zu ziehen ist. Dazu ist es erforderlich, die Erkenntnisse, die im Rahmen der Logik und Mathematik, der Linguistik, der Psychologie, der Künstliche Intelligenz-Forschung, der Kognitionswissenschaft, der Soziologie und

der empirischen Sozialwissenschaft und auch in der Biologie gewonnen wurden, im Kontext ästhetischer Fragestellungen zu adaptieren und produktiv weiterzuentwickeln, sodass empirisch gehaltvolle und explanativ signifikante ästhetische Theoreme möglich werden. Dies ist zweifelsfrei möglich; die Ästhetik ist – entgegen ihrer Tradition – als Wissenschaft (und damit als eine nicht-metaphysische und nicht-relativistische Unternehmung) möglich, weil eine einschlägige Naturalisierung der Philosophie möglich ist. Der Verzicht auf die Realisierung dieser Möglichkeit käme dem Verzicht auf die Zukunft der Ästhetik gleich, und ein Erkenntnisverzicht dieser Art ist nicht tolerabel. (Der Weg des Erkenntnisverzichts kann niemals der Weg der Wissenschaft sein.)

3. Ästhetik, systematisch betrieben, ist naturalisierte Philosophie. Damit ist – vielleicht entgegen dem ersten Anschein – nicht gesagt, dass sich jede philosophische Reflexion erübrigt, sofern Probleme der Ästhetik zur Debatte stehen. Denn mit diesen Problemen sind – indirekt zwar, aber doch unvermeidlich – immer auch die Disziplinen zur Debatte gestellt, innerhalb derer sie bearbeitet werden. Und die ästhetischen Disziplinen können sehr wohl Gegenstand der philosophischen Reflexion sein; mehr noch: sie sind dieser Reflexion bedürftig. Denn wer wissen will, wie ästhetische Erkenntnis möglich wird, muss wissen, wie es möglich wird, die ästhetische Forschung systematisch ins Werk zu setzen. Und es sind philosophische Untersuchungen, die dieses Wissen erzeugen.

Gleichwohl führt die philosophische Untersuchung der ästhetischen Disziplinen nicht zur ästhetischen Erkenntnis. Sie führt ebensowenig zur ästhetischen Erkenntnis, wie die philosophische Betrachtung der Physik zur physikalischen Erkenntnis führt. Eine solche Betrachtung führt, ihren Erfolg vorausgesetzt, zur Erkenntnis der Physik, und diese Erkenntnis – und nur sie – ist der Ertrag der philosophischen Betrachtung.

Entsprechendes gilt, trivialerweise, auch dann, wenn die ästhetischen Disziplinen zum Gegenstand der philosophischen Erörterung gemacht werden. Diese Erörterung kann nicht das leisten, was im Rahmen dieser Disziplinen selbst zu leisten ist – sie kann nicht zur ästhetischen Erkenntnis führen. Aber sie kann, im Erfolgsfall, Aufschluss über die Struktur und den Aufbau der Disziplinen geben, in deren Rahmen ästhetische Erkenntnis möglich wird. Sie kann die Bedingungen von deren Möglichkeit klären. Eine solche – im Kern wissenschaftstheoretische – Klärung ist, zweifelsfrei, nicht umstandslos möglich. Aber wenn sie herbeigeführt wird, so bedeutet dies ebenso zweifelsfrei einen erheblichen Zuwachs an philosophischer Erkenntnis. Dieser Erkenntniszuwachs ist jedoch für die Ästhetik selbst nur indirekt von Gewinn.

Dies impliziert jedoch nicht, dass die philosophische Reflexion auf die ästhetischen Disziplinen letztlich entbehrlich und überflüssig wäre. Denn es ist alles andere als überflüssig, den Weg zu vermessen, der zur ästhetischen Erkenntnis führt. Und die Philosophie vermisst diesen Weg – *aber sie bahnt ihn nicht*. Auch im Fall der Ästhetik erweist sich die Philosophie als vermessende, die Wissenschaft dagegen als erschließende, als bahnende Vernunft. Der Wert der philosophischen Vermessungsarbeit, *die ihrerseits nicht im Rahmen der Disziplinen selbst geleistet werden kann*, kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber sie kann nicht die zur ästhetischen Erkenntnis führende Arbeit ersetzen, die in den Wissenschaften geleistet werden muss – denn diese Arbeit kann nur in ihnen und nicht diesseits oder jenseits von ihnen geleistet werden.

Version vom 17. 8. 1998

LITERATURNACHWEIS

- Asher, N. (1993), *Reference to Abstract Objects in Discourse*. Dordrecht: Klüwer.
- Beckermann, A. (1988), "Sprachverstehende Maschinen. Überlegungen zu John Searle's These zur Künstlichen Intelligenz". In: *Erkenntnis* 28: 65–85.
- Bloomfield, L. (1933), *Language*. New York: Henry Holt.
- Boden, M. (1990), "Escaping from the Chinese Room". In: M. Boden (Hrsg.), *The Philosophy of Artificial Intelligence*. Oxford: Oxford University Press, pp. 89–104.
- Chomsky, N. (1965), *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Chomsky, N. (1975), "Knowledge of Language". In: Gunderson (1975), 299–320.
- Chomsky, N. (1979), *Language and Responsibility. Based on Conversation with Mitsou Ronat*. Sussex: The Harvester Press.
- Chomsky, N. (1980), *Rules and Representations*. New York: Columbia University Press.
- Chomsky, N. (1981), *Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures*. (Studies in Generative Grammar 9). Dordrecht: Foris.
- Chomsky, N. (1986), *Barriers*. (Linguistic Inquiry Monograph 13). Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Chomsky, N. (1992), "Explaining Language Use". In: *Philosophical Topics* 20: 205–231.
- Chomsky, N. (1995), *The Minimalist Program (= Current Studies in Linguistics; 28)*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Chomsky, N. (2000), *New Horizons in the Study of Language and Mind*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Chomsky, N. und J. Fodor (1980), "Statement of the Paradox". In: Piattelli-Palmarini (1980) 259–261.
- Davidson, D. (1986), "A Nice Derangement of Epitaphs". In: E. Lepore (1986) 433–446.
- Davis, S. (1976), *Philosophy and Language*. Indianapolis.
- Dummett, M. (1986), "A Nice Derangement of Epitaphs: Some Comments on Davidson and Hacking". In: E. Lepore (1986) 459–476.
- Grice, H.P. (1967), *Logic and Conversation*. Unveröffentlichtes Manuskript der William James Lectures 1967, Harvard University.
- Grice, H. P. (1975), "Logic and Conversation". In: P. Cole & J.L. Morgan, Hrsg., *Syntax and Semantics 3: Speech Acts*. New York: Academic Press, S. 41–58. (Teil von Grice (1967)).
- Grice, H. P. (1978), "Further Notes on Logic and Conversation". In: P. Cole, Hrsg., *Syntax and Semantics 9: Pragmatics*. New York: Academic Press. S. 113–128. (Teil von Grice (1967)).
- Gunderson, K. (Hrsg.) (1975), *Language, Mind, and Knowledge (= Minnesota Studies in the Philosophy of Sciences, Vol. VII)*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Fodor, J. (1983), *The Modularity of Mind*. Cambridge, Mass.: MIT Press.

- J. Fodor (1987), *Psychosemantics*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Habel, Ch., S. Kanngießer & G. Strube, (1990), "Editorial". In: *Kognitionswissenschaft* . 1: 1-3.
- Habel, Ch., S. Kanngießer & G. Rickheit (1996), "Thesen zur Kognitiven Linguistik". In: Ch. Habel, S. Kanngießer, G. Rickheit, Hrsg., *Perspektiven der Kognitiven Linguistik. Modelle und Methoden*. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden, S. 15–23.
- Harnad, S. (1990), "The Symbol Grounding Problem". In: *Physica D* 42: 335–346.
- Hempel, C. G. (1952), *Fundamentals of Concept Formation in Empirical Science*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kanngießer, S. (1997), "Inside and Outside the Chinese Room". In: Ch. Freksa, M. Jantzen, Rüdiger Falk, Hrsg., *Foundation of Computer Science. Potential – Theory – Cognition*. (= Lecture Notes in Computer Science, Vol. 1337). Berlin, Heidelberg, New York, Barcelona, Budapest, Hong Kong, London, Milan, Paris, Santa Clara, Singapore, Tokyo: Springer, S. 359–368.
- Katz, J.J. (1975), "Logic and Language: An Examination of recent Criticisms of Intensionalism". In: Gunderson (1975), 36–130
- Kemmenade, A.V. and N. Vincent (Hrsg.) (1997), *Parameters of Morphosyntactic Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kutschera, F. von (1972), *Wissenschaftstheorie*. München: Fink. 2 Bände.
- Lenzen, W. (1996), "Searle's chinesisches Zauber oder Wahrnehmung, Sprachverständnis und der Turing-Test". In: A. Burri (Hrsg.), *Sprache und Denken*. Berlin: de Gruyter.
- Lepore, E. (Hrsg.) (1986), *Truth and Interpretation*. Oxford: Blackwell 1986.
- Levinson, St. (1983), *Pragmatics*. Cambridge, Mass.: Cambridge University Press.
- Lewis, D. (1975), "Languages and Language". In: Keith Gunderson (1975) 3–35.
- Maas, U. (1998), "Kategorienrutschbahnen: mar. arab. *t ala* „komm!“, *b l:ati* „langsam“, *in a a* FUT.POS. u.a.". In: S. Kanngießer, P.M. Vogel (Hrsg.), *Elemente des Sprachwandels*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 48–62.
- Macheiner, J. (1991), *Das grammatische Varieté oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- McGinn, Colin (1996), *Die Grenzen des vernünftigen Fragens*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Münch, D. (1990), "Minds, Brains and Cognitive Science". In: A. Burkhardt (Hrsg.), *Speech Acts, Meaning and Intentions. Critical Approaches to the Philosophy of John Searle*. Berlin: de Gruyter, pp. 367–390.
- Neville, H., J. Nicol, A. Barss, K. Forster, M. Garrett (1991), "Syntactically based Sentence Processing Classes: Evidence from Event-Related Brain Potentials". In: *Journal of Cognitive Neuroscience* 3: 151–165.
- Pagliuca, W. (Hrsg.) (1994), *Perspectives on Grammaticalization*. Amsterdam: Benjamins.
- Piattelli-Palmarini, M. (Hrsg.) (1980), *Language and Learning. The Debate between Jean Piaget and Noam Chomsky*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.

- Ramat, G. & P. Hopper (Hrsg.) (1998), *The Limits of Grammaticalization*. Amsterdam: Benjamins.
- Rappaport, W. J. (1988), "To Think or not to Think. Critical Review of John Searle: "Minds, Brains, Programs"". In: *Nous* 22: 585–609.
- Rey, Georges (1997), *Contemporary Philosophy of Mind*. Blackwell: Oxford, Malden, Mass.
- Rickert, H. (1926/1986), *Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft*. Sechste und siebente durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen 1926: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck). Neuauflage Stuttgart 1986: Philipp Reclam jun.
- Ross, J.R. (1972), "The Category Squish: Endstation Hauptwort". In: Papers from the Eighth Regional Meeting. Chicago: Chicago Linguistic Society, S. 316–328.
- Saussure, F. de (1916/1967), *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Auflage. Übersetzt von Herman Lommel unter Mitwirkung von Albert Riedlinger. Berlin 1967: De Gruyter.
- Searle, J. (1969), *Speech Acts*. Cambridge, Mass.: Cambridge University Press.
- Searle, J. (1976), "The Rules of the Language Game". In: *Times Literary Supplement*, September 10, 1976.
- Searle, J. (1980), "Minds, Brains, Programs". In: *The Behavioral and Brain Sciences* 3: 417–424; 450–456.
- Searle, J. (1981), "Minds, Brains, Programs". In: J. Haugeland (Hrsg.), *Mind Design. Philosophy, Psychology, Artificial Intelligence*. Cambridge, Mass.: MIT Press, pp. 282–306.
- Searle, John. (1992), *The Rediscovery of Mind*. Cambridge, Mass.: MIT-Press.
- Traugott-Closs, E. & B. Heine (Hrsg.) (1991), *Approaches to Grammaticalization*. 2 Bde. Amsterdam: Benjamins.
- Turing, A. (1950), "Computing Machinery and Intelligence". In: *Mind* 59: 433–460.